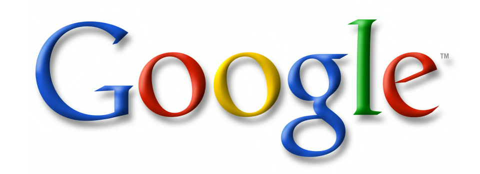
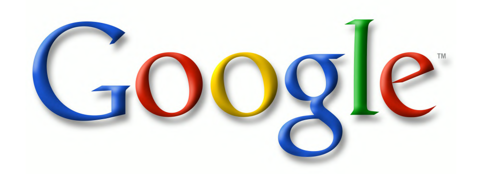






Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Sechster Band.

M und N.

Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.

Nothgedrungene Erklärung
zur Sicherung
Rechts und Gerechtigkeit.

Ob der Nachdruck nach sittlichen und naturrechtlichen Grundsätzen erlaubt sey oder Mißbilligung verdiene, darüber haben die Verfechter der einen und der andern Behauptung zur Zeit noch nicht einig werden können: von allen Seiten aber ist wenigstens der Satz anerkannt, daß Verträge heilig gehalten werden müssen. —

Unter dem Schutze einheimischer Rechtsgewohnheiten hatte Buchdrucker Macklot zu Stuttgart das im Verlag des Hrn. Brockhaus zu Altenburg erschienene Conversations-Lexicon abzudrucken, oder, wenn man will, nachzudrucken, angefangen. Schon waren 4 Bände fertig, als Hr. Brockhaus auf eine neue Ausgabe seines Originals ein Königl. Württembergisches Privilegium erlangte, wobei jedoch dem Buchdrucker Macklot die Vollendung seiner Ausgabe bis zum Schlusse des Werks, selbst die Suplement-Bände mit einbegriffen, ausdrüklich vorbehalten und gesetzlich gesichert blieb. Zur nämlichen Zeit machte Herr Brockhaus dem Unterzeich-

neten Anträge zur Aussöhnung, und es kam ein Vergleich zu Stande, durch welchen sich Macklot gegen eine Geldaufopferung von Fünfzehnhundert Gulden rheinisch („als Schadenersatz und Mithonorar") blos Frieden und Ruhe erkaufen wollte, nicht die Vergünstigung zur Fortsetzung seines Drucks: denn über diesen Punkt hatte Herr Brockhaus, Dank sei es der gerechten Fürsorge unserer Würtembergischen Regierung, keine Stimme abzugeben.

In dem dritten Punkte dieses unterm 16. Jan. d. J. abgeschlossenen Vergleichs ist wörtlich folgendes enthalten:

„Brockhaus, als ursprünglicher rechtmäßiger Verleger, wird keinen einzigen Schritt weiter thun, diese Ausgabe des Hrn. Macklot zu diskreditiren, oder sie in den Augen des Publikums aus irgend einem Gesichtspunkte herabzuwürdigen, oder den gedachten Unternehmer wieder aus irgend einem moralischen, bürgerlichen oder juristischen Principe wegen dieser Unternehmung öffentlich anzugreifen, und ihn in der ruhigen Vollendung seiner angefangenen Ausgabe in derselben — nur nicht vergrößerten — Auflage, als wie er solche begonnen, zu stören."

Von der Hoffnung geleitet, daß Hr. Brockhaus die hier deutlich ausgesprochene Verpflichtung gewissenhaft und pünktlich erfüllen werde, trug Macklot kein Bedenken, seine übernommene Verbindlichkeit zur Bezahlung der verabredeten Entschädigungssumme von tausend Thalern nach Wechselrecht zu bestätigen, und auf diese Art den Hrn. Brockhaus unwiderruflich, und auf die möglich bündigste Weise sicher zu stellen.

Desto unerwarteter und auffallender mußte jedoch für Macklot ein gedruckter und überall verbreiteter

„Bericht über die neue privilegirte Ausgabe des Conversations-Lexicons",

seyn, welchen Hr. Brockhaus zu Altenburg am 15. Merz d. J. — mithin zwey Monate nach dem abgeschlossenen Vergleich — ohne alle Zurückhaltung unter seinem eigenen Namen öffentlich bekannt machte, und welcher zugleich zur Vorrede der vierten Brockhaus'schen Auflage bestimmt oder als solche wirklich schon erschienen ist, und auf diesem Wege die gröstmögliche Oeffentlichkeit erlangen wird.

Nachdem sich Hr. Brockhaus im Eingange dieses Berichts über den Nachdruck überhaupt herausgelassen, und dann bemerkt hatte, daß, was die deutschen Bundesstaaten betreffe, derselbe insbesondre noch jetzt in Würtemberg und Baden fortdaure, ungeachtet in der deutschen Bundesakte bereits der Grundsatz der Nichtzuläßigkeit des Nachdrucks in dem ganzen Umkreise der deutschen Bundesstaaten ausgesprochen sey, (?) geht er zur Benennung des einzigen Mittels über, welches er, zur Sicherung seines Eigenthums gegen den Macklot'schen Nachdruck, durch die Nachsuchung eines Königl. Würtembergischen Privilegiums habe ergreifen müßen.

Hierauf schreitet Hr. Brockhaus, welcher in der zuvor angeführten Stelle des Vertrags vom 16. Jan. für die ihm zugesicherte Summe von tausend Thalern sich verbindlich gemacht hatte, keinen einzigen Schritt weiter zu thun, die Macklot'sche Ausgabe in den Augen des Publikums aus irgend einem Gesichtspunkte herabzuwürdigen, oder die Macklot'sche Unternehmung aus irgend einem Prinzipe öffentlich anzugreifen, zur näheren Würdigung des in Frage stehenden Nachdrucks, dessen Erscheinung ihn zur Nachsuchung eines Königlich Würtembergischen Privilegiums bewogen hatte. Er sagt:

„Eine nähere Untersuchung des Nachdrucks selbst zeigte übrigens sehr bald, daß darin für die innere Vervollkommnung des Werks so viel wie Nichts geschehe-

hen war. Alle sogenannten Vermehrungen und Verbesserungen beschränkten sich am Ende auf ein halbes Dutzend Artikel in jedem Bande, und waren gegen die Masse des Ganzen für nichts zu achten. Die in das Original eingeschlichenen Druckfehler waren nicht nur größtentheils wiederholt, sondern auch noch mit unzähligen neuen vermehrt worden. Ja, der Nachdruck war nicht einmal nach dem neuesten Druck des Originals, sondern nach einem frühern gemacht, und sonach einige augenscheinliche Unrichtigkeiten, so wie eine große Anzahl Artikel, welche die Redaktion schon durchaus verbessert, und dem Zwecke des Ganzen mehr angepaßt hatte, in ihrer ersten minder zweck- und zeitgemäßen Gestalt, wieder abgedruckt worden. —— Daß bey solchen Nachläßigkeiten vollends nicht daran gedacht war, dem Werk überhaupt einen höhern Charakter zu geben, wohin das unabläßige Bestreben des Unternehmers geht, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung. Ja da ein Theil des Macklot'schen Nachdrucks ausserhalb Würtemberg gemacht wird, in einem Lande, wo die Censurbehörden andere Grundsätze befolgen, so dürfte das Werk selbst nicht einmal in allen Artikeln vollständig oder unverstümmelt nachgedruckt werden, und diese Auslassungen und Verstümmelungen möchten wohl meistentheils die wichtigsten Artikel treffen." —

Für den gegenwärtigen Zweck wäre es überflüßig, den Tadel zu zergliedern, welcher unter Anführung von angeblichen Thatsachen dem Macklot'schen Nachdruck gemacht wird, und der Unterzeichnete kann sich mit der Bemerkung begnügen, daß selbst eine kleine Verbesserung, sollte sie auch nur ein halbes Dutzend Artikel in jedem Bande umfassen, dennoch immer als Verbesserung angesehen werden dürfe,

und daß es in dem Begriff des Nachdrucks zunächst nicht liege, dem nachgedruckten Werke einen höhern Charakter zu geben, so leicht es auch seyn möchte, dem vorliegenden Conversations-Lexicon durch sorgfältige Benutzung des berühmten Krünitz'schen Werks und der deutschen Encyklopädie einen größeren Werth und größere Vollständigkeit zu verschaffen: aber das darf zur Steuer der Wahrheit nicht unberührt bleiben, daß Macklot im Sinne gehabt habe, einen Theil dieses Werks in Wien abdrucken zu lassen; da er indeß von diesem seinem Vorsatz wieder abgegangen ist, so mag sein nie zur Ausführung gekommnes Vorhaben zu Begründung der Besorglichkeit nicht angeführt werden, daß die Macklotsche Ausgabe in den wichtigsten Artikeln verstümmelt erscheinen dürfte.

Die Frage, welche von dem Unterzeichneten dem unpartheischen einheimischen und auswärtigen Publikum vorgelegt wird, beschränkt sich einzig darauf, ob Hr. Brockhaus, wenn man den dritten Punkt des unterm 16. Jan. d. J. mit Macklot abgeschloßnen Vertrags und den in einer hieher gehörigen Stelle angezogenen gedruckten Bericht vom 15. Merz d. J. gegen einander hält, sein vertragsmäßig und gegen eine namhafte Geldsumme gegebenes Wort redlich und bieder erfüllt habe?

Eine ganz unbefangene Beantwortung derselben wird wohl ohne allen Zweifel gegen Hrn. Brockhaus ausfallen müssen; eine zweite, weit wichtigere, Frage hingegen möchte dann diese seyn: Weil Hr. Brockhaus nun einmal wortbrüchig geworden ist: kann Macklot an seine demselben gegebene Zusage gebunden seyn?

Die Einrede, man habe die Valuta nicht erhalten, wird selbst vom Wechselgericht beachtet, wenn sie auf der Stelle glaubhaft dargethan werden kann, und Macklot würde, ob er sich gleich nach Wechselrecht verbindlich gemacht hat,

dem Hrn. Brockhaus 1500 fl. zahlen zu wollen, die Bezahlung verweigern können, weil eine der Hauptbedingungen, welche ihn an seinem Theile bei jenem Zahlungsversprechen bestimmte, auf der andern Seite vorsätzlich vernichtet worden ist.

Er hat sich jedoch vorgenommen, durch Zahlungs-Verweigerung der schwäbischen Biederkeit keinen Flecken anzuhängen; aber hoffentlich wird er in den Augen eines unbefangenen Publikums gerechtfertigt erscheinen, wenn er, nach geleisteter Zahlung, diejenigen Rechtszuständigkeiten geltend zu machen sucht, welche zu beschränken Hr. Brockhaus beim Abschluß des Vertrags vom 16. Jan. die Absicht hatte, welcher Vertrag aber in den übrigen Punkten für Macklot nicht mehr als verbindend angesehen werden mag, nachdem Hr. Brockhaus für angemessen erachtet hat, denselben ohne alle rechtmäßige Ursache in jener Bedingung zu verletzen, welche nur darum festgesetzt worden war, damit Macklot für seine beträchtliche Geldaufopferung durch den unverkümmerten Absatz seiner nicht zu discreditirenden Ausgabe des Conversations-Lexicons — welches nach seiner Zusammensetzung und in Betrachtung der Quellen, woraus es geschöpft worden ist, als eigentliches Originalwerk, in der ganzen Bedeutsamkeit dieses Worts, doch nicht angesehen werden kann — einigermaßen wiederum entschädigt werden möge.

Dieß, ebenfalls im Wege der Oeffentlichkeit, für Hrn. Brockhaus zu Altenburg in Sachsen zur vorläufigen Nachricht: die Ergreifung der weitern sachdienlichen Maasregeln will der Unterzeichnete jedoch, wie den vorgehabten Hilfsdruck in Wien, einstweilen noch in petto behalten.

Stuttgart, den 12. Mai 1817.

A. F. Macklot.

Conversations-Lexicon.

Sechster Theil.

M und N.

Nachricht.

Der noch rückständige fünfte Band erscheint auf den 15ten July dieses Jahrs.

Da nun die Hälfte des Werks geliefert ist, so werden diejenigen Herren Abnehmer, welche bei dem Verleger unmittelbar pränumerirt haben, ersucht, die Vorausbezahlung für die folgenden 5 Bände zu erneuern, und zwar mit 7 fl. 30 kr. für einzelne Exemplare oder 6 fl. 40 kr. in dem Fall, daß wenigstens 4 Exemplare zusammen bestellt werden.

Mit dem gegenwärtigen sechsten Bande wird den Käufern dieses Werks eine Abhandlung

Ueber Büchernachdruck

unentgeldlich verabfolgt. Einzeln für sich ist diese Schrift für 24 kr. zu haben.

M.

M gehört zu den Buchstaben, die von den ältern Grammatikern auch liquidae (litterae) genannt wurden. Es bezeichnet dieser Buchstabe die Römischen Namen Marcus, Mutius, Martius u. s. w., ferner die Worte Magnus, magistratus, magister, Manes, Manuale (bei Kaufleuten) Memoriale, Memoria, meus, miles und militaris, mensis, moneta, monumentum, municipium, manus, auf Recepten m oder man., manipulus (eine Hand voll) am Schlusse misce, z. B. M. D. S. misce, detur, signetur (mische, gib und bezeichne es); ferner in Briefen m. m. manu mea oder m. p. mit eigner Hand; bei Titeln magister, M. A. magister artium oder M. D. medicinae Doctor; endlich die Zahl 1000 (hier schreibt sich das M eigentlich von [I], woraus cIɔ oder ∞ und M gemacht worden ist, her; auf französischen Thalern den Münzort Toulouse.

Mäander, jetzt Meinder, einer der bedeutendsten Flüsse Asiens. Er entspringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwischen Carien und Lydien, wo er die Gränze macht, hindurch, und fällt zwischen Priene und Miletus ins ägeische Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen seiner vielen Krümmungen und Windungen berühmt; und sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich mäandrische Wege, mäandrische Worte, d. i. künstliche Wendungen und Umschweife u. s. w.

Maas, ein großer schiffbarer Fluß, welcher in Champagne, nicht weit von Langres, entspringt, die Niederlande durchströmt, außer mehreren kleinen Flüssen die Lesse, Sambre, Ourthe aufnimmt, und sich bei Dortrecht in zwei Arme theilt, davon der nördliche die Merwe genannt wird und bei Rotterdam vorbeifließt. Nicht weit davon vereinigen sie sich wieder, und endlich fällt die vereinigte Maas zwischen Briel und Gravesand sehr breit in die Nordsee.

Maaß heißt das bestimmte Verhältniß der Theile eines Dinges zum Ganzen, und daher auch die Größe (Maaßstab im weitern Sinne), welche man annimmt, um andere Dinge derselben Art auszumessen, d. i. das Verhältniß ihrer Theile zu bestimmen, und auszusprechen, wie sich ein Gegenstand in Hinsicht seiner Größe zu dieser angenommenen Größe verhalte. Es gibt daher nach Verschiedenheit der Größen 1) Längenmaaße, dessen Größe eine gerade Linie ist. Die Größe der Längenmaaße in Deutschland ist an verschiedenen Orten verschieden. Man unterscheidet hier die Ellenmaaße (zum Messen der seidenen, wollenen und leinenen Zeuge), die Fußmaaße und die Meilen- oder Wegemaaße. Die Benennungen und Eintheilungen, welche hieher gehören, sind folgende: 1 Ruthe = (ist gleich) 2 Klaftern; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Fuß = 12 Zoll; 1 Zoll = 12 Linien. Hier gibt es aber große Verschiedenheit. So z. B. enthält die Leipziger Elle 250 3/5 franz. Linien, die Hamburger Elle 254 franz. Linien, die Brabanter Elle 306 franz. Linien, die Berliner Elle 298 franz. Linien rc. (Uebrigens s. Fuß und Meilen.) 2) Flächen- oder Quadratmaaße, welche nebst einer Länge auch die Breite an-

geben, bestimmen die Größe der Länder, Felder, Aecker, Wiesen, Hölzer, auch die Größe von Brennholzstößen, Nutzholz, Tapeten u. dgl. Eine Fläche von 1 Zoll lang und 1 Zoll breit, heißt ein Quadrat (□); 12 Zoll Länge und 12 Zoll Breite geben einen Quadratfuß von 144 □Zoll. Auch diese Maaße sind sehr verschieden. Besondere Benennungen sind Juchart, Morgen Landes, Acker, Arpens, Tonne, Aussaat ꝛc. 3) Körper- oder Cubikmaaße, welche nebst der Länge und Breite auch die Höhe und Tiefe angeben, werden zum Ausmessen trockner (z. B. Getraide, Salz, Kohlen ꝛc.), oder flüssiger Waaren (z. B. Wein und Branntwein, Oel, Bier ꝛc.) gebraucht. Zum Messen der erstern hat man Last, Wispel, Malter, Säcke, Scheffel, Simmer, Faß, Himten, Spint, Tonne, Viertel, Metzen, Mäßchen ꝛc. Sie sind nach Verschiedenheit der Gegenstände und Orte sehr verschieden. So ebenfalls die Maaße flüssiger Sachen. Hieher gehören die Benennungen Gallon, Maaß (im engern Sinne), Pinte, Fuder, Oxthoft, Ohm oder Ahm, Anker, Faß, Eimer, Viertel, Stübchen, Kannen, Quart, Oessel, Schoppen u. s. w. Die Größe des Cubikmaaßes ist der Würfel. Ein Körper, der 1 gemeinen Fuß lang und 1 gemeinen Fuß tief ist, folglich einen regulären Würfel vorstellt, heißt ein Cubikfuß. — Im figürlichen Sinne ist Maaß die Beschränkung auf das Natürliche und Regelmäßige.

Maaßstab ist ein mit Andeutung der Längenmaaße versehenes Instrument (Staab), welches man zum Ausmessen der Länge eines Körpers gebraucht. Der verjüngte Maaßstab ist ein solcher, welcher die gewöhnlichen Längenmaaße einige Mal verkleinert vorstellt. Man bedient sich seiner, um große Gegenstände in richtigem Verhältnisse ins Kleine zu bringen und abzuzeichnen.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner, geboren im J. 1632 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Diöcese von Rheims, trat 1653 in die Benedictinercongregation von Saint-Maur. Im J. 1663 schickten ihn seine Obern nach Saint-Denis, um den Fremden den Schatz und die Denkmäler dieser Abtei zu zeigen und zu erklären. D'Achery foderte ihn zur Theilnahme an seinem Spicilegium auf, und hatte Ursach, seinen Fleiß und seinen Forschungsgeist zu rühmen. Als die Congregation von Saint-Maur den Entschluß gefaßt hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu besorgen, wurde ihm der heilige Bernhard (S. Bernardi opera, 2 Voll. fol. 1665.) zugetheilt, und er entledigte sich dieses Auftrags mit eben so viel Fleiß als Glück. Colbert, der von seinen Verdiensten hörte, bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; Mabillon aber schlug sie aus, und begnügte sich, um des Ministers Schutz für seinen Orden zu bitten. Dieser schickte ihn im J. 1683 nach Deutschland, um hier alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs und zum Ruhme des königl. Hauses dienen könnte. Mabillon zog mehrere merkwürdige Documente und Urkunden in seinem Reisejournal ans Licht. Da diese gelehrte Reise allgemeinen Beifall erhalten hatte, schickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Italien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier machte er eine reiche Ausbeute. Von allen Gegenständen, die seine Neugierde reizten, zog keiner ihn so sehr an, als die Catacomben von Rom. Mehrere seiner Schriften zo-

se ihnen mehr schädlich als nützlich seyen; widerlegte diese paradoxe Behauptung in Auftrag seiner Congregation durch seinen Traité des études monastiques mit einer einfachen und schlichten, aber kräftigen Beredsamkeit. Mabillon kehrte darauf zu seinem gelehrten Werke über die Diplomatik (de re diplomatica, 2 Bücher, 1681. fol.) zurück, das er 1681 herausgegeben hatte. Diese Wissenschaft verdankte ihm ihren ganzen Glanz. Mit großem Scharfsinn wußte er die dunkelsten Gegenstände aufzuklären, und die Regeln der Diplomatik unter einem einzigen Gesichtspunkt zu vereinigen. Dennoch fanden einige seiner Behauptungen Widerspruch. Mabillon begnügte sich, seinem Werke ein Supplement beizufügen, 1704, das fast allgemein genügte. Liebe zum Frieden, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit waren die Hauptzüge seines Characters. Als er Ludwig XIV. als der gelehrteste Geistliche des Königreichs vorgestellt wurde, setzte Bossuet mit Recht hinzu, daß er auch der anspruchloseste sey. — Er starb zu Paris im Dec. 1707. Die Akademie der Inschriften hatte ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Außer den angeführten Werken hat er herausgegeben: Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti, 9 Foliobände; Analecta, 4 Bände; sein Musaeum italicum, das er mit Germain gemeinschaftlich herausgab, und Annales ordinis Benedicti, wovon er die 4 ersten Bände abfaßte. Außerdem hat er mehrere Werke in französischer Sprache geschrieben. Seine oeuvres posthumes hat Dom Thuillier 1724 in drei Quartbänden herausgegeben.

Mably (Gabriel Bonnot de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grénoble geboren und starb zu Paris 1785. Seine ersten Studien machte er bei den Jesuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madam Tencin, die durch ihre Intriguen wie durch ihre Geistesgaben sich einen Namen gemacht hatte, und eine Auswahl von gebildeten Personen um sich versammelte. Mably hatte eben seine Parallèle des Romains et des Français herausgegeben, welche gelobt wurde. Madam Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politische Angelegenheiten mit vielem Scharfsinn sprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, dessen ihr Bruder, der ins Ministerium getreten war, bedurfte. Um diesen in seinen Wirkungskreis einzuweihen, schrieb Mably seine Uebersicht der seit dem westphälischen Frieden geschlossenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienst, den er ihm leistete. Der Cardinal, der seine Schwäche fühlte, bat den König um die Erlaubniß, seine Meinung schriftlich übergeben zu dürfen, und gab Mably den Auftrag, die Berichte und Denkschriften abzufassen. Er war es, der 1743 mit dem Minister des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufsetzte, den Voltaire diesem Fürsten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda eröffneten Congresses zur Grundlage dienen sollten. Diese verschiedenen Urkunden beweisen seinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er sich bald darauf, als er sich mit dem Cardinal veruneinigt hatte, von dieser Laufbahn zurück und widmete sich ganz den Wissenschaften, ohne je weiter einen Schritt nach Ehrenstellen zu thun, oder durch Gunstbewerbungen seine sehr mäßigen Glücksumstände verbessern zu wollen. Der Marschall Richelieu vermochte mit den dringendsten Vorstellungen nicht, ihn zu bewegen, daß er sich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben so verfuhr er bei der Herausgabe seiner Werke mit seltner Uneigennützigkeit. Statt alles Honorars begnügte er sich mit ei-

ner kleinen Anzahl von Exemplaren, die er unter seine Freunde verschenkte. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. Mably erklärte laut, daß die Basis seines Unterrichts seyn werde: Die Könige sind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zusammenhang der Ereignisse so wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten der Zukunft vorhersagen konnte, z. B. die Freiheit der amerikanischen Colonien, und die in Genf und Holland spätrr eingetretenen Veränderungen. Auch prophezeihte er in einem seiner letzten Werke, daß das Deficit der französischen Finanzen die drückendsten Abgaben herbeiführen müsse, daß man, um sie aufzuerlegen, die Generalstände zusammenberufen, daraus aber eine Revolution in der Regierung hervorgehen werde. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1. Parallèle des Romains et des Français; 2. Le droit public de l'Europe; 3. Observations sur les Romains; 4. Observations sur les Grecs; später unter dem Titel Observations sur l'histoire de la Grèce, ein wegen seiner lichtvollen Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerthes Werk; 5. Des principes des négociations; 6. Entretiens de Phocion, worin der Verfasser seine Ideen von der Tugend der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufstellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. Observations sur l'histoire de France; 8. Entretiens sur l'histoire; 9. De la manière d'écrire l'histoire; 10. Lettre à Mad. la Marquise de P . . . sur l'opéra. — Sein Styl ist lichtvoll, correct, zuweilen elegant, aber etwas kalt. Der Abbé Brizard hat der Sammlung seiner Werke, welche 1794 zu Paris in 15 Octavbänden erschien, eine Lobrede auf ihn vorgesetzt.

Macao, eine vormals berühmte Handelsstadt in China, auf einer kleinen Erdzunge gelegen, die zu einer Insel gehört. Sie hat gegenwärtig ihre Wichtigkeit verloren. Zur Zeit der Reise des Lords Macartney bestand die ganze Besatzung aus 3 bis 400 Negersoldaten. Die Zahl der Einwohner beträgt 34,000, wovon mehr als die Hälfte Neger sind. Dieser Platz wurde den Portugiesen zur Zeit ihrer Macht abgetreten; sie trieben lange daselbst einen bedeutenden Handel, nicht nur mit China, das sie fast allein besuchten, sondern auch mit Japan, Tunkin und andern asiatischen Ländern. Gegenwärtig treiben die Engländer den Handel unter dem Namen der Portugiesen. Nicht weit von Macao findet sich die berühmte Camoens-Grotte, in welcher dieser große Dichter seine Lusiade, während er dort in der Verbannung lebte, gedichtet haben soll.

Macaronische Verse. Macaronische Schreibart. Der Benedictinermönch Theofilo Folengo, ein Mantuaner, (1494 — 1544) verfertigte unter dem Namen Merlin Coccai scherzhafte Gedichte, in denen lateinische und italienische Wörter vermischt waren. Er nannte sie macaronische Verse, nach einer Art Nudeln in Italien, welche man Macaroni (s. d. Art.) nennt. Auch hatte das bekannteste seiner Gedichte die Aufschrift Macaronica, und war ein Lobgedicht auf die Macaroni. Uebrigens findet sich schon unter den Gedichten Dante's eine Canzone, worin regelmäßig die lateinische, italienische und provençale Sprache abwechseln.

Macaroni, s. Maccaroni.

Macartney (George Earl of), geboren 1737 zu Lissanoure in Irland, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung, trat in seinem dreizehnten Jahre in das Trinity-College auf der Universität Dublin, und wurde 1759 Magister. Darauf ging er nach London, wo

er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundschaft schloß. Da er nicht die Absicht hatte, sich den Staatsgeschäften zu widmen, verweilte er nur so lange hier, um sich zu einer Reise durch die Hauptländer des Continents, deren Kräfte, Hülfsmittel und Politik er kennen lernen wollte, vorzubereiten. Im Laufe dieser Reise hatte er Gelegenheit, dem ältesten Sohn des Lords Holland, Stephen Fox (jetzigem Lord Holland), wesentliche Dienste zu leisten, wodurch er sich das fortdauernde Wohlwollen dieser Familie erwarb. Auf des Lords Holland, und dessen Freundes, des Lords Sandwich, Veranstaltung trat er ins Parlament. Bald aber glaubten diese beiden Staatsmänner, daß Macartney, der mit gründlichen diplomatischen Kenntnissen alle Eigenschaften besaß, um an einem weiblichen Hofe zu gefallen, seinem Vaterlande nützlicher seyn könne, wenn man ihn nach Petersburg sende, um die Kaiserin Catharina zu Abschließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Januar 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Botschafter an, und brachte nach viermonatlichen sehr schwierigen Unterhandlungen glücklich einen Handelsvertrag zu Stande. Aber die brittischen Minister, die nicht sowohl den Inhalt, als einige Unwesentlichkeiten mißbilligten, versagten ihre Genehmigung, und erst nach langen höchst mühseligen Verhandlungen gelang es Macartney, dessen Ausdauer fast noch mehr, als seine Geschicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuschließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der besondern Achtung der Kaiserin; der König Stanislaus, dem er am petersburger Hofe ebenfalls wesentliche Dienste geleistet hatte, gab ihm seine Dankbarkeit durch Uebersendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Macartney folgte nach einiger Zeit als Secretär dem Lord Townsend nach Irland, wohin dieser als Vicekönig ging. Er wurde successive zum Mitgliede des Parlaments, zum Ritter des Bathordens und zum Gouverneur von Granada und Tabago ernannt. Auf diesem Posten blieb er bis zur Eroberung dieser Inseln durch die Franzosen im Jahr 1779. Er fiel selbst in französische Gefangenschaft und verlor einen großen Theil seines Vermögens. Im Jahr 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit so viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Ministerium beschloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beschäftigte sich damals mit dem Plane, dem Absatz der englischen Waaren in China eine größere Ausdehnung zu verschaffen, um nicht jährlich so bedeutende baare Summen diesem Lande für Thee zufließen lassen zu müssen. Man hielt Macartney für den fähigsten Mann, diese Gesandtschaft auszuführen, und er ließ sich bereit dazu finden. Man überließ ihm selbst die Ernennung aller Personen, die ihn begleiten sollten, so wie alle übrigen Bestimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney of Dervock in der Grafschaft Antrim. Am 26sten September 1792 segelte die Expedition von Spithead ab, und erreichte glücklich ihre Bestimmung. Aber weder die mitgebrachten Geschenke, deren Werth die Chinesen nicht verstanden, noch die, selbst manche Demüthigung nicht achtende, Nachgiebigkeit des Gesandten konnten ihn zu seinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sache wieder nach London zurück, und wurde zum Zeichen der königlichen Zufriedenheit mit seinem Eifer im Dienste des Vaterlandes zum Earl (Grafen) of Macartney in der Grafschaft Antrim erhoben. Der Gesandtschafts-

secretair, G. L. Staunton, hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise dem Publicum übergeben, als sein Tod das Werk unterbrach; sie erschien in der Folge vollständig von Barrow. Beide Reisebeschreibungen sind vielfältig übersetzt worden. Im Jahr 1795 ging Macartney als Gesandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799 als Gouverneur nach dem Cap. Er starb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben so geschickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für sein Vaterland rastlos thätigen Mannes.

Macbeth (zusammengesetzt aus Mac, der Nachkomme, und Beth), einer der berühmtesten schottischen Könige, und zwar der Reihe nach der 85ste. Als Feldherr unter seinem Vetter Donald VII. bekämpfte und unterdrückte er die Inselbewohner und Irländer mit vielem Glück. Gegen die Dänen gesendet, ließ er den Anführern, während der angefangnen Friedenstractaten, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten sich nebst dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch sein Glück, strebte nun selbst nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenschliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, bestärkte ihn in dem Vorsatz, seinen schwarzen Plan auszuführen, und den König im 7ten Jahre der Regierung zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten und Macbeth wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er sich auf einmal zum treulosen, grausamen Tyrannen umwandelte. Das erste Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte, und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Castell erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und zu dessen Bau ihm die Thans die Leute schicken, ja sie selbst die Aufsicht führen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging einer der bedeutendsten Männer, der Than von Fife, Macduff, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meistens abfielen, wurde, nachdem er sich in sein Castell geflüchtet hatte, 1057, im 17ten Jahre seiner Regierung, getödtet. — Diesen Stoff hat Shakspeare in seinem berühmten Trauerspiele Macbeth benutzt.

Maccabäer, s. die Art. Juden und hebräische Literatur.

Maccaroni, Maccheroni, auch ital. Pasta, sind Nudeln, welche aus dem feinsten Reis- oder Weizenmehle mit Wasser durch Hülfe eigner Maschinen und Werkzeuge bereitet werden und dicker als die gewöhnlichen nürnberger Nudeln sind. Sie erhalten verschiedene Formen. M. a canna sind stengelförmig, tagliarini platt und viereckig, a lumaga schneckenförmig, vermicelli regenwurmartig. Alle diese Sorten kommen gelb (mit Eigelb und Safran gefärbt) und weiß vor. Die besten kommen aus Italien, besonders aus der Gegend von Neapel, dann aus Aix in Frankreich. In Deutschland aus Wien, Mag-

deburg, Halle, Dresden. Sie müssen, damit sie nicht dumpfig werden, an trocknen Orten aufbewahrt werden. F.

Macchiavelli (Niccolò). Aus den Werken eines Schriftstellers Gemüth und Charakter desselben zu erkennen, ist schwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem italienischen Mittelalter der Fall war, die Schriften selbst nicht sowohl als ein Gesagtes, sondern als eine Handlung erscheinen, da läßt aus ihnen die Persönlichkeit des Schreibenden sich wohl beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Autors in Uebereinstimmung stehen zu seinen hinterlassenen Werken. Das letztere ist mit Niccolò Macchiavelli, dem berühmten florentinischen Staatssecretär, der Fall. Der große Mann hat der einseitigen Beurtheilung seines Tractats, welcher **der Fürst** überschrieben ist, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder **einer abscheulichen Politik** (**machiavellistische Politik, Macchiavellismus**) genannt zu werden, welche lehren soll, wie der Despotismus durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen sey. Mehrere, selbst Friedrich der Große in seinem Antimacchiavell, haben ihn zu widerlegen gesucht. Sein Leben und seine Schriften widersprechen dieser Ansicht. Von beiden wollen wir daher eine kurze Uebersicht geben. Den 3ten Mai 1469 ward Niccolò Macchiavelli aus einem edlen Geschlecht, dessen Vorfahren die höchsten Würden in der florentinischen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Marcellus Virgilius war der Lehrer seiner Jugend, welche schon früh die ewigen Werke des Alterthums begeisterten. Man kann behaupten, daß niemand vor ihm mit gleicher Lebendigkeit das großartige politische Leben in Rom und Griechenland und dem gesammten Alterthum erfaßt hatte. Von den frühern Begebenheiten seiner Jugend ist wenig bekannt. Als Cancelliere der Republik, zu welchem Posten er seiner ausgezeichneten Talente willen im ersten Mannesalter berufen ward, übte er sich unter Marcellus Virgilius, Secretär derselben, zuerst in den öffentlichen Angelegenheiten. Bald wurde aber auch ihm der hohe Posten des letztern ertheilt. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politische Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer wieder erlangt hatten (s. d. Art. Mediceer) und aus Furcht vor diesen in die vergrößerungssüchtigen Fehden und Händel Carls VIII. verwickelt wurden, in einer Zeit, wo die höchste Klugheit in politischen Unterhandlungen und der größte republikanische Sinn der Unterhändler erfodert ward, um die wiedergeborne Republik gegen die Macht der Feinde, und der Fremde selbstsüchtige Treulosigkeit zu vertheidigen, da wurde Niccolò Macchiavelli von einem wichtigen gesandtschaftlichen Posten zum andern berufen. Das hierdurch erklärte Urtheil der Republik über ihren Secretär bedarf keines weitern Commentars gegen die ungründlichen Ansichten Neuerer. Von 1500 — 1511 war er vier Mal Bevollmächtigter der Republik bei dem französischen Hofe. Dieselbe Stelle hatte er 1500 und 1508 im Lager von Pisa und 1504 beim Duca di Valentino. 1503 und 1506 war er Gesandter am päpstlichen Hofe; auch beim Kaiser Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Die Republik erkannte Macchiavelli's große Verdienste, belohnte sie aber nur kärglich; bisweilen mußte er die Signoria mit Bitten angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Armuth war aber in jeder Zeit das Kennzeichen redlicher, dem Staate mit aufrichtiger Treue dienender Männer. Vom höchsten Nutzen waren der Republik seine Rathschläge, als sich die Bewohner von Val di Chiana empörten. Nach den vielen Briefen, welche von ihm in den florentinischen Archiven auf-

bewahrt werden, waren folgende die vorzüglichsten Maximen seiner politischen Rathschläge: Fried- und freundschaftliche Auseinandersetzungen, strenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichst schonende Abgaben und sorgsame Berücksichtigung der geringfügigsten Umstände, wenn sie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten standen. Auch in militärischer Hinsicht (hatte er gleich, so viel uns bekannt, niemals unmittelbaren Antheil an einem Gefecht genommen) war die Republik so fest von der Gründlichkeit seiner Einsichten überzeugt, daß sie im Kriegswesen vor allen seinen Rathschlägen folgte; unter andern ward nach seiner Angabe eine toscanische Legion gebildet, welche sich später unter Johann von Medicis Anführung auf das rühmlichste auszeichnete. Als es dem Papste Julius gelang, die französische Oberherrschaft in Italien zu brechen, suchte Ludwig XII., um sich an dem Papste zu rächen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen, und verlangte, daß die Florentiner selbigem Pisa öffnen möchten, welches damals wieder unter florentinische Oberherrschaft gekommen war. Der Secretär fürchtete die römischen Bannstrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Machiavelli ging selbst in dieser Absicht als Gesandter an den König ab; allein vergeblich. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Pisa gesendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich, dessen Auflösung zu bewirken. Nichts desto weniger war der Papst den Florentinern so erzürnt, daß er in Vereinigung mit den Aragonesern ihnen die Freiheit raubte, und die Mediceer wieder einsetzte. Da Machiavelli durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht gewesen war, so hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn kraft öffentlichen Decrets seiner sämmtlichen Würden zu entsetzen. Bei der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, so wie die darauf folgende Verbannung, mit kaltblütigster Standhaftigkeit ertrug. Als der Cardinal Papst ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach seiner Rückkehr in das Vaterland schrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn ersten Bücher des Livius, und seinen Principe, welchen er dem Lorenzo von Medici dedicirte. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Cardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten, zu Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen, als Rathgeber gebraucht. Machiavelli rieth, ein Gleichgewicht der Parteien herzustellen und die freie Verfassung wieder herzustellen, jedoch mit Vorbehalt der höchsten Obergewalt für den Papst. Mit der beabsichtigten Reform war es niemals ein Ernst gewesen, und eine neue Verschwörung brach aus, an welcher mehrere vornehme Jünglinge Theil nahmen, welche sich in den sogenannten Orti (Gärten) Oricellari zu versammeln pflegten, um hier Machiavelli's Lehren und unterrichtenden Gesprächen beizuwohnen. Der Verdacht, in welchen hierdurch Machiavelli abermals bei den Mediceern kam, hatte für ihn bloß die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Als Julius unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, erhielt Machiavelli wieder öffentliche Aufträge; besonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gesendet, um zur Vertheidigung Toscana's gegen Carls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewiesene Zutrauen

hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und so starb er nach seiner Rückkehr nach Florenz den 22sten Juni 1527 verkannt und verschmäht. Seine vorzüglichsten Schriften, politischen Inhalts, sind die Discorsi und der Principe. In beiden (in Hinsicht der gedrängtern Eleganz des Styls möchte dem Principe der Vorzug zu geben seyn) beweis't er sich als den gründlichsten Kenner der alten Geschichte und der Geschichte seiner Tage, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder öffentlichen Verfassung auf das lebendigste durchdrungen hatte und zugleich, mit einzig praktischem Geiste begabt, die deutlichsten Einsichten besaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfassung bedingt sey. Die Discorsi sind das Resultat seines Studiums der alten Geschichte, der Principe des gleichzeitigen italienischen politischen Lebens (über letztere siehe Buchholz in Woltmanns deutschen Blättern 9tes und 10tes Heft). Dort ist also über das Wesen freier Verfassungen gesprochen; hier von dem des Principato's: denn in Machiavelli's Tage treffen hauptsächlich die Momente, wo Italiens freie Volksverfassung listigen und gewaltsamen Usurpatoren erlag. Wer mag also den Autor tadeln, der, indem er ein System von ihm gemachter politischer Erfahrungen aufstellen wollte, nichts anders als eine Schilderung selbstsüchtiger, boshafter Abscheulichkeit zu liefern vermochte. Dies ist die Schuld der politischen Verderbniß, welche damals, und hauptsächlich mit dem Einfall der Franzosen in Italien, über dieses schöne Land hereingebrochen war. Auf unsere Zeiten, die Zeiten constitutioneller Monarchien, sind die in dem Principe aufgestellten Erfahrungslehren nicht anwendbar; und wenig müssen daher diejenigen den Principe und die neueste Geschichte unserer Monarchien (das bonapartische System war nur eine freche Episode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbniß dieser befürchten konnten. Welche Zeiten dem Machiavell die liebsten, seinem Gemüth am meisten zusagenden waren, leuchtet aus den Discorsi ein, wo er, vom Enthusiasmus für freie volksmäßige Verfassungen hingerissen, oft seine, sonst ganz ruhige, systematische, Darstellung vergißt und selbigen begeisterte Lobreden hält. Als Seitenstück zu seinem Principe ist der kurze historische Aufsatz zu betrachten: Ueber das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orsini, welches das einleuchtendste Beispiel von der Verfahrungsart der damaligen italienischen Tyrannen abgibt. Sein Dialog über die Kriegskunst (die dialogische Form ist ihm ziemlich willkürlich aufgedrungt) eifert gegen das Verderbniß des italienischen Kriegswesens durch den Gebrauch gemietheter Banden und dringt auf die Bewaffnung der eigenen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlassung seiner Gesandtschaften von Machiavelli geschriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutschlands sind, ungeachtet der Kürze der letzteren, höchst interessante historische Denkmäler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe des Schreibers. Das Leben des Castruccio Castrucani von Lucca muß bei seinem weniger concentrirten Style (überhaupt ist es nur ein historischer Roman) für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverstandene Nachahmung der Alten zu betrachten ist. Sein größtes historisches Werk ist die florentinische Geschichte, worin er die prächtige Eleganz des Livius, des Tacitus geistreicher majestätischer Kürze zu nähern gewußt und überhaupt ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat, das weder auf italienischem Boden, noch

in dem Auslande bis jetzt ein würdiges Gegenstück gefunden hat. Es besteht aus neun Büchern, wovon das erste vom Untergange des weströmischen Kaiserthums anhebt, und mit der Zeit schließt, wo Florenz eine selbstständige politische Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verschwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Das erste Buch ist das geistreichste Compendium der in ihm enthaltenen politischen Geschichte. So viel bei der durchgängigen Objectivität der Darstellung in diesem Werke sich von der Eigenthümlichkeit des Verfassers errathen läßt, so sind auch hier die deutlichsten Beweise von Macchiavelli's aufrichtigem Republikanismus niedergelegt. Seine historischen Fragmente sind meisterhafte Skizzen. Der Dialog über den Zorn ist ein Jugendwerk, das eigentlich mehr nicht als eine stylistische Uebung in ciceronianischen Perioden ist. Die Beschreibung der Pest dagegen, welche in Florenz während der zwei Jahre 1522 und 1523 wüthete, darf sich neben die ähnliche thucydideische Beschreibung stellen. Auf echt italienische Weise endet sie mit einem Liebesverständniß. Außerdem hat man noch von Macchiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geschlossene Gesellschaft (compagnia di piacere). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebenslustigkeit des Verfassers. Von den Komödien des Macchiavelli s. d. Art. italienisches Theater. Ihre geistreiche Frivolität beweis't, wie ein so eminenter Mensch ohne allen Sinn für wahre Poesie seyn konnte. Wie wenig er überhaupt für sogenannte schöne Literatur geboren war, ergibt sich auch aus seinem Aufsatz über die italienische Sprache, worin er den florentinischen Dialect als italienische Schriftsprache gegen Dante's Angriff auf eine höchst seichte und unglückliche Weise vertheidigt. Die vollständigste Sammlung seiner Werke ist diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in 8. in einer Reihe der sämmtlichen classischen italienischen Autoren erschienen ist. Das Vorurtheil gegen Macchiavelli ist besonders durch den seichten Bayle allgemein geworden, welcher (man begreift gar nicht, aus welchem Grunde) in dem Artikel Macchiavelli bemüht gewesen ist, aus spätern Schriftstellern und ganz unglaubwürdigen Ueberlieferungen denselben als den ruchlosesten und schändlichsten aller Menschen darzustellen. Die Zeugnisse glaubwürdiger und gleichzeitiger Autoren zeihen diese französischen Behauptungen der Lüge. Dm.

Macdonald (Stephan Jacques Joseph Alexandre), von schottischer Herkunft, wie sein Name bezeugt, aber in Frankreich geboren, trat als Jüngling in die Kriegsdienste seines Vaterlandes, als der Generallieutenant, Graf von Maillebois im Jahr 1784 von seinem Hofe nach Holland geschickt ward, um die antioranische Partei gegen den Erbstatthalter und Preußen zu unterstützen. Er ward mit Lieutenantsrang in der Legion Maillebois und im Jahr 1787 beim 87 Linien-Infanterieregiment angestellt. In dieser untergeordneten Rolle widmete er sich mit seltenem Eifer dem Studium der Kriegskunst, bis der Ausbruch der Revolution ihn zu Thaten aufrief. Die werdende Republik, von allen Seiten angegriffen, schuf neue Armeen und stellte ohne Unterschied die talentvollsten Männer an die Spitze. Macdonald, welcher der Republik treu blieb und für welchen ein schon zehnjähriger Militärdienst ehrenvoll sprach, wurde im Jahr 1793 zum Brigadegeneral ernannt und mit dem Anfange des Jahrs 1794 der Nordarmee zugetheilt, welche Pichegrü erobernd nach Holland führte. Er war es, der die Posten von Cammines-Nord, von Warneton und Warwik wegnahm und nachher die Einnahme von Ostfriesland befehligte. Schon

im Jahr 1796 ward er Divisionsgeneral. Als solcher commandirte er anfangs zu Düsseldorf und Cöln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er sich unter Bonaparte einen Ruf als Feldherr erwarb. Er blieb auch nach dem Frieden von Campo Formio in Italien, und commandirte bei der Einnahme von Rom und dem Kirchenstaate unter Berthiers Anführung. Als gleich darauf auch hier die republikanische Regierungsform eingeführt ward, empfing Macdonald das Commando von Rom und leitete die politischen Operationen des römischen Consulats. Neapel rüstete sich indeß zum Kriege. Mack an der Spitze von 50,000 Neapolitanern, besetzte Rom und den Kirchenstaat. Der französische Obergeneral Championnet, zog die durch Italien zerstreuten französischen Corps zusammen; auch Macdonald mußte zu ihm stoßen. Sobald Championnet stark genug war, seinem Gegner die Spitze zu bieten, ging er ihm entgegen. Bei Trento, Monterosi und Baccano wurden die Neapolitaner geschlagen, bei Calvi und Civita Castellana zwei ihrer Armeecorps aufgerieben, und schon am 14ten December zog Macdonald zum zweiten Mal siegreich in Rom ein. Nach Championnets Absetzung empfieng Macdonald im Frühjahr 1799 den Oberbefehl über die französische Armee zu Neapel. Während er noch gegen den Cardinal Ruffo und die Calabresen focht, hatten Suwarow und Melas mit ihren tapfern Schaaren die Lombardei erobert und waren siegend bis Turin vorgedrungen. Moreau rettete durch kluges Zaudern eben noch Frankreichs Gränzen, und erwartete Macdonalds Ankunft. Jeder glaubte diesen verloren, als er plötzlich durch Toscana hervor brach, und am 12ten Juni 1799 im Angesichte von Modena die Oestreicher unter Hohenzollern zurück schlug. Dann marschirte er am 14ten auf Parma, und bot mit seinem, durch Märsche und Kämpfe erschöpften Heere der vereinten Macht Rußlands und Oestreichs den Kampf an, um sich mitten durch sie den Weg zur Vereinigung mit Moreau zu bahnen. Drei Tage währte die Schlacht bei S. Giovanni, unweit Piacenza an der Trebia. Erst am Abend des dritten Tages räumte Macdonald, selbst von neuem verwundet, den Siegern Suwarow und Melas das Feld, verließ Toscana, überstieg mit dem Reste seines Heeres ungehindert die Apenninen, und vereinigte sich auf der genuesischen Meeresküste glücklich mit Moreau. Um seine Wunden zu heilen, ging er nach Frankreich. Bonaparte war aus Aegypten zurückgekommen, und fing an, seine ehrgeizigen Plane zu entwickeln. Macdonald vereinigte sich mit ihm zur Revolution des 18ten Brumaire, hob den Club der Jacobiner zu Versailles auf, und wirkte kräftig zur Gründung des französischen Consulats. Im Jahr 1800 führte er das Commando der Reservearmee in Graubündten, mit welcher er mitten im Winter über die tief beschneiten Alpen des Splügen zog und durch das Veltlin vordrang, als der Friede von Lüneville abgeschlossen wurde. Macdonald begab sich jetzt als französischer Gesandter nach Dänemark, wo er bis 1803 blieb. Kurz darauf erhielt er die Decoration als Großofficier der Ehrenlegion, blieb jedoch lange ohne Commando, weil er im Verdacht stand, sehr an Moreau zu hängen. Erst in dem Feldzuge von 1809 ward er wieder angestellt, drang mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laybach, drang in Ungarn ein, und entschied endlich durch Wegnahme des letzten Dorfs den Sieg bei Wagram, so daß der Kaiser, indem er ihn zum Marschall erhob, ihn umarmte und sagte: „Ihnen und meiner Garde-Artillerie dank' ich vorzüglich diesen Sieg." 1810 bekam er das Commando von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier,

so wie 1812 und 1813, in dem Kriege gegen Rußland seinen Feldherrnruhm. Der Abfall der Preußen unter York, die unter seinem Befehle standen, zwang ihn zum Rückzug, den er mit gewohnter Ordnung ausführte. Er nahm im Mai 1813 Merseburg, focht ehrenvoll bei Lützen, Bautzen, Leipzig, Hanau und Nangis. Als im Anfang des April 1814 Napoleons erste Katastrophe eintrat, hatte er verschiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der diesen, da alle andre Bedingungen verworfen wurden, zur Thronentsagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. seine Unterwerfung zusandte, „da er nunmehr seines Eides gegen den Kaiser Napoleon entbunden sey." Der König ernannte ihn zum Mitglied des geh. Kriegsraths und St. Ludwigsritter. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf seinen Gütern, und nach dessen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion und erhielt den Oberbefehl über die Loire-Armee, deren Auflösung er hernach bewirkte.

Machäon, Sohn des Aesculap (s. d. Art.). Ihn tödtete Eurypylos, des Telephus Sohn, als er den Tod des Nireus rächen wollte. Noch nach seinem Tode wurde ihm Heilkraft beigelegt. Zu Gerenia in Messenien wurde er göttlich verehrt; hier war sein Grabmal, sein Tempel, und seine gekrönte Statue aus Erz.

Macedonien (jetzt Comenolitari), der nördlichste Theil der östlichen Halbinsel in Europa, von Griechen bewohnt, ein bergiges und wälderreiches Land, dessen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben bestand, das aber an den Küsten auch viel Getraide, Oel, Wein und Baumfrüchte trug. Die Bewohner desselben lebten von Jagd und Ackerbau. Die Gränzen waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. Sehr bestimmt waren sie im Süden durch den Olympus und die cambunischen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo), wodurch es von Thessalien, und im Westen durch den Pindus (jetzt Stymphe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Ansehung der Ost-, Nord- und Nordwestgränzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterscheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenseit des Strymon (Strumona) und selbst die macedonische Halbinsel von Amphibolis bis Thessalonica zu Thracien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordwesten aber machte der See Lychnitis (Achrida) die Gränze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinsel und alles Land bis zum Flusse Nessus (Kara Sou) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenseit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erstreckte sich also Macedonien vom Gebirge Orbelos (Cumonizza) bis an die cambunischen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Flusse Nessus und dem ägeischen Meere bis zum ionischen, wo der Drino die Gränze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils schon vor Herodots Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östlichen am Strymon und Nessus, Hauptstadt Amphibolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonica; den südlichen über Thessalien, Hauptstadt Pella; und den nördlichen, Hauptstadt Pelagonia. Illyrien trennten sie davon. — Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerstämme besetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen sich ihrer Sprache und Lebensart nach die Macedonier bekannten. Plinius spricht von 150 verschiednen Völkerschaften, die in ältester Zeit das Land bewohnt haben sollen; wovon aber keine Nachrichten zu uns

gekommen sind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher cultivirt, als die übrigen Griechen, welche sogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben sie so weit hinter den Griechen zurück, daß diese sie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieser Staaten das Uebergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigsten der Welt erhoben. Ohne diesen Staat genau zu kennen, wissen wir nur, daß seine Regierungsform eingeschränkt monarchisch war, daß er lange klein und ohnmächtig blieb, den Illyriern, Thraciern und Persern Tribut zahlte und den Athenienſern seine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlassen mußte. Die Reihe seiner Könige fängt mit dem Herakliden Caranus an, wird aber erst mit Philipp (s. dies. Art.) für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. Alexander den Großen) besiegte Asien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode sank Macedonien von seiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerstückelt, Macedonien erhielt seine alten Gränzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Kriegs mit Carthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache, ohne sie aufzugeben. Die Gelegenheit, sie zu äußern, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Diese Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche sogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 Mann reduciren und die Kriegskosten bezahlen. Macedonien stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; unter Philipps Nachfolger, Perseus, aber wurde es eine Provinz derselben. Der entscheidende Sieg bei Pydna, den Aemilius Paulus über den Perseus erfocht, vollendete die Unterjochung derselben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer machte der macedonische Adel einen nochmaligen Versuch, sich von dem verhaßten Joche zu befreien. Die ganze Nation stand unter Andriscus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals besiegt, und der römische Senat zwang den Adel des Landes zur Auswanderung. Jetzt gehört Macedonien zur europäischen Türkei und ist von Wlachen und Albanern bewohnt.

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günstling Augusts und Gönner des Virgil und Horaz, leitete seine Abkunft von den alten etruskischen Königen oder Lucumonen ab. Er ist bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobsprüchen und Verehrung genannt worden. Sie schildern ihn als das Muster aller Regenten- und Minister-Tugenden und als den erhabensten Beschützer der Wissenschaften, ohne eine ganz richtige Vorstellung von seinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter August spielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Minister, sondern ein vertrauter Freund des Octavius; öffentliche Aemter bekleidete er nie, denn selbst die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommission. Er begnügte sich stets mit dem Ansehn, das ihm sein persönliches Verhältniß zu Augustus gab. Eben so scheinen auch die Vorstellungen, die man von ihm als Beschützer

der Gelehrten hat, und die seinen Namen zu einem Ehrentitel gestempelt haben, sehr übertrieben zu seyn. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn sie gute Gesellschafter waren) an seinen Tisch zog, ihren Umgang suchte, und sie gelegentlich dem August empfahl, das hatte zunächst einen politischen Grund, denn er erwarb dadurch dem August selbst Freunde und verbreitete dessen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, dem Neigung und Laune für einen solchen Umgang empfänglich machen? Allerdings schenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgilen zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Augustus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geschenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als nur Gerechtigkeit. Mäcen besaß keine großen Eigenschaften. Desto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umstände versetzte, worin er sich am meisten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienst war, diese günstige Lage klug zu benutzen. Fern von starken Leidenschaften und Ehrgeiz, wie Wieland seinen Charakter schildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun; sanguinisch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen; aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt, über Andre zu scherzen und über sich scherzen zu lassen; oft auf eine angenehme Art höchst sonderbar in Kleinigkeiten, aber desto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geschmeidig, um Andre zu seinen Absichten zu gebrauchen; geschickt, jeden Menschen zu benutzen; behutsam in der Wahl seiner engern Freunde, aber treu und standhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig — alle diese Eigenschaften machten ihn vollkommen geschickt, sich des Augustus Zutrauen zu erwerben, welches — eine einzige kleine Disharmonie ausgenommen — bis an seinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bei ihm fand August alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er seinen Freund scherzend aufziehn konnte. So spottete August gern über Mäcens Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelsteinen, Gemmen, über seine Affectation, alte etrurische Worte ins Römische zu mischen und neue Worte zu machen. Dafür durfte sich dieser auch ein freies, ja selbst hartes Wort erlauben, wie er denn einst, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht saß und viele Todesurtheile aussprach, ihm seine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geschrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weisung jener folgte, ohne beleidigt zu seyn. Als August mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen solle, war es Mäcen, der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrschaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroischen Tugenden, das Nützliche dem Edeln vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht seine Gutherzigkeit und Unschuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcens Verhältnissen zu August; minder achtungswerth erscheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damals mehr Fürsten als Privatleuten; ihre Häuser wetteiferten mit den prächtigsten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem esquilinischen Berge

einen mit den prächtigsten Gärten umgebnen thurmartigen Palast, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, selbst nicht August, besaß. Hier überließ er sich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, seinem Hange zur Ruhe und zu Vergnügungen. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen den Charakter seiner liebsten Ergötzlichkeiten. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die pantomimischen Tänze, welche er zuerst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte Bathyll (s. d.) war sein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel; er erfand selbst eine neue leckerhafte Speise. Die durch wollüstigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Kleidung, seinem Gange, seiner Haltung, sondern auch in seinen Versen und in seiner Prosa. Gegen seine letzten Lebensjahre wurde Augustus etwas kaltsinnig gegen ihn, weil er, wie einige vermuthen, den Umgang des Kaisers mit seiner Gemahlin Terentilla nicht gern sah. Sein Tod versöhnte den August wieder, der ihn mehrmals schmerzlich vermißte. Er starb nach Einigen kurz vor, nach Andern kurz nach Horaz, im J. Roms 745. Von seinen Schriften, deren Seneca, Isidor und Andre erwähnen, ist nichts auf uns gekommen.

Mächtigkeit ist ein bergmännischer Kunstausdruck, und bezeichnet, wenn von Gängen die Rede ist, die Breite, bei Flötzen aber die Dicke derselben.

Mack (Carl Freiherr von). Dieser durch seine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordene österreichische Feldherr wurde 1752 zu Neußlingen in Franken geboren, und wohnte seit dem siebenjährigen Kriege mehreren Feldzügen bei. Er trat als Fourier in kaiserliche Dienste. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerksamkeit des Grafen Lascy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er sich das volle Zutrauen des Generals Laudon und wurde von diesem dem Kaiser Joseph empfohlen, der schon früher Gelegenheit gehabt hatte, seine Thätigkeit kennen zu lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor seinem Tode zum Chef des Generalstabes, um ihn in einem etwanigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber die an der schlesischen Gränze versammelte Armee 1790 aus einander ging, so erhielt Mack einen Zeitpunkt der Erholung, deren seine durch anhaltendes Arbeiten geschwächte Gesundheit bedurfte. Der Prinz Coburg rufte ihn jedoch schon 1793 zu seiner Armee in die Niederlande, um verschiedne Operationen von ihm dirigiren zu lassen. Mack entwarf den Plan zur Ueberrumpelung der französischen Cantonnirungen an der Roer, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, sich auf sein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehn. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsschauplatz zurück. Er entwarf den so berühmt gewordnen Plan dazu, und begab sich damit selbst nach London. „Macks, auf zweckmäßige Ueberschwemmungen und auf rasche offensive Operationen calculirter Plan" — sagt Archenholz im 12ten Bande der brittischen Annalen — „war kühn; allein er schien sehr richtig überdacht, und vielleicht hätte dessen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem ganzen Kriege eine andere Gestalt gegeben. Allein es mußten deshalb andere, von vornehmer Hand kommende Plane verworfen werden; man kalkulirte die Waffenschäden und das auch bei minder großen Planen muthmaßliche Waffenunglück; überhaupt wär dabei ein mannichfaltiges Interesse zu vergleichen: alles das verursachte, daß der macksche Plan bei Seite gesetzt

wurde." — Nachdem Coburg das Commando niedergelegt hatte (den 28. August 1794), ging auch Mack wieder nach Böhmen. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italienischen Armee wurde Mack bei der Rheinarmee angestellt. Er war inzwischen bis zum Grade eines Feldmarschall-Lieutenants gestiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenstaats und der Fall von Malta sich ereigneten und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorstand, begab sich Mack im October 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand das Commando über die neapolitanische Armee gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner, so wohl entworfen, daß, hätte sich Mack an der Spitze einer österreichischen Armee befunden, kein Feind entkommen seyn würde. Er siegte auch anfangs in mehreren Gefechten und nahm den 27. Novbr. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13. Dec. wieder verlassen und sich zurückziehen. Er nahm eine feste Stellung bei Capua, und schloß in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenstillstand ab. Aber jetzt brach bei der unerwarteten Wendung der Dinge ein Aufstand der Lazzaroni zu Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beschuldigten und ihren König selbst vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte sich Mack mit seinem ganzen Generalstabe dem feindlichen General Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im Jahr 1804 erhielt er das Commando über sämmtliche Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organisirung der österreichischen Truppen. Endlich nahte sich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermaligen Ausbruche des österreichisch-französischen Kriegs, nachdem die Oesterreicher am 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen und Memmingen übergeben worden, Mack, welcher in Deutschland en Chef befehligte, nach diesen Unfällen sich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußersten Gegenwehr entschlossen, schon am 17. Oct. mit Napoleon eine allerdings schimpfliche Capitulation abschloß, vermöge welcher die 20,000 Mann starke Besatzung kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er selbst aber auf Ehrenwort entlassen wurde. Mack kehrte nach Oesterreich zurück, wurde als Staatsgefangener nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Todesstrafe über ihn aussprach. Die Gnade des Kaisers milderte aber dieses Urtheil auf Cassation und zweijährigen Festungsarrest. Im Aug. 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlassen, doch darf er nicht wieder am kaiserlichen Hoflager erscheinen.

Mackintosh (Sir James) Baronet, Mitglied des brittischen Parlaments, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, der sich zugleich als juristischer und politischer Schriftsteller ausgezeichnet hat, ward im Kirchspiel Dores in der Landschaft Inverneß geboren. Er wurde auf der Schule zu Fortrose erzogen und auf dem Königs-Collegium zu Aberdeen widmete er sich der Heilkunde. 1787 wurde er zum Doctor der Arzneiwissenschaft promovirt. Nach dem Tode seines Vaters widmete er sich in Lincolns-Collegium der Rechtswissenschaft, wo er bei dem Ausbruche der französischen Revolution mit Godwin und andern ausgezeichneten Personen sich zur warmen Vertheidigung der republikanischen Freiheit und der Staatsreformen verband. Späterhin ließ aber Mackintosh's Eifer für jene Sache nach, und auf Pitts Em-

zählung wurde ihm aufgetragen, Vorlesungen über die Gesetze und die Verfassung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu halten, in welchen er so heftig gegen die Grundsätze seiner alten Freunde sprach, daß er sich dadurch den Vorwurf einer politischen Apostasie zuzog. Als Peltier (s. d. Art.) wegen eines Libells über den Charakter Bonaparte's (damaligen ersten Consuls) in Untersuchung kam, zeigte Mackintosh bei der Vertheidigung seines Clienten eine bewundernswürdige Beredsamkeit. Dieß verschaffte ihm besonders die Anstellung als Advokat bei dem Gerichtshofe zu Bombay, wo er wegen seiner rednerischen Talente so oft von Europäern und Eingebornen bewundert wurde. Während dieses Verhältnisses soll er seine Mußestunden der Abfassung einer Geschichte Englands von der Revolution an bis zur jetzigen Regentschaft und der Stiftung einer literarischen Gesellschaft gewidmet haben. Nach seiner Zurückkunft nach England wurde er zum Parlamentsrepräsentanten für die Landschaft Nairn erwählt, erfüllte aber nicht die Erwartungen, welche man im Unterhause von seinen Kenntnissen und Rednertalenten hegte. Gedruckt erschien von ihm: A Pamphlet on the Regency Question. 8. 1799. — Vindiciae Gallicae, or a Defence of the French Revolution and its english Admirers, against the accusation of Edmund Burke, including some strictures on the late productions of Calonne. 8. 1791. — A Discourse on the Study of the Law of Nature and Nations. 8. 1799. — Discourses on the Laws of England. 8. 1799. — Die Kritiken über Burke's königsmörderischen Frieden (Regicide Peace), Gibbons Miscellaneous Works und andere Artikel im Monthly Review werden ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben. Auch soll er jetzt Mitarbeiter am Edingburg Review seyn.

Maçon, Maçonnerie, der französische Name der Freimaurer und der Freimaurerei; s. d. Art.

Macpherson, eigentlich Mac à Phersoni oder Mac Pherson (James) ein zu seiner Zeit sehr berühmter Schriftsteller, der aus einer in dem schottischen Hochlande angesehenen Familie stammte, und 1738 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß geboren war. Er studirte auf den Universitäten Aberdeen und Edinburgh. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht, The Highlander, drucken, worin er viel Feuer und Phantasie verrieth, dem es jedoch noch an Geschmack fehlt. Er hatte Theologie studirt, war aber nie als Geistlicher angestellt. Im Jahr 1760 lebte er als Privaterzieher in der Familie eines gewissen Graham, und überraschte um diese Zeit die literarische Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altschottischer Balladen und Gesänge. Die Aufnahme, welche dieselben fanden, Macphersons abermalige Reise in die Hochländer und deren Ausbeute, so wie die Streitigkeiten, welche sich über die Echtheit und den Werth derselben erhoben, sind unter Ossian erwähnt worden, wir fahren daher hier in der biographischen Skizze fort. Macpherson, der auch für das Geschäftsleben Talente besaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnson nach Pensacola in Florida als Secretair mitgenommen. Nachdem er die Angelegenheit der Colonie ordnen geholfen, besuchte er verschiedne westindische Inseln und einige nordamerikanische Provinzen, und kehrte 1766 in sein Vaterland zurück. Hier nahm er seine literarischen Beschäftigungen wieder vor, und gab 1771 seine wohlgeschriebene und gehaltvolle Introduction to the History of Great Britain and Ireland heraus. Der Beifall, den sein Ossian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Uebersetzung des Homer, 1773. Spott und Kritik nahmen ihn so

Hauptprodukte sind Getraide, Zucker, Honig, Früchte, vornehmlich ein starker, angenehmer Wein, von dem jährlich 25,000 Pipen gewonnen werden, und das dem Mahagoniholz ähnliche Maderaholz (s. Mahagoni). Von diesem Holze hat die Insel den Namen, denn Madera bedeutet Holz. Die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs ist Funchal mit 16,000 Einwohnern und einem durch vier Forts geschützten Hafen. Der Handel von Madeira ist fast ganz in den Händen der Engländer.

Madison (James), Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, verwaltet diese Würde seit dem 4ten März 1809, nachdem er früherhin die diplomatische Laufbahn verfolgt und auch die Stelle eines Staatssecretairs bekleidet hatte. Die schon vor Antritt seiner Präsidenten-Stelle zwischen Amerika und England obwaltenden Streitigkeiten wurden, seitdem er die Leitung der Geschäfte übernommen, immer verwickelter, und arteten endlich in offenbare Feindseligkeiten aus, deren Resultat der durch die Unterhandlungen zu Gent am 24 Decbr. 1814 beendigte Krieg war. Madison hatte sich bei dem Heer des Generals Winder, das zum Schutz der Unionsstadt Washington aufgestellt war, befunden, hatte aber beim Anfange des Treffens die Truppen verlassen, die, von panischem Schrecken befallen, den Engländern die Zerstörung der schönen Stadt Washington erleichterten. Allgemein erhob sich jetzt die öffentliche Stimme gegen den Präsidenten und die von ihm angestellten Generale, die eben so viele Feigheit als Ungeschicklichkeit gezeigt hatten. Man verlangte laut einen andern Präsidenten, und bezeichnete in der Person von Rufus King bereits den Nachfolger Madisons, der auch bei dem wiederhergestellten Frieden schwerlich vermögend seyn wird, seiner fernern Verwaltung Achtung und Glanz zu verschaffen. D. H.

Madonna. Mit diesem italienischen Worte, welches gleichbedeutend mit dem französischen Madame ist, wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine Stadt in Carnate, auf der ostindischen Küste von Coromandel, seit 1641 den Engländern gehörig. Sie ist wichtig wegen ihres Handels, und als der Sitz einer der englischen Präsidentschaften oder Regierungen in Ostindien. Eigentlich besteht sie aus drei Theilen, nämlich dem Fort St. George, worin der Gouverneur residirt, der sogenannten schwarzen Stadt, bewohnt von Armeniern, Juden, Mohren, und den reichsten hindostanischen Kaufleuten, und der von den gemeinen Indiern bewohnten Stadt. Unter diesen sind 15,000, welche Zitze und Leinwand machen; 30,000 beschäftigen sich mit Glasarbeiten. Die ganze Zahl der Einwohner beläuft sich auf 300,000. Außer seinen Manufacturen (hieher gehören die Madrastücher, baumwollene ostindische Schnupftücher) hat Madras zugleich einen äußerst ausgebreiteten Handel mit allem, was die Küste Coromandel hervorbringt und sich hier in großen Magazinen vereinigt findet. Es hat auch hier die evangelisch-lutherische Mission eine malabarische Schule angelegt, welche 1752 nach Wöperli verlegt worden ist. Im Jahr 1748 wurde Madras von den Franzosen unter la Bourdonnaye (s. d. Art.) erobert und da der Gouverneur Du Pleix die von dem Eroberer geschlossene Capitulation verwarf, wurde die schwarze Stadt völlig zerstört. Im Jahr 1759 belagerten es die Franzosen vergeblich. — Die Präsidentschaft Madras begreift das um die Stadt liegende Gebiet, Dshagir genannt, dann die nördlichen Circars, außerdem noch einige zerstreute

festungen längs der Küste, als Cuddalor, Negapatam, das einst den Holländern gehörte, und seit 1792 und 99 beträchtliche Stücken Landes, die dem Tippo Saib abgenommen wurden. Ohne diese zu rechnen, betragen die jährlichen Einkünfte 1,070,000 Pf. Sterling, wovon aber nach Abzug des nöthigen Aufwandes nur 850,000 Pfund übrig bleiben. Ihr gehorchte unter dem Namen eines Bundesgenossen der Nabob von Carnatik oder Arcot, dessen Länder die Engländer jetzt auch in unmittelbaren Besitz genommen haben, so daß die Besitzungen von Madras sich längs der ganzen Ostküste der indischen Halbinsel erstrecken. (Vergl. auch Ostindien.)

Madrid oder Madrit, die Hauptstadt des spanischen Reichs, liegt auf mehreren Hügeln, in dem Königreiche Neu-Castilien an den Ufern des Manzanares, und enthält eine Bevölkerung von mehr als 150,000 (nach Bourgoing 180,000) Einwohnern. Das äußere Ansehen Madrids sticht sehr gegen die blendende Pracht anderer Residenzstädte ab, und der Anblick desselben entspricht den Erwartungen nicht, die der Reisende von einer Stadt hegt, die so lange der Sitz des mächtigsten Hofes von Europa und der Mittelpunkt aller Schätze der neuen Welt war. Alles hat hier einen Charakter des Alterthums und der Schwerfälligkeit, der, mit dem altväterischen Costume des Volkes zusammengenommen, sonderbar auffällt. Die Unreinlichkeit, über die sonst sehr geklagt ward, hat in neuern Zeiten etwas abgenommen, die Stadt ist des Nachts erleuchtet und die Straßen sind ziemlich gut gepflastert. Die Menge der Kirchen und Klöster darf in der Hauptstadt des religiösen Spaniens nicht auffallen. Unter verschiednen königlichen Pallästen sind das Escorial (s. d. Art.), und der Buen-Retiro auch durch die Geschichte der neuern Ereignisse wieder bekannt geworden. Unter den verschiedenen öffentlichen Plätzen der Stadt ist derjenige, welcher den Namen des Sonnenthors, Puerta del Sol, führt, obgleich einer der kleinsten und unregelmäßigsten von allen, in unsern Tagen vorzüglich dadurch berühmt geworden, daß er der gewöhnliche Sammelplatz von Neuigkeitskrämern und Mißvergnügten war, von wo aus hauptsächlich die vielen wahren und falschen Gerüchte und Nachrichten verbreitet wurden, die auf die Stimmung des Volks so entscheidend einwirkten. Mehrere Akademien und öffentliche Institute finden sich gleichfalls in der Hauptstadt des spanischen Reichs. Seit der Regierung Philipps II. war Madrid der gewöhnliche Aufenthalt der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd in der Stadt selbst und in dem nahe gelegenen Schlosse von Aranjuez aufhielten. Mehrere Lustschlösser finden sich in den Umgebungen von Madrid, die sich aber größtentheils in den letzten Zeiten in einem ziemlich vernachlässigten Zustande befanden. — In der Geschichte unserer Tage ist Madrid hauptsächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerst das Volk am 2ten Mai 1808 durch einen wüthenden Aufstand gegen die Franzosen, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beispiel gab, welches bald die gesammte spanische Nation mit eben so vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und dadurch sich den unvergänglichen Ruhm erwarb, das erste Volk in Europa gewesen zu seyn, das dem französischen Despotismus einen kräftigen, mannhaften Widerstand entgegensetzte. C. z.

Madrigāl (ital. madrigale), eine Art kurzer, aus freien und ungezwungnen Versen bestehender Gedichte, denen ein zärtlicher artiger Einfall zum Grunde liegt. Die Zahl der Verse eines Madrigals ist in der Regel ungerade; die Reime sind ziemlich willkürlich verschränkt;

der erste Vers aber reimt gar nicht. Anfangs wurden diese Poesie von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man sie zu materiellen Sachen, d. h. zu gemeinen und niedrigen Vorfällen brauchte, ob man gleich noch andere Ableitungen angibt. Die ersten Madrigale hat man von Lemmo aus Pistoja, welche von einem gewissen Casella, dessen Dante Erwähnung thut, in Musik gesetzt wurden. Der dabei gebrauchte musikalische Styl war ursprünglich ein tactmäßiges Recitativ; nachher wurde es gesangreicher und verwandelte sich endlich gar in einen ausgebreiteten Fugenstyl. Gewissermaßen sind die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Instrumente wurde der Madrialgesang übergetragen, und man findet daher aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert auch Madrigale für die Orgel und andere Instrumente. Tasso's Madrigale sind die schönsten in der ital. Literatur; er brachte sie dem griech. Epigramm nah. (S. Bouterweck Gesch. der Poesie 2c. 2r Bd. S. 236.)

Maffei (Francesco Scipione) war 1675 zu Verona geboren. Seine Vorfahren hatten sich durch Gelehrsamkeit und Waffenthaten Ruhm erworben. Sein Bruder war ein ausgezeichneter General in Diensten des Churfürsten von Bayern. Er selbst diente einige Zeit mit Ruhm unter derselben Fahne, folgte aber dann seiner Neigung zu den Künsten und Wissenschaften. In einem Alter von sieben und zwanzig Jahren wurde er Mitglied der Akademie der Arkadier zu Rom, und vertheidigte auf der Universität zu Verona vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung, bei welcher die Damen von Verona die Stelle der Doctoren vertraten, 100 Sätze, welche von der Liebe handelten. Den Anfang machte ein poetisches Stück; drei Akademiker opponirten in der herkömmlichen Form. Maffei, der nach jeder Art des Ruhmes geizte, ergriff nochmals die Waffen, und wohnte im J. 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Aber die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier gerieth er bei Gelegenheit eines Streits, worein sein ältester Bruder verwickelt wurde, in einen harten Kampf, und schrieb ein Buch voll gelehrter Untersuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu schlichten, in welchem er darthat, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider sey. Darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Theater seines Vaterlandes, welches er sowohl durch eine Sammlung der besten ital. Lustspiele und Trauerspiele (teatro italiano 1723. 3 Voll.) als auch durch seine Merope bereicherte (s. ital. Theater). Kaum hat eine Tragödie je einen so glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch schrieb er eine Komödie, La Ceremonia, die ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 sich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, besuchte sodann England, Holland, und kehrte über Wien, wo Carl VI. ihn auf das schmeichelhafteste aufnahm, nach Italien zurück. Hier beschloß er sein, den Wissenschaften und der Poesie gewidmetes Leben im J. 1755 in seiner Vaterstadt. Seine Hauptwerke sind: 1. Rime e prose, Venez 1719. 4.; 2. La scienza cavalleresca (gegen das Duell); 3. Merope; 4. Istoria diplomatica; 5. Degli Anfiteatri e singolarmente del Veronese; 6. Museum Veronense; 7. Verona illustrata, und viele andere Schriften, besonders über seine Vaterstadt. Seine opere hat Ippolito Pindemonte, Venez. 1790. 6 Voll. 4. mit einem elogio del Maffei herausgegeben.

Magdalena, s. Maria.

Magdeburg, ein im niedersächsischen Kreise gelegene
hum, das im Osten und Norden an die Mark Brandenburg
an Wolfenbüttel und südlich an Halberstadt und Anhalt grä
zum Theil trennen die anhaltischen Lande. Das Land ist eben
trefflichen Ackerbau. Seine Größe beträgt 98 Quadratme
wird in vier Kreise getheilt, in den Holz-, Saal-, jerichaui
ziesarischen Kreis, welcher letztere 1773 statt des mit der
vereinigten luckenwaldischen hinzukam. Auch wird das Ma
dazu gerechnet, so weit es unter brandenburgischer Hoheit steht
hält 10 1/2 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner beträg
ohne das Militär, und die Einkünfte belaufen sich auf andert
lionen Thaler. Das Land hat guten Fischfang auf der E
Manufakturen, und nicht unbedeutenden Seidenbau. Vorde
ein Erzbisthum, welches die Bisthümer Meißen, Merseburg,
velberg und Brandenburg unter sich hatte; im westphälische
wurde es säcularisirt, und die Anwartschaft auf das Erzstift u
Titel eines Herzogthums dem Hause Brandenburg zugetheilt,
selbe für das Stück von Pommern zu entschädigen, welch
Schweden überlassen hatte. Nach Absterben des Administra
Herzogs August von Sachsen, kam Churfürst Friedrich Wi
Große im Jahr 1680 zum Besitz des Herzogthums, und ließ
durch seinen Gesandten auf dem Reichstage die nächste S
Bayern auf der weltlichen Fürstenbank nehmen. Magdeburg
men wechselten im Vorsitze auf den niedersächsischen Kreistag
Herzogthum blieb unverändert bei Preußen bis zum tilsiter F
welchem der auf dem linken Elbufer gelegene Theil abgetrete
mußte. Napoleon schlug das Land zum Königreiche Westphal
dessen Endschaft 1813 Preußen das Land wieder in Besitz na
Hauptstadt ist Magdeburg, berühmt und wichtig als Fe
alter (seit Carl dem Gr.) Handelsplatz. Sie theilt sich in
und Neustadt, wozu noch die Vorstädte Sudenburg und Fried
kommen. Mitten in der Elbe vor dem Brückenthore liegt die
erbaute Citadelle, worin ein großes Proviant- und Zeughau
catholische Soldatenkirche anzutreffen sind. Unter den Außen
die Sternschanze vor dem Sudenburger Thore mit ihren viel
ten und Minen besonders merkwürdig. Das Fürsten- oder
dantenhaus steht auf dem Fürstenwalle, an der Elbe.
Markte steht das seit 1691 neuerbaute große Rathhaus, a
Markte oder Domplatze aber das Schloß oder sogenannte
haus; ferner sind die Domprobstei, das Landschaftshaus, das
die Accise, die Innungshäuser, der Kaufhof, das Waarenlager
wärtigen Güter an der Elbe, die neue Hauptwache, die alte
Kaisers Otto I., die schöne Wassermühle und Wasserkunst
besonders sehenswerth. Die Einwohner sind größtentheils
und Reformirte; die Catholiken halten sich zu der Cister
St. Agnes in der Neustadt. Unter den acht lutherischen P
ist die vornehmste die von Quadersteinen mit zwei Thürm
Domkirche zu St. Moritz. Das Capitel bestand aus einem
sechzehn wirklichen Domherren (Majoren) und neun Expecta
noren). Zur Aufnahme waren sechzehn Ahnen erforderlich.
gab es noch andere Canonicos an einigen hiesigen Collegiatk
therische Schulen sind: die Domschule, das Pädagogium
lichen Klosters U. L. F., das Stadtgymnasium, die Schu
stadt und eine Handlungsschule. Zum Vortheil des Hand

ein Canal angelegt worden, der mittelst der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den vier Jahrmärkten ist die sogenannte Heermesse vor Michaelis am berühmtesten. Sehr ansehnlich sind die hiesigen Manufacturen von wollnen Strümpfen, feinen Handschuhen, Linnen- und Wollenband, Wollenzeugen, Seidenband, Fayence u. s. w. Der Handel auf der Elbe ist bedeutend, besonders in Speditionsgeschäften. Es kommen jährlich über 200 Fahrzeuge an, welche hier ausladen müssen, weil die hiesige Schiffergilde allein das Privilegium hat, die Waaren durch das Herzogthum und bis nach Hamburg zu verführen. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garnison, jedoch mit Inbegriff der Vorstädte über 30,000. Eine halbe Stunde davon liegt das berühmte lutherische Kloster Bergen. Zur Geschichte der Stadt gehört, daß sie 1631 von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerstört wurde. Seitdem ist Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damals ging es am 11. November an die kaum davor erschienenen Franzosen über, obgleich die hinreichend starke Besatzung mit allen Bedürfnissen versehen war. Die verrätherische Capitulation schlossen der Commandant, General von Kleist, und die Generale Graf Wartensleben und von Renouard. Im Jahr 1813 wurde es von den Preußen unter Täuenzien eingeschlossen, und ihnen nach dem pariser Frieden übergeben.

Magellan (Fernando), Magellhan, eigentlich Magelhaens, ein berühmter, um die Erdkunde verdienter portugiesischer Seefahrer, ging bald nach Auffindung des Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung dahin, und begann seine Laufbahn, indem er unter dem großen Albuquerque an der Eroberung von Malacca im J. 1510 Theil nahm. Er zeichnete sich nicht nur durch seine Tapferkeit, sondern auch durch seine gründlichen Kenntnisse in der Schifffahrtskunde aus. Dennoch hielt er nach seiner Rückkehr vergeblich um eine Belohnung bei dem König Emanuel an. Dies bewog ihn, seinem Vaterlande auf immer zu entsagen und Carl V. seine Dienste anzubieten. Im J. 1493 hatte eine Bulle Alexanders VI. dem Könige von Spanien alles zugetheilt, was auf der Westseite des Meridian, den er hundert Stunden westlich von den Azoren gezogen hatte, den Portugiesen aber alles, was östlich von diesem Meridian entdeckt werden möchte. Letztere waren bis zu den Molucken gekommen, von denen Magellan behauptete, daß sie dem Könige von Spanien gehörten. Zum Beweise erbot er sich, in stets westlicher Richtung dahin zu gelangen. Er stützte sich dabei auf die sphärische Gestalt der Erde, die man zu vermuthen anfing, und auf die Richtung der Ostküste von Südamerika, die ihn vermuthen ließ, daß Amerika sich wie Afrika endigen, und daß an dem äußersten Ende eine Verbindung zwischen dem atlantischen und indischen Ocean Statt finden müsse. Carl V. nahm Magellans Vorschlag an, und vertraute ihm eine Flotte von fünf Schiffen, womit dieser am 10. Aug. 1519 von Sevilla abreis'te. Am 15. Jan. 1520 erreichte er die breite Mündung des Flusses La Plata. Als man auf der Höhe von Rio Janeiro war, verursachte die Hitze dieses ungewohnten Himmelsstrichs so viel Krankheiten auf der Flotte, daß die ganze Schiffsmannschaft muthlos darauf drang, die Unternehmung nicht weiter fortzusetzen. Der Aufstand ging so weit, daß Magellan sich genöthigt sah, zwei ausgezeichnete Castilianer, welche die Hauptanführer waren, mit dem Tode zu bestrafen. Er überwinterte mit seiner Flotte auf einem unter dem 52sten Grad gelegenen Vorgebirge, wo man Menschen von gigantischem Wuchse fand, und welches er das Jungfrau-Cap

nannte, weil er es am Tage der heiligen Ursula entdeckt hatte. Zwölf Stunden von diesem Cap entfernt, lief er den 21sten Oct. 1520 in eine mit steilen Felsen umgebene Meerenge ein, deren Mündung eine Stunde breit war, und der er seinen Namen (magellanische Meerenge oder Straße) beilegte. Er legte ungefähr 50 Stunden zurück und fand eine andere größere Meerenge, die in das Südmeer auslief, welches er den stillen Ocean nannte. Dieser Meerenge gab er den Namen des portugiesischen Jason. Endlich nach einer fünfzehnhundertstündigen Fahrt von diesem Cap kam er mit den ihm noch übrigen drei Schiffen zu den Diebsinseln, und begab sich von da nach den Philippinen, die er im Namen des Königs von Spanien in Besitz nahm. Hier wurde er im Kampfe für einen mit ihm verbündeten König durch einen Lanzenstich am 26sten April 1521 getödtet. Die noch übrige Mannschaft von zwei Schiffen reiste weiter, und kam zum Erstaunen der Portugiesen, welche von dieser Seite her keine Spanier erwarteten, nach den Molukken. Ein Schiff mit 18 Mann war alles, was von dieser gefahrvollen Reise am 7ten Sept. 1522 im Hafen von San Lucar zurückkam. Dieß war die erste Reise, welche um die ganze Erde gemacht worden war. Drake, Cavendish folgten ihm nach. Nach Nicola's Antonio's Angabe befand sich das Reisebuch Magellans handschriftlich in eines gewissen Antonio Moreno's Händen. Ein Auszug daraus steht in Ramusio's Sammlung. Erst 1800 ist Magellans Reisebeschreibung vollständig vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menschen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmt ist. Er liegt bei dem Menschen unter dem Zwerchmuskel und den falschen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weitesten an der linken Seite, wo die Speiseröhre in ihn übergeht (der Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende ist, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht (der Pförtner genannt). Wenn der Magen leer ist, so bilden sich zwischen beiden Enden desselben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleinere und der untere größere. Der obere ist concav, und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächst. Wird aber der Magen angefüllt, so hebt er sich in die Höhe, so daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle desselben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an den Bogen desselben sich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu seiner Befestigung zu bilden. Dann kommt die fleischige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen sich kreuzender Muskelbündel besteht. Die dritte, die Gefäßhaut ist sehr fest und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, ist sehr gerunzelt, so daß sie mehrere Falten nach verschiedenen Richtungen bildet, in deren Zwischenraum sich wieder kleinere Falten bilden. Die innere Seite dieser Haut bildet die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt ist, denn es zeigen sich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein sammtartiges Ansehen geben, und lauter Enden zarter Gefäße sind, welche zwischen der dritten und vierten Haut liegen, und unter der letztern hervorstehen. Auch sind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerst feiner Oeffnungen befindlich, welche theils Mündungen der einsaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien

und der kleinen Schleimdrüsen sind, welche alle in dem zellichten G
webe zwischen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende d
Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei inner
Häute durch ringförmige Verlängerung der Falten eine Art von Klapp
welche mit Muskelfasern versehen ist, und die Oeffnung verschließ
kann, so daß die Nahrungsmittel aus dem Darm nicht wieder in d
Magen zurückkommen können. Der Magen ist mit vielen Blutgefäß
versehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bog
desselben hinlaufen, den ganzen Magen umgeben, sich netzartig mit ei
ander verbinden, und zwischen den Häuten des Magens ein Gefäßn
bilden, aus welchem sich die zur Verdauung nothwendigen Flüssigkeit
(der sogenannte Magensaft, so auch der Schleim in den Schleim
bälgen) absondern, die sich durch die schon bemerkten zarten Hautpor
in den Magen ergießen. Auch mit Nerven ist der Magen reichli
versehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Absonderung
der Capillargefäße beherrschen, theils sich in die Muskelhaut verliere
und die Bewegungen derselben erregen. Diese Bewegung nennt man d
wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen si
unaufhörlich, besonders aber während und kurz nach der Verdauun
wechselsweise nach der verschiednen Richtung der sich zusammenziehe
den Muskelbündel, bald verkürzt, bald verengert (s. den Art. Ve
dauung). Die Magenkrankheiten sind solche, welche den Mage
ganz allein betreffen, oder doch ursprünglich von ihm ausgehen. Si
sind verschieden, je nachdem ein System desselben vorzüglich leidet. I
das arterielle Gefäßnetz desselben in entzündlichem Zustande, so entste
Magenentzündung, die sich durch heftigen brennenden Schme
mit stetem Ausbrechen alles Genossenen, selbst des mildesten, äußer
Ist das Nervengewebe bei geschwächten Muskelfasern des Magens i
zu empfindlichem Zustande, so gibt dieser Veranlassung zum Magen
krampf, der sich durch ein Gefühl von ängstlicher Zusammenziehun
in der Magengegend äußert. Ist das absondernde Capillargefäßne
zwischen den Häuten des Magens in normwidrigem geschwächten Zu
stande, so entsteht fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, welche
meistens als Magensäure erscheint. Ist der Zustand einer fehle
haften Absonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Ve
dauung mit allgemeinem Fieber verbunden, so nennt man es Magen
fieber, oder gastrisches Fieber; wiewohl die letztere Benennung meh
rere Fieberarten umfaßt, welche in dem System des Unterleibes ihre
Centralpunkt haben. Magenschwäche bezeichnet den Zustan
des Magens, da die Energie des ihm zugehörigen Nervensystems herab
gesetzt ist, so daß es seine Function, die Absonderungen des Magen
saftes und die Verdauung der Nahrungsmittel zu reguliren, nicht ge
hörig erfüllen kann, daher diese unordentlich und unvollkommen vo
Statten gehen. Unter Magenmitteln versteht man insgemei
solche, welche der geschwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen, di
Verdauung befördern sollen. Hierunter gehören vorzüglich die Ma
genelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringe
Gabe schon wirksame Mittel, z. B. Auflösung von bittern Extracten
mit bittern und aromatischen Tincturen sind. Vor Zeiten gebraucht
man auch die Magenbürste, um den Magen von seinen an
gehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speisen, oder von Schleim z
reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürsten
Sie wurde von zarten Bockshaaren gemacht, war ungefähr eine
halben Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten doppelt zusam

nichten und mit Seide umwundenen Draht befestigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen voll Branntewein und alsdann ein Nösel Wasser, hierauf fuhr man mit der Bürste durch den Mund in den Magen, bewegte sie hin und her, machte auch verschiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürste wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieselbe Operation wiederholte. Dieses Instrument und sein Gebrauch war schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch früher in italienischen Klöstern bekannt, und ist wahrscheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten sich noch immer sehr mit der Arzneikunde beschäftigten, und in ihrem müssigen Wohlleben vielleicht durch öftere Ueberladungen des Magens vorzügliche Veranlassungen zur Erfindung desselben hatten. Sie hielten ihr Mittel lange geheim, bis es durch einen deutschen Minister, der auf einer Reise in Italien erkrankte, und von Mönchen in einem Kloster durch die Anwendung der Magenbürste wiederhergestellt worden war, bekannt gemacht wurde. In Deutschland wurde sie zuerst 1711 von Berlin aus als ein überaus wohlthätiges, ein hohes Alter beförderndes Mittel empfohlen, und eine Zeit lang wurden die deutschen Magen fleißig ausgekehrt, bis endlich der Reiz der Neuheit verlosch, einige Erfahrungen den Schaden, welcher aus dieser Operation entspringen konnte, bewiesen, und die Aerzte sich und das Publikum überzeugten, daß der Nutzen, der ebenfalls von ihr zu erwarten wäre, durch zweckmäßigere Mittel hervorgebracht werden könne. H.

Magie. Magier. Magismus. Natürliche Magie. Maja, die ewige Mutter der Dinge, ist in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der Liebe und geistigen, so wie der sinnlichen Zuneigung. In einer andern Bedeutung ist sie Muse, Göttin der Weissagung und der Dichtkunst, aber auch Göttin der Täuschung und des Truges. Verwandt mit jener mehrseitigen Wurzel, erscheint in Hinsicht auf seine ursprüngliche Bedeutung das Wort Magie. Persien und seine vormals durch Astrologie berühmten Nachbarländer, werden uns vorzüglich als die Heimath jener Magier genannt, deren Lehre zum Theil aus den ältesten Zeiten fortgeerbt scheint. Nach jener alten Lehre des Magismus war der Gegensatz, oder wie sich Heraklit ausdrückt, der Streit, Vater und Urgrund aller Dinge, und nachdem sich einmal der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet, geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Wesen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem sich einer segensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finsterniß entgegenstellt. So schafft Ormuzd zuerst 24 segnende Izeds — wohlthätige Dämonen oder Naturkräfte, denen Ahriman auf der andern Seite 24 schädliche, dem Menschengeschlechte verderbliche Dews, feindselig entgegensetzt. Jene wohlthätigen und verderblichen Dämonen stellen sich in der äußern Natur als Tage und Nächte des Monats dar, und sind dann an der Zahl 30. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten ist sodann ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwischen den Kräften des Guten und des Bösen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der Seite der einen, bald auf der andern erscheint, bis zuletzt das Licht auf immer siegt über die Finsterniß. Und nicht bloß Abbild jenes Kampfes ist der Wechsel der Zeiten, sondern die Zeit entsteht in einem höhern Sinne selbst aus jenem Kampfe, und besteht durch denselben. Entgehen konnte es einem tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, in wie weit alles Endliche in Hinsicht auf Form und Wesen von dem Einflusse der Zeit,

in welcher es entstanden und gebildet worden, abhänge. Nicht nur e
scheinen die verschiednen Monden und Tage des Jahres als wohlthäti
Genien, deren ein jeder seine eignen besondern Gaben mit sich bring
sondern jede Zeit drückt ihr eigenthümliches Gepräge den Wesen au
die in ihr entstehen, oder nach astrologischem Ausdrucke: das vorher
schende Gestirn, ist von Einfluß auf das Naturell und hiedurch auf da
Schicksal der neuentstehenden Wesen. Selbst Büffon deutet darauf hi
daß die verschiedenen Spielarten und Varietäten der Thiergeschlechte da
durch entstünden, daß man (künstlich) ihnen die sonst fest bestimmte Ze
der Begattung, und sonach der Geburt verändere; — die äußern Fo
men, Gestalt und Farbe blieben unverändert, so lange die Zeiten d
Zeugung und Geburt dieselben blieben. Beobachtungen dieser Art kö
nen das Entstehen der Astrologie und des alten Sterndienstes in Etwa
begreiflich machen, welcher mit der Magie aufs engste zusammenhäng
Es hat allerdings eine höhere und bessere Magie gegeben, die sich no
jetzt auf eine ganz andre und ernstere Weise vertheidigen ließe, als jen
die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz g
nommen. Jene bessere Magie gründete sich auf den Satz: daß d
Mensch mit Hülfe und im innigen Verein mit seinem höheren und göt
lichen Ursprung, in sich und außer sich einer höheren Wirksamkeit fäh
werde, die ihn zum Herrscher über seine eigne und die äußere Nat
mache. Die Waffenrüstung des bessern Magiers war (man sehe Klei
ker in seinem Anhang zum Zendavesta) das Gebet; Gebet und die Kra
des lebendigen Wortes sind es, durch welche der Mensch mit zwinge
der und lösender Gewalt auf die Gesammtregion der höheren und ni
deren Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüstung, welche de
wachsame Magier niemals von sich legt, vermag derselbe nichts, mit ih
hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Licht das Reich der Fi
sterniß bestreiten, wird Retter und segnender Schützer der Zeiten un
Völker. Noch in jenem besseren Sinne scheinen die spätern Esseer da
aufgehende Gestirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt, und seine
Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in diesem Sinne, nicht im nie
dern, waren wohl auch Pythagoras und andre Weise jener Zeiten Ma
gier. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß schon von den ältesten Ze
ten, parallel mit jener höhern Magie, eine niedere und schlechtere ent
standen, an welcher sich übrigens hie und da die bessere Abstammun
nicht verkennen läßt. Wenn nach dem Vorhergehenden alle endlich
Dinge unter dem Einflusse der segnenden Izeds und schädlichen Dews —
erhaltender und zerstörender Naturkräfte, unter dem Einfluß der Zei
und des Gestirns stehen; so darf der Mensch nur sich zum Herrscher je
ner Kräfte oder Dämonen machen, um mittelst derselben auf die unte
ihrem Einfluß stehenden Dinge zu wirken. In so fern hat die Lehr
von den Dämonen, deren Hülfe sich der Mensch bedienen könne, vo
den ältesten bis in die neuesten Zeiten in Verbindung mit der sogenann
ten Magie gestanden. Wählen wir andere Worte, welche den ursprüng
lichen Sinn selbst jener untergeordneten Magie etwas deutlicher mache
können. Wenn sich in der alten Lehre des Magismus (von Maja her
geleitet), Alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günstiger und wi
derlicher Kräfte gründet; so muß es für den echten Magier von große
Bedeutung seyn, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetz
jener Liebe und jenes Hasses zu kennen. Wie jeder äußere Ton in de
ihm verwandten Saite ein Mittönen, so ruft vermöge des allgemeinen
Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung, jede Natur
wirkung, die ihr verwandten und hülfreichen, so wie auch auf der an

ner Seite die ihr widerstehenden und feindseligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelst jener Gesetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. — So waren die Magier zuvörderst an sich und Andern strenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt ist es, daß selbst die geistige Stimmung des Menschen, und in gewissem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen modificirt zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes fast unwiderstehlich zur Zanksucht, die Saamen der Datura Stramonium auf eine unwiderstehliche, aber lebensgefährliche Weise zur thierischen Lust aufreizen. Dem Magier, der sich, seiner Lehre getreu, nach allen Seiten von den Wesen einer guten und bösen Natur umgeben sahe, deren jene, als Ausgeburten des Lichtes ihm im höhern Beruf seines Lebens hülfreich beistanden und begünstigten, diese ihm feindlich entgegen wirkten und widerstanden; dessen Pflicht es selbst war, einer Seits die böse Natur zu bekämpfen und zu vernichten, die bessere zu pflegen, konnte es nicht gleichgültig seyn, welche natürliche Dinge er durch tägliche Berührung, oder in Speise und Trank mit sich in innigste Gemeinschaft setzte. Wachsam enthält er sich vieler Dinge, und bedient sich anderer aus entgegengesetztem Grunde. — Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muse, prophetische Begeisterung, lehrte aber auch, im Hinblick auf jene waltenden höheren Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen diese in Hinsicht ihres Wesens und Schicksals abhängen, in Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellsehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Ursprung der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner, nach der Ansicht des Alterthums, bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmonischen Tönen alle verwandten Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrscher auch der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste nöthigten. Besonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und noch bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verschiedensten Welttheile, Priester und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugeschrieben wird. Auch noch in den aufgeklärtesten Zeiten der Römer gab es Vorsteherinnen über den Hagel, Abwehrerinnen desselben, welche die Regierung auf öffentliche Kosten erhielt, und auch in anderen Ueberlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie, finden wir viel Aehnliche. Die Magier waren ferner, so wie die Strahlen der reinen und echten Lehre des Magismus sich immer mehr entstellten und mischten, bösartige, täuschende Zauberer. Unter andern spielten in der Magie, gemäß der Bedeutung des Wortes, in seiner Verwandtschaft mit der Liebesgöttin Maja, die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art, bedienten sich zur Aufregung wilder Geschlechtsbegierden schon damals zum Theil solcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten und Naturforschern in jener Beziehung als wirksam bekannt sind, unter andern wahrscheinlich gewisser Pflanzengifte. Außer diesem wurden Gegenstände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Lust oder Futter gestorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen

Hundes befleckt waren, und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitu
jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren spätere Wirkung allez
wie die der Stechapfelsaamen und anderer narcotischer Gifte lebensg
fährlich, oder wenigstens gar leicht wahnsinnerregend war. And
Kunststücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der To
ten, das Wahrsagen aus der Hand, das Besprechen des Blutes b
Verwundungen und Blutflüssen, und andere noch jetzt zum Theil g
bräuchliche sympathetische Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte V
mögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen, oder in andere Gest
ten zu wandern; die Wirksamkeit der Amulete, die Gewalt über ein
andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, gehör
zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es, wie
jenem Mährchen beim Lucian gar leicht möglich ist, die falsche Büch
zu finden, die uns, statt in einen leichten scharfsichtigen Vogel, in e
nen Esel verwandeln könnte, ein Loos, welches der Schreiber dieses ge
vermeiden möchte, indem er über jene Gegenstände schweigt. Wer d
ses Gebiet der Magie von seiner poetischen Seite kennen lernen will, d
lese Tausend und eine Nacht und andere orientalische Mährchen, O
lenschlägers Aladdin und de la Motte Fouqué's zarte Dichtungen. U
brigens gibt nicht bloß die höhere Magie, von der wir vorhin sprache
sondern auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige j
ner Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wohl eine au
gemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf ei
tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht die glaub
möchten, welche so gern alles der Art für bloße Gaukelei und Tasche
spielerei halten wollen. Nicht bloß gehörte die Geschichte des Magnet
wie schon der Name Magnes oder Zauberstein in seiner Verwandtscha
mit Magie zeigt, in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr, wie
scheint, eine Menge verwandter Erscheinungen; sondern das Schlag
der metallenen Brocken, dessen sich die Magier bei sehr verschieden
Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, d
starre Anblicken dessen, auf welchen der Magier wirken will, erinne
sehr an gewisse aus der Lehre des Galvanismus und des thierisch
Magnetismus bekannte Erscheinungen (m. s. diesen Artikel selbst
Wer sich übrigens tiefer über das System des echten Magismus unte
richten will, der lese Kleukers Zendavesta und noch mehr sein Magi
kon, welches die Geschichte der meisten Geheimlehren, bis herunter a
die der Freimaurerei enthält, ferner das, was Kreuzer in seiner Sym
bolik und Mythologie über diesen Gegenstand gesagt hat, und ein ebe
erscheinendes Werk von Windischman. Auch Schuberts Symbolik d
Traums enthält im letzten Abschnitte einige Beispiele der höhern u
echten Magie.

Natürliche Magie. Unter diesem Namen werden seit g
raumer Zeit Beschreibungen und Aufzählungen sogenannt natürliche
theils physikalischer und mechanischer, theils chemischer Kunststücke ve
standen, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen können. I
so fern ist demnach eine solche natürliche Magie verschieden von d
Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel e
wähnt worden, und wohin z. B. die unwillkürlich herbeiziehende Wi
kung der Klapperschlange auf kleinere Thiere u. s. f. gehören. Unt
andern haben Wiegleb, Funk, Eberhard, Rosenthal, Halle, Helmut
in ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Meng
solcher naturgeschichtlicher und ökonomischer Kunststücke erzählt, vo
denen viele unter den Handgriffen der gewöhnlichen Taschenspieler b

... sind. Noch im vorigen Jahrhundert machte z. B. in Paris ein ... großes Aufsehen, welcher eine Palingenesie ganz verbrannter ...körper aus ihrer Asche, in fest verschloßnen durchsichtigen Ge... als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt wenig... theilweise jenes Kunststück nachmachen, wenn diese Nachahmung ... etwas hinkt. Der angebliche Magicus hält nämlich auf einem ... dazu gefertigten Brettchen einige Abbildungen von jenen natür... Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. s.) bereit, welche ... und dann aus ihrer Asche wieder erzeugt werden sollen. ... Abbildungen sind mit einer fürs erste unsichtbaren, klebrigen sym...pathischen Tinte gefertigt, und unter dem Bretchen, worauf sie ste..., befinden sich verborgene Magnete. Unser Magicus bittet nun ... Umstehenden aus den mitgebrachten Naturkörpern einen auszuwäh..., der verbrannt und palingenesirt werden soll. Dies geschieht. Nach ... Verbrennen sammelt er die Asche, mischt sie geschickt unter Ei...feilspäne, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten ..., und setzt nun im Hinabstreuen und Umschütteln die Eisen...späne in die Lage, von den Magneten angezogen und von der kle... sympathetischen Tinte festgehalten zu werden, und der verbrann... Körper wird dann auf einmal in seinem Schattenriß wieder erkannt. ... verwandelt unser Magier ein Spiel Karten in einen lebendigen ..., indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nach...gemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, ... den Seiten mit Kartenblattschnitzchen zusammengeleimtes hat, in ... Innerm ein lebendiger Vogel sitzt, der durch einige kleine Oeff...nungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten statt ... echten in eine unten offene blecherne Büchse geschoben, in die es ... und eng hineinpaßt, das untere, nur leicht angemachte Blatt ...gerissen, und — statt der Karten kommt ein Vogel aus der Büch... Unser Magus läßt auch, mittelst eines Hohlspiegels, dessen Bilder ... den häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geister erscheinen, ... bekannte acustische Apparate sie Fragen beantworten u. s. Ein ... Theil jener sogenannten natürlichen Magie beschäftigt sich mit ... Angabe zur Bereitung sympathetischer Tinten, mit allbekannten ...trischen Kunststücken, wie man z. B. durch den elektrischen Funken ... Thier tödten, einem Menschen unvermuthet einen Schlag versetzen ... u. s. w. In dieser Art beschäftigt sich denn die ganze sogenann... natürliche Magie mit Kunststücken, die zur gesellschaftlichen Unter...haltung sehr angenehm sind, die aber nichts weniger als den Namen ... und natürliche Magie, sondern höchstens den einer scheinbaren ... falschen, den Namen Taschenspielerei verdienen. Unter Magie im ... Sinne sollte man bloß jene geistige (gute oder schlimme) verste..., die sich auf eine Gewalt des Geistes über Geist und Körper — ...eignen sowohl als fremden — und über die äußere Natur gründet. ... Krankenheilungen, die durch Glauben, jene Einwirkung auf den ... eines Fremden und Entfernten, durch Fixiren des eignen Wil... auf jenen (m. s. den Artikel Magnetismus) das ganze Gebiet des ...sehens, z. B. das Wissen um fremde Zustände und Gedanken, ...gangenheit und Zukunft, die ansteckende Gewalt des Enthusias..., der Verzückung und anderer guten und schlimmen Zustände die... Art und alles Verwandte, gehört in das Gebiet der eigentlichen ...gie, denn alle jene Erscheinungen gründen sich auf die Gesetze der ... geistigen Region herrschenden Liebe oder Abneigung, sind Wir...kungen einer geistigen Liebe (Abneigung, Verwandtschaft) oder eines

geistigen Hasses. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten solche Erscheinungen der organischen und anorgischen Natur, welche auf das Gesetz einer körperlichen Verwandtschaft (Liebe oder Ab-gung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angespannten Saiten, außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende oder verwandte angeschlagen wird. Natürliche Magie also ist es, wenn in einem benden menschlichen oder thierischen Körper, durch den Gebrauch wisser natürlichen Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend sinnliche Begierde u. s. erregt wird, oder ein bestimmter Zustand Nervensystems. Natürliche Magie ist es ferner, wenn die Infec eines Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen), durch Ausdünstung und den Schweiß eines Menschen, Zuneigung zu Letzteren erregt, ein magisches Geheimniß, das sich selbst öfters zwei verschiedenen Menschen erprobt hat, wie die plötzlich entstan Leidenschaft jenes französischen Königs zu einer Prinzessin, welche solche Weise erregt worden, beweist. (M. sehe Kluge über thieris Magnetismus.) In das Gebiet jener natürlichen Magie gehörten ner Erscheinungen wie jene bekannte, wo ein Aal durch Berührung nes Magnets oder großen Stücks Eisen zum großen Theil seiner M kelstärke beraubt wird, wo ein Gewächs besser und üppiger gede wenn es in der Nähe einer bestimmten Art von Pflanze steht, wo Nervenzufälle von einem Menschen auf einen andern, oder auf ein rührtes zartes Thier fortpflanzen, und so sich lindern, oder wo um kehrt heftige Nervenzufälle durch die selbst unbemerkte Annäherung nes widerlichen Thieres, z. B. einer Katze, erregt werden; Furcht Zittern selbst in ganz unerfahrnen, erst kürzlich aus Europa z. nach Afrika gebrachten Thieren, bei dem Brüllen eines Löwen, und Menge Erscheinungen, die sich auf natürliche Sympathien und Anti thien gründen. Eine natürliche Magie dieser Art würde aus Nat kunde und selbst Heilkunde und Physiologie vieles Interessante manches minder Anerkannte umfassen, bei denen der Name Ma (den man in gewisser Hinsicht Liebeskunde, Verwandtschaftslehre hö rer Art übersetzen könnte) nicht so ganz am unrechten Orte seyn wü de. Auch über diesen Gegenstand geben Windischmans eben erschein des Werk und selbst das des Dr. Haën, so wie die unter dem Arti Sympathie anzuführenden Schriften, weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), die Priesterclasse der Meder und Perser. Magier waren im Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse und üb die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaster war nicht Stifter, sondern ihr Reformator. Er theilte sie in Lehrlinge, Mei und vollendete Meister. Da nur durch sie dem Ormucz Gebete u Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieser seinen Willen fenbarte, nur sie in die Zukunft blickten, kurz da sie für Mittelsp sonen zwischen der Gottheit und den Menschen galten, so mußten nothwendig in großem Ansehn stehn. (s. d. vorig. Art.)

Magister, eine akademische Würde, welche die philosophische F cultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, sonders philosophischen, philologischen, mathematischen, physikalisch und historischen Wissenschaften ertheilt. Mit einer nähern Bestimmu verbunden, erscheint dieses Wort schon bei den Römern als Ehrenti (z. B. Magister equitum. General der Cavallerie), die jetzt übli Bedeutung hingegen schreibt sich aus den ältesten Zeiten der Erri tung der Universitäten her. Auf den frühesten Universitäten kannte m das sich später erst ausgebildete Facultätswesen noch nicht, am wen

... dachte man an die drei sogenannten höhern Facultäten d... ...gie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akad... ...tigkeit beschränkte man auf die schon vorher bekannten siebe... Künste (s. freie Künste), und nannte die Lehrer derselben ... die ganze Versammlung derselben artistische Facultät, und die ...che nach völliger Beendigung ihres Studiencurses wegen ihr... ...ses und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten, ... Grad eines Baccalaureus schon erlangt hatten, Magistros artiu... ...er, Meister der freien Künste), womit in der Folge noch d... eines Doctors der Philosophie verbunden wurde. Weil diese ... ihrem Ursprunge nach älter ist, als die eines Doctors, so wird ... ...ste in öffentlichen Anschlägen und Bekanntmachungen der ...schen Universitäten den Doctoren vorgesetzt. (Auf der Un... zu Berlin ist der Titel eines Doctors der Philosophie noch ein... und setzt eine zweite Prüfung voraus). Das Jahr ihrer En... läßt sich nicht bestimmen, aber schon im 12ten und 13ten Jahr... stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die an... ...ten Männer sich um dieselbe bewarben. Seit jener Zeit ist si... durch Einführung der Facultätsverhältnisse, theils durch die gr... ...mehrung der Universitäten, theils auch durch manche dabei ei... Mißbräuche in ihrem frühern Ansehen gesunken. Von dem ge... ...chen Magister ist der magister legens zu unterscheiden, d. h. d... der sich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorlesungen ...ten, erworben hat. A —

Magister mathēseōs, s. d. Art. Pythagoras.

Magistrātus, Magistrāt, bedeutet theils ein öffentlich... (als Consulat, Prätur), theils diejenige Person, die ein sol... ...waltet. Von den obrigkeitlichen Personen bei den Griechen u... ...mern ist überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cec... auf Codrus siebzehn Könige; von Medon bis Alcmäon dreizehn ...längliche, von Charops bis Eryxias sieben zehnjährige und ... nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikanische Ve... Athens gegründet, aber nicht so fest, daß keine Unterbrechungen ...ären. Die kaum von Solon festgestellte Demokratie verwande... Pisistratus wieder in eine Alleinherrschaft und vererbte ... seine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald trat die vo... ...okratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange d... ...ponnesischen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dre... ...männer nur auf Ein Jahr und durch die Tyrannei der Zeh... ...er auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedonis... ...igen, wie später unter den Römern, behielt Athen mit einig... ...brechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, d... tausend der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten soll... Cassander setzte den Demetrius Phalereus zum Präfecten d... ...te. — In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Persone... ...nige, die Senatoren, Ephoren u. s. w. Sie wurden durch ... ...mehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslän... die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lan... den Römern gab es zu verschiedenen Zeiten auch verschiedne ...e. Zuerst regierten Könige; nach Vertreibung des Tarqui... ...perbus (im J. der Stadt 244) zwei Consuln, welche jährlic... wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictat... unumschränkter Gewalt, und wenn keine Magistrate vorhand... einen Interrex. Diese Einrichtung währte mit einigen Un...

gen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla sich als immerwährend Dictator einer unumschränkten Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrschaft freiwillig entsagt hatte, dauerte die consularische Regierung fort bis auf Julius Cäsar, der sich im J. Roms 786 auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieser Zeit an wurde die consularische Gewalt nie wieder ganz hergestellt. Die Ermordung Cäsars half nichts dazu; da bald hernach die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus, sich einer noch unumschränktern Gewalt anmaßten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator Beherrscher des römischen Reichs wurde. Nur zum Schein behielt Augustus die republikanischen Magistratswürde bei. Im Anfang der Republik scheinen die Consuln die einzigen beständigen Magistrate gewesen zu seyn. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei der Armee nothwendig machten, wurden nach und nach noch verschiedne andre Magistrate gewählt, als Prätoren, Censoren, tribuni plebis (Volkstribunen) u. s. w. Verschiedne neue Magistrate kamen unter den Kaisern auf. Die römischen Magistrate wurden verschiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche; höhere und niedere; curulische und nicht curulische; patricische und plebejische; städtische und Provincialmagistrate. Der Unterschied in patricische und plebejische Magistrate kam erst im J. Roms 260 auf; der in städtische und Provincialmagistrate erst, als die Römer ihre Eroberungen über die Gränzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magistrate zerfielen in höhere und niedere; zu erstern gehörten die Consuln, Prätoren und Censoren, zu letztern die Volkstribunen, Aedilen, Quästoren u. s. w. (s. diese Art. Die wichtigsten außerordentlichen Magistrate waren der Dictator mit seinem Magister equitum und der Interrex. Der Unterschied zwischen curulischen und nicht curulischen Magistraten beruhte auf dem Rechte sich der Sella curulis bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Consuln, Prätoren, Censoren und curulischen Aedilen hatten. — Die Wahlen der Magistrate geschahen zur Zeit der Republik in den Comitien, besonders in den centuriatis und tributis, in erstern die Wahlen der ordentlichen höhern Magistrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaisern ist die eigentliche Beschaffenheit der Magistratswahlen ungewiß.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren und Bibliothekare, war zu Florenz am 28sten October 163 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters zu einem Goldschmid in die Lehre, vermochte aber nicht, seine Liebe zur Literatur, welche er theils in den Feierstunden, theils selbst während der Arbeit zu befriedigen suchte, zu unterdrücken, und ihr Tod, welcher 1673 erfolgte, bewog ihn, sich nun ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur zu widmen. Bei einem eisernen Fleiß und einem ungeheuren Gedächtniß erwarb er sich in kurzer Zeit eine Masse von Kenntnissen, welche ihn allgemein berühmt und dem Großherzog Cosmus III. bekannt machte, der ihn zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Diesen Posten, welcher seinen Neigungen und Kenntnissen völlig entsprach, verwaltete er zur allgemeinen Zufriedenheit. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowohl seiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek, zu dienen, kannte keine Gränzen. Wenig literarische Unternehmungen wurden gewagt ohne bei dem florentiner Literator sich Raths zu erholen; daher finden

ist auch sein Name in unzähligen Vorreden jener Zeit, in Briefsammlungen, Reisebeschreibungen rc. so sehr gefeiert. Dabei zeichnete er sich durch eine beispiellose Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit aus, welche bis zur entschiednen Gleichgültigkeit gegen allen Schein, ja bis zur Vernachlässigung seines Aeußern selbst ging, und oft in einen kleinen Cynismus ausartete. Innig zufrieden mit seiner Lage, beschloß er sein Leben am 24ten Juli 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die feste Treue, welche er durch sein ganzes Leben den Großherzogen (deren Dienste zu verlassen ihn weder die vortheilhaften Anerbietungen Kaisers Leopold noch die schmeichelhaften Einladungen mehrerer Päpste verleiten konnten) bewiesen hatte, besiegelte er noch nach seinem Tode in einem Vermächtnisse, durch welches er ihnen nicht nur seine eigne, eben so zahlreiche als schätzbare, Bibliothek, sondern auch sein ganzes in ihrem Dienste erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte) zuwendete. Ob er gleich unter seinem Namen nichts herausgegeben hat, so hat er doch theils mehrere seltne Werke anonym wieder drucken lassen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. zu den Actis sanctorum, die zahlreichsten und wichtigsten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen hat Joh. Targionius zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgegeben. A—s.

Magna Charta, s. Charta magna.

Magnaten, ein verdorbenes lateinisches Wort, die Großen; hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angesehene Reichsstände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbischöfe von Gnesen und ehedem auch von Lemberg, die Bischöfe, Woiwoden, Castellane und Reichsbeamten oder Minister. In Ungarn versteht man nicht alle Reichsstände, sondern nur die Reichsbarone darunter. Diese sind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten; 2. die kleinen, oder Grafen und Freiherren. — Den Prälaten, niedern Edelleuten und königlichen Freistädten kommt diese Benennung nicht zu.

Magne, s. nordische Mythologie.

Magnesia. Man versteht darunter am gewöhnlichsten eine eigne Erde, die weiß, leicht, für sich unschmelzbar, geschmacklos, unauflöslich im Wasser ist, sich aber in Säuren klar auflöst und einen Bestandtheil der Bitterwässer (des Bittersalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen Talkerde, Bittersalzerde, Bittererde, und ist als säuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; und man bezieht sie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburgher Magnesia). Sie wird durch Gyps und Sand häufig verfälscht. Magnesia vitriarorum, besser Manganese, ist schwarzes Braunsteinerz, das Oxyd eines Halbmetalles. Unter Rother Magnesia verstand man ehedem ein braunes Eisenoxyd. I.

Magnesia, in der alten Geographie der Name einer Landschaft in Thessalien, ferner einer Provinz und Stadt von Macedonien und mehrerer Städte, z. B. in Kleinasien, und zwar Magnesia am Sipylus in Lydien, eine wichtige Handelsstadt, wo Antiochus der Große von den Scipionen 190 v. Chr. geschlagen wurde; Magnesia am Mäander in Jonien, wo Themistokles starb.

Magnet heißt zunächst ein Eisenerz, welches in M... in dem Magnetberge von Merchaurien in Newyork, im Spitzenber... am Harz

und in allen reichhaltigen Eisengruben gefunden wird. Dieses Eise
erz hat einen der Farbe des Eisens ähnlichen Anstrich, kommt meisten
in unregelmäßigen Stücken, seltner in kleinen pyramidalischen Krysta
len vor, ist hart, spröde und zeichnet sich durch die merkwürdigen E
genschaften aus, daß es das Eisen anzieht, sich in einer freischwebe
den Lage nach den Polen richtet und diese beiden Kräfte dem Eis
mittheilt. Dieses Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterschi
de von denen, welche durch die Kunst, d. i. durch Mittheilung od
durch Erweckung der magnetischen Kraft im Eisen und Stahl, hervo
gebracht werden. Nicht Eisen allein, wie man bisher geglaubt ha
sondern auch das allerreinste Kobaldmetall wird von dem Magnet a
gezogen; ja man weiß, daß der Kobald wiederum den Magnet anzie
und selbst magnetisch wird. Ferner entdeckte A. v. Humboldt berei
vor seiner amerikanischen Reise eine Gebirgskuppe von Serpentinste
in der obern Pfalz, welche einen starken Magnetismus zeigte, und a
seiner Reise in Südamerika fand er auf dem Chimborasso einen Po
phyr von gleicher Eigenschaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein E
sen an, aber sie zeigen die polarisirende Kraft, oder die Neigun
mit dem einen Ende sich nach Norden und mit dem andern nach Sü
den zu kehren. — Gewöhnlich lassen sich an allen Magneten zwei g
rade einander entgegenstehende Punkte bemerken, wo die Anziehung
kraft am stärksten zu wirken scheint. Dies zeigt sich, wenn man ein
Magnet über Eisenfeilspäne hinwälzt, welche sich zwar allenthalbe
am meisten aber an den erwähnten beiden Punkten ansetzen, wo s
gleichsam einen Bart bilden. Diese beiden Punkte werden die Pol
des Magnets genannt; die Neigung aber, sich mit den Polen na
der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigensch
die Erfindung des Compasses veranlaßt hat (s. dies. Art.), hei
seine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Nam
Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gera
Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. Bisweil
findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr a
zwei entgegengesetzte Pole hat. Ein solcher scheint aus mehrern in ei
ander verwachsnen Magneten zu bestehn und heißt ein zusammeng
setzter oder anomalischer. Seine Anziehung gegen das E
sen beweis't der Magnet dadurch, daß er dasselbe in einer gewissen En
fernung sich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, sich selbst de
Eisen nähert, und es mit merklicher Kraft fest hält. Je stärker der Ma
net ist, in desto größerer Entfernung wirkt er und desto mehr Kraft g
hört dazu, ihn von dem Eisen wieder zu trennen. Weiches reines E
sen wird nach Musschenbroek am stärksten, hartes Eisen und E
senerze, desgleichen Stahl schwächer angezogen. Ist das Eisen mit a
dern Materien vermischt, oder verkalkt, so erscheint der Grad der A
ziehungskraft gegen dasselbe immer schwächer. Mehrere Physiker, we
che sich bemühten, den Grad der magnetischen Anziehung zu bestim
men, fanden das Gesetz, daß sich die anziehende Kraft eines jeden ei
zelnen Theilchens des Magnets direct wie sein Abstand vom Mitte
punkt, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezo
nen Punkte verhalte. Saussure entdeckte, daß die Kraft des Magne
an verschiednen Orten der Erde veränderlich sey. Verstärkt wird d
Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte b
findlich sind, glatt abschleift, und dünne eiserne Platten, die in die
fußähnl[illegible] Enden auslaufen, genau daran anlegt. Diese Belegunge
welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nenn

ziehen das Eisen stärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320 Mal mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Gestalt und Härte, so wie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft eines Magnets. Oft besitzt ein kleines, aus einem größern Stück herausgeschnitten, mehr Kraft als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eisen wird durch einen dazwischen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer selbst nicht gegen die magnetische Kraft empfindlich seyn. Merkwürdig ist es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewissen Gränze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen seine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeschäftigt läßt. Ebenfalls verliert sie sich durch Glühen und Selbsterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Steinen, und durch öfteres Fallenlassen; auch ist ihr der Rost, der Blitz und überhaupt die Electricität nachtheilig. In Ansehung seiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich räthselhafte Erscheinungen dar. Wenn man eine stählerne, auf einer Spitze frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen sich die Pole derselben befinden, an den Pol eines Magnets hält, so wird die Nadelspitze von einem derselben angezogen, von dem andern aber abgestoßen; der andre Pol des Magnets wirkt entgegengesetzt; und dieselben Erscheinungen zeigen sich sämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundschaftliche, die sich abstoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, so wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetische Abstoßen läßt sich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein sehr starker einem sehr schwachen Magnet so nahe gebracht wird, daß die südliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf zwei verschiedne magnetische Materien geschlossen, wovon die eine die andre schwächt, und die sich überhaupt in ihren Wirkungen eben so verhalten, wie die positive und negative Electricität. Man nennt auch die nördliche Polarität wirklich die positive, so wie die südliche die negative, obgleich zwischen der Natur der magnetischen und electrischen Materie ein großer Unterschied ist. Damit soll aber nicht die wirkliche Existenz von zwei verschiednen magnetischen Materien behauptet werden. In der einstweiligen Voraussetzung derselben bezeichnet man die eine + M, die andre — M; jenes ist die nördliche, dieses die südliche. Wenn wir nun unsre Erde als einen Magnet betrachten, welcher sich in den südlichen Theilen als + M, in den nördlichen aber als — M zeigt, so läßt sich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären. Auffallend ist auch an dem Magnet die Eigenschaft, daß er seine Kraft dem Eisen mittheilt, wodurch die künstlichen Magnete entstehn. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eisen eine Zeit lang an einem Magnet gehangen hat, oder auch nur mit demselben bestrichen worden ist, so wird es selbst magnetisch und zieht anderes Eisen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetischen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an seiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eisen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, sondern jedesmal das Gegentheil. Vielmehr stellt man sich, wie bei der Electricität, vor, daß die (vorausgesetzten) beiden magnetischen Kräfte + M und — M im gemei-

nen Eisen gebunden und, da sie sich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar sind; in dem magnetisirten Eisen aber, durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetischen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eisen schon in einer gewissen Entfernung. Der Raum, durch welchen sich diese Wirkung erstreckt, nennt man den magnetischen Wirkungskreis oder die magnetische Atmosphäre. Bei dieser Wirkung findet das nämliche Gesetz Statt wie bei der Electricität. Ein jeder magnetischer Pol sucht in demjenigen Eisen oder eisenhaltigen Körper, der in seinen Wirkungskreis kommt, eine der seinigen entgegengesetzte magnetische Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Gesetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab. Wenn man einen unmagnetischen Stab von Eisen oder Stahl in den magnetischen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat, so trennt dies beide bisher gebundne, also im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eisenstabes, in dem es — M schon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eisens, der ihr am nächsten ist, — M hervorbringt, das + M hingegen zurückstößt, welches das andere Ende des Eisens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eisen- oder Stahlstabe die magnetische Kraft durch das Streichen mit. Dies geschieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von seiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals streicht; oder durch den Doppelstrich, wenn man den armirten Magnet mit seinen beiden Polen der Länge nach aufsetzt und so mehrere Male von dem einen bis zum andern Ende streicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Diese und andre merkwürdige Erscheinungen erklärt man aus dem Gesetze der Vertheilung der magnetischen Materie auf dieselbe Weise, wie bei der Electricität. Aber auch ohne Mittheilung oder Erweckung der electrischen Kraft lassen sich Eisen und Stahl dadurch magnetisiren, daß man sie entweder lothrecht, oder noch besser im magnetischen Meridiane gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufstellt. Indes währt die magnetische Kraft nur so lange, als man das Eisen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiserne Stange wird dadurch magnetisirt, daß man sie vertical in der einen Hand hält, und mit der andern mittelst eines Hammers oder Schlüssels der Länge nach herab gelinde anschlägt. Das untere Ende wird der Nord- und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, so verwechseln sich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Operationen, welche mit Reiben verbunden sind, läßt sich das Eisen gleichfalls magnetisiren. Auch zeigt glühendes, im Wasser abgelöschtes Eisen Polarität. — Die Summe dieser magnetischen Erscheinungen nennt man mineralischen Magnetismus, im Gegensatz des animalischen. (S. den folg. Art.) Erst nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetischen Erscheinungen von der Erde abzuleiten und sich an Erklärung derselben zu wagen. Wir übergehen die Hypothesen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Aepinus, Wilke, Burgmann, der Bernoulli, Kratzensteins, Gablers und Prevosts, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetischen Materie wissen, besteht darin, daß sie in der Natur weit verbreitet ist, und bei vielen Operationen derselben mitwirkt.

Magnetismus, thierischer oder **animalischer**, auch **Lebensmagnetismus** genannt, ist die Uebertragung eines feinen und unsichtbaren, aber auf das Nervensystem und das Lebensprincip des Menschen unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes (Fluidums), von einem Menschen auf den andern, mittelst kunstmäßig eingerichteter Behandlung des Körpers desselben. Er ist ähnlich dem Electricismus und Galvanismus der äußern Natur, indem bei allen diesen Wirkungsarten der Natur das Eindringen eines feinen wirksamen Fluidums in den Körper Statt findet, verschieden von denselben dadurch, daß bei jenen durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organischen Natur nach ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgebracht wird, bei diesem aber durch einen bleibenden Uebergang und innige Beimischung eines dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde diesem Agens der Natur von **Mesmern** (vergl. diesen Art.), seinem Finder, deswegen mitgetheilt, weil bei dem mineralischen oder natürlichen Magnet ein wirkliches Aus- und Einströmen eines feinen Fluidums nach gewissen Gesetzen Statt findet. (Vergl. den Art. Magnet.) Worin nun das Wesen des animalischen Magnetismus eigentlich bestehe, ist bis jetzt noch nicht erklärt worden, inzwischen läßt sich aus den Erscheinungen desselben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip selbst, oder doch mit ihm sehr nahe verwandt sey. (S. den Art. Nervensystem.) Die Uebertragung desselben von einem Körper auf den andern und die Erregung der verschiednen magnetischen Zustände geschieht nun auf verschiedene Weise. Nicht jeder, sondern nur derjenige kann auf einen andern Menschen und mit Nutzen magnetisch einwirken, welcher in physischer Hinsicht ein Uebergewicht der Energie über den zu Magnetisirenden besitzt und vollkommen gesund ist, in psychischer Hinsicht aber auch eine gesunde und starke Seele besitzt. Der Magnetiseur muß ferner ein sittlich reiner Mensch seyn; denn ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem in magnetischem Zustande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, wo also das Innere zu ihm stärker und lebendiger als gewöhnlich anspricht, und eine solche Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß die magnetisirte Person in der Seele des Magnetiseurs lies't, um so leichter und schneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, sondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfestigkeit wird von dem Magnetiseur erfodert, nicht nur weil jede heftige Gemüthsbewegung desselben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, und er entweder ganz oder zum Theil seinen Einfluß auf den Kranken verliert, wodurch die magnetischen Crisen gestört werden, sondern auch weil ungewöhnliche Vorfälle und Erscheinungen, die nicht selten bei dem Magnetisiren sich einstellen, Gegenwart des Geistes, Ruhe und Beharrlichkeit erfodern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und fester Wille dazu, um die magnetische Einwirkung ganz in seine Gewalt zu bekommen. Die magnetische Behandlung selbst ist theils einfach, wo der Magnetiseur allein wirkt, theils zusammengesetzt, wo er sich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die **einfache Behandlung** besteht theils in dem nach gewissen Regeln bewirkten Anhauchen (das Adspiriren), in dem mit Festigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei schon in magnetischer Gemeinschaft (in Rapport) stehenden Kranken; theils wird sie mit der Hand verrichtet (**Manipulation**). Letztere besteht größtentheils in einem immer nach einer und derselben Richtung wiederhol-

ten Streichen, wobei jedesmal, um durch entgegengesetztes Streic die hervorgebrachte Wirkung nicht wieder aufzuheben, in einem n außen laufenden Bogen wieder auf die vorige Stelle zurückgekehrt w (vagirende Manipulation); zuweilen wird aber auch anh tend auf einen Punkt hin gewirkt (fixirte Manipulation). Wirkungen sind verschieden, je nachdem nun diese Manipulationen n bestimmten Regeln mit der flachen Hand (Volar-), mit dem Ha teller (Palmar-), den Fingerspitzen (Digital-), oder mit d Rande der Hand (Marginal-Manipulation) vollbracht wi ferner je nachdem die Digital-Manipulation mit ausgebreiteten Fing (expandirte Digital-Manipulation), oder in einen Pu vereinigten Fingern (contrahirte Digital-Manipulation oder mit der Spitze des ausgestreckten Daumens (einfache Pu nal-) oder mit beiden vereinigten Daumen (doppelte Pugnc Manipulation) verrichtet, wird. Die Manipulation wird ent der mit wirklicher Berührung des Kranken verbunden (Manipul tion mit Contact), mit angebrachtem Drucke (das Massiren oder nur mit sanfter Berührung (mit sanftem Contacte); o es geschieht in einiger Entfernung von dem Körper, zwei bis sechs u mehrere Zoll (Manipulation in Distanz). Außer diesen Ma pulationen geschieht die magnetische Einwirkung noch durch eine ei Bewegung der Finger, welche das Besprengen genannt wird (Spa giren; bei den französischen Magnetiseurs charger); durch das Z sammendrücken (Comprimiren) und endlich durch das Anwe oder Fächeln (das allgemeine Calmiren, Ventiliren). Alle d se verschiedenen Manipulationsarten haben ihre verschiednen Wirkung und werden nach bestimmten Anzeigen von dem Magnetiseur, mit e ander verbunden oder einzeln, angewandt, je nachdem die Umstän die Reizbarkeit der Kranken und die sich ereignenden Zufälle es er dern. Der Magnetiseur muß also genau mit der Individualität d Kranken bekannt seyn, den Grad der Nervenempfindlichkeit desselb und seiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem kun mäßigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetisirens und ihr verschiednen Effecten ganz vertraut seyn, um nach Umständen schwa oder stark, reizend und erregend oder beruhigend, allgemein oder ö lich auf den Kranken zu wirken. Magnetische Kranke sind wegen ihr erhöhten Nerventhätigkeit (Sensibilität) mehr, als andere, gegen schä liche Einwirkungen empfindlich, und diese sind ihnen um so nachthei ger; daher sie eine vorzüglich regelmäßige und vorsichtige Lebenswe führen müssen. Am meisten müssen solche Kranke heftige Gemüthsb wegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. s. vermeiden. Der Magnetiseur aber selbst muß so viel, als möglic diese schädlichen Einflüsse vermeiden, weil durch ihn der Nachtheil a die magnetisirte Person übergeht. Die Behandlung dauert bald läng re, bald nur kürzere Zeit, je nach dem die Art und Heftigkeit d Krankheit es erfodert. Sie muß so lange fortgesetzt werden, bis a durch sie veranlaßte Erscheinungen gänzlich wieder verschwunden sin In der Regel hören mit dem Eintritt der Gesundheit nach und na alle magnetischen Erscheinungen auf, und die Manipulation wird u wirksam. Die zusammengesetzte magnetische Behandlung nimm gewisse Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animalische Magnetismus blos verstärken, oder selbst magnetisch wirken, und d Manipulation mehr oder weniger ersetzen (Substitute). Unter den e stern sind vorzüglich die Conductoren, eiserne Stäbe von ungefäl

8 Zoll Länge und 1/3 Zoll Durchmesser, deren eines Ende der Magnetiseur ergreift und mit deren anderem er die zu Magnetisirenden berührt (vergl. auch den Art. Perkinismus); das magnetische Isolatorium, welches nach denselben Regeln erbaut wird, wie das electrische für die Electricität wird selbst auch als Verstärkungsmittel während des Magnetisirens angewandt); endlich auch der Spiegel und die Musik. Der Gebrauch der magnetischen Substitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetische Behandlung auch in unorganischen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, welche zwar an sich nicht in die Sinne fallen, aber sich doch durch Zurückwirkung auf Menschen, die in Verbindung mit solchen Substituten kommen, offenbaren, wenn diese bei denen, welche Empfänglichkeit dafür haben, dieselben, obgleich schwächere Erscheinungen veranlassen. Da es auch hier, wie in der Electricität, isolirende und leitende Körper gibt, so lassen die isolirenden Körper die magnetische Kraft in sich anhäufen, und verwahren sie so lange, bis ein anderer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmosphäre kommt, und ihnen das Uebertragene wieder entzieht. Nach dem thierischen Körper sind das Eisen, das Glas und das Wasser die empfänglichsten dafür. Man bedient sich daher dieser magnetisirten Isolatoren als Hülfsmittel bei der magnetischen Behandlung, sowohl um die Wirkung der Manipulation zu verstärken, als auch diese selbst zuweilen zu ersetzen. Das kräftigste Substitut, welches man bis jetzt aus Erfahrung kennen lernte, ist der magnetisirte Baum, welcher den ihm durch kunstmäßiges Bestreichen mitgetheilten großen Antheil von magnetischem Fluidum nicht nur durch schnellern und üppigern Wuchs, sondern auch durch kräftige Mittheilung an die für magnetische Einwirkung empfänglichen, und mit ihm in Verbindung gesetzten Personen offenbart. Was nun die bei den Magnetisirten sich zeigenden Erscheinungen betrifft, so hat man bisher aus Erfahrungen, Versuchen und unverdächtigen Berichten der angesehensten Aerzte, die sich damit beschäftigt haben, folgendes gesammelt. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus sind fast allezeit überhaupt Erweckung und Verstärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung sowohl in dem Nervensystem, als auch in allen übrigen Systemen des Organismus. Personen, die sich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denselben beschleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Functionen des Organismus werden befördert, besonders die des Unterleibes; Verdauung, Absonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und besänftigend auf das Nervensystem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung durch die sanfte Reizung und allgemeine Verbreitung derselben über die ganze Oberfläche des Körpers, besänftigt daher die heftigsten Krämpfe und überspannten Anstrengungen der Lebenskräfte. Er leitet die erhöhte Lebensthätigkeit von leidenden Organen ab, und auf andere hin. Dadurch wird die aufgeregte Thätigkeit von innern edlen Organen auf solche übergeführt, deren stärkere Thätigkeit und heftigere Affection mit wenigerm Nachtheile sowohl für sie selbst, als für das Ganze verbunden ist. Nächstdem wird dadurch die Lebensthätigkeit in einzelnen geschwächten Organen verstärkt und erhöht; auch endlich Verminderung und völlige Entfernung des Reizes auf das Nervensystem bewirkt, wodurch dessen krankhafte Thätigkeit entstand. So lösen sich Schmerzen und Krämpfe meistens in einen ru-

higen und behaglichen Zustand auf, werden in der Folge immer gelinder und kürzer, bis endlich gänzliche Genesung erfolgt. Die besondern Wirkungen des Magnetismus äußern sich nicht nothwendig bei jedem Kranken, sondern nur bei manchen nach ihrer verschiednen Empfänglichkeit, Geistes- und Körperbeschaffenheit, nach bestimmten Graden der magnetischen Einwirkung, und nach gewissen Perioden. Diese Wirkungen aber sind höchst mannichfach, weil sie das eigenthümlichste innerste Leben des Menschen in wundersame Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufschließen, und als leuchtende Blitze in eine bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menschlichen Seyns gewisse Erscheinungen erblicken lassen, deren bisher nicht geahnete Möglichkeit sich nun auf eine Weise in Wirklichkeit verwandelt, welche den Beobachter mit Erstaunen erfüllt. Diese Wirkungen lassen sich am besten durch Festsetzung derjenigen Grade, in welchen sich die magnetischen Zustände darstellen, bestimmen. Je höher der Kranke in diese Grade hinaufrückt, desto mehr entfernt er sich von der Sinnenwelt; die äußern Sinne verschließen sich, der innere erwacht, und steigt bis zur höchsten Klarheit, wo er auch gleichzeitig wieder zur äußern Wahrnehmung gelangt. Im ersten Grade zeigen sich nur die oben angeführten allgemeinen Wirkungen, die Sinne bleiben noch in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit: der Grad des Wachens. Zuweilen erfolgt selbst bei wiederholter Anwendung des Magnetismus kein höherer Grad, und doch tritt die Genesung ein. Bei einigen zeigen sich noch, außer den allgemeinen Wirkungen, örtliche Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung und dergl. m. Im zweiten Grade wird die Sinnesthätigkeit zum Theil unterdrückt, die Function des Gesichtssinnes zurückgedrängt: der Halbschlaf oder die unvollkommene Crise. Die vorigen allgemeinen und besondern Wirkungen treten stärker hervor, die Wärme nimmt mehr zu und verbreitet sich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie aus dem Centralpunkte, über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenliedern und einen unwiderstehlichen Trieb, sie zu schließen, worauf sie, wie festgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetischen Einwirkung nicht von selbst wieder geöffnet werden können. Die übrigen Sinne bleiben indessen noch für Eindrücke empfänglich, sind oft erhöht. Der Kranke bemerkt in diesem Grade bisweilen eine Helligkeit vor den Augen oder lichte Scheine, den Blitzen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, Kälte und Schwere der Glieder, ein Weheseyn um die Magengegend, Uebelkeiten u. s. w., Schweiße, selbst Fieberanfälle, örtliche und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Catalepsie, nebst mehreren auffallenden Nervenzufällen. Versteht der Magnetiseur diese Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu seinem Zwecke zu bestimmen, so wirken sie für den Kranken als heilsame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Im dritten Grade weicht die Sinnlichkeit ganz zurück, die magnetisirte Person hat keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne, kommt in den Zustand einer Betäubung, welche mit dem Namen des magnetischen Schlafes belegt wird. In diesem Grade hört und fühlt der Mensch nicht, und liegt in einem Zustand der völligen Erstarrung; er hat zwar dabei die Erinnerung an den wachenden Zustand, nach dem Wachen selbst aber keine an das, was ihm im magnetischen Schlafe vorgekommen ist. Zu den besondern Erscheinungen dieses Grades gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, convulsivisches Zittern, Kräm-

pse, cataleptische und sogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zufälle. Die beiden vorherigen Grade durchgeht der Magnetisirte zuweilen schnell und oft unmerklich, wenn er in die höhern Grade versetzt wird; dieser aber zeigt sich immer sehr stark, selbst dann, wenn der Mensch von ihm in den vierten Grad übergeht. Dies geschieht, wenn er in dem magnetischen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtseyn, wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt und er sich und seinen Zustand allmälig deutlich erkennt. Er ist dabei immer im Schlafe, den er nicht willkürlich aufzuheben vermag, allein es ist keine Betäubung mehr, und selbst der Schlaf ist nur eine leichte Fessel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtseyn, einem sehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beschränken vermag. Da es aber kein natürlicher, sondern ein magnetischer Schlaf ist, so ist auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetischen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Diese Abhängigkeit bezieht sich vorzüglich auf den Magnetiseur, durch welchen er gewissermassen empfindet, handelt, denkt, und darum gleichsam das Organ für ihn ist, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieser Grad ist also ein Schlafwachen, oder das sogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Crise oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in sich selbst erwachte, äußerlich aber noch schlafende Mensch gelangt wieder zu seinem vorigen Bewußtseyn, aber sein Verhältniß zu der Außenwelt ist abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geschlossen, oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geschieht dies nicht plötzlich, sondern nach und nach in mehreren auf einander folgenden magnetischen Behandlungen, und demgemäß entwickeln sich nun auch die diesem Zustande entsprechenden wunderbaren Erscheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt sey; der in sich vollkommen erwachte Somnambul unterscheidet aber auch in der Folge nichts mit den Augen als Licht und Finsterniß. Gewöhnlich sind die Augen geschlossen, wenn sie aber auch in seltnen Fällen geöffnet sind, so sieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel ist krampfhaft in die Höhe gezogen oder starr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Oeffnen der geschlossenen Augen bewirken; will man die Augenlieder mit Gewalt aus einander ziehen, so erfolgen convulsivische Bewegungen der Gesichtsmuskeln. Dessen ungeachtet sieht der Somnambul, aber nicht mit den Augen; der Gesichtssinn entwickelt sich zuerst im Getaste, so daß der Somnambul durch dasselbe die feinsten Gesichtsgegenstände, sowohl ihren Umrissen als Farben nach, deutlich unterscheiden kann. Am vorzüglichsten wird die Magengegend, dem Sonnengeflechte des Nervensystems gegenüber, der Sammelplatz aller Sinnesempfindungen, und hauptsächlich des Gesichtssinnes. Der Somnambul sieht und erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält; in der Folge, wenn dieses Wahrnehmungsvermögen erst geübt ist, sogar wenn es diese nicht berührt, sondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja weiterhin sogar, wenn Körper dazwischen gehalten werden; nur dürfen diese keine isolirenden seyn. So wußte z. B. eine Somnambule genau, was der Magnetiseur in der geschlossenen Hand hatte, sobald er den Rücken derselben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feste oder flüssige Substanz, die, in einem Behältnisse verschlossen, ihr auf dieselbe Stelle gelegt wurde. Einen auf dieselbe Weise verwahrten Brief konnte sie eben so lesen. Bei weiterer magnetischer Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen

des Somnambuls für Gesichtseindrücke noch höher gesteigert werden, es beschränkt sich dann sogar nicht mehr auf das Getaste und die Herzgrube, sondern es verbreitet sich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und verschafft dem Somnambulen auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten sich Somnambulen hierüber selbst auf folgende Art aus, „daß sie die Außendinge sähen, aber mit keinem bestimmten Organe, sondern so, wie man im Traume sieht; oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichsam Blitze vorbei schössen; sie sähen nichts mit den Augen, bemerkten aber doch alles; es wäre, als wenn sie es auf andere Art, als durch das Gesicht wahrnähmen.“ Der Somnambul weiß daher während seines magnetischen Schlafes bei seinem Herumwandeln allen im Wege stehenden Hindernissen, im Hellen so gut als im Finstern, so geschickt auszuweichen, daß er nirgends anstößt, läßt sich auch durch niemand gern führen. Am deutlichsten offenbart sich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rücksicht seines Magnetiseurs; andere Personen müssen erst mit diesem in Verbindung gesetzt werden, wenn der Somnambul sie sehen soll. Dieses Wahrnehmungsvermögen kann so erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unserer Sinne liegen, wie z. B. manche einen von dem Magnetiseur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper desselben, besonders den Augen, Haaren und Fingerspitzen, wie electrisches Feuer ausströmt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder, aber es ist auch dies kein Hören mit den Ohren, sondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen dessen, was der Magnetiseur, oder eine mit diesem in Verbindung gesetzte Person, spricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert sich noch auf manche besondere Weise. Die innigste Verbindung findet zwischen ihm und dem Magnetiseur Statt,; die Annäherung fremder Personen empfindet er sogleich, schon auf 10 bis 15 Schritte, auf unangenehme Art, nur wenn sie in Verbindung mit dem Magnetiseur (in Rapport) stehen, kann er ihre Gegenwart ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Person bekommt dieselbe Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigsten wirken Metalle auf ihn; berühren sie ihn, so erfolgen Stiche, brennende Empfindungen, Unruhe, Angst, Krämpfe, Convulsionen, Lähmung und Erstarrung, ja selbst Bewußtlosigkeit. In Bezug auf ihn selbst äußern sich bei den Somnambulen gleichfalls mehrere merkwürdige Erscheinungen. Beinahe alle haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder sie bedienen sich doch der Schrift- oder Gebehrdensprache; manche sprechen in ganz ungewohnten Dialecten. Hat der Kranke diesen Grad erst einige Mal erreicht, so wird er in der Folge um so leichter in diese Crise versetzt, wenn ihn der Magnetiseur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt; sogar von selbst erfolgt dieser Zustand nach gewissen Veranlassungen und Perioden. Die Dauer eines solchen magnetischen Zustandes ist gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, selbst einige Tage, anhalten, mit dazwischen laufendem natürlichen Schlafe, so daß der Somnambul sogar mancherlei Geschäfte verrichten kann. Aber auch in diesem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Convulsionen eintreten, besonders auf widrige Einwirkungen oder Störungen der Crise. Im fünften Grade des magnetischen Zustandes bleibt der Somnambulismus, der Kranke geht aber wieder in sich zurück zur innern Selbstbeschauung. Das Gemeingefühl, zugleich auch das Bewußtseyn, wird in dem Grade erhöht, daß der Somnambul eine helle Er-

kenntniß seines innern Körper- und Gemüthszustandes bekommt, die als nothwendige Folge eintretender Krankheitserscheinungen auf das pünktlichste vorausberechnet, und die wirksamsten Mittel zu ihrer Beseitigung bestimmt. Dieser Grad heißt die Selbstbeschauung, das Hellsehen, Clairvoyance; der Somnambul heißt nun Hellsehender, Clairvoyant. So sehr die Erscheinungen dieses Grades bezweifelt worden sind, so haben doch unwiderlegliche Beobachtungen sie gewiß gemacht. Das innere Hellsehen erstreckt sich aber auch auf die durch magnetischen Rapport in Verbindung mit ihm stehenden Personen, besonders auf den Magnetiseur. Krankheitsgefühle, welche diesen afficiren, fühlt der Clairvoyant mit; eine Taschenuhr, welche z. B. der Magnetiseur gegen sein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihrem eignen Ohre zu hören, dagegen sie nichts vernahm, sobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können sogar nicht bloß die Krankheitsgefühle, sondern wirkliche Unpäßlichkeiten selbst auf den Magnetisirten übertragen werden, auch Gemüthsaffecte des Magnetiseurs wirken auf ihn. Ist der Clairvoyant schon weit gegen den folgenden Grad vorgerückt so bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Rapport zu setzen, sondern beide können meilenweit von einander entfernt seyn, und dennoch kann der Magnetiseur vermittelst bestimmter Zwischenkörper einen solchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zustände des entfernten Kranken deutlich fühlt und erkennt. So ist auch bei diesem Grade die Gegenwart des Magnetiseurs nicht erfoderlich, sondern ein magnetischer Substitut versetzt ihn schon in den Zustand der Clairvoyance. Im sechsten Grade des magnetischen Zustandes (der allgemeinen Klarheit, Ecstase oder Desorganisation) tritt der Kranke wieder aus sich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der gesammten Natur. Das, was vorher bloß innere Selbstbeschauung war, verbreitet sich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum noch durch Zeit mehr beschränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit und das in seinem Keime noch liegende Zukünftige. Was der Kranke auch nicht so deutlich erblickt, drängt sich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die schon im vorigen Grad erhöhte Geistesthätigkeit steigt hier noch höher, die Sprache des Kranken veredelt sich, die Fähigkeit, seinen innern Körper zu schauen, erweitert sich sowohl aus vergangnen Zeiten zurück, als auch auf künftige Krankheitserscheinungen voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport gesetzt zu werden, braucht nur der Magnetiseur ihn lebhaft zu denken. Auf diese Weise haben Clairvoyants von entfernten Personen, die sie vorher nicht kannten, augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung scheint hiebei keinen Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiseur ist so innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken desselben zerstreut sind, sondern daß er auch in dessen Seele zu lesen, und dessen Vorstellungen und Gedanken auf das deutlichste zu erkennen vermag. Selbst der fixirte Wille des Magnetiseurs wirkt bestimmt auf den Clairvoyant. In diesem Zustande scheint der Körper dem Geiste auf das innigste angeeignet und mit ihm zur reinsten Harmonie verschmolzen zu seyn. Allem Gröbern, Sinnlichen ist er entrückt und in den Zustand einer ruhigen, ernsten und höhern Selbstbetrachtung versetzt. Das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt sich auf dem Gesichte ab. Jede Unlauterkeit eines Fremden, sich ihm Nahenden, stört diese Ruhe und Harmonie auf eine

sehr widrige Art, oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. — Dies ist ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetischen Zustände. Indessen gelangt nicht jeder in die höhern Grade auch ist die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft, nicht bestimmt, sondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit in ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Stücken genügende Erklärung dieser Erscheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eines Theils überhaupt manche derselben nur hypothetisch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt; weshalb wir diejenigen Leser, welche sich näher hiervon unterrichten wollen, auf Kluge's lehrreiches Werk: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus (Berlin, bei Saalfeld 1811) verweisen. Hier nur einige Andeutungen darüber. Die gesammte Lebensthätigkeit des menschlichen Organismus wird durch das Nervensystem vermittelt. Die Verrichtungen desselben theilen es in das vegetabilische und animalische. (Vergl. den Art. Nervensystem.) Das vegetabilische Nervensystem ist durch das Gangliensystem größtentheils isolirt, vom Gehirnsystem unabhängig und hat seine eigne Region im Unterleibe, wo es verschiedne Nervengeflechte bildet, unter denen das Sonnengeflechte in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und prädominirende ist. Das Cerebral und das Gangliensystem stehen gewissermaßen im entgegengesetzten Wechselverhältniß, so daß im Wachen das erstere, im Schlafe das letztere vorherrscht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Gangliensystems wird die Thätigkeit des Cerebralsystems herabgesetzt, es entsteht der Schlaf. In diesem ruht die Sinnesthätigkeit, aber das dem vegetativen Nervensystem entsprechende Gemeingefühl wird erhöht: daher von diesem durch die, beide Systeme in Verbindung erhaltenden, Nerven (vorzüglich den mit beiden in Gemeinschaft stehenden sympathischen Nerven, als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorstellungen erregen können, die, wenn sie lebhaft werden, als Träume sich bemerkbar machen, und zum Bewußtseyn kommen. Wird die Phantasie durch dieselben so sehr erregt, daß die dadurch entstehenden Vorstellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, so daß von diesem die Muskelthätigkeit in Bewegung gesezt wird so entsteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die sensible Nervenatmosphäre des Menschen vergrößert wird, so wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Ersatz der schlafenden Sinnesorgane darbietet, und durch noch weitere Erhöhung, sogar außer sich heraustreten, und von äußern Gegenständen Wahrnehmungen verschaffen kann. Durch die magnetische Einwirkung wird die Nerventhätigkeit des Gangliensystems, vielleicht durch Ueberströmung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiseurs, und durch Aufnahme und Assimilirung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken, so erhöht, daß in verschiedenen Graden erst der magnetische Schlaf, dann das Uebertreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellsehen, das Außersichtreten desselben bis zur allgemeinen Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in dem Gangliensystem, und die Steigerung der Thätigkeit desselben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichste derselben, das Sonnengeflechte zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Sensationen in einem Punkte sammelt, wodurch sie die Klarheit der Sinnesanschauungen erhalten können; daher in der Herzgrube der Somnambulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpunkte concentrirt

erscheint. — Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel ist bis jetzt noch bloß auf Krankheiten beschränkt gewesen, die dem Nervensystem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet sind. Er bewirkt sowohl eine Verstärkung der gesammten Lebensthätigkeit durch Uebertragung des belebenden Nervenfluidums aus einem Körper in den andern, als auch eine gerechte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätherischen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu schwacher Nerventhätigkeit, und von exaltirter Reizbarkeit mit Mangel an Energie, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilsam seyn. Seine bestimmte Anwendung ist indessen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen und bedarf der größten Vorsicht, da er in die verborgensten Tiefen des organischen Lebens eingreift, und eben sowohl heilsame Wirkungen, als in der Hand des Unkundigen, Unvorsichtigen oder Unreinen furchtbare Zerstörungen hervorbringen kann. H.

Magnetnadel ist die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetische Kraft mitgetheilt worden. (Man vgl. die Art. **Compaß** und **Magnet**.) Man nimmt dazu den feinsten und besten Stahl, am liebsten das englische Stahlblech, vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzierungen, weil sonst die Pole nicht immer genau in die Axe fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil sie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetisches Moment besitzt, als die sonst gewöhnliche Form eines Parallelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompassen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber auch längere. Außer den beiden Arten des Bestreichens kann man den Magnetnadeln die magnetische Kraft auch durch **Armirung** (s. Magnet) mittheilen. Jede Nadel ist indeß nur eines bestimmten Grades von dieser Kraft fähig, welcher nicht überschritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freischwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhängen derselben mit glücklichem Erfolge versucht. Nach **Cavallo** dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach **Bennet** ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzspinne am besten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, so beschaffen seyn, daß die Luft nicht auf den dünnen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Dünste, überhaupt atmosphärische Electricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compasses gelehrt, daß, wenn auch alle diese Umstände gänzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten sich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umseglung der Erde stößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, sondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Dieses merkwürdige Phänomen ist unter dem Namen der **Abweichung** oder **Declination** der Magnetnadel bekannt. Sie ist eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieses Instruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compasses genau über dem Meridian desselben steht. Bald ist sie östlich, bald westlich, bald größer, bald geringer, in den meisten Fällen aber findet sie Statt. Man hat bereits eine so große Menge von Beobachtungen über diese Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationscharten hat entwerfen können. Aber diese Charten sind nur für einige Zeit brauch-

bar, da ununterbrochne, eine lange Reihe von Jahren hindurch fort-
setzte Beobachtungen zu London und Paris dargethan haben, daß d
Abweichung an einerlei Ort veränderlich ist. Sehr wahrscheinlich
die Witterung, namentlich die Abwechselung zwischen Wärme und Kä
und insonderheit die Electricität dabei wirksam. Fast unwidersprechl
führen darauf Saussure's meteorologische Beobachtungen und dara
gezogene Resultate. — Eine andre sonderbare Erscheinung bei
Magnetnadel ist ihre **Neigung** oder **Inclination**, welche sich
durch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Na
sich gegen den Horizont neigt. Man nimmt sie an den meisten Or
der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Win
wahr. Sie zu beobachten, hat man eigne **Neigungscompass**
In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unsrer Erde ist es
Nordpol der Magnetnadel, welcher sich gegen den Horizont neigt. Di
Neigung, wobei sich der Südpol hebt, wird die **nördliche** genann
Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol. In der südlich
Halbkugel hebt sich der Nordpol der Nadel, indem sich der Südpol g
gen den Horizont neigt. Diese Neigung heißt die **südliche**. S
nimmt ebenfalls zu, je mehr man sich dem Südpol nähert. Es gi
Oerter auf der Erde, wo sich die Magnetnadel gar nicht neigt; die
fallen zwar nicht, wie man aus dem Bisherigen schließen möchte, u
ter den Aequator, doch aber in dessen Nähe. Sie ist ebenfalls verä
derlich, aber nicht in dem Grade, wie die Abweichung. Die Ursach d
Neigung der Magnetnadel leiten die Physiker aus der magnetisch
Kraft der Erde, die Ursach ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Um
stande her, daß die magnetischen Pole der Erde sich nach und nach
andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichun
der Magnetnadel zu erhellen scheint.

Magnificat, der sogenannte Lobgesang Mariä, welcher in d
Vulgata anfängt Magnificat anima mea dominum. Er wird häufig
Musik gesetzt und als Kirchenmusik aufgeführt.

Magnificenz (eigentlich Herrlichkeit, Hoheit) ist ein Titel d
Rectoren und Kanzler der Universitäten, auch an einigen Orten d
Bürgermeister. Ein Fürst, der die Würde eines Rectors übernimm
wird magnificentissimus genannt.

Magus, s. **Magie**.

Magyaren. Der ursprüngliche Name einer uralten asiatische
Nation, von welcher die jetzigen **Ungarn** abstammen. Bei ihren sl
wischen Nachbarn erhielten sie den Namen **Ugri**, und ihr Land hie
Ugorien oder Jugrien; daher der jetzige Name. Ihre frühesten Si
waren im äußersten Norden Asiens (in dem jetzigen Sibirien); spät
(noch vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts) erschienen sie im sü
lichern Asien in der Nachbarschaft des Caucasus, vorzüglich um de
Fluß Tereck herum. In Gesellschaft der Chazaren zogen sie im J. 62
gegen den persischen Schach Cosroes, und zerstörten damals wahrschein
lich eine Stadt, deren Ruinen noch jetzt Madschar heißen. Zu Ent
des siebenten Jahrhunderts wanderten sie ebenfalls zugleich mit den Ch
zaren aus Asien in Europa ein, und besetzten die Gegenden zwische
dem Dnepr und Don am Ingulflusse, im heutigen Catharinoslawsche
Gouvernement. Hier, wo sie 203 Jahre lang unter ihren eigne
Stammhäuptern und nach eigner Sitte, obwohl unter der Schutzherr
schaft der Chazaren, lebten, wandelte sich ihr bisheriges Nomaden- un
Hirtenleben in ein kriegerisches. Doch unterlagen sie ums Jahr 88
den gegen sie andringenden Petschenegen, und wurden von denselben au

... Süden vertrieben, und wendeten sich theils nach Persien, theils in die jetzige Ukraine und Moldau. Die erstern verschwinden von da wieder in der Geschichte; die letztern aber ernannten im Jahr 890 ..., mit unbeschränktem Erbfolgerecht für seine Nachkommenschaft, ... Beherrscher. Allein im J. 894 wurden sie von den vereinten Petschenegen und Bulgaren aufs Neue vertrieben, und siedelten sich ... im folgenden Jahre in Pannonien an, wo sie nach und nach ihr ... so beträchtlich erweiterten, daß sie zuletzt öfters bis in das Herz von Deutschland eindrangen, bis sie im J. 955 von Otto dem Großen so nachdrücklich geschlagen wurden, daß sie nie wieder Deutschland zu überschwemmen wagten. — s. unten Ungarn. A—z.

Mahagony, Mahoni, richtiger Mahogani. Unter den drei ... jetzt bekannt gewordnen Baumgattungen dieses Namens zeichnet sich der gemeine Mahagonybaum seines schätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland sind die wärmern Länder des mittäglichen Amerika's, Jamaica, Cuba, Espannola und Domingo. Das Holz ist ein wichtiger Handelsgegenstand. Es gibt davon viele Sorten. Man hat gewässertes, marmorirtes, gemasertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz schwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, so darf man es nicht zu ... mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Oel bestreichen. Sein ... Ansehen, die treffliche Politur, deren es fähig ist, die ausnehmende Härte und die besondere Eigenschaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verschaffen dem Mahagonyholz einen der ersten Plätze unter den kostbaren Hölzern und machen es zu Meubeln sehr geschickt. Die Spanier und Portugiesen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es sich besser schickt, als das Eichenholz. Das falsche Mahagonyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, von dem Baume ...matico, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe besser behält. Die Rinde des Mahagonybaums ist von medicinischem Gebrauche, unter andern gegen Wechselfieber und periodisches Kopfweh.

Mahlerei oder Mahlerkunst, Theorie, Bestandtheile der Mahlerei, Gattungen der Mahlerei, Geschichte der Mahlerei und Mahlerschulen. I. Mahlerei oder Mahlerkunst nennen wir diejenige schöne, und zwar bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittelst der Farben auf Flächen darstellt: und ein Kunstwerk dieser Art ein Gemählde (s. d. Art.). Als schöne Kunst hat sie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen (s. Kunst). Sie setzt also Genie voraus, welches durch harmonische Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Ist aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, so muß jeder Mahler in gewissem Sinne Dichter seyn, d. h. er muß das Vollendete vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und es muß das Dargestellte das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealische) ernst oder scherzend ausdrücken. Daher man von poetischen oder unpoetischen Gemählden redet, und die poetische (oder ästhetische) Erfindung und Anordnung (oder die Composition) von der eigentlich mahlerischen oder technischen Composition und Anordnung unterscheidet. Selbst bei den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den interessanten Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darstellen. Indessen hat die technische

Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung d
Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diese
technischen Werthe der *innere* oder ästhetische, welcher sich auf d
Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird, und man o
den Werth des Gemähldes nach seiner unmittelbaren Beziehung a
einzelne wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstl
sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die durch dieselben darz
stellenden *Ideen* bestimmt. Daher gibt es auch eine *technisch*
und eine *ästhetische Theorie* dieser *Kunst*. Letztere gehört in d
Kürze hieher. II. Als bildende Kunst stellt die Mahlerei das Schö
in sichtbaren Gestalten für das Auge ruhend dar. Der Künstler so
also etwas Vollendetes für die *äußere Anschauung des Auge*
hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch b
schränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwa
so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er diese
Moment festhalten muß, nicht darstellen kann und darf, was die i
Bildern wechselnde Darstellung des Dichters wohl aufnehmen kann,
B. das Schrecklichste, das Schnellbeweglichste, die kühnsten Contrast
Dagegen ist die Mahlerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin über
legen, daß sie die *gleichzeitigen* Gegenstände und Eigenschaften m
erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufa
sen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne sichtba
Gegenstände *darstellt* (s. Darstellung); dahingegen der Dichter nu
die bedeutsamsten und bezeichnendsten Merkmale des Gleichzeitigen her
aushebt, und durch Nennung derselben die Phantasie zur selbstthätige
Schöpfung des Bildes anzuregen sucht. Am sinnlichlebendigsten stell
unter allen bildenden Künsten die Mahlerei das individuelle Leben d
Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur *scheinbare* Körper, indem s
durch Farben schildert, welche — vorzüglich in der Darstellung lebendi
ger Wesen — nur auf der *Fläche* die Wirkungen einer schönen Kun
hervorzubringen fähig sind; sie zeigt mithin die Körper, wie sie de
Auge von einer einzigen Seite erscheinen; aber sie weiß durch Licht un
Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenhei
der Raumerfüllung so zu täuschen, und durch Nachbildung der ätheri
schen Reize der Lichtwelt ihren Scheingestalten ein so lebendiges Dasey
zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Il
lusion (s. d. Art.) zuschreibt, und daher dem Ausdruck *Gemähld*
die Bedeutung der ausführlichsten Schilderung der Gegenstände nac
ihren eigenthümlichen sinnlichen Beschaffenheiten und Zügen (mit Un
recht nur dann, wenn man dies auf *einzelne* Naturerscheinungen be
zieht) beilegt. Diese Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkun
und Musik, aber nur figürlich, übergetragen, und man redet von eine
poetischen Gemählde oder mahlerischen Gedicht, so wie von eine
Tongemählde. Ersteres kann nur eine ausgeführtere, in sich abge
schlossene *poetische* Schilderung, oder poetische Charakteristik heiße
(z. B. eine *Idylle*, ein *Familiengemählde*, nur daß man be
letztern zu sehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung z
sehen pflegt), da überhaupt die Poesie mehr das *Innere* und sein
unmittelbaren Aeußerungen schildert, in der ausführlichen Beschreibun
des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Gränzen überschreitet. Aus let
terem Grunde gibt es keine eigentliche *beschreibende* oder *mahle
rische Poesie* als *Dichtungsart* (s. Poesie), und jedes beschrei
bende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantasie zu seyn, inde
es vergeblich seinen Bildern die Bestimmtheit zu geben strebt, die na

in Sinnengegenständen möglich , und dadurch in ein ängstliches Nachbilden oder Herzählen der sinnlichen Eigenschaften verfällt, wo kein poetisches Ganzes und kein Totaleffect möglich ist, sondern die Freiheit des Lesers zu sclavischem Dienste gezwungen wird, und wobei, wie Jean Paul sich ausdrückt, die Bühne handelt und die Personen zum Schauplatz werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter mahlt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in seiner Vorschule der Aesthetik. N. Ausg. im XIV. Programm.) Eben so kann ein Tonstück nur analog oder vergleichungsweise, und zwar als charakteristische und lebendige Schilderung gewisser Gefühle, ein Tongemählde genannt werden; keinesweges aber als Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Wesen der Kunst nicht umfaßt, das Tonstück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere (als eine Harmonie von Tönen), durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmonischen, d. i. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur, nothwendig ins Ähnliche verfallen, und sich unter die Würde der Kunst erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemals dargestellt werden kann. Den Fortschritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunst gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die musikalische Mahlerei jetzt fast allgemein geworden, und die musikalischen Compositionen einer Schlacht von Jena, Austerlitz ꝛc., wie überhaupt die gesammte musikalische Mahlerei mehr ein Gegenstand der scherzenden Darstellung, oder der Persiflage geworden ist. — Doch wir kehren zur Mahlerei zurück. Die Mahlerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst gleichsam zum Grunde, und ein Grundbestandtheil jedes Gemähldes ist die Zeichnung. Die Mahlerei unterscheidet sich von der Zeichenkunst nur dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit (s. Farbengebung) oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels, (s. Zeichnung, Zeichenkunst); sie ist eine Zeichnung durch Farben, und man darf daher die Farbe in einem Gemählde nicht als etwas erst Hinzukommendes ansehen (hierdurch unterscheidet es sich auch von einer illuminirten Zeichnung und dem illuminirten Kupferstich), sondern die Zeichnung wird durch das Wesen der Farbe modificirt, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung nicht möglich ist. Die Zeichnung wird in der Mahlerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farben sind ja selbst etwas Geistiges und Aetherisches. Sie verhalten sich also wie Objectives und Subjectives. Das Colorit ist wie die Stimmung, aus welcher die Darstellung hervorgeht und die der herrschenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen herrschenden Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt, und die mannichfaltigen Lokalfarben verbindet. Hierauf beruht die Verwandtschaft der Mahlerei mit der Musik. Zeichnung und Colorit aber müssen Eins und harmonisch seyn, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrscht, der Styl hart und streng, wo das Colorit zu stark hervortritt, der Styl weich und unbestimmt wird. (S. Styl.) Beide Erfordernisse sind einem Gemählde und dem Mahler gleich nothwendig, und es ist irrig, wenn man oft das Wesen der Mahlerei lediglich in die Zeichnung gesetzt hat: wenn gleich das Colorit und der Colorist ohne Zeichnung nichts

ist (in dieser Beziehung hat der Ausdruck Mahlerei sogar eine Nebenbedeutung erhalten); indem die Zeichnung doch abgesondert von dem Colorit noch besteht, und wenn gleich viele große Meister bald in diesem, bald in jenem Elemente der Mahlerei herrschten (z. B. Titian und die venetianische Schule im Colorit). Mit der Zeichenkunst aber hat sie gemein, daß sie mittelst ihrer perspectivischen Darstellung das Entfernteste wie das Nächste in ihre, durch Hintergrund und äußere Abschließung begränzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenstände die Baukunst, wie die Sculptur (oder Plastik im engern Sinn), indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist; Gegenstände namentlich, welche nur durch Farben, oder Perspective darstellbar sind. Hierdurch aber ist die Mahlerei insbesondere von der Plastik verschieden, daß in dieser das Raumerfüllende, die Masse und die reine Form vorherrschend sind, weshalb sie auch nur das Feste, Unbeweglichere darzustellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Masse nur angedeutet wird, der seelenvolle Ausdruck der Form. Dagegen das Herrschende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darstellbar ist, weil sie die Bewegung nicht so materiell, als die Plastik fixirt. Das Hauptgesetz der Mahlerei könnte demnach heißen: der Mahler stelle Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten. Mahlerisch (pittoresk) ist daher, was namentlich durch Farbenreiz und Farbendarstellung in der Anschauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieselbe sogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, sollte daher auch nicht dargestellt werden. III. Eintheilungen der Mahlerei in verschiedne Gattungen. Die Eintheilungen der Mahlerei sind nach verschiednen Beziehungen verschieden. Zuerst nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände welche in dem Gemählde die herrschenden sind, kann man die Gemählde eintheilen in Menschendarstellungen, Thierstücke, und Darstellungen der leblosen Natur. Ersteren pflegt man gewöhnlich den Namen der historischen Gemählde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet zur Historienmahlerei eben so wohl allegorische, mythologische als eigentlich geschichtliche (historische) Darstellungen, ja selbst Bataillenstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Portraits (s. d. Art. Historisch). Die umfassendste Gattung der Mahlerei ist die Historienmahlerei; denn sie zeigt den Menschen, die höchste uns bekannte Gestalt der Schöpfung, nach seinen sichtbaren Aeußerungen, Zuständen oder Charakteren, und sie ist es am meisten dann, wenn diese Menschendarstellung eine Handlung durch Zusammenstellung mehrerer Personen, obschon auf einen sprechenden und anschaulichen Moment zusammengedrängt, schildert. Wie sehr muß daher der Historienmahler die Menschengestalt nach ihren verschiednen, ja den flüchtigsten geistigen Ausdrücken und mahlerischen Situationen kennen, um bestimmte Ideen durch Menschengestalten in Ruhe und Bewegung mannichfaltig auszusprechen! Wie gegenständlich und klar müssen vor seiner Phantasie diese Gebilde stehen, um sie mit Hülfe der technischen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anschaulichen und sprechenden Ganzen zusammenzureihen, welches Gefühl und Geist interessirt! Welchen poetischen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er besitzen, um den Geist der historischen Begebenheit, oder den Geist der Sage nicht blos aufzufassen, sondern auch wahr, sprechen

und harmonisch in den Gestalten und ihrer Umgebung festzuhalten; wo auch das poetische und mahlerische Interesse jeder geschichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Portrait frei von allem Wechsel und zufälligen Modificationen hinzustellen! — Der Historienmahlerei stehen dem Umfange und der Würde nach am nächsten die mahlerischen Darstellungen der Naturgegenden, oder die *Landschaftsmahlerei* im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtprospecte und Seestücke gerechnet werden; (nur sollen diese nicht *prosaische Nachbildungen* der Natur seyn). Dem Landschaftsmahler sind die Gegenstände der Natur mehr *Mittel*, sein innerstes *Gefühl* harmonisch und anschaulich auszusprechen; dahingegen die Historienmahlerei wegen der größern individuellen Bedeutsamkeit der Menschengestalt weit *objectiver* und *charakteristischer* ist. Der Mahler fixirt gleichsam sein Gefühl in der Anschauung und Darstellung der mannichfaltigsten Naturerscheinungen. Dadurch und in ihrer Wirkung ist die *Landschaftsmahlerei* vorzüglich der Musik, und in der Poesie der *Lyrik* zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerscheinung objectiv werdende Gefühl nicht *unbestimmt* bleiben, sondern der Mahler muß die einzelnen Partieen der Landschaft so in Einklang zu bringen wissen, daß sie eine entsprechende Stimmung sicher und *bestimmt* aussprechen, wie sie gleichsam durch die Natur in einem ihrer vollendetsten Erscheinungsmomente angeregt wird. Diese Darstellungen sind übrigens so verschieden als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirungen und Beiwerke der Landschaft eingerichtet und angeordnet seyn müssen. Auch allegorisch und historisch kann die Landschaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von ersterem hat der noch lebende Landschaftsmaler *Friedrich*, von dem letztern die größten Landschafter, Claude Lorrain und Poussin, glänzende Beispiele aufgestellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landschaft schaden. Das vorzüglichste Studium des Landschaftsmahlers ist die *vegetabilische Natur*, und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magischen Ganzen sich bedienen; auch ist der Landschaft das *Helldunkel* vorzugsweise eigen. (S. d. Art. Landschaft.) Uebrigens würden wir die *schöne Gartenkunst* eine lebendige Landschaftsmahlerei nennen. Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und Arabesken (s. d. Art.) schließen sich an die genannten, umfassendern Classen der Mahlerei mannigfaltig an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundnen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunst. Die dritte Hauptgattung der Mahlerei ist die *Thiermahlerei*, beschränkter als jene, und nur dadurch von Interesse, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und mahlerischer Mannichfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen analog darstellt. Außerdem werden die Thiere auch als Beiwerke in historischen und landschaftlichen Gemählden gebraucht. — Andere Eintheilungen beziehen sich auf das Aeußere dieser Kunst. Die Mahlerei ist in eigentlich *technischer* Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Ma-

terial und die äußere Behandlungsart verschieden, und zwar enkaustische oder eingebrannte Mahlerei (auch Enkaustik), die, wie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwohl die neue Wachsmahlerei, oder Enkaustik (s. d. Art.) ihr nahe kommt; ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmahlerei, ne[bst] Glas- und Porzellanmahlerei, Mosaik oder musivisch[e] Mahlerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedner Art, ne[bst] der Mahlerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf d[as] Farbenmaterial ist sie Wassermahlerei (wozu die Frescomahlerei oder die Mahlerei mit Wasserfarben auf nassem Kalkgrunde u[nd] die Miniaturmahlerei gehört); Pastellmahlerei und Oelmahlerei. Ferner in Beziehung auf die Flächen, worauf die Farben aufgetrag[en] werden, ist sie Tapeten- oder Wandmahlerei, Glas- und P[or]zellanmahlerei ꝛc., in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde Decken- oder Plafondmahlerei, ferner Stubenmahlerei, Theatermahlerei, u. s. w. IV. Die Geschich[te] der Mahlerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in d[ie] Geschichte der alten (antiken), und der neuern oder christlichen Kun[st]; denn nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen de[r] Kunst wird eine Geschichte derselben eingetheilt, wenn man auch vo[n] einer orientalischen Mahlerei vor der Zeit der griechischen un[d] römischen Kunst, und von den Mahlereien nichtchristlicher Völker i[n] der neuern Zeit sprechen möchte, von welchen nicht viel zu spreche[n] ist. — Ueberhaupt ist die Mahlerei der frühern Völker gleichsam nu[r] als Vorbereitung auf die Kunst der Griechen anzusehen. Wahre Kunst, sagt ein Kenner, kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstammung zugeeignet werden; jenseit dieser Gränze finden wir nur Farbenspiele zu Belebung größerer Massen, oder als Ergänzungen de[r] Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle un[d] Schreiende offnen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Mahlerei fängt erst d[a] an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutun[g] selbstständiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Mahlerei sich zur Freiheit de[r] Kunst erheben. Die Bilderschrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über. Aber wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte sie, über dem Bestreben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdruck, der Schönheit der Form entsagen. So bei den Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich wenigstens nie zur Freiheit der Darstellung erhoben. In Aegypten und Mexiko scheint di[e] Mahlerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet worden zu seyn. Der ungebildete Sinn der Hindu fand sich durc[h] den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mang[el] an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entschädigt. Auch bei de[n] Persern war die Mahlerei unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen is[t], ein regelloses Farbengemisch, abenteuerliche Bilder, ohne Contour un[d] Haltung. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Cultur de[r] Griechen wirkten, wurde insbesondere die Mahlerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt, und stand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse, beide auf Dauer sowohl, als allgemeine Bedeutsamkeit berechne[t]

Man findet ägyptische Mahlereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechischen Reliefs, auf Mumiendecken und Mumiensärgen, und auf Papyrusrollen. Die ersteren (hieroglyphische oder historische Schildereien) sind bemahlte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel, das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemählde in Tempeln und Catacomben sind colossale bemahlte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleineren Wandgemählden eingefaßt. Auch hier erscheinen die Foderungen des Geschmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Das Ausführlichere über die ägyptische Mahlerei, welche späterhin zu Verzierungen in Rom wieder Mode ward, siehe in C. A. Böttigers Ideen zur Archäologie der Mahlerei (1 Th. Dresden 1811). Die älteste griechische Mahlerschule finden wir an den kleinasiatischen Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen vieler glücklichen Umstände macht die frühe Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begonnen wurde. Als das erste namhafte Gemählde wird eine Darstellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr. Geb.) angeführt. Doch sind wahrscheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus sollen auch die griechischen Pflanzstädte an der Küste von Italien und in Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Mahlerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmücken, glaubte man noch späterhin, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu mahlen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Aber unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemählden zeigte sich die Mahlerei erst spät. Auch die Friese der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Gallerien und Seitenhallen wurden früher gemahlt, oder vielmehr bemahlt. Die eigentliche Mahlerei ging natürlich von der Zeichnung und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing. — Skiagramme und Monogramme. Von diesen schritt man zu Monochromen fort. Zunächst fing man an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebnem Scherbenstaub) auszumahlen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelst Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Aelteste Ueberreste dieser einfarbigen Mahlerei sind die sogenannten Vasengemählde mit schwarzen silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Auch später erhielt sich diese Manier. (S. den Artikel: griechische Kunst). Für die Linearzeichnung (die nach der Anekdote von dem Wettstreit des Apelles und Protogenes [s. Apelles] unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh) und für die einfarbige Mahlerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, — den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der erste, der in den öffentlichen Spielen zu Corinth und Delphi

um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Mahlerei angeordnet hatte. Seine Wandgemählde im Athenäum zu Elis, seine Gemählde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmahlung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den ionischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer, in mehreren Gemählden haben seinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. (Ueberhaupt macht der Einfall und die Besiegung der Perser in Griechenland in der Mahlerei, wie in aller Kunst Epoche). Früher vielleicht noch mahlte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, so wie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (ungefähr 420 vor Chr. Geb.) aus Thasos erhub sich die Kunst zur Selbstständigkeit. (S. Polygnotus.) Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Draperie und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint Apollodor aus Athen (404 v. Chr. Geb.) die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst der berühmte Zeuxis aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Canon derselben stellte er in seiner berühmten Helena auf (s. d. Art. Zeuxis). Sein Nebenbuhler Parrhasius aus Ephesus neigte sich mehr zur Anmuth oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Smos. Apelles aus Cos (s. d. Art.) verband mit äußerster Naturwahrheit, ein schmeichelndes Colorit, und wird als Meister im Portrait genannt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit und Trockenheit, ja sie wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Ryparographie). Andrer Künstler zu gedenken würde hier nicht am Orte seyn. Unter den Römern fand diese Kunst nur geringe Theilnahme. Früher kannten sie nur die Mahlereien der Hetrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend schon verschwunden war und weichliche Ueppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmahle der alten Mahlerkunst hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italiens aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomahlereien und musivischen Arbeiten bestehen. (S. römische Kunst.) Ueberhaupt aber ist die Anzahl der noch vorhandnen Denkmäler der griechischen und römischen Mahlerei so gering, daß die Archäologie dieser Kunst oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nationen in andern bildenden Künsten, und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheinen folgende Resultate über die antike Mahlerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. Erstens, daß die Mahlerei überhaupt in dem classischen Alterthum, sowohl in Hinsicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet geblieben ist. Daher die bekannte Behauptung, die Mahlerei selbst sei damals mehr plastisch gewesen. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Man

fand, daß die öffentliche Ausstellung der Mahlerwerke beschränkter war. Die Griechen namentlich strebten, ihrem Charakter zu Folge, nach reiner Objectivität; diese fanden und erreichten sie am vollkommensten durch die Plastik, der vollkommensten Verkörperung der sinnlichen Gegenwart, welche zugleich die imposantesten Symbole einer sinnlichen Religion aufzustellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem sie die menschliche Form, als die gottähnlichste, am vollkommensten ausbildet. Was Wunder, wenn sich die Mahlerei nach dieser, der Nationalreligion so innig verwandten Kunst, richtete? Die Religion also veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrschaft der Plastik über die Mahlerei. Zweitens scheint unter den Bestandtheilen der letztern Kunst die Zeichnung der Contoure (als mit der Plastik am meisten verwandt) und das Localcolorit in der antiken Mahlerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu seyn; weniger die Perspective. Ja man hat bei der Dunkelheit der Berichte hierüber sogar gezweifelt, ob die Alten die Perspective gekannt haben. Da aber die Perspective von einer Flächendarstellung gar nicht getrennt, und die Bekanntschaft der Alten mit Geometrie und Optik nicht geläugnet werden kann, auch dieselbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künsten angewandt werden mußte, so scheint diese Behauptung nur auf einen sehr unvollkommenen Gebrauch der Perspetive in der Mahlerei beschränkt werden zu müssen. Mit mehr Gewißheit läßt sich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, diese Poesie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Mahlerei sich größtentheils auf Darstellung historischer Situationen und Thiermahlerei beschränkte, — die Landschaft aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben gesagt worden, mehr lyrisch und sentimental ist, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Ueber die Geschichte der alten Mahlerei sind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura veterum, ed. Graevius 1694. Roterod.; Durand histoire de la peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787. 2 Voll. 8.; And. Riem über die Mahlerei der Alten. Berlin 1787. 4.; Grund über die Mahlerei der Griechen. Dresden. 1810 und 11. 2 Bde; und Böttigers oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römischer Gemählde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (z. B. recueil des peintures antiques, Paris 1757, und 1784 vermehrt), worin mehrere, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomahlereien beschrieben und abgebildet sind; ferner in Carletti's und Pånce's Beschreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculanischen Alterthümer. — Größere Vollendung erreichte dagegen die Mahlerei in der neueren, christlichen Zeit, ja sie erlangte sogar über die Plastik die Oberherrschaft, welche man, wie den Geist der neueren Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken oft pittoresk genannt hat. „Als sich," sagt Jakobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Mahlerei leichter zu erreichen war, so stieg diese Kunst schon darum über die Plastik hinauf." In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach Innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr

seine Empfindung abgespiegelt sehen wollte, wurde da die Mahlerei, als die sich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet, als die Plastik, mit der größten Liebe gepflegt, u zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Die neugriechische Schule o Kunst wird gewöhnlich für den gemeinschaftlichen Stamm der gan neuern Mahlerei in Europa, oder richtiger für die Kunststufe ange hen, durch welche die alte und neuere Mahlerei mit einander in Ve bindung stehen. Mit Constantin wandelte die Kunst in das neue Ro das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr. Geb.) gründet und viele Kunstwerke der Plastik und Mahlerei wanderten mit. (Verg Heyne in den Comment. Soc. Gotting. T. XI.) Sehr richtig sa Fiorillo von den spätern griechischen Mahlern: die Werke der Mahl rei aus den Zeiten Justinians müssen uns freilich elend vorkommen indessen erhielt sich doch immer noch das Handwerk, wenn auch nic die Kunst. Musivische Arbeiten werden in dieser Zeit häufig erwähn z. B. eine Verklärung Christi in Mosaik für eine Kirche bestimm Doch scheint auch die enkaustische Mahlerei noch im Gange gewesen z seyn. (Fiorillo Geschichte der Mahlerei 1. Bd. S. 30). Im vie ten Jahrhundert, noch mehr im fünften, verbreitete sich der Gebrau heiliger Gemählde in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allg meiner. Und dieser heilige Gebrauch entflammte die Künstler zu neue Eifer, die christliche Religion ward die Mutter der neuern Mahlere oft empfahl auch die Mahlerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber viel mußte die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen leiden Doch hörte sie nie ganz auf. Die Päpste und Bischöfe beförderten s sehr. Vorzüglich aber wurden Gemählde religiöser Art im Occiden geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprung dam in Verbindung gesetzt. Von 726 an aber erhoben sich im Orient d zerstörenden Verfolgungen gegen die heiligen Bilder, und viele griech sche Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglic bewahrt, jedoch wurden seit dem neunten Jahrhundert die Mahler sel ner. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber beginn in Italien eine neue Kunst, die man, da sie in einem gleichsam abg schlossenen Cyclus (als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggi Rafael, Titian und Guido Reni angesehen werden können) einen e genthümlichen Charakter entwickelte, im Gegensatz der Mahlerei d übrigen Nationen die italienische Mahlerei oder Schule nenn Ihr Streben war, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenb ren, und das Ideal der Antike auf die Mahlerei überzutragen. Ma pflegt die italienische Mahlerei oder Schule (s. d. Art. Italien, ita lienische Kunst) in Schulen einzutheilen, nach den Provinzen wo sie geblüht hat. V. Mahlerschulen, Schulen der Mahlerei nennt man überhaupt eine Reihe von Mahlern, welche durch Bildun nach einem gemeinschaftlichen Meister, oder durch gemeinsame Nati nalität, einen gewissen gemeinschaftlichen Charakter in ihren Werke erhalten haben und verrathen. Die älteste italienische ist die flore tinische oder toscanische Schule. Cimabue wird als Stift derselben, so wie überhaupt als Vater der neuern Mahlerei g nannt, weil er sich zuerst von jenen Härten entfernte, welchen man wie Fiorillo sagt, fälschlich den Namen der griechischen Manier gib ein größeres Studium der Natur in seinen Gemählden verrieth, un etwas Helldunkel hineinzubringen versuchte; nicht aber, als habe es v ihm keine italienischen Mahler gegeben. Die Mahlerei schritt vom he den zum großen Styl durch Michel Angelo, und Leonard

da Vinci fort. Die römische Schule, durch Peter Perugino geführt, zeichnet sich durch richtige Zeichnung und idealischen Ausdruck des Gemüths aus und erreichte ihre Blüthe in Rafael; die venetianische durch herrschendes Colorit und sinnlichen Reiz, erreichte ihre Blüthe in Titian; die lombardische durch Vollendung des Helldunkels in Correggio; und die zweite lombardische oder bolognesische Schule durch das Bestreben der Caracci's und Guido's, diese Vorzüge zu vereinigen. Der italienischen Mahlerei oder Schule setzen mehrere die niederländische, deutsche, französische, spanische und englische entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander wesentlich verschiedene) Schulen, die italienische und die niederländische; die deutschen, französischen und englischen Künstler aber (s. d. Art. französische, englische Mahlerei) gehörten durch den Charakter ihrer Werke bald dieser, bald jener an. Die Tendenz der niederländischen Schule, welche sich wiederum in die flamändische und holländische theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits (s. darüber d. Art. Niederländische Schule und Flamänder), und hierin entwickelte sie sich früher als die deutsche (s. deutsche Mahlerei), in welcher Albrecht Dürer einzig steht in seiner Eigenthümlichkeit. Die neueren Bestrebungen aller der genannten europäischen Nationen bilden kein so zusammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. Auch ist jetzt fast überall die Mahlerei mehr zur Stubenverzierung herabgesunken, wobei die Landschaft und das Portrait das herrschende sind, und vielfältige Kupferstiche die Werke früherer Productivität vervielfältigen. In der Theorie der Mahlerei ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspective, dem Colorit u. s. w., mehr als der ästhetische, dessen Grundsätze wir im obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Mengs Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. Laokoon), Winkelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in seinen kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in d. Propyläen, und besonders in s. Winkelmann und dessen Jahrhundert, Tübingen 1805) manches hierin vorgearbeitet. T.

Mahlerfarben sind theils Naturprodukte, theils werden sie durch Kunst dargestellt. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn sie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann jene in Wasser auflöslichen Farbestoffe sehr wohl ohne mineralischen Zusatz brauchen, weil seine Kunst darauf hingeht, die Zeuge mit der Farbe zu durchdringen; der Mahler aber erreicht seinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um so besser, je weniger die Farben sich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Mahlerey mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; diese Flüssigkeit ist entweder wäßrig (Gummiwasser, Seifenspiritus), oder fettig (austrocknende Oele des Mohnsaamens, Leinsaamens), und sonach erfodern die verschiedenen Zwecke eine besondere Auswahl der Farben. Für die Oelmahlerey (s. d. Art.) taugen daher die mineralischen besser, als die an

mineralische Körper gebundenen Saftfarben (Lackfarben), indem letzt
durch Beimischung von Oel stets dunkler werden. Diese Mineralf
ben bestehen alle in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverb
dungen) oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen. Doch ha
erstere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen, den Vorzug. Zu
Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom B
die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot, vom Eisen die versch
denen Ocher, Erden von Sienna, Umbra, die durchs Glühen ihre F
be ins dunklere ändern, vom Kupfer das Bergblau, vom Kobalt
Smalte. Andere salzige und salzähnliche Metallverbindungen sind v
Blei das (kohlensaure) Bleiweiß und Kremnitzerweiß, das (salzsau
caßler Gelb, vom Eisen das (blausaure) Berlinerblau, vom Kupfer
(essigsauren) Grünspanblumen, das (kohlensaure) Berggrün, das (s
saure) Braunschweiger Grün, das (arseniksaure) Scheelsche Gr
Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober (vom Quecksilber),
gelbe Auripigment (vom Arsenik). Lackfarben haben Zinn oder Ala
erde zur körperlichen Grundlage und verdanken ihre Farbe einem th
rischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hieher gehören die rothen La
aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die schlecht
aus Fernambuck bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scha
Wau; die braunen aus mehrern andern färbenden Rinden; endlich
Indig, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. B
der Porzellan- und Glasmahlerei sind nur metallische Farben anzuwe
den, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hi
dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün. Blau gie
Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, eben so Braun e
halten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. F.

Mahlergold, soviel als Musivgold, s. d. Art.

Mahlerisch, s. d. vor. Art.

Mahlerschulen, s. d. vor. Art.

Mahlschatz ist das Geschenk, welches sich Verlobte zum Zeiche
des eingegangenen Eheverlöbnisses geben.

Mahmud, der jetzt regierende türkische Kaiser, s. Türkei.

Mahomet (auch Mohammed, am richtigsten Muhamed
d. i. der Ruhmwürdige, mit dem Beinamen Abul Casem Ebn A
dallah, der Sohn Ab-dallahs und Aninahs), aus dem ura
ten arabischen Fürstenstamme der Koreischiten und der Familie Haschen
wurde unweit Mecca, wo sein Großvater Abdal-Motalleb B
schützer der heiligen Kaaba war, ums Jahr 580 n. Chr. (doch schwa
ken die Angaben zwischen 568 bis 581), nach der Moslemin Behau
tung am 21. Nison oder Rabi (April) in einer Periode geboren, we
che die Stiftung einer neuen Religion im Orient außerordentlich begün
stigte. Die orientalische Christenheit war nämlich gerade durch den b
rühmten Drei-Capitel-Streit und die Monophysiten-Fe
de in die furchtbarste Gährung gerathen, die einfache Gestalt und We
des Urchristenthums schon gänzlich ausgeartet und das Mönchswesen
unaufhaltsamem Emporsteigen. Die Juden beschäftigten sich größtenthe
nur mit jenen aberwitzigen Grübeleien der Mischna und Gemarra, wo
aus der Talmud entstand; und unter Mahomets Stammvolke wagte d
blutgierige, noch immer neue Menschenopfer fodernde Aberglaube den le
ten Kampf mit dem auch in Arabien aufgehenden Lichte. Verworren
noch sah es in der politischen Welt aus. Das östliche Römerreich w
in seinen Grundfesten erschüttert; in Persien kämpften Zerduschts (Z
wasters) Anhänger mit den christlichen Aposteln der Mönchswelt, u

in Arabien bereitete die Trennung der Stämme (s. d. Art. Kalif), denen die meisten dem Sabäismus, andere dem Judenthum, einige auch dem Christenthum nach verschiedenen Secten zugethan waren, wie auch ein langer Krieg derselben mit dem großen Emir von Yaman die nahe Revolution vor. Mahomet, mit jener feurigen Einbildungskraft, die dem Araber eigen ist und in einer hehren, mit erhabnen Naturwundern erfüllten Landschaft, stets mächtiger noch befeuert wird, begabt, voll Klugheit und Gewandtheit, Festigkeit und Beobachtungsgeist, faßte leicht den Gedanken auf, von jenen Umständen Gebrauch zu machen, um sein Volk und sich selbst durch eine politisch-religiöse Reform zum Herrn des Orients zu erheben. Wie seines Stammes Mitglieder alle, hatte er sich dem Kriege und dem Handel gewidmet, und Abu-Caleb, sein Großvater väterlicher Seite, ihn früh als Factor in die Dienste der reichen Witwe des Emirs Abu-Halat gebracht. Er besorgte emsig dieses großen Handelshauses weitläuftige Geschäfte, führte die Caravanen nach Syrien, Yaman und selbst nach Persien, sah und beobachtete, und brütete, statt daheim von seinen mühseligen Reisen auszuruhen, mit rastlosarbeitender Phantasie in der schaurigen Höhle des Bergs Heroc unweit Mecca, seinen Plan aus. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß durch den nestorianischen Abt des Klosters Abdo'l Kaisi zu Basra, im damascenischen Syrien, Mahomet hinlängliche Kenntniß von dem, was damals Christenglaube und Christenthum hieß, erhielt; daß er mit jüdischen Rabbinen, besonders zu Aden, zusammentraf und ihre Vorstellungen gleichfalls kennen lernte, und daß aus diesem Gemisch von christlichen, altjüdischen und nationalen Stammreligionsideen sich eine Religion zusammensetzte, welche er als die einzig wahre, zuerst seinem Stamme, dann den Nachbarvölkern, endlich dem ganzen Oriente aufzudringen für Pflicht hielt. Die Tradition nennt einen christlichen Mönch Nestor und einen jüdischen Rabbi Warada Ebn Nawsal als Mahomets Gehülfen und Geheimschreiber. Mehr als wahrscheinlich ist es allerdings, daß Mahomet des Schreibens kundige Gehülfen früh gehabt, welche die überschwengliche Fülle seiner Begeisterungen, seiner Dichtungen, seiner rhapsodisch hingeworfenen Aeußerungen und Religionsvorschriften in dem hohen und prächtigen Ausdrucke, der seiner und seiner Nation Denkart gemäß war, niederschrieben. Aus solchen Rapsodien (Suren) ist wenigstens der Coran entstanden, welchen nicht Mahomet selbst, sondern erst sein Nachfolger, der Kalif Abu-Bekr sammelte. Mahomet war durch Vermählung mit Khadidschah, der reichen Witwe Abuhalats, die ihm aus dankbarer Liebe Hand und Vermögen gab, der reichste und wichtigste Emir im Stamme Koreisch zu Mecca geworden. Bis nach Persien, Yaman und Alexandrien hin hatte er bereits Verbindungen angeknüpft. Zum Manne gereift, umfaßte nun erst sein Geist das Ganze des kühnen Plans, über welchen er lange gebrütet hatte. So trat er zu Mecca als Prophet, und Wiederhersteller eines alten Glaubens, der den blutigen Götzendienst gänzlich verbannte, auf. Aber an diesen Götzendienst hefteten sich von uralten Zeiten her politische Ideen und die Herrschaft jenes mächtigen Stammes Koreisch, welcher als Wächter der heiligen Kabba (s. d. Art.) seit Jahrhunderten glänzte, reichen Tribut von den Wallfahrern empfing, und der den entscheidendsten Einfluß auf die Unternehmungen der Stämme Arabiens, welche zur Kaaba kamen, hatte. Im J. 618 (nach Andern schon 609 oder 610) machte er seine vorgebliche, vielleicht von ihm selbst geglaubte göttliche Sendung zuerst bekannt. Nur wenige glaubten ihm anfangs, und der Stamm Koreisch fing Feindseligkeiten gegen die Familie Haschem an-

Mahomet, von seinen eignen Vettern als Schwärmer und Empörer ge-
gen die Heiligkeit der alten Verfassung verschrieen, wandte sich zu d
benachbarten Stämmen, bei denen er (besonders in Yatschreb aus Fein
schaft gegen Mecca) mehrere Anhänger fand. Mahomet selbst predig
unter der Betheurung — göttliche Offenbarungen vorzutragen, furchtl
gegen den Götzendienst fort, oder sandte seine Anhänger in die Versam
lungen des Volks bei der Kaaba, um dort die Suren vorzulesen,
der Geist Allahs dem Propheten eingehaucht haben sollte. Sein A
hang wuchs, bei vielen Tausenden galt bald das Wort: nur All
ist Gott und Mahomet sein Prophet! Den Juden, welche
Arabien unter dem größten Drucke lebten, hatte er Erleichterung u
sogar Theilnahme an seiner Herrlichkeit versprochen, wenn sie ihn unterstü
ten; auch ehrte er Moses und die Propheten. Natürlich fand er vi
Anhänger unter ihnen. Seinen Anhängern verkündigte er die Eroberu
Persiens, Arabiens und des griechischen Reichs. Dennoch war der Ei
fluß der Koreischiten in Mecca noch so groß, daß der Prophet sich i
J. 622 in eine Höhle und von da nach Yatschreb, von jetzt an Me
dina (s. d. Art.) genannt, zu fliehen gezwungen sah. Diese Fluch
nennen die Moslemin in religiösem Sinne die Hegira und sie bestimm
bis auf den heutigen Tag ihre Zeitrechnung. (S. Hegira.) Es folgte
ihm viele seiner Anhänger, und nun machte er sein Vorhaben, die wahr
Religion mit Gewalt der Waffen einzuführen bekannt, indem er seinen
Oheim Hamza die große Standarte übergab und ihn zum Kriege ge-
gen die Koreischiten aussandte. Nach vielen und blutigen Gefechten
worin meistens der religiöse Fanatismus seiner Anhänger siegte, bemäch-
tigte er sich im achten Jahre der Hegira der heiligen Stadt Mecca (629)
und starb drei Jahre nachher zu Medina, wahrscheinlich im 64. Jahr
seines Alters (632). Den Mann, welcher die folgenreichste Revolutio
im Orient bewirkte, richtig und unparteiisch zu beurtheilen, ist äußer
schwer, denn sein Leben und seine Thaten haben die Mahomedaner mi
einer zahllosen Menge von Fabeln durchwebt; die christlichen Schrift-
steller des Mittelalters aber und selbst der neuern Zeit haben sich kei
Gewissen daraus gemacht, eine Menge lügenhafter Beschuldigungen ge-
gen den verhaßten Stifter des Islam vorzubringen. In der That wa
er der Mann, der mit allen seltenen Fähigkeiten, die zur Ausführun
seines religiös-politischen Planes, von solchem Umfange erfodert wur-
den, ausgerüstet war. Ob er selbst ehrlich geglaubt, was er vortrug al
göttliche Offenbarung, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Am wahr-
scheinlichsten hält man ihn für einen religiösen Schwärmer, der sic
wirklich für inspirirt durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nich
so ganz verblendet wurde, daß er die Mittel übersahe, wodurch er sein
Lehre dem Volke annehmbar machen und seine Herrschaft über die Ge-
müther sichern könnte. Daher die Dichtung von seinen Unterredunge
mit dem Erzengel Gabriel; daher seine erträumte Reise durch d
sieben Himmel des Paradieses; daher seine Nachsicht gegen die sinn-
lichen Begierden eines sinnlichen Volks. Der erste Grundsatz seine
Lehrsystems war und blieb jedoch: Nur einer (Allah) ist Gott un
Mahomet sein Prophet. Dabei galten ihm Moses und Christu
als gottbegeisterte Lehrer der Vorwelt und er tastete keineswegs d
Glaubwürdigkeit der heiligen Geschichten und Offenbarungen des alte
Judaismus und Christianismus an, die er nur für verfälscht hielt. Da
Paradies, welches er seinen treuen Anhängern verhieß, war nichts al
ein sinnlicher Freudenhimmel; er selbst ahnete vielleicht keinen anderi
Seine Moral war aus der altjüdischen und christlichen zusammengesetz

dene Verehrung Allahs, als des einigen Gottes, unverbrüchlic
samer gegen des Propheten Gebote; Nothwendigkeit des Gebets
thätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit und Enthaltsamkeit von ver
Genüssen (besonders starker Getränke — dies Verbot ward von
entstandnen Zänkereien unter seinen Anhängern gegeben), Tapferk
ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlig
vertrauensvolle Ergebung in das unabwendbare Schicksal
Hauptcapitel seiner Sittenlehre. An Ceremonien, Fasten und
ten durfte es in einer solchen Religion für ein sinnliches Vo
fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mecca und Medina w
unstreitig eine politische Maßregel, um den Stammsitz des Isl
immer zu heiligen und Arabiens politisch-religiöse Bedeutenheit
zu sichern. Seine Lehren und Gebote trug er bei verschiedenen
heiten vor. Sie erhielten von der Hauptlehre den Namen I
(Glaube, Ergebenheit gegen den einzigen Gott) und seine A
Moslemin (daher Muselmänner) d. i. Gläubige (Islam
ist soviel als Muhamedanismus). Diese Lehre ist in dem obenan
ten Coran (s. d. Art.) enthalten, dem man bald eine zweite Sa
Sunna (zweites Gesetz von Lebensregeln, die sich auf Mahome
spiel gründen) an die Seite setzte. Nicht alle Mahometaner neh
doch die letztere an; diejenigen, welche sie annehmen, heißen daher
niten. Vergl. über die Mahomedanische Religion.
No. 8. Aeltere Schriften sind von Adr. Reland de rel. Moha
n. Ultraj. 1717. 8; Haekspan, H. Hottinger etc. Eine der
Ursachen der schnellen und gewaltsamen Verbreitung seiner Le
Herrschaft lag in der Waffengewalt, indem alle, welche sich ni
willig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts d
zwungen wurden. Seltsam genug findet man in seiner Geschich
Spur, daß er zur Ausführung seiner Plane sich der Weiber b
obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung, und di
weiberei ohne alle Grenzen zuließ. Daß er seiner ersten Frau
gte, die Anfälle von Fallsucht, welche er hatte, seyen Entzückun
Paradies, und daß sie durch Verbreitung dieser Fabel ihm zue
Anhänger verschafft habe, scheint von christlichen Gegnern ersonnen
um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß
daß er selbst erklärte, er thue keine Wunder. Gleichwohl schrieb
seine Jünger die allerunsinnigsten Wunderwerke zu, z. B. daß ei
des Mondes in seinen Aermel gefallen und er ihn wieder an de
mel geworfen habe; daß Wasser aus seinen Fingern geträufel
Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propheten
kannt u. s. f. — Tugendhaft im christlichen Sinne war M
keinesweges; denn er predigte nur Toleranz, wo man sich ihm
warf, Mord und Zerstörung aber, wo man die Waffen gegen
griff. — Er war dabei unläugbar ein gränzenloser Wollüstling, i
nicht nur 15 Weiber und Kebsweiber besaß, sondern auch unver
schämt genug war, vorzugeben: Gott habe die Blutschande bei allen
Menschen verboten, ihm aber solche aus besonderer Gnade g
Nie kann er daher in moralischer Hinsicht mit dem göttlichen
des Christenthums verglichen werden. Dagegen hat sein politisc
giöses System eine weitere Ausdehnung gewonnen, als die ch
liche: denn unstreitig ist ein größerer Theil des bekannten Er
von Mahomedanern, als von Christen bewohnt. Auch ist die Ehr
welche die rechtgläubigen Moslemin dem Propheten und allem, n
auf entfernteste angeht, beweisen, eben so groß, als nur irgend

Christenheit die Verehrung der Reliquien gewesen seyn mag. So z. B. ist die Decke in der Moschee zu Mecca, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenstand der heiligsten Verehrung; das Kameel, welches den Coran zur Kaaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiete von Mecca giebt es eine unzählige Menge Tauben, die nicht einmal von den Früchten verscheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sich des Propheten Ohre näherte!!! Niemand als der blinde wundersüchtige Pöbel glaubt indessen das Mährchen: Mahomets Grab hange in der Luft. Mahomet liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er starb, und eine in der heiligen Capelle verschlossene Urne stellt sein Grabmal vor, das mit eisernem Gitterwerk umgeben ist, wozu aber niemand gelassen wird. So ist auch das sogenannte Testament Mahomets nichts als ein untergeschobenes Machwerk späterer Zeiten, und es ging mit Mahomets Lehre, wie mit der des Christenthums: sie war die fruchtbare Mutter vieler Secten, die sich einander gegenseitig bekämpften, und unter welchen die Sunniten und Schiiten als die vorzüglichsten noch jetzt unter Persern und Türken den heftigsten Religionshaß erhalten. Abu-Bekr, der den Koran sammelte, und Aly, des Propheten Schwiegersohn, waren die thätigsten Begründer und Verbreiter des ungeheuern Reichs (Kalifats s. d. Art. Kalif), worin irdische und weltliche Gewalt mit unbeschränkter Ausdehnung sich in einer Person vereinten, und dessen Paniere sogar über die Meerenge von Gibraltar hinaus durch den Feldherrn Tarik nach Spanien getragen wurden. Die Quellen über Mahomets Leben sind: Ismael Abu'lfeda de vita et rebus gestis etc. ed. lat. vert. Ioh. Gagnier Ox. 1723. f. Dann la vie de Mahomet etc. von Gagnier, Amst. 1732. 2 Vol. 8. Boulainvillers (übers. von Mebes. Halle 1785) hat mehr romanhaft über ihn geschrieben; ferner Turpin, Mahomets Leben rc. übers. Halle 1781. — z.

Mahomet II. (oder Mohammed II.) türkischer Kaiser, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 seinem Vater Amurat II. Er genehmigte zwar den von seinem Vorfahren mit dem griechischen Reiche geschlossenen Frieden, erbaute aber schon 1542 ein Schloß an der europäischen Seite am Kanal, um die Schifffahrt aus dem schwarzen Meere zu sperren, und fing noch in demselben Jahre Feindseligkeiten mit dem griech. Kaiser Constantin XI. an, der vergebens den Frieden suchte. Im J. 1453 erschien er vor Constantinopel, das er zu Lande mit einem zahlreichen Heer und zu Wasser mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen, und vertheidigten sich tapfer. Als aber Mahomet einen Theil seiner Flotte nicht ohne große Anstrengungen über Land in den Hafen schaffen, eine Schiffbrücke schlagen und mit Kanonen besetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen und das Griechische Reich hatte ein Ende. Im Sturm auf die Stadt fiel selbst der Kaiser Constantinus Dragases mit den Waffen in der Hand, und die Türken drangen in die Stadt. Ein Theil jedoch kam durch Capitulation an die Türken. Die zügellosen Sieger überließen sich allen Gräulen und Ausschweifungen. Während der Plünderung wurde eine junge Fürstin, Namens Irene, vor Mahomet gebracht. Ohne die Thränen und die Unschuld der Unglücklichen zu achten, überließ er sich drei Tage lang in ihren Armen den Ausschweifungen der rohsten Sinnlichkeit. Unwillig murrten einige Janitscharen und ein Vezir wagte sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mahomet die Gefangne holen, ergriff

k bei den Haaren und ermordete sie vor den Augen der Unzufriednen mit den Worten: „Also behandelt Mahomet die Liebe.“ — Endlich machte der Sieger dem Blutbad ein Ende, gab den Gefangnen die Freiheit wieder, ließ den Kaiser mit der seinem Range gebührenden Pracht bestatten, hielt darauf einen triumphirenden Einzug in die Stadt, vertheilte reiche Spenden unter die Sieger und Besiegten, bewilligte beiden freie Religionsübung, setzte selbst einen Patriarchen ein und machte Constantinopel zur Hauptstadt seines Reichs (Stambul). Diese Stadt wurde unter ihm eine der blühendsten in der Welt. Seine Eroberungen fortzusetzen, schickte Mahomet sein siegreiches Heer gegen Scanderbeg, König von Albanien, der es in mehreren Schlachten besiegte. Ein anderes Heer unter seinem Befehl drang bis an die Donau vor und belagerte Belgrad. Aber der berühmte Hunniad zwang ihn zum Rückzug. Der Tod dieses großen Ungarnkönigs belebte Mahomets Muth aufs neue. Er bemächtigte sich im J. 1458 Corinths, machte sich den Peloponnes zinsbar, und vollendete seine Eroberungen im J. 1561 durch die Eroberung von Trapezunt und desjenigen Theiles von Capadocien, der von den griechischen Kaisern abhängig war. (Vergl. byzantinisches Reich.) Mahomet erschien darauf am schwarzen Meer, und wollte Caffa, das ehemalige Theodosia, einnehmen. Die Venetianer schlugen ihn muthig zurück. Der erbitterte Sultan schwur allen Christen den Untergang, und drohte, als er von der Vermählung des venetianischen Dogen mit dem adriatischen Meere hörte, daß er ihn bald in den Abgrund des Meeres hinabschicken wolle, um seine Hochzeit zu vollziehn. Um seinen Plan auszuführen, griff er 1470 die Insel Negropont an, eroberte die Hauptstadt Chalcis, ließ sie plündern und den Gouverneur Paolo Erizzo, dem er Schonung gelobt, mit einer Säge durchschneiden. Zehn Jahre darauf erschien er mit einer großen Flotte vor Rhodus. Die Tapferkeit der Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, verbunden mit der Standhaftigkeit Peters von Aubusson, ihres Großmeisters, zwang die Ungläubigen nach einem großen Verlust an Menschen und Schiffen zum Rückzug. Sich zu rächen, überfielen die Türken Otranto in Apulien, nahmen es nach siebzehntägiger Belagerung und opferten ihrer Wuth zwölftausend Einwohner. Italien zitterte. Mahomet rüstete ein neues Heer gegen dasselbe und wollte zugleich seine Waffen nach Aegypten tragen, als der Tod im J. 1481 seinen Unternehmungen ein Ende machte. Er hatte während einer Regierung von 39 Jahren zwei Kaiserthümer umgestürzt, zwölf Königreiche und mehr als zweihundert Städte erobert. Auf sein Grab hatte er die Worte zu setzen befohlen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;“ wahrscheinlich, um damit seinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuschärfen. Wenn glückliche Eigenschaften und umfassender Ehrgeiz, besonnener Muth und glänzende Erfolge einen großen Fürsten, unmenschliche Grausamkeit, schändliche Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze dagegen einen Bösewicht machen, so muß man gestehen, daß Mahomet II. beides gewesen. Er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand lateinisch, zeichnete und mahlte, hatte Kenntnisse in der Geographie und Mathematik und war mit der Geschichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz, er würde mit den erhabensten Helden zu vergleichen seyn, wenn seine Grausamkeiten nicht seinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungestüm und die Barbarei seines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihr hingerissen; doch sind nicht alle Thatsachen, die man von seiner Unmenschlichkeit anführt, beglaubigt.

Mahomet III. (oder Mohammed III.), türkischer Kaiser, be stieg den Thron 1595, folgte seinem Vater Murat III. und fing sein Regierung damit an, daß er neunzehn seiner Brüder erdrosseln und zeh Frauen seines Vaters, die man für schwanger hielt, ersäufen ließ. Die ser tapfre Barbar behauptete Siebenbürgen gegen Rudolph II. und er schien persönlich an der Spitze von 200,000 Mann in Ungarn. Agri hatte sich ihm auf Bedingung ergeben, dennoch wurde die ausziehend Besatzung niedergehauen. Entrüstet über diese Treulosigkeit, ließ Ma homet den Janitscharenaga enthaupten, der die Erlaubniß dazu gegebe hatte. Der Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers Rudolph, mar schirte gegen ihn, nahm seine Artillerie, tödtete ihm zwölftausend Man und würde einen vollständigen Sieg davon getragen haben, wenn Ma homet, der durch einen italienischen Apostaten erfuhr, daß die Siege sich mit Plündern beschäftigten, nicht den Kampf erneuert und ihne den Sieg entrissen hätte (1596). Die folgenden Jahre waren wenige glücklich für ihn. Seine Armeen wurden aus Ober-Ungarn, der Mol dau, Wallachei und Siebenbürgen vertrieben. Mahomet bat um Frie den, der ihm aber verweigert wurde. Sich in diesen Wiederwärtigke ten zu zerstreuen, überließ er sich in seinem Serail einem steten Sinnen rausch, ohne daß weder äußere, noch innere Kriege ihn daraus wecke konnten, und starb 1603 an der Pest, in einem Alter von 39 Jahren nachdem er seinen ältesten Sohn erdrosseln und dessen Mutter ertränke lassen.

Mahomet IV. (oder Mohammed IV.), geboren 1642, bestie den Thron 1649 nach dem tragischen Tode seines von den Janitschare erdrosselten Vaters, Ibrahims I. Der Anfang seiner Regierung wa glänzend. Die Türken waren damals im Kriege mit den Venetianer Der Großvezir Coprogli, der bei Raab von Montecuculi geschlage worden, setzte alles an die Eroberung der Insel Candia. Mehre Jahre hindurch lahmte die Unternehmung wegen der Unruhen im Serai und der Einfälle der Türken in Ungarn, ohne daß sie darum wäre un terbrochen worden. Endlich im J. 1667 belagerte er mit vielem Nach druck das von Morosini, Generalcapitain der venetianischen Seetruppe und Montbrun, Commandanten der Landtruppen, tapfer vertheidig Candia. Die Belagerten, unterstützt von Ludwig XIV., der ihnen 6 bi 7000 Mann unter Beaufort und Noailles zu Hülfe schickte, trotzten fa zwei Jahre den Anstrengungen der Belagerer, und mußten sich endli im Sept. 1669 ergeben. Der Duc de Beaufort war bei einem Ausf geblieben. Coprogli zog mit Capitulation in das in Asche gelegte Ca dia ein. Dem Sieger kostete diese Eroberung 200,000 Mann. „Di Türken," sagt Voltaire, „zeigten sich bei dieser Belagerung selbst d Christen in der Kenntniß der Kriegskunst überlegen. Die größten K nonen, die man je in Europa gesehen, wurden in ihrem Lager gegoss Sie legten zum ersten Male Parallelen in den Laufgräben an; ein V fahren, das wir von ihnen angenommen und das sie von einem Ital ner erlernt hatten." Der Strom der ottomanischen Macht bra darauf über Polen ein. Mahomet IV. marschirte persönlich 1672 g gen die Polen, entriß ihnen die Ukräne, Podolien, Volhinien, die St Kaminiek, und gewährte ihnen den Frieden, nur gegen einen jährlich Tribut von zwanzigtausend Thalern. Sobieski wollte einen so schim lichen Vertrag nicht genehmigen; er rächte seine Nation im folgen Jahre durch die völlige Niederlage der feindlichen Armee in den Geg den von Choczim. Die zu wiederholten Malen geschlagenen Ottoman waren genöthigt, ihm 1676 einen ehrenvollen Frieden zuzugestehen.

einige Jahre darauf der Graf Tekeli die Ungarn gegen den Kaiser zum Aufstand gebracht hatte, versammelte der Sultan zur Unterstützung der Rebellen ein Heer von 240,000 Mann unter dem Großvezir Kara Mustapha. Dieser drang bis Wien vor, das er 1683 belagerte und mit mehr Thätigkeit erobert haben würde. Sobieski hatte Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen. Er warf sich auf das Lager Mustapha's, schlug seine Truppen, zwang ihn, alles im Stich zu lassen und mit den Trümmern des Heers sein Heil in der Flucht zu suchen. Mahomet ließ den Großvezir erdrosseln. Mit dieser Niederlage begann der Verfall der ottomanischen Macht. Die Cosaken mit den Polen vereinigt, überwanden bald darauf ein türkisches Heer von 40,000 Mann. Das Jahr 1684 begann mit einem Offensiv- und Defensivbündniß gegen die Türken zwischen dem Kaiser, dem König von Polen und den Venetianern. Prinz Carl von Lothringen, Befehlshaber der kaiserlichen Heere, schlug sie völlig bei Mohacz 1687, während der venetianische Feldherr Morosini den Peloponnes eroberte. Die Janitscharen, die so viel Unglück der Trägheit des Sultans zuschrieben, setzten ihn ab, und erhoben seinen Bruder, Soliman III., auf den Thron. Mahomet, der sich der Unthätigkeit hingegeben sah und sein Hauptvergnügen, die Jagd, entbehren mußte, verzehrte sich nach und nach und starb 1691. Ihm fehlte weder Muth, noch Geist und Thätigkeit; auch war er trotz seines argwöhnischen Charakters nicht grausam.

Mährchen, s. **Feenmährchen**.

Mähren, eine zwischen Böhmen, Schlesien, Ungarn und Oesterreich gelegene Markgrafschaft, die von den drei ersten Ländern durch ansehnliche Gebirge getrennt wird, vorzüglich auf der Nordseite, wo die sogenannten Schneeberge sich gegen 4400 Fuß über die Meeresfläche erheben. Die Größe wird auf 450 Quadratmeilen angegeben. Das Land gehört zu den fruchtbarsten der österreichischen Monarchie. Im Gebirge wird die Viehzucht stark betrieben, im obern innern Lande mehr der Getraidebau, welcher der starken Bevölkerung ungeachtet, noch die Ausfuhr gestattet. Die Einwohnerzahl betrug im Jahr 1801, ohne das Militär, 1,363,817 Seelen; darunter waren 27,000 Juden und ungefähr eben so viel Protestanten. (Vergl. d. Art. Oesterreich.) Außer dem Getraide erzeugt das Land auch Flachs, Obst, Wein und Gänse in Menge und gibt aus seinen Bergen etwas Silber, Kupfer, viel Eisen, Schwefel und andere Mineralien, auch Edelsteine. Unter den Manufacturen zeichnen sich die Tuch- und Leinwandmanufacturen durch ihre Wichtigkeit aus; auch finden sich Potaschensiedereien, Glashütten, Eisenwerke, Salpetersiedereien u. s. w. in großer Menge. Die Pferde- und Schaafzucht ist sehr bedeutend. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Slaven; auch wird auf dem Lande meistens slavisch gesprochen; in den Südgegenden aber und in den Städten wohnen Deutsche. Mähren hat noch seine Landstände, welche aus der höhern Geistlichkeit, dem Herren-, Ritter- und Bauernstande bestehn; sie bewilligen die Steuern. Von den 28 Herrschaften des Landes besitzt der Fürst von Lichtenstein 15 und der Fürst von Dietrichstein 7. Das Landesgubernium zu Brünn (s. d. Art.) verwaltet die Regierung; es dirigirt zugleich die Geschäfte des österreichischen Antheils von Schlesien. Die geistliche Leitung besorgen der Erzbischof von Olmütz (s. d. Art.) und der Bischof von Brünn. Die Landeseinkünfte lassen sich auf mehr als 7 Millionen Gulden berechnen. Das Land wird in sechs Kreise getheilt, in den olmützer, brünner, iglauer, znaymer, hradischer und prerauer Kreis. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Brünn. —

Von der Geschichte des mährischen oder großen Reichs führen wi
folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzug
nach Spanien die Seyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis un
548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Co
lonie donauischer Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrie
ben wurden, und von dem Flusse Morawa den Namen Morawer bekamen
aufs neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfalle des avarischen Staate
konnten sich die mährischen Slaven weiter ausbreiten und nach und nac
ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Groß-Mähren wei
mehr Länder als das heutige Mähren in sich begriff. Carl der Große über
wand die Mährner und nöthigte ihren König Samoslav, sich taufen z
lassen, wiewohl erst um das Jahr 856 Cyrillus (s. d. Art.) der wahr
Apostel der Mährer wurde. Ludwig der Fromme legte dem König Me
gomir Tribut auf; Ludwig der Deutsche machte den König Radisla
zum Gefangnen. Arnulph vergrößerte anfangs und stürzte hernach de
mährischen Staat, denn er gab dem Zuatoplick (Swiatopluck) nicht nu
Böhmen, sondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an di
Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allei
da sich dieser hernach empörte, griff ihn Arnulph mit Hülfe der Böh
men und Ungarn mit solchem Erfolge an, daß das mährische Reic
außerordentlich geschwächt und endlich unter Swiatobog, Swiatopluk
Sohne (908) völlig zu Grunde gerichtet wurde. Seitdem wurde e
nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Im J
1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böh
misch, was es zum Theil schon zuvor war. Im J. 1085 bekam es de
Titel einer Markgrafschaft und wurde seitdem (bis auf Matthias Zeite
1611) von den böhmischen Königen unter diesem Titel von Zeit zu Zei
ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mährische Brüder. Vergl. d. Art. böhmische Brüder.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein Herzogthum in Ober-Italien, da
zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern von Europa gehört. E
grenzt gegen Westen an Piemont und Montferrat, gegen Süden an da
genuesische Gebiet, gegen Osten an das Parmesanische, Mantuanisch
und Venetianische, gegen Norden aber an die vier italienischen Vogteie
der Schweizer und an Graubünden. Die Größe beträgt 180 Quadra
meilen und die Einwohnerzahl eine Million. Die Hauptproducte sin
Getraide, Reis, Wein, Früchte und Seide. — Der erste Herzog vo
Mailand war Johann Galeazzo Visconti, welchen Kaiser Wenz
im J. 1395 dazu ernannte; der Hauptfond des Herzogthums bestand a
einer Menge der schönsten und blühendsten lombardischen Städte, in we
chen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigungen d
Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Der Man
stamm des Visconti starb aber bald aus (1447), und wiewohl nun Fra
reich die nächsten Anwartschaftsansprüche auf Mailand hatte, so
lang es doch dem Franz Sforza, dem Gemahl einer natürlichen To
ter des letzten Visconti (1450), dieses schöne Land für sich und se
Familie zu erhalten. Doch behauptete sich dieselbe nur bis zu En
des 15ten Jahrhunderts ununterbrochen darin; denn seit Ludw
XII von Frankreich seine Ansprüche 1499 geltend zu machen anfi
die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger versucht, war Mailand we
selsweise im Besitz der Franzosen und der Sforza's, (vergl. d. A
Italien.) Als Franz I. im madrider Frieden (1526) alle italienisch
Besitzungen aufgeben mußte, und 1535 mit Maximilian Sforza (w

...n Mailand vom Kaiser als Reichslehn erhielt) der sforzaische Manns-
...mm ausstarb, gab Carl V. dasselbe seinem Sohn Philipp II. von
...panien, bei welcher Krone es auch bis auf den spanischen Successions-
...ieg (1700) blieb. Durch denselben kam es an Oesterreich. Durch den
...ener Frieden 1735 und den wormser Tractat 1743 wurden Stücke da-
...n an den König von Sardinien überlassen. Im J. 1797 bemächtig-
...n sich die Franzosen des Landes und erklärten es für einen Theil der
...alpinischen Republik. Und obgleich in der Folge die Oesterreicher und
...ussen Herren des Landes wurden und die gemachten Verfügungen ver-
...nichteten, so blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo
...bermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italie-
...nische Republik und 1805 in italienisches Königreich um,
...wo welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil aus-
...machte, bis die Ereignisse des J. 1814 dasselbe auflösten und die Oe-
...sterreicher zurückführten, welche in Folge einer mit dem bisherigen Vi-
...cekönig von Italien geschlossenen Uebereinkunft das Land besetzten und
...hier förmlich in Besitz nahmen. (s. d. Art. Oesterreich.) — Die Haupt-
...adt des Herzogthums heißt ebenfalls Mailand. Sie ist eine der
...größten, reichsten und bevölkertsten Städte in Italien, liegt in einer
...schönen Ebne zwischen den Flüssen Tessino und Adda, welche vermittelst
...zweier Canäle mit der Stadt verbunden sind, und zählt 120,000 Ein-
...wohner. Außer der hohen Mauer und dem Walle hat die Stadt selbst
...keine Befestigung, die Citadelle hingegen, Castello di porta Zobia ge-
...nannt, war ehemals sehr wichtig, ist aber jetzt geschleift. Mailand hat
...einen Erzbischof, eine von Maria Theresia gestiftete Universität, eine
...Akademie der bildenden Künste, schöne Kunst- und andre Sammlungen
...und mehrere gemeinnützige Anstalten, unter denen sich eine milde Stif-
...tung (Conservatorio) für unglücklich verheirathete Frauen
...auszeichnet. Merkwürdig daselbst ist der Dom, nach der Peterskirche
...die größte in Italien; sie ist, ob man gleich beinahe 400 Jahre daran
...gearbeitet hat, noch nicht ganz ausgebaut, 449 Fuß lang und 270
...Fuß breit, man zählt über 4000 an den verschiedenen Theilen der Kir-
...che angebrachte Figuren. Neben der Sacristei ist Agratius berühm-
...te Statue des heil. Bartholomäus. Das Schauspielhaus wird
...für das prächtigste Gebäude gehalten, das in neuern Zeiten für öffent-
...liche Vergnügungen errichtet worden. Die hiesige Bibliothek, Gemähl-
...de- und Münzsammlung, welche durch die französischen Eroberer eines
...großen Theils ihrer Kostbarkeiten beraubt worden waren, haben diesel-
...ben im J. 1815 zurück erhalten. Während der Dauer des Königreichs
...Italien war Mailand die Hauptstadt desselben und die Residenz des
...Vicekönigs.

Maillard (Demoiselle), erste Sängerin in der Akademie der Mu-
...sik zu Paris. Nachdem sie seit ihrem zwölften Jahre in der komischen
...Oper in Paris und Petersburg mit vielem Beifall aufgetreten war, de-
...bütirte sie 1781 in der königlichen Musikakademie zu Paris. Ein maje-
...stätischer Wuchs, eine edle Haltung, eine sonore und umfassende Stim-
...me eignete sie für das Rollenfach der Königinnen, das sie anfangs mit
...Madame Saint-Huberty theilte. Natur und Seelenausdruck sind die
...Grundlage ihres Talents und geben ihrem Spiel das Gepräge der Vol-
...lendung. Noch vor einigen Jahren trat sie aus Gefälligkeit gegen Lains
...als Mathurine in Collinette à la cour auf, und trug hauptsächlich da-
...zu bei, daß diese Oper so allgemein gefiel.

Maimon (Moses Ben oder Maimonides), einer der berühm-
...testen jüdischen Gelehrten, geboren zu Cordova in Spanien im J. 1139

(nicht 1131). Mit dem mündlichen Unterricht der Araber Thophai und Averroes in der Medicin und Philosophie verband er ein fleißige Studium der Werke der alten Philosophen, besonders des Aristoteles, machte sich aber dadurch seinen Glaubensgenossen so verdächtig, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, sich nach Aegypten begab, wo e anfangs einen Juwelirer abgab, bald aber zum Leibarzt des Sulta Saladin von Aegypten ernannt wurde, unter dessen Schutz er eine seh besuchte Lehranstalt zu Alexandrien stiftete. Neue Nachstellungen seine Neider und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien wieder zu verlassen. Im steten Herumziehen verstrich ihm der übrige Theil seines Lebens, welches er im J. 1205 zu Kahira oder in Palästina beschloß. Unte seinen Schriften ist die bekannteste Moreh Nevochim (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Versuch, di Lehren des A. T. mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, oder eine Art von Religionsphilosophie, welche von seinem hellen Verstande und seinem Scharfsinn auf das rühmlichste zeugt. Diese Schri war ursprünglich arabisch geschrieben, und wurde von einem Juden in Hebräische und von Buxtorf ins Lateinische übersetzt (1629. 4.) Außerdem verdient genannt zu werden: 2. ein trefflicher Commentar über d Mischna, hebräisch und lateinisch, Amsterdam in 6 Vol.; 3. Jad Chazakha (die starke Hand), ein Abriß des Talmud, Venedig, 4 Vol.; 4. Sepher Hammisoth (das Buch der Lehren), hebräisch und lateinisch, Amsterdam 1640, 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negative Lehren des Gesetzes. Ferner, ein Buch über den Götzendienst, übersetz von Vossius, ein andres über Christus, übersetzt von Genebrard, mehrere medicinische und andre Werke, Briefe und Abhandlungen. Di Juden nennen ihn den wahrhaften Meister, den großen Adler, de Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes, und betrachten ih als das größte Genie nach dem Gesetzgeber Moses. Sie bezeichnen ihn ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchstaben R. M. B. M. (Rabb Moses Ben Maimon), woraus man Rambam gemacht hat. Man ha es jedoch der Moral dieses geistreichsten und ausgezeichnetste Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in seine Sepher Mischpotim (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterun gibt: Leute von anderer Religion soll man fleißig mahnen, denn es i ein verdienstvolles Werk, dieselben zu schinden und zu plagen, nac dem Befehl der Schrift: den Fremden sollst du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philosophie sehr verdienter jüdischer Gelehrter, geboren zu Neschwitz in Litthauen 1753. Da wir ein Lebensgeschichte von ihm selbst besitzen (Berl. 1792—93, 2 Thle. 8.), un noch kürzlich Maimoniana, oder Rhapsodien zur Charakteristik Salomon Maimons, aus seinem Privatleben gesammelt, von S. J. Wol Berl. 1813, herausgegeben worden sind, in welchen ein Auszug jen Biographie enthalten ist, so setzen wir hier nur hinzu, daß Maimon a 22sten Nov. 1800 auf dem Kalkreutschen Gute Siegersdorf in Niede schlesien starb, und heben eine seiner wichtigsten Schriften aus: Die sind: Versuche über die Transcendentalphilosophie, Berl. 1790; Ve such einer neuen Logik, nebst Briefen an Anusidemus ꝛc. Berlin 179 durch welche er Kants transcendentale Logik zu berichtigen und näh zu bestimmen suchte; ferner über die Kategorien des Aristoteles ebend. 1794; und kritische Untersuchungen über den menschl. Geist, Lpz. 179 8. — in welchen Schriften er die Lehren der kritischen Philosophie m großem Scharfsinn entwickelte, und bestimmte.

Main oder Mayn, ein großer deutscher Fluß, welcher auf de

Fichtelberge in Bayreuth aus zwei Quellen, welche den weißen und rothen Main bilden, entspringt. Nachdem beide sich beim Schlosse Steinhaus unter Culmbach vereinigt haben, nimmt er seinen gekrümmten Lauf durch ganz Franken und fällt über Mainz in den Rhein. Unterhalb Bamberg, wo sich die Regnitz mit ihm verbindet, wird er für beträchtliche Fahrzeuge schiffbar.

Maine (Anne Louise-Bénédictine de Bourbon, Duchesse du), war 1676 geboren und erweckte früh die glücklichsten Hoffnungen. Eine Enkelin des großen Condé nährte sie den Geist und die Gesinnungen ihres Großvaters. Im J. 1692 vermählte sie sich mit Louis-Auguste de Bourbon, Duc du Maine, dem Sohne Ludwigs XIV. und der Madame Montespan, geb. 1670, der sich schon in seiner Kindheit durch seinen Verstand auszeichnete, und später mehrere hohe Militärämter bekleidete. So wenig auch die Herzogin schön war, so wußte sie doch nicht nur das Herz ihres Gemahls zu gewinnen, sondern ihn auch zu beherrschen und nicht selten zu übermäßigem Aufwande zu verleiten. Sie wandte ihr ganzes Ansehn an, um ihrem Gemahl und ihren Kindern einen dem ihrigen gleichen Rang zu verschaffen. Stufenweis gelangten sie bis zum vollen Range der Prinzen von Geblüt und erhielten im J. 1714 von Ludwig XIV. ein Edict, das ihnen und ihren Kindern die Thronfolge zusicherte. Dieses Edict war zum Theil das Werk der Duchesse du Maine, welche den Schmerz hatte, ihr Gebäude zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XV. erschüttert zu sehn. Während der Duc d'Orleans alles aufbot, sich trotz der Verfügungen Ludwigs XIV. die Regentschaft zu sichern, war der Duc du Maine beschäftigt, den Antilucrez zu übersetzen. Diese Sorglosigkeit verschaffte Orleans den Sieg. Die Herzogin, aufgebracht, daß der Regent, wie sie sich ausdrückte, ihre Familie gedemüthigt habe, nahm Theil an der Verschwörung des Fürsten Cellamare. Sie wurde 1718 verhaftet und nach dem Schlosse Dijon, ihr Gemahl aber nach dem Schlosse Dourlens gebracht; erst im J. 1720 erhielten sie ihre Freiheit wieder. Der Herzog starb 1736; seine Gemahlin 1753 zu Sceaux, wo Gelehrte und Künstler eine freigebige Beschützerin an ihr gefunden hatten. „Nie hat jemand" sagt Frau von Staël von ihr, „so genau, zierlich und geschwind und zugleich so edel und natürlich gesprochen. Ihr Geist, der lebhaft von den Gegenständen getroffen wurde, war ein Spiegel, der sie zurückwirft, ohne etwas hinzuzufügen, ohne sie zu verschönern, ohne sie zu verändern." — Sie hinterließ zwei Söhne, Louis-Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes, und Louis-Charles de Bourbon, Graf von Eu; beide starben kinderlos, dieser 1775, jener 1755. — Im Jahre 1805 erschienen Lettres de Madame la Duchesse du Maine et de Madame la Marquise de Simiane. Voran stehn historische und biographische Nachrichten.

Mainotten. Maina ist eine Landschaft am Flusse gleiches Namens im südlichen Theile von Morea, deren Bewohner man, weil sie sich wie Unsinnige in die Feinde stürzen, Mainotten nennt. Sie sind Nachkommen der alten Lacedämonier, und noch jetzt das tapferste Volk unter allen Griechen. Ungeachtet man ihre Mannschaft nicht höher als 12,000 Soldaten rechnet, sind sie doch nie bezwungen oder den Türken zinsbar geworden. Ihr Land ist von allen Seiten durch Berge befestigt; sie selbst nähren sich von Seeräuberei. Die Genueser verpflanzten ehemals viele Mainotten nach Corsica, auch nahm der Großherzog von Toscana viele in seine Staaten auf. Ihr Hauptort ist Misitra (Sparta). Der oberste Befehlshaber des Landes heißt Bey. Er wird

von den Einwohnern selbst gewählt und vom Großherrn bestätigt, des- Befehle er vollstreckt. Sie bekennen sich zur griechischen Religion. I- nen gehören auch drei kleine, nicht weit vom Lande liegende Insel- deren jede von einem Capitain regiert wird.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), eine dur- ihr Verhältniß zu Ludwig XIV. sehr berühmte Fra- war 1635 in einem Gefängniß von Niort geboren, woselbst sich ih- Aeltern, Constant d'Aubigné und Anne de Condillac, eben befand- Sie war bestimmt, allen Wechsel des Glücks zu erfahren. Als e- dreijähriges Kind wurde sie nach Amerika geführt, blieb durch die Na- lässigkeit eines Domestiken am Ufer liegen, wo sie fast von einer Schla- ge getödtet worden wäre, kam als zwölfjähriges Mädchen nach Fran- reich zurück, wurde mit größter Härte bei einer Verwandten, Madam- de Neuillant, erzogen, und mußte sich glücklich schätzen, des häßlich- Scarrons (s. d. Art.) Gattin zu werden, der in ihrer Nachbarsch- wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage sich erbot- hatte, entweder die erfoderliche Summe für sie zu bezahlen, wenn - Nonne werden wollte, oder sie zu heirathen, wenn sie sich zu verheir- then wünsche. Sie wählte das letztere, und gab als ein sechzehnjähr- ges Mädchen dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieser son- derbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, abe- seine Familie stand in hohem Ansehn und sein Haus bot allem, wa- der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes besaß, ei- nen Vereinigungspunkt dar. Vivonne, Grammont, Coligni, Charle- val, Pellison, Hénault, Marigni u. s. w. versammelten sich um ih- als einen geistreichen und heitern Kranken. Seine Gattin, die ihm ei- gentlich nur Freundin und Gesellschafterin seyn konnte, erwarb sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Geist und Bescheidenheit all- gemeine Liebe und Achtung; ihre Tugend, sagt man, war nicht Heu- chelei, wenigstens gibt die berühmte Ninon de Lenclos ihr die ehren- vollsten Zeugnisse. Nachdem Scarron 1660 gestorben war, sank sein- Wittwe in die vorige Noth zurück. Ein Marquis bot ihr seine Hand aber sie schlug die Verbindung mit einem Manne aus, in welchem si- nur einen lasterhaften Gecken erkannte. Die vereitelte Bemühung, di- Pension ihres Gatten für sich zu erhalten, bestimmte sie zu dem Ent- schluß, ihr Vaterland zu verlassen. Eine in Paris erzogene Prinzessi- von Portugal suchte durch den Gesandten eine Dame von Stand un- Verdienst zur Erzieherin ihrer Kinder. Madame Scarron bekam de- Antrag und nahm ihn an. Als sie von der Frau von Montespan Ab- schied nahm, redete diese ihr zu, in Frankreich zu bleiben, und erbo- sich, dem Könige eine Bittschrift um eine Pension zu übergeben. Letz- tere wurde bewilligt, und die Reise nach Portugal unterblieb. Fra- von Montespan ließ es nicht dabei bewenden, sondern stellte sie auc- dem Könige vor. Ihre Lage verbesserte sich bald, da Frau von Mon- tespan, welche die Kinder, die sie von dem Könige hatte, zu verheim- lichen wünschte, sie zur Gouvernante derselben wählte. Madame Sca- ron lebte damals sehr zurückgezogen mit ihrer Pension von 2000 Livre- und hatte den Kummer, zu wissen, daß sie dem Könige mißfall- Dieser Fürst war ihr abgeneigt, weil er sie für eine Scheinheilige un- für einen schönen Geist hielt. Uebrigens achtete er sie, und als ma- sich nach einer Person umsah, die den Herzog von Maine in die Bä- der von Barège begleiten sollte, fiel seine Wahl auf sie. Madam- Scarron wurde die Gouvernante dieses Kindes, das mit einem unge- stalteten Fuß zur Welt gekommen war, und da sie jetzt dem Könige

[illegible]mittelbar schrieb, gelang es ihr, nach und nach die ungünstigen Eindrücke auszulöschen, die sie früher auf denselben gemacht hatte. Ihr Zögling trug ebenfalls dazu bei. Der Monarch spielte oft mit ihm und freute sich über seine klugen Antworten. „Du bist recht verständig," sagte er ihm einst. „Das muß ich wohl seyn," antwortete der Knabe, „ich habe ja eine Gouvernante, die der Verstand selbst ist." — „Geh," sagte der König, „und zeige ihr an, daß du ihr hunderttausend Franken für deine Zuckerkörner gibst." — Sie erkaufte für dieses Geld im J. 1674 das Landgut Maintenon, dessen Namen sie annahm. Der König, der sich nur langsam an sie gewöhnte, ging von der Abneigung zum Vertrauen und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Montespan selbst trug durch ihren ungleichen, sonderbaren, herrschsüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon bei, [illegible], indem sie den König von dieser Verbindung abzog, sich in seinem Herzen des Platzes bemächtigte, den Frau von Montespan einnahm. [illegible] König XIV. gab ihr die Stelle einer Hofdame bei der Dauphine; bald darauf trug er ihr die Stelle einer Dame d'honneur an. Letzteres lehnte sie ab, um nicht, wie sie sagte, den Neid auf sich zu ziehn. Bald aber dachte der König darauf, sie noch höher zu erheben. Dieser Fürst war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Brust sie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünschte die Beschwerden der Regierung durch die unschuldigen Annehmlichkeiten des Privatlebens zu versüßen. Der geschmeidige Geist der Frau von Maintenon, die von Jugend auf gelernt hatte, sich fremden Charakteren anzupassen, versprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverlässige Vertraute. Der Pater La Chaise, sein Beichtvater, schlug ihm vor, seine Neigung durch die unauflöslichen Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzognen Ehe zu legitimiren. Dies geschah gegen das Ende des Jahrs 1685. Der Erzbischof von Paris, Harlay, traute beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen. Ludwig XIV. war damals 48, die Maintenon 50 Jahre alt. Am Hofe erschien die Ehe immer räthselhaft, obgleich tausend Anzeichen sie verriethen. Sie hörte die Messe in einer von den Tribunen, die nur von der königlichen Familie eingenommen wurden: der König nannte sie ohne Zusatz Madame. Im Innern des Schlosses war es nicht zu verkennen, daß sie die Gemahlin des Königs sey. Sie stand, wenn Monseigneur oder Monsieur hereintraten, nur einen Augenblick auf. Die Prinzen oder Prinzessinnen von Geblüt wurden nur nach erhaltener Erlaubniß in ihr Zimmer gelassen, oder wenn sie dieselben rufen ließ, um ihnen einen trocknen Verweis zu geben. Sie nannte die Herzogin von Burgund nie anders als Mignonne, und wurde von dieser Tante genannt. Doch war das Glück der Frau von Maintenon von kurzer Dauer. Sie selbst äußert sich darüber so: „Ich war ehrgeizig geboren; ich bekämpfte diese Neigung. Als die Wünsche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieser Rausch währte nur drei Wochen." — Sie lebte seit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeschiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. besuchte sie täglich nach der Mittagstafel und vor und nach der Abendtafel. Er arbeitete bei ihr mit seinen Ministern, während sie las oder sich sonst beschäftigte. Wiewohl sie dem Anschein nach von den Staatsgeschäften nichts wußte, noch wissen wollte, so hatte sie doch oft den entschiedensten Einfluß auf dieselben. So geschah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Minister, Marsin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber

erklärt. Das Publicum machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern die ihre angeblich guten Absichten nicht immer entschuldigen konnte In allem übrigen dem Willen Ludwigs XIV. unterworfen, war einzig mit der Sorge beschäftigt, ihm gefällig zu seyn; und diese Sclverei in einem schon hohen Alter machte sie unglücklicher als die Dürtigkeit, in welcher sie sich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enhalten darüber die merkwürdigsten Aeußerungen. „Welche Marter, sagte sie einst zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Man zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig ist!" — Der König der sie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte sie durch Beweise v Hochachtung zu entschädigen, wie er sie nie einer Frau gegeben. Ab diese äußern Zeichen stillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung die sie sich vorgeschrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. S that für ihre Familie nicht, was sie hätte thun können, weil sie d Blicke des Publicums zu sehr auf sich und auf die Ihrigen zu zieh fürchtete. Sie selbst besaß nichts als das Landgut Maintenon und e Jahrgeld von 48.000 Livres. Auch weigerte sie sich, mehr anzune men. Dagegen sorgte sie für ihre Freunde und für die Armen. D Marquis Dangeau, Barillon, der Abt Testu, Racine, Despréau Vardes, Bussi, Montchevreuil, Mademoiselle de Scuderi, Madan des Houlières verdankten ihr Glück der Bekanntschaft mit ihr. D Wohlthätigkeit, die sie üben konnte, erleichterte ihr manche Beschwerd welche mit ihren Verhältnissen verbunden war. So entwarf sie de Plan zu einer Anstalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ih Bitte stiftete Ludwig XIV. im J. 1686 in der Abtei von Saint-Cy (eine Stunde von Versailles) eine Anstalt, worin dreihundert jun Mädchen von sechsunddreißig Nonnen und vierundzwanzig Layenschw stern unentgeldlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt m 1000 Thlrn. ausgestattet wurden. Die Maintenon gab dieser Ansta ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruc erschienen sind. Die Erziehung von Saint-Cyr wurde unter ihre Augen musterhaft, und die Anstalt ihr um so werther, je glücklich der Erfolg derselben war. Nach dem Tode des Königs (1715) zog s sich ganz nach Saint-Cyr zurück, wo sie selbst an dem Unterricht, w an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm, un endlich 1719 starb. „Das Grabmal der Frau von Maintenon in d Anstalt von Saint-Cyr, die sie gestiftet hatte, wurde unter der rev lutionären Regierung zerstört. Die Ueberreste wurden von Crouze dem Director des Hauses, gesammelt und in diesem Denkmale niede gelegt auf den Beschluß der Administratoren des französischen Pryt neums, Anson, Hourier Eloi, Le Febvre, Corbinière, Laudigeois un Nicod, im dritten Jahre des Consulats von Bonaparte." So laut die Inschrift, welche man gegenwärtig in der Anstalt von Saint-Cy auf einem Monumente lies't, auf dessen Gegenseite folgende Verse stehn

Les Elèves du collège de St. Cyr à Madame de Maintenon.

Elle fonda Saint-Cyr, édifia la France.
Son tombeau fut détruit, ses restes outragés;
La jeunesse en gémit et la reconnoissance
Elève une autre tombe à ses mânes vengés.

La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tod herausgegeben (Amsterdam 1756, 9 Bände 12). Sie sind mit Gei geschrieben, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie de

Bekanntwerden derselben vorausgesehn. Ihre trockne, präcise und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Dennoch sind diese Briefe köstlich, weil sie jene interessante Mischung von Religion und Galanterie, von Schwäche und Würde verrathen, die sich so oft im menschlichen Herzen findet. Dagegen ist zu bedauern, daß der Herausgeber sich eine Menge willkührlicher Veränderungen erlaubt hat. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. ist unvollständiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle Memoiren zur Geschichte der Maintenon in 6 Duodezbänden herausgegeben, denen man jedoch mehr Genauigkeit wünschen möchte. Briefe und Memoiren sind 1778 in 16 Duodezbänden erschienen. Man muß damit ein kleines seltenes Buch, Entretiens de Louis XIV, et de Madame de Maintenon sur leur mariage, Marseille 1701, verbinden. Auch sind Maintenoniana erschienen. Caraccioli hat ihr Leben beschrieben. Ihre Biographien von Regnault-Warin und der Madame Genlis sind Romane. Eine nach den Handschriften verbesserte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe ist in 6 starken Duodezbänden erschienen und enthält: 1. Ihr Leben von Auger; 2. Notizen über die wichtigsten Damen und Männer ihrer Zeit; 3. Unterhaltungen der Maintenon mit einigen Damen von Saint-Cyr; 4. Denkschriften der Maintenon über die Zurückberufung der flüchtigen Protestanten und Hugenotten; 5. Ihre Werke in Versen und Prosa; 6. Ihr Testament; 7. Briefe des Bischofs von Chartres, Godets des Marais, die ihre Vermählung mit Ludwig XIV. darthun; 8. Briefe des Königs an sie. Die neueste Schilderung ist von Bredow in dem Taschenbuche Minerva a. d. J. 1814 und 15. — Von der Familie der Maintenon nennen wir ihren Bruder, den Grafen d'Aubigné, Lieutenant-général und Gouverneur von Berri, dessen Tochter der Duc und nachmalige Marschall de Noailles heirathete; ferner eine Enkelin ihrer Mutter-Schwester, die sich mit dem Marquis Caylus verheiratheteté und deren Sohn der berühmte Graf Caylus war.

Mainz, s. Maynz.

Maire, die erste obrigkeitliche Person einer Commune in Frankreich. Vormals führten diesen Titel nur die ersten Magistratspersonen einiger Städte, wie Paris, Bordeaux u. s. w. Auf ähnliche Weise heißen in England die Bürgermeister der vornehmsten Städte Mayor, und der Bürgermeister von London Lord-Mayor (s. d. Art.).

Mais, eine amerikanische Getraideart, auch türkischer Weizen genannt, der ein sehr gutes Mehl gibt, und auch auf schlechten Feldern gut fortkommt, weshalb er auch in andern Welttheilen angepflanzt wird.

Maisch oder Meesch, d. i. Gemisch, heißt in der Bierbrauerei und Stärkemacherei das in dem Maischbottig erweichte Getraide oder Malz, woraus Stärke oder Bier bereitet werden soll.

Maittaire (Michel), ein berühmter Grammatiker und Bibliograph. Er war 1668 geboren, erhielt die zweite Lehrerstelle an der Westminsterschule und starb 1747. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateinischen Classiker, welche in 28 Duodezbänden von 1721-1719 zu London erschienen; ferner die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieses schätzbare Werk hat 1797 Panzer in einer neuen Gestalt herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen, denn mehr als die Hälfte desselben besteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. Im J. 1789 erschien von Denys ein Supplement zum Maittaire, worin über sechstausend im funfzehnten Jahrhundert ge-

druckte Bücher nachgetragen sind. Die übrigen Werke Maittaire's, al seine Historia Stephanorum, seine Historia typographorum aliquot Pa risiensium, seine Graecae linguae Dialecti u. s. w. können hier nich weiter berührt werden.

Maja, die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit wel cher Jupiter in der Höhle Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Si wurde zuletzt mit ihren übrigen sechs Geschwistern unter die Sterne ve setzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. – Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erd Cybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus; daß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weil licher Gestalt erscheinen. Von ihnen soll der Monat May den Name erhalten haben. (Vergl. d. Art. Magie.)

Majestät, Majestätsrechte, Majestätsverbrechen Majestät ist im eigentlichen Sinne die höchste Würde im Staat welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertrage ist, — oder die Würde des Regenten, als solchen. In der äußer Anerkennung dieser Würde beruht das Majestätsrecht, wel ches mehrere Beziehungen hat, die man Majestätsrechte nennt. Z letztern gehört hauptsächlich die persönliche Unverletzlichkeit der regieren den Personen. Denn es ist natürlich, daß diejenigen vor allen geeh werden, deren Thätigkeit das Bestehen und Wohl des Ganzen bezweck auch würde ohne dieses die höchste Gewalt, deren Repräsentanten s sind, ohne Wirkung seyn. Ein Verbrechen daher, durch welches ma die regierenden Personen und ihre Würde verletzt (crimen laesae maje statis, Verbrechen der beleidigten Majestät genannt), ist eines der schwer sten Criminalverbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart bestra worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbesond die abgeleiteten oder Regierungsrechte Majestätsrechte. (S. d. Ar Hoheit, Hoheiten.) Da in der Demokratie die Gesammtheit de Volks, in der Aristokratie ein Ausschuß oder eine Classe desselben, i der Monarchie Einzelne regieren, so sind hiernach auch die Maje stätsrechte auf mehrere oder wenigere Personen verbreitet. Den größte Glanz hat die Majestät, wo sie sich auf einer Person gleichsam concen trirt, daher in den monarchischen Verfassungen die Majestätsrechte un Majestätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung sind. (S. auch Hoch verrath.)

Majo, Angelo, Abt und einer der Aufseher der ambrosianische Bibliothek zu Mailand, hat sich durch Entdeckung und Herausgab mehrerer Schriften des römischen und griechischen Alterthums sehr ve dient und berühmt gemacht. Schon im J. 1814 gab er die in eine Codex entdeckten Fragmente dreier noch ungedruckter Reden des Cicer (Mailand b. Pirota); im J. 1815 einige bisher noch unbekannte Schri ten des Cornelius Fronto (eines der größten lateinischen Redner nac Cicero, aus Afrika gebürtig, und Lehrers der Kaiser M. Aurelius un L. Verus) heraus, und fügte einige Briefe dieser Kaiser nebst ander kleinen Stücken und Fragmenten alter Schriftsteller bei. Eben so ga er in demselben Jahre ansehnliche Fragmente von acht Reden des Q Aurel. Symmachus (eines berühmten lat. Redners um die Mitte de 4ten Jahrhunderts) aus einem Codex der ambrosianischen Bibliothe ebenfalls mit kritischen und geschichtlichen Anmerkungen heraus. I demselben Jahre stellte er abermals eine Ausbeute seiner unermüdete Forschungen, bestehend in ungefähr 60 noch unedirten Versen aus de Vidularia des Plautus, in Gemählden zu Terenz Lustspielen nebst al

nen Commentar; der vollständigen Rede des Isäus über die Erbschaft des Kleonymus, und einer Rede des Philosophen Themistius ans Licht; zuletzt soll er noch einige fehlende Bücher der Geschichte des Dionysius von Halicarnaß entdeckt haben, und man sieht erwartend der Herausgabe jener 56 homerischen Bilder mit 600 Versen der ältesten homerischen Handschrift entgegen, die dieser gelehrte Jesuit gleichfalls entdeckt und angekündigt hat. —s.

Majolika, eine ältere Benennung der Fayence, welche Einige von dem Namen des Erfinders, Andre aber von der balearischen Insel Majorka, Mallorka, ableiten wollen.

Major, in der Logik der Obersatz, der allgemeinere Satz in einem Syllogismus (s. d. Art.). Beim Militär heißt Major derjenige Officier, welcher auf den Oberstlieutenant folgt, der dritte Stabsofficier: bei der Reiterei der Oberstwachtmeister.

Major Domus, der Titel des angesehensten Hofbeamten im alten fränkischen Reiche. (S. Pipin, Frankreich.)

Majorano (Gaetano). Dieser unter dem Namen Caffarelli berühmte Sopranist war gegen das Jahr 1703 zu Bari im Königreiche Neapel, wo sein Vater ein Landmann war, geboren. Er zeigte in seiner Kindheit einen entschiedenen Hang für Musik und lief jedem Instrument und jeder schönen Stimme, ungeachtet der Drohungen und Strafen seines Vaters, nach. Ein Musiker der Cathedralkirche bemerkte ihn immer in der Kirche, und hörte ihn daselbst mit vortrefflicher Stimme in den Gesang einstimmen, ging zu seinem Vater und beredete ihn, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu schicken, nahm ihn dann in sein Haus und in seinen Unterricht, und sendete ihn darauf nach Neapel zu Porpora. Fünf Jahre lang beschäftigte ihn dieser ununterbrochen mit den ersten Elementen; erst im sechsten lehrte er ihn die Articulation, Aussprache und Declamation. Am Ende dieses Jahres überraschte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erste Sänger Italiens und der Welt sey. — Gegen das Jahr 1730 begab sich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland sang er auf mehreren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und verbreitete den verzierten italienischen Gesang. Im J. 1740 sang er zu Venedig; man führt an, daß er für einen einzigen Abend 700 Zechinen erhielt. Er brachte in kurzem ein so bedeutendes Vermögen zusammen, daß er die Herrschaft Santo Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichts desto weniger fuhr er fort, in den Klöstern und Kirchen zu singen, und sich theuer bezahlen zu lassen; auch besuchte er Paris. Bei seinem Tode, welcher 1783 erfolgte, hinterließ er seinem Neffen 12,000 Ducaten jährlicher Einkünfte und jene Herrschaft. Seine Anmaßung war eben so groß, als seine Virtuosität.

Majorat, im weitesten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, die sich nach dem Alter bestimmt und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Ältesten zukommt. Es gibt davon dreierlei Arten; 1. die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, nach welchem allemal der Aelteste der ältesten Linie zur Succession gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England, und des neuen hohen Adels in Frankreich; überhaupt ist nach diesem Gesetz fast in allen europäischen Reichen die Thronfolge geordnet; 2) das Majorat im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den ältesten zur Erbfolge; 3) das Seniorat gewährt dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, allemal

mal dem ältesten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden d Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.



I. Unter Descendenten. Stirbt A, nachdem sein ältester Soh (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein äl ster Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2 nach dem Seniorat sein Bruder (B). II. Unter Seitenverwan ten. Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Soh (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht der äl ste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach de Seniorat der Vaters-Brudersohn (C), wenn nämlich der Oheim (I früher gestorben, lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seni rat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das M jorat betrifft alle oder die vornehmsten Güter der Familie, sie heiß Majoratsgüter, Majorate, und können in der Regel nic veräußert oder verpfändet werden. H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, ist dasjenige Alte welches man nach zurückgelegter Minorennität erreicht, und in welche man nach den Gesetzen berechtigt ist, ohne Zuziehung eines Vormunds seine Angelegenheiten selbstständig und nach eigner Willkür zu besorge (S. Minorennität.)

Majorka (Mallorka), die größte von den balearischen Insel (S. Balearen.) Sie zählt auf 92 Quadratmeilen gegen 140,000 Ei wohner, welche sich durch ihre Arbeitsamkeit und Tapferkeit vortheilha auszeichnen. Die Hauptproducte sind Wein, Getraide, Salz, Oel, S fran, Vieh und Wildpret. Die Nordküste ist gebirgig. Hin und wi der finden sich an den Küsten Corallen. Die Hauptstadt der Insel hei gleichfalls Majorka (Mallorka und ehemals Palma), ist nach d neuesten Art befestigt, hat einen Hafen, eine Universität und ein Bi thum, welches unter Valencia gehört. Auch ist sie die Residenz d General-Capitains über die balearischen und pityusischen Inseln, d zusammen das Königreich Mallorka ausmachen. Die Zahl der Ei wohner beträgt 23,500. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent un sehr feine eingelegte Tischlerarbeiten. Der Hafen Porto Pi ist tre lich und wird durch das Fort St. Carlos gedeckt.

Mäkler, s. Sensal.

Makkabäer, s. Maccabäer.

Makrele, Makrele, Scomber scomber L., ein Fuß lang Seefisch, der wegen seines angenehmen Geschmackes frisch und gesalz häufig gesucht wird. Kopf und Leib sind rund und ohne Schuppen, d Bauch silberfarbig, der Rücken blau. An den Küsten von Frankrei und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Ju und Juli mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Kü sten von Nordamerika, in Neuschottland und Connecticut, in Ostindi im bengalischen Meerbusen. Dieser Fisch gehört zu denjenigen, die si jährlich wegen ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit in gewaltigen Zügi im Meere anhäufen. L.

Makrobiotik (aus dem Griechischen zusammengesetzt von makros, lang, bios, das Leben, biotica [ars], die Kunst zu leben), die Kunst, ein langes Leben zu führen, Lebensverlängerungskunst. Das Leben zu verlängern, ist nur auf bedingte Weise möglich. Die absolute Lebensdauer ist dem Menschen bestimmt nach den Gesetzen der Natur (s. d. Art. Leben); allein höchst selten erreicht er das Ziel des möglich längsten Lebens, sondern durch mancherlei, dem Leben feindliche Einflüsse wird sein Daseyn verkürzt. Gleichwohl kettet schon der von Natur eingepflanzte Trieb den Menschen an das Leben, so daß der Wunsch, es so lang als möglich fest zu halten, in eines Jeden Seele lebt. Von jeher war das Bestreben der Menschen dahin gerichtet, diesen Wunsch in Erfüllung zu setzen: alle Nationen haben nach ihrem verschiednen Grad von Cultur, nach ihren Kenntnissen und Sitten hierzu Anleitung zu geben versucht. Erfahrung lehrte die feindlichen und günstigen Einflüsse auf das Leben kennen, und jene vermeiden, diese befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens schon die Erhaltung der Gesundheit hinlänglich hielt, so faßte man diese besonders ins Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit aufkommen ließ, und jede eingetretne so schnell als möglich entfernte. Die Aerzte bemächtigten sich daher ganz dieses Feldes der Wissenschaft, und betrachteten sie als einen Anhang zur Medicin. Es entstand daher die medicinische Diätetik, wozu man nach und nach sehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs bloß eine Zusammenstellung verschiedner Regeln, die Gesundheit zu erhalten, war. Diese Diätetik umfaßte aber noch nicht das Ganze der Makrobiotik, sondern war nur ein einzelner Theil derselben, welche unter den höhern Standpunkt derselben geordnet werden mußte. Die medicinische Diätetik umfaßt bloß den gegenwärtigen individuellen Gesundheitszustand des Menschen, und sucht bloß dessen relative Gesundheit zu erhalten. (S. Gesundheit.) Die Makrobiotik geht weiter, sie sucht das Leben selbst bis zu seiner absoluten Lebensdauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günstigen Einflüsse auf den menschlichen Körper zu befördern, und beschränkt in sofern zuweilen selbst die Medicin in Anwendung mancher heroischen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, oder in zu schneller Entfernung und Unterdrückung mancher Krankheiten. Dieses höhere Ziel der Makrobiotik faßte vorzüglich der vortreffliche Hufeland in seiner allgemein bekannten Schrift: die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, ins Auge, und er erreichte es mehr als irgend einer seiner Vorgänger. (Vergl. d. Art. Leben, Lebensmittel.) H.

Malabar oder Malebar, d. h. das Land um Male, eine große Landschaft in der indischen Halbinsel diesseit des Ganges, längs der westlichen Küste. Gewöhnlich versteht man bloß die Küste südlich von Goa bis an das Cap Comorin unter dieser Benennung. Von dem vorzüglichsten Producte derselben heißt sie auch die Pfefferküste. Sie ist fruchtbar an Reiß, Obst, Specereien, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Edelsteinen, und wird in verschiedne Königreiche eingetheilt, davon die vornehmsten sind Calecut, Cochin, Cananor, Cranganor, Angamele, Bangale, Tanor, Travancor u. s. w., welche von eignen Fürsten regiert werden. Die vier größten Flüsse heißen Pergera, Panage, Crananor und Cochin. Die Einwohner, welche auch Tamuler heißen, sind von mehr schwarzer oder schwarzgelber als brauner Farbe und von sehr guter gefälliger Gesichtsbildung. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen nicht, aber ihre moralische Güte wird von den meisten Be-

bachtern bezweifelt. Ihre Sprache ist eine Hauptsprache in Ostindien. Die Malabaren werden gleich den übrigen Bewohnern Hindostans in verschiedne Casten oder Stämme getheilt und die Parias sind hier in so tiefer Verachtung, daß, wenn ein solcher einem von dem Stamme der Nairen oder Soldaten zu nahe kommt, dieser das Recht hat, ihn auf der Stelle niederzuhauen. In Absicht der Religion unterscheiden sie sich nicht von den Hindus, nur verehren sie mehr Götzenbilder als jene. Seit 1706 hat Dänemark Missionsanstalten und einige Colonien daselbst angelegt. Gegenwärtig ist das ganze Land mit seinen Fürsten von den Engländern abhängig; vormals war der Handel größtentheils in den Händen der Portugiesen und Holländer.

Malacca, eine große Halbinsel in Asien, welche den südlichen Theil der indischen Halbinsel jenseit des Ganges bildet. Von der Insel Sumatra ist sie durch die **Meerenge von Malacca** getrennt. Sie hat drei kleine Könige, nämlich zu **Jlhor**, **Pahang** und **Queda**, welche dem Könige von Siam zinsbar sind. Das Land ist vorzüglich fruchtbar an Reiß und Pfeffer; ferner liefert es Elfenbein, spanisches Rohr, etwas Gold u. s. w. Der Haupthandel besteht aber in dem feinen Zinn, wovon die Holländer in den letzten Zeiten jährlich 20,000 Centner in China und 5000 Centner in Europa absetzten. Außer der Stadt Malacca hatten die Holländer zu Pera, Queda und Ligor, an der Ostküste der Halbinsel, Factoreien. Die Einwohner von Malacca heißen **Malayen** (s. d. Art.).

Malaga, eine ansehnliche, aber enggebaute Stadt mit einem schönen, durch einen langen Seedamm gesicherten Hafen an der Küste des mittelländischen Meeres, im spanischen Königreiche Granada. Sie ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Granada steht, und zählt 50,000 Einwohner. Einen ausgebreiteten Handel treibt sie mit **Wein** (s. Weine), Oel, Feigen und andern Südfrüchten. Im J. 1803 liefen 3021 Fahrzeuge in den Hafen ein, worunter 2420 spanische waren. Malaga gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die während der französischen Occupation nie von den Franzosen besetzt worden sind.

Malagrida (Gabriel), ein fanatischer Jesuit, der den 21. Sept. 1761 zu Lissabon in einem Auto-da-Fe verbrannt wurde. Er war zu Turin geboren, und ward von seinen Obern als Missionair nach Lissabon geschickt, wo sein stürmender Eifer und seine feurige Beredsamkeit ihm bald ein glänzendes Ansehen verschafften. Alles wollte ihn zum Beichtiger haben, Alles verehrte ihn und betrachtete ihn als ein Orakel. Als aber die Verschwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal ausbrach und mißlang, ward er nebst zwei andern Jesuiten als Mitschuldiger angeklagt. Man legte ihm zur Last, er habe gelehrt, der Mord eines Königs, der die Heiligen verfolge, sey nicht einmal eine Erlassungssünde. Der Orden der Jesuiten ward verbannt; die drei Beklagten aber, sey es, daß man ihnen nichts beweisen, oder ihre weltliche Bestrafung von Rom aus nicht erhalten konnte, wurden der Inquisition als Ketzer übergeben, und zwar Malagrida auf den Grund zweier Schriften: **Ueber das Leben und das Reich des Antichrists** (in lat. Spr.), und **Leben der heil. Anna unter dem Beistand der gebenedeiten Jungfrau Maria und ihres heil. Sohnes verfertigt** (in portug. Spr.). Beide Werke verrathen ein durch religiöse Schwärmerei versengtes Gehirn. Er erklärte sich vor den Richtern als von Gott selbst gesandten Apostel, und schrieb sich die Macht zu, Wunder zu thun. Während seiner

-besses starb der Marquis von Tancos, General-Gouverneur von -ermadera, und das Castell Lissabon und alle Forts am Tajo gaben -ch bei Nacht Artilleriesalven zu seiner Todtenfeier. Diese hörte Ma-grida, und glaubte, sie zeigten den Tod des Königs an. Er begehrte -her am folgenden Morgen ein Verhör, in welchem er zum vorgebli-chen Beweis seiner göttlichen Sendung aussagte, daß Gott ihm diese Nacht den Tod des Königs offenbart habe. Dieß entschied sein Urtheil. Er ward als Betrüger, verstockter Sünder und Verbreiter ketzerischer -hren im 75sten Jahre seines Alters verbrannt. (Vgl. d. Art. Pombal.)

Malayen. Der Ursprung dieses Volks, dessen Sprache in einem großen Theile von Asien, besonders auf den Inseln verstanden wird, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Lange vor 1160 nach Chr. Geb. wohnten am Flusse Malaye (Malaiu) auf Sumatra Fischer, welche unter dem Könige von Siam standen und Urang Malaiu (Leute von Malaiu) genannt wurden. Um das Jahr 1160 wählten sie sich ein Oberhaupt, Siri Turi Bowana, und ließen sich auf dem gegenüber lie-genden festen Lande nicht weit von Hutschong Tanah (des Landes Ende) nieder. Von ihnen bekam das Land den Namen Tanah Malaiu (das Land der Malayen), welcher sich mit dem Volke bis Tenasserim aus-breitete. Hier bauten sie die Stadt Singapura. Ein König von Mad-schapahit, eines Theiles von Groß-Java, bezwang einen Theil von Su-matra und fiel wiederholt die Malayen an, die sich aber tapfer verthei-digten und in dem Lande festsetzten. Um das Jahr 1252 aber muß-ten sie Singapur verlassen und sich nordwärts ziehn. Damals erbau-ten sie auf der Westküste die Stadt Malacca (Malaya). Im J. 1276 bestieg Sultan Mahomet Shah den Thron von Malacca. Er führte die mahomedanische Religion ein und vergrößerte seine Macht durch Linga, Bintam, Djohor, Patani, Queda, Peira, und durch Gampa und Aru auf Sumatra. Die folgenden Könige erweiterten das Reich nicht nur durch Heirathen, sondern eroberten auch das Reich Andraghire auf Sumatra und Pahang, schlossen mit China Bündnisse, eroberten Paß auf Sumatra, schlugen die Makassaren, und machten sich im Ost-meere und auf den Molucken berühmt. Unter Sultan Mahomet Shah eroberte 1511 Albuquerque Malacca. Seitdem war Dschohor (Johor) die Residenz. Sultan Abdul Djalier Siah III. verlegte um das Jahr 1700, da er von den Djohorern verlassen wurde, seinen Sitz nach dem Lande Pahang. Unter seinen Nachfolgern wurde der 1783 regierende Fürst den Holländern unterwürfig. Schon lange vor Albuquerque hat-ten sich die Malayen als ein unternehmendes, gewinnsüchtiges, handeln-des und tapferes Volk im ganzen östlichen Inselmeere ausgebreitet; über-all nahmen sie Besitz von den Küsten und drängten die Landesbewohner in das Innere zurück. Einige Malayen wurden bis nach den Ladronen, den Pelew-Inseln, den Carolinen, und sogar nach den freundlichen, Societäts-, Marquesas-Inseln und Neu-Seeland zerstreut. Selbst im Reiche Whydah an der afrikanischen Küste von Guinea hat man han-delnde Malayen gefunden, die quer durch Afrika von Cap Guardafui dahin gekommen waren. Die Verfolgungen und Bedrückungen ihrer Eroberer, der Siamer, der madschapahitischen Könige, der Portugiesen und Holländer, haben diese Nation noch mehr versprengt, und veran-laßten, daß sie sich die schrecklichste Rache und Treulosigkeiten erlauben. Der Haß gegen andre Glaubensgenossen vermehrt ihre Mord- und Rach-sucht. — Nach andern Schriftstellern, z. B. Sprengel, kamen die äl-tern Malayen von dem festen Lande von Indien vor 1278 nach Suma-tra und bevölkerten auch die andern ostindischen, moluckischen und phi-

lippinischen Inseln und Formosa, selbst die Südsee-Inseln, und Ma
gascar, welchen gemeinschaftlichen Ursprung der dasigen Einwohner
Gleichheit ihrer Sprachen, z. B. der sundaischen und javaischen
dem Hochmalayischen beweist. (Man hat ein malayisches Wörter
in holländischer Sprache von Fr. de Houtmann. Amsterd. 1603.
Sie waren in den ältesten Zeiten die größte Handelsnation in A
deren Fürsten große Flotten unterhielten.

Malchus, s. Porphyrius.

Malchus (Carl August, Graf von Marienrode), Minister
Finanzen und des Innern im ehemaligen Königreich Westphalen,
1770 in Mannheim geboren. Sein Vater war herzogl. zweibrücki
Burgvoigt und Oberaufseher aller herrschaftlichen Gebäude. Der
zog Carl, sein Taufpathe, bemerkte Anlagen in dem Knaben, und so
mit Theilnahme für deren Ausbildung. Im 15ten Jahre bezog er
bei dem Mannheimer Gymnasium befindliche Convictorium. Nach
Jahren ging er auf die Akademien zu Heidelberg und Göttingen.
ward er, auf Pütters Vorschlag, Privatsecretair bei dem zum Sta
minister in Mainz ernannten Grafen von Westphalen. Hier bekam
wenigstens durch die verschiednen politischen Korrespondenzen eine
gute vorbereitende Ansicht des Geschäftsganges. Nützlicher war für
seine Beschäftigung als Legationssecretair bei dem Grafen, als d
1791 zum K. K. bevollmächtigten Minister am Kurhofe zu Coblenz
nannt worden, indem das doppelte Verhältniß des Wiener Hofes
Reichsoberhaupt und als souveraine Macht, der Aufenthalt der fra
sischen Prinzen in Coblenz, der Reichstag und mehrere andre durch
besondern Zeitereignisse herbeigeführten Umstände dieser Mission e
hohen Grad von Wichtigkeit gaben. Er begleitete den Minister
Niedersachsen und nach Wien, und kehrte dann nach Hildesheim zur
um den wegen der Neutralität des nördlichen Deutschlands versam
ten Convent zu beobachten, da, wegen Mißbilligung desselben von
ten des kaiserl. Hofs, der Minister selbst sich hatte entfernen mü
Er hat während dieser Zeit auf offizielle Veranlassung mehrere kl
auf die damaligen Umstände und Ereignisse Bezug habende Schri
verfaßt. Im J. 1799 trat er als Domsecretair, Schatzactuar und
gerichts-Assessor in einen neuen Wirkungskreis. Mit der erstern S
war zugleich die Verwaltung des Vermögens des Domcapitels
knüpft, und als Schatzactuar war er dessen Consulent in den landsch
lichen Angelegenheiten. Als solcher führte er den bekannten Hildes
mer Bauernprozeß, den er, vorzüglich durch seine Schrift: „Ueber
Hochstift-Hildesheimische Staatsverwaltung" glücklich beendete.
Laufe desselben schrieb er auch noch zwei andre Werke, über den P
zeß selbst und über die Accise. Durch die Einrichtung des Schul
und Steuerwesens der Exemten erwarb er sich ebenfalls ein Verdi
um die Verwaltung dieses kleinen Staats. Durch jene Schrift wa
auch dem Berliner Cabinett bekannt geworden, und wurde, bei
Einverleibung dieses Staats in die preußische Monarchie, zum Mitg
der Special-Organisations-Commission ernannt. Durch diese Ausze
nung, so wie durch die von ihm vollzogene Abschaffung der Klöster
Stifter, und endlich dadurch, daß seine Commissionsacten loco ins
ctionis an die Organisations-Commissionen der übrigen Provinzen
schickt wurden, machte er sich in seinem Wirkungskreise sehr bemerk
Er bewirkte die Auseinandersetzung des Staats mit den Exemten we
der Landesschulden nach den neuen Verhältnissen, regulirte das Ste
wesen, und leitete die Errichtung eines stabilen, bei den Landwir
selbst etablirten Landmagazins ein, wodurch dem Lande die freie K

ausfuhr erhalten wurde. Der König von Preußen ernannte ihn hierauf zum wirklichen Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Halberstadt, welche Stelle er seit 1803 mit gewohnter Thätigkeit verwaltete. Noch mehr Gelegenheit, dieselbe zu entwickeln, erhielt er nach der Schlacht bei Jena, indem ihm alle durch die feindliche Occupation der Kammer entstandene Geschäfte allein übertragen waren. Auch führte er dieselben zum Vortheil des Landes aus, zumal er bewirkte, daß dasselbe von der Uebernahme eines Theils der Kosten, die Braunschweig ihm zuwälzen wollte, verschont blieb. Mit Errichtung des westphälischen Königreichs begann die wichtigste Periode seiner politischen Wirksamkeit. Er ward 1808 zum Staatsrath erwählt, und war nebst dem magdeburger Kammerpräsidenten v. Bülow unter allen Mitgliedern der Finanzsection der einzige, der durch frühere Arbeiten im Finanzfache praktische Kenntnisse darin besaß, und besiegte glücklich die unendliche Schwierigkeiten, welche sich der Organisirung eines neuen Staats stets entgegenstellen. Er ward in kurzer Zeit General-Director der Steuern, General-Liquidator der Staatsschuld und General-Director der Amortisationscasse; die beiden letzten Stellen legte er jedoch bald darauf wieder nieder. In dieser Zeit verfaßte er alle auf diese Verwaltungszweige Bezug habende Dekrete, und Instructionen, und wirkte überhaupt zur Begründung des ganzen Finanzsystems auf das thätigste mit. Außerdem ward er mit mehreren Missionen beauftragt: 1808 nach Berlin, wegen Theilung der reservirten Domainen; 1810 nach Hannover, zur Einleitung der Organisation der dortigen Provinzen; 1810 — 11 nach Paris, wegen Ausgleichung der Domainenstreitigkeiten; und endlich 1813 an den Kaiser Napoleon, erst nach Mainz, und dann nach Magdeburg, wo er diesem über die unbedingte Fortsetzung der Requisitionen zwar vergebliche Vorstellungen machte, aber durch seine Festigkeit die Aufhebung der Sequestrirung des Elbe-, Saale-, Ocker- und Aller-Departements, so wie die Erlassung einer bedeutenden Requisition erhielt. 1811 mußte er, trotz seiner Gegenvorstellungen beim Könige, die Finanz-Ministerstelle annehmen, mit der 1812 die Leitung aller Truppenverpflegungen, und 1813 das Ministerium des Innern verbunden wurden. In diesem Jahre ward er auch Commandeur des Ordens der westphälischen Krone und in den Grafenstand erhoben. Als nach Auflösung des westphälischen Königreichs seine Verwaltung und seine Persönlichkeit auf das heftigste angefallen wurde, vertheidigte er sich durch die Schrift: „Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen, besonders seit dem Monat April 1811," welche bis jetzt noch unwiderlegt geblieben ist. Er privatisirt gegenwärtig in Heidelberg und lebt den Wissenschaften. Genauere Nachrichten, die er selbst von sich gegeben hat, findet man in den Zeitgenossen (1r Bd. 3r Heft.)

Maldiven oder maldivische Inseln, d. h. die um Male gelegenen Inseln, heißt ein aus 1200 Inseln bestehender Archipelagus im indischen Meere vom achten Grad N. B. bis zum vierten Grad S. B. Die Portugiesen, welche 1512 dahin verschlagen wurden, brachten diese Inseln wegen ihrer Cocosnüsse und Cauris (welche letztere als Scheidemünze dienen) bald in Ruf. Auch findet man auf ihnen viel Hirsen, Cocosnüsse, andre Früchte, Schildkröten, schwarze Corallen und Ambra. Die meisten aber sind unbewohnte und unfruchtbare Sandbänke. Die in der Mitte gelegene Insel Male ist die größte und zugleich der Wohnsitz des Königs. Sie hat beinahe eine Meile im Umkreise. Die Maldiver sprechen eine eigne Sprache. Das Arabische und

Malayische lernen sie des Handels wegen. Ihre Religion ist die mahomedanische. Sie werden als geistreich, tapfer, zu Künsten und Wissenschaften geneigt, betriebsam und geschickt geschildert. Besonders sind sie berühmt in Verfertigung von Binsenmatten, Kattunen und seidnen Zeugen, die sie verkaufen und vertauschen.

Maleachi, Malachias, der letzte der zwölf sogenannten kleinen Propheten der Hebräer.

Malebranche (Nicolas), wurde am 6ten August 1638 zu Paris geboren, wo sein Vater königlicher Secretär und Schatzmeister war. Sein kränklicher Zustand wurde die Ursach seiner Menschenscheu und Liebe zur Einsamkeit. Im 22sten Jahre seines Alters begab er sich in die Congregation de l'Oratoire, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete. Die Lectüre der Schrift des Descartes de homine, welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und scheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie. Er wandte zehn Jahre auf das Studium der cartesianischen Grundsätze, und stellte endlich sein berühmtes Werk de la recherche de la vérité (von Erforschung der Wahrheit) ans Licht, welches durch seine tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Schreibart großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verschaffte, unter welchen Antoine Arnauld (des vraies et des fausses idées, Cologne 1683. 8.). Der Zweck dieses, in sechs Bücher getheilten, Werkes war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, aber auch zugleich zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sey, und worauf sich diese zuletzt gründe. Es ist dieses Werk ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit interessanter psychologischer Beobachtungen und Winke. Das Princip seiner Vernunfterkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden suchte, war der Satz: wir erkennen alle Dinge in Gott. Daß seine moralische Theorie noch nicht ganz geläutert war, sieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für ein eben so gutes Motiv zur Tugend erklärte, als den Wunsch nach Glückseligkeit. Die erste Ausgabe erschien Paris 1674, 12., wiederholt ebendaselbst 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateinisch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutsch, Altenburg 1776–86, 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er noch: Traité de la nature et de la grace, Rotterd. 1684; Traité de Morale, ebendas. 1684. 12. u. s. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften geworden war, starb er am 13ten Oct. zu Paris in seinem 77sten Jahre. A—s.

Malesherbes (Chretien-Guillaume Lamoignon), s. Lamoignon.

Malet (Charles François), Brigadegeneral und Commandant der Ehrenlegion, berühmt durch seine 1812 mißlungene Verschwörung gegen Napoleon. Er war 1754 in Dole in Franche-Comté geboren, ging im sechzehnten Jahre unter die Mousquetaires, und erhielt bei deren Auflösung das Patent als Rittmeister. Als solcher machte er die ersten Feldzüge der Revolution mit. 1799 war er Brigadegeneral, und führte den Krieg in den Alpen, worauf er ein Commando im Innern erhielt. Im Jahr 1805 focht er unter Massena in Italien mit großer

Tapferkeit. Bald nachher fiel er wegen politischer Aeußerungen bei dem Kaiser in Ungnade. Malet ging nach Paris, setzte sich mit den Resten der Jacobiner-Partei in Verbindung, und ward in mehrere Verschwörungs-Entwürfe verwickelt. Endlich hob ihn die Polizei auf, und er blieb mehrere Jahre gefangen, bis er 1812 die Erlaubniß erhielt, sich in einem Gesundheitshause aufzuhalten. Napoleons Entfernung in Rußland gab ihm Gelegenheit, seinen lange gehegten Plan ins Werk zu setzen. In der Nacht vom 27sten zum 28sten Oct. 1812 stahl er sich heimlich aus seinem Hause, und befahl einer pariser Cohorte, deren Oberst mit ihm einverstanden war, auf die Hotels der Polizei und der Commandatur zu marschiren, um den Herzog von Rovigo und den General Hullin zu arretiren. Hullin setzte sich zur Wehre und empfing einen Pistolenschuß am Halse, der ihn aber nur verwundete. Darauf ging Malet zu Laborde und Doucet, um sich ihrer zu bemächtigen, ward aber selbst festgehalten, und von seinen eigenen Soldaten, die er von seiner Absicht nicht unterrichtet hatte, in's Gefängniß geführt, den andern Morgen vor eine Militair-Commission gestellt und zum Tode verurtheilt. Als er auf die Ebne von Grenelle kam, sagte er mit großer Kaltblütigkeit zu seinen Führern: „Vous avez la tête, mais vous n'avez pas la queue" (das Haupt habt ihr, aber der Schweif ist noch zurück), trat mit unverbundnen Augen vor die Fronte und commandirte selbst das Feuer.

Malfilâtre (Jacques-Charles-Louis), geboren zu Saint-Jean de Caen im J. 1733, studirte mit Auszeichnung bei den Jesuiten dieser Stadt, und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst, durch welches er bei einem längern Leben sich einen noch entschiednern Ruhm erworben haben würde. Er starb in der Blüthe seiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht: Narcisse dans l'île de Venus, empfiehlt sich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der Anlage bleibt manches zu wünschen, aber die Details sind geistreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen sich so wie seine Uebersetzungen durch einzelne gelungene Stellen vortheilhaft aus; unter letztern sind Ovids Metamorphosen in Prosa die wichtigste. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, seinen von Natur sanften, leutseligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke sind in einer vollständigen Ausgabe erschienen.

Malherbe (François de), ein Mann, den die Franzosen als den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, geboren zu Caen gegen das Jahr 1555 in einer alten adeligen Familie, hatte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Heidelberg und Basel die Rechte studirt, trat aber, als sein Vater zur protestantischen Kirche überging, wie es scheint, aus Eifer für den katholischen Glauben, in Kriegsdienste, und diente unter der Ligue. Nachher wurde Heinrich IV. der Gegenstand seiner Lieder. Er selbst aber starb als Kammerherr Heinrichs IV. im Jahr 1628, nachdem er unter sechs französischen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erste Dichter seiner Zeit angesehn. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Versen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhn müsse. Auch sind seine Poesien nicht zahlreich, und sind größtentheils Gelegenheitsgedichte. Sie bestehen in Oden, Stanzen, Sonets, Epigrammen, Chansons u. s. w. (Oeuvres 1666. Paris; und mit seinem Leben Poesies de Malherbe etc. Paris 1764. 8.) Malherbe hat es zuerst versucht, die französische Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit seiner Gedanken, die glück-

liche Wendung seiner Phrasen, die Wahrheit seiner Beschreibungen, die Richtigkeit und Auswahl seiner Vergleichungen, die sinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannigfaltigkeit seiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieser Gattung. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, Wohlklang und die Versification der französischen Sprache. Mit Recht gibt ihm daher Boileau folgenden Lobspruch:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans ses vers une juste cadence;
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit sa Muse aux règles du devoir.
Par ce sage écrivain la langue réparée
N'offrit plus rien de rude à l'oreille épurée,
Les stances avec grace apprirent à tomber,
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.
Tout reconnut ses lois; et ce guide fidèle
Aux auteurs de ce temps sert encore de modèle.
Marchez donc sur ses pas; aimez sa pureté,
Et de son tour heureux imitez la clarté.

Man erzählt viele Anekdoten von diesem sonderbaren, seiner Muttersprache, seinen Studien und seinem Glauben eifrig ergebenen, übrigens geizigen, empfindlichen und sarcastischen Manne. Wir führen einige davon an. Seinem Bedienten gab er zwanzig Thaler Lohn und zehn Sous für die tägliche Ausgabe. Dieser, damit nicht zufrieden, stellte vor, daß er nicht auskommen könne; damit aber machte er es nur schlimmer. „Mein Freund," sagte Malherbe, „wenn man seinen Herrn beleidigt, beleidigt man Gott, und wenn man Gott beleidigt, muß man, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, fasten und Almosen geben. Darum ziehe ich dir fünf Sous ab, die ich den Armen geben werde." Sein Zimmer war auf das ärmlichste ausmöblirt; da er nur einen Stuhl hatte, ließ er nie mehr als einen Fremden ein, und rief denen, die anpochten, zu: „Wartet, ich habe keine Stühle für euch!" — Wenn ihn die Armen um Allmosen baten und sagten, daß sie für ihn zu Gott beten wollten, pflegte er ihnen zu antworten: „Ihr mögt im Himmel nicht in großer Gunst stehen; es wäre besser, ihr stündet in Gunst bei Hofe." Er wollte in seiner letzten Krankheit nicht beichten, weil er, wie er sagte, es nur zu Ostern zu thun gewohnt sey. Einer seiner Freunde und Schüler in der Dichtkunst stellte ihm aber vor, daß, da er gelobt habe, wie andre Menschen zu leben, er auch wie sie sterben möchte. Auf diese Vorstellung ließ er einen Geistlichen rufen, der unter andern von dem Glück des andern Lebens sprach, sich aber dabei schlechter und unfranzösischer Ausdrücke bediente. Malherbe, der schon im Sterben war, unterbrach ihn, indem er sagte: „Hören Sie auf davon; Ihr schlechter Ausdruck könnte mir's verleiden." —

Mallet du Pan (Jacques), geboren zu Genf im Jahr 1750, genoß in seiner Vaterstadt des trefflichsten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verschaffte ihm eine Professur der schönen Wissenschaften zu Cassel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit sein Amt nieder und warf sich in die Politik. Es ging nach Paris, wo er zuerst die Annalen von Linguet fortsetzte. Panckouke übertrug ihm bald darauf den politischen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die unparteiischen Ansichten und Bemerkungen des Journalisten allgemein. Aber sobald die Revolution ausgebrochen war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich seine entschiedne Neigung für eine gemischte Verfassung den Royalisten

nicht gefiel. Er verlebte vier Jahre, wie er selbst erzählt, ohne zu wissen, wenn er sich Abends niederlegte, ob er noch am nächsten Morgen leben oder frei seyn würde. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr sicher war, ging er nach London, wo er den brittischen Mercur herausgab. Dieses Journal, das ein Gleichgewicht zwischen allen Parteien bewirken sollte, mißfiel allen, so eifrig es auch gelesen wurde. Die Jakobiner erbitterte er durch die beständige Darstellung ihrer Zügellosigkeiten; nicht minder erzürnte er die Emigranten durch seine Bemerkungen über die falschen Maßregeln, die man ergriffen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit absprachen, gestanden ihm wenigstens große historische und politische Kenntnisse und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig sey. Die Unparteiischen sahen in ihm die Unabhängigkeit des Charakters, die jeder haben soll, der von öffentlichen Angelegenheiten spricht. Er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die seine Gesundheit untergrub. Er litt an der Brust und starb 1800 zu Richmond bei seinem Freunde Lally-Tolendal. Seine Freunde eröffneten für seine Frau und fünf Kinder eine Subscription. Außer verschiednen politischen Werken, als Considérations sur la nature de la révolution française et sur les causes qui en prolongent la durée; Correspondance politique, pour servir à l'histoire du republicanisme français; Péril de la balance de l'Europe u. s. w., schrieb er früher einen Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres u. s. w.

Malmaison, ein Lustschloß mit schönen Gärten und Wasserkünsten, nordwestlich von Paris, im Departement der Seine und Oise, Bezirk Versailles, unweit des Fleckens Ruel. Bonaparte, dessen Gemahlin Josephine die Besitzerin war, wohnte hier einige Zeit als erster Consul. Es gehört gegenwärtig dem Prinzen Eugen Beauharnois als mütterliches Erbtheil.

Malmedy, ehemalige Benedictinerabtei im westphälischen Kreise, welche mit Stablo einen gemeinschaftlichen Abt hatte, der des heiligen römischen Reichs Fürst und Graf von Logne war. Im lüneviller Frieden kamen die Besitzungen der Abtei an Frankreich, und die Stadt Malmedy mit ihren 4300 Einwohnern, welche Tuch-, Leder- und Seidenfabriken haben, wurde der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Ourthe.

Malmesbury (James Harris, Graf von), der einzige nachgebliebene Sohn des berühmten Schriftstellers James Harris (s. d. Art.), wurde den 9ten April 1746 zu Salisbury geboren, und im Merton-Collegium zu Oxford erzogen, wo er nachher die Würde eines Doctors der Rechte erhielt. Seine diplomatische Laufbahn fieng er früh an. Schon 1771 war er bevollmächtigter Minister an dem Hofe zu Madrid, 1772 zu Berlin, 1776 zu Petersburg, und 1783 außerordentlicher Gesandter im Haag. 1777 vermählte er sich mit Henriette Marie, Tochter des verstorbenen Sir George Amyand, Baronets, von der er mehrere Kinder hatte, unter denen Viscount Fitzharris, welcher zu Petersburg geboren, zu Eton und Oxford erzogen, und jetzt Mitglied des Parlements für Herytesbury ist. 1788 wurde Lord Malmesbury zum Ritter des Bathordens ernannt, und im folgenden Jahre erhielt er den preußischen Adlerorden wegen seines Benehmens während der holländischen Insurrection. Nachher begleitete er die Prinzessin von Wales nach England, da er vorher zur Unterzeichnung und Schließung des Heirathscontracts bevollmächtigt gewesen war. 1797 kam er nach dem Conti-

pent, um zu Lille und Paris mit den Ministern der französischen Republik über den Frieden zu unterhandeln. Ungeachtet durch dies Geschäft die Beilegung der Zwistigkeiten nicht bewirkt wurde, so zeichnete sich doch Lord Malmesbury als einen einsichtsvollen Staatsmann aus, und ward zum Lohn seiner Dienste (20sten Dec. 1800) zum Grafen ernannt. Seine selbstverfaßten und herausgegebenen Schriften sind: Introduction to the History of the Dutch Republic for the last ten Years from 1777. 8. 1788.; und Works of James Harris Esquire with an account of his Life and Character, by his Son. 2 Vol. 4. 1801.

Malpighi (Marcello), ein berühmter italienischer Arzt und Anatom, war 1628 zu Crevalcuore in der Nachbarschaft von Bologna geboren. Seine Talente erwarben ihm 1656 eine Professur der Medicin in der letztern Stadt. Der Großherzog berief ihn in der Folge nach Pisa; da er aber die dortige Luft nicht vertragen konnte, ging er 165[illegible] nach Bologna zurück. Im J. 1662 begab er sich abermals als erster Professor der Arzneikunde nach Pisa, kehrte aber vier Jahre nachher wieder nach Bologna zurück, wo er sein Lehramt bis 1691 mit Ruhm verwaltete. Im J. 1669 ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu London zu ihrem Mitgliede. Als der Cardinal Antonio Pignatelli, der ihn zu Bologna während seiner Legation kennen gelernt, unter dem Namen Innocenz XII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, berief er Malpighi als seinen ersten Leibarzt nach Rom. Als solcher starb derselbe im J. 1694 am Schlagfluß. Er hinterließ eine Menge lateinischer Werke. Seine Werke sind zu London in zwei Foliobänden erschienen, seine nachgelaßnen Werke sind mehrmals gedruckt worden. Eine vollständige Ausgabe erschien 1733 zu Venedig mit Anmerkungen von Garinelli. — Malpighi hatte die Bescheidenheit, die meisten seiner Entdeckungen seinem Freunde Borelli zuzuschreiben.

Malmoe, Malmö, eine freundliche Stadt in Schonen (s. d. Art.) mit ohngefähr 6000 Einwohnern. Sie erwähnt die Geschichte schon im J. 1259. Sie war von ihrer Entstehung an ein Privateigenthum der königl. Familie. Erst unter Erich von Pommern wurde sie bedeutend. Unter Christian II. erhielt sie einen Skultus (eine Art von Statthalter), zugleich Oberrichter über alle Landstädtegerichte in Schonen. Sie war eine der ersten Städte, wo die lutherische Lehre öffentlich gepredigt und eingeführt wurde, und zwar 1527 durch Claus Tennebinder. Im J. 1529 wurde ein luth. Gymnasium, und 1529 eine Buchdruckerei daselbst errichtet. Erst Gustav Adolph befreite sie von ihren Festungswerken, wodurch sie an Schönheit und Raum gewann. Er hatte die Absicht, sie zur Residenz zu machen. Sie hat seit 1807 ein Theater, seit 1806 eine Armenversorgungsanstalt, besitzt ein Hospital für 90 Kranke und eine Trivialschule. Die schönste Kirche daselbst ist die Peterskirche.

Malta, eine im mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste gelegene Insel, 4 3/4 deutsche Meilen lang und 2 1/4 breit. Man hat Erde aus Sicilien dahin geführt, um die Felsen, aus denen die ganze Insel besteht, urbar zu machen. Obst und Baumwolle gedeihen vortrefflich, aber gering ist der Ertrag an Getraide und Wein. Dennoch leben auf Malta 150,000 Menschen, so daß diese Felseninsel vielleicht der bevölkertste Landstrich auf der Erde ist. Die Sommerhitze wird durch die Seewinde gemäßigt; einen Winter kennt man nicht. Die Ausfuhr der Pomeranzen und andrer Südfrüchte, ferner der Baumwolle, die meist gesponnen nach Barcellona geliefert wird, bringt jährlich gegen 3 Millionen Gulden fremdes Geld auf die Insel

...dagegen den größten Theil ihres Getraides auf Sicilien und der ...nischen Küste kaufen muß. Der Fisch- und Corallenfang ist beträchtlich. Von fließendem süßen Wasser findet man nur eine einzige Quelle auf der Insel. Auf dem Lande wird ein verdorbnes Arabisch, in den Städten italienisch gesprochen. Der Hauptort ist La Valetta, eine in den Felsen gehauene Festung vom ersten Rang, mit einem trefflichen Hafen. Außerdem enthält die Insel in ihrem Umfange noch neun zum Theil befestigte Häfen, und in allem 22 Flecken. Ferner gehören dazu die beiden kleinen Inseln Gozzo und Comino. Siehe Robertsons Reise durch die Insel Malta. Aus dem Engl. Lpz. 1795. — Malta wurde im J. 1530 von Carl V. dem Johanniterorden (s. d.) als ein Lehen des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitz 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszustehen, nöthigten sie aber endlich nach großem Verlust zum Abzug. Malta war bis zum J. 1798 im Besitz des Ordens. Damals nahm Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten die Insel ein; Valetta ergab sich verrätherischer Weise ohne Widerstand. Im J. 1800 mußte sich die französische Besatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine strenge Blokade die Insel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Insel an den Orden unter neutraler Garantie versprochen, allein die Engländer trugen Bedenken, diese Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb sie den Engländern, welche dadurch das mittelländische Meer völlig beherrschen.

Malte Brün, ein berühmter, jetzt lebender französischer Geograph, vorzüglich durch sein Werk: Précis de la geographie universelle, Paris 1810, übers. von Zimmermann; und seine Annales des voyages bekannt.

Malter wird vorzüglich ein Getraidemaaß genannt. In Obersachsen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel; in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennereien ist es ein Holzmaaß, und beträgt etwa 84 Cubikfuß.

Malteser-Ritter, Malteserorden, s. Johanniterorden.

Malvasier, s. Weine.

Malz ist Gerste (Weizen, Hafer), die durch Einweichen im Wasser bis zum Keimen gebracht und nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) schnell getrocknet worden ist. Durch diesen anfangenden Vegetationsprozeß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzbereiter sogar ein eigenes Gewerbe. F.

Mälzl oder Mälzel (J.), Mechaniker in Wien, bekannt als der Erfinder des Panharmonicons, ist aus Regensburg gebürtig (ohngefähr 1776 geb.) und erhielt den Titel eines k. k. österreichischen Hofmechanikers. Das von ihm erfundne Instrument ahmt mittelst mehrerer Walzen und Blasbälge ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem er durch diese die Instrumente selbst in Bewegung setzt; besonders ist von Kennern die Kraft und Präcision der Blasinstrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden. Mälzl hat sich damit an vielen Orten hören lassen, namentlich 1807 zu Paris, wo er täglich, mit

allgemeinem Beifall der Musikfreunde und Kenner Concerts d'harm nie gab. Im Jahr 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kun werk, einen Trompeterautomaten, hören zu lassen.

Mamelucken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Scla nannte man schon früh die aus den Gegenden des Caucasus hersta menden Sclaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausämter verwal ten und sich hernach zu den wichtigsten Staatswürden emporschwang Sie machten jedoch kein besondres Corps aus. Als aber im dreizeh ten Jahrhundert Dschingischan den größten Theil Asiens verheerte u eine Menge Einwohner als Sclaven wegführte, kaufte Nodschmadd Sultan von Aegypten, deren 12,000, Mingrelier, Tscherkassen, m stens aber Türken aus den Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen G schicklichkeiten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, welch bald zügellos und rebellisch wurde. Schon unter seinem Nachfolg mischten sie sich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sult Turan Schah, und setzten einen andern Regenten ein. Diese Mam luckenregierung dauerte von 1254 bis auf die Eroberung Aegyptens du Selim 1517. Die meisten Sultane, die in diesem Zeitraume regi ten, waren vorher Sclaven gewesen. Selim setzte über die mameluc sche Völkerschaft einen osmanischen Pascha, nahm ihre sieben Ob häupter zu Gliedern des Divans und ernannte aus ihnen die vierun zwanzig Statthalter oder Bey's von Aegypten. Diese Einrichtung b stand über 200 Jahre. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunde erlangte das Ansehn der Mamelucken durch ihre Anzahl und ihre Rei thümer ein solches Uebergewicht über die Osmanen, daß deren Ma völlig in nichts versank. Dieses Uebergewicht verschaffte ihnen vorzü lich seit 1766 Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regie und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit der französischen Invasi spielten die Mameluckenbey's, namentlich Murad Bey, eine wichti Rolle. Die Mamelucken, deren Anzahl sich auf 6 — 8000 beläuf pflanzen sich meistens durch Sclaven fort, die aus den Gegenden zw schen dem schwarzen und caspischen Meere nach Cairo gebracht werde Man zwingt sie zum Glauben Mahomets und bildet sie zu Krieger Die Mamelucken machen einen Theil der türkischen Reiterei aus, u sind sehr gut beritten und bewaffnet. Sie gelangen hernach zu Staat ämtern und werden oft selbst Bey's; denn nur Mamelucken könn diese Stelle erhalten, und sind daher als die eigentlichen Beherrsch Aegyptens anzusehen. (S. Aegypten.)

Mammouth, Mammut, Mammutsknochen nennt m die ungeheuern Thierknochen, welche in Sibirien, in Deutschland u andern europäischen Ländern, besonders aber am Ohio in Nordame ka ausgegraben werden. Der Name scheint aus Momotowakost, eine sibirischen Worte, verstümmelt zu seyn. Man belegte damit das unb kannte Ungeheuer, dem die fossilen Knochen gehören sollten, bevor ma ihre Aehnlichkeit mit den Knochen des Elephanten und des Nashorn erkannte, die sich wenigstens an den in Sibirien und zum Theil Deutschland vorgefundenen Knochengerippen ergab. Die ungeheue Knochen am Ohioflusse in Nordamerika, die daselbst in Menge au gegraben werden, gehören einem von dem jetzt lebenden Elephant ganz verschiednen Landthiere, welches allein schon aus der besonde Form der Backenzähne erhellt. Bestimmbar ist übrigens dieses Thi nicht, ob es gleich Cuvier den Ohioelephanten zu nennen pflegt.

Mammouthszähne sind gegrabene Stoßzähne eines nicht meh vorhandenen Thieres, das an Größe den Elephanten übertroffen hab

muß, wie die übriggebliebenen hin und wieder zerstreut aufgefundenen Knochen beweisen. Obgleich in Frankreich und Deutschland sich Reste dieser Thierart vorgefunden, so hat doch Sibirien einen bei weitem grössern Vorrath davon. Noch zum Anfange dieses Jahrhunderts fand ein russischer Jäger am Eismeere ein solches noch größtentheils unversehrtes Thier zwischen den Eisschollen und schnitt ihm die Zähne ab. Die herrschende Meinung, daß jeder, der ein solches erblicke, unglücklich werden müsse, warf ihn aufs Todesbett. Die petersburger Akademie benutzte indeß die Entdeckung, und sandte einen Pensionär aus, es aufzusuchen und nach Petersburg zu bringen. Die gegrabenen Zähne sind dem Elfenbein gleich, sie werden von den Russen in Stücken von einigen Pfund zerschnitten zum Verkauf gebracht. F.

Man, eine zu England gehörige Insel zwischen England, Schottland und Irland. Sie ist ungefähr sechs deutsche Meilen lang und zwei breit. Sie hat keinen für den Ackerbau günstigen Boden, aber gute Viehzucht, beträchtliche Fischerei und über 20,000 Einwohner. Unter den fünf kleinen Städten, die sie enthält, ist Ramsay die vorzüglichste. Die Lage der Insel ist sehr bequem für den Schleichhandel, der in frühern Zeiten, wo sie nicht der Krone, sondern der gräflichen Familie Derby gehörte, sehr beträchtlich war, aber auch jetzt noch fortdauert. Der Bischof von Man, der zugleich das Bisthum von Sodor besitzt, und unter dem Erzbischof von York steht, ist kein Pair des Reichs. Bei dieser Insel wurde am 26sten Febr. 1760 die kleine Escadre des französischen Seecapitains Thurot geschlagen und erobert.

Mänaden (von μαινομαι, ich rase), hießen die Bacchantinnen, die Priesterinnen des Bacchus, s. d. Art.

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaaß eines Tonstücks immer langsamer werden, und der Ton allmählich schwinden soll.

Manchester, eine große, unregelmäßig gebaute Stadt in der englischen Landschaft Lancashire (Lancaster) am Zusammenflusse des Irk und Irwell. Durch Brücken über letztern Fluß ist sie mit Salford verbunden. Man zählte 1801 über 84,000 Einwohner. Da Manchester ursprünglich ein Dorf war, so hat es im Parlament keinen Repräsentanten. Es ist als der Mittelpunkt der in England vorhandnen Baumwollenfabriken anzusehn, und dankt diesen Flor nicht sowohl der Nähe der Steinkohlenbergwerke, als dem Canale des Herzogs von Bridgewater, wodurch es die Kohlen um die Hälfte wohlfeiler erhält als vorher, und mit allen Hauptplätzen und Häfen des Königreichs in bequemer Verbindung steht. Die vielfältigen Erfindungen und Verbesserungen in allen Theilen der Behandlung der Baumwolle bis zum vollendeten Zeuge sind erst als Folge jener Grundlage zu betrachten.

Manchester (engl. Velveret und Velveteer), ein sammetartiges, aus Baumwolle gewebtes Zeug. S. Wolle.

Manco-Capac, der Stifter und erste Inca des peruanischen Reichs, dessen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, sein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte sie civilisirt und mit verschiednen nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte innerlich und als höchste, aber unbekannte Gottheit, Pachacamac, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, Letzterer für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufe, Opfer darzubringen.

Mandarin ist eigentlich ein portugiesisches Wort (von manda und bezeichnet jeden öffentlichen Militär- oder Civil-, geistlichen weltlichen Beamten im chinesischen Reiche, seine Würde sey groß klein. Das chinesische Wort dafür ist Quang oder Quang- Man erkennt den Grad der Würde an der Farbe der Knöpfe, w die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth ist die dann folgen blau, weiß, vergoldet und versilbert. Roth und blau h Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig. Außer den Knöpfen Pfaufedern an den Hüten, aus denen man den Rang eines jeden M darinen erkennen kann, sieht man bei Hofe noch zwei andre Kennzei der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben der Brust und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; Unterkönige, Colao's (d. i. Cabinetsminister), und Prinzen haben r de, nicht nur auf der Brust und dem Rücken, sondern auch auf Schultern ihrer Gewänder. Ferner sieht man viele in Gelb geklei eine Farbe, die bloß von den Vornehmsten und von solchen getra wird, denen der Kaiser Erlaubniß dazu ertheilt, als Ministern, Wic nigen, Verschnittenen.

Mandat, 1) Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; eine landesherrliche Verordnung, oder auch eine richterliche Verfügu durch welche auf des Klägers Anbringen der Gegenparthei etwas an fohlen oder verboten wird. Daher ein Proceß, der mit einem solc Mandat anfängt, Mandatsproceß heißt. 3) Hießen Mandate Territorial-Mandaten, eine Gattung Papiergeld, das zur Z der republikanischen Verfassung in Frankreich in Umlauf gesetzt wur Nachdem die Assignaten (s. d. Art.), denen Robespierre einen zwungnen Cours zu erhalten gewußt hatte, nach dessen Hinrichtung du die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgesunken und durch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlösu angewiesen hatte, wieder frei geworden waren; nachdem ferner die R gierung vergebens eine Anleihe zur Bestreitung der Kriegskosten und a drer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, schuf sie dieses neue P piergeld unter dem Namen der Mandaten, die im Grunde nich anders als ebenfalls Assignaten waren, denn auch sie waren Anwe sungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüte hatten jedoch vor den Assignaten einen doppelten Vorzug. Erstlich h ten die Mandaten eine specielle Hypothek auf einzelne, auf ein Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Assignaten nur im All meinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten Mandaten jeden Augenblick realisirt werden, indem der Inhaber ohne alle Weiterungen und Formalitäten, in jedes auf der U terpfandstafel verzeichnete Gut, sobald er sich deshalb meldete und d vierten Theil des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werd sollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Millionen, aber bald d auf — den 18ten März 1796 — für 2,400,000,000 erschaffen. M gab ihnen zwar einen allgemeinen gezwungnen Cours, wodurch es d Regierung gelang, die Kosten des bevorstehenden Feldzugs damit zu b streiten, allein kaum war dies geschehn, als sie ebenfalls fast zu nich herabsanken; sie wurden daher theils eingewechselt und vernichtet, thei verschwanden sie von selbst. Statt unter seiner Last zu erliegen, ve dankte Frankreich diesem Papiergelde seine Rettung. Das Uebel tr durch sein Uebermaß sein Heilmittel zugleich in sich, und auch hier w im ganzen Laufe der Revolution waren die Wirkungen immer im G gensatz mit ihren Ursachen.

Mandeln (Amygdalae, franz. Amandes), sind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes, Amygdalus, L. Die süßen sind wegen ihres fetten und milden Oeles sehr nährend, von angenehmem Geschmack und dienen sowohl zur Speise, als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Oel, was ihnen den unangenehmen Geschmack und betäubende Eigenschaften gibt. Diese äußern sich bei Thieren (Hunden, Katzen, Vögeln ꝛc.) oft sehr stark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum ist in Asien und in dem mittägigen Europa einheimisch, auch hin und wieder in Deutschland, gleich dem Pfirsichbaum, wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier selten reife Früchte. Die besten Mandeln von langer Form kommen von Malaga, eben so gesucht werden die aus Valenzia und die italienischen Ambrosinmandeln. Sicilianische und Provençaler sind eine Mittelsorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Berberei. Knackmandeln in dünnen zerbrechlichen Schaalen (Mollese, fragile) dienen zum Dessert. F.

Mandeville (Bernard de), ein holländischer Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geboren war, in England lebte und 1733 starb, ist durch seine irreligiösen Schriften berüchtigt, welche der Abdruck seines Lebens waren. Unter diesen ist am meisten bekannt seine Fabel von den Bienen (the fable of the Bees or private vices made public benefits. Lond. 1714. 6 Ed. 1732. 2 Vol. 8; franz. Uebers. 1740. 8. Der zweiten Ausgabe ist eine Enquiry into the origin of moral virtue als Apologie beigefügt). Er behauptete hier, daß die Tugend nur ein künstliches Product der Klugheit und Eitelkeit sey, auch der Luxus und die Laster der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Gesellschaft gereichen, und selbst die Verbrechen nützlich seyen, in so fern sie dazu dienen, eine gute Gesetzgebung einzurichten; 2. freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation. 3. Untersuchungen über den Ursprung der Ehre und über den Nutzen des Christenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen seiner frühern Ideen und Ansichten widerspricht.

Mandoline (italienisch Mandóla, Mandora), ein kleines, mit vier Saiten bezogenes lautenartiges Instrument, welches sowohl mit einem Federkiel, als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergleichen Instrumente mit sechs und mehr Saiten, welche, da sie der Laute noch ähnlicher sind, Mandores luthées genannt werden.

Mandschu, Mandschuren oder **Bogdier**. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandschuren und die Tungusen, deren gemeinschaftlicher Ursprung an ihren Traditionen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen ist, gehören zu dem mandschurischen Völkerstamm, der im östlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weitläuftige Länder und Wüsten bewohnt, und auch noch jetzt sehr mächtig ist, da eine mandschurische Fürstenfamilie über China herrscht. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Njudschen bekannt; seit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Corea in der östlichen Tatarei bis ans Ostmeer und den Amur. Sie empörten sich 1114 unter Okota gegen die Kitanen und stifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynastie so genannt wird, indem sie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitsong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, selbst an, entriß ihnen Petscheli und Chensi und zwang Weytsong, ihm einen Theil von China,

und dessen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, so da diesem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vasalle der Kin, fielen unter Taitsongs Nachfolgern ab, und nöthigten sie, ih nen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dschin gischan ihnen den Tribut, schlug sie 1212 und 1213 völlig, machte sic von der Abhängigkeit los und legte dagegen den Kin Tribut auf. Die sen versagte nun auch 1215 Ningtsong, China's Beherrscher aus de Dynastie Song. Durch Dschingischan verlor jenes Volk Chensi 1221 Oktai setzte den Krieg gegen dasselbe fort (1230) und eroberte ihr Reic unter Gnaitsong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erschiene sie erst im sechzehnten Jahrhundert wieder (1556), unter dem Name der Mandschu. Sie hatten in dem angeführten Jahre in Leatong (ei nem Erblande der kaiserlichen Familie in Pina, zwischen der Scharra Mongolei und Corea) Aufnahme gefunden; aber schon 1616 fielen si unter Tienming in China ein und machten hier große Eroberunge Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff de Kaiser Whaytsong 1643 in seiner Residenz an, und besiegte ihn. De Kaiser erhenkte sich und in ihm erlosch die Dynastie Ming, die letz eingeborne Regentenfamilie von China. Jetzt verglich man sich mit de Mandschu. Tsonte vertrieb den Li aus Peking, starb aber mitten unte seinen Eroberungen, welche sein Sohn 1644 vollendete, seit welcher Ze die Mandschu Regenten dieses Landes sind. — Unter russischer Herr schaft stehen keine Mandschu, denn als die Russen nach Sibirien ka men, verließen sie zum Theil ihre Wohnplätze, die sie in Ostsibirie vom Baikal bis an das mongolische Gebirge und um den Amurflu inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; die abe blieben und sich der russischen Herrschaft unterworfen hatten, kame vermöge des Friedens von Nertschinsk an China, in welchem Rußlan den ganzen Amur und alle ihm unterworfnen Mandschuren abtrat Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Gränze, in welchen Tungusen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auc frei sind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komischer Sänger Italien gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Er trug besonders z der Revolution bei, welche um diese Zeit mit der alten französische Musik zu Paris vorging, indem er zuerst den Geschmack der Franzose für die neue italienische Musik empfänglich machte. Manelli stand u das Jahr 1750 als erster Sänger an der Spitze einer Gesellschaft vo Sängern italienischer Intermezzo's. Sein komisches Talent zog unau hörlich das Publikum in seine Vorstellungen und erwarb ihm einen so chen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entstand. Er de butirte mit der Serva Padrona von Porgolesi, die einen ungemeine Enthusiasmus erregte. Bald aber bildete sich eine Gegenpartei, welch die alte französische Musik gegen diese Neuerer in Schutz nahm. S entstanden die Bouffonisten und Antibouffonisten. Unter den Schrif stellern und Schöngeistern, die an diesem Streit Theil nahmen, bemerk man vornehmlich J. J. Rousseau und Grimm.

Manes, ein berühmter Ketzer des 3ten Jahrhunderts, der Stift der Secte der Manichäer. Geboren in Persien in der Sclaverei wa er von der Natur mit einnehmenden Gaben des Geistes und Körpe ausgestattet. Eine Wittwe, deren Sclave er war, gewann ihn lieb, a optirte ihn und ließ ihn von den Magiern in der Philosophie der Pers unterrichten. Manes fand bei seiner Wohlthäterin die Bücher des T rebinthus, und schöpfte aus ihnen die ausschweifendsten Lehrsätze, die

anfangs in Persien ausstreute, wo sie sich schnell verbreiteten. Er verrichtete Wunder, und gewann theils dadurch, theils durch seine strengen Sitten, die Meinung des Volks für sich, das ihm Gewalt über alle Geister zuschrieb. Sein Ruf kam bis an den Hof des persischen Königs Sapor, der ihn rufen ließ, als einer seiner Söhne gefährlich darniederlag. Manes entfernte alle Aerzte und versprach, den Kranken durch seine Gebete wiederherzustellen. Da aber der junge Fürst in seinen Armen starb, ließ der Vater den vorgeblichen Wunderthäter in Ketten legen. Er war noch im Gefängniß, als zwei seiner Schüler, Thomas und Buddas erschienen, um ihm von ihrer Sendung nach Aegypten und Indien Bericht zu erstatten. Erschrocken über den Zustand, worin sie ihren Lehrer fanden, beschworen sie ihn, an die Gefahr zu denken, die ihm drohte. Er aber beruhigte sie, erweckte ihren Muth, entflammte ihre Einbildungskraft, und flößte ihnen einen blinden Gehorsam gegen seine Befehle und eine Seelenstärke ein, die allen Gefahren trotzte. Thomas und Buddas erzählten ihm, daß sie keine furchtbarern Feinde gefunden, als die Christen. Manes fühlte die Nothwendigkeit, sie mit sich auszusöhnen und beschloß, seine Lehrsätze mit dem Christenthum zu vereinigen. Manes las in der heiligen Schrift, daß ein guter Baum keine schlechten Früchte, noch ein schlechter Baum gute Früchte tragen könne. Darauf gründete er die Nothwendigkeit eines guten und bösen Princips in der Welt, wodurch Gutes und Böses hervorgebracht würde. Er fand, daß Satan das Princip der Finsterniß und der Feind Gottes sey; er machte demnach aus ihm den Urheber des Bösen. Endlich sah er im Evangelium, daß Jesus seinen Jüngern versprach, ihnen den Paraclet zu senden, der sie alle Wahrheiten lehren würde; er glaubte, daß der Paraclet zur Zeit des Apostels Paulus noch nicht gekommen sey, weil dieser sagt: Unser Wissen ist unvollkommen, aber wenn die Vollkommenheit gekommen seyn wird, dann wird alles Unvollkommne vernichtet seyn. — In der Meinung, daß die Christen den Paraclet noch erwarteten, glaubte er seiner Lehre Eingang bei ihnen zu verschaffen, wenn er diese Eigenschaft annähme. Während er so im Allgemeinen mit dem Plan zur Gründung seiner Secte beschäftigt war, hörte er, daß Sapor seinen Tod beschlossen habe. Er entfloh aus dem Gefängniß, wurde wieder erlangt und auf des Königs Befehl ungef. 277 n. Chr. geschunden. Die Lehre des Manes, deren Apostel im zweiten Jahrhundert schon Cerdon gewesen, handelte dem bereits Gesagten zu Folge besonders von dem Unterschiede zweier höchsten, von einander unabhängigen Principien, eines guten und bösen. Nach ihm hatte der Mensch auch zwei Seelen, eine gute und eine böse. Das Fleisch war ihm Werk des bösen Princips; demnach verbot er die Ehe und die Zeugung, die er für sündig hielt, und gebot, durch Ausrottung jedes sinnlichen Triebes die Seele von den Fesseln des Körpers zu befreien. Auch das alte Gesetz schrieb er dem bösen Princip zu, und behauptete, daß alle Propheten verdammt seyen. Er verbot, Almosen zu geben, erklärte die Verehrung der Reliquien für Abgötterei, und läugnete, daß Christus Mensch geworden und wirklich gelitten habe. Er lehrte, daß wer eine Pflanze ausreiße oder ein Thier tödte, in diese Pflanze oder in dieses Thier verwandelt werde. Seine Schüler pflegten, bevor sie ein Brot anschnitten, denjenigen zu verfluchen, der es bereitet, indem sie ihm wünschten, gesät, geerntet und gebacken zu werden, wie diese Speise. Diese Abgeschmacktheiten, statt den Fortschritten der Secte zu schaden, dienten nur dazu, sie noch mehr zu verbreiten. Der Manichäismus ist von allen Ketzereien diejenige, die am längsten bestanden hat. Gegen das 10te Jahrhundert kamen die Manichäer nach

Italien und setzten sich besonders in der Lombardei fest, von wo sie Pri[...]ster ausschickten, welche viele Proselyten machten. Die neuen Manichäer hatten in ihrer Lehre vieles verändert. Viele von ihnen waren Enthusiasten, welche die vermeintliche Erhabenheit ihrer Moral anzog. Dahin gehörten die Domherren von Orleans, die einen großen Ruf der Frömmigkeit hatten. König Robert verurtheilte sie zum Feuer, und sie stürzten sich mit Entzücken in die Flammen (1022). Am meisten machten die Manichäer in Languedoc und in der Provence Fortschritte. Man versammelte mehrere Concilien gegen sie, konnte aber ihre Secte mit den härtesten Maßregeln nicht ausrotten. Sie drangen sogar nach Deutschland und gingen nach England über. Allenthalben fanden sie Anhänger, aber allenthalben bekämpfte man sie. Der Manichäismus, der trotz aller Hindernisse bestand, artete unmerklich aus und erzeugte im 12ten und 13ten Jahrhundert jene Menge von Secten, welche die Religion und die Kirche zu verbessern vorgaben. Die ursprünglichen Manichäer waren in zwei Classen getheilt: die Hörer, die sich des Weins, des Fleisches, der Eier und des Käses enthalten mußten, und die Erwählten, die außer einer strengen Enthaltsamkeit das Gelübde der Armuth thaten. Diese Erwählten hatten allein das Geheimniß aller Mysterien, d. h. der ungereimtesten Schwärmereien der Secte. Es waren zwölf unter ihnen, die man Meister nannte, und ein dreizehnter, welcher das Haupt aller Andern war, nach des Manes Muster, der, indem er sich den Paraclet nannte, zwölf Apostel erwählt hatte. — Unter den Kirchenvätern sind die Manichäer von Augustin, der früher selbst zu ihnen gehört hatte, am nachdrücklichsten und kräftigsten bekämpft worden.

Manen (Manes), bei den Römern die Seelen der Verstorbenen. Man nannte sie auch Laren, wenn sie wohlthuend, Larven oder Maniae (Larvae vel Maniae), wenn sie schädlich waren. Einige hielten sie auch für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondre sollten sie an drei Tagen des Jahres, den 30sten August, 4ten Octob. und 7ten November, die Oberwelt besuchen; daher diese Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geister der Verstorbenen auf das gute oder böse Schicksal der Lebenden, besonders derer, mit denen sie ehmals genau verbunden gewesen, den mächtigsten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete sich sehr, sie zu beleidigen. Da man annahm, daß sie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, so verehrte man die Begräbnisse sehr und brachte den Manen Opfer (inferiae) und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium und lud die Manen desselben unter feierlichen Ceremonien ein, sich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß sie außerdem noch lange auf der Oberwelt zur Qual der Lebendigen herumirren und den Körper suchen möchten. Man glaubte ferner, daß sie an Blut Wohlgefallen hätten, schlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verschiedene Thiere, besonders solche, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, und verbrannte sie mit dem Leichnam.

Manetho, **Manethon** aus Diospolis in Aegypten, um das Jahr vor Chr. Geb. 270, Oberpriester zu Heliopolis, Verfasser einer ägyptischen Chronik in 3 Büchern, die selbst in noch vorhandnen Bruchstücken noch wichtig ist (man findet sie in Scaliger's Werke de emendatione temporum). Das ihm beigelegte Gedicht vom Einfluß der Ge[...]

stirne (ἀποτελεσματικά, ed. Gronov. Leiden 1693. 4.) gehört in die folgende Periode und ist, wie das ihm beigelegte Buch von den Königin von Aegypten, untergeschoben. A—s.

Manichäer, die Anhänger des Manes, s. d. und Secten.

Manier und manierirt. Mit diesen Ausdrücken im weitesten Sinn bezeichnet man in den Künsten vorzüglich diejenigen Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus seinem Wesen selbst, sondern aus der Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, mithin tadelhafte Eigenschaften, da, gewisse Fälle ausgenommen, die Kunst nach möglichster Objectivität streben soll; im engern Sinn sind sie gleichbedeutend mit Künstelei, und gekünstelt, doch wird es auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne spricht man von Manieren in der Musik und versteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder vermittelst kleinerer Noten zwischen den gewöhnlichen Noten vorgestellt werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelschlag, Schleifer, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen gehören alle diejenigen Noten, die aus der Zergliederung der melodischen Hauptnoten und aus der Vermischung derselben mit Nebennoten entstehen, und von welchen man einige mit besondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. s. w. Zu diesen gehören theils die vorhin angezeigten bestimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbestimmter Form, womit die Melodie einer Solostimme, besonders in Adagiosätzen, oft verziert wird.

Manifeste. Mit diesem Namen pflegt man die Erklärungen zu bezeichnen, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den streitenden Mächten öffentlich bekannt gemacht werden, um die rechtfertigenden Ursachen des Kriegs darzustellen. Es sind diese Erklärungen gewöhnlich an das gesammte Publicum gerichtet und sollen das Unrecht des Gegners und die eignen Beschwerden gegen denselben ins Licht stellen. Die Form, in der die Manifeste aber abgefaßt werden, ist die der offnen Briefe, das heißt, sie beginnen mit einer kurzen Anrede an das gesammte Publikum und sind mit der einfachen Unterschrift des Regenten versehen. Verschieden von ihnen sind die Deductionen und Darstellungen der Beweggründe, und die sogenannten Exposés des motifs; erstere sind gleichfalls officielle, an das gesammte Publikum gerichtete, aber nur selten im Namen des Regenten abgefaßte und von ihm nicht unterschriebene Schriften in Form eines juristischen Libells; wogegen sich diese, die gewöhnlich in französischer Sprache abgefaßt sind, durch ihre weniger juristische Form unterscheiden; letztere sind, mit Ausnahme von Deutschland, beinahe allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauche geblieben. Der Gebrauch der Manifeste dagegen hat sich allgemein bis auf unsere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das sich über so viele bis dahin allgemein für nothwendig geachtete Formen hinwegsetzte, erließ in den letzten Zeiten keine Manifeste mehr, sondern es erfolgten nur Botschaften des Kaisers an den Senat, Proclamationen an die Armee und oft sehr pöbelhafte Ausfälle im Moniteur; denn freilich was konnte die französische Regierung auch der Welt sagen, das diese nicht schon längst wußte, da selbst der Versuch, ein so heilloses System zu beschönigen, vergeblich war. — Was den Werth oder den Unwerth der Kriegserklärungen betrifft, so weiß man freilich, daß in denselben nicht immer die Sprache der Wahrheit gesprochen ward, daß

jeder Theil sich in ihnen nur gar zu gern als den Beeinträchtigten, seinen Gegner aber als den Beleidiger darzustellen suchte, daß man al die Manifeste nur mit großer Vorsicht als historische Quellen brauche kann. Jedoch machen hiervon die in den letzten Kriegen gegen Frankreich erlassenen Manifeste eine rühmliche Ausnahme, indem sie mit vollem Rechte als historische Quellen angesehen werden können, und bei ihnen vielmehr der entgegengesetzte Fall eintritt, daß in ihnen, statt Ue bertreibungen, eine im Verhältnisse zu den Unbilden, die sich Frankreic der Reihe nach gegen alle Staaten des Continents erlaubte, fast z gemäßigte Sprache herrscht. C. z.

Manilla und **Manillen** oder **manilische Inseln**, s. **Philippinen**.

Manipel, manipulus, s. **Legion**.

Manipulation. Behandlung, besonders die **magnetische** s. **Magnetismus**.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen **Torquatus**, ein berühmter römischer Consul und Feldherr, war ein Sohn des Manlius Imperiosus. Bei einem lebhaften Geiste gebrach ihm das Talent, gu zu sprechen. Sein Vater, der ihn nicht in die Stadt zu bringen wagte hielt ihn auf dem Lande unter den Sclaven zurück. Dies Verfahre schien dem Volkstribunen, Marcus Pomponius, so ungerecht, daß er ih vorladen ließ, um sich deshalb zu verantworten. Der Sohn, der mi Unwillen seinen Vater seinetwegen verfolgt sah, eilte mit dem Dolch i der Hand zu dem Tribun und ließ ihn schwören, von seiner Anklage ab zustehn. Diese Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächste Jahre zum Tribunus militaris erwählte. Er zog mit dem Heere gege die Gallier, deren einer den tapfersten Römer zum Zweikampf foderte Manlius nahm die Ausfoderung an, erlegte seinen Gegner und schmück te sich mit der goldnen Halskette desselben. Davon erhielt er den Beinamen **Torquatus**, der auf seine Nachkommen überging. Einig Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erste Röme der, ohne Consul gewesen zu seyn, diese Würde bekleidete. Darauf war ihm mehrmals das Consulat ertheilt; unter andern war er Consul i J. 340 vor Chr. Geburt, während des Krieges der Lateiner. Gegen d ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer se nem Gliede sich kein Römer in ein Gefecht einlassen solle, nahm sei Sohn, eingedenk des Sieges seines Vaters, einen Zweikampf an, zu de einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war siegreich un legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Dieser aber wen dete sich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befa zugleich dem Lictor, die Todesstrafe, der er verfallen sey, an ihm zu vol ziehen. Dieses Beispiel der Strenge verschaffte dem Manlius den pünktlichsten Gehorsam. Er besiegte wenige Tage darauf die Feinde am V siris, während sein Mitconsul, Decius Mus, sich für das Vaterland de Tode widmete. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. E trat darauf in den Privatstand zurück, den er bis an seinen Tod nic verließ. Man nannte nach ihm sprichwörtlich Manliana edicta alle Ve ordnungen, in denen eine so strenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, s. **Geschlecht**.

Manna heißt der eingetrocknete klebrige, blaßgelbe, durchsichti schleimichtsüße Saft, den einige Gattungen der Esche im südlichen E ropa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte ei ähnliche Substanz auch aus verschiednen andern Gewächsen, z. B. au den Runkelrüben, gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieser Ma

zu liefernden Gewächse mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieser Pflanzen gehört zum Geschlechte des Hahnenkopfs (Hedysarum) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige gewesen sey, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genossen. Auch in Amerika gibt es Gewächse, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannert (Conrad), geboren am 17ten April 1756 zu Altdorf, erst Lehrer an der Sebaldschule und dann am Aegidianum zu Nürnberg, hierauf seit 1797 Professor der Philosophie zu Altdorf, und seit 1808 königl. bair. Hofrath und Professor der Geschichte zu Landshut. Er hat sich als gründlichen Geschichtforscher (Compendium der deutschen Reichsgeschichte. 2te Aufl. Nürnb. 1808. 8. Die älteste Geschichte Bojoariens. Nürnb. 1807. 8. Kaiser Ludwig IV. oder der Baier, Landsh. 1812. 8.) und insbesondere als genauer und sorgfältiger Diplomatiker und Statistiker bewährt (Miscellanea, meist diplomatischen Inhalts. Nürnb. 1793. 8. Compendium der Statistik. Bamb. 1805. 8.). Ganz vorzügliches Verdienst hat er sich aber um die alte Geographie erworben, welche er durch sein aus völlig neuer Forschung hervorgegangnes Werk: Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt (Nürnberg 1788. ff. 7 Bände) mit unendlich vielen neuen Ideen, Gränzbestimmungen, Eintheilungen und neuen Ansichten bereichert hat. A—s.

Manngericht, Mannengericht, s. Mannrecht.

Mannheim, vormals die Hauptstadt in der untern Pfalz, jetzt die Hauptstadt des Großherzogthums Baden, liegt am östlichen Ufer des Rheins, wo der Neckar hineinfällt. Churfürst Friedrich IV. fing 1606 an, aus dem alten Dorf und Schloß Mannheim eine Stadt zu erbauen, und bevölkerte sie mit Niederländern, welche wegen der Gewissensfreiheit ihr Vaterland verlassen hatten. Zwar wurde 1622 die neue Stadt von den Bayern und 1688 von den Franzosen verwüstet; aber die Churfürsten Johann Wilhelm und Carl Philipp, welcher Letztere 1720 wegen der Religionsstreitigkeiten mit den Reformirten seine Residenz von Heidelberg dahin verlegte, stellten sie wieder her, so daß sie jetzt zu den schönsten Städten Deutschlands gehört. Sie ist ganz offen; vormals war sie mit Wällen und Gräben eingefaßt und durch dreizehn Bollwerke verwahrt, aber durch die Ereignisse des Revolutionskrieges wurden die Festungswerke vernichtet. Unter den Plätzen sind der Markt und der Paradeplatz, und unter den Kirchen die ungemein prächtige Kirche, die den Jesuiten gehörte, und die Schloßcapelle am ausgezeichnetsten. Ferner sind sehenswerth das Kaufhaus, Rathhaus, Zeughaus, die Münze, verschiedne Hospitäler, das Komödienhaus, der botanische Garten, das Observatorium, das Zucht- und Waisenhaus u. s. w. Das Schloß ist groß und prachtvoll und enthält verschiedne kostbare Sammlungen; auch ist daselbst der Versammlungssaal der dasigen Akademie. Die Zahl der Einwohner ist in den letztern Zeiten bis auf 18,000 gesunken. Handel und Fabriken werden zwar sehr begünstigt, wollen dennoch aber nicht besonders gedeihen. In dem Kriege Deutschlands gegen Frankreich zu Anfang der Revolution litt die Stadt durch Belagerung und gegenseitige Besetzung; selbst ein Flügel des Schlosses wurde vernichtet. Statt der ehemaligen Schiffbrücke geht jetzt eine fliegende Brücke über den Rhein.

Mannlehen, s. Lehen.

Mannrecht hieß ehedem dasjenige Recht, nach welchem adelige Vasallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnete man auch damit und mit dem Worte Manngericht, Mannengericht das

aus den Vasallen eines Lehnherrn bestehende Gericht, vor welchem der Vasall, wenn zwischen dem Lehnherrn und ihm Streit entst... war, stellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen: Mann... ter, der Richter bei einem solchen Gericht; Mannbote, Mann... u. s. w. Doch sind diese Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Mannus, einer der berühmtesten Helden der alten Deutschen, Sohn Thuiskons, welcher nach seinem Tode als Schutzgott verehrt ...de. Er war der Mars der Deutschen. Sein Bildniß, in der R... gestalt eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der St... stehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn ... für den Adam, bald für den Noah in der biblischen Geschichte g...ten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und ... ausgerüsteten Menschen.

Manometer, oder Dichtigkeitsmesser, ist ein Werkzeug, das Veränderungen anzeigen soll, welche die Dichtigkeit der Luft durch Einfluß der Kälte und Wärme, so wie der Feuchtigkeit beständig ...det. Otto Guerike gab das erste Manometer an. Es besteht ... einer Kugel von einem Fuß im Durchmesser, welche, nachdem die ... herausgepumpt worden, mit einem, dem Umfange nach, möglichst ...nen Gegengewicht an einer Wage ins Gleichgewicht gebracht wird. ...bald nun die äußere Luft dünner wird, als sie vorher war, so träg... natürlich nur einen geringern Theil vom Gewichte der Kugel als ...her, und dadurch erhält die Kugel den Ausschlag; wird aber die ... dichter, als sie vorher war, so trägt sie einen größern Theil vom ...wichte der Kugel als vorher, und dadurch erhält ihr Gegengewicht ... Ausschlag. Um zu erfahren, wie viel die Luft dünner oder dichter ...worden ist, legt man entweder genau abgemeßne Gewichte zu, bis ... gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt ist, oder man bringt ober... des Wagebalkens einen in Grade und Minuten abgetheilten Halb... an, an welchem die Zunge selbst jedesmal den Winkel anzeigt, um ...chen sie von der Verticallinie abweicht. — An diesem Werkzeuge ... man nachher ansehnliche Verbesserungen angebracht; besonders ist es ...ter Jouchy's Händen zu großer Vollkommenheit gediehen, welcher ...nem Manometer den gleichbedeutenden Namen Dasymeter bei... Dagegen gibt Saussure dem gemeinen Barometer, das er in eine ...serne Kapsel brachte, um die Elasticität der darin befindlichen Luft ... verschiednen Wärme- und Feuchtigkeitsgraden zu bestimmen, mit ...recht den Namen Manometer.

Mansard (François), ein berühmter Baumeister, geboren ... Paris 1598. Auch sein Vater, Pierre François, war Baumeister, ... aber so frühzeitig, daß er den Unterricht seines Sohnes nicht volle... konnte. François erwarb durch sein Genie bald großen Ruf; seine ...beiten schmücken nicht nur Paris und dessen nächste Umgebungen, ...dern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace ist nach se... Zeichnungen bis an das große Gesims (Corniche) aufgeführt word... und es ist bedauern, daß es seinen Neidern gelang, ihn später davo... entfernen. Mansard starb als erster königl. Baumeister 1666, und w... in der Kirche St. Paul beigesetzt. Die Prachtgebäude, die nach se... Zeichnungen aufgeführt wurden, sind eben so viele Denkmale seiner ...lente. Er entwickelte in seinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, ...nen feinen Geschmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Th... seiner Kunst; dabei war er sehr streng in seinen Forderungen an ... Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palast des Louvre zu

werfen, und fand die Arbeit Mansards so vortrefflich, daß er das Versprechen von ihm verlangte, seinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. Mansard aber verweigerte diese Zusage, um sich die Freiheit vorzubehalten, seine Arbeit noch verbessern zu können. Das Lustschloß Maisons wird für sein Meisterwerk gehalten. Von ihm haben die gebrochnen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden.

Mansfeld, eins der ältesten gräflichen und fürstlichen Geschlechter in Deutschland, das von den edeln Herren von Querfurt abstammt und von dem Schlosse Mansfeld seinen Namen hat. Es ist in viele Linien getheilt, und erzeugte mehrere verdienstvolle Helden und Staatsmänner. Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Hojer, der 1115 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf von Mansfeld, erklärte sich für Luthers Sache und war in dem Religionskriege eine der vornehmsten Stützen der Protestanten. Er zwang 1547 Heinrich von Braunschweig, die Belagerung von Bremen aufzuheben, und starb 1560 im 80sten Jahre. Volrath Graf von Mansfeld, sein 5ter Sohn, zeichnete sich als Krieger aus, und rettete im Treffen von Montcontour durch einen schönen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. Er starb den 30sten Dec. 1578. Man muß den letztern nicht mit dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld verwechseln, der 1552 in Ivry gefangen wurde, wo er nach dem Treffen von Montcontour den Oberbefehl hatte. Er hatte nachher an den wichtigsten Geschäften Theil, wurde Statthalter von Luxemburg und Brüssel, und starb 1604 in seinem 87sten Jahre mit dem Titel eines Fürsten des römischen Reichs. Carl, Prinz von Mansfeld, sein rechtmäßiger Sohn, that sich im flandrischen und ungarischen Kriege hervor, und starb 1595 ohne Nachkommen. Ernst von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernst von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, in der catholischen Religion erzogen, und leistete, nebst seinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den spanischen Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebne Versprechen vorenthielt, ward er so mißvergnügt darüber, daß er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten schlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Oesterreich wurde. Dieses nannte ihn den Attila der Christenheit. Er setzte sich 1618 an die Spitze der empörten Böhmen, nahm 1619 Pilsen ein, und obgleich seine Völker in verschiedenen Treffen geschlagen wurden, so ging er doch in die Pfalz, eroberte viele Plätze daselbst, verheerte Elsaß, nahm Hagenau ein und schlug die Bayern. (S. dreißigjähriger Krieg.) Endlich ward er im April 1666 von Wallenstein bei Dessau gänzlich geschlagen. Nachdem er die Völker, die ihm noch übrig geblieben waren, an den Herzog von Weimar überlassen, wollte er in die venetianischen Staaten reisen, wurde aber in einem Dorfe zwischen Zara und Spalatro krank, und starb daselbst 1626 im 46sten Lebensjahre, wahrscheinlich an Gift. Man rechnet ihn unter die geschicktesten Feldherren seines Jahrhunderts. Er war unermüdet, und zu Arbeit, Wachen, Kälte und Hunger bis aufs äußerste abgehärtet. Er brachte schnell Armeen auf die Beine und verheerte die feindlichen Länder mit unglaublicher Geschwindigkeit. Heinrich Franz, Graf von Mansfeld, aus eben diesem Geschlechte, zeichnete sich im spanischen Successionskriege aus, und starb zu Wien 1715

in seinem 74sten Jahre als Fürst des römischen Reichs und von Fond Grand von Spanien und kaiserlicher Generalfeldmarschall. Er w auch Generalfeldzeugmeister, Gesandter in Frankreich und Spanien, Pr sident des Hofkriegsraths und Großkämmerer des Reichs gewesen.

Mansfeld, eine Grafschaft in Ober-Sachsen, welche gegen No den an das Anhaltsche, gegen Osten an das Magdeburgische, gegen W sten an Stollberg und gegen Süden an Thüringen gränzt. Sie ha ihre eignen Grafen, die aber schon im 16ten Jahrhundert in grö Schulden verfielen. Die Folge davon war, daß die beiden Lehnsherre Chursachsen und Magdeburg, die Grafschaft 1570 in Sequestration na men, jedoch unbeschadet der Reichsstandschaft, und des Sitzes und d Stimme, welche die Grafen auf den Reichs- und obersächsischen Kre tagen hatten. Im J. 1716 wurde die Sequestration in Ansehung d unter magdeburgischer Landeshoheit stehenden Antheils aufgehoben; d churfächsische Administration dauerte fort. Graf Heinrich Franz erhiel 1690 von König Carl II. von Spanien das neapolitanische Fürstenthu Fondi, und vom Kaiser Leopold die Reichsfürstenwürde, welche 169 und 1709 bestätigt und 1711 öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Hau Mansfeld bestand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus zwei Linien der bornstädtischen oder catholischen, und der eislebischen oder lutheri schen, wovon diese 1710, jene 1780 in den männlichen Erben erlosch worauf die Gräfin Colloredo, geborne Fürstin von Fondi und Mansfel die Allodialerbschaft überkam; die Grafschaft aber Sachsen und Preuße in Besitz nahmen. Im J. 1807 hatte der preußische Antheil das Schic sal aller preußischen Länder auf dem linken Elbufer, fiel aber 1814 a Preußen zurück. Das Land ist auf der Nordseite gebirgig und wenige fruchtbar. Dagegen hat es viele Bergwerke auf Kupferschiefer, auch a Silber, deren Ausbeute in frühern Zeiten sehr beträchtlich war. Di Schafzucht ist nicht unbedeutend, die Waldungen sind trefflich. De sächsische Antheil, welcher seit 1815 ebenfalls an Preußen fiel, 8 1/ Quadratmeilen mit 23,600 Einwohnern, der preußische aber 6 Qua dratmeilen mit 26,500 Einwohnern. Der Hauptnahrungszweig derse ben ist der Bergbau.

Mansfield (William Murray, Graf von), geboren zu Per in Schottland 1705, kam schon in seinem dritten Jahre nach London studirte zu Oxford, bereis'te Frankreich und Italien, widmete sich na seiner Rückkunft gerichtlichen Geschäften und wurde bald als Redn allgemein bewundert. Nach einer zehnjährigen Praxis in der Kanzl wurde er 1742 Sollicitorgeneral, 1756 Lordoberrichter der Kingsbench zugleich versetzte ihn der König in den geheimen Rath, und er zeichne sich in jeder Art von Geschäften, die er verwaltete, ruhmvoll aus. E besaß das Talent, die verwickeltsten Fälle mit Ruhe zu durchschau und sie mit Klarheit und Präcision vorzutragen. Im Argumentir war er zierlich, einnehmend und bündig, und besaß einen unerschöpfl chen Schatz classischer, historischer und gesetzlicher Stellen. Seine Au sätze waren klar, eindringend und seine Beredsamkeit unwiderstehlic Er besaß einen einnehmenden Anstand und eine schöne Stimme. I geheimen Rath verließ man sich fast ganz allein auf seinen Ausspru in Bestimmung aller Streitigkeiten, welche die Colonien oder Pris betrafen. Im Oberhause vertheidigte er stets Duldung und Religion freiheit, und nur selten sah er seine Aussprüche umgestoßen. Zuweil ging aber doch sein Eifer für die Sache des Königs in Parteilichk über; daher wäre er im J. 1780 fast das Opfer einer Volksbewegu geworden, in deren Folge sein Haus überfallen und in Brand gesteckt wu

te. Nachdem er das Amt eines Oberrichters 32 Jahre lang verwaltet hatte, legte er es 1788 nieder, zog sich in die Einsamkeit zurück und starb 1793 auf seinem Landsitze zu Ken-Wood unweit Hampstead.

Manso (Johann Kaspar Friedrich), geboren zu Zella im Herzogthum Gotha, im J. 1759, erhielt den ersten Unterricht, der sich größtentheils auf die alten Sprachen beschränkte, im väterlichen Hause von Privatlehrern. Dadurch wurde er früh mit den römischen Classikern vertraut. Noch vor seinem siebzehnten Jahre hatte er die meisten von ihnen, selbst den bändereichen Livius, mehrmals durchgelesen, und im Griechischen, welches er meistens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Hesiod und Theokrit übersetzt. Zu frühen Versuchen in der Poesie weckten ihn theils die romantischen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntschaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Uebersetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im siebzehnten Jahre besuchte er das Gymnasium zu Gotha. In Jena, wo er 41/2 Jahr zuletzt als Erzieher im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philosophie über. Am meisten wirkten hier auf ihn Schütz und Ulrich, und nächst diesen einige geistreiche Jugendfreunde, als die beiden Jacobs, Grabner und Schatz. Von der Universität kehrte er zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerstelle annahm und zugleich seit 1783 am Gymnasium, zuerst als Collaborator, später als Professor, lehrte. Im Jahr 1790 wurde er als Prorector an das Maria-Magdalenen Gymnasium in Breslau berufen, und übernahm drei Jahre darauf, als erster Professor und Rector, die Leitung dieser Anstalt. In wie engen Freundschaftsverhältnissen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefsammlungen, die nach Garvens Tode erschienen sind. Manso ist als Dichter und Prosaiker, als Uebersetzer, Humanist und ästhetischer Kunstrichter bekannt. Von seinen Uebersetzungen sind die bekanntesten Virgils Landbau, Bion und Moschus, der König Oedipus des Sophokles, und das befreite Jerusalem; letzteres unvollendet. Aus diesem Gesichtspunkte einer treuen Uebersetzung können wir weder Manso's Oedip in Alexandrinern, noch seinen Tasso in wielandschen Stanzen, deren Inhalt dem Tasso eben sowohl gehört als nicht gehört, noch auch seinen Virgil, Bion und Moschus in ziemlich unvollkommenen Hexametern mit besonderm Beifall nennen, wiewohl in diesen Arbeiten gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen sind. Unter seinen eignen Gedichten ist seine Kunst zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendste, dessen Werth sich größtentheils auf einen zierlichen Anstand und Correctheit des Ausdrucks beschränkt. Ein Gleiches gilt von der Epistel an Garve, über die Verleumdung der Wissenschaften, die als philosophisches Gedicht nicht ohne Verdienst ist. Auch in den zwei Bänden seiner vermischten Schriften finden sich unter dem Namen, poetische Wälder, zwei Bücher vermischter Gedichte. Es sind didaktische und lyrische Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, theils Originale, theils freie Nachbildungen, unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anspricht. Von Manso's prosaischen Schriften nennen wir seine Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer, ferner Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats. In beiden finden sich schätzbare Materialien und manche neue Ansicht. Eine Menge kleinerer Abhandlungen, deren mehrere in Sulzer abgedruckt sind, u. dgl. übergehen wir.

Manstein (Christoph Herman von), wurde zu St. Petersbur den 1sten Sept. 1711 geboren, erhielt von seinem Vater, welcher zu letzt Generallieutenant und Gouverneur zu Reval war, Unterricht i der Mathematik, und besuchte die Schule zu Narva bis in sein drei zehntes Jahr. Um diese Zeit kam er in das Cadettencorps zu Berlin wo er drei Jahre zubrachte, und dann als Werbeoffizier gebrauch wurde. Auf einer Reise zu seinen Aeltern stellte ihn der schwedisch Minister der Kaiserin Anna vor, welche ihm so geneigt wurde, daß si ihm am preußischen Hofe seinen Abschied auswirkte, und ihn zum Grena dierhauptmann bei dem St. petersburgischen Regimente ernannte, mi welchem er sich zur Armee des Feldmarschalls Grafen von Münnich be gab, der damals in die Crim einrücken wollte. Er fand in diesem Feld zuge solche Gelegenheit sich auszuzeichnen, daß er bald erster Oberst wachtmeister und Generaladjutant des Feldmarschalls wurde. Bei sei ner Rückkehr nach St. Petersburg wurde er zum Oberstlieutenant er nannt, aber kurz darauf (1740) starb seine Gönnerin. Nach ihrem Tode nahm er auf Befehl des Grafen von Münnich den Herzog vo Curland und seinen Bruder Carl Biron gefangen, und zog sich zwa dadurch den Haß des Grafen Bestuschef zu, erwarb sich aber zugleic die Gnade der Großfürstin Anna, die Stelle eines Obersten beim astra chanischen Regimente, und einige Güter in Ingermannland, mit dene die Großfürstin ihn beschenkte. In dem Kriege mit Schweden 174 trug er zu dem Siege bei Wilmanstrand vieles bei. Als Elisabet den Thron bestieg, verlor er plötzlich seine Güter und sein Regiment und erhielt Befehl, sich sogleich nach St. Annen, nicht weit vo Tscherkask im woronesischen Gebiet, zu begeben, wo man ihm ein andre Regiment ertheilte. Durch Vermittlung seiner Freunde erhielt er inde Urlaub auf ein Vierteljahr, welches er in Liefland zubrachte, wo e auch blieb, als er das zweite moskowische Regiment erhielt. Mit die sem wohnte er 1743 den Seezügen wider die Schweden bei, und kehrt nach dem aboischen Frieden wieder nach Liefland zurück. Hier klagt ihn ein russischer Offizier der Verrätherei an, und ob ihn gleich da Kriegsgericht zu Dorpat, vor welches er gestellt wurde, frei sprach so foderte er doch seinen Abschied, den ihm jedoch die Kaiserin in de gnädigsten Ausdrücken versagte, und ihm hingegen Urlaub ertheilte Nun reis'te er 1744 nach Berlin, und bat von hier aus abermals ver geblich um den Abschied. Da er ihn nicht erhielt (nach andern Nach richten erhielt er ihn endlich), so trat er in preußische Dienste, wohnt 1745 als Freiwilliger dem preußischen Feldzuge wider die Oestreiche bei, und zeichnete sich in demselben so aus, daß ihn der König zu sei nem Adjutanten, und im Jahr 1754 zum Generalfeldwachtmeister er nannte. Neue Beweise seiner Tapferkeit gab er in dem kurz darau ausbrechenden siebenjährigen Kriege, dessen Ende er aber nicht erlebte Denn als er auf königlichen Befehl, um sich von einer in der Schlach bei Collin am Arm erhaltenen Schußwunde heilen zu lassen, nac Dresden reis'te, stieß er bei Welmina unweit Leitmeritz auf einen be trächtlichen Haufen österreichischer Husaren und Kroaten, welche Lau don anführte. Es kam zum Handgemenge, und Manstein, der ihne nicht gewachsen war, büßte in demselben am 27sten Junius 1757 durc einen Schuß in die Brust sein Leben ein. In ihm verlor der Köni von Preußen einen eben so tapfern, treuen und erfahrnen, als menschli chen und gebildeten Krieger. Einen Beweis seiner Kenntnisse liefer seine Mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie depui 1727 — 1744. Avec la vie de l'auteur par Mr. Huber Leipz. 1772. 8.

englisch übers. London 1770, 8. und 1773. Auch gibt es zwei deutsche Übersetzungen. Leipzig 1771, 8. und Bremen 1771, 8. A — s.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten italienischen Maler, geboren zu Padua 1431. Seine großen Talente bewogen seinen Lehrer Squarcione ihn an Kindesstatt anzunehmen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen und malte schon in seinem siebzehnten Jahre ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua, und erregte bald die Eifersucht seines Meisters. Von Padua begab er sich in den Dienst des Marchese Ludovico Gonzaga nach Mantua, und eröffnete hier eine große Schule. Hier malte er auch seinen großen Triumph des Julius Cäsar, ein Gemälde, für welches in Mantua ein eigner Pallast erbaut wurde, um es gehörig aufstellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Gallerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua verloren, und befindet sich jetzt in dem königl. Pallast Hamptoncourt bei London. Der Marchese ernannte den Künstler zur Belohnung zum Ritter. Mantegna wurde hierauf vom Pabst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen. Hier malte er eine Menge vortrefflicher Bilder. Eines seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Carls des VIII. Armee erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzosen weggeführt. In der Dresdner Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Mantegna starb im J. 1506; sein Grabmal ist in der Kirche des heil. Andreas zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angesehen werden. Mantegna war stark in der Perspective, welche damals selten war; seine Behandlung war stets streng und trocken. Er war mit einer Tochter des Jacob Bellin verheirathet; sein Sohn Francesco **Mantegna** war ebenfalls Maler, und malte die Kapelle, in welcher sein Vater begraben wurde. Wahrscheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihm verwandt. Zu seinen Schülern soll auch Correggio gehören. — s.

Mantinea, heut zu Tage Trapolizza, Stadt in Arkadien (s. d. Art.) an der Gränze von Argolis, ward während des peloponnesischen Kriegs von den Spartanern zerstört, aber nach der Schlacht von Leuctra wieder aufgebaut, und ward berühmt durch den Sieg, welchen **Epaminondas** (s. d. Art.) über die Spartaner bei ihr erfochten.

Mantua, italienisch **Mantova**, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino, auf einem Flächenraum von 46 Quadratmeilen über 200,000 Einwohner zählte. Es hatte als ein kaiserliches Reichslehn seine eignen Herzoge aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog Carl IV. wurde, weil er in dem spanischen Successionskriege die französische Partei gehalten, 1708 von dem Kaiser in die Acht und Oberacht erklärt, und starb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Oesterreich in dem Besitz des Landes, und vereinigte es zu Anfang des Jahrs 1786 ganz mit den mailändischen Landschaften, mit denen es die österreichische Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es von Bonaparte mit zur cisalpinischen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Oesterreich 1814 wieder Besitz davon nahm. Die Hauptstadt **Mantua** liegt in einem großen See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt nur vermittelst zweier Dämme oder Hauptbrücken

in die Stadt, beide aber können von eben so viel Forts und ande aufgeworfnen Werken bestrichen werden. Die Stadt selbst umgibt ei starke Mauer, und überdies ist sie durch eine Citadelle gedeckt. So i Mantua durch Natur und Kunst eine Festung vom ersten Rang. D Gassen sind meistens breit und gerade, und zum Theil mit schöngeba ten Häusern besetzt. Der Bischof stand ehemals unmittelbar unter de Papst und wurde 1770 für sich und seine Nachfolger in den Reichsfü stenstand erhoben; nachher stand er unter dem Erzbischof von Ferrar Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die Kirche d vormaligen Jesuiten mit ihrem zum astronomischen Observatorio einge richteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palast und Palazzo del Giustizia, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughau die Judensynagoge, die Mühle der zwölf Apostel, der in Gestalt eine T erbaute Palast Pitti mit seiner Gemäldegallerie, die Akademie d Wissenschaften und Künste, und die damit vereinigte Mahler- un Bauakademie gehörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwü digkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerst verwüste als durch Verschulden Balduins del Monte die Kaiserlichen im J. 163 in dem damaligen Erbfolgestreit sich mit stürmender Hand ihrer beme sterten. Nachher erholte sich Mantua wieder, seitdem aber kein H mehr daselbst war, hat es an Einwohnern und Fabriken sehr abgenom men. Die Zahl der Einwohner, welche sich 1780 auf 30,000 belie verminderte sich in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhundert um ein ganzes Drittel, weil die wichtige Festung Mantua damals ein große Rolle in den Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich spielt Im J. 1796 eroberten sie die Franzosen durch eine enge Blokade, in dem sie Wurmser zwangen, sich wegen Mangels an Lebensmitteln z ergeben. Im J. 1799 wurde sie den Franzosen von den Oesterreicher unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entrissen, aber in Anfang des J. 1801 in Folge des nach der Schlacht von Marengo ge schloßnen Waffenstillstandes wieder übergeben. Nach dem pariser Frie den räumten sie die Franzosen ohne Belagerung.

Manüal oder Memorial nennt der Kaufmann dasjenige Hand lungsbuch, in welches alles in der Handlung täglich vorkommende so gleich eingetragen wird. (S. Buchhalterei). An der Orgel heißt Ma nual die Claviatur für die Hand, im Gegensatz des Pedals.

Manufacturen heißt man Werkstätte, wo Waaren im Große verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verschiednen Arbeite Statt findet. Man macht eigentlich einen Unterschied zwischen **Fabri** und **Manufaktur** (s. Art. Fabrik) und nennt dergleichen Werkstätt wo das Artefact vorzüglich durch Feuer und Hammer hervorgebrach wird, **Fabrik**, die, wo es mehr durch Hände und Maschinen ge schieht, **Manufactur**. Im gemeinen Leben wird indessen dieser Un terschied oft vernachlässigt, und man spricht hier so gut von einer Schu fabrik, als von einer Eisenwaarenmanufactur. Die Manufacturarbe ten haben ihre größte Vollkommenheit in England durch die möglich Theilung der Arbeit erreicht. Denn je weiter die Theilung der Arb geht, desto vollkommner wird nicht nur jeder Arbeiter in seiner B schäftigung, sondern es wird auch mehr Product in ein und derselb Zeit geliefert und der Erzeugungspreis muß mithin geringer sey Dazu kommt noch, daß sich nur bei der in den Manufacturen u Fabriken möglichen Theilung der Arbeit Maschinen am besten u vortheilhaftesten anwenden lassen, welche ebenfalls nicht bloß zur Vo kommenheit der Erzeugnisse, sondern auch zur Niedrigkeit ihres Prei

beitragen. Man kann übrigens sämmtliche Manufakturen und Fabriken eintheilen, entweder nach den Erzeugnissen, die sie liefern, oder nach den darin wirkenden Kräften. BC.

Manumission, bei den Römern der feierliche Act, durch welchen ein Sclave freigelassen wurde, s. **Freigelaßne**.

Manuscripte (Handschriften.) Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das Hauptsächlichste erwähnt werden. Alle noch vorhandene Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches (aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes) theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina, ums J. 706 n. Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und sich in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, jedoch mehr in griechischen als lateinischen Handschrifften, erhalten hat), theils Linnenpapier (dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzt, indem man sich auf ein auf dasselbe geschriebenes Document vom Jahr 1243 stützt, noch immer streitig ist). Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im siebenten Jahrhundert. Von den Dinten war die schwarze die gewöhnlichste, und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unsrige, sondern sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebnen Kohlen u. s. w. Auch rothe Dinte findet man schon in alten Zeiten in den Handschriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die erste Zeile und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber Rubricator) geschrieben. Etwas seltner, doch häufig genug, findet man in alten Handschriften auch blaue Dinte; noch seltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften (welche jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (Volumina, die älteste Art, auf welche in spätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte schrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche Codices). Die Schreiber der Manuscripte waren bei den Alten meistentheils Freigelaßne oder Sclaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innere, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Die Beurtheilung des Alters der griechischen Manuscripte nach den Schriftzügen ist schwerer, als die der lateinischen. Nur so viel läßt sich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechischen Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehn der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Daseyn der griechischen Accente ist unbestimmt und entscheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griechische Handschriften, als aus dem 7ten, höchstens 6ten Jahrhundert finden. Die Schriftzüge der lateinischen Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verschiednen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiednen Völkern oder in gewis-

sen Zeiträumen annehmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica Longobardica, Carolingica etc., wozu seit dem 12ten Jahrhundert d sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckig Minuskel ist), eingetheilt, und bei jeder dieser Schriftarten wieder ein zelne Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschri beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgeme nere hier erwähnt werden. Vor dem 8ten Jahrhundert wird man sel ten Interpunctionen antreffen, auch nach eingeführter Punctation kön nen aus dem 13ten und den folgenden Jahrhunderten noch Manuscrip ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vorkommen. Hand schriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind im mer alt; der sogenannte Custos, Wurm, oder die Wiederholung de ersten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorgehenden, gehört i das 12te und spätere Jahrhunderte. Je wenigere und leichtere Abbre viaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. Endlich hängen i den ältesten Handschriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilun ununterbrochen an einander; erst seit dem 9ten Jahrhundert ist da Abtheilen der Worte zum allgemein herrschenden Gebrauch geworden Auch die Gestalt der arabischen Ziffern, welche man im Allgemeine zuerst in Manuscripten aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhundert findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Ver schiedene Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschrifte nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft bloß die Abfassung de Buchs anzeigen, oder sich bloß auf einen Theil der Handschrift bezie hen oder gar erdichtet sind. Welches die älteste noch vorhandne Hand schrift sey, läßt sich nicht bestimmen; nur so viel ist gewiß, daß, auc seitdem wir die Proben der herculanischen Manuscripte haben, alle unsr Handschriften nicht über das erste christliche Jahrhundert hinausreichen Uebrigens ist noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganze au Pergament geschriebene Bücher auslöschte und abkratzte, um neue dar auf zu schreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codice rescripti, rasi). Doch hörte dieser Gebrauch im 14ten Jahrhunder auf, wahrscheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. — Das bes Handbuch über diese ganze Materie ist: D. Aug. Friedr. Pfeiffe über Bücherhandschriften überhaupt. Erlangen 1810. 8. A—s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manu oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geschichte d Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit höchst ausgezeichnete Männer. Aus gerüstet mit weitverbreiteten gelehrten Kenntnissen und unermüdlich Thätigkeit haben sie in den Zeiten, wo die Wissenschaften wieder e wachten und die Buchdruckerkunst zu wirken anfing, eine Folge v trefflichen Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, die f alle Meisterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge, th eigner, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erle terung und Verbreitung der Studien in ganz Europa mächtig gewir — Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus de Aeltere genannt, war 1446 zu Bassano geboren, studirte hier u zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albe tus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen P ertheilte. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu V rona unter Guarini und legte 1488 in Venedig eine Druckerei a Die Buchdruckerkunst wurde durch ihn ungemein vervollkommnet.

schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab und führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursivschrift, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Colon und Semicolon. Auch ließ er sich sehr angelegen seyn, nicht nur schön und correct, sondern auch richtig in Absicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Die griechische Grammatik von Constantinus Lascaris und das Gedicht des Musäus waren 1494 die ersten griechischen von ihm gedruckten Bücher; auf diese folgte eine beträchtliche Reihe griechischer und römischer Classiker, die noch gegenwärtig sehr geschätzt werden. Von seinen eignen Schriften sind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftstellern, bemerkenswerth: Institut. grammat. gr. 1515. 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institutt. gr. lat. 1501. 1508. 4.; Introduct. perbrevis ad hebr. ling. zuerst bei Lascaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor sein Leben 1516 durch drei Mörder, die ihn tödtlich an dem Kopf verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat sein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig den 1sten Juli 1512. Er studierte besonders die lateinische Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetianischen Bibliothek gebraucht. In der Folge besorgte er seines Vaters berühmte Buchdruckerei, lieferte viele treffliche Ausgaben griechischer und römischer Classiker und starb 1574. Seine Editionen, besonders der Werke des Cicero, werden überaus hochgeschätzt, und unter seinen eignen Schriften zeichnen sich, außer den Anmerkungen zu verschiednen lateinischen Autoren seine Epistolae et Praefationes aus (1558 und oft wiederholt). — Gleich rühmlich zeigte sich sein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in seinem vierzehnten Jahre schrieb er einen Tractat von der lateinischen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust, Cäsar, Eutrop und mehrere Abhandlungen über römische Alterthümer, welche sich in Grävius und Sallengre's Thesaurus finden u. s. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben der griech. und römischen Schriftsteller, welche aus der Aldinischen Druckerei bis 1574 hervorgingen, und welche in solchem Werthe stehen, daß sie fast den Handschriften gleich geachtet werden, heißen Aldinen. Zur genauern Kenntniß derselben ist nothwendig A. A. Renouard annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. 2 Voll. gr. 8.; und Serie dell' edizioni Aldine etc. Padua 1790. 12.

Mara (Gertrud Elisabeth), geborne Schmehling, geboren zu Cassel, unstreitig eine der größten und ausgezeichnetsten Sängerinnen unsrer Zeit. Ihr Vater, ein Tonkünstler, brachte sie in ihrer zartesten Kindheit nach London, wo sie die Cither lernte, und sich in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie dieses Instrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopranisten, Paradisi, übergeben, unter dessen Leitung sie sich schon im vierzehnten Jahre als Sängerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reis'te ihr Vater

mit ihr nach Cassel zurück, wo man sie keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und von da im J. 1766 nach Leipzig, wo sie bei dem ersten dort errichteten Concert als erste Sängerin engagirt und bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. Im J. 1767 erhielt sie den Ruf nach Dresden, um in einem am Geburtstage des Fürsten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Churfürstin, Maria Antonia, selbst eine große Kennerin der Musik, übernahm es, sie zuvor in der Action zu unterrichten. Nach dieser Vorstellung reiste Dem. Schmeling zu Anfang des J. 1768 geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier bildete sie sich noch einige Jahre unter Hillers Anleitung, und ward zugleich Virtuosin auf dem Clavier. Im J. 1770 wurde sie darauf nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher bekanntlich gegen deutsche Sänger und Sängerinnen eingenommen war, hatte sich durch ihre Bewunderer bewegen lassen, sie zu sich einzuladen, erwartete jedoch so wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Gesang begonnen, als der König näher rückte und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorschritt. Nach geendigter Arie lobte er laut ihren Gesang, und fragte, ob sie sich eine andre Arie vom Blatte zu singen getraue. Auf ihr Bejahen suchte er ihr eine der schwersten Arien aus, die sie, wie alle übrigen, die er ihr vorlegte, mit der größten Fertigkeit sang. Sie wurde sogleich mit 2000 Thlrn. Gehalt engagirt, und trat 1771 in Hassens Intermezzo Piramo e Tisbe zum ersten Mal in Berlin auf, und wetteiferte mit dem großen Virtuosen Concialini um den Preis. Neben diesem und unter Porpora's Anleitung bildete sich die Schmehling zugleich zur empfindungsvollen Adagio-Sängerin und guten Actrice, und genoß die allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Mara (1774) wurde sie in unzählige Verdrüßlichkeiten verwickelt. Zwar wußte sie mit ihrem Gatten, der sich durch seine Unbesonnenheiten oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuosität sich immer wieder zu behaupten; doch kam es endlich soweit, daß sie der König, nachdem sie einige vergebliche Versuche gemacht hatte, den Abschied zu erlangen, 1780 im höchsten Unwillen entließ; worauf sie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und 1783 nach Paris reis'te. Hier trat sie als die überwiegende Nebenbuhlerin der von den Franzosen fast vergötterten Todi auf, und erhielt den Titel einer ersten Concert-Sängerin der Königin. Im J. 1784 ging sie wieder nach London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für dreizehn Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehren Händels veranstaltet wird, trat sie als erste Sängerin auf; auch wurde sie im Winter 1785 und 1786 am londner Operntheater engagirt. So einstimmig aber die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß sind auch die Klagen über ihren Eigensinn gewesen, den man wenigstens in England, besonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Dennoch besuchte sie Turin und Venedig (1788) nur auf kurze Zeit und kehrte wieder nach England zurück. Dagegen ging sie 1802 nach Paris und besuchte 1803 ihr Vaterland. Sie ließ sich an mehrern Orten, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig, Berlin hören, und entzückte allenthalben durch den Schmelz und Zauber ihres ausgebildeten Gesanges. Sie wandte sich darauf nach Petersburg, von wo sie wieder nach England zu ziehen gedachte. Im J. 1808 befand sie sich aber noch zu Moskau, wo sie nach dem Tode ihres längst von ihr getrenn

en Mannes, der in demselben Jahre bei Rotterdam im Elende starb, ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. — Der Ruhm dieser großen Sängerin gründet sich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der sich vom gestrichnen G bis zum drei gestrichnen F in völliger Gleichheit erstreckt), sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vorträgt, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt ist ihr Vortrag Händel'scher Arien, z. B. der Arie: ich weiß, daß mein Erlöser lebt (aus Händels Messias).

Maranen, s. Mauren.

Marat, (Jean Paul). Dieser mit verdienter Schmach gebrandmarkte Bösewicht, dessen Blutdurst und Mordlust ein heldenmüthiges Mädchen zu dem Entschluß brachte, sich selbst aufzuopfern, um ihr unglückliches Vaterland von ihm zu befreien, war 1744 zu Baudry in dem Fürstenthum Neufchatel geboren. Sein unruhiger Charakter bewog ihn, seine Familie und Heimath zu verlassen. Er kam ohne Mittel zum Unterhalt nach Paris, studirte die ersten Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, zog dann als Charlatan umher, und verkaufte dem Volke öffentlich Kräuter. Bald stieg sein Ehrgeiz; er bereitete ein Wasser, das er für eine Universalmedicin ausgab, und verkaufte das Fläschchen um zwei Louisd'or. Bei diesem hohen Preise fanden sich wenig Abnehmer. Um sich dem Elend zu entreißen, schmeichelte er auf das demüthigendste den Großen und brachte es durch viele Bitten dahin, daß ihn der Graf Artois zu seinem Roßarzt ernannte. Einige Werke, in denen er sonderbare medicinische und physikalische Sätze behauptete, machten ihn bekannt. Dahin gehört seine Schrift De l'homme ou des principes de l'influence de l'ame sur le corps et du corps sur l'ame, welches Voltaire einer derben Kritik würdigte; seine Découverte sur le feu, l'électricité et la lumière (deutsch von Weigel) und einige ähnliche Werke, welche dieselben Gegenstände behandeln. Ja er verkündigte sogar, daß er mit einer Schrift beschäftigt sey, nach deren Erscheinung man alle Werke Newtons ins Feuer werfen werde. Er besuchte England, wo er mit dem sich in London aufhaltenden Duc d'Orleans in enge Verbindung trat, und kam zu Anfang der Revolution nach Paris zurück. Hier gab er einige Pamphlets zu Gunsten des Grafen Artois, dann Monsieurs, heraus, und ergab sich nach ihrer Abreise aus Frankreich ganz der orleanischen Partei. Sein erstes Journal: Le Publiciste parisien, griff die ersten Beamten, namentlich Necker, an, den er einen Chevalier d'industrie nannte. Diesem Journal folgte L'ami du peuple, worin er jeden Tag Mord, Plünderung und Aufruhr gegen den König mit einer Kühnheit predigte, wovon man noch kein Beispiel hatte. Er suchte die constitutionelle Garde und die Bürger zu entzweien, verfolgte den General Lafayette, den Gegner des Duc d'Orleans; er foderte die Armeen auf, ihren General umzubringen, die Armen, über das Vermögen der Reichen herzufallen. Sein Journal wurde die Ursache der Ermordung des Commandanten von Caen, Belsunce. Er wurde mehrmals denuncirt, entging aber jedesmal, bald durch die Flucht, bald durch Kühnheit und Unverschämtheit dem Gericht. Im J. 1789 machte er bei der Nationalversammlung Reclamationen gegen die Gewaltthätigkeiten, die, wie er sagte, wegen Herausgabe seines Journals an ihm verübt würden. Im J. 1790 verfolgte ihn die Gemeinde von Paris; der District der Cordeliers nahm ihn in Schutz. Bald darauf belagerte Lafayette sein Haus um sich seiner zu bemächtigen. Er flüchtete zu ei-

ner Schauspielerin und von da zu dem Pfarrer von Versailles. Den 3ten August 1790 übergab er der Versammlung einen Plan zu einer Criminalgesetzgebung; den 22sten wurde er von Malouet denuncirt, weil er geäußert hatte, man solle in den Tuillerien achthundert Galgen errichten, und alle Verräther daran hängen, zuerst aber den ältern Mirabeau. Aber dieser ließ voll Verachtung zur Tagesordnung schreiten. Im Mai 1792 denuncirten mehrere Deputirte der Girondepartei die Auffoderungen, welche Marats Blätter anfüllten. Damals faßte er den unversöhnlichsten Haß gegen die Gironde und gegen diejenigen, welche er Staatsmänner nannte. Das Haus des Fleischers Le Gendre und die unterirdischen Räume der Kirche der Cordeliers dienten ihm zur Zuflucht, um sich seinen Verfolgern zu entziehn. Von dort aus fuhr er fort, seine Blätter in die Welt zu schleudern. Dantons Schutz und der Club der Cordeliers verschafften ihm stets den Triumph. Umsonst ließ die Obrigkeit seine Pressen aufheben; er erlangte einen Befehl, daß ihm vier in der königlichen Druckerei eingeräumt wurden. Bald that er sich aufs neue am 10ten August 1792 hervor, welcher über die Monarchie entschied. Marat wurde damals Mitglied der nach diesem Tage benannten Municipalität, und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, der sich bald aller Gewalt bemächtigte. Marat gab zuerst den Rath zu den schrecklichen Blutbädern am 2ten und 3ten September 1792. Er schlug ein Umlaufsschreiben an alle Stadträthe Frankreichs vor und unterzeichnete es, um sie zur Nachahmung dieser Mordscenen einzuladen. Zwar waren damals zwei Anklagedecrete gegen Marat vorhanden, dennoch wurde er zum Deputirten von Paris für den Convent ernannt und nahm sogleich seinen Platz ein. Als er am 25sten September die Rednerbühne besteigen wollte, wurde er von mehrern Mitgliedern angegriffen und nach Verdienst behandelt; aber von andern unterstützt, griff er mit Kühnheit seine Feinde an, rechtfertigte Dantons und Robespierre's Vorschlag einer Dictatur, gestand, daß er darauf angetragen, und bot mit eherner Stirn allem Hohn und Spott, mit welchem ihn fast der ganze Convent überhäufte, Trotz. Am 24sten Oct. wurde er angeklagt, unaufhörlich Anarchie gepredigt und noch 200,000 Köpfe verlangt zu haben. Weit entfernt, diesen scheußlichen Antrag abzuläugnen, gestand er öffentlich, daß dieses seine Meinung sey. Am 6ten December machte er die Motion, „daß man den König durch namentlichen Aufruf richten und eine Uebersicht der Abstimmung öffentlich anschlagen solle, damit das Volk die Verräther im Convent kennen lerne.“ Er denuncirte zugleich die Existenz einer großen Verschwörung, um den König zu retten, „deren Häupter,“ wie er sagte, „Volksrepräsentanten, Geistliche, Journalisten, Edelleute und sogar Conventmitglieder wären.“ Unzufrieden mit dem Bericht, den am 10ten ein Deputirter gegen den König erstattete, bestieg er die Bühne, strömte die gröbsten Schmähungen über den König aus, und widersetzte sich am folgenden Tage dem Vorschlage, dem Könige Rathgeber zu bewilligen, indem er hinzusetzte: „Ich verlange, daß das Urtheil und die Hinrichtung nicht mehr vierundzwanzig Stunden verschoben werden.“ Auch fuhr er fort in seinem Journale die Wuth des Volks gegen die Regierung anzureizen. Als es ihm am 2ten Januar 1793 nicht gelingen wollte, die Permanenz der Sectionen decretiren zu lassen, schalt er die Mehrzahl Schurken, schändliche Lumpenhunde u. s. w. Am 26sten Februar klagten ihn die Deputirten der Gironde an, weil er zum Raube aufgefodert habe. Er, wie gewöhnlich, rühmte sich seiner Verbrechen und antwortete mit den gröbsten Schmähungen. Mit Erstaunen hörte man ihn am 12ten März Dumouriez

vertheidigen. Als er aber am 21sten alle Anführer als Verräther, und alle Armeen als unfähig, dem Feinde zu widerstehen, denuncirte, verlangte ein Deputirter, daß man ihn für toll erklären solle. Am 4ten April drang er auf die Bildung des allgemeinen Sicherheitsausschusses, um die Verdächtigen zu arretiren, und erklärte seinen Collegen nach vielen Vorwürfen, daß sie sich betrügen, als ob sie dem Irrenhause entsprungen wären. Am 6ten verlangte er, man solle 100,000 Anverwandte von Emigranten als Geißeln für die Sicherheit der von Dumouriez dem Feinde ausgelieferten Commissarien ausheben. Am 11ten trug er darauf an, auf die Köpfe der flüchtigen Bourbons einen Preis zu setzen, welchen Vorschlag er in der Folge erneuerte. Bald darauf präsidirte er in dem Jacobinerclub und unterzeichnete als Präsident die berüchtigte Adresse an das Volk, um es gegen die Mehrzahl des Convents zur Insurrection zu reizen. Die Girondisten griffen ihn deshalb an und bewirkten sogar am 13ten ein Anklagedecret. Marat verbarg sich damals und erklärte dem Convente schriftlich, daß er sich seinem Decrete nicht unterwerfe. Nachdem er indessen seine Banden abgerichtet und alles in Bereitschaft gesetzt hatte, erschien er am 18ten vor dem Tribunal, wurde losgesprochen, im Triumph in den Convent getragen, und erschien mit Lorbeern gekrönt auf der Tribune. Jetzt suchte er an seinen Feinden Rache zu nehmen. So wurden zu Anfange des Juni 27 Deputirte auf seinen Antrieb verhaftet und nachher enthauptet. Aber der Tod, den er am 14ten Juli 1793 von Charlotte Corday's Hand empfing (s. Corday), machte endlich seinen Ruchlosigkeiten ein Ende; auch ohnedies würde sein durch frühere Ausschweifungen zerrütteter Körper in Kurzem haben unterliegen müssen. Als einem Märtyrer der Freiheit wurde ihm fast göttliche Ehre erwiesen. Triumphbogen und Mausoleen erhoben sich auf allen Plätzen von Paris. Man erkannte ihm das Pantheon zu, und Dichter verherrlichten ihn. Als aber dem berauschten Volke die Vernunft zurückkehrte, zerschlug man seine Büsten, riß seine Asche aus dem Pantheon und warf sie in die Cloake Montmartre. Marat war nur fünf Fuß hoch und übel gebaut; sein Kopf war unförmlich dick, sein Blick wild, seine Stimme krächzend, sein Gesicht häßlich und durch sinnliche Ausschweifungen entstellt. Seine schmutzigen Kleider und fettigen Haare, so wie der Name Ami du peuple, den er sich selbst gab, vermehrten nur seine Gunst beim Volke.

Marathon, ein Flecken in Attika, 140 Stadien von Athen entfernt, berühmt durch den Sieg, welchen hier im 3ten Jahre der 72sten Olympiade die Athenienser unter Miltiades über die Perser erfochten. (S. Miltiades.)

Maratta (nach andern Maratti) (Carlo), ein berühmter italiänischer Mahler und Kupferstecher, geboren 1627 zu Camerano in der Mark Ancona. Er verrieth schon in frühester Kindheit große Liebe zur Mahlerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauses zeichnete, ausmahlte. In seinem eilften Jahre kam er nach Rom. Hier blieb er bis zu seinem neunzehnten Jahre in der Schule des Sacchi, studirte die Werke Rafaels, der Caracci und des Guido Reni und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Für Ludwig XIV. mahlte er sein berühmtes Bild der Daphne. Mehrere Päpste benutzten seinen Pinsel. Clemens XI., der sich von ihm mahlen ließ, bewilligte ihm eine Pension und ernannte ihn zum Aufseher der vaticanischen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er starb 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Bescheidenheit und

Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Nicht zufried
zur Erhaltung der Mahlereien Rafaels im Vatican und Caracci's
dem farnesischen Palast beigetragen zu haben, ließ er diesen Meist
Denkmäler in der Kirche Della Rotonda setzen. Als Künstler verdi
Maratta den ihm von Richardson gegebnen Namen des letzten Mahl
der römischen Schule. Er war ein großer Zeichner; seine Gedan
waren erhaben, seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig.
ne Behandlung verständig und sein Colorit lebhaft. Er verstan
Geschichte, Architektur und Perspective, und wußte in seinen Gemähl
einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert n
die Grazie, die in allen seinen Werken herrscht, und die herrliche Ze
nung in seinen Händen und Füßen. Seine Hauptwerke sind in Ro
auch sieht man ein schönes Gemählde von ihm in dem Palast Mich
low zu Petersburg. Die Dresdner Gallerie hat drei Stücke von i
Er hat außerdem mehrere treffliche Blätter geäzt, unter andern das
ben der Maria in zehn Vorstellungen. Von seinen Schülern sind
bekanntesten Chiari, Berettoni und Passori.

Maravedi, eine spanische Scheide- und die kleinste Kupfermün
sie ist jetzt selten und wird nur als Rechnungsmünze gebraucht.

Maratten, ein hindostanisches Volk, welches die innern ge
gigen Gegenden der Halbinsel diesseit des Ganges und ein großes St
Landes von Surate bis Goa und an die malabarische Küste bewoh
Sie gränzen nordwärts an Hindostan, ostwärts an den bengalischen Me
busen, südwärts an Golconda und westwärts an das Meer. Ihr G
biet beträgt ungefähr 28,000 deutsche Quadratmeilen. Die Hauptst
war sonst Satara oder Settarah. Die Maratten gehören zu den R
hutten, einem alten kriegerischen Volke, und fingen erst im 17ten Ja
hundert an, sich hervorzuthun. Der Stifter ihres Staats war Sew
welcher 1680 starb. Seine Nachkommenschaft starb 1777 aus.
achtzehnten Jahrhundert vergrößerte sich die Macht der Maratten
trächtlich und bildete bis 1739 eine vollkommne Monarchie. Als
1740 der schwache Ram Rajah den Thron bestiegen hatte, theilten s
beiden Hauptminister, der Peischwah oder Civilminister Bajirow
der Bukschi oder Kriegsminister und Oberfeldherr Ragogi, das Re
Der Peischwah eignete sich die Herrschaft der westlichen Provinzen
und nahm seinen Sitz zu Punah, der Bukschi nahm die östlichen P
vinzen und wählte Nagpur in Berar zur Residenz. Ram Rajah w
de in der Festung Sattarah gefangen gehalten, wo er 1777 starb.
entstand ein doppeltes Reich: der Punah-Maratten und der Be
Maratten. Die andern Fürsten folgten dem Beispiel der Minister,
der riß ein größeres oder kleineres Gebiet an sich, und die Eine un
schränkte Monarchie zerfiel in einen von vielen föderirten Fürsten
herrschten Staat. Das Punah- und Berarreich wurden von ihren U
patoren abgesondert und unabhängig von einander regiert. Nur gl
nach ihrer Gründung machten sie (zwischen 1742 und 44) einen gem
schaftlichen Einfall in Bengalen, zu welchem jeder 80,000 Reiter st
Aliverdy Chan hatte (kurz vor 1738) Bengalen zu einem unabhäng
Reiche gemacht und bisher die ganzen Einkünfte bezogen. Nun
den Maratten der Chout (Tribut) auch in Bengalen eingeräumt,
sen Rückstände die beiden Marattenhäupter, als ihnen gemeinschaf
zugehörig, mit gewaffneter Hand foderten. Eifersucht und Uneini
machten ihren Einfall weniger furchtbar. Erst 1744 zogen die Ma
ten mit reicher Beute ab; aber auch nachher wurde der Chout nic
gelmäßig eingefordert. — Folgendes ist ein kurzer Abriß der Gesch

der beiden Marattenstaaten: 1. der Staat der Punah-Maratten. Er nahm die ganze Küste Concan von Goa bis Camboja ein, und war von Mysore, Golconda, Berar und den marattischen Fürstenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In demselben lagen die vornehmsten Besitzungen der Präsidentschaft Bombay. Die jährlichen Einkünfte des Peischwah betrugen über 30 Millionen Thaler. Bajirow machte verschiedne Eroberungen. Sein Sohn Ballagi, der ihm 1759 in der Würde eines Peischwah folgte, setzte diese Eroberungen bis in den Penjab und zu den Ufern des Indus fort. Aber durch diese Vergrößerung des Punahstaates kam er in Berührung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir Shahs, regierten Ländern. Der Peischwah beschloß, alle Muhamedaner zu vertreiben, und die Marattenherrschaft über ganz Indien zu verbreiten. Das ganze Land theilte sich (1759 — 61) in zwei Parteien zu einem allgemeinen Kampfe: die Mahomedaner schlossen sich an Abdallah an, und erschienen 150,000 Mann stark in den Ebnen von Carnawl und Panniput; die Maratten, in Verbindung mit den Jats, führten 200,000 Mann dahin. Nach langem mörderischen Kampfe wichen die Letztern, und mit dieser Schlacht verloren sie die Oberherrschaft über Indien, wonach sie strebten. Seitdem erholten sich die Maratten nie wieder ganz. Ballagi starb bald darauf, sein Sohn Maderow schon im J. 1772 und sein Enkel Narain Row ward das Jahr darauf von seinem Oheim Ragobah ermordet. Doch gelangte dieser nicht zur Peischwahwürde, weil der Knabe, den die Witwe des ermordeten Narain nach seinem Tode geboren haben sollte, für dessen Sohn erkannt wurde. Nun bot Ragobah der Präsidentschaft Bombay die Insel Salsette an, wenn sie seine Absichten gegen seine Gegenpartei unterstützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten und schloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah seinen Foderungen entsagte, die Engländer aber im Besitz von Salsette blieben, und außerdem einen Distrikt von drei Lak Rupien jährlicher Einkünfte erhalten sollten. Ragobah blieb zu Bombay; die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungne Summe ein; Ragobahs Freunde hatten die Partei des jungen Peischwah zu Punah gestürzt, und die Räthe von Bombay schickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (1778) mit einer englischen Armee nach Punah. So brach der erste Krieg zwischen England und den Maratten aus (von 1778 — 82). Die Engländer erfochten große Vortheile und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder-Ali wegen, wünschenswerth. Sie schlossen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salsette und die benachbarten Inseln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain Raw, geb. 1774, wurde als Peischwah anerkannt. 2. Der Staat der Berar-Maratten. Er ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, aber desto häufiger durch innere Unruhen zerrüttet. Die Provinz Berar, sein Hauptgebiet, ist 200 indische Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Streiferei, die Ragogi mit dem Peischwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Usurpator von Bengalen, Aliverdy, den besten Theil von Orissa. Von Bengalen nur durch einen schmalen Fluß getrennt, streiften die Berar-Maratten häufig in die Gränzprovinzen dieses schönen Landes. Erst nachdem Chossim Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten diese Plünderungen auf, wiewohl sie ihre Ansprüche auf den ihnen nach Aurengzebs Tode in Bengalen verwilligten Chout von 16 Lak Rupien (1,200,000

Thlrn.) nicht aufgegeben haben. Es fehlt jedoch an der Erhebung, un
selbst während des fast allgemeinen Kriegs 1780 wurde nur schwach au
die Entrichtung des vierten Theils gedrungen. Ragogi, der erste Berar
Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier Söhne. Der ältest
folgte dem Vater, starb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi un
Modagi, bekriegten sich über die Erbfolge. Der erste fiel, worauf de
zweite Rajah wurde. Der jüngste Bruder, Bembagi, verwaltet unte
ihm die Provinzen Ruttunpur und Sumbulpur.

Marburg, die Hauptstadt in Ober-Hessen mit ungefähr 550
Einwohnern und einem Schlosse, an der Lahn gelegen. Sie hängt gleich
sam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. Im J. 152
wurde hier die erste protestantische Universität von dem Landgrafen Phi
lipp dem Großmüthigen gestiftet, welche unter der Regierung des jetzige
Churfürsten ansehnliche Unterstützungen erhalten hat. Sie besteht gegen
wärtig (1816) aus 28 ordentlichen und 5 außerordentlichen Professoren
unter welchen die Philologen Wagner und Hartmann, die Philosophe
Tennemann, Justi, Rommel, der Mathematiker Lorenz, die Aerzte un
Naturforscher Wurzer, Busch, Stein, hat unter andern ein (1789 ge
stiftetes) staatswirthschaftliches und ein (1801 gestiftetes) chirurgische
Institut, ein anatomisches Theater mit einer Sammlung auserlesene
Präparate, welche schon Sömmering beschrieben hat, desgleichen ein zoo
tomisches Theater, und ein nach des verstorbnen Steins Angabe 179
eingerichtetes Entbindungshaus, und eine ansehnliche Bibliothek, welc
durch die Bibliothek der Commende Luckum vermehrt worden ist. D
Anzahl der Studirenden betrug 1809 135, und 1810 175. Unter de
lutherischen Kirchen ist die St. Elisabethskirche mit ihren schönen Den
mälern die sehenswertheste. Die Stadt hat einige Manufacturen. I
J. 1529 wurde hier auch zwischen den wittenberger und schweizerisch
Reformatoren das bekannte marburger Religionsgespräch g
halten. Im J. 1757 besetzten die Franzosen das Schloß; die Alliirt
nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. Im J. 17
eroberten es die Franzosen von neuem und behaupteten sich 1761 geg
einen heftigen Angriff der Alliirten. Während der Dauer des Köni
reichs Westphalen war Marburg die Hauptstadt des Werra-Depar
ments.

Marc Aurel, s. Antoninus.

Marcasit wird eine metallartige Substanz genannt, von welch
es vielerlei Gattungen gibt. Am häufigsten benennt man damit ein
metallischglänzenden, ins Goldgelbe, wohl auch ins Stahlgraue spiele
den Schwefelkies, welcher meistens so hart ist, daß er am Stahle Fu
ken gibt, und außer dem durch Schwefel vererzten Eisen, zuweilen au
Gold, Silber, Arsenik u. s. w. hält. Uebrigens nennen die Materia
sten und Apotheker auch den Wismuth Marcasit, so wie endlich
Alchymisten allem unreifen Metall denselben Namen beilegen.

Marcellinus (Ammianus), aus Antiochien (gegen 370), die
einige Zeit unter der kaiserl. Leibwache in Rom, beschrieb die merkwü
digsten Begebenheiten von des Kaisers Nerva Tod bis Valens in 31
(die ersten 13 sind verloren), theils aus eigner Erfahrung, theils a
Urkunden und Berichten von Augenzeugen unparteiisch und mit Urth
Die Sprache ist barbarisch und die Composition oft fehlerhaft. E
Ausg. Rom 1474 fol.; ed. Gronov. 1693. 4. (s. röm. Literatur.)

Marcello (Benedetto), ein berühmter Musiker und trefflic
Dichter, geboren von adeligen Aeltern zu Venedig im J. 1680. So
denschaftlich er die Musik liebte und sich ihr widmete, so entzog er

doch auch nicht dem Dienste der Republik. Mehrere Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf wurde er Provveditor zu Pola und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) starb. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf, und verdienten ihn wegen ihrer edeln Simplicität und Erhabenheit. Aber sein Gesang ist von fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, und erfodert eine Stimme vom weitesten Umfang, welche die ungewöhnlichsten Intervallen nicht scheut. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem verschiedne theoretische und andre Werke geschrieben. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse. Auch seine Gemahlin war eine treffliche, von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), ein berühmter römischer Feldherr, der im zweiten punischen Kriege zuerst glücklich gegen Hannibal focht. Schon früher hatte er während seines Consulats im J. Roms 531 die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier (Viridamarus), der ihn zum Zweikampf foderte, besiegt und dadurch die überlegene gallische Armee so muthlos gemacht hatte, daß sie vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge dieses Sieges war die völlige Besiegung Ober-Italiens. Marcellus triumphirte, weil er, so lautet der Senatsbeschluß, die Insubrier und Germanen bezwungen habe. Das ist das erste Mal, daß in der römischen Geschichte die Germanier genannt, und das letzte Mal, daß des persönlichen Zweikampfs der Feldherrn erwähnt wird. Als bald darauf der zweite punische Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor das Commando über die übriggebliebnen Truppen zu Canusium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, und warf sich in die Stadt, sie zu vertheidigen. Er zwang die Carthaginienser, sich mit Verlust zurückzuziehn. Seine Wahl zum Consul, die inzwischen erfolgt war, wurde auf Anstiften der eifersüchtigen Patricier von den Auguren für ungültig erklärt. Marcellus blieb daher zu Nola, welches Hannibal aufs Neue mit aller Macht bestürmte, und beschloß, als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptschlacht in freiem Felde zu wagen. Sein an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehn. Endlich wurde er im J. Roms 539 zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibals auf Nola und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit seine Thätigkeit. Nachdem er genesen war, ging er in seine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syracus die merkwürdigste ist. Nachdem er vergebens seit 540 alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d. Art.) durch seine kunstreichen Maschinen mit siegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blokade, vereitelte alle Versuche der Carthaginienser, sie zu entsetzen, und war so glücklich, sich ihrer nach und nach theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syracusaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Ein-

wohner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauert
sehr den Tod desselben, verlieh seinen Anverwandten große Vorrecht
und ließ ihn feierlich bestatten. Nachdem er den größten Theil der In
sel (543) unterworfen und noch einen vollständigen Sieg über die Car
thager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehr
einer Ovation erhielt. Im J. 543 wurde er mit dem M. Valeriu
Lävinus zum Consulat erhoben und sollte wieder das Commando in Si
cilien erhalten; aber die Syracusaner sandten Abgeordnete nach Rom
welche sich über seine Grausamkeit beschweren und einen andern Feld
herrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigesprochen, tauscht
aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies später di
Syracusaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, ver
gab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alte
Freiheiten zurückgegeben und sie als Bundesgenossen Roms angeseh
wurden. Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Clienten des mar
cellischen Hauses. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Han
nibal. Bei Numistrum lieferte er eine unentschiedne Schlacht; im folgen
den Jahre wurde er bei Canusium von Hannibal geschlagen, erneuert
aber, die Flüchtlinge sammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag dar
auf den Kampf und siegte, wiewohl mit großem Verlust. Im J. Rom
545 erhielt er das Consulat zum fünften Mal mit T. Quinctius Crispinus
Beide Consuln vereinigten sich am Liris, aber Hannibal lehnte die vo
ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen klei
nen Berg zur bequemen Lagerstätte zu besetzen, als sie sich plötzlich vor
Feinde umringt sahen. Dennoch würden sie sich vielleicht durchgeschla
gen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Ca
vallerie ausmachten, sich sogleich ergeben hätten. Marcellus selb
blieb; sein Sohn und der andre Consul schlugen sich durch. So star
dieser große, von Hannibal selbst gefürchtete Feldherr, der das Schwer
Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild desselben hieß. Hannib
zog seinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter de
größten Ehrenbezeigungen verbrennen, und die Asche dem Sohne in ei
ner kostbaren Urne überbringen. Sein Geschlecht blühte lange, un
zählte mehrere consularische Männer, bis es mit dem Sohne der Octa
via, der Schwester Augusts, den Virgil verherrlicht hat, ausstarb.

Marchand (Theobald), ein berühmter Schauspieler, welcher sic
um die deutsche Bühne große Verdienste erworben hat, ward zu Stra
burg 1750 geboren, erlernte früher die Wundarzneikunst und practicir
in den Spitälern seiner Vaterstadt, dann in Paris, folgte aber endlic
seinem unwiderstehlichen Hange zum Theater, ward 1774 Director ein
eignen Gesellschaft und spielte in den vornehmsten Städten am Rhei
Der Churfürst von der Pfalz, Carl Theodor, nahm ihn 1776 mit seine
ganzen Gesellschaft in seine Dienste. Marchand begleitete diesen Fürst
auch 1778 nach München, und wurde in dieser Stadt bis an seine
Tod 1802 bewundert. Vorzüglich groß war er in der Geberdenkunst
seine Gesten und Blicke waren so sprechend, daß man ihn fast oh
Kenntniß der deutschen Sprache verstehen konnte, und in jeder Rol
zeigte er ein anderes Gesicht. Auch seine Gattin Magdalena, ge
Brochard (st. 1794), war eine gute Schauspielerin.

Marchese, s. Marquis.

Marchesi (Luigi), auch Marchesini genannt, einer der b
rühmtesten Sopranisten, um das J. 1755 zu Mailand geboren. Scho
in der zartesten Kindheit zeigte er sich als Virtuosen auf dem Wal
horn; allein von Kunstverständigen aufgefodert, verließ er heimlich se

nen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf sich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, so scheint er seine höchste Bildung doch in Deutschland, und zwar in München, wohin er von 1775 bis 1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in sein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erstaunen und Entzücken. Besonders wurde er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Pisa ihm hatte prägen lassen. In Turin, wohin er mit tausend Ducaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiser von Rußland als Großfürst bei seiner damaligen Anwesenheit 5000 Ducaten Gehalt, wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch scheint er diesem Ruf erst 1786 (nachdem er sich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören lassen) gefolgt zu seyn. Berlin hörte ihn 1787. Im folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der italienischen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterling, eine Benefizvorstellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme wurde als überaus rein und hell bewundert; in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man seine Declamation und Action, so wie auch seine Einsichten in der Musik. Er starb 1792 zu Mailand.

Marchetti-Fantozzi, Sängerin bei der ehemaligen ital. Oper in Berlin, jetzt in Moskau, geb. zu Venedig 1763; eine der größten Künstlerinnen, mit tiefer Musik begabt und Meisterin in der Ausführung. Ihr Ausdruck ist bewundernswürdig und von wahrhaft tragischer Gewalt sowohl im Gesange selbst, als in der großartigen Declamation und Action, worin sogar Fleck der eifrige Bewunderer ihrer Meisterschaft war.

Marcion, Marcioniten, s. **Gnosis**.

Marco da Siena, eigentlich Marco Pino, ein berühmter italienischer Mahler. Sein Lehrer war ein gewisser Macherino in Siena, sein Muster Michael Angelo; er begab sich 1556 nach Neapel und erhielt daselbst das Bürgerrecht. Da ihn sein Zeitgenoß Vasari nicht erwähnte, so entschloß er sich, selbst ein Buch über die neapolitanischen Mahler zu schreiben. In Neapel arbeitete er seine vorzüglichsten Werke. Er starb 1586.

Marcolini (Camillo, Graf), königl. sächsischer Cabinetsminister, starb, 76 Jahre alt, im J. 1814 zu Prag. Ueber das Leben dieses in der sächsischen Geschichte denkwürdigen Hofmannes ist wenig Beglaubigtes öffentlich vorhanden. Als Günstling des Königs Friedrich August hatte er Einfluß auf den Hof und auf das ganze Land. Je höher er von Stufe zu Stufe stieg, und je länger er das Vertrauen seines Souverains besaß, desto strenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber selbst seine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von großem natürlichen Verstande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, sichrem Tact, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falsch; für einen Günstling wahrlich ein großes Lob. Er stammt aus einem italienischen Geschlecht. Als jüngster Sohn des Hauses war er ohne Vermögen. Er wurde in Dresden als churfürstlicher Edelknabe erzogen, wo er in den nächsten Umgebungen des damaligen Churprinzen und nachmaligen Königs Friedrich August sich befand. Seine äußre Bildung, sein gesundes Urtheil und sein gerades Wesen, verbunden mit jener feinen Biegsamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Churprinzen. Er wurde beim Austritt aus dem Pagenhause Kammerjunker, blieb fortwährend in Hofdiensten, erhielt endlich die be-

deutende Stelle eines Kämmerers, wodurch mehrere Hofstäbe und di Gallerien unter seine oberste Leitung kamen. Zugleich erhielt er de Rang eines wirklichen geheimen Raths, ward Director der Porcellanm unfaktur, Generaldirector der Künste und Kunstakademien in Sachse Oberstallmeister, und nachdem der posener Friede den Catholiken gleic bürgerliche Rechte mit den Lutheranern ertheilt hatte, Cabinetsministe ohne jedoch als Staatssecretär einem besondern Departement vorgese zu seyn. Die letztere Ernennung machte Aufsehn, weil Graf Marcoli nie ein eigentliches Staatsamt bekleidet, auf alle Staatsgeschäfte al bisher nur mittelbaren Einfluß gehabt hatte. Beim Hofstaate selb konnte ohne ihn und gegen seinen Willen nichts geschehn. Der Köni hörte und achtete seinen Rath, und seit des Ministers Gutschmid Tod besaß kein Minister in dem Grade die persönliche Achtung und das Ve trauen des Königs. Um ihn herum bildete sich daher ein besondere Hof; und die ersten Staats- und Militärbeamten schlossen sich an de klugen und mächtigen Hofmann an. Er mißbrauchte sein Ansehn nich Zwar erwarb er ein ansehnliches Vermögen; allein seine vielen, einträg lichen Hofämter, und seine italienische Haushaltungskunst erklären die auf eine unverdächtige Weise. Dem Herkommen gemäß, behielt er se nen als Page gezognen Kammerjunker-Gehalt von 300 Thlr. jährlic bis zum J. 1813. Auch waren seine Häuser in Dresden von der Ein quartierungslast frei, weshalb seine Erben einen beträchtlichen Nachschu zahlen mußten. Auch erbte er, da seine ältern Brüder starben, die gr ße Majoratherrschaft Fano in Italien. So schlicht und einfach sei Aeußeres war, so wenig handelte er als Hof- und Staatsdiener leiden schaftlich; er war ein Feind der Ungerechtigkeit; er kannte die Me schen, und behandelte sie ohne Günstlingsstolz, mit gutmüthiger Würd War er spröde in Versprechungen, so war er noch karger in Bewill gungen; und eine gewisse Kälte, wo nicht Härte verwundete zuweile die Bittenden. Auch will man öfters Vorliebe für Italiener und Frem de, so wie die Einwirkung der Geistlichkeit in seinen Entschließunge wahrgenommen haben. Auf das politische System des Königs hatte e anfangs einen entschiednen Einfluß; doch war er zu erfahren, als da er nicht im Frühjahr 1813 selbst geschwankt und die Trennung vo Frankreich und dem Rheinbunde für nothwendig erachtet hätte. Di ihn genau beobachteten, versichern, er sey dem System Napoleons nich aufrichtig ergeben gewesen. Indeß wurde er Großadler der Ehrenlegion auch erhielt er den sächsischen Orden der Rautenkrone, und den kaiser russischen St. Andreasorden. Als die Verwaltung des Königreich Sachsen vom Fürsten Repnin angetreten wurde, erhielt Graf Marcolini de Befehl, sich nach Bautzen zu begeben, und von da die Erlaubniß, i Prag seinen Aufenthalt zu wählen. In der geheimen Geschichte de dresdner Hofes war seine Rolle die erste, die wichtigste und die dauernd ste. Man erzählt, daß er durch die vom preußischen Hofe zuerst den Churfürsten mitgetheilte Entdeckung der gegen die Person des Churfür sten gerichteten Hofintrigue, in welche der sächsische Oberst Agdelo, ei geborner Italiener, verwickelt war, der zeitlebens als Staatsgefangene auf die Festung Königsstein kam, zuerst das unerschütterliche Vertraue seines Souverains sich erworben habe. Auch hatte er den Charakte des Königs ganz studirt, und richtete sich in der Regel stets nach desse Ansichten; daher liebte er keine Neuerungen und ließ Alles so lan als möglich in dem gewohnten Gange fortgehn; doch war er einleuch tenden Verbesserungen, vorzüglich im Oekonomischen nicht entgegen In den letzten Jahren machten sein Alter und die schwierigen Verhält

nisse des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter seiner Direction stand, unmöglich. Unter ihm standen eine lange Zeit und zum Theil bis zum Jahr 1813, die königliche Bibliothek, das grüne Gewölbe und die Kunstschätze, oder die Cabinetter und Gallerien, das Ober-Stallamt und die königlichen Stuttereien u. s. w. Seine Geschäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachsen, die Rechte und die Verfassung nicht genau; in der Literatur und im Gebiete der schönen Künste war er fremd, oder bewies keine rege Theilnahme; auch verließ er sich ganz auf das Gutachten derer, die sein Vertrauen besaßen. Die Porcellanmanufaktur brauchte unter seiner Direction seit längerer Zeit schon einen monatlichen Zuschuß aus der Staatskasse von 5000 Thlrn. Jetzt erhält sie sich durch ihren eignen Betrieb. Auch die Stutereien kosteten dem Staate unverhältnißmäßig große Summen, so daß jetzt ein Beträchtliches in diesem Verwaltungszweige erspart wird. Ein Verdienst, das sich Graf Marcolini erwarb, war die Cultur eines großen sandigen Landstrichs vor Neustadt an der bautzner Straße, wo er eine schöne Meierei und andre Anlagen mit vielen Kosten für sich einrichtete. Diese Pflanzung allein wird ein Denkmal seines Namens seyn, den man stets unter ausgezeichneten Fürsten-Günstlingen mit Achtung nennen wird. Dp.

Marcus, der Evangelist, ist nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller derselbe, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel. Er hatte daher theils selbst erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er in seinem Evangelio von Jesu erzählt und er verdient nicht weniger Glauben als die übrigen. Offenbar schrieb er für Christen aus dem Heidenthume, jedoch ist es nicht ausgemacht, ob sein Evangelium zuerst zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden gestiftet hatte, oder zu Antiochien gelesen worden ist. Es unterscheidet sich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die vieles, was mit der Messiaswürde Jesu zusammenhing und zunächst nur den Judenchristen wichtig seyn konnte, mit Stillschweigen übergeht. Seine Echtheit ist niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Marcus (Adalbert Friedrich), Fürstl. Bambergischer und seit 1795 fürstl. würzburgischer Hofrath und Leibarzt, auch erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Director des Medicinalausschusses, wurde den 21sten Nov. 1753 zu Arolsen in Westphalen von jüdischen Aeltern geboren. Der berühmte Baldinger ahnete in ihm bei seinem Aufenthalt auf der Universität den ungewöhnlichen Geist in ihm. 1778 kam Marcus nach Bamberg, wo er bald dem vortrefflichen, um diese Stadt so vielfach verdienten Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal bekannt wurde und die katholische Religion annahm. Als Leibarzt des Fürsten erwarb er sich um zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalwesens in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienste. Ihm verdanken die Bäder von Kissingen und Bocklet ihre Wiederherstellung, und er war es vorzüglich, der den Fürsten zur Errichtung des, nach seinen Ideen erbauten, berühmten Krankenhauses in Bamberg bewog. Als Arzt mit seltenem, oft bis ans Wunderbare grenzendem diagnostischen Blick ausgerüstet, und in seinem Heilverfahren eben so sehr vom Glück als vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünstigt, war er einer der ersten Aerzte Deutschlands, der das Brownische System ins Leben einführte und in Verbindung mit Röschlaub

land zu dessen Verbreitung beitrug, so wie er in der Folge, in Vere
mit Schelling, Steffens u. a. die Medicin nach den neueren naturph
losophischen Ansichten umzugestalten suchte. Am 26sten April 18
starb dieser große Arzt, dem Bamberg, außer dem schon erwähnt
musterhaft organisirten Krankenhause, seine medicinisch-chirurgisc
Schule, das Irrenhaus, das Haus der Unheilbaren, und viele andi
theils praktisch nützliche, theils die höhere Geistesbildung und die A
muth des geselligen Lebens bezweckende Anstalten verdankt. Marci
Verdienste um die Heilkunde wird die Nachwelt vielleicht erst völl
würdigen, wenn so Manches, was in den Augen gemeiner Empirie d
Schein des Paradoxen trägt, von mehrjähriger Erfahrung geprüft un
bestätigt seyn wird. Wer den Zustand der Medicin kennt, muß jed
Versuch, Licht und Einheit in dieses Chaos zu bringen, dankbar ane
kennen. Marcus vorzüglichere Schriften sind: Prüfung des brownisch
Systems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette; Magaz
für specielle Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grun
sätzen der Erregungstheorie; Beiträge zur Erkenntniß und Behandlun
des gelben Fiebers; Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft betrac
tet von Schelling und Marcus; über die Natur und Behandlung d
häutigen Bräune; Entwurf einer speciellen Therapie, 3 Bde.; Eph
meriden der Heilkunde, 7 Bde; Ueber den jetzt (1813) herrschenden Ty
phus; der Keichhusten. Siehe: Adalbert Friedrich Marcus, nach de
Leben und Charakter geschildert von Jäck. Erlangen 1813.

Marcusplatz, s. Venedig.

Marder, ein Raubthier zum Wieselgeschlecht, Mustela L., gehö
rig, das in dicken Wäldern und Steinklüften lebt, und wegen seine
guten Pelzwerks in Canada und Rußland ein Gegenstand der Jagd un
des Pelzhandels ist. Steinmarderfelle, vom Hausmarder, Mustela foi
na, sind am Kopfe kastanienbraun, am Halse weiß, übrigens schwarz
braun, so daß die kurzen wolligen und der untere Theil der Stache
haare aschgrau, der mittlere braun und die Spitze schwarz ist. Baum
marderfelle, von Mustela martes, unterscheiden sich durch rothgelb
Rehfarbe und lichtere, zarte und dichte Haare. Jene kommen au
Schweden und Rußland, diese als die bessern aus Canada. F.

Mardonius, ein persischer Feldherr, wurde vom Pausanias i
Griechenland geschlagen (s. Pausanias und Xerxes).

Marée heißt in Frankreich jeder frische, nicht gesalzne Seefisch. F

Marengo, ein Städtchen in der Ebne zwischen Alessandria un
Tortona in Ober-Italien, ist für die Geschichte durch die in seine
Nähe am 14. Jun. 1800 vorgefallne entscheidende Schlacht höchst merk
würdig geworden. Bonaparte hatte am 8. März die Errichtun
einer neuen, bei Dijon zu sammelnden Reserve-Armee von 60,000 Man
beschlossen, welches man für eine unausführbare Prahlerei hielt, auc
von der Seite her schlechterdings keine Operation nach Italien vermu
thete. Indessen war nicht nur binnen sechs Wochen jene Reserve-Ar
mee versammelt, sondern sie ging vom 16ten bis zum 27sten Mai scho
über die Alpen; nämlich Bonaparte und Berthier mit den
Hauptcorps über den großen St. Bernhard, die Division Chabea
über den kleinen St. Bernhard gegen Aosta, die Division Tourrea
über den Mont Cenis, die des Generals Berthencourt über de
Simplon, und die des Generals Moncey über den Gotthard nac
Piemont. Nun, da es zu spät, öffnete der österreichische Feldherr di
Augen. Bonaparte eroberte am 2. Juni das Felsenschloß Bard
am Eingange des Thals von Aosta, Murat rückte nach Mailand

Suchet nahm Nizza, und Berthier schlug in scharfem Treffen bei Monte Bello den Feldmarschall-Lieutenant von Ott. Am 13ten Juni kam der berühmte Desaix aus Aegypten in Bonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps unter Berthier, Murat, Victor, Lasnes, Gardenne, Dupont und Marmont waren bei Marengo vereinigt; Desaix commandirte die Kerntruppen der Consulargarde, und so gedieh es am 14. Juni zu der blutigen, lange mit zweifelhaftem Glücke gefochtenen Schlacht, worin Desaix Tapferkeit (der hier den Tod fand) zuletzt den Sieg entschied und das österreichische Heer unter Melas, mit einem Verlust von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Unmittelbare Folge dieser Niederlage war die Waffenstillstands-Convention zu Alessandria zwischen Bonaparte und Melas, nach welcher die österreichische Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetona, Arona und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Cova, Savona und Urbino räumen, auch sich über Piacenza zwischen den Po und Mincio zurückziehen mußte. Bonaparte organisirte nun in Mailand die provisorische Regierung der wiederhergestellten cisalpinischen Republik, erhob Massena zum Obergeneral der gesammten französischen Armee in Italien, und kehrte nach Paris zurück, wo schon am 28. Juli als Folgen jener unglücklichen Schlacht, die Friedens-Präliminarien von Talleyrand und St. Julien unterzeichnet wurden, welche Duroc dem deutschen Kaiser zur Ratification überbrachte. zz.

Maret (Hugues-Bernard), Herzog von Bassano, Staatssecretair, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pair und Großkreuz der Ehrenlegion, unter Napoleon, ist 1758 zu Dijon geboren, und hatte sich früh der Diplomatik gewidmet. Er war Departementschef beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, als er zu Ende des Jahrs 1792 nach England geschickt wurde, um Englands Beitritt zur Coalition zu verhindern. Seine Bemühungen blieben jedoch fruchtlos, und er erhielt im Februar 1793 seine Depeschen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und mit seinen Reisepässen zugleich den Befehl, nebst seinem Secretär das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Der schnelle Wechsel der Begebenheiten in Frankreich hatte die Gunst, die er vorher unter dem Schutze des Ministers Lebrün genossen, vermindert, weshalb er auch seine Stelle als Departementschef im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Botschafter am neapolitanischen Hofe. Als er sich zu dem Ort seiner Bestimmung begeben wollte, wurde er den 25. Juli unterweges im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebst Sémonville, durch österreichische Truppen in Verhaft genommen und als Gefangner nach Kufstein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den von Dümouriez den Oesterreichern überlieferten Deputirten zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurde. Für den bei dieser Gefangenschaft erlittenen Verlust gestand ihm nachmals (1798) der hohe Rath zu Mailand eine Entschädigung zu. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der 3 Commissaire, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18ten Fructidor ward er zurückberufen; und im Sept. 1799 wurde er Staatssecretair der Consuln. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen. Er half die Friedenstractate von Preßburg, Tilsit und Wien schließen; und erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Auch in dem russischen Kriege

von 1812—13 war er um die Person des Kaisers. Den 1. Jan. 181 schlug er, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eine Aush bung von 350,000 Conscribirten zum Ersatz des in Rußland erlittene Verlustes im Senate vor. Den öffentlichen Gerüchten nach ist er haup sächlich an der Fortsetzung dieses Krieges Schuld gewesen, welches ih auch bewogen haben soll, im Anfang des Jahres 1814 das Ministeriu dem Herzog von Vicenza zu überlassen. Napoleon brauchte ihn nu zu verschiedenen Privatunterhandlungen, bis er im April mit dieser vom Schauplatz abtreten mußte, und erst bei dessen Rückkehr 1815 vo neuem erschien, wieder Minister-Staatssecretair und Pair von Fran reich ward. Er war auch in der königlichen Verordnung vom 24. Ju mit begriffen, aus Paris verbannt, und unter die Aufsicht des Polize Ministerii gestellt; hat aber jetzt Pässe erhalten, sich nach Linz in Ö sterreich zu begeben. Seine Gemahlin war bei der Kaiserin Palastdam

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verstümmelte, steiner Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels vom Campidoglio an de Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerl Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Toc ter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, bestieg 138 nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und Dänemark in se ner Person vereinigt hatte, den Thron beider Königreiche. Da no von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwicke war, setzte sie, von den unzufriednen Ständen dieses Reichs aufgefoder denselben fort, und war so glücklich, den schwedischen König Albrec nach einer siebenjährigen hartnäckigen Gegenwehr zu besiegen und in de Schlacht bei Falköping gefangen zu nehmen, worauf sie im J. 139 auch den Thron von Schweden einnahm. Als sie so in ihrem vier un dreißigsten Jahre die Kronen der drei nordischen Reiche auf ihr Hau gesetzt hatte, dachte sie nun auch darauf, die Vereinigung derselbe dauernd zu machen. Sie berief die dänischen, schwedischen und norw gischen Stände im J. 1397 nach Calmar zusammen, und bewog sie, ei feierliches Gesetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzige Monarchie vereinigte. Diese berühmte Urkunde, die unter dem Nam der calmarischen Union bekannt ist, beruhte auf drei Hauptpun ten. Nach dem ersten sollte der König ein Wahlkönig bleiben; na dem zweiten sollte der Regent verpflichtet seyn, abwechselnd in den dr Reichen zu residiren; nach dem dritten sollte jedes Reich seinen Sena seine Gesetze und seine Privilegien behalten. — Diese auf den erste Blick so vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle il rer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe selbst verletzte al Bedingungen der Vereinigung und reizte besonders die Schweden gerechten Beschwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierig Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächst Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. Ma garethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrschereige schaften. Sie ließ das Gesetz mit lobenswerther Festigkeit beobachte so lange es nicht ihrem Interesse und ihren Planen entgegen war. Ih Politik war gewandt, und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren nicht eb streng; aber sie suchte die Meinung des Volks durch reiche Geschenk die sie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geist würde sich weit ausgedehnt haben, wenn er gebildeter gewesen wäre. Sie sprach m Kraft und Anmuth, und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Na tur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlich

Ruhms. Verschwenderisch in ihren Lustbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte sie sich den Beinamen der **nordischen Semiramis** erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Anjou, Tochter René's Königs von Anjou, Königs von Sicilien, und seit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England, aus dem Hause Lancaster. Die Fürstin verband einen männlichen Charakter und großen Verstand mit seltner Schönheit. Sie verband sich eng mit der Partei, die sie auf den Thron berufen hatte; dagegen wurde sie eine Feindin des Herzogs von Glocester, und kam sogar in den Verdacht, in die Ermordung desselben im J. 1447 eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens gewesen, daß ihr Oheim, Carl von Anjou, wieder in den Besitz der Grafschaft Maine eingesetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geschah gleich nach Glocesters Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen nunmehr in die Normandie eindringen konnten, verursachte zwei Jahre darauf den Verlust dieser Provinz. Die Offiziere und Soldaten, welche sie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man sie ohne Unterstützung gelassen, nach England zurück. Sie schrieben der Schwäche des Königs und der Herrschaft, die Margarethe unter seinem Namen ausübte, die erlittnen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Landsleute war derselben Meinung. Diese Stimmung der Gemüther bewog die Communen, den Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminister und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König rief die Sache vor sein Conseil und verbannte Suffolk auf einige Zeit; aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlassen, ermordet, und sein Tod blieb ungerächt. Die Revolte, welche im J. 1450 Statt fand, schreckte die Minister, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen Richard, Herzog von York, welcher frühere Rechte auf die Krone hatte; dennoch wurde dieser im J. 1454 an die Spitze des Königreichs gestellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geistesschwäche durch Krankheit noch vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergestellt war, widerrief er die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht. Dieser griff zu den Waffen, schlug Heinrichs Truppen, nahm ihn selbst gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in seine Hände zu legen. Dies war der Anfang vieler folgenden Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster. (S. England.) Im J. 1456 benutzte Margarethe die Abwesenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pairs, wo er aufs neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und wurde mit wechselndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancastrischen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geschlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachsnen Sohn in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück einen solchen Enthusiasmus zu erregen, daß sich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für sie erklärte und in kurzem ein Heer von 20,000 Mann versammelt war. Der Herzog von York marschirte nur mit 5000 Mann gegen sie, und fand sich zu Wakefield umringt. Sein Heer wurde in Stücke gehauen und er selbst in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ seinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufstecken. Im Jahr 1461 schlug sie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber sie befleckte ihren Sieg späterhin durch blutige Hinrich-

tungen. Trotz der Niederlage seiner Partei war indessen der älte[ste] Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu Lond[on] als König proclamirt, und Margarethe genöthigt worden, sich in d[en] Norden von England zurückzuziehn. Alles strömte unter ihre Fahne[n,] wo die größte Zügellosigkeit und Ungebundenheit herrschten; sie stand [in] kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieses Heer wurde b[ei] Towtown vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schot[t]land; Eduard berief ein Parlament, ließ seine Rechte auf die Kro[ne] anerkennen, und Heinrich VI., seine Gemahlin, ihren Sohn und al[le] Anhänger des Hauses Lancaster proscribiren. Margarethe eilte, da [sie] in Schottland keine Unterstützung erlangen konnte, nach Frankreich un[d] bewog Ludwig XI. durch das Versprechen, ihm Calais zu überliefer[n,] ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit sich einig[e] Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Di[e]ses Heer wurde 1464 bei Exham geschlagen. Margarethe, von All[en] verlassen, suchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, wurde hi[er] von Räubern überfallen, ihrer Kostbarkeiten beraubt, entkam ihnen ab[er] glücklich, während sie über die Theilung der Beute in Streit gerathe[n] waren. Hunger und Ermattung hatten sie aufs Aeußerste gebrach[t,] als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf sie zukam. En[t]schlossen ging sie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit de[n] Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an." — D[er] Räuber, erstaunt und gerührt, nahm sie in Schutz, hielt sie verborge[n] und verschaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinri[ch] VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den T[o]wer gesetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Elisabet[h] Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzog[s] von Clarence. Sie empörten sich im Jahr 1470, mußten aber, da [sie] sich verlassen sahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. sie m[it] Achtung aufnahm und eine Vereinigung zwischen ihnen und Margar[e]then zu Stande brachte, kraft welcher sie vereinigt alles anwenden wol[l]ten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Noch in demselbe[n] Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und e[r]oberte es in eilf Tagen. Eduard IV. floh nach Holland, Heinrich b[e]stieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führte[n] die Regentschaft. Aber schon nach sechs Monaten erschien Eduard, u[n]terstützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in Londo[n] und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde b[ei] Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geschlagen un[d] blieb im Handgemenge. An demselben Tage landete Margarethe un[d] ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Mu[th] verließ sie zum ersten Male, als sie Warwicks Niederlage und Tod er[]fuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei sich um sie sammelte[n,] fing sie wieder an zu hoffen. Eduard zögerte nicht zu erscheinen. E[s] kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe wurde vollkommen g[e]schlagen und nebst ihrem Sohn gefangen. Der junge Prinz wurde fa[st] unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, Margarethe ab[er] in den Tower gesetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörde[r]händen starb. Erst nach vier Jahren erlangte Margarethe durch de[n] Tractat von Pecquigny ihre Freiheit wieder. Ludwig XI. lös'te sie m[it] 50,000 Thalern. Sie kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 148[2] starb, nachdem sie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück [er]fahren, und mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und [be]kämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geboren im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, später berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Diese mit Pracht vollzogne Vermählung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürstin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl, sondern der Herzog von Guise besaß ihr Herz. Heinrich schenkte das seinige verschiednen Geliebten. Zwei Gatten von solcher Denkart konnten nicht in gutem Einverständniß leben. Margarethe, die 1582 an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ sich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Carls IX., bewog sie jedoch, sich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg seine Gesinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügellosigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geschleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ sich zu Agen nieder, von wo sie ihrer Sittenlosigkeit und ihrer Bedrückungen wegen verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unstetes, unregelmäßiges Leben, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac, der sie daselbst festgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorschlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der einzigen Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde. Die Trennung geschah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Usson im J. 1605 und ließ sich in Paris nieder, wo sie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläuftigen Gärten längs des Flusses erbaute. Hier lebte sie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Uebungen, und starb 1615 als der letzte Sprößling des Hauses Valois. Abgesehn von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verstand und seltne Reize. Sie schrieb und sprach besser als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der schönen Geister, die sie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war sie ungerecht, um großmüthig zu seyn; sie borgte ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloster der Petits-Augustins erbaut und dotirt; in der Kirche desselben wurde ihr Herz beigesetzt. Im J. 1790 wurde dies Gebäude zu einem Museum historischer Denkmäler Frankreichs eingerichtet. Man sieht daselbst noch einen schwarzen Marmor, in welchen folgende Verse der Königin, worin sie ihr Unglück schildert, eingegraben sind:

> Cette brillante fleur de l'arbre des Valoys,
> En qui mourust le nom de tant de puissans roys,
> Marguerite, pour qui tant de lauriers fleurirent,
> Pour qui tant de bouquets chez les muses se firent,
> A vu fleurs et lauriers sur sa tête sécher,
> E par un coup fatal les lys s'en détacher.
> Las! le circle royal dont l'avoit couronnée
> En tumulte et sans ordre un trop prompt hymenée,
> Rompu du mesme coup devant ses pieds tombant,
> La laissa comme un tronc dégradé par les vents.
> Espouse sans espoux et royne sans royaume,
> Vaine ombre du passé, grand et noble fantosme,
> Elle traisna depuis les restes de son sort,
> Et vist jusqu'à son nom mourir avant sa mort.

Wir besitzen von ihr Poesien und Memoiren von 1565 bis 1582. Si schildert sich in letztern als eine Vestalin. Der Styl ist naiv und an genehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schweste Franz I. und Tochter Carls von Orleans, Herzogs von Angoulême un Luisens von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte sic 1509 mit Carl', letztem Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Ge blüt und Connetabel von Frankreich, der zu Lyon nach dem Ueberfa von Pavia 1525 starb. Sie empfand den tiefsten Schmerz bei der Nach richt von dem Tode ihres Gemahls und der Gefangennehmung des Kö nigs. Aus zärtlicher Liebe zu letzterm begab sie sich selbst nach Madri um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vo stellungen dazu bei, daß ihm mit der seinem Range gebührenden Hoch achtung begegnet wurde. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeig te ihr Franz seine Dankbarkeit auf das freigebigste, und bewilligte ih sehr große Vortheile, als sie sich mit Henri d'Albert, König von Navar ra, vermählte. Jeanne d'Albert, die Mutter Heinrichs IV., war di glückliche Frucht dieser Ehe. Ihre Maßregeln auf dem Throne ware eines großen Fürsten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte di Künste, beschützte die Gelehrten, verschönerte und befestigte die Städte Aus Begierde, sich von allem zu unterrichten, lieh sie auch einigen pro testantischen Theologen ihr Gehör und machte sich mit ihren Grundsä zen bekannt. Sie legte dieselben im J. 1533 in einer kleinen Schrift Miroir de l'ame pécheresse betitelt, nieder, welche von der Sorbonn verurtheilt wurde. Diese Strenge flößte ihr nur mehr Interesse für di Ketzer ein, welche sie als Unglückliche und Verfolgte betrachtete. Si schenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Ansehn an, um si der Strenge der Gesetze zu entziehn. Auf ihre Empfehlung schrie Franz I. zu Gunsten mehrerer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolg ten Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte sie gegen das Ende ih res Lebens zur catholischen Religion zurück. Sie starb 1549 auf der Schlosse Odos in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Gei mit theilnehmender Güte und sehr umfassende Kenntnisse mit aller An muth ihres Geschlechts. Sie war sanft ohne Schwäche, prachtlieben ohne Eitelkeit, den Geschäften wie den geselligen Vergnügungen freund ohne eins über das andre zu vernachlässigen, gegen Franz I. eine ebe so zärtliche Schwester als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte di Künste und schrieb selbst mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ih re Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnte Muse und der vierten Grazie. Wir führen folgendes kleine Gedicht vo ihr an, das sie als Antwort für Helene von Tournon an den Dichte Marot richtete, der sich über die Menge seiner Gläubiger beklagt hatte

Si ceux à qui devez comme vous dites,
Vous connoissoient comme je vous cognois,
Quitte seriez des debtes que vous fites
Au temps passé, tant grandes que petites,
En leur payant un dizain toutefois,
Tel que le vôtr', qui vaut mieux mille fois,
Que l'argent deu par vous en conscience:
Car estimer on peult l'argent au poix:
Mais on ne peult (et j'en donne ma voix)
Assez priser votre belle science.

Sie hat folgende Werke hinterlassen: 1. Heptaméron ou les Nouvelle

de la reine de Navarre, Erzählungen im Geschmack des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinstimmte und keinesweges zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten darf. 2. Les Marguerites de la Marguerite des princesses, gesammelt von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye. Man findet in dieser Sammlung von Gedichten vier religiöse Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivetät, ferner ein langes Gedicht: Le triomphe de l'Agneau u. s. w.

Marggraf (Andreas Sigismund), berühmter Chemiker, ist 1709 in Berlin geboren. Sein Vater war Hofapotheker. Er gewann früh Geschmack an der Chemie, die er 5 Jahre unter dem berühmten Prof. Neumann, dann unter Spielmann in Straßburg, unter Junker in Halle und unter Henkel in Freyberg, wo er sich vorzüglich in Experimenten übte, mit dem größten Erfolge studirte. Im J. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen wissenschaftlichen Gesellschaft, und 1744, bei Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften, in die Klasse der Experimental-Philosophie aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm schon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Metz nahmen ihn zum Mitglied auf. Durch sein emsiges Studiren hatte er seine Gesundheit untergraben. Er starb im August 1782. Die chemische Untersuchung über die Metalle verdankt ihm viele Fortschritte. Er ist der erste, der eine vollständige Analyse der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem System- und Hypothesengeist freien Methode in den chemischen Operationen beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunsteins und vielen andern höchst wichtigen Entdeckungen. Seine verschiednen chemischen Schriften befinden sich sämmtlich in den Memoiren der Berliner Akademie.

Maria, die Mutter Jesu, ist der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der sie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangelische Geschichte gedenkt ihrer zuerst als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläischen Städtchen, in stiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Daß sie zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jesu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetische Ausschmückung einer für sie und ihren Sohn entehrenden Thatsache erkennen mögen. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollsten Huldigung in ihre Einsamkeit und sie erschrickt jungfräulich über die ungewohnte Erscheinung; ihr bescheidner Sinn weiß sich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, sie sey Gott wohlgefällig, und werde einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter seyn werde, welchen das jüdische Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißnen Glücks, welches einer Jüdin das Höchste seyn mußte, nur die Seltsamkeit der Anmuthung, als Jungfrau Mutter zu werden, erschüttert ihr unschuldiges Herz. Wie soll das zugehn, antwortet sie, da ich von keinem Manne weiß? Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde sie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Elisabeth geschehen sey. Und demüthig unterwirft sie sich dem Willen des Höchsten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Die Sprache der wahren Natur, der reinsten Jungfräulichkeit und des unbeschränktesten Gottvertrauens, die aus Mariens Antworten redet, be-

darf keiner Auslegung. Ihr Herz ist durch das Gefühl der hö
und wunderbarsten Bestimmung über jede Bedenklichkeit erhoben un
Lobgesang, in den sie sich beim Zusammentreffen mit ihrer Freu
Elisabeth ergießt, drückt die freudige Begeisterung aus, mit der sie
Segen dieser Bestimmung voremfindet. Das Wenige, was weite
der Geburt Jesu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei seiner Da
lung im Tempel von ihren Empfindungen gesagt wird, bestätigt
wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei
blieb. Sie sieht den Zusammenhang der Engelerscheinung, die die
ten erzählen, mit dem, was sie schon wußte, und Simeons ahnu
voller Segen setzt sie nicht in Erstaunen, wenn auch bei dem Gedan
daß der Göttliche, den sie an der Brust trug, nicht ohne harte Le
durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbsten Schmerze
ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich besorgte, doch weise und
nende Mutter zeigt sie sich, da der 12jährige Jesus von ihrer Seite
wichen und in Jerusalem zurückgeblieben war. Sie bestürmt ihn
Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur seine kindliche Liebe spricht
mit den Worten an: „Warum hast du uns das gethan?" Da er
Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen Wirksamkeit getr
ist, bescheidet sie sich willig, daß er der Welt mehr als seinen Verwa
ten angehören müsse, und bei der Hochzeit zu Cana, wo sie mit m
licher Besorglichkeit seine Wunderkraft in Anspruch nimmt, um
Neuvermählten eine Beschämung zu ersparen, beleidigt es sie nicht,
seiner tiefern Einsicht zu unterwerfen; auch wird sie darum nicht an
irre, daß er, einst im Lehren begriffen, sie und seine Brüder nicht zu
ließ. Ohne Zweifel hat sie ihn auf dem gefahrvollen Wege seines
rufs mit zärtlich wachsamen Augen begleitet; denn endlich unter sei
Kreuze finden wir sie im stummen Schmerze neben Johannes wie
An der Hand dieses Jüngers, den ihr Jesus zum Sohne gab, verschn
det sie aus der Geschichte, die nur von den hier berührten Auftri
und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Sch
salen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren
ausgeschmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß sie in den Himn
in dem ihr Sinn schon auf Erden war, eingegangen sey! Leicht kon
die Poesie und mit ihr die catholische Kirche das Bild Mariens zu
nem Ideale der Weiblichkeit gestalten, denn wenn Frauen Heilige si
so wird immer eine Maria an Unschuld, Demuth und Frömmigkeit
erste unter ihnen seyn. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich a
der **Mariendienst** auf, und von jeher haben sich christliche Fra
am liebsten an diese Fürbitterin gewandt. Man kann es der Ando
auch verzeihen, daß sie in der verklärten Marie eine Himmelskönigin,
etwas Aehnliches von einer Göttin sieht und sie die Mutter Gottes ne
Aber die Ehre, die schwärmerische Mönche ihr durch die Behauptu
sie hätte Jesum ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft geboren, antl
zu müssen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von
ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede ist; denn diese kon
auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joseph nach
ner noch jüngst von Herder unterstützten Meinung mit ihr gezeugt
ben soll, und die daher die Brüder Jesu heißen, nicht verletzt werd
Hinausgerückt aus dem Felde der Geschichte und emporgehoben in d
Gebiet der Religion erscheint sie daher immer als die Krone und S
ne der Frauen, und jede übe sich eben so fleißig in der Nachahmung
rer Tugenden, als die Künstler wetteifern, uns das Bild ihrer Hol
ligkeit vor Augen zu stellen. Aber auch den Männern bleibt sie um

Sohnes willen, den sie groß gezogen, an die Quellen der ältern Offenbarungen Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die so mild an ihm wiederstrahlen, ausgestattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vgl. d. Art. Jesus.) Als Sterne des zweiten Ranges erscheinen neben ihr in der evangelischen Geschichte noch mehrere Marien. 1. Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus, Jesu gelehrigste Schülerin und zärtlichste Verehrerin, die er selbst seiner Freundschaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26, 13. 2. Maria von Magdala oder Magdalena, die Jesu ihre Heilung von einer schweren Krankheit schuldig war und ihren Dank durch die treueste Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie diente ihm mit ihrem Vermögen, sie begleitete ihn auf seinen Reisen, sie weint unter seinem Kreuze, sie ist die letzte bei seiner Beerdigung und die erste, die am Ostermorgen zu seinem Grabe eilt und den Auferstandnen wiedersieht. Ein verjährter, durch die Kunst wie durch die Kirche geheiligter Irrthum verwechselt sie mit der nicht genannten Sünderin zu Nain, die Jesus für ihre Reue und für die Aufopferung, mit der sie seine Füße salbte, der Vergebung ihrer Sünden versicherte, Luc. 7, 36-50. 3. Maria, des Cleophas Frau, die Mutter des Apostels Jacobus und 4. Maria, die Schwester der Mutter Jesu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jesu sehn, in dessen Gefolge sie wahrscheinlich schon früher gewesen waren. E.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, die Tochter Heinrichs VIII. und Catharinens von Aragon. Ihre, wiewohl kurze, Regierung macht Epoche in der Geschichte Englands. Als die Tochter einer verstoßnen Königin hatte sie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; sie war, wie ihre Mutter, dem Protestantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte sie den finstern, argwöhnischen, blutdürstigen Character. Mit diesen Eigenschaften bestieg sie nach ihres Bruders, Eduards VI. Tode, in ihrem 37sten Jahre den Thron. Außer ihr machten noch drei Prinzessinnen Ansprüche darauf, nämlich Elisabeth, die zweite Tochter Heinrichs, und in der Linie Heinrichs VII., Johanna Gray und Maria Stuart; die erstere eine Protestantin und durch Eduards Testament zur Erbin bestimmt, die zweite eine Catholikin, deren Recht jedoch eben so schwach war als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteste Tochter, hatte unstreitig die gültigsten Ansprüche auf den Thron; dennoch bestieg sie ihn erst, nachdem sie sich feierlich zur Aufrechterhaltung der protestantischen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrschende Religion eingeführt worden war (1553). Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Gewalt machte, war, daß sie ihre Schwester Elisabeth einkerkern, und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen zehn Tage lang den königlichen Titel angenommen, sammt denen, die sie dazu gezwungen hatten, hinrichten ließ. Gleich darauf öffnete sie die Gefängnisse der Catholiken und verstattete ihnen Gewissensfreiheit. Dies war zwar gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung, gegen das politische Interesse und höchst verdammlich wegen der Mittel, die sie dazu anwandte, war es, daß sie die römisch-catholische Religion förmlich wiederherstellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen drei Jahren 5 Bischöfe, 21 Geistliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienstboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer sie hinriß, verfuhr sie nicht minder tyrannisch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeblichen Anstifter einer Verschwörung losgesprochen;

Maria ließ die Geschwornen einkerkern, belegte sie mit 1000 und
Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgesprochnen zwei Jahre
gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. (s. d. A.) 1554 stim
weder mit dem Interesse der Nation und Europa's, noch mit ihrer
sönlichkeit überein, da Maria um mehr als zwölf Jahre älter als d
Fürst war. Aber sein Beispiel feuerte sie noch mehr zur Verfolgung
Protestanten an. Ueberdies machte sie Anleihen, zum Theil gezwu
ne, und erlaubte sich Erpressungen aller Art, um die Ausbeute d
nach Flandern zu schicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war.
schrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abwesenheit und
te ihres Gemahls, während dieser, der nur ein Jahr mit ihr verlebt
te, sie selten einer Antwort würdigte. Marie starb, ohne Kinder g
ren zu haben, 1558, in einem Alter von 43 Jahren, nachdem sie w
rend ihrer fünfjährigen Regierung gegen 800 Menschen um ihres G
bens willen hatte hinrichten lassen. Calais wurde ihr von dem He
von Guise entrissen, und so verloren in wenigen Wochen durch Mar
Schuld die Engländer alles, was ihnen von ihren alten Eroberun
in Frankreich noch übrig geblieben war. — Betrachtet man alle Lei
die sie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jah
theils zugefügt, theils vorbereitet hat, so findet man wenige verabsch
enswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geschichtschreiber behandeln
mehr mit Verachtung als mit Haß. „Sie vereinigte in sich alles,“
der geistreichste, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre
ßerste Unwissenheit machte sie eben so unfähig, Meinungen zu bezw
feln, die sie gefaßt hatte, als Nachsicht mit Andrer Meinungen zu
ben.“ Und an einer andern Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „
diese Fürstin zu schildern, bedarf es nicht vieler Worte; sie hatte wen
liebens- oder achtungswerthe Eigenschaften, und ihre Person stimmte
ihrem Charakter würdig überein. Eigensinnig, abergläubig, heftig, b
haft, rachsüchtig, tyrannisch, verrieth sie in allen ihren Neigungen u
Handlungen ihr böses Naturel und die Beschränktheit ihres Geistes.“

Marianenorden, s. Orden.

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Sch
land, und der Maria von Lothringen, erbte den väterlichen Thron a
Tage nach ihrer Geburt im J. 1542. Heinrich VIII., König v
England, dessen Urnichte sie war, wollte sie mit seinem Sohn Edu
vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Da aber diese Verbindu
nicht zu Stande kam, vermählte sie sich im J. 1558 mit dem D
phin Franz, dem Sohn und Nachfolger Heinrichs II. Das schö
Loos schien einer Fürstin beschieden, die das Glück wie die Natur m
Gunstbezeigungen überhäufte, die in ihrem siebzehnten Jahre die dopp
te Krone von Frankreich und Schottland trug und Elisabeth den Th
von England und Irland streitig machen konnte, die mit hoher Sch
heit einen gebildeten Geist und ein edles, großmüthiges Herz verban
geliebt von ihrem Gemahl, angebetet von den Franzosen und verehrt
einem Hofe, der bei der Neigung für die Wissenschaften noch die fe
Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Hôpi
Ronsard, Du Bellay und alle Dichter jener Zeit priesen wetteifernd
bezaubernde Anmuth, die sanften Tugenden, den Geist und die Tal
te der jungen Königin und erblickten für sie in der Zukunft eine la
Verkettung von Glückseligkeiten. Diese Täuschung verschwand n
achtzehn Monaten. Franz II. starb; Carl IX. folgte ihm und Cat
rina von Medicis erlangte ihr ganzes Ansehn wieder. Maria Stu
erkannte bald, daß sie nur noch in Schottland Königin sey und

genöthigt, dahin zurückzukehren. Sie hatte ihren Schmerz über den Tod ihres Gemahls in einer rührenden Elegie ausgelassen; bei ihrer Abreise drückte sie ihren Kummer und ihr banges Vorgefühl in den bekannten Versen aus:

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance,
Adieu, France! adieu nos beaux jours!
La nef qui desjoint nos amours,
N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle est tienne:
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne.

Nach ihrer Rückkehr in Schottland verheirathete sie sich in zweiter Ehe mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter. Dieser Prinz hatte alle äußern Liebenswürdigkeiten, um ein junges unerfahrnes Herz anzuziehn. Maria gab ihm, in dem ersten Entzücken der Liebe, den Titel als König und setzte seinen Namen neben den ihrigen in allen öffentlichen Urkunden. Aber sie entdeckte bald in ihrem Gemahl einen anmaßenden, heftigen, unentschloßnen, leichtgläubigen, niedrigen, in seinen Vergnügungen brutalen Mann, der von den elendesten Schmeichlern beherrscht wurde. Sie wollte sich nun mehr zurückhalten; darüber wurde er aufgebracht und allen, die das Vertrauen der Königin hatten, höchst abgeneigt. Ein italienischer Sänger, David Rizzio, war damals der Rathgeber dieser Fürstin. Heinrich, darüber eifersüchtig und empört, dringt auf einer geheimen Treppe mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo seine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle speis't. Man stürzt den Tisch um und tödtet Rizzio vor den Augen der Königin, die seit fünf Monaten schwanger, den Unglücklichen zu retten sich umsonst bemüht. „Ich will nicht mehr weinen," sagte sie nach dieser schrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken." Rizzio war gewiß nur der Vertraute und der Liebling Mariens gewesen. Ein gefährlicherer Mann nahm seinen Platz ein, der Graf Bothwell. Diese neue Verbindung mit einem heftigen und lasterhaften Manne wurde die Ursach zum Tode des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde. Maria vermählte sich darauf mit ihrem Liebhaber, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt. Diese unglückliche Verbindung brachte Schottland wider sie auf. Verlassen von ihrer Armee, war sie gezwungen, sich den Conföderirten zu ergeben und die Krone ihrem Sohne abzutreten. Man erlaubte ihr, einen Regenten zu ernennen, und sie erwählte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, der sie nichts desto weniger mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufte. Der herrische Charakter des Regenten verschaffte der Königin einen Anhang. Sie entfloh aus dem Gefängniß, versammelte 6000 Mann, wurde aber besiegt und genöthigt, in England eine Zuflucht zu suchen, wo sie statt dessen eine achtzehnjährige Gefangenschaft und endlich den Tod auf dem Blutgerüste fand. Elisabeth ließ sie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme sie der Ermordung ihres Gemahls anklage, sie sich deßhalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commissarien und brachte sie in Haft nach Tewksbury, um den Prozeß gegen sie einzuleiten. Daß sie in ihren Leiden theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Täglich bildeten sich, sey es

nun wirklich oder vorgeblich, Complotts gegen Elisabeth, um die Kö-
nigin von Schottland wieder einzusetzen. Ein Priester, Namens Joh
Billard, wurde beschuldigt, einen jungen Edelmann, Babington m
Namen, zur Ausführung dieses Plans aufgefodert zu haben. Einig
andere traten mit in den Bund. Der Anschlag wurde entdeckt und sie
ben der Schuldigen hingerichtet. Diese Verschwörung beschleunigte Ma-
riens Schicksal. Man verbreitete täglich beunruhigende Gerüchte. Ein
spanische Flotte, sagte man, sey angekommen, sie zu befreien, die Scho
ten hätten einen Einfall gemacht, eine Armee unter dem Herzog sey i
der Provinz Sussex gelandet. Elisabeth darüber beunruhigt oder beun
ruhigt scheinend, ließ Marien richten, als ob diese ihre Unterthanin sei
Zweiundvierzig Parlamentsglieder und fünf Richter des Königreichs ve
hörten sie in ihrem Gefängniß zu Fotheringay. Sie protestirte, abe
antwortete. Nie gab es ein incompetenteres Gericht, nie ein unregelmä
ßigeres Verfahren. Man legte ihr Copien von ihren Briefen vor, n
die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen sie ge
tend, aber man stellte sie ihr nicht gegenüber. Man gab vor, daß s
durch Aussagen dreier Verschwornen überführt worden, die man hinge
richtet hatte, und deren Tod man hätte aufschieben müssen, um sie m
ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den Formen verfal
ren, welche die Billigkeit für den geringsten Menschen fodert, und hä
te man auch beweisen können, daß Maria sich um Hülfe und Rath b
mühe, so würde man sie doch nicht haben des Todes schuldig erkläre
können. Elisabeth hatte kein gültiges Richteramt über sie; ihr Rech
war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen
aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode veru
theilt, und ertrug ihn mit großer Seele. „Der Tod, der meinen Le
den ein Ende machen wird," sagte sie, „ist mir willkommen. Ich hal
te die Seele für unwerth der himmlischen Herrlichkeit, die zu schwac
ist, den Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Selige
zu unterstützen." In ihren letzten Tagen verband sie die Uebungen ei
ner muthvollen Frömmigkeit mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihre Di
ner. Nachdem sie Geschenke unter sie ausgetheilt und zu ihren Gun
sten an Heinrich III. und den Herzog von Guise geschrieben hatte, ver
langte sie, daß man sie Zeugen ihres Todes seyn lasse. Der Graf vo
Kent verweigerte es mit Härte. Gekränkt rief Maria aus: „Ich bi
die Muhme eurer Königin, ich bin aus dem königlichen Blute Hein
richs VIII., ich war Königin von Frankreich durch Heirath und al
Königin von Schottland geweiht." — Statt ihr einen catholischen Beicht
vater zu geben, den sie verlangte, schickte man ihr einen protestantische
Geistlichen, der sie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn sie nic
ihrer Religion entsagte. „Beunruhigen Sie sich darüber nicht," sag
sie ihm mehrere Male mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der catholische
Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin sterben." —
Ein Crucifix, das sie in der Hand hielt, bewog den Grafen Kent z
der Aeußerung, daß sie den Christus lieber im Herzen als in den Hä
den haben solle. Sie antwortete mit Würde, daß es schwer sey, de
Erlöser in der Hand zu haben, ohne daß das Herz davon lebhaft g
rührt werde. Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, sie z
begleiten. Sie wählte vier männliche und zwei weibliche Personen au
ihrer Dienerschaft. „Lebe wohl, Melwill," sagte sie zu einem derselbe
„Du wirst das lang ersehnte Ende meines Unglücks sehn. Verkündig
es, daß ich unerschütterlich in der Religion gestorben bin, und daß i
den Himmel für diejenigen um Gnade bitte, die nach meinem Blu

geschärfet hat. Sage meinem Sohn, daß er seiner Mutter gedenke; noch einmal lebe wohl, Melwill, deine Königin empfiehlt sich deinem Gebet." — Nachdem sie am 18ten Februar 1587 zwei Stunden vor Tagesanbruch aufgestanden war, um die Vollziehung des Urtheils nicht zu verzögern, kleidete sie sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein schwarzes Sammtkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo sie nach einigem Gebet sich selbst das Abendmahl reichte, mittelst einer geweihten Hostie, welche der Papst ihr gesandt hatte. Als die Commissarien eintraten, dankte sie ihnen für ihre Sorgfalt und setzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demselben Blute; so ist denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches." — Man führte sie in einen Saal, wo ein schwarz ausgeschlagenes Blutgerüst aufgerichtet war. Die Zuschauer, welche ihn erfüllten, sahen mit Erstaunen die Fassung dieser Königin, die in einer so vieljährigen Gefangenschaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter sie entkleidete, da sie nicht gewohnt sey, zu dergleichen Diensten Männerhände zu gebrauchen. Nachdem sie noch gebetet hatte, bot sie ihren Hals dar, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Erst auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüste herab zeigte, als den Kopf einer Verbrecherin. Dies war das tragische Ende einer der schönsten Fürstinnen Europa's, die fast die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängnisse geschmachtet hatte. Sie hinterließ von ihrem zweiten Gemahl, Heinrich Stuart, Jacob I., König von England, und von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame von Soissons Nonne wurde. Ihre Anhänglichkeit an der catholischen Religion und ihre Rechte auf den englischen Thron waren in Elisabeths Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den sie den Wissenschaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit sie selbst sich ihnen widmete, ihre Festigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier gezogen, und man gedenkt heut nur ihres Unglücks. — Wir sind in dieser Erzählung dem wahrheitliebenden de Thou und dem geistreichen Hume gefolgt, welche mit Sorgfalt die Gründe der Lobredner und der Tadler Mariens geprüft haben. Sie erlitt ihren Tod wie eine christliche Heldin; aber ihr Leben war nicht durchaus einer christlichen Frau würdig. So lange nicht de Thou widerlegt, und dem, was er von dem Tode Heinrich Stuarts, Grafen von Darnley, von ihrer Vertraulichkeit mit David Rizzio, von ihrer Vermählung mit Bothwell, dem Mörder Darnley's, sagt, etwas gründliches entgegengesetzt ist, werden eben so viel Flecken in dem Leben Mariens zurückbleiben, ohne daß wir, um ihren Charakter in Schatten zu stellen, nöthig haben, ihr aus ihren Galanterien, aus ihrer Liebschaft mit Damville, dem Sohn des Connetabels von Montmorency, der ihr nach Schottland folgte, aus ihrem Abenteuer mit Chastelard, der mit einer verbrecherischen Kühnheit sich in ihrem Schlafzimmer verborgen hatte, und den sie ihrer Ehre nur aufopferte, weil sie nicht anders handeln konnte, ein Verbrechen zu machen. Auch übergehen wir ihre Poesien und ihre Briefe an Bothwell und gründen unser Urtheil auf bis jetzt noch unwiderlegte Thatsachen, wobei wir jedoch zugeben, daß der Tod ihres Gemahls und ihr Antheil daran vielleicht noch ein historisches Problem sind. — Die beste historische Darstellung ihres Lebens und Charakters ist von Genz (in dem bei Vieweg in Braunschweig herauskommenden Taschenbuch Jahrg. 1799). —

Ueber die dramatische Benutzung dieses Stoffs, namentlich von Schi[...] siehe die Kupfererklärungen zum Taschenbuche Minerva J. 1813.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, G[...] herzogs von Toscana, geboren zu Florenz 1573, wurde 1600 an H[...] rich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode [...] sie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc [...] pernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentschaft zu er[...] len, ein Recht, das bisher nur die Generalstände gehabt hatten. [...] ria, zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Soh[...] Ludwigs XIII., verabschiedete den großen Sully und ließ sich von [...] lienischen und spanischen Günstlingen leiten. Der Staat verlor [...] Ansehn von außen und wurde im Innern von den mächtigen Gr[...] zerrüttet. Ein im J. 1614 geschloßner Vertrag bewilligte den Mißvergn[...] ten alles, was sie foderten; dennoch erwachte der Parteigeist bald a[...] neue, da man allgemein mit dem Betragen Mariens unzufrieden n[...] die sich ganz dem Marschall d'Ancre und seiner Gemahlin Galigai, [...] unverschämtesten Günstlingen, die je einen Thron umgaben, hing[...] Der Tod des Marschalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermo[...] wurde, erstickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwie[...] von wo sie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Bischof [...] Luçon und später Cardinal, versöhnte 1619 die Mutter und den So[...] Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, e[...] zündete einen neuen Krieg, mußte sich aber bald unterwerfen. N[...] dem Tode des Connetabels de Luynes, ihres Verfolgers, stand sie [...] der Spitze des Staatsraths. Um ihr beginnendes Ansehn zu befe[...] gen, führte sie Richelieu, ihren Günstling und Oberintendanten, [...] denselben ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Gr[...] erreicht, als er seiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von [...] abhange. Diese versäumte nichts, ihn wieder zu stürzen, und als L[...] wig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß sie ihm das V[...] sprechen, den Cardinal zu entfernen. Um sich diesem Versprechen [...] entziehn, suchte der König nach seiner Genesung beide zu versöhn[...] Maria war nicht zu bewegen. Diese Hartnäckigkeit mißfiel dem K[...] nig, welcher einwilligte, sie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staa[...] rath gehalten, dessen Seele der Cardinal war. Dieser zeigte in ei[...] langen, aber nicht wohl abgefaßten Rede, daß entweder die Köni[...] oder er entfernt werden müsse; dann sprach er von den Gefahren, wel[...] dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige [...] bange zu machen, daß sich dieser ohne die Stütze seines ersten Mi[...] sters für verloren hielt. Alle, die der Berathschlagung beiwohnte[...] bestärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in s[...] ner Meinung, welcher auch um so fester darin beharrte, da der Ca[...] dinal ihm vorgespiegelt hatte, daß seine Mutter ihren zweiten Soh[...] Gaston auf den Thron heben wolle. Demzufolge wurde ihr im J. 16[...] das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsort angewiesen; alle ih[...] Freunde und Anhänger aber exilirt oder in die Bastille gesetzt. S[...] fühlte bald, daß sie zu Compiegne in einer wahren Gefangenschaft l[...] be, entfloh noch in demselben Jahre nach Brüssel, foderte mehre[...] Male vom Parlament Gerechtigkeit, und starb 1642 in großer Dür[...] tigkeit zu Cöln. — Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxem[...] burg, schöne Wasserleitungen, und die öffentliche Promenade Cour[...] la-Reine. — Das Mißgeschick dieser Fürstin entsprang aus ihrem e[...] fersüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unt[...] Heinrich IV. nicht glücklicher gewesen, als unter Ludwig XIII. D[...]

Liebschaften ihres Gemahls verursachten ihr den größten Kummer, und die Eifersucht führte oft die heftigsten Scenen herbei. Mit einer unbegränzten Leidenschaftlichkeit verband sie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einsicht, rachsüchtig aus Eigensinn und geizte mehr nach Ansehn als nach Macht. — Ihre Lebensgeschichte ist 1774 zu Paris in 3 Bänden erschienen.

Maria Theresia, s. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter spanischer Geschichtschreiber, geboren zu Talavera im J. 1536. Er widmete sich früh dem geistlichen Stande und trat in den Jesuiterorden. Seine Studien vollendete er auf der berühmten Universität zu Alcala; hier erwarb er jenen reinen Geschmack, jene Beredsamkeit und Genauigkeit, welche man vorzüglich in seinen Schriften wahrnimmt. Diese Eigenschaften befestigten sich in ihm durch den Besuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines besonders in den orientalischen Sprachen sehr bewanderten Cisterziensers. Mariana ging sodann auf Reisen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch die Beschaffenheit der Luft in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er seinen Geschäften oblag, seine Gesundheit erschütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück und nahm seine Wohnung in dem Jesuitercollegium zu Toledo, nachdem er dreizehn Jahre seines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er schrieb jetzt seine Historia de rebus Hispaniae, ein Werk, wie es seinem Vaterlande noch fehlte. Er verfaßte es in lateinischer Sprache, damit der Ruf von den Großthaten seiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Die erste Ausgabe, Toledo 1592, enthält 20 Bücher, zu denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günstige Aufnahme, die sein Werk allgemein fand, die wiederholten Auffoderungen seiner Freunde, die Furcht vor einer fremden schlechten Uebersetzung, alle diese Rücksichten bewogen Mariana, sein Werk selbst ins Spanische zu übersetzen. Vier Ausgaben der Uebersetzung erschienen bei Lebzeiten des Verfassers, jede mit neuen Veränderungen, Zusätzen und Berichtigungen. Mariana's übrige Schriften sind 1. seine berühmte Abhandlung De rege et regis institutione, welche eilf Jahre nach ihrer Erscheinung als aufrührerisch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Mariana behauptete in diesem Werke, daß es erlaubt sey, sich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieses Buchs ist sehr selten geworden. 2. De ponderibus et mensuris; 3. Sieben Abhandlungen, welche zusammen in einem Foliobande 1609 in Cöln erschienen sind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana seinen Scholien über das alte und neue Testament, deren Beendigung Krankheit und Altersschwäche verhinderten. Dennoch ließ er sie 1619 zu Madrid drucken. Er starb 1623 zu Toledo in einem Alter von 87 Jahren.

Marie Louise Leopoldine Caroline, älteste Tochter des Kaisers Franz II. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, ist geboren den 12ten December 1791, und wurde dem Kaiser Napoleon vermält den 11ten März 1810. Man empfieng sie in Frankreich mit den glänzendsten Festen, und unzählige Broschüren verkündigten, daß durch Verschwägerung der Napoleoniden mit dem alten Stamme Habsburg der Continentalfriede nun

auf immer befestigt und gesichert sey. Napoleon führte seine ju
Gemahlin gleichsam im Triumph durch die Provinzen seines gro
Reichs; aller Orten empfieng sie Bewunderung und Verehrung,
schützender Genius schien sogar die Flammen in Schwarzenbergs B
säale von ihr abgewandt zu haben, und schon am Ende des Ja
verkündete Napoleon freudig seinen Völkern, daß Maria Lou
ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen, den längst ersehnten Thronerben
bären würde. Dieses prophetische Wort ging wirklich in Erfüllu
Am 20 März 1811 gebar Maria Louise, mit dem Titel König
Rom, und die ganze französische Welt jubelte laut; denn, nach
Ausdrücken des Moniteurs, dachte jedermann an die Zukunft
Macht, Ruhm und Glückseligkeit, welche sich an die Wiege di
Kindes knüpfte!!! Der Hofstaat der Kaiserin wurde nun noch gl
zender als zuvor; er zählte allein sechsundzwanzig vornehme Palasti
men u. s. f. — Im folgenden Jahre begleitete Maria Louise ih
kaiserlichen Gemahl nach Dresden, von wo sie mit ihren kaiserlic
Aeltern eine Zeit lang die geliebte Heimath besuchte. Dann kehrte
unter feierlichem Prunk wieder in die Hauptstadt des großen Rei
zurück, wo unter den sich drängenden Siegsberichten von der gro
Armee ihr der verfehlte Contre-Revolutionsversuch in Paris und
Erscheinung des 29sten Bülletins die ersten ängstlichen Augenblicke v
ursachten. Doch als Napoleon selbst erschien, war alle Furcht v
schwunden. Er ernannte seine theure Gemahlin feierlichst zur Regen
des Reichs vor seiner Abreise zum neuen entscheidenden Kampfe, da
unter so genau abgemessenen Instructionen und Beschränkungen, d
sie über die Maximen und die Art ihres Betragens als Stellvertre
rin des Monarchen nie zweifelhaft seyn konnte. Sie erfüllte ihre Pfli
ten mit fast beispielloser Gewissenhaftigkeit, wovon die letzten Rede
welche sie in der großen Rathsversammlung nach der unglücklich
Schlacht bei Leipzig hielt, Documente liefern, welche der Geschich
stets wichtig bleiben werden. In dem Unglück ihres Gemahls kann m
ihr durchaus das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht versage
ihm zu folgen, war ihr nicht vergönnt; eine Zusammenkunft mit ihre
Vater bestimmte fortan ihr Verhalten; sie schied von Napoleon, u
regiert jetzt das ihr durch den Pariser Frieden verliehene Herzogthu
Parma. Ihr Sohn wird in der Nähe ihres erhabenen Vaters erz
gen, der durch sein Benehmen bei dieser intriguanten Angelegenheit do
pelt ruhmvoll als Friedensstifter erscheint. zz.

Marie Louise (Königin von Spanien), Prinzessin von Parma
ward geboren am 9ten December 1751, und mit Carl IV. wider de
sen Willen, auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters, vermählt a
4ten September 1765. Sie ist eine kluge, höchstgewandte und ihre
Gemahle an Geisteskraft weit überlegne Frau. Frühzeitig wußte sie
dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfän
lich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unte
thänig zu machen und selbst die spanische Etikette so zu mildern, da
sie sich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was i
Staatsangelegenheiten vorging, war sie bald gut unterrichtet; oft wohn
te sie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe b
und nicht selten mußten die Minister Beförderungsdecrete, welche zu
Unterschrift schon bereit lagen, zurücknehmen, wenn sie einen ander
Candidaten befördert wissen wollte. Sie war nämlich klug genug
ihre Günstlinge nur von solchen Seiten zu empfehlen, die den Köni
am meisten einnahmen, und auch dann erst sich öffentlich zu dem Em

pfohlenen hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm seine Gunst schon geschenkt hatte, und sie also nur dem Befehle ihres Gemahls und ihres Gebieters Gehorsam zu leisten schien, wenn sie den von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf diesem Wege erhielt sie völlige Herrschaft über ihren Gemahl und schon als Prinzessin von Asturien hatte sie eine Intrigue mit dem ältern Godoy, dem Sohn eines armen Edelmanns in Estremadura. Allein der kluge König Carl III. hatte die Gewohnheit, sobald er dergleichen Liebesverhältnisse bei seiner Schwiegertochter entdeckte, den Günstling schnell zu entfernen, und so mußte auch Godoy der ältere den Hof und Madrid verlassen. Bald kam jedoch in die offene Stelle sein jüngerer Bruder Don Manuel Godoy, damals Leibgardist, ein schöner, angenehmer Mann, trefflicher Guitarrenspieler und Höfling. Maria Louise wußte ihre neue Liebe dem scharfsichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahle dergestalt in Gunst zu setzen, daß er bald dessen erster Liebling wurde. Nachdem also Carl IV. den Thron seines Vaters bestiegen, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern, ward endlich selbst einer Prinzessin aus königlichem Geblüte vermählt und mit dem Titel Principe de la Paz zum Generalissimus der spanischen Landmacht, und zum Generaladmiral der ganzen spanischen Marine ernannt. Maria Louise und Godoy regierten Spanien unumschränkt, und ihr beiderseitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand und dessen Partei beim alten Könige verdächtig zu machen, damit sie ungestört das Ruder fortführen könnten. Aus diesen Hofcabalen, an welchen unläugbar Maria Louise aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn thätigen Antheil nahm, entspann sich mit Hülfe französischer Intriguen und gegenseitiger Aufhetzungen jene seltsame, die spanische Thronrevolution vorbereitende Catastrophe vom 29sten October 1807, wobei der alte König seinen Sohn und Thronfolger vor aller Welt des Verbrechens beleidigter Majestät, projectirter Empörung und unnatürlicher Gewaltthat gegen seinen Vater beschuldigte. Doch wurde dieser schimpfliche Handel, weil Marie Louise und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, vorerst wieder beigelegt und der Prinz, welcher auf Godoy's dringende Vorstellung einen demüthigen Brief an Vater und Mutter gestellt, zu Gnaden angenommen. Seine bekannten Anhänger, Infantado und Escoiquiz, aber blieben vom Hofe verwiesen. Dem schimpflichen Vorspiele folgte bald die große Tragödie selbst; schon am 18ten März 1808 brach die weltbekannte Revolution von Aranjuez aus. Ferdinand warf seinen Vater vom Throne, nöthigte ihn zur feierlichen Entsagung der Krone, drohte, seiner Mutter Aufführung einer strengen Untersuchung zu unterwerfen, und setzte sich mit allgemeinem Volksjubel auf Spaniens Thron. Maria Louise hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildesten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als sich dem Kaiser Napoleon und seinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der schon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vorgerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher ins geheim (am 21sten März) gegen seine Thronentsagung protestiren, und durch Murats Adjutanten, Demouthion, wurde jene Correspondenz mit Murat eingeleitet und fortgesetzt, die ein ewiger Schandfleck für Marie Louise bleiben wird, indem sie selbst in einem eigenhändig am 18ten März geschriebnen Briefe ihren Sohn beschuldigte, er habe ein sehr schlechtes Herz, sey blutdürstig und habe Vater und Mutter nie geliebt. Murat mußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen seiner Feinde zu retten. Carl IV.,

Marie Louise und Godoy erschienen, von französischen Trupp escortirt, sämmtlich zu Bayonne vor Napoleons Thron, als Ankläg Ferdinands VII., und die schändliche Intrigue, wobei Dür einer der thätigsten Mitgehülfen war, entwickelte sich also, daß Ferd nand durch Todesdrohung zur feierlichen Entsagung des spanisch Throns zu Gunsten der Verfügung Napoleons gezwungen und als G fangener ins innere Frankreich nach Valençay abgeführt, Carl IV Marie Louise, Godoy und die Königin von Etrurien al mit königlichem Pompe nach Frankreich begleitet und daselbst ebenfal wie Staatsgefangene bewacht wurden. Man veränderte dort mannic faltig ihren Aufenthaltsort; zulezt war es Marseille, von wo sie na Rom abreis'ten, wo sie sich seit der Thronbesteigung ihres Sohnes no aufhalten. zz.

Marie Louise Josephine, Tochter Carls IV. und Marie Louisens, war geboren den 6ten Juli 1782 und mit Ludwig, I fanten von Spanien, vermählt, der durch die Convention vom 21st März 1801 das Herzogthum Toscana unter dem Titel Königrei Etrurien erhielt. Nach seinem Tode war sie Vormünderin des u mündigen Prinzen Carl Ludwig und Regentin des Landes, we ches durch den Tractat von Fontainebleau vom 27sten October 18 an Napoleon cedirt wurde, wogegen man der Königin die portugies sche Provinz Entre Minho e Douro zusicherte. An den Intriguen d Revolution von Aranjuez hatte sie großen Antheil, führte den lebha testen vertraulichen Briefwechsel mit Murat, und begleitete ihre Aelter nach Frankreich, ist jezt auch bei ihnen zu Rom. zz.

Marienburg, eine Stadt in Westpreußen, sonst Siz der deu schen Ritter (s. d. Art.) (polnisch Malborg), am Nogat mit 5400 E Von ihr hieß Catharina I. (s. dies. Art und d. Art. Peter I.) da Mädchen von Marienburg.

Marienglas s. Frauenglas.

Mariengroschen, Mariengulden, Marienthaler sin Münzen mit dem Marienbilde; ersteres eine Silber- und Rechnungs münze in Niedersachsen und am Niederrhein, ungefähr 8 Pf. am We the; die zweite Münze ungef. 13 gr. 4 pf. (nach dem Wienergulden fuß); die dritte gewöhnlich eine Gedächtnißmünze.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker, ge storben zu Paris 1742 in einem Alter von 82 Jahren. Er studirte di Mahlerei mit Erfolg unter seinem Schwager Jean-Baptiste Corneille aber der Rath seines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferstecher kunst vorziehn, in welcher er vortreffliche Arbeiten geliefert hat. — Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774 in einem Alter von 8 Jahren zu Paris starb, war von seinem Vater in der Kupferstecher kunst unterrichtet worden und hatte sich auf seinen Reisen durch Deutsch land und Italien vervollkommnet. Er verkaufte 1750 seinen Bücher verlag, kaufte sich die Charge eines königlichen Secretärs und Kan zelleikontroleurs, und beschäftigte sich einzig mit Vervollkommnung sei ner Kupferstichsammlung. Wir besitzen von ihm: 1. Traité du cabine du roi, Paris 1750, 2 Fol. Bde. voll gelehrter Untersuchungen; 2 Lettres à M. de Caylus; 3. Lettres sur la fontaine de la rue de Gre nelle; 4. die Beschreibung in der Sammlung von Kupferstichen nach Crozats Gemählden, 1729, 2 Foliobände; 5. Description sommaire de statues, figures, vases etc. desselben Cabinets, Paris 1750, 8. 6. De scription du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles. Paris 1755 Fol. — Mariette's Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihm

in Geschäftsverbindung und nachher in Freundschaft mit Caylus, Barthelemy und La Borde gebracht, von denen er den Auftrag bekam bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro-Santo-Bartoli die Aufsicht zu führen. Außerdem hat Mariette mehrere wichtige Werke, z. B. die Beschreibung der Arbeiten bei dem Guß der reitenden Statue Ludwigs XV., herausgegeben.

Marine. Das Wort Marine wird oft überhaupt mit dem Ausdrucke Flotte gleichbedeutend gebraucht; man spricht von einer Handels- und einer Kriegsmarine. Vornemlich werden unter Marine die Flotten von Kriegsschiffen verstanden, die gegenwärtig in Europa von mehrern Mächten ausschließlich zum Kriege gehalten werden. Ihr Ursprung datirt sich im Allgemeinen von der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien. Hatten gleich schon vorher die Staaten Europa's Kriege zur See geführt, so hatten sie doch noch keine ausschließlich zu diesem Endzwecke bestimmten Flotten unterhalten; man bediente sich gewöhnlicher Handelsschiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So bestanden die ersten Flotten der Spanier und Portugiesen, mit denen sie die entferntern Meere befuhren, aus Handelsschiffen, die zugleich zum Kriege gerüstet waren. England und Holland waren es, die zuerst eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beispiel, das die übrigen seefahrenden Staaten nachahmten. Die englische Marine, vom Anfange an eine königliche, entstand schon unter Heinrich VIII., ward aber erst unter Elisabeth von Wichtigkeit, während die holländische sich in dem Kriege mit Spanien bildete und seit der directen Fahrt nach Ostindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Seemacht der ostindischen und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, je mehr sich das Mercantilsystem über Europa verbreitete, eine immer steigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, eine entschiedene Superiorität zu erlangen, nur durch den Seesieg der Britten bei la Hogue im Jahr 1692 gebrochen ward, und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht sich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich, der die politische Wichtigkeit der Seemächte als solcher dauernd begründete. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts ward zugleich Rußland im Norden von Europa, wo bisher Schweden bei dem Verfalle der Hanse einen beinahe unbestrittenen Principat zur See geübt hatte, als Seemacht wichtig; Peter errang mit selbstgebauter Flotte die Herrschaft der Ostsee. Doch blieben die Seemächte England und Holland fortdauernd die ersten in Europa, bis seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts, vorzüglich seit der Epoche des siebenjährigen Kriegs, das rüstige England eine allmählich immer entschiednere Superiorität über seine alten Nebenbuhler, die Holländer, errang, die durch alle folgende Kriege befestigt und durch den französischen Revolutionskrieg vollendet, England in unsern Tagen zur herrschenden Seemacht in Europa gemacht hat. — Um überhaupt eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, wird vorausgesetzt, daß ein Staat eine ausgedehnte Handelsschiffahrt besitze und, was davon größtentheils abhängt, sich die zur Erbauung und Ausrüstung von Schiffen erfoderlichen Materialien leicht verschaffen könne. Die erste dieser Bedingungen setzt ihn allein in den Stand, zu jeder Zeit viele und, worauf es hier vorzüglich ankommt, geübte Seeleute zu haben. So lange daher ein Staat größtentheils nur Passiv-Handel treibt, wie z. B. Rußland, werden auch alle seine Versuche, eine Seemacht zu

werden, nur theilweise Erfolge haben können. Die zweite unerläßlich
nothwendige Bedingung hängt theils von ausgedehnten Handelsverbin-
dungen, theils und vorzüglich von der geographischen Lage des Landes
ab. In beiden Rücksichten besitzt England unläugbar große Vorzüge
vor den übrigen europäischen Staaten. Was den Nutzen einer See-
macht betrifft, so gewährt dieselbe, so wie der Gewinn von Seeschlach-
ten, mehr einen negativen als positiven Vortheil. Eine mächtige See-
macht dient zum Schutze des Handels und der Colonien, ungleich we-
niger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeschlachten mögen drohende
Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen positiven
Resultaten führen. Schon hieraus ergiebt sich, daß ein Principat der
Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Nationen
des Continents von Europa so gefährden könne, wie dies von einer vor-
herrschenden Continentalmacht zu fürchten ist. Cz.

Marini oder Marino (Giambatista), war 1569 unter dem
schönen Himmel Neapels geboren. Dem Willen seines Vaters zuwider,
der ihn zu einem Juristen bilden wollte, folgte er seiner Neigung zu
Dichtkunst. Er verkaufte seine juristischen Bücher, um sich Gedichte an
zuschaffen, und ward selbst seiner Liebhaberei nicht untreu, als sein er
zürnter Vater ihm sein Haus verbot und ihm jede Unterstützung ver
sagte: denn er hatte sich durch mehrere Arbeiten bereits so vortheilhaf
bekannt gemacht, daß er wegen seines Fortkommens unbesorgt war. E
fanden sich auch bald Bewunderer seiner Talente, die seine Liebe z
den Musen nährten. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung i
seinem Palast, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca
Großadmiral des Reichs, in seine Dienste. Hier lernte er Torquat
Tasso kennen, der sich in der letzten Periode seines Lebens zu Neap
aufhielt. Der Umgang mit diesem großen Dichter war für seine Bil
ung nicht ohne Vortheile, so sehr auch Unglück bereits dessen Gei
bgestumpft hatte. Er hatte sich verschiedne Jahre in dieser Lage be
inden, als eine jugendliche Unbesonnenheit ihn ins Gefängniß bracht
obwohl seine Freunde ihn bald wieder befreiten, verließ er doch Neap
nd ging nach Rom, wo er in dem Cardinal Pietro Aldobrandini eine
Beschützer fand. Im Gefolge desselben kam er nach Turin, wo er sic
urch ein schmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, unte
m Titel: il ritratto, eine günstige Aufnahme zu verschaffen wußte
nter andern Beweisen, die ihm Carl Emanuel von seinem Wohlwolle
ab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus un
n Titel eines herzoglichen Secretairs. Seine Eitelkeit und satyrisch
une verwickelten ihn aber bald in allerlei verdrießliche Händel, die ih
dlich nöthigten auch Turin zu verlassen. Er begab sich nach Pari
hin ihn Margaretha, die geschiedne Gemahlin Heinrichs IV., eingel
n hatte. Da diese unterdeß gestorben war, fand er eine Beschütz
an Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin dieses Königs, d
n einen Jahrgehalt von 2000 Kronthalern aussetzte. Er bezeig
seine Dankbarkeit durch ein Gedicht Il Tempio, wofür er neue B
nungen erhielt. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zog ihn g
das Ende des Jahrs 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich e
ige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Academia degli Umoristi zu i
Vorsteher ernannte, und begab sich dann nach seinem Geburtsor
r wählte er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthal
hoffte seine erworbenen Güter in Ruhe zu genießen, als der T
1625 wegraffte. Er wurde in der Kirche der Theatiner zu Neap
raben, und die Humoristen feierten ihm Exequien, die eines Fürst

würdig waren. Marino's berühmteste Arbeit ist sein heroisches Gedicht Adone in zwanzig Gesängen, das mit eben so vielem Enthusiasmus bewundert, als bitter getadelt worden ist. Getadelt hat man Anlage und Ausführung, und manche wollüstige Gemählde, wegen deren der Adone in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlassend, seine Schreibart durch Schwulst, erkünstelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortspiele (sogenannte Concetti) entstellt habe. Letzterem Vorwurf liegt zum Theil Einseitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geschweige denn als Muster aufzustellen, wozu nur die einfache Größe sich eignet; aber wir schätzen und bewundern seinen Scharfsinn, die geistreichen Spiele seines Witzes, und seine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht sowohl er selbst, als seine Nachfolger verdienen Tadel, welche ohne Geschmack und Geist ihn zu copiren glaubten, wenn sie sich bis zum Abenteuerlichen verirrten. — Werthes hat die schönsten Stellen des Adone im Auszuge zusammengestellt. — Die übrigen Werke Marino's bestehn in einem erzählenden Gedichte La strage degli innocenti, und einer großen Anzahl vermischter Gedichte, die theils unter dem Titel La Lira, theils unter der Ueberschrift La Sambogna verschiedentlich gedruckt sind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andern Sachen in Prosa und Versen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen noch seine Sonette, worunter einige zu den vorzüglichsten gehören, welche die italienische Sprache besitzt.

Marino (S.), eine kleine Republik in Italien, welche im Kirchenstaate auf einem von den Herzogthümern Romagna und Urbino umgebenen Gebirge liegt, und unter päpstlichem Schutze steht. Sie besteht schon über dreizehn und ein halbes Jahrhundert, und soll auf folgende Art entstanden seyn. Ein Mauermeister, Namens Marino, begab sich auf den einsamen Berg und führte ein einsiedlerisches Leben. Er kam dadurch in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Besitzerin des Bergs schenkte ihm denselben. Nun bauten sich hier allerlei Leute an, die mit der Zeit einen eignen Staat bildeten, und denselben nach jenem Einsiedler nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennarosta in der Nachbarschaft und im J. 1170 ein anderes Namens Casolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leistete sie dem Papste Pius II. Beistand, der sie dafür ansehnlich beschenkte. Damals war sie im größten Flor, allein gegenwärtig ist sie wieder in ihre alten Gränzen eingeschränkt. Im Jahr 1739 wurde sie zwar auf Verlangen einiger Unterthanen von dem Cardinal Alberoni, päpstlichem Legaten zu Ravenna, dem römischen Stuhle unterwürfig gemacht, aber auf die vom Rathe geführten Klagen kurz vor dem Tode Papsts Clemens XII. wieder in ihre Freiheit eingesetzt. Die Regierung besteht aus einem Rathe von 60, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Personen. Bei wichtigen Angelegenheiten versammelt sich der große Rath, wozu jede Familie eine Person gibt. Die vornehmsten Beamten sind zwei Capitani, die ihr Amt sechs Monate verwalten, und der Commissarius oder Civil- und Criminalrichter, der den Capitani zugegeben, allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter ist, und auf drei Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannschaft steht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von den Capitani ist. Die ganze Republik von 1/2 Quadratmeile enthält in den 10 Kirchspielen der Stadt S.

Marino und den zwei dazu gehörigen Dörfern 7000 Einwohner. I
Wappen ist ein Berg, auf dem drei Castelle stehn.

Marionetten, Marionetten-Theater. Marionetten si
eine Gattung künstlicher Puppen, welche an verborgnen Fäden, Schn
ren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit welchen m
auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauspi
aufführt, indem die hinter den Coulissen befindlichen Personen die Wor
dazu sprechen. Gewöhnlich spricht der Marionettenspieler, der die B
wegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialo
Sie waren schon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Her
dot, Xenophon, Aristoteles u. A. solcher hölzerner Figuren, die dur
Fäden in Bewegung gesetzt werden u. s. w., Erwähnung thun. M
brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujage
den Pöbel auseinander zu treiben u. s. w. (S. Beckmanns Geschich
der Erfindungen.) In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, n
mentlich in Frankreich großen Beifall gefunden; ja man wollte sog
die Erfindung derselben einem Franzosen, Brioché, einem Zahnausreiß
zu Paris, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zuschreiben, der
aber nur vervollkommnet hatte. Selbst eine Marionetten-Op
gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. (S. d. Art. Oper
In mehreren großen Städten Italiens befinden sich noch Marionette
theater (z. B. in Mailand das Theatro Giromalo), welche regelmäß
mit den übrigen Schaubühnen spielen und von den ersten Ständen b
sucht werden. Die Figuren sind hier so künstlich eingerichtet, daß
Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern auszuführen im Sta
de sind. Auch in Deutschland gibt es herumziehende Marionettenthe
ter, die zum Theil durch ihre mechanische Fertigkeit, zum Theil dur
ihre derben, aber oft ächtkomischen, aus dem Leben gegriffenen Spä
selbst ein gebildetes Publikum zu ergötzen vermögen. Doch ist hier d
Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabg
sunken; es wird von den nichtswürdigsten Landstreichern, die mit d
unanständigsten Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu
haschen suchen, oft nur als ein Hülfsmittel gebraucht, um sich in Lä
der einzuschleichen, in welche ihnen sonst der Eintritt versagt seyn wü
de, und den Beutel des unwissenden und leichtsinnigen Pöbels zu feg
Daher in mehreren Staaten, namentlich im Preußischen und im Dä
schen, strenge Gesetze gegen die Zulassung der unbefugten Kunst- u
Marionettenspieler ergangen sind.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin sous Beaûne, wu
1666 in die französische Akademie aufgenommen und starb den 12
Mai 1684. Er hat die Physik und Mechanik mit vielen E
deckungen bereichert und verschiedne geschätzte Schriften herausgegeb
Er besaß ein besonderes Talent im Experimentiren, wiederholte die V
suche Pascals über die Schwere, und machte Beobachtungen, die jen
großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine M
ge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewä
nach der verschiednen Höhe der Behälter. Er stellte sodann Unter
chungen über die Leitung des Wassers an und über die Stärke, wel
die Röhren haben müssen, um dem Druck zu widerstehn. Auch
stimmte er die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von i
hat der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grunds
daß die Dichtigkeit derselben sich wie das Gewicht, das sie trägt,
wie die zusammendrückende Kraft verhalte, den Namen das Mari
tische Gesetz. Die von Ch. Wren zuerst bearbeitete Lehre vom E
ße bearbeitete er genauer und vollständiger. Seine Werke sind 1717

leiden in 2 Quartbänden erschienen. Die wichtigsten derselben sind: Traité du choc des corps; Essai de physique; Traité du mouvement des eaux; Nouvelles découvertes touchant la vue; Traité du nivellement; Traité du mouvement des pendules; Expériences sur les couleurs.

Marius (Cajus). Dieser berühmte Römer ward aus dem Lande der Arpnier im Gebiete der Volscer gebürtig und stammte von geringen Aeltern. Ohne seinen Geist durch wissenschaftlichen Unterricht, noch selbst seine Sitten durch Erziehung zu bilden, hielten diese ihn von Jugend auf zu harten Landarbeiten an. Aber er besaß bei einem kraftvoll entwickelten Körper viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist. Aber sein Charakter war rauh und wild, unbiegsam und ehrgeitzig. Mit diesen Eigenschaften wählte er die kriegerische Laufbahn, und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte schon den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er sich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Energie er zu handeln gesonnen sey, zeigte er schon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, schlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die hinausgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu sichern (lex Maria). Die Patricier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von Marius Rechenschaft vor dem Senat. Beide Consuln erklärten sich gegen ihn; er aber drohte unerschrocken, ihnen die Gewalt seines Amtes zu beweisen, und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm eben so sehr die Liebe des Volks, als die Patricier in ihm einen Feind ihres Ansehns zu hassen anfingen. Bald aber lernten sie ihn auch achten, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatscasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getraides an die armen Bürger milderte. Um die Aedilwürde bewarb er sich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, wurde er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, indem er den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand zu ersetzen wußte. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Er säuberte das Land von Straßenräubern und suchte die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu führen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband sich durch Heirath der Julia, einer Tante des Julius Cäsar, mit dem angesehnen Geschlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Consul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthinischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleich stellte, erwarben ihm eben so sehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metellus Ursach, seine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen beiden stieg immer höher. Marius bat endlich den Metell, ihn

nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewer-
ben wolle. Nicht ohne Spott grif dieser seine hochstrebenden Plane an
und verweigerte die Erlaubniß. Jener aber setzte dem Widerstand Aus-
dauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der
Wahl der neuen Consuln, jenem die Erlaubniß zur Abreise abgedrungen
hatte. In sechs Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Ver-
läumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von sich
selbst das Volk dergestalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum
Consul erwählt, sondern auch (ob man gleich den Metellus schon in
dem Proconsulat von Numidien für das dritte Jahr bestätigt hatte)
zum Oberbefehlshaber in dieser Provinz ernannt wurde. Dies geschah
im J. Roms 646; sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Da Ma-
rius wohl einsah, daß er als ein Plebeier nicht hoffen dürfe, sich die
Gunst der Patricier zu erwerben, und er sein Ansehn nur auf einen
mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entschiedner
Gegner der Vornehmen auf, denn schon dadurch war er des Beifalls
der Menge gewiß. Je heftiger seine Reden den Adel angriffen, desto
mehr gewannen sie beim Volke Beifall. Er rüstete sich unverzüglich
zum Kriege und versammelte ein Heer. Um bei der Abneigung der
Reichen, sich anwerben zu lassen, seine Legionen vollzählig zu machen,
nahm er seine Zuflucht zur letzten Bürgerclasse, den capite censis, wel-
che man bisher nur im äußersten Nothfall gebraucht hatte und lehrte
den röm. Pöbel sich durch Kriegsdienste bereichern. Mit Blitzesschnelle
erschien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der
numidische Krieg nicht seinem Ende nahe. Vielmehr hatte Ju-
gurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bun-
desgenossen bekommen. Sie standen mit zwei Heeren den Römern ent-
gegen. Marius vermied im ersten Sommer eine Hauptschlacht, bis die
Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Da drang er auf ein-
mal durch die numidischen Wüsten gegen Capsa, die Hauptstadt des
Landes, vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Bei-
spiel barbarischer Strenge, unterwarf sich alles, wohin er kam, den Rö-
mern; was widerstand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Wäh-
rend Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quä-
stor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich schnell durch
Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die
Freundschaft des Oberfeldherrn, der anfangs über seine Erscheinung
mißvergnügt gewesen war. Nach der Eroberung von Mulucha zog
Marius sich an die Meeresküste zurück, um seine Truppen in die Win-
terquartiere zu führen. Auf diesem Marsche griffen ihn Bocchus und
Jugurtha an, und schlossen ihn, als er sich auf zwei Berge zurückgezo-
gen und dort verschanzt hatte, ein. Die Römer schienen verloren, als
Marius die vom Tanzen und Schmausen ermüdeten Feinde im ersten
Schlafe überfiel und fast gänzlich aufrieb. Auf diese Niederlage ver-
söhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha
aus; Marius aber theilte einige Länder desselben unter den Bocchus,
Hiempsal II. oder Mandrestal und machte die andern zur römischen
Provinz. Sylla, der die Friedensunterhandlungen betrieb, und sich auf
den öffentlichen Denkmälern die Besiegung Numidiens zuschrieb, reizte
dadurch die Eifersucht des Marius sehr. Dieser war noch nicht nach
Rom zurückgekehrt, als er mit der freudigen Nachricht überrascht wur-
de, daß er zum zweiten Mal zum Consul erwählt sey. Das Volk, durch
die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese
Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. Marius eilte nach Rom, wo er

triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf zu seinem Commando nach Gallien jenseit der Alpen ab und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Ober-Italien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehn, nach Gallien und Spanien gegangen waren, so mußte sich Marius begnügen, seine Armee durch strenge Kriegszucht zu bilden. Das Lob, das er sich dadurch erwarb, und die fortdauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hinter einander noch zum dritten und vierten Mal das Consulat erhielt. Nur nach einer scheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mitconsul, Luctatius Catulus, am Fuße der nordischen Alpen dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone die Passage der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Canal, die bekannte Fossa Mariana, an, durch den er das Wasser der Rhone leitete, so daß er nun Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war diese Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erschien und sich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in seiner Stellung, denn er trug Bedenken, so überlegnen Feinden im offnem Felde zu begegnen, und hoffte sie durch Abschneidung der Lebensmittel wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu schwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüssig, beschlossen, ihren Marsch, ohne des römischen Heers zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquä Sertiä ein. Er griff zuerst die Ambronen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erschlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von diesem großen Siege brachten ihm Gesandte aus Rom die Botschaft, daß ihm ein fünftes Consulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er sich durch Besiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Diesen, die von der Ostseite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er sich mit Luctatius. Die Cimbern, welche den Römern gegenüber gelagert, die Ankunft der Teutonen und Ambronen erwarteten, foderten durch eine Gesandtschaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenossen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr, und ihr König Bojorix foderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebne, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbrischen Heere, das aus 300,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehörig auszubreiten, und bestimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann stark. Obgleich Marius aus Ehrgeiz sich selbst den Hauptangriff vorbehalten hatte, so fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entscheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollständig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben sich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sclaverei vor. Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und ersterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das sechste Consulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlschlagen, obgleich der große Metellus Numidicus sein Nebenbuhler war. Er verband sich jetzt mit dem vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus, und dem Prätor Servilius Glaucia, und diese drei suchten alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patricier ih-

rer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geschah besonders
durch das Gesetz, daß jede Volksverordnung fünf Tage nach ihrer Be-
kanntmachung vom Senat bestätigt werden solle. Die Senatoren muß-
ten dies Gesetz beschwören, und Metellus, der sich dessen weigerte, wur-
de ins Exil geschickt. Indeß hatte Marius sich durch seine Zweizüngig-
keit beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und wurde bei der
neuen Consulwahl übergangen; Saturninus und Glaucia aber kamen
in einem Volksaufstand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung
des ihm verhaßten Metellus verließ Marius Rom und ging nach Asien,
unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich
aber, um durch Anzettelung eines neuen Krieges neue Wichtigkeit zu
erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen
und den Sylla in hohem Ansehn beim Volke. Dies entflammte seinen
Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn
nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der
Bundesgenossenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar
einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete, als man
hätte erwarten sollen. Alter und Kränklichkeit hatten seine Kraft ge-
schwächt; er legte daher seine Feldherrnstelle noch im Laufe des Kriegs
nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürger-
krieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben
sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf
des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P.
Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand, und
trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Commando
und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieses aber,
dem Sylla anhängend, setzte sich unter Anführung desselben nach Rom
in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten
ausübte. Ohne Widerstand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus
dem Marius mit seinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die
Acht. Dieser hatte auf seiner Flucht mit tausend Gefahren und Wi-
derwärtigkeiten zu kämpfen. Von seinem Sohne getrennt, irrte er an
der Küste Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals sei-
nen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem
Sumpfe hervorzog, in welchem er sich vor ihnen zu verbergen gehofft
hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach
einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu
gehorchen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war,
ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte
unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid;
sie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküste, von wo
ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des
zerstörten Carthago, und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, der ver-
gebens in Numidien Hülfe gesucht hatte. Beide verlebten den Winter
auf der Insel Cercina, als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna
die marianische Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Er
eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte
sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom,
welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln
und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat gegen das Versprechen, daß
kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen.
Dies geschah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung seines
Exils die Stadt betreten, und schon waren die Bürger dazu versam-
melt, als er mit seinem zügellosen Anhange eindrang, und ein fürch-

zerliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Er hatte alle zu ermorden befohlen, deren Begrüßungen er nicht auf gleiche Weise erwiedern würde. Alle Senatoren, die sich der Volkspartei widersetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen confiscirt. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannte dieser sich und den Marius eigenmächtig zu Consuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete diese Würde zum siebenten Mal, aber er starb schon nach den ersten siebzehn Tagen, erschöpft von den überstandnen Beschwerden, und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute sich des Todes seines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder ehrgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chablain de), französischer Roman- und Theaterschriftsteller, geboren zu Paris 1688, erhielt von seinen wohlhabenden Aeltern eine sorgfältige Erziehung, die seine Talente früh entwickelte. Das Theater fesselte seinen Geschmack; da er aber im Felde der Charakterstücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er sich dem Intriguenstück. Er faßte die Naivetät unwillkührlich sich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit ist ihm nicht abzusprechen, doch ist sie mit einer gewissen Kleinlichkeit des Geistes gepaart. Charaktere weiß er eigentlich eben so wenig zu schildern als Intriguen zu ersinnen. Jenen fehlt Leben, diesen Mannichfaltigkeit. Die Verwickelung ist gewöhnlich so lose und durchsichtig, daß man ihre Auflösung schon im ersten Augenblicke erwartet. Dabei ist er in seinen Motiven so einförmig und manierirt, daß die Franzosen eine eigne Benennung (marivaudage) dafür erfunden haben. Bei ihrer Erscheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben sich auf dem Theater erhalten. Sie sind gesammelt in 5 Duodezbänden 1758 erschienen. Außerdem hat Marivaux geschrieben: 1. Le spectateur françois, welcher jedoch dem englischen Zuschauer weit nachsteht; 2. Vie de Marianne, einer der besten französischen Romane, reich an interessanten Situationen, wahren Schilderungen und zarten Empfindungen, aber etwas zu wortreich, (Friedr. Schulz hat diesen Roman unter dem Titel Josephe abgekürzt übersetzt); 3) Le paysan parvenu, (der emporgekommene Landmann, übers. von Mylius), geistreich und lustig, aber eben so wenig wie der vorgenannte Roman von ihm beendigt; 4. L'Homère travesti; 5. Le philosophe indigent; 6. Pharsamon, sämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt seinen guten Romanen der Vorzug vor seinen Theaterstücken. Sie drehen sich nicht, wie diese, in dem engen Kreise einer sich verbergenden Liebe; aber seine Gemählde von Leidenschaften haben mehr Zartheit als Energie, gehen oft ins Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen ist eben so tadelhaft wie in den Komödien, kostbar und witzelnd. — Uebrigens war Marivaux angenehm im Umgang und von großer Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Nothleidenden half er mit der größten Aufopferung. Die Gunst der Großen suchte er nie; aber eben so wenig scheute er sich anzunehmen, was ihm das Glück darbot. Er starb zu Paris im J. 1763.

Mark bedeutete früherhin so viel als Gränze, besonders die Gränze eines Landes oder Bezirks (daher auch Dorfmark, Feldmark, Holzmark) und das Gränz- und Kennzeichen, ferner auch ein Gränzland oder eine Gränzprovinz des Reichs, welche zur Sicherheit desselben befestigt und durch Markgrafen (s. d. Art.) befehligt wurde, wie die Mark Brandenburg. Vorzugsweise und ohne Beisatz führt den Namen Mark eine

Grafschaft im westphälischen Kreise, welche gegen Norden an das Fürstenthum Münster, gegen Osten an das Herzogthum Westphalen und gegen Süden und Westen an das Herzogthum Berg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 Quadratmeilen und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern nördlichen, und in das Sauerland den kleinern südlichen Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar, hat auch starken Getraidebau und Viehzucht; dieser ist rauh, felsicht, und wenig fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und vorzüglich einen großen Vorrath sehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufakturen desto willkommner sind, da es wenig Holz gibt. Die Manufakturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menschen. Im Jahr 1801 betrug die Einwohnerzahl 133,000, deren größter Theil lutherisch ist; die Einkünfte schätzte man auf 400,000 Thaler. Die gemeinschaftliche clevisch-märkische Regierung befand sich zu Cleve, nachher zu Münster, die Kriegs- und Domainenkammer aber zu Hamm. Die Grafschaft Mark fiel aus der jülichschen Erbschaft an Churbrandenburg; der große Churfürst versprach den Einwohnern, daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollten. Seitdem befand sich das Land sehr glücklich, und als 1805 und 6 verschiedne Ländertausch Statt fanden, erinnerten die getreuen Einwohner, besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines großen Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Nur die eiserne Nothwendigkeit konnte ihm im tilsiter Frieden die Abtretung der Grafschaft Mark abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von den Preußen wieder in Besitz genommen wurde.

Mark heißt in der Physiologie einmal die fettige Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in denselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; dann aber auch das zellichte Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stamms und der Aeste antrifft. Dieses Pflanzenmark verbreitet sich auch noch durch andre Theile der Gewächse, und hat mit dem zellichten Gewebe der Rinde die größte Aehnlichkeit. Es besteht aus den feinsten Fäserchen der Gewächse, die nach allen Richtungen durch einander laufen und so ein feines Gewebe bilden, in welchem sich sehr kleine Höhlen oder Zwischenräume befinden. Diese Höhlen erscheinen nicht nur in verschiednen Pflanzen, sondern auch in den verschiednen Theilen derselben Pflanzen in veränderter Gestalt. Mit dem zellichten Gewebe der Rinde steht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. Es verbreitet sich bis in die Blätter und Blüthen und endigt sich gleichsam im Samen, mit welchem die Pflanze ihre äußersten Markspitzen abwirft. Das Mark scheint der wesentlichste Theil der Gewächse zu seyn, der zum Wachsthume unentbehrlich ist. Vermindert es sich, so wird auch das Wachsthum geschwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben abstirbt, so verschwindet das Mark gänzlich. Wegen seiner zellichten Bildung ist das Mark zur Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Vegetabilien ganz besonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären, so würde auch die Ernährung nicht von Statten gehn; dies erhellt, wenn sich das Mark zusammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze ist sodann zu Ende. Die Halme des Getraides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert sich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Sein

Fasern vereinigen sich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur fester, sondern auch enger mit eindnder verbunden; während das Mark in den äußern Ringen noch seine Dienste thut, bis der Baum gänzlich abstirbt.

Mark heißt auch ein Gewicht, womit besonders Gold und Silber gewogen werden. Die Mark Goldes wird in 24 Karat (s. d. Art.) eingetheilt. Die Mark Silbers in 16 Loth, das Loth in 6 Gran. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Rthlr. Im 14ten Jahrhundert aber änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthiges Silber oder die löthige Mark betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine cölnische Mark 13 Thlr. 8 Gr. Sächsisch oder 14 Thlr. Preußisch. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermischt ist. Dann ist Mark auch eine Metall- oder Rechnungsmünze, jedoch von verschiedenem Werth. Die Mark Banco beträgt 11 Gr. 4 Pf., eine Mark Dänisch 4 Gr. 8 Pf.; eine Mark Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark lübisch 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kreuzer Reichsgeld. Die englische Mark ist 2/3 Pfund Sterl. Eine Mark löthiges Gold macht 36 Ducaten.

Markbriefe heißen außerordentliche Erlaubnißscheine, welche besonders in England den Befehlshabern der Kauffahrteischiffe oder den Kapern ertheilt werden, um gegen feindliche Fahrzeuge kreuzen und sie auf der See und in Häfen wegnehmen zu dürfen.

Markgraf (marchio) war ursprünglich ein Befehlshaber an der Gränze (Mark) oder in einem Gränzlande, um solches gegen Auswärtige zu beschützen. Obgleich schon zu Carls des Großen Zeiten Marken und Markgrafen vorkommen, so gab es deren in Deutschland doch erst im 10ten Jahrhundert durch Kaiser Heinrich I. Ordentlicher Weise standen sie unmittelbar unter den deutschen Königen und Kaisern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Gränze gehörte: doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die selbst in den ihnen zur Beschützung übergebnen Districten ansehnliche eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürstlich, so daß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand, und einen Fürsten eines Landes bedeutete, welches ehedem eine Mark gewesen war.

Markig, im Franz. moëlleux, nennt man in der Mahlerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolznen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken; im Gegentheil des Harten, Trockenen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremias), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, dessen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühmtesten englischen Kritiker. Er war 1693 geboren, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und starb, nachdem er lange an der Gicht gelitten hatte, im J. 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im Jahr 1728 erschien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch scharfsinnige Conjecturen herstellte. Ferner sind von ihm anzuführen: Lysiae Oratt. 1763, 4.;

Max. Tyrii Dissertatt. 1740, 4.; Epistola critica ad Franc. Hare, i qua Horatii et all. loca illustr. 1723. 8; De Graecorum quinta decli natione etc.; Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus, 1745, 8. welchen eine Dissertation angehängt ist, worin er die Echtheit von di ciceronianischen Reden mit vielem Scharfsinn angreift. Im J. 17 gab er sehr schätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Eur pides heraus. Außerdem hat er Antheil an der Ausgabe des Lysia und Demosthenes von Taylor, an der Ausgabe des Hippolyt von Mu grave, und des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der vornehmsten altdeutschen Völkerscha ten, deren Name so viel als Gränzvolk bedeutet. Sie wohnten se Cäsars Tode zwischen der Donau und dem Rhein. Nachdem die R mer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomanne durch ihre Nachbarschaft zu gefährlich wurden, zogen sich diese vo Rhein weg, und bemächtigten sich unter ihrem berühmten König Ma roboduus (Marbod) des einst so mächtigen Reichs der Bojer im heu tigen Böhmen, Bojenheim von den Deutschen genannt. Die Mar komannen wurden von Zeit zu Zeit durch neue Ankömmlinge aus de innern Ländern verstärkt; Maroboduus aber vereinigte bald eine Meng Völker mit List und Gewalt und machte sich zum Oberhaupt eines den Römern äußerst gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 Mann wohl disciplinirter Truppen ins Feld stellte. Die Römer wurden durch einen Aufstand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher schloß Tibe rius im sechsten Jahre nach Chr. einen Vergleich mit ihm; später aber schlugen ihn die Cherusker unter Herrmann im J. 19 nach Chr., und er floh nach Italien. Gleiches Schicksal hatte sein Nachfolger, der Go the Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwiesen, ihre Begleiter aber in Ober-Un garn unter dem Quaden Vannius sich ansiedelten. Anverwandte de Maroboduus beherrschten die Markomannen, die sich bis auf Domitian aller Feindseligkeiten gegen die Römer enthielten, obgleich dieselben von Augusta Vindelicorum bis Carnuntum keine Festungen hatten. Seit dem wagten sie Einfälle in das römische Gebiet. Trajan und Hadrian hielten sie in Schranken; unter Aurelius brachen sie gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe wichen sie über die Donau zu rück und schlossen Frieden. Sie hielten ihn aber nur so lange, als man ihnen ihre Jahrgelder zahlte, oder Rom einen entschloßnen Regenten hatte; sonst verheerten sie Noricum und Rhätien, und drangen selbst durch die Alpenpässe. Unter Aurelian setzten sie ganz Italien in Schre cken. Diese Angriffe dauerten im dritten und vierten Jahrhundert fort Aber im fünften hörten sie auf und der Name der Markomannen ver schwand. Die Völkerwanderung, die immer neue Völker in diese Ge genden vordrängte, brachte die Namen der alten Bewohner in Verges senheit. Nach der Zerrüttung der großen Monarchie des Attila finde wir in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Rugier, Heruler Scyren, Turcilinger. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, di Bojoarier, in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Man nert aus sehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die, von de Rugiern, Longobarden u. s. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerl hält. Die Bojoarier sind die Vorfahren der Bayern (s. d. Art.) S lebten lange als ein freies Volk unter eignen Fürsten, die sich König nannten. Theuderich, der Ostgothen König, stand mit ihnen im Bund Aber mit dem ostgothischen Reiche sank auch ihr Ansehn, bis die Fran ken sie unterwarfen, und endlich ihr letzter Herzog, wie ihre Könic

jetzt hießen, mit Namen Thassilo, gezwungen wurde, sich in ein Kloster zurückzuziehn. Sie gehörten seitdem zum fränkischen Reiche.

Markscheide heißt im Bergbau ein gewisses Merkmal, womit man die Orte bezeichnet, wo die Gänge und darauf gemutheten Fundgruben einer Zeche aufhören, um sie von angränzenden Grubengebäuden einer andern Zeche abzusondern, auch dieser Ort selbst. Dieser Ort wird am Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, gewöhnlich durch einen Lochstein, in der Grube aber oder unter der Erde durch ein Zeichen, welches in das feste Gestein eingeschlagen wird, und auch die Markscheidestufe heißt (gewöhnlich †) bezeichnet.

Markscheidekunst (Geometria subterranea) nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau, oder die Kunst, die Grubengänge auf der Oberfläche richtig zu bestimmen und zu bezeichnen. Ihre Benennung ist unstreitig aus den altdeutschen Worten Mark oder Mar (Gränze) und scheiden (theilen) entstanden. Sie ist eine dem Bergmann unentbehrliche Kunst und von diesem auch zuerst erfunden worden. So wie viele andre nützliche Künste dem Deutschen ihre Entstehung verdanken, so ist dies auch hier der Fall. Das erste Werk über Bergbau, worin auch diese Kunst abgehandelt wird, erschien 1556 von G. Agricola in lateinischer Sprache. Am vollständigsten schrieb jedoch über diese Kunst zuerst N. Voigtel 1686. Seitdem hat sich diese Kunst, so wie die Bergbaukunde überhaupt, sehr ausgebildet und vervollkommnet. BC.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten Feldherren und Staatsmänner, welche England hervorgebracht hat, war geboren 1650 zu Ash in Devonshire. Er kam früh an den Hof und erwarb sich schon in einem Alter von 12 Jahren die Gunst des Herzogs von York. In seinem 16ten Jahre machte ihn dieser zum Fähndrich. Die erste kriegerische Unternehmung, der er beiwohnte, war die Entsetzung von Tanger, welches die Mohren belagerten. Im Jahr 1672 zeichnete er sich unter dem Herzog von Monmouth im niederländischen Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Mastricht erwarb er sich so glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angesicht der Armee für seine Tapferkeit dankte. Er ward Oberster und besorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieser 1685 unter dem Namen Jacob II. den englischen Thron bestieg, schickte er den Baron Churchill als Botschafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu diesem überzugehn, welcher Churchills Fähigkeiten so gut einsah, daß er ihn sogleich zum Generallieutenant erhob. Ueberall handelte Churchill mit so vielem Verstand und Eifer für das gemeine Beste, daß der König ihn 1689 in den geheimen Rath aufnahm und gleich darauf zum Grafen von Marlborough ernannte. Im J. 1690 ging er als Befehlshaber der Armee nach Irland, und zwang die starken Besatzungen von Cork und Kinsale, sich gefangen zu geben. Allein seine Thaten machten den Neid rege und Wilhelm wurde so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm seine Ehrenstelle nahm, und ihn bis 1698 ohne Auszeichnung und Belohnung ließ. In diesem Jahre rief ihn der König zur größten Verwunderung des Hofes zurück, machte ihn zum Hofmeister des Herzogs von Glocester, und bemühte sich seit dieser Zeit, den Grafen seine lange Abwesenheit und Ungnade zu vergüten. Er machte ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der ganzen englischen Macht in Holland,

und zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten im Haag. Als die Königin Anna 1702 den Thron bestieg, ertheilte sie ihm den Hosenbandorden, und bestätigte ihn in allen seinen Würden. Seine Talente wurden bereits so allgemein anerkannt, daß alle Allirte Englands ihre Truppen seinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge dieses Jahres mußten die Franzosen, die seit einem Jahrhundert immer siegreich gewesen, vor Marlborough fliehn, und ihm ihre Festungen überlassen. Den nächsten Feldzug eröffnete er mit der Belagerung von Bonn, welches er zu kapituliren zwang. In demselben Jahre endigte er den flandrischen Feldzug und im folgenden marschirte er mit einem Heere nach Deutschland, um den Churfürsten von Bayern zu hindern sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Nach vielen mehr oder weniger wichtigen Vorfällen kam es bei Donauwerth mit den Franzosen und Bayern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oesterreicher siegten. Im August 1704 vereinigte sich Malborough mit dem Prinzen Eugen, und schon zwei Tage darauf lieferte er die große Schlacht bei Höchstädt. Der Feind verlor über 40,000 Mann 121 Standarten und 179 Fahnen. Nach diesem glorreichen Treffen durch welches das deutsche Reich gerettet und ganz Bayern erobert ward, setzte Marlborough seine Unternehmungen fort, bis er die Franzosen nöthigte, über den Rhein zurückzugehn. Dann reis'te er nach Berlin, legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei, und ging nach London, wo er mit dem glänzendsten Jubel empfangen wurde. Aber schon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere wichtige Unternehmungen aus. Im Herbst machte er eine Reise an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiser Joseph I. belohnte seine Verdienste durch Ertheilung des Fürstenthums Mindelheim. Durch neue Siege verherrlichte er seinen Namen auch in den folgenden Jahren. Die wichtigsten waren 1706 bei Ramillies und 1709 bei Malplaquet. Der französische Marschall Villars mußte ihm trotz der tapfersten Gegenwehr nach und nach gänzlich unterliegen. Aber mitten im Laufe dieser Siege untergrub die Cabale Marlboroughs Größe und stürzte ihn endlich. Seine Gemahlin Sara, die Favorite der Königin, verlor durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin, und machte zugleich auch ihn verhaßt; die Partei der Tories (die Volkspartei), welche eifrig den Frieden wünschte, siegte über die Partei der Whigs, welche auf Fortsetzung des Kriegs drang und zu welcher Marlborough vorzüglich gehörte, dem alle Vorschläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht geschlossen wurde, und durch welchen England zwar gewann, aber treulos an seinem Bundesgenossen, dem Kaiser, handelte. Marlborough wurde aller seiner Stellen entsetzt, der Untreue, der Unterschlagung von Geldern und andrer Verbrechen beschuldigt, und wählte ein freiwilliges Exil. Erst nach Annens Tode 1714 kehrte er in sein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle seine Aemter wieder, konnte sie aber wegen seiner Altersschwäche nur kurze Zeit verwalten, und starb 1722 zu Windsorledge im 73sten Jahre seines thatenvollen Lebens.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein französisches prächtiges Lustschloß und Flecken von 312 Feuerstellen und 1227 Einwohnern an der Seine, mitten in einem Lustwalde, eine französische Meile von Versailles. Man bewunderte daselbst die Wassermaschine, mittelst welcher das Wasser nach Versailles geleitet wurde. Ludwig XV. ließ Marly mit großen Unkosten

ausbessern. Während der Revolution ist das künstliche Werk fast gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch eine weniger zusammengesetzte Maschinerie wieder in brauchbaren Stand gesetzt.

Marly ist ein gitterförmiges Gewebe entweder aus Zwirn, Seide, Wolle und Seide, oder Baumwolle und Seide, dem bisweilen auch Blumen, Muster oder Florstreifen eingewebt sind. Es hat seine Benennung von der Stadt gleiches Namens, wird aber jetzt außer Frankreich und Holland auch in Deutschland verfertigt, und zu Putz und weiblichen Kleidungsstücken gebraucht. F.

Marmelade ist eine durch Einkochen dick zubereitete Fruchtgallerte von Quitten, Kirschen, Johannisbeeren, Aprikosen rc., welche durch Gewürz und Zucker einen angenehmen Geschmack erhält, und in Schachteln gegossen (daher Schachtelsaft) in Handel kommt. Sie dient als Confect. Italien und Frankreich liefert die vorzüglichsten Sorten, auch kommen Marmeladen von ostindischen Früchten über England und Holland. F.

Marmont (Viesse de), Herzog von Ragusa und Marschall von Frankreich, geboren um das J. 1770, stammt aus einer adeligen Familie und empfing eine gute Erziehung. Man widmete ihn dem Artilleriedienst. Er diente in der Armee von Italien, als Bonaparte ihn zu einem seiner General-Adjutanten wählte. Muth und Einsicht erwarben ihm das Vertrauen des Oberbefehlshabers, dessen oft schwierige Aufträge er mit Glück vollzog. Er war noch Bataillonschef, als er 1796 nach Paris gesandt wurde, um dem Directorium 22 den Oesterreichern unter Wurmser abgenommene Fahnen zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit pries er in einer langen pathetischen Rede die Thaten der italienischen Armee und das Genie ihrers Anführers. Zur Zeit der Gründung der italienischen Republik überbrachte er die Beschlüsse Bonaparte's dem Congreß von Reggio. Auch befand er sich bei der Expedition gegen Rom. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte er nach Paris zurück, und verheirathete sich mit der einzigen Tochter des durch Reichthum und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichneten Banquiers Peregaux. Als Bonaparte nach Aegypten ging, folgte ihm Marmont. Bei der Einnahme von Malta commandirte er eine der gelandeten Colonnen, schlug die Malteser zurück, erbeutete die Ordensfahne, und ward dafür zum Brigadegeneral ernannt. Bei dem Angriff auf Alexandria und auf dem Marsch nach Cairo leistete er wesentliche Dienste. Zur Zeit der Expedition nach Syrien lös'te er den General Kleber in dem Commando von Alexandria ab. Er hatte hier nicht nur die Vertheidigung der Küsten gegen jeden Landungsversuch der Türken, sondern auch die Correspondenz mit Frankreich und insgeheim die Vorbereitungen zur etwanigen Abreise Bonaparte's zu besorgen. Letzterer Auftrag ist ein Beweis der großen Vertraulichkeit, die damals zwischen Beiden Statt fand. Nachdem er mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, beförderte er aufs thätigste die Revolution vom 18ten Brumaire. Er erhielt vom ersten Consul das Commando der Militärschule, ward zum Staatsrath für das Kriegsdepartement und zum Divisionsgeneral ernannt, und erhielt den Oberbefehl der Artillerie bei der Reservearmee, die zur Wiedereroberung Italiens bestimmt war, sich bei Dijon versammelte und zu Anfang Mai's 1800 zu Genf eintraf. Bei dem Uebergang über den Bernhard entwickelte er eben so viel Kenntnisse als Entschlossenheit. Er leitete den höchst beschwerlichen Transport des Geschützes und der Munition über diesen Berg, befand sich allenthalben, wo die Schwierigkeiten am größten waren, persönlich, und führte

glücklich eine der außerordentlichsten Unternehmungen in der neue
Kriegsgeschichte aus. In der Schlacht von Marengo unterstüt
Marmont den entscheidenden Angriff Desaix auf das kräftigste, inde
er seine Artillerie bis auf Musketenschußweite gegen die feindliche Lin
vorrücken ließ, und wohnte dem Feldzug bis zu seiner Beendigung glei
thätig bei. Darauf wurde er General-Inspector der Artillerie und Ge
neral en Chef der Armee von Holland. Von jetzt an zeigte sich ein
große Veränderung in seinem Charakter. Stolz und übermüthig, al
einer der reichsten und von dem ersten Consul am meisten begünstigte
Feldherren, machte er sich seinen Soldaten eben so sehr als den Hollän
dern verhaßt, welche dem Himmel dankten, als er 1805 zur großen Ar
mee berufen wurde, um das zweite Corps zu befehligen. Er nahm a
den Begebenheiten von Ulm Theil. Während der Schlacht bei Auster
litz hatte er in Steiermark die Bestimmung, die Armee des Erzherzog
Carl im Rücken zu beunruhigen. Nach dem Frieden wurde er zum
Herzog von Ragusa ernannt. Er blieb mit seinem Corps in Ober
Italien stehn. Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1809 stand Mar
mont in Dalmatien, und schien verloren, als die Unfälle bei Regens
burg den Erzherzog Johann in Italien zum Rückzug zwangen. E
konnte sich hierauf mit der italienischen Armee vereinigen, mit welch
er siegreich gegen die Donau vordrang. In der Schlacht von Wa
gram befand er sich mit seinem Corps im Centrum. Nach Massena'
Rückzug aus Portugal wurde ihm der Oberbefehl der gegen dieses Reic
operirenden Armee übertragen. Seine Vereinigung mit Soult nöthig
Wellington, die Belagerung von Badajoz aufzugeben, aber die Fran
zosen vermochten oder verstanden nicht, ihre Vortheile zu verfolge
Selbst als Marmont sich mit Dorsenne unter den Mauern von Ciuda
Rodrigo vereinigt hatte, wagte er nicht, den Engländern eine Schlach
anzubieten, die sich in der Folge freiwillig zurückzogen. Als späte
Wellington wieder vorrückte, kam es am 22sten Juli 1812 zu einer blu
tigen Schlacht bei Salamanca; welche Marmont, der selbst ver
wundet wurde, verlor. Er war noch nicht ganz wiederhergestellt, als
1813 zur Armee nach Deutschland berufen wurde, wo er sich bei Lützen
Bautzen, Dresden und Leipzig rühmlich auszeichnete. Als endlich di
feindlichen Armeen immer weiter in Frankreich vordrangen, zog er sic
hinter die Seine zurück, und nahm den 3ten April 1814 Schwarzen
bergs Vorschläge an, Napoleons Fahnen zu verlassen und die provisor
sche Regierung anzuerkennen. Er war einer der ersten, die sich fü
Ludwig XVIII. erklärten, der ihm das Commando einer Compagn
Garde du Corps gab, und ihn zum Pair von Frankreich macht
Während Napoleons Usurpation 1815 folgte er dem Könige nach Gen
und ward nach dessen Rückkehr Präsident des Wahlcollegiums des Côt
d'or Departements.

Marmontel (Jean François), einer der classische
Schriftsteller der Franzosen, Mitglied der Akademie fran
çaise, war 1719 zu Bort in Limousin geboren. „Ich habe das Glü
gehabt," sagte er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleich
heit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines E
genthum, einige Industrie oder ein kleiner Handel war der Nahrung
zweig fast aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit de
Charakters durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kan
sagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelhe
geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht
was Unbiegsames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und d

selbst Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und besaß ein Landhaus. Hier verlebte Marmontel seine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine glücklichen Anlagen bewogen seine Aeltern, um einen Freitisch für ihn anzuhalten, den sie auch auf dem Collegium von Toulouse erhielten. Als Jüngling zeichnete sich Marmontel durch sein bündiges Räsonnement und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm dabei einen steifen und pedantischen Ton an, den der Umgang mit der Welt und sein langer Aufenthalt in der Hauptstadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm sein erster Versuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch besonders durch Voltaire, dem er seine poetischen Arbeiten sendete, aufgemuntert fort, und nachdem er einige Preise in den Blumenspielen (jeux floraux) von Toulouse gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumständen, und wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftstellern zusammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinschaftlichen Ausgaben sorgte. Voltaire's Empfehlungen führten ihn in ansehnliche Häuser. Sein erstes Trauerspiel Denis le Tyran machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünstigung der Pompadour ward er Secretair bei dem Bauwesen zu Versailles (historiographe des batimens du roi) mit 1500 Livres Pension, und erhielt auf zwei Jahre das Privilegium des Mercur. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine sehr lustige Parodie einer Scene aus Cinna, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälschlich zugeschrieben; um ihn dafür zu bestrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Er hatte seine literarische Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine Contes moraux, die bald darauf erschienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Nach Duclos Tode erhielt er die Stelle eines Historiographen von Frankreich, und ward 1783 an d'Alemberts Stelle Secretair der Academie. Bei dem Ausbruche der Revolution verlor er seine Stellen. Während der ersten Stürme zog er sich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo sein edles und sanftes Herz die Uebel beseufzte, deren Zeuge er seyn mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morelet linderte einigermaßen seine Leiden, und gewährte ihm Trost in seiner Abgeschiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinstituts. Im May 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwohl man ihn 1798 in St. Aubain, aber aus Irrthum in der Person, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18ten Fructidor des Jahres V wurde seine Wahl cassirt; er zog sich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und starb daselbst 1799 unter einem Strohdach, wo er einsam, arm und vergessen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in seinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erschienen sind. Seine berühmtesten sind Contes moraux, 3 Bände, welche Muster der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und übersetzt (deutsch von Schütz Leipz. 1794. 2 Bde. 8.) worden sind; Bélisaire, zu trocken und ermüdend (dieses Buch, in welchem er den Fürsten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche sich bei dieser Gelegenheit lächerlich machte); Les Incas ou la destruction de l'empire de Pérou, wenigstens theilweis in-

teressant und anziehend; Elémens de littérature, eins der besten didaktischen Werke in der französischen Sprache; Nouveaux contes moraux, wiewohl minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienst. Seine Poetique française in einem trefflichen Styl geschrieben ist reich an Paradoxien. Unter seinen historischen Werken ist das ausgezeichnetste: Régence du Duc d'Orleans (Oeuv. post. T. V. et VI. Paris 1805.)

Marmor, jeder Kalkstein, der wegen seiner Dichte und Härte Politur annimmt. Man verarbeitete ihn daher schon zeitig zu allerhand Kunstwerken, wovon der auf der Insel Paros vorkommende Beweise gibt, indem die mehrsten Werke der antiken Bildhauerkunst, welche auf uns gekommen sind, aus diesem Marmor gearbeitet sind. Er ist weiß, wie gebleichtes Wachs und hat seines Ansehens und matten Glanzes wegen viele Vorzüge. Jetzt schätzt man den von Carrara in Italien am höchsten, weil er sich gut bearbeiten und in großen Blöcken ohne Klüfte brechen läßt. Außerdem kommen in Italien, Frankreich, Deutschland viele farbige und bunte Marmorarten vor, wie unter den italienischen der schwarzliche parangone, der bunte mistio; der graue bardiglio, bigio antico, der rothaderige broccatello etc.; unter den französischen der röthlich bunte serancolin, der schwarz und weiß geaderte barbasan, der grüne campan, aus dem Bisthum Bertrand; unter den deutschen ist der von Blankenburg, (wo es auch eine Marmormühle gibt), welcher von allen Farben vorkommt, der beste. Gewöhnlich ist der weiße Marmor, welcher sich in Deutschland findet, von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor ist selten und theuer. Am häufigsten ist der bunte, der sich mit allerlei Farben gestreift, gefleckt, geädert, gewölkt rc. in vielen Ländern und besonders auch in Deutschland findet. In vielen Marmorarten finden sich dendritische d. i. baumartige Zeichnungen, andere wie der florentiner Ruinen Marmor zeigen mitunter Umrisse von Gebäuden, Ruinen und allerlei andre Figuren (Bildermarmor); noch andere Sorten enthalten versteinerte Seethiere, Muscheln (Muschelmarmor), auch Abdrücke von Pflanzen. Spröder Marmor ist von feinem Korn und specifisch leichter als der weiche, der, wegen besserer Bearbeitung, jenem vorgezogen wird. Fehler am Marmor sind, wenn er Knoten, oder sogenannte Nägel, Schmirgelstellen u. s. w. hat, welche schwarze Flecken bilden oder Ungleichheiten hervorbringen; welches besonders beim weißen Statt findet. In Sachsen, Coburg und Meiningen verfertigt man viele Millionen kleiner Marmor- und Steinkugeln auf besondern Mühlen, die als Ballast nach Indien gehen, und obgleich sie am Orte der Verfertigung sehr wohlfeil sind, doch einen Handelszweig für jene Gegend geben. Künstlicher Marmor wird aus Gyps bereitet. Zu dem Ende wird eisenfreier Gyps gebrannt, mit reinem Leimwasser und den beliebigen Farben zum Teige eingeknetet, an die zu überziehenden Wände angeworfen, glatt gerieben, nach dem oberflächlichen Trocknen stark genäßt und mit feinem Kalkpulver mittelst weicher Pinsel geglättet und polirt. F.

Marmorchronik, arundelianische oder parische, oder auch arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr. Geb.) verfertigt, und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher parische Chronik), nach andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverstümmelt seinen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie

fing nämlich von Cecrops 1582 v. Chr. Geb. an und endigte 264 v. Chr. Geb. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Chr. Geb. Thomas, Graf von Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte sie 1627, und sein Enkel, Heinrich Howard schenkte sie 1667 der Universität Oxford. Johann Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Mattaire (1732), R. Chandler (1763 sehr prachtvoll) und Wagner (übersetzt und erläutert nebst Bemerkungen über ihre Aechtheit nach dem Engl. von Robertson und Hewlett) Göttingen 1790 herausgegeben.

Marmotte, s. Murmelthier.

Marocco, oder Maroko. Das afrikanische Kaiserthum Fez und Marocco gränzt an das mittelländische und atlantische Meer, an das Atlasgebirge und Algier, und besteht aus den Reichen Fez, Marocco, Suß, und den Ländern Tafilet, Dra (Darah), Segelmessa, Sarah, einem Theile der Wüste gleiches Namens und Tremezen. Man schätzt die Größe auf 7425 Quadratmeilen mit 3 Millionen Menschen. Das Clima gehört zu den angenehmsten, da hier fast ein ewiger Frühling herrscht. An der Seeküste ist der Boden sandig und wenig bewohnt, im Innern aber fruchtbar und wohlangebaut. Aus den Seehäfen Salee, Mogador, Saffy, St. Croix, Larache, Tetuan und Tanger werden von den Europäern jährlich ansehnliche Quantitäten von Getraide, Wolle, Oel, Gummi, Häuten, Mandeln, Datteln und rohem Kupfer ausgeführt. Unter den Fabrikaten sind Saffian (daher Marokanisches Leder, marroquin) und Seidenzeuge die vorzüglichsten. Der Kaiser, welcher sich einen Herrn des Westen nennt, erkennt die Oberherrschaft des türkischen Kaisers nicht an, und wird durch keinen Divan eingeschränkt. Er herrscht völlig despotisch in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Man schätzt seine Einkünfte auf eine Million Piaster. Die Landmacht besteht ans 6000 Negern und 6000 Arabern; die Seemacht aus 24 Fahrzeugen von 45 bis 4 Kanonen. Die Bewohner des Landes sind: 1. Mauren, die Bewohner der Städte; 2. Araber, die Bewohner des Landes (wobei auf die Abstammung nicht gesehen wird). Beide haben die mahomedanische Religion und arabische Sprache gemein, und heißen Befreite oder Rechtgläubige; 3. Breber, oder wie sie sich selbst nennen, Amazirg, die von den Fremdlingen in die Gebirge gedrängten Abkömmlinge der alten Bewohner, die größtentheils unter eignen Fürsten, welche sie Amgar nennen, stehn. Sie sind auch Mahomedaner, aber ihre Sprache hat mit der arabischen nur die Buchstaben gemein; 4. Neger, etwa 24,000 an der Zahl und im ganzen Lande zerstreut. Sie sind keine Sclaven, sondern stammen aus einem Lande jenseit des Atlas her, das der Sultan Ismael eroberte, und dienten Anfangs als Soldaten; 5. Juden, die sich selbst Philister, d. h. Leute aus Palästina, nennen. Sie sind äußerst verachtet und gedrückt; 6. Renegaten von Juden und Christen, unter welchen letztern die Spanier die zahlreichsten sind; 7. Christen, die als Kaufleute, Künstler oder Sclaven dort leben. — Die Hauptstadt Marocco, von einem arabischen Fürsten, Namen Jussuf, um die Mitte des 11ten Jahrhunderts erbaut, zählt 20,000 Einwohner, und ist die gewöhnliche Residenz. Fez ist die reichste Handelsstadt des Reichs, mit 30,000 Einwohnern, über 200 öffentlichen Herbergen und gegen 500 Moscheen, auch der reichsten Bibliothek in Afrika. Sie hat viele Fabriken. Mekines hat 10 bis 15,000 Einwohner. Sie ist sehr unreinlich und schlecht gebaut. — Von der Geschichte des Landes mag folgendes hinreichen. Das Reich, das anfangs einen Theil

der östlichen afrikanischen Besitzungen der Califen ausmachte, kam seit 1551 in die Gewalt des Scherifs, oder angeblichen Nachkommen Mahomets. Um die Zeit, da Fez und Marocco in die neuere Geschichte eintritt, wurden diese Länder von den letzten Fürsten aus dem Hause der Merinen beherrscht. Das Reich selbst war in mehrere kleine Staaten zerstückelt, deren Beherrscher alle zur merinidischen Dynastie gehörten. Die aus einer solchen Zersplitterung entstandene Schwäche machte schon den Portugiesen Eroberungen leicht; noch mehr aber reizten sie die benachbarte Scherife vom Hause Saadi, sich des ganzen Staats der Marinen zu bemächtigen, die Fez und Marocco auch von 1551 bis 1654 beherrschten. Die Brüder Ahmed und Mehemmed hatten sich anfänglich in die Länder getheilt; aber sie bekriegten sich und letzterer behauptete sich allein (von 1550 bis 1556). Als er 1556 ermordet wurde, hinterließ er seinem Sohne Abdallah ein Reich, das die beiden Mauritanien, den größten Theil von Numidien und noch 14 andre Provinzen enthielt. Sein Sohn und Nachfolger, Mulei Mahomet, ward von seinem Oheim Abdelmelec des Reichs beraubt. Nachdem beide auf dem Schlachtfelde geblieben waren, kam das Reich ungetheilt an Ahmed Scherif, Abdallahs dritten Bruder, unter dem es seine größte Ausdehnung erhielt. Seine fünf Söhne bekriegten sich der Thronfolge wegen, bis endlich der älteste, Mulei (Prinz) Zidan wieder Herr aller maroccanischen Länder wurde. Während seiner Regierung vertrieb Philipp III. (1610) 90,000 Maranen, die sich größtentheils in Fez und Marocco niederließen, und hier neues Leben verbreiteten. Nach Mulei Zidans Tode (1664) ließ sich der Araber Krom Elhadschi zum König des Reichs ausrufen, und alle Sprößlinge der saadischen Scherife vertilgen. Gegen ihn erhob sich Scherif Mulei Ali aus Janbo in der Nähe von Medina, der Stifter der alidischen Scherife aus Janbo (von 1654 bis auf unsre Zeiten). Er wurde König von Tafilet. Während seiner milden Regierung erholte sich das hart mitgenommene Land. Ihm folgte (1658) sein Sohn Mulei Mahomet, dessen friedliche Regierung durch die Empörung seines Bruders Reschid beunruhigt wurde. Nach Mahomets Tode (1664) war Reschid nicht nur Herr von Tafilet, sondern er eroberte Fez, Marocco, Mekines u. s. w. aufs neue und war der mächtigste und reichste Regent von Afrika. Unter ihm und seinem Sohne Mulei Ismael war Fez und Marocco ein halbes Jahrhundert lang eine Blutbank der Unterthanen. Bei Mulei Reschids Tode trennte sich das Reich. Mulei Ismael erhielt Fez; Tafilets bemächtigte sich sein Bruder Harran, und seinem Neffen Mulei Ahmed verschaffte Mulei Harran Dra (Dera) als ein eignes Königreich. Ismael theilte nach wiederhergestelltem Frieden seine Zeit zwischen Weibern (deren er 8000 hatte, mit denen er 1200 Kinder gezeugt haben soll) und Blutbefehlen. Um sich auf dem Throne zu sichern, errichtete er ein Heer von Negern, mit welchem er Tanger (1684) und andre auf der Küste gelegne Plätze nach und nach besetzte. Mulei Ismael endigte seine lange Regierung in einem Alter von 81 Jahren (1727) unter den Empörungen seiner Söhne. Sein Nachfolger ward endlich Mulei Ahmed, der seinen Bruder Abdul Melic erdrosseln ließ, bald darauf aber selbst starb (1729). Die Neger schalteten nun über den Thron. Mulei Busaris, des Vorigen Sohn, der das meiste Recht zur Nachfolge hatte, wurde von seinem Oheime, Mulei Abdallah, Mulei Ismaels Sohn, verdrängt, der eben so launenvoll und grausam wie sein Vater herrschte (von 1729 bis 1757). Er wurde fünf Mal abgesetzt; während der letzten Jahre, wo er seine Zeit zwischen Trin-

ken und Hinrichtungen theilte, besorgte sein einziger Sohn und Thronerbe, Sidi Mahomet, die Staatsgeschäfte. Er befestigte die Ruhe im Reiche, fuhr nach seines Vaters Tode fort, die Statthalter von sich abhängiger zu machen, und suchte Industrie und Handel zu beleben. Aber dadurch, daß er zu früh ernten wollte, brachte er sich um die Früchte seiner lobenswerthen Anstrengungen. Besser gelang es ihm, seine Einkünfte durch Friedensverträge mit den europäischen Mächten zu vermehren. Dennoch wollten die Einkünfte zur Bestreitung der Ausgaben nicht hinreichen. Er bot daher schon 1778 seinem ältesten Sohne, Mulei Ali, und als dieser ihn ausschlug, seinem jüngern Sohne Mulei Jezid, den Thron an. Nach dem Tode seines Vaters, der schon die Negermacht vernichtet hatte, war seine Thronerhebung mit wenigern Unruhen verbunden, als in frühern Zeiten. Wegen der Erschöpfung des Schatzes mußten die europäischen Mächte, um Frieden mit Marocco zu behalten, sich zu neuen Geschenken verstehn. Mulei Jezid belagerte Ceuta, die Spanier bombardirten Tanger (1791) und in Marocco selbst brach ein Aufruhr aus, wobei Mulei Jezid tödtlich verwundet ward (reg. von 1790 bis 92). Unter den verschiednen Thronprätendenten behauptete sich ein Bruder des vorigen Sultans, Mulei Soliman, als Hauptregent von Mez und Marocco, neben dem aber mehrere königliche Prinzen als Unterregenten in den Provinzen bestanden. Zu dem Kriege der Pforte gegen Frankreich in Aegypten stellte Mulei Soliman ein ansehnliches Contingent. Fast alle europäische Nationen erkaufen den Frieden dieser Seeräuber durch jährliche vorgeschriebne Geschenke.

Marocco, ein Schnupftabak aus Maryländischen Blättern; er wird feiner gemahlen, als der Rappée, und zu Offenbach und Frankfurt am M. bereitet. (s. Tabak.) F.

Maronen nennt man die italienischen, eßbaren Kastanienfrüchte. Sie sind größer als die in Frankreich und Deutschland erbauten, und zeichnen sich durch angenehmern Geschmack aus. Toskana und Corsika treiben damit starken Handel. Der Kastanienbaum (Castanea vesca) ist sehr fruchtbar und kann binnen wenig Jahren sehr groß werden. Am Aetna sieht man den berühmten Castagno de cento Cavalli, dessen hohler Stamm 204 Fuß Umfang hat, und den C. del Galea von 76 Fuß. F.

Maroniten heißt eine Partei orientalischer Christen, deren Entstehung eine Folge der monotheletischen Streitigkeit war. Im 7ten Jahrhundert war die Meinung, daß Christus nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und selbst von einigen Kaisern, namentlich Heraclius, unterstützt worden. Da aber ihr letzter Beschützer, der Kaiser Philippicus Bardanes, 713 starb, wurden die Monotheleten (d. i. die, welche nach Vereinigung beider Naturen in Christo nur einen Willen annahmen) feierlich verdammt und von seinem Nachfolger Anastasius II. vertrieben. Ueberreste dieser Partei erhielten sich in den Maroniten, einer Mönchsgesellschaft in Syrien um den Berg Libanon, welche schon im 6ten Jahrhundert erwähnt wird, und von ihrem Stifter Maron diesen Namen führte. Ein gewisser Mönch Johannes Maro oder Marum hatte dort im 7ten Jahrhundert den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen gedrängt und als Rebellen behandelt, wuchsen sie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbstständigkeit auch gegen die Ma-

homedaner tapfer zu vertheidigen wußte und sie bis jetzt unter türkischer Oberherrschaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militärischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. Gemeingeist hält sie zusammen. An Einfalt der Sitten, Frugalität und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griechischen Kirche. Seit dem 12ten Jahrhundert haben sie sich mehrere Male dem Papste unterworfen und an die römische Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltnen Synode die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen. Bis dahin hatten sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen, und sich dabei, wie die Griechen, schlichter Brote bedient; nach dieser Synode blieb ihnen noch die Priesterehe nach Art der griechischen Kirche und der Gebrauch der arabischen Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altsyrischer Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloster Kanobin auf dem Libanon residirt, und legt dem Papste allemal nach 10 Jahren Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Cleriker, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitische Manns- und Frauenklöster, die der Regel des heiligen Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Cleriker besteht seit 1548 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der römischen Kirche ganz einzuflößen, und sowohl die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Maroquin, s. Marroquin.

Marot (Clément), ein französischer Dichter, der sich besonders im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichnet hat. Er war 1495 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie sein Vater, Kammerdiener Franz I. und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem Könige nach Italien, und wurde in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach seiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu seyn, mußte Gefangenschaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Turin, wo er 1544 starb. Marot besaß bei einem ernsten und philosophischen Aeußern, eine angenehme und fruchtbare Phantasie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Balladen, Sonette und Epigramme. Alle seine Gedichte, so wie auch seine in Gesellschaft des Beza verfertigte Uebersetzung der Psalmen, die lange in den protestantischen Kirchen Frankreichs gebraucht worden ist, sind im epigrammatischen Stil abgefaßt. Natur und Naivetät sind der Charakter dieses Stols, der unter dem Namen Style Marotique eine eigne Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen bildet, in der verschiedne der besten Köpfe gearbeitet haben. (s. d. Art. franz.

Poesie.) Seine Werke sind mit den Werken seines Vaters Jean und seines Sohnes Michel, die ebenfalls Dichter waren, zusammen erschienen. (Oeuvres à la Haye 1731. 3 Voll. 4. und 6 Voll. 12.)

Marpurg (Friedrich Wilhelm), war 1718 zu Seehausen geboren. Er verband mit dem Studium der Wissenschaften ein gründliches Studium der Musik, welcher er seine meiste Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben so scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaften gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Gerber nennt ihn unsern ersten musikalischen Literator und Tonlehrer. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir seine Anleitung zum Clavierspielen in zwei Bänden, seine Abhandlung von der Fuge, seine historisch kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik, sein Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition, seine Anfangsgründe der theoretischen Musik, seine Anleitung zur Singcomposition, seine kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik, seine kritischen Briefe über die Tonkunst, und seinen Versuch über die musikalische Temperatur. Seine Geschichte der Orgel, die ihn in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, blieb unvollendet. Als Componist war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie ist eine Art der mosaischen oder musivischen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verschiedne Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmem Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt sind, ganze Gemählde zusammensetzt. Diese Kunst war schon den Alten bekannt und wurde theils durch Philipp Bruneleschi (geb. zu Florenz 1377, gest. 1446), theils durch den Julianus da Majano (geb. zu Neapel 1387, gest. 1457) wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiednen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf in der mit Holz eingelegten Arbeit alle Künstler seiner Zeit; er verfertigte Perspectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu selbst ins Ausland berufen. Johannes da Verona (geb. 1469, gest. 1537), der bei Philipp Bruneleschi gelernt hatte, wurde zu Rafaels Zeit in Rom durch seine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunst, dem Holze mit durchdringenden Oelen und siedendheißen Farben alle Arten der Farben zu geben, und mit diesen gefärbten Hölzern besonders Häuser, Perspective und andre Mahlereien täuschend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorstellten.

Marquis (ital. Marchese), ist ein Titel, welchen ohne alle weitere Veränderung seiner Verhältnisse jeder von niederm Adel erhalten kann, und welcher folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutschem Sinne nicht zu verwechseln ist. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel; in England folgte sonst der Marquis nach den Herzogen; in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen. Marquise heißt die Gemahlin eines Marquis; denselben Namen führt ein vor den Fenstern angebrachtes Dach von Leinwand, als Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

arroquin, Marokanisches Leder, ist soviel als Saf-
ssen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß ist. Man hat
h in Deutschland viele Fabriken, welche in Marroquin allerhand
: Arbeiten (Chatouillen, Etuis u. s. w.) arbeiten; eben so in
oquinpapier, welches das Ansehen des Marroquins nachahmt.
arroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Insel Cypern u. a.
itischen Orten von verschiedenen Farben bereitet.
ars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krie-
lach den ältesten Dichtern war er ein Sohn des Jupiters und
no, nach spätern der Juno allein, der wildeste der Götter. Ei-
ist Mars eine pelasgische Gottheit, welche in Thrazien ursprüng-
ehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den frü-
Zeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den
n das Symbol des Krieges, in so fern nur Stärke, Kühnheit
utalität dazu gehören; dahingegen Minerva als Kriegsgöttin das
l der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegswesens verbund-
pferkeit ist. In spätern Zeiten wird er immer menschlicher ge-
als Retter der Unschuld 2c. Die Römer erhielten seinen Dienst
i den frühesten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer
Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Silvia
worden. Außer mehrern Tempeln war ihm zu Rom auch das
feld (s. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienst verrichteten
e ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier,
seinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten.
var ihm der Monat März geweiht. Am ersten März und am
October wurden ihm Feste gefeiert. Ihm waren bei den Römern
uer, die Soldaten und Fechter, desgleichen auch die Pferde,
ßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die
aurilia wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten sie
irinus, gradivus, der schreitende im Kriege. Seine Gemahlin
chwester war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen
n ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kin-
t der Venus und verschiednen andern Geliebten. Die Umarmung
ern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieser verfertigte
stliches, überaus feines Netz, warf es über beide, die er eben
n Lager beisammen fand, rief sodann alle Götter herbei und gab
hämten Gefangnen dem Spotte der Olympier Preis. Venus ge-
n die Harmonia (Eintracht). Deimos (Schreck) und Phobos
) sind seine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen
des Mars und der Venus. — Phobos ist sein steter Kriegsgefähr-
und Deimos spannen seinen Kriegswagen an und lenken ihn im
e; Enyo, die Städteverwüsterin (Bellona) und Eris wandeln
npfe neben ihm her. — Die Fabel erzählt verschiedene einzelne
von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den spätern
n vor. Nach Claudian griff er die Riesen zuerst an und erlegte
lorus und Mimas. Vor dem Typhorus mußte er aber, wie die
Götter, fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er
einen Fisch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes
er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß
wo er 13 Monate schmachten mußte. Die Mutter der Aloiden
aber seinen Aufenthalt dem Hermes und dieser befreite ihn wie-
Mit dem Hercules gerieth er zwei Mal in Kampf, indem er sei-
hnen gegen ihn beistehn wollte. In dem einen Kampfe wurde
er selbst verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er sei-
in zwischen die Fechtenden schleuderte. Dagegen tödtete Mars

den Halirrhotius, Neptuns und der Nymphe Euryte Sohn, weil er seiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollen. Neptun verklagte ihn deshalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) richteten und lossprachen. Da Mars der erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so bekam dasselbe nach ihm den Namen Areopagus. Im trojanischen Kriege stand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntausend Männern schreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Aegide er seinen Speer schleuderte, wogegen sie ihn mit einem Steinwurf zu Boden schmetterte, daß er sieben Hufen Landes mit seinem Körper bedekt. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüstung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Gesicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, kleinem Mund, dichtem, aber kurzem Haar. Helm, Speer, Schwert und Schild sind seine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet; in der Chemie bedeutete dieser Name sonst auch das Eisen, in beiden Fällen wurde er durch ♂ bezeichnet.

St. Marsan (Graf von), gehörte früher zu den mit der Regierung unzufriedenen Piemontesern, welche die Partei der Franzosen ergriffen. Bonaparte nöthigte ihn, wider Willen im diplomatischen Dienste zu seyn. Am Hofe zu Berlin war er natürlich eine der wichtigsten Personen; man schätzte ihn sehr, weil er, soviel es bei einem Herrn, wie der seinige war, anging, zum Besten des preußischen Staats handelte, und oft mit Verläugnung und Gefahr seiner selbst die demselben verderblichen Maasregeln abwandte oder mäßigte. Auch einzelne Individuen warnte er zu rechter Zeit vor der ihnen bevorstehenden Verfolgung. Nach dem Falle Bonapartes trat er wieder in die Dienste des in Turin wieder eingesetzten Königs von Sardinien, und war dessen Gesandter beim Congreße in Wien, wo er aller Achtung genoß, aber seine Bedeutung mit der unter Bonaparte gehabten freilich nicht zu vergleichen war.

Marsch ist ein kurzes Tonstück von ernsthaftem und feierlichem Charakter, in einer geraden Tactart und einem gemäßigten Zeitmaße, welches vorzüglich zu militärischen Aufzügen bestimmt ist. Weil der Marsch nicht bloß die Absicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, sondern auch zugleich die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern, so muß der Rhythmus dabei sehr stark markirt und herausgehoben werden. Leider wird der charakteristische Marsch der Deutschen in der neuern Zeit durch Tänze verdrängt.

Marschall, alt Marschalk, franz. Maréchal. Man hat vielerlei Meinungen über die Etymologie dieses Worts. Manche haben es von Mars, dem Kriegsgotte, und Schalk, einem feinen, listigen Diener, hergeleitet, so daß es gleichsam einen im Kriege wohlerfahrnen Diener bezeichne; Andre von dem alten Mar, Pferd, und Schalk, also, der bei den Pferden angestellt wäre, Stallmeister (daher auch im Französischen Maréchal, der Hufschmid); endlich noch Andre von Meyer oder Mayer (einem Vorsteher, Versorger) und Saal, Hof, um damit einen obersten Vorsteher des Hofs, einen Oberhofmeister anzudeuten. Die leztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher an fürstlichen Höfen einen der vornehmsten Hofbedienten ausmacht, von welchem die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. und die Aufsicht über die Hofbedienten abhängt, so daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei besondern Feierlichkeiten und Fe-

sten bestreiten und besorgen muß; daher es auch ein besondres Hofmarschallamt gibt, welches jenem untergeordnet ist. — So ist denn auch der Reichsmarschall, Land-Erbmarschall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landständen, welcher auf die äußre Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, in so fern dies Amt bei einem gewissen Geschlechte erblich ist. — Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen u. dergl. pflegen Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallstab tragen. — Der Feldmarschall (maréchal de camp) ist der oberste Befehlshaber bei den Landtruppen. — Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Reichs-Erzmarschalls des deutschen Reichs, welcher als ein vornehmer Erzbeamter für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen mußte, und sein Amt wieder durch einen Erbmarschall verwalten ließ. Dieses Erzamt kam dem Churfürsten von Sachsen zu.

Marschall von Sachsen, s. Moritz, Graf von Sachsen.

Marschälle, Reichsmarschälle, französische. Es gibt deren gegenwärtig 19; 4 ernannte Ludwig XVIII. am 3ten Jul. 1816, nämlich 1) den Herzog von Coigny, seit 1780 Generallieutenant; 2) den Grafen von Beurnonville, seit 1792 Generallieutenant; 3) den Kriegsminister Clarke, Graf von Hüningen, Herzog von Feltre, seit 1795 Divisionsgeneral und Generallieutenant, und 4) den Graf Viomenil. Die übrigen 15 waren 1) Moncey, Herzog von Conegliano, 2) Graf Jourdan, 3) Mortier, Herzog von Treviso, 4) Macdonald, Herzog von Tarent, 5) Oudinot, Herzog von Reggio, 6) Suchet, Herzog von Albufera, 7) Graf Gouvion St. Cyr, 8) Kellermann, Herzog von Valmy, 9) Graf Perignon, 10) Massena, Herzog von Rivoli, 11) Davoust, Herzog von Auerstädt, 12) Marmont, Herzog von Ragusa, 13) Lefebvre, Herzog von Danzig, 14) Victor, Herzog von Belluno, 15) Graf Serrurier. Alle diese leisteten im Juli 1816 dem König den Eid der Treue.

Marschallstafel, eine Nebentafel bei Hofe, für diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst, ihres niedern Ranges wegen, gezogen werden können.

Marschländer, so nennt man tiefliegende, besonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die sich durch einen sehr fruchtbaren, gewöhnlich schwarzen, tiefen, feuchten, aber doch stark zusammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien sind gewöhnlich der Rückstand ausgetrockneter Gewässer, daher auch die große Fruchtbarkeit derselben. Aehnliche Ländereien finden sich an den Ufern der großern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Diese nennt man aber nicht sowohl Marschländer, welche Benennung nur an den Meeresküsten üblich ist, sondern Bruchland. An der Nordsee sind die Dittmarschen die bekanntesten. BC.

Marseille, die Hauptstadt des französischen Departements der Rhonemündungen, eine große und schöne Handelsstadt an der Küste der Provence, mit einem Freihafen. Sie wird in die alte und neue Stadt getheilt. Berühmt ist die schöne Aussicht (Vista) auf einer Anhöhe von Marseille, von welcher man das mittelländische Meer vor sich, und zur linken unzählige Lusthäuser (Bastiden genannt) übersieht. Marseille zählte vor der Revolution gegen 100,000 Einwohner, hatte beträchtliche Fabriken von Alaun, Seide, Galanteriewaaren, Tapeten, die im

Generalarsenal verfertigt werden, Seife (Marseiller Seife), Corallen u. s. w. und trieb einen ansehnlichen Handel nach der Levante, nach Italien und Spanien und nach der nordafrikanischen Küste. Der Hafen, dessen Eingang wegen verborgner Klippen gefährlich ist, kann mehrere tausend Schiffe fassen; für Kriegsschiffe ist er jedoch zu seicht. Die Citadelle auf der einen und das Fort St. Jean auf der andern Seite decken ihn. Außerdem beherrscht das auf einem steilen Felsen liegende Fort Notre Dame de la Garde die auf der Landseite nicht befestigte Stadt. Das Trinkwasser wird durch Wasserleitungen herbeigeschafft. Zu den Sehenswürdigkeiten gehören einige jetzt aufgehobene Klöster, die Domkirche (vormals ein Dianentempel), das Rathhaus, das Hospital, der Palast des Gouverneurs, das Zeughaus und das neue Arsenal. Ferner ward allda 1726 eine Akademie der schönen Künste, und 1803 ein Lyceum errichtet, mit welchem eine öffentliche Bibliothek verbunden ist. Wegen des Handels halten sich immer eine große Menge Fremde daselbst auf, auch ist der Ton daselbst frei, ungezwungen und herzlicher als in Paris. Marseille gehört übrigens zu den ältesten Städten von Europa; es wurde zu den Zeiten des Tarquinius Priscus von einer Colonie der Phocäer erbaut, hatte eine freie aristokratische Verfassung, und war ein Sitz der Künste und Wissenschaften, bis die Barbaren Südgallien überschwemmten.

Marseiller Hymne, Marseiller Marsch, s. **Rouget de Lisle.**

Marser. Mit diesem Namen werden zwei verschiedene Völker bezeichnet: einmal ein kriegerisches Volk in Mittel-Italien, das sich in dem Bundesgenossenkrieg, der auch nach ihm der marsische heißt, hervorthat; zweitens ein deutsches Volk, vom Stamme der Istävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und sich besonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber sich wieder in das Innere zurückzog. Es scheint, daß die Marser zu den Cheruskern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marsh (Herbert), einer der berühmtesten und fruchtbarsten **politischen und theologischen Schriftsteller Englands**, ist Doctor und Professor der Theologie zu Cambridge, Mitglied der königlichen Societät. Er ward zu London geboren, und zeichnete sich schon als Schüler durch seine mathematischen und andern Kenntnisse auf dem St. John's Collegue vortheilhaft aus. Nachdem er in seinem Vaterlande eine Collegiatur und akademische Würden erhalten hatte, ging er nach Deutschland, um sich in neuern Sprachen zu vervollkommnen. Er hielt sich einige Jahre in Göttingen und zuletzt in Leipzig auf, und setzte sich so in Stand, eines der gelehrtesten deutschen Werke (Michaelis Einleitung in das Neue Testament) mit Anmerkungen ins Englische zu übersetzen (erschien 1792—1801, 4 Voll. 8.). Zugleich theilte er die wichtigsten politischen Nachrichten, die er sich dort zu verschaffen wußte, der Regierung seines Vaterlandes mit. Pitt ertheilte ihm wegen dieses wesentlichen Verdienstes um sein Vaterland eine Pension. Als die französischen Kriegsheere Deutschland überschwemmten, ging Marsh nach England zurück, und erhielt 1807 die obige Professur. Mit einem löblichen Eifer in der Erfüllung seines neuen Berufes, hielt er seine theologischen Vorlesungen, statt, wie vordem üblich war, in lateinischer, jetzt in englischer Sprache. Dadurch gewannen dieselben an Gemeinnützlichkeit, da jetzt Personen jedes Standes sie verstehen und besuchen konnten. Es sind drei Theile davon gedruckt worden. Er hatte

das Schicksal, in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar zuerst mit einem Archidiaconus Travis über einen Gegenstand der theologischen Kritik. Darauf suchte er in dem Werke: Patle's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated from the German, 8. 1797. die Hülfsquellen und die Ehre Britanniens gegen die Verkleinerer derselben zu vertheidigen, und seine Landsleute über den Zustand ihres Vaterlandes zu beruhigen. Späterhin vertheidigte er seine in seiner Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels, 8. 1802. aufgestellte Hypothese in mehrern Schriften, besonders gegen eine scharfsinnige anonyme Schrift, welche die allgemeine Meinung dem damaligen Bischof von Oxford zuschrieb. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungssystem des Doctors Bell und Joseph Lancaster's verwickelt. Mit dieser Fehde war eine andere in Rücksicht der Bibelsocietät verbunden, wegen welcher unser Schriftsteller von einem Schwarm erhitzter Köpfe mit einer solchen Bitterkeit angefallen wurde, die des Gegenstandes durchaus unwürdig war. Während er sich auf diese Weise herumstritt, ward er schon wieder von einer andern Seite herausgefodert. Einer der beliebtesten katholischen Geistlichen in London, von dem Wunsche beseelt, einen so großen Streiter zur Mutterkirche zu bringen, suchte den theologischen Ritter zu überzeugen, daß er mehrere seiner schärfsten Pfeile aus des Papstes Köcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der katholische Bekehrer seinen Kräften zu viel, und der Stärke seines Gegners zu wenig getrauet habe: denn er mußte auf eine lächerliche Weise abziehen. Seine übrigen wichtigern theologischen Schriften sind: Essay on the usefulness and necessity of theological Learning. 4. 1792. — History of the translations, which have been made of the Scriptures. 1812. 8. — A Course of Lectures containing a descriptive and systematic arrangement of the several Branches of Divinity. 8. 1810. — Six lectures on the Interpretation of the Bible, being part. III. of a course of Lectures. — Als politischer Schriftsteller hat sich Marsh auch bekannt gemacht durch seine History of the Politics of Great Britain and France from the time of the conference at Pilnitz to the declaration of the war. 2 vol. 8. 1799. — An examination of the conduct of the British Ministry, relative to the late proposal of Buonaparte. 8. 1800. — The History of the Politics of Great Britain and France vindicated from a late attack of William Belsham. 8. 1801. Sein neuestes Werk ist: A comparation View of the Churches of England and Rome.

Marsham (John), geboren zu London am 23sten August 1602, gestorben zu Busbyhall in der Grafschaft Oxford am 25sten Mai 1685 als Kanzleischreiber, Ritter und Baronet, hat in seinem Canon chronicus aegyptiacus, hebraicus, graecus. (Lond. 1672. f. Franeker 1696. 4.) zuerst Licht und Ordnung in die ägyptische Chronologie gebracht. Ungeachtet seiner zu großen Vorliebe für das Ansehen der hebräischen Nachrichten, und seines zu gewagten Vordringens in Zeiten, welche keine historisch-kritische Genauigkeit zulassen, sind seine Resultate über die verschiedenen Dynastien und über die Regentenfolge in Aegypten im Wesentlichen als die bewährtern gültig geblieben. A—s.

Marsigli (Lodovico Fernando, Graf von), geboren zu Bologna im Jahr 1658, war von Jugend auf mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in Verbindung. Eine Reise, die er im J. 1679 mit dem venetianischen Gesandten nach Constantinopel machte, verschaffte ihm Ge-

legenheit, sich selbst von dem Zustand der ottomannischen Kriegsmacht zu unterrichten. Nachdem er elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück und sammelte dort die auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen. Kaiser Leopold war damals im Krieg mit den Türken. Marsigli trat in seinen Dienst und zeigte große Kenntniß in der Kriegs-, besonders in der Befestigungskunst. Verwundet und zum Gefangenen gemacht beim Uebergang über die Raab im J. 1683, schätzte er sich glücklich, von zwei Türken gekauft zu werden, die ihn weniger durch ihre Grausamkeit als durch ihr Elend peinigten. Nachdem er im folgenden Jahre seine Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er 1684 zum Obristen ernannt. In demselben Jahre wurde er zwei Mal nach Rom gesandt, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der christlichen Waffen zu melden. Als endlich der Kaiser und die Republik Venedig einer, und die ottomannische Pforte andrer Seits Frieden zu schließen gedachten, wurde Marsigli zu den Gränzbestimmungen zwischen den drei Mächten gebraucht. Im Jahr 1701 begann der spanische Erbfolgekrieg. Marsigli befehligte unter dem Grafen Arco in Breisach, welches sich 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Burgund ergab. Beide Commandanten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, nach dessen Ausspruch Arco des Todes schuldig war, Marsigli aber aller Ehren und Würden beraubt und ihm der Degen zerbrochen werden sollte. Marsigli hatte in seinem Unglück den Trost, daß man allgemein dieses Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, des Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte. Er nahm seine Zuflucht zu den Wissenschaften, die er, den Degen in der Hand, unter Gefahren und Strapazen studirt hatte. Er bereis'te die Schweiz, um die Gebirge, besuchte Marseille, um das Meer genau kennen zu lernen. Im J. 1709 berief ihn Papst Clemens XI. zu sich, um ihm das Commando einer Armee zu geben, die er gegen den Kaiser Joseph mobil machte. Marsigli glaubte in Provence, wohin er 1728 zurückgekehrt war, seine Tage beschließen zu können, als Familienangelegenheiten ihn nach Bologna riefen und er daselbst 1730 am Schlage starb. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des **Instituts von Bologna** bekannten Akademie, welche 1710 entstand und 1714 eröffnet wurde. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Caffee, über den militärischen Zustand der ottomannischen Pforte und verschiedenen andern, ist sein Hauptwerk Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. s. w. 6 Foliobände. Er beschreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Oesterreich bis zur Verbindung mit der Jantra in der Bulgarei. Der erste Band enthält eine Generalkarte der Donau von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung. Diese Karte zerfällt in 19 Specialkarten, welche die Städte, Dörfer, Schlösser, Inseln u. s. w. enthalten, die an der Donau liegen. Man findet hier eine geographische Beschreibung von Ungarn, astronomische und hydrographische Beobachtungen mit einem Verzeichniß aller Flüsse, die in die Donau fallen, u. s. w. Der zweite Band enthält die Alterthümer an der Donau; der dritte beschreibt die Mineralien in der Gegend der Donau, der vierte die Fische der Donau, nebst ihren Abbildungen; der fünfte liefert eine Beschreibung der Vögel, welche die Donauufer besuchen, mit 74 Kupfern; der sechste endlich enthält vermischte Beobachtungen, ein Verzeichniß der Pflanzen, der vierfüßigen Thiere u. s. w., welche sich in der Nähe der Donau finden.

Marsilius Ficinus, s. Plato.

Marsyas, ein Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte, unwillig, daß sie das Gesicht beim Spielen entstelle, weggeworfen, und den, der sie wieder aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluch belegt habe, sey zufällig Marsyas der Finder dieses Instruments gewesen, auf dem er durch Uebung bald eine solche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen seyen die Musen herbeigerufen worden. Anfangs habe wirklich der stärkere Flötenton die sanften Töne der Lyra, welche der Gott gespielt, übertäubt, und schon sey Marsyas im Begriff gewesen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und sein Spiel mit Gesang begleitet habe. Dies habe ihm Marsyas mit seiner Flöte nicht nachthun können, und die Musen darauf für Apollo entschieden, welcher dem Vermessenen lebendig die Haut abgezogen und getödtet habe. Also sey der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Diese Mythe bezeichnet wohl den Sieg, welchen die Citharödik (Kunst zur Lyra zu singen) vor der Auletik (Flötenspielerkunst) bei den Erfindern dieser Mythe erhielt. S. Böttiger im att. Museum 1 Bd. S. 239. u. f. — Viele Künstler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, so wie die Strafe des Marsyas dargestellt.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Bubiera in Aragonien) 40 Jahr nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Freundschaft und Achtung bewiesen, fünfunddreißig Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergötterte den Kaiser während seines Lebens, brandmarkte ihn aber nach seinem Tode. Man findet in den Anmerkungen eines alten Commentators des Juvenals ein Epigramm von ihm, das also lautet:

Flavia gens, quantum tibi tertius abstulit haeres,
Paene fuit tanti non habuisse duos.

Trajan, der die Satiriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehn. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künste, verließ, um fortan in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geschmack noch Gelehrsamkeit einheimisch waren, empfand daselbst Langeweile und Ueberdruß. Auch wurde er von Eifersüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius eine Summe Geldes gegeben. Dies beweis't seine Armuth, die er auch selbst bekennt:

Sum, fateor, semperque fui, Callistrate, pauper.

Später verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte,

Has Marcella domos parvaque regna dedit.

Er starb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom stand, wird angeführt, daß ein Patricier, Stertinius, ihm eine Bildsäule in einer Bibliothek setzen ließ. Schmeichelhafter noch war es für den Dichter, daß der Kaiser Verus ihn seinen Virgil nannte, wiewohl man die Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern nicht einsieht. — Martials Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er selbst mit Bescheidenheit sagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That gibt die Menge und der verhältnißmäßige Werth seiner Epigramme einen hohen Begriff von dem fast unerschöpflichen Witz des

Dichters. Die meisten derselben sind ungemein scharfsinnig und treffend, viele voll Anmuth und attischen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, nach unsern Begriffen höchst unzüchtig und schamlos. — Eine Auswahl martialischer Epigramme hat Ramler ins Deutsche übersetzt.

Martin (der heilige), der berühmte dieses Namens war zu Sabaria in Pannonien (jetzt Stain in Nieder-Ungarn), um das J. 316 von heidnischen Aeltern geboren. Sein Vater, Tribunus militum, nöthigte auch den Sohn mit dem 15ten Jahre die Waffen zu ergreifen. Schon früh soll er seinem Vater entflohen seyn und sich in einer christl. Kirche haben unterrichten lassen. Er diente unter Constantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muster aller Tugend erschien. Er theilte unter andern sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende sagt, daß Christus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt, erschienen sey. Martin ließ sich bald nach dieser Erscheinung taufen, 337, entsagte seinem Stande und verlebte mehrere Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heilige Hilarius, Bischof von Poitiers, ihn in den Orden der Exorcisten aufnahm. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblichen Befehl der Gottheit im Traume zurückkehrte, bekehrte er seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Bei seiner Rückreise gerieth er unter die Mörder, welche er bekehrte. Doch mußte er dafür eine öffentliche Geißelung erdulden, wobei er die Standhaftigkeit der ersten Märtyrer zeigte. Er ließ sich darauf bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religiosen unter seiner Leitung versammelte, und viele Wunder verrichtete, z. B. einen seiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben soll. Im J. 374 wurde ihm das Bisthum von **Tours** übertragen. Um sich mehr der Welt zu entziehn, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das berühmte Kloster von Marmoutiers, wo er 80 Mönche versammelte, und im J. 400 sein mäßiges Leben beschloß. Man hält dies Kloster für die älteste Abtei Frankreichs. Der heilige Martin ist der erste, dem die röm. Kirche öffentliche Verehrung bewiesen hat. Er machte sich durch seinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich sehr verdient. Die Anekdote, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle, wo er ihn zu seiner Rechten sitzen ließ, ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum **Schutzpatron der Trinker** gemacht; sein Fest, das auf den 11ten November fällt, wurde ehemals durch Schmausereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie die alten Ausdrücke Martiner und le mal saint Martin für zu viel Trinken und Trunkenheit beweisen), gefeiert. Es schreiben sich die **Martinsgänse** und **Martinshühner** daher, die das Volk zu diesem Tage den Geistlichen zu schenken pflegte, so auch die **Martinsfeuer**, welche das abergläubische Volk in der Martinsnacht sonst auf Bergen und Feldern anzündete, in dem Wahne, daß die erleuchtete Gegend vor Wetterschaden behütet werde. — Die dem heiligen Martin beigelegte Professio fidei de trinitate wird für ein untergeschobnes Werk gehalten.

Martin ist der Name von fünf Päpsten, unter denen folgende zwei die wichtigsten sind. — **Martin I.**, aus Todi in Toscana gebürtig, genoß einer sorgfältigen Erziehung und wurde 649 zum Papst erwählt. Er hielt sogleich eine Synode von italienischen Bischöfen in der Laterankirche zu Rom, und ließ die Monotheleten und den Kaiser

Heraclius feierlich verdammen. Zur Bestrafung dieses Schrittes wurde er gefangen nach Constantinopel geführt, und daselbst als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesstrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen seiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und sodann nach dem Chersones verwiesen, wo er 655 starb. Wegen dieser bestandnen Leiden wurde er unter die Heiligen versetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde im November 1417 nach Gregors XII. Entsagung und Benedicts XIII. Absetzung, während der costnitzer Kirchenversammlung, zum Papst erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je mit solcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Churfürst von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Hussiten zu erlassen. Diese Bulle ist darum merkwürdig, weil darin der Papst die Obergewalt der Concilien anzuerkennen scheint. Im J. 1418 schloß er das costnitzer Concilium, obgleich eine Menge von Beschwerden noch nicht abgestellt waren. Die Spaltung in der Kirche war noch nicht beendigt. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 starb, wurde ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, welcher erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte und als Entschädigung das Bisthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenversammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. Bald darauf starb er (1431). Er hatte das Verdienst, die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und Italien beruhigt zu haben. Wir besitzen von ihm einige Werke.

Martin St. (Louis Claude), ein französischer Mystiker im guten Sinne des Worts. Er war von adligem Herkommen (Marquis), geb. zu Amboise in Touraine 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienste, und widmete seine Musestunden dem Studium alter und neuer Sprachen, den religiösen Betrachtungen, der Tonkunst und der Natur. Um seine Ansichten ungestörter auszubilden und seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Dienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch seinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution, an welcher er keinen besondern Antheil nahm, versah er seinen Dienst bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter frei sprach, ward dann Mitglied der ersten Wahlversammlung seines Departements, zog sich dann in die Einsamkeit zurück und starb zu Autray bei Chatillon d. 14. Oct. 1803. Er war voll Bescheidenheit und Demuth, stiller Wohlthätigkeit und tiefem religiösen Sinn. Letzterer spricht sich in allen seinen Werken größtentheils unter der Gestalt symbolischer Fragmente aus, in welchen er oft die schwersten Gegenstände der Naturlehre und Metaphysik mit einem genialen und religiösen Blick beleuchtet. Doch sind dieselben auch nicht frei von Paradoxien und überspannten Einfällen. Die Seltenheit eines solchen theologischen Geistes in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke erwarben ihm eine Menge Verehrer, so, daß sich in Frankreich eine besondere theosophische Secte bildete, welche sich Martinisten nannten. St. Martin übersetzte auch die Morgenröthe des ihm geistig verwandten Jacob Böhme, schrieb sein berühmtes, mystisches Werk: des erreurs et de la verité, Lyon 1775. 8. und öfter (deutsch von Mathias Claudius, Hamb. 1782. 8.), tableau na-

[illegible] des rapports qui existent entre dieu, l'homme et l'univers, Edinb. Voll. II. 1782. 8.; de l'esprit des choses, 1800. Voll. II. 8. (vom Geist und Wesen der Dinge oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseyns, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird, a. d. Franz. von D. C. G. Schubert, 2 Thle. Lpz. 1811. 8.); Ecce homo; le nouvel homme; 1796. 8.; ministère de l'homme d'esprit, 1802. 8.; l'homme de desir, nouv. éd. Metz, Voll. II. 1802. 8. (des Menschen Sehnen und Verlangen übersetzt v. Ad. Wagner 1813.) le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII. chants, 1800. 8., de dieu et de la nature; titre rouge etc. Man hat in der neuesten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der durch Verstandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutschen sich von diesen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um so mehr, da die theosophischen Fragmente des St. Martin auf eine wunderbare Weise mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuern Philosophie übereinstimmen. — v

Martin, gegenwärtig einer der berühmtesten und angenehmsten Schauspieler und Sänger in der Opéra Comique zu Paris und erster Tenorist der Capelle, ist 1770 zu Paris geboren. Erzogen in dem Hause seines Oheims, der sich durch seine Lackarbeiten zu seiner Zeit einen Namen gemacht hatte und außerdem ein unterrichteter und gebildeter Mann war, wurde er früh mit der Mahlerei, Musik und Tanzkunst bekannt. Er hatte seit seinem siebenten Jahre Unterricht in der Musik, und sang anfangs in Gesellschaftsconcerten Sopran. Als aber seine Stimme im Uebergange zur Mannbarkeit sich verlor, widmete er sich der Geige, und erlangte darauf eine ausgezeichnete Fertigkeit. Er suchte, jedoch vergebens, in das Orchester der Oper zu kommen. Seine Stimme fand sich inzwischen wieder ein; er sang jetzt Baryton, ließ sich in Privatconcerten hören, und erwarb sich als Sänger Ruf. Der Umgang mit den besten Sängern berichtigte seinen Geschmack und vervollkommnete seine Kenntnisse. Sein Wunsch war, bei der Oper angestellt zu werden, aber die Vorsteher derselben wiesen ihn aus dem Grunde zurück, weil seine Stimme nicht Stärke genug habe. Dies war zu seinem Vortheil, denn gleich darauf trat er in die sich bildende Operngesellschaft von Monsieur. Er debutirte als zwanzigjähriger Jüngling in dem Marquis Tulipano zu Ende des Jahrs 1788. Sein Gesang entzückte allgemein. Martin war der erste, der in Paris den italienischen Gesang bei französischen Texten anwandte. Im Spiel leistete er damals weniger, indeß konnte man sein komisches Talent schon im Nouveau Don Quixote deutlich erkennen, welches sich in der Oper Les Visitandines noch glänzender zeigte, und immer herrlicher entwickelte. Martin spielt vorzüglich Vertraute und Bediente in der komischen Oper; sein Rollenfach hat durch ihn und seine Darstellungsart einen generischen Charakter erhalten. Die Franzosen sagen: „wir haben einen neuen Martin erhalten," oder: „wir erwarten oder suchen einen neuen Martin." Spiel und Gesang sind bei ihm gleich vortrefflich. Auch hat er seine Kenntniß in der Composition, die er unter Candeille studirte, durch mehrere Romanzensammlungen und eine komische Oper, Les Oiseaux de mer, welche 1796 auf dem Theater Feydeau gegeben wurde, beurkundet.

Martin (Vincenzo), einer der beliebtesten italienischen Componisten, zeichnete sich schon um 1782 durch verschiedene Opern und Balletcompositionen aus, welche man auf italienischen Theatern aufführte. Hierauf kam er nach Wien, wo er um 1785 seinen von

Kennern sehr geschätzten Burbero schrieb. Den meisten Ruf und Beifall erwarb er sich jedoch durch seine Oper Cosa rara (Lila, oder Schönheit und Tugend), welche Musik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf allen italienischen und deutschen Theatern noch jetzt gern gehört wird, und einen bleibenden Werth hat (italienisch im Clavierauszuge, und als Violinquartett, Wien, b. Artaria; deutsch von Streicher, Mannheim). Sie ward zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des königl. sächs. Prinzen Anton aufgeführt. Auch sein arbore di Diana (Baum der Diana), zuerst 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verschafft (ital. im Clavierauszuge, Wien, bei Artaria; mit ital. und deutschem Text vom Verf. Bonn 1796). Im J. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Kapellmeister und Componist bei der Russischen Oper angestellt wurde; im J. 1798 ward er zum Russischen Kaiserl. Hofrath ernannt. Er starb im J. 1816. Außer den genannten Tonstücken haben wir in derselben leichten und gefälligen Manier: XII Canoni per Cembalo; XII Ariette italiane con accomp. di cemb. etc.; beide in Wien gestochen; il sogno (der Traum), eine Cantate für 3 Stimmen für das Clavier ausgesetzt mit deutschem und ital. Text, von Schicht, Lpz. 1793. Aus seiner Oper gli sposi in contrasto ist nur die Ouvertüre und einige Arien, gestochen zu Wien, 1794 erschienen. Bekannter ist seine Oper la capriciosa corretta (die gebesserte Eigensinnige) gestochen b. Simrock 1800.

Martini (Giam-Battista), ein geschickter Componist und sehr gelehrter Musiker, geboren zu Bologna 1706. Er trat schon in seiner Jugend in den Franciscaner-Orden. Ob er vor oder nach diesem Schritt mehrere Länder von Europa und selbst Asien besuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern, wissen wir nicht genau. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der Musik und studirte diese Kunst namentlich unter dem berühmten Ant. Perti. Seine Fortschritte in der Composition waren so schnell, daß er schon 1725 in einem Alter von 19 Jahren zum Capellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine um so beträchtlichere Anzahl großer Componisten hervorging, da schon anerkannte Künstler sich beeiferten, seinen Unterricht zu benutzen, unter andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componisten. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen Saggio fondamentale pratico di contrapunto und seine Storia della Musica, wiewohl beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, von welchem er nur drei Bände vollendet, hatte er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebnen Werken gesammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte. Martini wurde wegen seiner gründlichen theoretischen Kenntnisse auch außer seinem Vaterlande als Schiedsrichter in der Tonkunst anerkannt. Er fiel durch sein anhaltendes Studiren in eine anhaltende Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und starb 1784 an der Brustwassersucht. Wie es heißt, hat er seine Materialien dem Abt Mattei hinterlassen, welcher die Geschichte der Musik beendigen wird.

Martini (Friedrich Heinrich Wilhelm), practischer Arzt in Ber-

lin, geboren zu Ohrdruf im Gothaischen den 31sten Aug. 1729, bildete sich in Jena, Berlin und Frankfurt an der Oder, kam 1757 nach Berlin zurück, erhielt daselbst ein Physikat, nachdem er vier Jahre im Mannsfeldischen glücklich practicirt hatte, und starb 1778. Die Naturgeschichte war von frühern Jahren an seine Lieblingswissenschaft, ihr widmete er seine ganze schriftstellerische Thätigkeit und erwarb sich dadurch mannichfaltiges Verdienst, da er in seinem Fache sehr ausgebreitete Kenntnisse und einen glücklichen Beobachtungsgeist besaß. Viele gute Bemerkungen von ihm findet man in folgenden Zeitschriften, deren Herausgeber und vornehmster Verfasser er war: Berlinisches Magazin u. s. w. 4 Bde. 1765, 8.; Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneiwissenschaft, der Naturgeschichte u. s. w. 10 Bde. 1769, 8.; Mannichfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenschrift, 4 Jahrgänge, 1770, 8.; Neue Mannigfaltigkeiten, 4 Jahrg. 1774, 8.; Neueste Mannichfaltigkeiten, 4 Jahrg. 1778, 8. (auch nach seinem Tode von Andern fortgesetzt, unter dem Titel: Allerneueste Mannichfaltigkeiten, 4 Jahrg. 1782 — 85, 8.). Von Buffons Naturgeschichte fing er an, eine deutsche Bearbeitung herauszugeben, die durch Verbesserungen und Zusätze wesentliche Vorzüge vor dem Original erhielt, aber seine allgemeine Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung mit vielen Kupfern, Berlin 1774, 8., wovon er 4 Bände herausgab und die nach seinem Tode bis zum 10ten fortgesetzt wurde, war zu weitläuftig angelegt und blieb unbeendigt. Das meiste Verdienst hat sein neues systematisches Conchyliencabinet, 1768 — 88, 10 Bände, 4., mit vielen illuminirten Kupfern und Vignetten, vom 4ten Bande an von Chemnitz fortgesetzt; ein für die Conchyliologie classisches Werk, das zugleich seiner typographischen Schönheit wegen unter die deutschen Prachtwerke gehört. Martini war auch Stifter der noch bestehenden Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, die 1773 zusammentrat.

Martiniere, Anton Augustin Bruzen de la (geboren zu Dieppe 1689, gestorben am 19. Juni 1749. in Haag), ein zu seiner Zeit sehr beliebter historischer und geographischer Schriftsteller. Indessen verdient von seinen sämmtlichen, meist werthlosen Compilationen hier keine genannt zu werden, als sein grand dictionnaire géographique et critique (à la Haye 1726 — 1739. X. Vol. Paris 1768. VI. V. deutsch, Leipzig 1744 — 1750. XIII. V.), welches ungeachtet seiner großen Fehlerhaftigkeit doch zur allgemeinen Verbreitung geographischer Kenntnisse viel beigetragen hat, und auch von Seiten der Form nicht ohne Verdienst ist.

A — z.

Martinique die wichtigste unter den Caraiben (s. d.), südwärts von Dominica, zwischen dem 14ten und 15ten Grad nördlicher Breite. Sie ist meistens bergig, besonders im Innern. Die Küsten haben eine Menge Bayen und Buchten, von denen die meisten den Schiffen vollkommene Sicherheit gewähren. Die Spanier, welche diese ergiebige Insel entdeckten, vernachlässigten sie, und bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war sie bloß der Wohnsitz von Caraiben, welche sich nach der nordöstlichen Küste der Insel begaben, als 1635 eine französische Colonie von St. Christoph herüberkam und sich in dem südwestlichen Theile derselben ansiedelte. Nach vielen blutigen Scenen und Gewaltthätigkeiten zwischen den Colonisten und den Ureinwohnern wanderten 6000 Caraiben nach den Inseln St. Dominica und St. Vincent aus; 1658 waren die Franzosen Herren der ganzen Insel. Die erste Nation, die sie ihnen entreißen wollte, waren die Holländer, aber der Admiral Ruyter wurde zurückgeschlagen. Eben so wenig richteten die Engländer

1693 aus. Glücklicher waren sie seit 1761. Sie eroberten Martinique, dessen Wiedererlangung einer der Hauptgründe war, die Frankreich 1763 zum Frieden geneigt machten. Zum zweiten Mal fiel die Insel 1794 den Engländern in die Hände. Sie behaupteten den Besitz bis zum Frieden von Amiens 1802, durch welchen Frankreich diese Colonie wieder erhielt. Zum dritten Male eroberten sie die Engländer zu Anfang des J. 1809 und behielten sie bis zum pariser Frieden 1814. Anfangs pflanzte man auf Martinique bloß Tabak und Baumwolle, dann auch Cacao und Indigo. Hierauf folgte der Anbau des Zuckers und im J. 1718 der des Caffées. Der Caffée von Martinique stammt aus Mokha in Arabien ab; man zählt jetzt über 700,000 Caffeebäume. Im J. 1788 wurden von Martinique ausgeführt: Rohzucker 18,795 Centner (686,000 Franken); gereinigter Zucker 137,945 Cent. (8,027,000 Franken); Zucker in Hüten 119,453 Centn. (5,049,000 Fr.); Caffée 68,161 Centn. (8,315,000 Franken); Baumwolle 11,550 Centn., Indigo 10 Centn. Schon 1776 beschäftigte der Handel des Mutterlandes mit dieser Colonie 122 Schiffe. Martinique hat einen Flächenraum von 50 französischen Quadrat-Lieues; ihr Umkreis beträgt ungefähr 34 deutsche Meilen. Im J. 1789 bestand die Bevölkerung aus 12,500 Weißen, 3000 Mulatten und 78,000 Negersclaven. Später gab man die gesammte Bevölkerung auf 110,000 Seelen an. Martinique hat drei feste Punkte, St. Pierre, Fort Royal und Fort Trinité.

Martyn (John), als einer der ausgezeichnetsten botanischen Schriftsteller in der gelehrten Welt bekannt, wurde zu London 1699 geboren. Obgleich er von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt war, so widmete er sich doch seinem Lieblingsstudium, und gab schon 1720 seine Uebersetzung von Tourneforts Geschichte der Pflanzen, die in der Gegend von Paris wachsen, heraus. Um ein ähnliches Werk über die Flora von London zu schreiben, machte er mehrere Fußreisen in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt. Späterhin unternahm er weitere Reisen, wodurch sein englisches Herbarium bis auf 1400 Gattungen vermehrt wurde. 1724 bis 1725 hielt er zu London botanische Vorlesungen, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. 1727 ward er zum Mitgliede der königlichen Societät ernannt, welcher er nachmals bei der Anordnung ihrer Bibliothek und ihres Museums wichtige Dienste leistete. 1730 trat er in das Emanuel-Collegium zu Cambridge, um sich ganz der Arzneikunde zu widmen; aber häusliche Verhältnisse und seine Vorliebe für die Kräuterkunde hielten ihn davon ab. Er hielt übrigens sowohl in London, als in Cambridge Vorlesungen über Botanik und materia medica, und wurde 1733 zum Professor der Botanik auf der gedachten Universität ernannt. Da er das Clima von London seiner Gesundheit nicht zuträglich fand, begab er sich nach Chelsea, und 1752 nach Streatham. 1761 legte er seine Professur nieder, welche darauf seinem Sohne (s. unten) übertragen wurde. Aus Erkenntlichkeit dafür schenkte er der Universität seine botanische Bibliothek, seine Kräutersammlung, viele Zeichnungen von Schwämmen und mehrere andere Sammlungen. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind folgende: Tabulae synopticae ad Methodum Raianum dispositae. fol. 1726. — Methodus plantarum circa Cantabrigiam nascentium. 12. 1727. — Historia plantarum rariorum decades quinque, ein sehr prachtvolles, mit vielen nach der Natur gemahlten und illuminirten Kupfern ausgestattetes Werk, dem die oben erwähnte Uebersetzung des Tournefortschen Werks in zwei Octavbänden voranging. Auch gab er eine Uebersetzung von Virgils Georgica und dessen Schäfergedichten in Prosa

mit Anmerkungen 1745 bis 1746 heraus, und zeigte sich dadurch auch als Kenner der alten Literatur. Manche Aufsätze von ihm befinden sich in den „Transactions of the Royal Society;“ auch übersetzte er verschiedene ausländische medicinische Schriften in seine Muttersprache. Sein eben so berühmter ältester Sohn war.

Martyn (Thomas), geboren 1735. Seine frühere Erziehung erhielt er zu Chelsea, ward darauf in das sogenannte Emanuel-Collegium zu Cambridge als Schüler aufgenommen, und erlangte auf dem Gymnasium zu Sidney den Grad eines Baccalaureus der Künste, und folgte endlich seinem Vater als Professor der Botanik zu Cambridge, in welchem Amte er eben so viele Thätigkeit, als Talente zeigte. Seine Vorlesungen hielt er übrigens nicht in lateinischer, sondern in englischer Sprache. Er erlangte nach und nach mehrere akademische Grade, und wurde 1764 zum Anwald der Universität ernannt. 1766 übersetzte er in Verbindung mit seinem Collegen Lettive eine Beschreibung der herculanischen Alterthümer. 1772 erhielt er die Pfarrstelle zu Luggershall in Buckinghamshire, welche er nebst der zu Little Marlow mehrere Jahre verwaltete. Während dieser Zeit wohnte er zu Triplow bei Cambridge, wo er sich mit der Erziehung von 4 oder 5 reichen jungen Leuten, unter denen sich auch der jetzige Admiral Warren befand, beschäftigte. Mit einem dieser jungen Männer, Hartopp, durchreiste er Frankreich, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr erhielt er von der Gesellschaft zur Beförderung der Schiffbaukunst das Ehrenamt eines Secretärs, und übernahm von Buchhändlern aufgefodert, die Vermehrung und Verbesserung des Millerschen Gartenlexicons, welches von ihm bearbeitet 1802 — 1807. in 4. Foliobänden herauskam. Außer diesem bemerken wir von seinen zahlreichen Schriften, die theils in Uebersetzungen, theils in eigenen Werken bestehen: Plantae Cantabrigienses, or a Catalogue of Plants, which grow in the Country of Cambridge. 8. 1763. — English Connoisseur, 2 vol. 12. 1766. — The Gentlemans Guide in his Tour through France. 8. 1787. — A Tour through Italy 8. 1791. — The Language of Botany, being a Dictionary of the Terms made use of in that Science. 8. 1793. 3d edition 1807. — Flora Rustica. 4 vol. 8. 1792 — 1794. und mehrere andere.

Märtyrer, Zeugen, werden vorzugsweise diejenigen Bekenner des Christenthums genannt, die in den Zeiten der Verfolgung sich lieber umbringen ließen, als daß sie ihren Glauben verläugnet hätten. Der Enthusiasmus, den der Glaube, wo er Widerspruch findet und unterdrückt werden soll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der christlichen Kirche viele heroische Vorbilder dieser Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthume, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Die Schilderungen des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christlichen Märtyrer, worin sich viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, werden martyrologia genannt. Ueber die Verehrer der Märtyrer vergl. den Artikel Heilige. E.

Maryland, eine Provinz der vereinigten Staaten von Nordamerika (s. d. Art.). Sie besteht aus zwei Halbinseln, die von dem Flusse Potowmak von der Chesapeakbay und vom atlantischen Meere eingeschlossen werden; ihr Flächeninhalt beträgt ohne die Chesapeakbay 472, mit ihr 517 Q. Meilen, die Zahl ihrer Einwohner 319,718, worunter 103,036 Neger-Sclaven seyn sollen. Sie ist fruchtbar an Getraide, Hanf, Flachs, Obst, und vornehmlich an Tabak, wovon jährlich gegen 10,000 Tonnen nach allen Staaten Europas ausgeführt werden.

Die holländischen Seeleute pflegen den marylandischen Tabak zu kauen, und haben ihn sehr im Gebrauch. Die Hauptstadt ist Annapolis; wichtiger sind Baltimore und Washington.

März- oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes schönes Wiesen- und Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde, nach Vertreibung des letzten Königs, dessen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt. Zugleich diente es der römischen Jugend zu kriegerischen Uebungen. Auch versammelte sich daselbst das Volk, um seine Obrigkeiten zu wählen; daher schmückte man diese Gegend mit Prachtgebäuden und Bildsäulen. In der Nähe befanden sich Augusts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotunda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten sie nach germanischer Sitte unter freyem Himmel Volks-Versammlungen, die im 5ten und den folgenden Jahrhunderten, nach der Zeit der Zusammenkunft **Märzfelder** genannt wurden. Im 8ten Jahrhundert verlegte sie Pipin der Kleine, Karls des Großen Vater, auf den Monat Mai. Nun hießen sie **Maifelder**; doch wurde die Ebene, wo die französischen Könige jährlich ihr Heer musterten, das **Marsfeld** genannt. — In **Paris** ist der Champ-de-Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die französische Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Den 27. Aug. 1783 ließ daselbst Prof. **Charles** den ersten Aërostaten von seiner Erfindung steigen; und **Blanchard** erhob sich den 25. März 1784 das erste Mal mit einem Ballschiff in die Luft. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst **Ludwig** XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste im J. 1790 hier Zubereitungen traf. Dann fielen aber auch blutige Auftritte vor. — Im J. 1815 wählte **Napoleon Buonaparte** diesen Platz zur Schaubühne eines **Maifeldes** für die Franzosen des 19ten Jahrhunderts. Er wollte seine, nach der Rückkehr von Elba entworfene, **Zusatz-Verfassungs-Urkunde**, in der Form fränkischer Capitularien, der Nation in ihren Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staats-Schaufest die Begeisterung des Volks aus den ersten Jahren der Revolution wieder erwecken, überhaupt aber seiner zweiten Thronbesteigung in den Augen von ganz Europa, um den Bann des Wiener Congresses vom 13ten März zu beschwören, den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieses Maifeld wurde den **ersten Juni** 1815 gehalten. Von seinen Brüdern Lucian, Joseph und Hieronimus, und von den Marschällen Soult, Ney, Jourdan und Grouchy begleitet, fuhr Napoleon um 11 Uhr Morgens aus den Tuillerien nach dem Marsfelde. Nach einer feierlichen Messe las **Dubois**, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichs-Erzkanzler Cambaceres vorgestellt worden waren, im Namen des französ. Volks, eine Huldigungs-Anrede vor. Darauf machte der Reichs-Erzkanzler die Abstimmung der Nation über den Zusatzbeschluß zu den Grundverfassungsgesetzen bekannt. Ob nun gleich von 40 Departements keine Abgeordnete erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß jener Beschluß von dem französischen Volke angenommen sey. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon, und erklärte in einer Anrede an die Versammlung, daß er als Kaiser, Consul und Soldat alles vom Volke habe u. s. w. Hierauf schwur er, die Grundgesetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu lassen. Die ganze Versammlung, un-

gefähr 20,000 Personen, erwiederte diesen Eid. Nun folgte ein Te Deum. Sodann erhob sich Buonaparte auf einen andern in der Mitte des Maifeldes errichteten Thron, und vertheilte Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadronsweise seinen Thron umgaben, und vor ihm aufzogen. Sie machten, mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 Mann aus. Nach diesem politisch-militärisch-religiösen Schaufeste rief Napoleon feierlich die Kammern der Pairs und der Volksdeputirten zusammen. So begann ihre erste Sitzung, die nach drei Wochen des Kaisers Absetzung beschlossen haben würde, wenn er ihr nicht mit seiner Thronentsagung zuvor gekommen wäre. Sic transit gloria mundi!

Masaccio, sein eigentlicher Name Tomaso Guidi, einer der ältesten und berühmtesten Meister der florentinischen Mahlerschule (s. italienische Kunst). Er war von St. Giovanni im Val d'arno gebürtig, und soll 1402 geboren seyn. Er führte die Kunst durch eignen Schwung so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nun nicht mehr blos den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz befinden sich einige vorzügliche Werke von ihm; hier hat er die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verdammt werden, voll sprechenden Ausdrucks dargestellt. Baldinucci hat sein Leben genau beschrieben, und den Vasari in mehrerem berichtigt. Beide setzen ihn unter die ersten Künstler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunst vermindert, und Leben und Ausdruck verkörpert wurde. —a.

Masaniello, eigentlich Tomaso Aniello, war zu Amalfi geboren und nährte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel. Obgleich er in der größten Armuth lebte, so hatte er doch einen hohen, stolzen und unternehmenden Geist. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Aeußerungen über den gränzenlosen Druck, den das Königreich Neapel seit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlasses, ihn, dem es so wenig an Beredsamkeit, als am Muthe fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu sehn, und dieser Anlaß ereignete sich im J. 1647. Masaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer den Impost verlangten. Er weigerte sich, und da sie ihn bedrängten, warf er sich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich versammelte sich eine aufrührerische Menge, an deren Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!" auf das Accis-Bureau drang. Von da liefen die Aufrührer zum Schlosse des Vicekönigs, Duca di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Masaniello zum Collegen annehmen solle. Umsonst suchte der Cardinal Filomarini, Erzbischof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen, umsonst erschien Johann von Oesterreich, ein natürlicher Sohn Philipps II., mit zwei und zwanzig Galeeren im Hafen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. Masaniello, welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ sechzig der ansehnlichsten Paläste in Asche legen, ohne daß man das geringste rettete. Alle Zeichen des Königthums verschwanden. Der Mordbrennerei folgte bald das Blutbad. Alles war Masaniello verdächtig, und der Tod folgte seinem leisesten Argwohn auf dem Fuß. Sieben Tage verflossen unter diesen Schreckenissen, bis man endlich von Capitulation sprach. Man kam überein, daß die

Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wieder hergestellt werden sollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewissen Zeit versprochen. Masaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in seinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen seines immer noch großen Anhangs dem Vicekönig, der sein Versprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, gefährlich schien, faßte dieser den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu sich und mischte ihm wahrscheinlich Gift unter den Wein. Dieses tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn rasend, wozu jedoch auch seine Leidenschaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erschoß seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen. Das Volk, das in seinem Retter einen neuen Unterdrücker zu sehen glaubte, und durch seine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, strömte haufenweis gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte Masaniello's Tod. Er floh in ein Carmeliterkloster; aber vier Verschworne, ehemals seine Freunde, stürzten sich auf ihn und streckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647). Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten sich die wahren Gesinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückungen fürchtend, die Unruhen von Neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man selbst aufgeopfert hatte. Masaniello's Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, sein Körper aber mit den höchsten Ehrenbezeugungen und unter dem schrecklichsten Tumult begraben, ja selbst einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte; aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat diese Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maschine jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient; besonders wenn ihm durch mechanische Gesetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt ist (wie der Uhr); im engsten Sinne ein zusammengesetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengesetzt) — (wie z. B. ein Getriebe, eine Wasserkunst) — welches als Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maschinerie ist die künstliche Einrichtung solcher Triebwerke. Man trägt dieses Wort auch auf Menschen und deren geistige Erzeugnisse und Anstalten über, und nennt einen Menschen, der nur durch äußere Triebe, und gleichsam durch äußern Anstoß, mithin ohne Selbstthätigkeit des Geistes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichsam organischen Zusammenhang, eine Anstalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geist belebt wird, eine Maschine, und eine solche Wirksamkeit ohne freie Bewegung mechanisch oder maschinenmäßig. (Vgl. auch den folgenden Art.) — Die Theorie des Maschinenwesens macht die practische Mechanik aus. Hierüber hat man eine treffliche Anleitung in Poppe's Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens oder vollständiger Unterricht in der practischen Mechanik in 6 Theilen.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unserer Erfahrung hergenommenen Wesen, als da sind Götter, Engel, Teufel, abgeschiedne Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der

griechischen Bühne her, auf welcher zu solchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen erschienen. So z. B. in dem Jon und in dem Hippolytos des Euripides. Horaz schon gab den dramatischen Dichtern seiner Zeit den guten Rath: Auch soll kein Gott sich in die Handlung mischen, wofern der Knoten seine Zwischenkunft nicht unvermeidlich macht, und dessen würdig ist. Wenn man daraus schließt, daß sich, was die Aesthetiker Maschine nennen, eigentlich nur auf die Entwickelung des Knotens durch eine solche äußere Einwirkung beziehe, so hat man ganz Recht. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt, und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen, worin man alle darin mitwirkenden höheren Wesen Maschinen nennt. Man hat gefragt, ob diese dem Epos wesentlich seyen oder nicht. Weil sie in den epischen Gedichten Homers vorkamen, glaubte man so fest an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch die kältesten personificirten Abstracta Kälte über die ganze Darstellung hauchte, als sie wegließ. Daß dies geschehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epischen Gedichtes, hat uns Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, sie müßten überall wegbleiben. S. d. Art. Wunderbar. Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wohl von dem behandelten Stoffe ab, ob dieser aus dem Kreise der Religion, der romantischen oder natürlichen Welt genommen ist. Im Stoffe aus der natürlichen Welt sie einzumischen, wird immer etwas Anstößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen sie der innern und psychologischen Wahrscheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen. dd.

Maschinist ist bei großen Theatern derjenige, welcher das Maschinenwesen, Verwandlungen, Versenkungen, Decorationen rc. zu besorgen hat, und dieselben erfindet. Eine satirische Darstellung dessen, was der Maschinist seyn soll, siehe in den Fantasiestücken in Callots Manier, 2. Bdchen.

Mascov (Johann Jacob), ein berühmter Publicist und Historiker, wurde zu Danzig 1689 geboren, studirte zu Leipzig die Rechtswissenschaft, ging dann mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen, ward nach seiner Rückkehr 1719 zum außerordentlichen Professor zu Leipzig ernannt, noch in demselben Jahre in den dasigen Rath aufgenommen, wurde darauf ordentl. Prof. der Rechte und der Geschichte, zog durch seinen Vortrag viele Studirende aus hohen Ständen nach Leipzig, und starb am 22sten Mai 1761 als sächsischer Hofrath, Proconsul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine principia juris publici R. G. (fünf Auflagen 1729 — 1769) empfahlen sich durch Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, reife Auswahl und einen gewählten Ausdruck so allgemein, daß sie lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Aber nicht minder ehrenvolle Erwähnung gebührt dem Verdienste, welches er sich um die deutsche Geschichtschreibung erwarb. So wenig wir begehren, seine unvollendete Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie (Leipzig 1726. 1737. II. 4. auch englisch, französisch und holländisch übersetzt) als Muster historischer Composition zu preisen, so ist es doch nicht zu verkennen, daß er richtigere Ahnungen von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Rechts vorwaltete, und sämmtliche deutsche Historiker blos

entweder Reichs- oder Kaiser-Geschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Gelang es ihm auch in diesem Werke nicht immer, sich alles Einflusses seiner Zeit zu entäußern, so darf man nicht vergessen, daß es selbst zu unsrer Zeit noch Historiker gibt, welche in der deutschen Geschichte nichts als die Geschichte des Staatsinteresse zu erblicken vermögen, und daß sein Werk auch von Seiten der höchst sorgsam und verständig angestellten Forschung, und selbst auch der freiern, ungezwungnern Darstellung Aufmerksamkeit verdient. Als Fortsetzung zu dem letztern Werke gehören drei lateinische Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, 48 et 53. Außerdem schrieb er einen Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs. Leipz. 1722—30. 4. und Einleitung zu der Geschichte des röm. deutschen Reichs. Leipz. 1752. 4. u. a. A—s.

Masern, eine fieberhafte Krankheit mit einem an Farbe, Gestalt und Verlauf bestimmten Ausschlage (s. Exanthem) auf der Haut verbunden. Es ist eine fremde Krankheit, welche aus dem Süden zu uns gekommen ist (s. Blattern), und sich nun blos durch Ansteckungsgift fortpflanzt. Jeder Mensch ist ihr ausgesetzt, hat wenigstens Empfänglichkeit dafür, jedoch hat auch diese Krankheit, wie die Blattern u. a. m., das Eigenthümliche, daß sie die Empfänglichkeit für sich selbst verlöscht, und den Menschen nur einmal befällt. In der Regel ist sie zwar gelind, doch hat man auch Maserepidemien gehabt, welche sehr tödlich gewesen sind. So sollen z. B. nach englischen Todtenlisten im J. 1670 295 Personen, im J. 1674 795 Personen, im J. 1742 bis auf 981 gestorben seyn. Eine bösartige Maserepidemie herrschte 1782 in Wien, wo bei den meisten Kranken der Brand im Halse entstand, und sie am dritten oder vierten Tage starben. In Edinburg starb der zwölfte Mensch daran, ob man gleich diese Epidemie noch für gelind hielt. Sehr oft kommt auch bei gelind scheinenden Fällen die meiste Gefahr erst hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in später Folge tödlich werden. Die Masern kündigen sich an durch trocknen Husten, Niesen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle sind nicht wesentlich und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedesmal herrschenden epidemischen Constitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerst im Gesicht kleine rothe Flecken von verschiedner Gestalt, die sich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem sie drei Tage gestanden haben, verschwindet die Röthe, die Haut schält sich in kleienartigen Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandenseyn des Exanthems, noch nach dessen Verschwinden hört der Husten und das Fieber auf. Sehr oft wird das Letztere wieder stärker, Brustzufälle nehmen zu, und ein hektischer Zustand folgt. Das Masergift ergreift vorzüglich die pneumatische Seite des Hautsystems, setzt sich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungensystems, und gibt daher nicht selten zu Lungenentzündung Veranlassung. So gelinde daher auch die Krankheit erscheint, so ist doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. H.

Masinissa, ein berühmter König der Massylier in Numidien, des Königs Gula Sohn. Er wurde in Carthago erzogen. Schon als Jüngling von 17 Jahren bewies er eine heldenmüthige Tapferkeit gegen den numidischen König Syphax, der sich mit den Römern verbunden hatte. Nachdem er denselben aus dem Felde geschlagen hatte, ging er

mit den Carthaginiensern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu fechten. Anfangs war ihm das Glück günstig. Nachdem er aber nebst dem Asdrubal und Mago bei Bätula von dem großen Scipio Africanus gänzlich geschlagen worden, unterhandelte er mit den Römern und trat in Folge eines Bündnisses zu ihnen über. Inzwischen war des Masinissa Vater gestorben und Mezetulus, ein Feind seines Hauses, hatte sich der Herrschaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Masinissa nach Afrika zurück und war so glücklich, das väterliche Reich zu erobern. Carthago und Syphax hatten sich während der Zeit mit einander versöhnt, und Asdrubal seine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Masinissa versprochen gewesen, dem Syphax gegeben. Dieser griff auch von Asdrubal angereizt, den Masinissa an und schlug ihn dergestalt, daß er sich mit wenigen Reitern auf den Berg Balbus flüchten mußte, eroberte sodann ganz Massylien, und beorderte seinen Feldherrn Bochar gegen Masinissa, der ihn dergestalt in die Enge trieb, daß er nur mit vier seiner Begleiter schwer verwundet entkam, indem er über einen schnellen Fluß setzte. Da zwei von seinen Begleitern dabei ertranken, so glaubte man, Masinissa habe ein gleiches Schicksal gehabt. Dieser aber hatte sich mit den zwei noch übrigen in einer Höhle geborgen, wo er, bis seine Wunde geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er sich an die Gränzen von Massylien, wo viele der Einwohner sich zu ihm schlugen, mit deren Hülfe er nicht nur sein Erbe eroberte, sondern auch in Massylien einfiel. Syphax rückte abermals gegen ihn an und schlug ihn so vollkommen, daß Masinissa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, seiner Bundesgenossen, in Afrika. Carthago in seiner Bedrängniß bewog zwar den Syphax, dem Masinissa sein Reich zurückzugeben, um ihn für sich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Masinissa stieß zwar zum Schein mit seiner numidischen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth diesem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf seine Seite trat. Jetzt wurde es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er schlug ihn in Verbindung mit den Römern mehrere Male, verfolgte ihn in sein eignes Land, und nahm ihn endlich nebst seinem Sohne gefangen. Durch die Besitznahme der Hauptstadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch seine ehemalige Geliebte Sophonisbe in seine Gewalt. Obgleich er beschlossen hatte, sie für ihre Untreue zu bestrafen, erwachte doch seine erste Liebe, als sie zu seinen Füßen um den Tod flehte, der sie allein von der schimpflichen Gefangenschaft der Römer befreien könne. Er wählte sie zu seiner Gemahlin, in der Meinung, den Römern dadurch alles Recht auf sie zu nehmen. Allein Scipio verlangte sie als Gefangene der Römer. Der unglückliche Fürst, der sich ganz in der Gewalt der Römer befand, und kein andres Rettungsmittel für sie als den Tod sah, sandte ihr den Giftbecher, den sie mit der Aeußerung leerte, daß sie gern sterbe, da es auf seinen Befehl geschehe, und daß er ihre erste und stets einzige Liebe gewesen. Scipio ehrte den Schmerz des Masinissa und suchte ihn durch glänzende Ehrenbezeugungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem versammelten Heere feierlich zum Könige, übergab ihm eine goldne Krone, einen curulischen Stuhl u. s. w. und bewirkte die Bestätigung der Königswürde vom Senat. Masinissa blieb bei dem römischen Heere und erwarb sich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbern. In dem Frieden mit Carthago bekam er nicht nur alle frühern Besitzungen zurück, sondern auch einen Theil von

dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Carthago dauerte fort und er machte auf Kosten desselben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn bestätigten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten punischen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwischen Masinissa und Carthago. Der rüstige König blieb trotz seines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende seines Lebens fing der dritte punische Krieg an; als Masinissa die Annäherung seines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Aemilianus zu sich kommen und gab ihm Vollmacht, mit seinem Reiche solche Verfügungen zu treffen, als er zum Besten seiner Kinder für nöthig erachten würde. Er starb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten. Seine Unterthanen machte er gesitteter und lehrte sie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiserne), oder der Mann mit der eisernen Maske. Mit diesem Namen bezeichnet man einen unbekannten Gefangnen, der unter der Regierung Ludwigs XIV. unter dem größten Geheimniß auf das Schloß von Pignerol und von da nach der Insel St. Margarethe gebracht wurde. Es war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe und sehr wohlgestaltet. Seine Haut war sehr weich, aber etwas braun. Er liebte feine Wäsche, Spitzen und Flitterstaat, spielte die Guitarre, und verrieth eine sehr gute Erziehung. Seine Stimme war einnehmend. Ueber seinen Zustand klagte er nie, noch ließ er merken, wer er eigentlich sey. Wenn er krank war, so daß ihn ein Arzt oder Wundarzt besuchen mußte, und wenn er von einem Orte zum andern gebracht wurde, trug er eine sammetne Maske, die dergestalt mit Federn eingerichtet war, daß sie ihm zu essen und zu trinken erlaubte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, wenn er sich demaskire: dies durfte er nur, wenn er allein war. Dann unterhielt er sich damit, sich die Barthaare mit einer stählernen Zange auszuraufen. Er blieb zu Pignerol, bis der Commandant des Schlosses, Saint Mars mit Namen, ein vertrauter Offizier, die Statthalterschaft der Inseln unter dem Winde erhielt, und ihn dorthin mitnahm. Als derselbe später Commandant der Bastille wurde, folgte sein Gefangner ihm auch dorthin. Er bekam in diesem Gefängniß eine möglichst gute Wohnung. Man versagte ihm nichts, was er verlangte. Man gab ihm die schönsten Kleider, das köstlichste Essen, und der Gouverneur, der mit abgezogenem Hute mit ihm sprach, setzte sich selten in seiner Gegenwart. Der Marquis Louvois, der ihn vor seiner Abreise nach Paris auf St. Margarethe besuchte, betrug sich mit einer Achtung gegen ihn, die an Ehrfurcht gränzte. Bewundernswürdig ist es, daß nach seiner Verhaftung in Europa kein Mann von Bedeutung vermißt wurde. Auf Margarethe trug der Gouverneur ihm die Speisen selbst auf, und entfernte sich, nachdem er ihn sorgfältig eingeschlossen hatte. Eines Tages schrieb der Gefangne auf einen silbernen Teller mit einem Messer, und warf den Teller aus dem Fenster nach einem Fahrzeuge hin, das am Ufer, nahe am Fuße des Thurms, lag. Der Fischer, dem das Fahrzeug gehörte, nahm ihn auf und trug ihn zum Gouverneur. Erschrocken fragte dieser, ob er gelesen, was darauf stehe, und ob es irgend jemand gesehen habe. Ich kann nicht lesen, antwortete der Fischer, und niemand hat es gesehn. Der Mann wurde erst frei gelassen, nachdem sich der Gouverneur von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt hatte. La Grange-Chancel erzählt in einem Briefe an den Verfasser der Année litteraire, daß, als Saint-Mars die eiserne Maske nach der Bastille führte, der Gefangne gefragt habe: „Will mir der König ans Leben?“ jener geant-

wortet habe: „Nein, mein Prinz, Ihr Leben ist gesichert, Sie dürfen sich nur führen lassen.“ — Ich habe, setzt jener hinzu, von einem gewissen Dubuisson, der ebenfalls in der Bastille und auf St. Margarethe gefangen war, erzählen hören, daß er sich mit einigen andern Gefangnen in einem Zimmer gerade unter dem Unbekannten befunden, und daß sie mittelst der Kaminesse mit einander hätten sprechen können. Auf die Frage von ihrer Seite, warum er ihnen so hartnäckig seinen Namen und seine Schicksale verschweige, habe er geantwortet, daß diese Mittheilung ihm und ihnen das Leben kosten würde. Alles beweis't, daß die eiserne Maske ein höchst wichtiger Gefangner war. Die Verhaftnehmung desselben fällt nach Vergleichung mehrerer Thatsachen zwischen die Jahre 1666 und 1671. Von der Zeit bis 1687 war er zu Pignerol, dann bis 1698 auf St. Margarethe in einem eigens dazu erbauten Gefängniß, und vom 18ten Septbr. 1698 bis an seinen Tod, den 19ten Nov. 1703, in der Bastille gefangen. Er starb nach einer Krankheit von wenigen Stunden. Der todte Körper wurde dergestalt verstümmelt, daß es unmöglich war, etwas daran zu erkennen. Um alles zu vertilgen, was er hätte verbergen können, um eine Nachricht oder Auskunft über sich zu geben, verbrannte und zerstörte man alles, was er in Gebrauch gehabt hatte, untersuchte den Fußboden und weißte die Decke und die Wände seines Gefängnisses. Im Todtenschein wurde er Marchiali genannt und 45 Jahre alt angegeben. Er selbst hatte kurz vor seinem Tode dem Arzt geäußert, er glaube, daß er 60 Jahre alt sey. Die Register der Bastille, die seinen Eintritt in dieses Schloß constatirten, nahm man weg, ob sie gleich, wie man aus einer Copie ersieht, die sich davon erhalten hat, kein Kennzeichen angaben. Die Frage, wer dieser Gefangne gewesen und welche Gründe Ludwig XIV. bewogen haben, ihn mit einer fast beispiellosen Sorgfalt und mit einer so strengen Verheimlichung seines Standes zu bewachen, ohne ihn ermorden zu lassen, ist auf verschiedne Weise beantwortet worden. Erwägt man aber eben diese Umstände, und wirft man einen Blick auf das Verhältniß, das zwischen Ludwig XIII. und seiner Gemahlin Anna Statt fand, und berücksichtigt dabei, daß beide die ersten 23 Jahre in kinderloser Ehe und 12 Jahre außer aller ehelichen Gemeinschaft lebten, daß die Königin eine galante Dame war, die mit mehrern Männern, namentlich mit dem Bruder ihres Gemahls, mit Buckingham, Montmorency, Mazarin, in Vertraulichkeit stand; so wird es mehr als wahrscheinlich, daß der Gefangne ein älterer Bruder Ludwigs XIV. war. Der Verfasser einer 1790 erschienenen Abhandlung über die eiserne Maske hat dies bis zur Evidenz dargethan. Minder bündig ist sein Beweis, daß Buckingham der Vater gewesen sey. Andere halten die Maske für einen bedeutenden Staatsmann, der ein Opfer des Hofdespotismus geworden sey, noch andere für einen Minister des Herzogs von Mantua. Endlich gibt es auch Personen, welche die ganze Erzählung für eine Erdichtung gehalten haben. Wohl nicht der unwichtigste Umstand dieser merkwürdigen Erscheinung ist es, daß trotz der langen Gefangenschaft des Unbekannten, und trotz der nothwendigen Mitwissenschaft einer und der andern Person um das Geheimniß, doch niemand es gewagt hat, eine Aufklärung darüber zu geben oder zu hinterlassen.

Maskelyne (Nevil), ein berühmter englischer Gelehrter und Astronom, war 1731 geboren und starb 1811. Nachdem er schon früh Beweise seiner Geschicklichkeit als Mathematiker und Astronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geschickt, um Harrisons Marine-Zeitmesser, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgesetzten Preis in

Anspruch nahm, zu prüfen. Sein erstes Werk war The British Mariner's Guide 1763, wodurch er seinen Ruf so vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliß Tode 1765 zum königlichen Astronomen ernannt wurde. Im Jahr 1767 erschien sein Bericht über Harrisons Uhr. Im Jahr 1774 gab die königliche Gesellschaft in einem Foliobande seine Tabellen heraus, um den scheinbaren Ort der Fixsterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von seinen astronomischen Beobachtungen, seit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angestellt, erschien der erste Band 1776, und dieses wichtige Werk wurde seit dem auf des Königs Befehl fortgesetzt. Im J. 1792 beschenkte Maskelyne das Publikum mit den schätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdliche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meisterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganze wird. So ausgezeichnet Maskelyne als Gelehrter war, eben so achtungswerth war er als Mensch wegen seiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anspruchlosigkeit.

Masken. Die Masken oder **Larven** (s. d. Art.) suchen ihren Ursprung in dem grauesten Alterthume. Hier wurden sie besonders bei den Processionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in die Orgien drei Grade gab: den Grad des Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, so hatte auch jeder dieser Grade seine eigenthümliche ihn charakterisirende Maske. Man findet dieselben ausgezeichnet häufig auf den alten Vasen dargestellt. Bei dieser religiösen Bedeutsamkeit, welche den Masken im Alterthum eigen war, ist es nicht auffallend, daß die Masken, in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirksames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftsteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den schädlichen Blick des Zaubernden auf sich ziehend, ihn von den Personen abwendete, die jene an sich trügen. Daher läßt sich auch vielleicht die schauerliche Mißgestaltung, der widerwärtig weit geöffnete Mund der ältesten Masken erklären. Unmöglich war es aber dem Griechen, dessen Höchstes in allem Seyn und Wirken die Schönheit war, nicht auch auf die Masken ihren veredelnden Einfluß wirken zu lassen, und so entstanden endlich auch aus jenen ungestalteten Maskenbildern gefälligere Silenen- und Satyrmasken und mannichfach andere anmuthig scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Ursprung der griechischen Tragödie im genauesten Zusammenhange mit dem Cultus des Bacchus steht, so waren auch gleich anfangs in ersterer die Masken gebräuchlich. Wer sie zuerst in der Komödie eingeführt hat, in welcher sie jedoch auch bald durchgängige Aufnahme fanden, ist unbekannt. Man würde irren, wenn man sich die griechischen Masken den heutigen italienischen durchaus gleich vorstellte; anstatt diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Ueberzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, späterhin von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische mit großem aufgesperrten Munde und furchtbarem Ansehn, komische mit lächerlicher Geberde, satyrische und orchestrische oder Masken mit regelmäßigern Zügen für die Tänzer. Sie hatten meistens sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des

Schauspielers zu verstärken; eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihren ungeheuern Dimensionen sehr zweckmäßig war. Viele sogenannte Kunstrichter, ohne Sinn für die Eigenthümlichkeiten der griechischen Bühne, sind unerschöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiele zu tadeln, weil dadurch alle Mimik, und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sey. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor allem auf die höchste Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealisch war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Modernen ihrer Schauspieler Meisterschaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte seyn mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabsinken konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darstellung einbüßen, als an der Schönheit. Der Gebrauch der Masken war diesem Streben zufolge nicht blos zu rechtfertigen, sondern durchaus wesentlich, und weit entfernt, daß er ein Nothbehelf gewesen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauspieler mit gemeinen unedeln, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Hercules darstellen zu lassen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten." Hiezu kommt, daß bei der colossalen Größe der griechischen Theater unsere heutige Mimik wohl ohnedies größtentheils verloren gegangen seyn würde. Wie das römische Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauch der Masken wenig Neues hinzu. Höchst interessant und besonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer belehrend ist das italienische Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komischen Personen der alten Römer. Nur das italienische komische Volkstheater, die sogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altrömischen Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Masken. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich unterbrochen auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Der Harlekin in seinem buntscheckigen Kleide und glattgeschornen Kopfe scheint die nämliche Gattung von Masken feststehender komischer Theaterpersonen zu seyn, welche die Alten Planipedes nannten. Auch die Benennung Zanni, welche die besten italienischen Schriftsteller dem Harlekin geben, und welche, wie sich erweisen läßt, von dem lateinischen Worte Sannio herstammt, deutet auf denselben antiken Ursprung hin. Die übrigen stehenden Theatermasken der Italiener aber, der Pantalone, Brigella, Tartaglia, Truffaldino, der Burattino, der Doctor Gratiano, der Capitain Spavento, und noch einige andere scheinen moderner Erfindung zu seyn. Ruzzante aus Padua darf für denjenigen gelten, welcher (1530) diese Maskencharaktere zuerst in das italienische Lustspiel einführte, indem er im J. 1530 sechs in Prosa geschriebene Lustspiele herausgab, in denen jede Person einen andern Dialect redet, venetianisch (der Pantalone), bolognesisch (der Doctor Gratiano), bergamoskisch, paduanisch, florentinisch, ja sogar neugriechisch, worin er wahrscheinlich den Plautus nachahmt. Die Maskeraden des Carnevals gaben ihm wahrscheinlich die Idee zur Kleidung und den Charakteren seiner Personen. Flaminio Scala, Flavio genannt, bediente sich später dieser von Ruzzante eingeführten Masken, schrieb aber keine ausgeführten Lustspiele, wie sein gefeierter Vorgänger, sondern gab dem Schauspieler nur Skizzen, welche diese impro-

visirend ausfüllten. Uebrigens geht hieraus hervor, daß man auch die mit den Masken verbundenen Charaktere (Maskencharaktere) und das ganze Costum derselben Masken nennt. Im zweiten Theile von Riccoboni's Geschichte des italienischen Theaters findet man sehr gute und genaue Kupferstiche von den stehenden Theatermasken der italienischen improvisirten Komödie. Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns fast nur bei Redouten (s. d. Art.) oder Maskeraden braucht, sind aus einer leichten Materie verfertigte Köpfe und Gesichter oder Theile derselben, durch welche man sich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas anders vorstellen (maskiren) will. Es gibt ganze und halbe Masken (z. B. Nasen, Augenmasken). Die vorzüglichsten sind von feiner Leinwand, die schlechtern von Pappe. Jene liefert Italien, besonders Venedig, diese Frankreich, namentlich Paris und Rouen, und man hat natürliche Masken und Carricaturmasken (mascherraccie) u. s. w.

Mason (William), ein ausgezeichneter englischer Dichter, ist 1725 zu Hull in Yorkshire geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er studirte auf dem Johannis-Gymnasium zu Cambridge, ward 1747 Collegiat der hohen Schule zu Pembrocke, 1749 Magister, 1754 ordinirt, bald darauf königl. Caplan und Pfarrer zu Aston in Yorkshire, und endlich Präcantor und Canonicus am Dom zu York. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter zwei Trauerspiele, in denen er den griechischen Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehrere Elegien, z. B. Isis; der englische Garten, ein didactisches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikanischen Krieges zeigte er sich als warmer Verfechter der Freiheit. Nach Admiral Keppels Freisprechung richtete er eine Ode an die Seeoffiziere, in welcher er die Feindseligkeiten gegen den transatlantischen Theil der Gemeinde heftig tadelt. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er auch ihn mit einer Ode, und sah in diesem Minister einen vom Himmel Gesandten, um die Wunden des Staats zu heilen, und die Parlamentseinrichtungen zu verbessern. Im spätern Alter aber, da sich die ersten Schrecken der französischen Staatsumwälzung überall verbreiteten, und Mason zu einem ruhigen und ansehnlichen Besitzthum gelangt war, änderten sich seine Grundsätze, und er schrieb einen Widerruf an die Freiheit (Palinody to Liberty). Er war ein Freund des berühmten Gray, dessen Gedichte er nach dessen Tode nebst einer Lebensbeschreibung und den Briefen dieses Dichters herausgab. Er hat auch die Inschrift auf Gray's Monument in der Westminster-Abtei verfertigt. Sein Amt als Präcantor leitete seine Aufmerksamkeit sehr natürlich auf die Musik. Das Resultat seiner Betrachtungen über diesen Gegenstand ist ein historischer und kritischer Versuch über die englische Kirchenmusik, welcher er die größte Einfachheit empfiehlt. Masons Gedichte zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz, und eine vorzüglich reine Moral aus. Er starb im April 1797. Man hat ihm in der Westminster-Abtei, unter den Dichtern, eine Gedächtnißtafel errichtet.

Masora ist eine Sammlung kritischer, grammatischer und exegetischer Bemerkungen späterer jüdischer Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chr. über die Bücher des alten Testaments. Nachdem sie sich diese lange Zeit hindurch bloß mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher so viel als Ueberlieferung bedeutet), wurden sie zu Anfang des sechsten Jahrhunderts zu Tiberias, wo sich eine berühmte jüdische Akademie befand, in diese

Sammlung vereinigt, und späterhin von Zeit zu Zeit mit neuen Zusätzen vermehrt. Man theilt sie in die große und kleine Masora; erstere enthält die ganze Sammlung in eignen für sich bestehenden Büchern, die andere ist ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der biblischen Handschriften beigeschrieben wurde. Sie ist für die Kritik des alten Testaments wichtig wegen der Verzeichnung der verschiedenen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche sehr schätzbare Beiträge; — leider verloren sich aber auch zugleich die Verfasser und Sammler derselben (Masoreten) in den mühsamsten und unnützesten Spielereien, zählten die Verse, die Worte, ja selbst die einzelnen Consonanten, suchten die mittelsten Worte und Buchstaben eines jeden Buchs auf, bemerkten die Verse, in welchen alle Consonanten des hebräischen Alphabets vorkommen u. s. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzugekommenen Zusätze, theils durch Schuld der Abschreiber in die größte Unordnung gekommen war, so brachte sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts R. Jacob Ben Chajim für den venediger Buchdrucker, Daniel Bomberg, in Ordnung (biblia rabbinica hebr. Vened. 1518, 1521, 1525 — 28. Fol.), und hundert Jahr darauf ergänzte Joh. Buxtorf der ältere die Arbeit seines Vorgängers (Basel 1618. Fol.) A — s.

Masoreten, s. den vor. Art.

Massageten war bei den Alten der Collectivname (Gesammtbenennung) der unbekannten nördlichen asiatischen Völker, welche an der Ost- und Südseite des kaspischen Sees bis an die Gränzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d. Art.). Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben. A — s.

Masse nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem bestimmten Raume, d. h. die Menge aller Substanzen, woraus die Materie besteht. Die Atomisten stellen sich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor, deren Zahl die Masse des Körpers ausmacht. Da es unmöglich ist, die Atomen zu zählen, so kann man nach dem atomistischen System die Masse eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Massen bestimmen. Nach der Theorie der Dynamisten kann die Menge der Materie, d. h. die Masse, in Vergleich mit jeder andern nur durch die Größe der Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit geschätzt werden; denn da nach dieser Theorie die Materie bis ins Unendliche theilbar ist, so läßt sich auch die Menge keiner Materie durch die Menge der Theile unmittelbar bestimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, so kann man zwar bei gleichartigen Materien die Verhältnisse der Massen bestimmen, indem die Quantität der Materie mit der Größe des Umfangs proportionirt ist; allein es wird sich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener specifisch verschiednen angeben lassen. Man hat also weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maaß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu schätzen, so lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird; es bleibt mithin kein Maaß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geschwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieser Voraussetzung läßt sich die Quantität der Materie, d. h. die Masse, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit schätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden,

und daß es keinen materiellen Stoff gibt, der nicht gegen die Erde, in so fern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung steht, schwer seyn sollte. Nur an der electrischen, magnetischen, so wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Massena, Fürst von Eßlingen und Herzog von Rivoli, Marschall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. s. w. Er war in der Grafschaft Nizza geboren und stand beim Ausbruch der französischen Revolution noch als Unteroffizier unter den sardinischen Truppen. Als aber die Krieger der neuen Republik den Mont-Cenis überstiegen hatten, gesellte er sich zu ihnen und that sich bald durch Muth und Einsicht hervor. Er ward Oberoffizier und stand schon 1793 an der Spitze einer republikanischen Brigade. Hier, ohne Meister, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Er schlug die Piemonteser bei Castel-Geneste (Nov. 93.), zerstreute bei Ponte di Neva ein Corps Oesterreicher, bemeisterte sich Ormea's, und trug das meiste zum Siege bei Saorgio bei. Im April 1794 wurde er Divisionsgeneral, und fuhr fort, manchen glücklichen Erfolg zu erfechten. Als 1796 Bonaparte Oberbefehlshaber des italienischen Heeres wurde, war Massena sein unzertrennlicher Waffengefährte. Um daher die Thaten desselben in Bonaparte's zwei ersten italienischen Feldzügen zu erzählen, müßte man ihre ganze Geschichte von den Schlachten bei Montenotte, Millesimo und Lodi bis zur Schlacht bei Rivoli und bis zu den Kämpfen in den Gebirgen von Tarvis und Klagenfurt wiederholen. Bei Lonato war er bereits von den österreichischen Colonnen umzingelt und lief Gefahr, gefangen zu werden, als Bonaparte ihn rettete. Er wurde von dem Oberfeldherrn nach Wien gesandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um sie ratificiren zu lassen. Die Hauptstadt empfing ihn mit Jubel und feierte ihm glänzende Feste. Während Bonaparte in Aegypten focht, waren Massena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Divisionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz seine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges bis zum Albis zurückweichen, hier aber erwartete er in einer festen Stellung den günstigen Augenblick, und kam durch die Schlacht bei Zürich der Vereinigung Korsakows und Suwarows, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, zuvor. Dieser Sieg, der das halbe russische Heer aufrieb und in dessen Folge Rußland sich von Oesterreich trennte, rettete Frankreich. Als Massena die helvetischen und rhätischen Alpen wieder erobert hatte, sandte ihn das Directorium im J. 1800 nach Italien, wo allenthalben die Oesterreicher siegend vordrangen. Statt einer Armee fand er einen schwachen Haufen Soldaten, die, von Frankreichs elender Regierung vergessen, ohne Geld, Lebensmittel und Munition gegen einen sieggewohnten überlegenen Feind das Feld behaupten sollten. Massena eilte, Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieser Stadt gehört zu den außerordentlichen. Zur See von den Engländern, zu Lande von einem starken österreichischen Heere unter Melas belagert, hatte er mit Pest und Hunger im Innern zu kämpfen und ein den Franzosen abgeneigtes Volk im Zaum zu halten. Erst als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, nahm Massena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber diese Schlacht schlug Oesterreichs Heer zu Boden, und der Consul Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger Ge-

na's den Oberbefehl der Armee. Bald darauf erfolgte der Friede. Massena wurde vom Seinedepartement in den gesetzgebenden Körper gewählt und Frankreichs neuer Kaiser erhob ihn 1804 zum Reichsmarschall. Im J. 1805 erhielt Massena den Oberbefehl in Italien; dem überlegenen Genie des deutschen Helden Carls gegenüber, unterlag er in der Schlacht bei Caldiero. Als aber dieser durch das Unglück der deutschen Waffen in Franken und Bayern zum Rückzug in das Innere Oesterreichs gezwungen war, verfolgte er ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geschlossen, und Massena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieses schwach vertheidigte Königreich für Joseph in Besitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napoleon nach Polen berief, um den rechten Flügel der weitgedehnten französischen Heeresmacht zu befehligen. Er bestand den mörderischen Kampf bei Pultusk, und am 12. Juni 1807 erstürmte er die Linien von Ostrolenka. Der Friede von Tilsit hatte kaum auf dieser Seite Ruhe gewährt, als 1808 der Krieg in Spanien sich entzündete. Mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli betrat er diesen Kriegsschauplatz, von dem er 1809 nach Deutschland abgerufen wurde. Hier kämpfte er die grossen Schlachten bei Regensburg, Aspern und Eßlingen und bei Wagram mit. In der zweiten rettete seine Standhaftigkeit und Ausdauer das französische Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs neue nach Spanien, um Englands unbesiegtem Feldherrn sich entgegenzustellen. Dieser zog sich vor der französischen Uebermacht zurück und begnügte sich, in einer felsenfesten Stellung die Hauptstadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Massena würdigte seinen Gegner zu richtig, um einen Angriff auf ihn zu wagen, und zog sich zurück. Sein Heer litt bedeutend, sowohl durch Hunger als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über diese ihm unerwünschten Resultate eines prahlerisch angekündigten Feldzugs, rief Massena zurück, und ließ ihn bis zu seinem Sturze ohne Anstellung; eine Erscheinung, welche die höchste Spannung zwischen beiden vermuthen läßt. Auch erklärte sich Massena, der 1814 in Toulon commandirte, sogleich für Ludwig XVIII., und ließ ihm mit vielem Geräusche huldigen. Er ward Commandeur des St. Ludwigs-Ordens, und versicherte dem Könige bei der Fahnenweihe in Marseille aufs neue seine unwandelbare Treue. Bei Napoleons Landung 1815 aber war sein Betragen in Toulon mindestens zweideutig. Als der Kaiser wieder eingesetzt war, schwor er zu seiner Fahne, und ward Pair und Commandant der pariser Nationalgarde. Als solcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebt er von allen Geschäften zurückgezogen. Im Juni 1816 erwarteten die pariser Blätter seinen Tod wegen Engbrüstigkeit.

Massenbach (von), königl. preußischer Obrist, Generalquartiermeisterlieutenant und Ritter des Ordens pour le mérite. Aus dem Würtembergischen gebürtig und um das Jahr 1782 bei der preußischen Armee angestellt, zeichnete er sich frühzeitig als Schriftsteller aus. Zu seinen ersten literärischen Producten gehörte ein kleines Werk über die Differentialrechnung. Seinen ersten Feldzug machte er bei Gelegenheit der preußischen Expedition nach Holland im J. 1787. Den Feldzügen am Rhein vom J. 1792 bis zum baseler Frieden wohnte er sämmtlich

als Offizier des Generalquartiermeisterstabes bei, und verfertigte während dieser Zeit mehrere Memoires, sowohl über streng militärische, als auch politische Gegenstände, in welchen letztern er stets die Ansicht geltend zu machen bemüht war: daß Preußens Wohl und dauernde Größe nur auf einer genauen Allianz mit Frankreich beruhe. Nach dem baseler Frieden übergab er mehrere Memoires, die Organisation des Generalquartiermeisterstabes betreffend, die zum Theil berücksichtigt wurden. Er unterhielt einen fortdauernden Briefwechsel mit dem Herzog von Braunschweig, den er, wie auch andre bedeutende Männer des preußischen Staats, für seine Ansichten zu gewinnen bemüht war, dabei aber viele Schwierigkeiten fand. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wurde er als Generalquartiermeisterlieutenant bei der Armee des Prinzen von Hohenlohe angestellt, und theilte durch die Capitulation zu Prenzlow am 28sten October 1806 mit seinem Feldherrn das Loos der Gefangenschaft. Verschiedne ihm vorgeworfene Versehen veranlaßten ihn zur Herausgabe seiner historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794, denen er als eine Ergänzung Memoiren über seine Verhältnisse zum preußischen Staat, und insbesondre zum Herzog von Braunschweig in drei Bänden folgen ließ. Beide Werke enthalten eine Menge interessanter Darstellungen und Anekdoten, und wenn, wie billig, Preußens wieder aufgelebter Ruhm und neue Größe jene Unglücksfälle gewissermaßen aus dem Gedächtniß der lebenden Generation gern vertilgt sieht, so werden die Erzählungen des wahrheitsliebenden Mannes, für welchen Massenbach stets zu halten ist, doch für den Geschichtforscher und Staatsmann nie ihren Werth verlieren. Uebrigens lebt der Obrist von Massenbach seit seiner Gefangennehmung im Privatstande. LR.

Massillon (Jean Baptiste), **einer der größten französischen Kanzelredner**, geboren im J. 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17ten Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann sich die Herzen allenthalben, wohin er geschickt wurde, durch sein einnehmendes Betragen, wie durch seinen Geist und seinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid seiner Mitbrüder auf sich; man beschuldigte ihn einiger Intriguen mit Frauen, und suchte ihn aus der Congregation zu entfernen. Wirklich soll er sich auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben. Der Beifall, den seine Leichenrede auf den Erzbischof Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General seiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen und gegen seine eigentliche Neigung die Kanzel besteigen, auf der sein Genie bald in seiner ganzen Eigenthümlichkeit sich entwickelte. Nach andern machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Cardinals Noailles, die er im Namen seines Klosters aufsetzen mußte, den Cardinal auf ihn aufmerksam, und auf seinen Befehl kehrte Massillon wieder zu den Oratoriern zurück, und legte sich ausschließlich auf Kanzelberedsamkeit. Der allgemeine Beifall, den er fand, war fast ohne Beispiel und bald wünschte ihn der Hof zu hören. Auch hier fand er volle Anerkennung, denn er sprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühllosigkeit widersteht. Auch entging es Ludwig dem XIV. nicht, daß Massillon sich von allen andern Predigern unterscheide, und als er zum ersten Mal zu Versailles gepredigt hatte, sagte der König zu ihm: „Wenn ich andre Prediger gehört habe, war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen.“ — Seine Declamation trug nicht wenig zu der

Wirkung seiner Worte bei. Mit scheinbarer Kunstlosigkeit, in Nachlässigkeit, rührte und belehrte er sicherer, als Andre durch einen pathetischen Vortrag, dessen Erkünsteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimmt. Der berühmte Schauspieler Baron brach einst am Schluß einer Predigt Massillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das ist ein Redner, wir sind nur Komödianten." — Im J. 1704 erschien Massillon zum zweiten Mal am Hofe und fand denselben Beifall. Der König sagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahre zu hören wünsche. Seiner philosophischen und friedliebenden Gesinnungen wegen wurde er gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jesuiten wieder zu versöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter sey, Sünder zu bekehren, als Theologen auszusöhnen. Der Regent, der sein Verdienst kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum Bischof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundnen Kosten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erst neun Jahr alt war, predigen sollte, verfaßte er jene unter dem Titel Petit-Carême (Fastenpredigten) bekannten Reden, die ein Meisterwerk der Kanzelberedsamkeit sind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einschärft, ist auch die: daß nicht die Fürsten, sondern das Gesetz über die Völker herrschen solle; daß erstere nur die Diener und Bewahrer des letztern sind; daß die Völker sie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was sie sind, und daß sie das, was sie sind, nur für die Völker seyn sollen; daß die Fürsten an Macht verlieren, wenn sie mächtiger seyn wollen als das Gesetz, und daß alles, was die Oberherrschaft verhaßt macht, sie entkräftet und vermindert. — Im J. 1719 trat Massillon in die Akademie française. Der Cardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Duchesse von Orleans. Seit dem verließ er seine Diöcese nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Er starb 1742. Der Werth seiner Beredsamkeit bestand nicht in jener declamatorisch scheinbaren Wortfülle und in jenem sichtbaren Aufbieten aller Künste der Rede, durch welche Bourdaloue sich die Gunst seiner Zeit mühsam errang, sondern in jenem edeln und schlichten Fluß der Rede, die auf tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, die Hörer ergriff und rührte, ohne sie zu betäuben und eben daher tiefere und bleibendere Eindrücke hinterließ. Indem er vorzüglich das Gefühl ansprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilsamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmonische Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakterisiren seine Beredsamkeit, besonders in dem Petit-Carême. Der Neffe dieses berühmten Mannes hat eine vollständige Ausgabe der Werke seines Oheims besorgt 1745 und 1762 in 15 Bänden (deutsch Dresden 1753, 15 Bände in einer schlechten Uebersetzung). A—s.

Massilia, der ursprüngliche Name von Marseille (s. d. Art.)

Massinger (Philipp), ein ausgezeichneter englischer Schauspieldichter, geboren zu Salisbury um 1585, studirte zu Oxford, ging darauf nach London, und schrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern englischen Schauspieldichtern seiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach einigen ist er 94 Jahr alt geworden, nach andern schon 1639 gestorben. Massinger ist nach Bouterweck ein verständiger und geistreicher Schriftsteller. Der Hauptvor-

ung seiner Stücke besteht besonders in einer kunstreichen und interessanten Vertheilung und Verbindung der Scenen in einer durchdachten Composition, die zu einer überraschenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Kein englischer Schriftsteller hat vor Massinger einen dramatischen Plan verständiger entworfen und die Einheit der Handlung so glücklich mit der romantischen Mannichfaltigkeit der Scenen verbunden. Doch ist die Regelmäßigkeit seiner Stücke von der französischen immer noch unterschieden, welche der Anstand mehr beherrscht. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes. Seine Phantasie war nicht reich, aber behandelte dramatische Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauspiele von ihm, worunter sich besonders einige Trauerspiele und Tragicomödien befinden. Ihr Stoff ist größtentheils aus Novellen oder aus der Geschichte geschöpft. Hieher gehört z. B. the Duke of Milan (der Herzog von Mailand), ein Stück voll lebendiger Handlung und Darstellung der Leidenschaften. In Lustspielen war er weniger glücklich. Seine dramatik Works hat Thomas Coxeter, Lond. 1761. in 4 Bänden 8. und W. Mason, Lond. 1779. 6 Voll. 8. herausgegeben. — s.

Masson (Charles-François-Philibert), Mitglied des Instituts von Frankreich, der philotechnischen Gesellschaft u. s. w., Generalsecretär der Präfectur von Coblenz, geboren 1762 zu Blamont im Gebiet von Montbelliard. Er trat sehr jung in russische Dienste und wurde geheimer Secretär bei dem Großfürsten Alexander, jetzigem Kaiser. Paul I. entfernte ihn aus Rußland als einen Theilnehmer an der französischen Revolution. Masson starb im J. 1807. Man hat von ihm: 1. Cours mémorial de géographie, à l'usage du corps d'artillerie des cadets, Berlin 1787, und Petersburg 1790; 2. Elmine ou la fleur qui ne se flétrit jamais, Berlin 1790; 3. Mémoires secrets sur la Russie, 1802 u. f. 4 Bände. Diese, in mehrere Sprachen übersetzten Memoiren machten zur Zeit ihrer Erscheinung großes Aufsehen; neue Ansichten von dieser Autocratie, geheime Anecdoten, und schneidende Epigramme auf Paul I. machten das Werk anziehend. Man könnte indeß dem Verfasser vorwerfen, die Stimme des Unwillens zu sehr gehört und seine Gemählde überladen zu haben; 4. Les Helvétiens, ein Gedicht in zehn Gesängen, 1800, 1 Band. Es ist von sehr mittelmäßigem Werth; 5. La nouvelle Astrée, Ritterroman in 2 Bänden. — Außerdem hat man von Masson Oden, deren eine auf die Gründung der Republik im J. 1802 von dem Institut gekrönt wurde.

Mast. — Masten heißen die größten und längsten Baumstangen, die auf den Schiffen das Segel und Tauwerk tragen, und durch die sogenannte Wand aufrecht erhalten werden. Hieraus ergibt sich, daß sie zu den wichtigsten Theilen des Schiffes gehören, ohne welche die Regierung größerer Schiffe unmöglich ist. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen 4 bis 5 solcher Masten. Man unterscheidet den größten Mittelmast, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht, den vordern Fockmast oder die Focke, und den hintersten Besan oder Besanmast, wozu das schief vorwärts hinausliegende Bugspret kommt. Die meisten Masten sind von Fichten. Die längsten messen über 100 Fuß und sind 25 bis 30 Palmen, 4 auf den Fuß gerechnet, dick. Von diesen kostet das Stück bis über 300 Thaler. Man handelt sie in den Seestädten der Ostsee. Nach denen, welche die Nadelhölzer im Norden von Europa liefern, kommen die aus Nordamerika.

Mastalier (Carl), geboren zu Wien im J. 1731, war Mitglied der im J. 1773 aufgehobnen Gesellschaft Jesu, Lehrer der schönen Wis-

senschaften auf der Universität, wie auch Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Wien und starb daselbst 1795. Nur zu einer dürftigen Nachahmung fremder Dichterwerke konnte sich Mastalier erheben, in dessen Oden selbst seine Bewunderer poetische Kraft und lyrisches Feuer vermissen, dagegen aber das finden, was sie Correctheit und guten Geschmack nennen. Wer Zeit und Ort kennt, wo und wann er schrieb, der wird es übrigens begreiflich finden, daß man in ihm einen würdigen Nachahmer und Nebenbuhler des Horaz erblicken und bewundern konnte.

Mastix, das reine, gelblichweiße Harz des immergrünen Mastixbaumes, Pistacia Lentiscus, der auf der Insel Chio, in Italien, Portugal wild wächst. Auf jener Insel ritzen die Einwohner die Rinde der Stämme und sammeln das tropfenweis hervorquellende Harz; die Aernte ist gewöhnlich so ergiebig, daß sie jährlich an 800,000 Pfund anstatt des Tributs nach Konstantinopel abgeben. Es ist von balsamischem Geschmack und angenehmen Geruch, und wird zum Räuchern und zu Arzneien, auch zu verschiedenen Kitten gebraucht. Der Mastixharz giebt mit Weingeist oder Roßmarinöl guten Firniß. I.

Mastkorb, die oben am Mastbaume befestigte, runde, aus starken Balken bestehende und mit einem Geländer versehene Scheibe, woran die Wände, d. i. die straff angezogenen Taue befestigt, Schildwachen gestellt werden u. s. w. Auf Kriegsschiffen wird auch Geschütz darauf gestellt.

Mastricht (Trajectum ad Mosam) eine wohlgebaute und befestigte Stadt an der Maas, die vermittelst einer steinernen Brücke mit der gegenüber liegenden Stadt Wyck zusammenhängt. Sie liegt im ehemaligen Stifte Lüttich, wurde aber seit 1648 zu der alten holländischen Barriere von Brabant gerechnet. Nach der französischen Besitznahme war sie die Hauptstadt im Departement der Niedermaas, und hatte im J. 1802 gegen 18,000 Einwohner. Im Frieden von 1814 wurde sie wieder abgetreten. Die Einwohner sind theils reformirt, theils catholisch. Man bemerkt hier die langen und schönen Straßen, den Marktplatz und den mit Bäumen besetzten Vrythof, die catholischen zwei Collegiat- und vier Pfarrkirchen, 20 nun aufgehobne Klöster und das ehemalige Jesuitercollegium, die lutherische Kirche, die drei reformirten Kirchen, das reformirte Gymnasium, die ehemalige Commenthurei des deutschen Ordens, das Rathhaus mit seiner Bibliothek, die Häuser des Gouverneurs und der Deputirten der Generalstaaten, die Tuch- und Gewehrfabriken u. s. w. Die Generalstaaten hatten allein das Besatzungsrecht. Im J. 1761 litt die Stadt durch eine Pulverexplosion. Nicht weit von hier ist der hohe St. Petersberg mit einer von den Holländern 1703 angelegten Citadelle, St. Pierre, welche die Stadt beherrscht, und mit einem wichtigen Steinbruch, dessen unterirdische Gänge wohl 40,000 Menschen fassen können, wie sich denn auch in Kriegszeiten die Einwohner mit ihren Habseligkeiten hieher zu flüchten pflegten.

Masurich, Masure, ist ein polnischer Nationaltanz, dessen Melodie in den Dreivierteltact gesetzt wird, und wobei die Grundstimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder sich in gebrochnen Octaven, wie bei dem Murky, bewegt.

Matador, wörtlich ein Todtschläger. Dieser Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenspielen, als L'Hombre, Tarock, Solo von den höchsten Trümpfen und daher auch von wichtigen Personen braucht, schreibt sich von den Matadoros, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang

dieses Jahrhunderts errichteten, als sie wider Philipp V. stritten, und welche die Bestimmung hatten, beständig die Straßen zu durchziehen und das geringste Murren wider die Regierung mit dem Tode zu bestrafen.

Mater, s. Filial.

Materia medica, Heilmittellehre, s. Medicin.

Materie, Materiell. Materie oder körperlicher Stoff ist dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten seyn, daher ist die Vorstellung von Ausdehnung jedesmal damit verbunden. Dessen ungeachtet ist der Raum nicht als Eigenschaft der Körper zu betrachten, sondern bloß als Form der äußern sinnlichen Anschauung. Die Materie ist Erscheinung unsrer äußern Sinne überhaupt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Democrit setzten den leeren Raum und Atomen an ihre Stelle und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußrer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen, und setzte das Wesen der Materie bloß in die Ausdehnung. Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen; woraus folgt, daß auch er zu den Atomisten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphysiker wegen der Verknüpfung des Geistigen mit dem Materiellen in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphysische Systeme. Eins der merkwürdigsten ist das idealistische oder der Idealismus (s. d. A.), nach welchem alle Materie schlechterdings geläugnet, alle Vorstellungen aber, die man sich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorstellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menschen erweckt. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott sehen, und daß uns selbst der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott, und die Geister überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unsern Geist als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch weiter. Der erstere nahm eine einzige Substanz an, deren Eigenschaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung sind, so daß alle geistigen Erscheinungen Zustände dieser einzigen Denkkraft und alle materiellen Phänomene Zustände eben dieser einzigen Ausdehnung sind. Hume nimmt weder Substanzen noch Subjecte oder sonst selbstständige Wesen an, sondern betrachtet alles Geistige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erscheinungen. Leibnitz, welcher einsah, wie schwer sich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären lasse, stellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geistiges auf unsre Seele wirken könne, und daß alle unsre Begriffe von Materie sich zuletzt in bloße Begriffe von Erscheinungen und Eigenschaften auflösen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß sie wenigstens im Verstande theilbar seyn müßten

mithin keine wahre Eigenheiten wären. Die Eigenschaften der Materie sah Leibnitz für bloßen Schein an, und den physischen Körper, so wie er sich unsern Sinnen darstellt, als ein verworrnes Phänomen der Wirkungen einfacher Substanzen auf die Organe unsrer Sinne. Die einfachen Substanzen, d. i. die Monaden, sind den geistigen ähnlich, beide aber Vorstellungskräfte, wovon jede ihre Grundbestimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibnitz eine zusammenhängende Reihe solcher Vorstellungskräfte aus, deren Größe und Beschaffenheit verschieden ist. Die ruhenden Vorstellungskräfte sind die Substanzen der scheinbaren Materie; die wachenden aber sind Geister; die vollkommenste aller möglichen und wirklichen Vorstellungskräfte ist die Gottheit selbst, die sich alle mögliche Substanzen mit ihren Eigenschaften und Verhältnissen auf das deutlichste und ohne vorbildende Außendinge vorstellt. Priestley bildete die Meinung Boscowichs, daß die Materie bloß aus physischen Punkten bestehe, welche einander anziehn und abstoßen, weiter aus, und sagte, die Materie sey ein bloßes Anziehn und Abstoßen welches sich auf gewisse mathematische Punkte im Raume beziehe. Seinem Dafürhalten nach läßt sich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche bloß aus Kräften besteht, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden besitze. Dem widerspricht De Luc, der übrigens ein Vertheidiger der atomistischen Vorstellungsart, und dem Dualismus zugethan ist. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Wesen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugsam erhellte, daß mit Bestimmtheit [illegible] darüber entschieden werden kann. — In der Philosophie wird die Materie (Gehalt) auch der Form entgegengesetzt. — Materiell ist sonach, was der Materie angehört; mithin was Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich, — entgegengesetzt dem Spirituellen; und uneigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Aetherischen entgegengesetzt. Dann auch dem Formalen entgegengesetzt, was den Inhalt, das Wesen eines Gegenstandes betrifft (besser material).

Materialismus, diejenige philosophische Behauptung oder systematische Ansicht, vermöge welcher die Materie, oder die körperliche Substanz als Grundprincip der Dinge angesehn wird. Wer ihr zugethan ist, heißt Materialist im philosophischen Sinne, z. B. der Verfasser des Système de la nature u. A. In Beziehung auf die Seelenlehre insbesondre ist Materialismus die Annahme, die Seele sey eine materielle Substanz (psychologischer Materialismus). Der Materialismus ist somit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengesetzt; beide aber sind Arten des monistischen Dogmatismus (s. d. Art.). Jener kann nun wie dieser entweder empirisch seyn, wenn er seine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen, und also die innern Erscheinungen aus den Erscheinungen des äußern Sinnes abzuleiten versucht, — oder transcendental, wenn er über diesen letztern Unterschied selbst, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus sowohl, als der Materialismus, sind Einseitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entgegenstehenden Erfahrung. Der Materialismus ist aber verschieden, je nachdem er die Materie an sich, oder die Organisation derselben zu dem Ursprünglichen macht, und im erstern Falle bald eine ätherische Materie, ein unsichtbares Fluidum, bald das Licht, das Wasser rc. als die Grundmasse annimmt, wie auch nach den besondern Hypothesen, durch welche er das Entstehen aller Dinge daraus erklärt. In besonderer Beziehung auf die Seele behauptet der Materia-

läßt daher, die Materie bringe an sich geistige Veränderungen hervor, oder sie sey Resultat der ganzen körperlichen Organisation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiste veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die physische Bewegung geistige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an so vielen organisirten Wesen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorstellung von seiner eignen Thätigkeit entstehen könne. Man erfand daher viele eben so unerweisliche Hülfshypothesen. Am meisten aber streitet gegen eine solche Annahme das Bewußtseyn der Identität und Freiheit des Menschen, welche durch dieselbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrscht, und das freie Wesen dadurch zur Maschine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der practischen Philosophie nothwendig in den Eudämonismus über, so wie er in religiöser Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er sich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechselt wird, s. in dem Art. Realismus. Uebrigens ist der Materialismus eine sehr alte Vorstellungsart, und die herrschendere in der ältern griechischen Philosophie, Mythologie und Poesie: denn die Sinnenwelt regt zuerst das Nachdenken auf, der Mensch bildet sich zuerst sinnlich aus, auch ging darum der poetische Materialismus dem philosophischen vorher; nur wurden beide von einem phantasiereichen und sinnigen Volke sehr verfeinert und poetisch ausgebildet. T.

Mathematik, Mathēsis, Größenlehre (von den Griechen vorzugsweise Lehre oder Wissenschaft genannt, da sie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf), umfaßt alle Größenverhältnisse, entweder als Gegenstände der bloßen Abstraction ohne Rücksicht auf Materie und Gestalt (mit deren wissenschaftlichen Darstellung sich die reine Mathematik, mathesis pura, beschäftigt), oder als Gegenstände der Erfahrung (angewandte Mathematik, mathesis applicata). Wie überhaupt Größe erkannt, und gewissen Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philosophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen wirklich zu unterwerfen, ist der Zweck der Mathematik selbst. Alle Größen sind entweder zählbare (discrete, arithmetische), oder meßbare (indiscrete, ausgedehnte, geometrische). Erstere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlenwissenschaft betrachtet; letztere entstehen durch Bestimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenstand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und besondre: jene wieder in Analysis des Endlichen und Analysis des Unendlichen, diese in niedre und höhere Arithmetik (s. d. besondern Art.). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An sie schließt sich die Trigonometrie an. Einen besondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewissen Zahl von verschiednen Dingen lehrt und worauf die Wahrscheinlichkeitsrechnung beruht. Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wissenschaften, in so fern sie auf Gegenstände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungssätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. Zur angewandten Mathematik gehören die

gemeine Arithmetik, Rechenkunst mit benannten Zahlen; die Mechanik, Optik, Astronomie. Chronologie, Gnomonik, die architektonischen, nautischen und Kriegswissenschaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen bestimmten Raum durchlaufen, oder die Geschwindigkeit nebst der dazu erfoderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt als besondre Theile, Statik und Mechanik der festen Körper, Hydrostatik und Hydraulik oder Hydrodynamik und Aërometrie (s. d. bes. Art.). — Die Mathematik hat übrigens, obgleich sie, bloß auf Principien a priori gegründet, gleich anfangs in einer gewissen Vollendung aus dem menschlichen Geiste hätte hervorgehn können, dasselbe Schicksal mit allen übrigen Wissenschaften gemein gehabt, daß sie, von geringen Anfängen an, erst allmälich sich emporgehoben hat. Wahrscheinlich haben sie zuerst Indier und Aegypter cultivirt, von denen sie auch zum Theil zu den Griechen mag übergegangen seyn, unter denen sich Pythagoras, Plato und Eudoxus die ersten Verdienste um sie erwarben. Ihnen folgten die berühmtesten griechischen Mathematiker, Euklides, Archimedes, Eratosthenes, Apollonius, Conon, Nicomedes, Hipparchus und andre vor Chr. Geb.; nach Chr. Geb. Nicomachus, Ptolemäus, Diophantus, Pappus, Theon und seine Tochter Hypatia, Proclus, Eutocius.. Doch hob sich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik noch ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat diese Wissenschaft nie sonderlichen Eingang gefunden, um so mehr aber bei den Arabern, bei welchen sie vorzüglich vom 10ten bis zu Ende des 12ten Jahrhunderts blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang sie durch die Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo sich schon im 13ten Jahrhundert König Alphons von Castilien durch die Herausgabe der alphonsinischen Tafeln von mehrern Gelehrten, die er an seinem Hofe versammelt hatte, bleibende Verdienste um die Mathematik erwarb. Im 15ten Jahrhundert betrieben sie zuerst in Deutschland Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan mit vielem Eifer, von welcher Zeit an sie schnelle Fortschritte machte, so daß das 16te Jahrhundert schon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Justus Byrge u. A. aufzuweisen hatte. Doch erst das 17te und 18te Jahrhundert zeichneten sich durch glänzende Entdeckungen aus: ersteres durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galiläi, Toricelli, Pascal, Descartes, L. Hospital, Cassini, Huyghens, Neper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andre; das 18te Jahrhundert durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommnung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Dan. Bernoulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch Lebende, durch deren Bemühungen die meisten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt sind. Uebrigens ist die Mathematik eine solche Wissenschaft, deren Sätze die strengsten Beweise verstatten, und die einleuchtendste Gewißheit (Evidenz) gewähren, daher heißt mathematisch auch, was unumstößlich gewiß ist. L.

Mathematische Methode, Lehrart, s. d. A. Methode.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre unbe-

gränzte Anhänglichkeit an Gregor den siebenten. Sie war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermälte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt und mochte das milde Clima Italiens nicht mit einem nordischen Himmel vertauschen. Im 30sten Jahre Witwe, trat sie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urbans II. gegen den Kaiser Heinrich IV. ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Gesellschafterin Gregors, stets bereit, ihm in allem, was er bedurfte, beizustehen. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu vielen ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch höchst wahrscheinlich ungerecht waren. Denn so gewiß es nicht bloß Politik, sondern auch gegenseitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, so wird es durch alle Umstände immer glaublicher gemacht, daß auch das zärtere Verhältniß, was dadurch zwischen ihnen geknüpft wurde, immerfort reines Verhältniß blieb. Mathilde war von Kindheit an daran gewöhnt worden, in dem Papst einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren; denn ihre Mutter Beatrix hatte ihr schon im zartesten Alter diese Gesinnungen eingeflößt. Auch war sie schon als Kind in öftern Umgang mit ihm gekommen. Dadurch hatte auch er mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geistes mitzuwirken. Nimmt man noch dazu, daß ihr Geist einer sehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Festigkeit abgehärtet war, so begreift man auch, wie sie soviel für Gregor wagen und thun konnte. Die berühmte Schenkung aller ihrer Güter und Besitzungen an die Römische Kirche (im J. 1077 oder 1079, denn das Instrument darüber ist verloren) darf wohl kaum unter die Opfer gerechnet werden, die sie ihm brachte; denn dies kostete sie zuverlässig am wenigsten; aber es war dieser weibliche Genius, der in jeder Gefahr als sein Schutzgeist über ihn wachte, jede Gefahr, die er nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegenzugehen. Sie allein stand ihm im J. 1081 gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit den Schätzen ihrer Kirche, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach Gregors Tode den offnen Krieg gegen den Kaiser fort. Ihr Tod erfolgte im Jahr 1115 und gab zu neuen Fehden zwischen Kaiser und Papst (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildinischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona, fast allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theil der Mark Ancona bestanden. (Vergl. d. Art. Papst und Gregor VII.) A—s.

Matratze oder Madratze, ein mit Haaren, besonders mit gesottenen Pferdehaaren ausgestopftes und durchnähtes großes Kissen, welches man in warmen Ländern oder im Sommer oder der Gesundheit wegen statt der Unterbetten braucht.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche schriftliche Verzeichniß gewisser Personen, welche zu Einem Stande gehören. So ist namentlich bei der Universität die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, so wie der Getauften, Gestorbnen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindli-

chen Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel, ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher Matricular-Anschlag, die Bestimmung dessen, was ein Reichsstand zu den allgemeinen Bedürfnissen beizutragen hatte.

Matrize heißt eigentlich bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern heißt es die Form, worin Buchstaben abgegossen werden. Sie besteht aus einem viereckigen Stück Kupfer, auf welches der Buchstabe mittelst der Patrize eingeschlagen wird; beim Münzwesen der Prägestock.

Matrose (matelot fr.) ein Bootsknecht, gemeiner Arbeitsmann auf einem Schiffe, welcher das Schiff regieren hilft. Die sämmtlichen Matrosen eines Schiffs werden Matschaft genannt.

Matrosenpressen, s. Pressen der Matrosen.

Matt, 1) im Schachspiel, — soviel als schachmatt, wenn der König der einen Parthei keinen Zug mehr thun kann, und so dieselbe überwunden ist; 2) ohne Glanz, Politur.

Matte, ist bekanntlich ein Flechtwerk aus Baumbast, Binsen, Stroh, Schilf, Rohr und andern dazu tauglichen Materien. Man gebraucht die Matten zum Einpacken der Waaren, zu Körben und Behältnissen trockner Sachen, Fußtapeten ꝛc. Sie werden von unzünftigen Handwerkern (Mattenflechtern) verfertigt. Die wichtigsten für den Handel sind die in Rußland, besonders in Sibirien aus Lindenbast verfertigten (Rodogoshi), welche aus Archangel und St. Petersburg in großer Menge verführt werden. Die Schilfmatten braucht man zu Fußdecken. Sie werden im Preußischen, in Holland und in verschiedenen Gegenden von Amerika verfertigt, und sind oft bemahlt.

Matthäi (Friedrich), ein ausgezeichneter Mahler, geboren in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inspectors über das dortige mengsische Gypscabinet, bildete sich zur Kunst unter Anleitung seines Vaters, und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Im J. 1796 wurde er zum Pensionär dieser Akademie aufgenommen, und trat um diese Zeit mit einem sein Talent zur Kunst bewährenden Gemählde, das Urtheil des Paris vorstellend, auf. Nach Casanova's Tode ging er nach Wien und setzte seine Studien auf der Akademie daselbst unter Füger mit großem Fleiße fort. Von dort aus sendete er zwei Gemählde, beide mit halben Figuren, den Cato von Utica und den Brutus, dem sein böser Genius erscheint, nach Dresden, welche auf der Kunstausstellung mit vielem Beifall betrachtet wurden. Noch mehr Lobsprüche erhielten seine im Jahr 1800 aufgestellten Gemählde, Castor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth nach Geßners Dichtung. Im Jahr 1802 verließ Matthäi Wien, um sich in Italien nach den Meisterwerken der Kunst weiter auszubilden; er blieb zuerst einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung im Jahr 1803 ein Gemählde, welches denselben Gegenstand, wie das letzterwähnte behandelt. Er erwarb sich durch dasselbe nicht allein den ersten Preis, sondern wurde auch zum Professor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin sendete er aus Italien mehrere Gemählde nach Dresden, die daselbst öffentlich ausgestellt waren; besonders großen Beifall erhielt im J. 1807 seine Ermordung des Aegistus, und seine Copie einer Grablegung Christi von Rafael, welche er im folgenden Jahre bei seiner Rückkehr in sein Vaterland mitbrachte, im Jahr 1812 aber ein dort ausgestelltes Gemählde, Christus, der die Kinder segnet. Matthäi ist seit 1809 Pro-

fessor an der dresdner Mahlerakademie. Wenn auch die von ihm erschienenen Werke nicht von gleichem Gehalt sind, so bewährten doch schon die frühesten Arbeiten seinen Beruf für die Kunst, seine Liebe zu derselben und seinen Fleiß. Man rühmte darin besonders die Composition, die richtige Zeichnung und großartige Draperie, vor allem aber sein Colorit, welches sich der alten florentinischen Schule näherte. Eine gewisse Härte und Kälte, ein Mangel an Anmuth und tiefem Gefühl wurde an denselben damals gerügt, allein an seinen neuern Arbeiten hat man diese Mängel weniger bemerkt, und sie in aller Art lobenswerth befunden. Seine Portraits sind treffend und wahr. Auch im Leben zeichnet sich dieser Künstler als ein unterrichteter, durch Reisen gebildeter, und im Umgang höchst angenehmer Mann vortheilhaft aus.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnehmer bei dem römischen Zoll am See Tiberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, die die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen gibt, sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um das Jahr 60 nach Chr. Geb. für palästinensische Christen aus dem Judenthume zum Erweis der Messiaswürde Jesu, ohne strenge chronologische Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit geschrieben hat. Daß er es ursprünglich hebräisch schrieb, ist durch die Untersuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der ersten beiden Capitel in Zweifel setzte, wahrscheinlich geworden. E.

Mattheson (Johann), einer der vorzüglichsten Componisten, Sänger und Clavierspieler seiner Zeit, war 1681 zu Hamburg geb. Er erhielt eine sehr gute Erziehung, componirte schon in seinem 9ten Jahre, und ließ sich auf der Orgel hören, im siebzehnten trat er mit seiner ersten Oper, **Pleiades**, auf, die er nicht nur allein dirigirte, sondern in der er auch die Hauptrolle sang. Dem Umgange mit Händel verdankte er vieles. Nachdem er mehrere Jahre die Stelle des ersten Sängers am hamburger Theater bekleidet hatte, wurde er 1706 Gesandtschaftssecretär beim englischen Gesandten und Hofmeister bei dessen Sohne. Er wurde über 40 Jahre lang in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht, und erhielt den Charakter eines großbrittannischen Legationsraths. Dabei blieb er der Musik treu, und ward zum Capellmeister, Canonicus und Musikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er seines harten Gehörs wegen 1728 nieder. Nur dadurch wurde es ihm möglich, den Wunsch, soviel Werke auszuarbeiten, als er Lebensjahre zählen würde, zu erfüllen, ja zu übertreffen; denn er hatte bei seinem Tode, 1764, 88 Schriften über Geschichte, Moral und Musik herausgegeben, seine 24 Oratorien und andere Cantaten ungerechnet. Er hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuscripte, die er dem hamburgischen Gymnasium schenkte. In seinem Testamente vermachte er 44,000 Mark hamburger Courant zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter seinen gedruckten Werken sind die vorzüglichsten: die große Generalbaßschule 1731, und der Capellmeister 1739. Seine Werke haben über mehrere Zweige der Musik Licht verbreitet, obgleich er sich durch seinen rauhen und derben Styl manchen heftigen Gegner zuzog.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, war der zweite Sohn des durch seine Tapferkeit berühmten Hunnyad, und erwarb sich durch seine Kriegsthaten den Beinahmen des Großen. Die Feinde seines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen; aber im J. 1458 wurde er als ein sechzehnjähriger Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen.

Mehrere ungarische Große widersetzten sich seiner Wahl und luden Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen. Die Türken, diese Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber sobald Matthias Corvinus den Kaiser Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heiligen Stephanus, deren er sich bemächtigt hatte, und ohne welche er nach der abergläubigen Vorstellung des Volks nur dem Namen nach König war, zurückzugeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1463 — 1478), siegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Oesterreich nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn auch, seinen Unterthanen große Lasten aufzuerlegen. Ueberhaupt regierte er mit großer Willkür. Nichts desto weniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wissenschaften nicht nur ehre und befördere, sondern auch gern sich mit ihnen beschäftige. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in seinem geliebten Musentempel Ofen zusammengebracht hatte, zwanzig Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von seinen Kriegsbeschwerden in wissenschaftlichen Beschäftigungen aus, und versammelte Gelehrte und Künstler um sich. Auf seinem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Chikane in den Prozessen und mehrere andere Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, als er 1490 zu Wien starb. Die Nation verlor in ihm ihren größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umsonst sich bemühte, seinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VI. von Böhmen.

Matthias II., König von Böhmen und deutscher Kaiser (1612 — 1619) unter dessen Regierung der **dreißigjährige Krieg** (s. d. Art.) vorbereitet wurde.

Matthias Johann von Harlem, siehe den Artikel **Wiedertäufer**.

Matthisson (Friedrich von). Sein Großvater, **Matthias Matthisson**, geboren 1699 zu **Elbing** in Westpreußen, wohin dessen Vater, ein schwedischer Kaufmann, Familie und Handelshaus von **Stockholm** versetzt hatte, gestorben 1773 als Prediger der Dorfgemeinden **Krakau** und **Prester** bei **Magdeburg**, war so glücklich, die Versorgung von sechs wohlgerathnen Söhnen zu erleben. Der älteste von diesen, **Johann Friedrich**, war als preußischer Feldprediger Augenzeuge der größten und entscheidendsten Scenen des siebenjährigen Kriegs. Als Kanzelredner ward ihm ungetheilter Beifall. Außerdem hatte die Natur ihn mit der, in Italien häufig, in Deutschland selten vorkommenden Gabe, in Versen zu improvisiren, freigebig ausgestattet. Von einer metrischen Predigt, die er kurz vor einem Treffen, nach dem Wunsche des Prinzen **Heinrich von Preußen**, hielt, hat sich im Gedächtniß mehrerer Veteranen aus jener Heldenzeit noch lange manches kernhafte Bruchstück bewahrt. Im Jahre 1758 folgte er dem Ruf als Prediger nach **Hohendodeleben**, einem ansehnlichen, in der magdeburgischen **Börde** gelegenen Dorfe, und wurde so mit seiner Lebensgefährtin, einer gebornen **Calezki** aus **Zerbst**, nach langer Trennung aufs Neue vereinigt. Aber kaum waren zwei Jahre verflossen, als er diesem stillern Wirkungskreise durch den Tod entrissen wur-

de, bevor er das Kind noch segnen konnte, welches die trostlose Gattin in Kurzem gebären sollte. Einen Monat nach dem Hintritte dieses Frommen und Gerechten, erblickte Friedrich Matthisson, von dessen Leben hier ein kurzer Abriß mitgetheilt werden soll, neben des Vaters kaum geschlossenem Grabe das Licht, am drei und zwanzigsten Tage des Jahres 1761. Bald mußte seine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen und sich in dem engen und unheimlichen Witwenhause einrichten. Sie fand aber den genügendsten Ersatz für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter als Friedrich. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen hatten die Geschwister mit der übrigen Dorfjugend gemein. Die Knaben gingen zum Kantor, die Mädchen zum Organisten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während sie sich mit Handarbeiten beschäftigte, aus der Bibel vorzulesen. Diese gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, sondern bestimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Friedrichs Oheim väterlicher Seite, Diakonus in der Stadt Großen-Salza, gab im J. 1770 den angelegentlichen Wunsch zu erkennen, des Bruders einzigen Sohn um so mehr als den seinigen betrachten zu dürfen, da er fest entschlossen sey, sich niemals zu verheirathen. Die Mutter, hocherfreut über die günstige Schicksalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinsicht geborgenen, Sohnes in Ordnung, und führte ihn selbst in die Arme seines Oheims, der den Pflegling mit Herzlichkeit aufnahm, eben so wie die Tante, eine schöne, ungefähr neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hauswesen des Bruders vorstand. Diese Zierde ihres Geschlechts, die in Absicht auf ächte Geisteskultur dem Zeitalter, worin sie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte sich eine besondere Angelegenheit daraus, der Geschmacksbildung des Neffen auf jede Weise förderlich zu seyn. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern sie des Knaben Fassungsvermögen irgend nur angemessen glaubte, mußte dieser, nach vollbrachtem Tagewerke in der Stadtschule, theils vorlesen, theils abschreiben, und mitunter auch auswendig lernen. So wußte er in kurzer Zeit mehrere von Gellerts Erzählungen und von Geßners Idyllen mit Geläufigkeit, und, nach dem Urtheil der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzusagen. Mit solcher heitern Gedächtnißübung trat eine andre in etwas nebelhaften Kontrast. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verstimmter Mann, neigte zu dem von Kloster Berge ausgegangenen Pietismus, und stand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhuterkolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegesohn, dem er der sorglichste und liebevollste Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgischen Gesangbuch auswendig lernen, worin die mystischen Symbole und Embleme der Nachfolger Zinzendorfs am wenigsten gespart waren. Demungeachtet nahm er lebhaften Antheil an den Fortschritten der vaterländischen Literatur, und hatte jedesmal große Freude, wenn Köpken, Patke, Funk, Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter seinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neuesten Bände der Allgemeinen deutschen Bibliothek mit rücksichtloser Unparteilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Musenprodukt vorgelesen. Indem der adoptirte Sohn vom Hause in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach sich mit etwas Anderm zu schaffen machte, war er einer der auf-

merksamsten Hörer dieser Verhandlungen, ungeachtet ihm, wer weiß wie vieles, davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmonische Verse mit einer Art von Zauber auf sein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Fest, wenn Pazke, der in Magdeburg für den größten Deklamator galt, eine neue Ode von Ramler vortrug. Des Oheims kränkelnder Zustand ward immer bedenklicher. Er starb 1771. Die Schwester zog nun mit ihrem, zum zweitenmal vaterlos gewordenen, Neffen wieder nach Krakau in das Elternhaus, wo der fromme Greis Mathias Matthisson und seine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweise aufnahmen. Ersterer verhieß mit Freuden, so lange Vaterstelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch fristen würde. Wirklich ward er, schon ein Greis, der Lehrer des Enkels, mit einem so unermüdlichen Eifer, als wenn von gar keinem andern Berufswerke die Rede gewesen wäre. Als der Lehrling das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß dieser im Wissen und Können nicht hinter seinem Alter zurückgeblieben sey, besonders in den Sprachen von Griechenland und Rom. Hierzu gesellte die Tante eine noch immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für seine Geschmacksbildung. Eines Abends fand er die Wohlthäterin nicht im Zimmer, wo sie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plötzliches Uebelseyn hatte sie befallen, das in Kurzem sich als hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte sie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erste gewaltige Schlag, der das innere Wesen des Knaben und seinen angebornen Frohsinn erschütterte. Die Eltern trauerten in sich gewendet und schweigend. Der greise Vater überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinscheiden erfolgte 1773 mit den fallenden Blättern. Der verdienstvolle Frommann war Abt zu Kloster Berge. Er hatte dem von ihm geschätzten Prediger in Krakau vor geraumer Zeit schon das Wort gegeben, seinen Enkel unter die Freischüler des Pädagogiums aufzunehmen. Dem gemäß nun bezog der junge Matthisson jene berühmte Lehranstalt. Hier that sich ihm ein ungewohnter Schauplatz auf, besonders in Betreff des Tons, welcher damals in Worten und Benehmen unter dem zahlreichen, größtentheils aus Adelichen bestehenden, Schülerpersonale vorherrschte. Fast alle Studirende suchten vor der Zeit entweder den Offizier oder Akademiker zu spielen, und wem es ernstlich darum zu thun war, als ein würdiges Mitglied vom sogenannten Renomistenorden anerkannt zu werden, der durfte sich, wie die jungen Herren sich ausdruckten, von keinem Präceptor etwas bieten lassen. Hieraus entsprang eine permanente, höchst ärgerliche Opposition des Lehr- und Lernstandes. Die ordnungsliebenden, rechtlichen und fleißigen Schüler konnten gegen die tonangebende Partei niemals aufkommen, und bildeten deshalb eine stille Gemeinde, die sich die Neckereien und Pagenstreiche der lustigen Wildfänge, die in Tressenkleidern und Federhüten einherstolzirten und sich mitunter auch schon auf den De..i forderten, wenig oder gar nicht kümmern ließ. Eins der achtungswerthesten Mitglieder der stillen Gemeinde war ein Berliner, Namen Coppius. Dieser vortreffliche Jüngling hatte sich das Gesetz vorgeschrieben, jeden ahnungslosen und unverdorbenen Ankömmling vor physischer und moralischer Gefahr zu warnen. Da Matthisson ihm als ein solcher erschien, so war er eifrig darauf bedacht, sich ihm zuvorkommend anzunähern. Der ältere Freund verlor nun den Jüngern fast niemals aus dem Gesicht, und ertappte die Verführung, so oft sie dem Unerfahrnen eine Schlinge bereitete, jedesmal auf der That.

Während eines Ferienaufenthalts bei Mutter und Schwester lernte Matthisson den jungen Rosenfeld kennen, der sich auf dem Kloster unsrer lieben Frauen in Magdeburg zur Universität vorbereitete. Beide Jünglinge schlossen den Vertrag, Gedanken und Gefühle durch Red' oder Schrift in Zukunft immer brüderlich umzutauschen. So ging es auch in Erfüllung bis zu Rosenfelds Tode. Unter den hohen Rüsterngewölben des Gartens von Kloster Berge dichtete Friedrich Schmit, Lehrer der englischen und italienischen Literatur und Sprache, seine schönsten Lieder an Stella, welche die frühern Göttinger Musenalmanache bekannt machten. Durch diese schwärmerischen Ergießungen eines tiefen und innigen Gefühls, im Geiste Petrarkas, noch mehr aber durch das Aufmuntern ihres humanen Verfassers, entglomm zuerst in der Seele Matthissons die Liebe zur Dichtkunst, die kurz darauf durch Höltys Gesänge noch stärker angefacht wurde. Der einzige lyrische Versuch aus jener Zeit, welcher durch alle Ausgaben seiner Poesien sich erhielt und wovon er niemals eine Sylbe änderte, ist ein von mehrern Tonkünstlern in Musik gesetztes Lied, überschrieben: die Betende. Er wagte nun auch metrische Uebersetzungen aus Horaz und Anakreon. Von letzterm ließ Vorheck, sein griechischer Sprachlehrer, einige drucken in den Klosterbergischen Vorlesungen über Anakreons Lieder. Gotters Nachbildung von Grays Kirchhofselegie und Heinses Biographie Tassos trieben ihn mächtig an zur Erlernung des Englischen und Italienischen. Dusch und Meinhard erhöhten durch ihre Verdeutschungen aus beiden Sprachen in ihm den Eifer noch mehr, sich darin zu vervollkommnen. Alles, was Matthisson in Versen oder Prosa ausarbeitete, wurde dem treuen Rosenfeld zu strenger Beurtheilung mitgetheilt. Die wöchentliche Korrespondenz der beiden Freunde dauerte bis zur Abreise nach Halle, wo sie Stubengenossen wurden, regelmäßig fort. Der Abt Frommann starb von vielen Redlichen betrauert, und Resewitz ward von Kopenhagen zu seinem Nachfolger berufen. Die Erwartungen, welche man von dem berühmten Verfasser des Buches von der Erziehung des Bürgers, als umsichtigen und weisen Schuldirektor gefaßt hatte, blieben, wie die Folge deutlich zu Tage brachte, größtentheils unerfüllt. Friedrich Schmit und andre wackre Männer nahmen ihren Abschied. Der Verlust des erstern ward indeß, in manchem Betracht, mehr als doppelt ersetzt durch Christian Gottlieb Perschke aus Insterburg, einem jungen Mann von vielseitiger, besonders philologischer Gelehrsamkeit, feinem Geschmack, rastlosem Fortstreben und feuriger Einbildungskraft. Heyne zählte ihn zu seinen vorzüglichsten Schülern. Auch stand er zu Göttingen in genauerer Beziehung mit einigen Mitgliedern des dortigen Dichterbundes, besonders mit Hölty. Ein Sterblicher, der diesen liebenswürdigen Sänger nicht nur von Angesicht gesehen, sondern sogar sich seines täglichen Umgangs erfreut hatte, mußte Matthissons Augen sehr natürlich als ein bedeutendes Wesen erscheinen. Auf jede Weise war er daher um des neuen Lehrers Wohlwollen bemüht. Offen und herzlich begegnete dieser dem Wunsche des Jünglings, und ging unvermerkt in das Verhältniß des Vertrauten und Freundes aus dem des Lehrers und Vorgesetzten über. Rosenfeld ward mit in dieses Bündniß gezogen. Perschke widmete dem jungen Freunde die meisten seiner Nebenstunden. Er las mit ihm, zur Uebung im Englischen, Addisons Zuschauer und Macphersons Ossian, erwärmte für das Hebräische den etwas erkalteten Eifer aufs Neue dadurch, daß

er ihm die von Herder in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts meisterhaft verdeutschten Bibelstellen mit dem Grundtexte vergleichen ließ, wandte sein Erkenntniß- und Beurtheilungsvermögen so viel als möglich von einseitiger Anschauung ab, und suchte vor allen Dingen ihm die Gewohnheit anzueignen, täglich nicht nur etwas Nützliches oder Schönes auswendig zu lernen, sondern auch etwas Selbstgedachtes oder Selbstempfundnes zu Papier zu bringen. Perschke war ein eifriger Freimaurer. Er schlug daher der Magdeburger Loge, worin er als Bruder Redner in Ansehn und Achtung stand, die jungen Freunde zu Mitgliedern vor. Trotz ihrer maurerischen Minderjährigkeit ward ihnen der Lehrlingsgrad ertheilt. Dankbar erkannten Beide während ihres akademischen Lebens, daß die Freimaurerei sie vor den gefährlichen Thorheiten der Winkelorden bewahrte, und sie näher mit vielen guten und weisen Männern in Beziehung setzte, deren Beispiel und Lehre auf ihre wissenschaftliche und moralische Bildung nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb. Im Frühjahr 1778 überraschte Perschke die Freunde durch den Vorschlag, ihn auf einer Lustfahrt nach Dessau zu begleiten, um dem Philantropin Basedows und auch dem Landschaftsgarten von Wörlitz den lange von ihm projektirten Besuch zu machen. Die Reisegesellschaft wohnte der Gottesverehrung im Betsaale des Philantropins bei, wo Basedow eine Rede voll Kraft und Salbung über die Pflichten des kindlich gesinnten Zöglings gegen den väterlich gesinnten Lehrer hielt. Die Zöglinge, fast alle von freiem Ausblick und blühender Gesichtsfarbe, trugen gestutztes Haar und gleichförmige Kleidung. Kein Federhut unterschied, wie zu Kloster Berge, den Edelmann vom Bürgerlichen, eben so wenig als eine reichlicher besetzte Tafel. Nach der Gottesverehrung machten die Fremdlinge Basedows Bekanntschaft. Sein Sprechen war kurz und gediegen. Einen schönen Knaben von ungefähr acht Jahren stellte Basedow den Reisenden vor, indem er sagte: „Das ist unser Erbprinz. Er lernt jetzt gehorchen, um einst befehlen zu können." Matthisson that im Stillen den Wunsch, nach vollbrachtem Universitätswerke hier in die Reihe der Lehrer zu treten. Nach diesem Ausfluge begaben Rosenfeld und Matthisson sich nach Halle, wo sie, in Gemäßheit ihres Lieblingswunsches, nun stets ungetrennt lebten. Sie bewohnten das nämliche Zimmer und besuchten die nämlichen Hörsäle. Der Kursus der theologischen und philosophischen Wissenschaften ward, unter Semler, Nösselt, Knapp, Niemeyer und Eberhard, nach der hergebrachten Skala von ihnen durchmessen, und ohne namhaftes Hinderniß keine Vorlesung versäumt. Einige Versuche im Predigen, die Matthisson in Dorfkirchen anstellte, mochten sich, mit ähnlichen in der Nachbarschaft von Halle verglichen, immer noch erträglich genug ausnehmen. Wenigstens gelang es ihm, die fleißig memorirten Kanzelreden ohne Stocken und Anstoß vorzutragen. Zu seiner nicht geringen Unlust aber hatte jede Predigt stechenden und beklemmenden Schmerz in der Brust für ihn zur unausbleiblichen Folge. Er trachtete daher, nach eines geschickten Arztes wohl beherzigter Warnung, das Bild von Goldsmiths ländlichem Presbyterium aus der Phantasie los zu werden, und beschloß, in Schul- und Erziehungswesen für den zerstörten Lieblingsplan Entschädigung zu suchen. Rousseaus Emil und Trapps Collegium über die Pädagogik, neben der entschiedenen Vorliebe für das Dessauer Philanthropin, trugen zur Befestigung dieses Entschlusses unstreitig das Meiste bei. Ohne eigene oder fremde Anklage wegen verschwendeter Zeit oder verschwendeter Gesundheit fürchten zu dürfen,

konnten die beiden Freunde von der Universität im Herbste 1780 Abschied nehmen. Rosenfeld begab sich für den Winter nach dem Dorfe Niederndodeleben bei Magdeburg zu seinem Vetter und Vormund, dem Prediger Bodenburg. Matthisson folgte der Einladung des Amtmanns Calezki, seines Oheims mütterlicher Seite, nach Coswig, einem zwischen Dessau und Wittenberg angenehm an der Elbe gelegenen Städtchen. Im Philantropin zu Dessau, das er von Coswig aus mehrere Mal besuchte, webte sich zwischen einem Lehrer, Namens Olivier, und ihm ein Freundschaftsband, welches die spätere Lebensfolge noch als dauerbar bewährte. Nun verlor er keinen Augenblick, Olivier den schon lange gehegten Wunsch zu vertrauen, mit einer Lehrerstelle am Philantropin seine pädagogische Laufbahn zu eröffnen. Der Direktor Wolke kam der Erfüllung desselben um so willfähriger entgegen, da man eben im Begriff stand, zwei neue Lehrer anzustellen, über deren bestimmte Wahl noch nichts entschieden war. Im Frühjahr 1781 trat Matthisson in den freudig erkornen Wirkungskreis, unter günstigen Vorbedeutungen, ein. So waren z. B. die acht Knaben, welche seiner unmittelbaren Aufsicht übergeben wurden, durchaus gutartig und wohlgezogen. Mit ganz besondrer Liebe hingen an ihm zwei Brüder aus Liefland, der eine von zehn, der andre von acht Jahren. Ihre schon seit Jahren kränkelnde Mutter, Juliane, Gräfin von Sievers, war durch den festbegründeten Ruf des Arztes Hensler bestimmt worden, in seiner Nähe Genesung oder Tod ruhig zu erwarten. Auf ihrer Durchreise nach Altona lernte Matthisson die würdige Frau, mit welcher er schon in regelmäßigem Briefwechsel stand, persönlich kennen. Sie schied mit den Worten: „Auf frohes Wiedersehn in Altona!" Nach getroffener Verabredung sollte nämlich Matthisson binnen Jahresfrist in Gesellschaft ihrer Kinder eine Besuchreise dahin machen. Rosenfeld, eingedenk des Plans, wenn es die Umstände nur irgend gestatten würden, immer am nämlichen Orte mit seinem Freunde zu leben, zog nun ebenfalls nach Dessau, um unter dem Kapelldirektor Rust die unter Türk in Halle begonnenen Musikstudien fortzusetzen; denn er war nun fest entschieden, die Gesammtkräfte seines Geistes der Tonkunst und Poesie einzig und ganz zu widmen. Die Verschwisterung beider Künste, hoffte der hochstrebende Jüngling, würden ihn unausbleiblich zu großen und unsterblichen Resultaten führen. Im December 1782 brachte man Rosenfeld von der Eisbahn auf einem Schlitten nach Hause. Durch einen unglücklichen Fall ward ihm der Schädel schwer verletzt und das Gehirn völlig zerrüttet. Bis zu seinem Tode sprach er kein Wort, und erkannte keinen Freund mehr. Vielleicht ging in ihm ein Dryden und Händel zugleich verloren. Matthisson erhielt ein Schreiben aus Altona von der Gräfin Sievers, worin sie dem bisherigen Aufseher ihrer Söhne den Vorschlag that, mit ihnen das Dessauer Erziehungshaus zu verlassen, und sich diesen Knaben allein zu widmen, in deren Gesellschaft sie die letzten, vielleicht nur noch sparsam gezählten, Lebenstage zuzubringen wünschte. Matthisson folgte diesem Ruf ohne weiteres Bedenken; denn es war ihm seit Rosenfelds Tode hier und da leer und öde geworden in Dessau. Auch begannen die unaufhörlichen Fehden zwischen den Direktoren und Lehrern auf die Annehmlichkeiten seiner bisherigen Lage immer dunklere Schatten zu werfen. Im April 1784 verließ er mit seinen beiden Zöglingen Dessau. Bei der Ankunft in Altona trafen unsre Reisenden die kranke Gräfin Sievers sehr leidend an. Ihren Gemahl hielten Ka-

milienggeschäfte noch im Vaterlande zurück. Seine Stelle vertrat, als Reisegefährte und Sachwalter, ihr ältester Bruder, Gotthard, Graf von Manteufel. Dieser ausgezeichnete Nordländer verband mit einer schönen, männlichen Gestalt, feine Hofsitte, mannichfache Geistesbildung, vielseitige Welterfahrung und weitumsichtige Lebensklugheit. Ihm verdankt Matthisson die wichtigsten Vorschriften, Winke und Aufschlüsse über Weltleben, Gesellschaftsweise und Schicklichkeiten; zugleich ward er aber auch durch den Eintausch trauriger Wahrheit gegen fröhlichen Wahn auf den Uebertritt aus der idealischen Welt in die wirkliche allmählich vorbereitet. In Hamburg war Matthissons erster Gang zu Klopstock, der beinahe ganz dem Bilde seiner Einbildungskraft glich, nur daß er sich den großen Dichter nicht so natürlich, sondern vielmehr feierlich in Benehmen und Reden vorgestellt hatte. Von welcher Wichtigkeit der Umgang mit Klopstock für seine Bildung und Entwickelung in ästhetischer Hinsicht war, darüber hat er sich in den Erinnerungen (fünf Bände, Zürich 1810—16.) eben so dankbar als umständlich ausgesprochen. Claudius kam öfters zu der kranken Gräfin Sievers, die seine Schriften liebte. Ihre Kinder erwiederten, in Begleitung ihres Lehrers, diese Besuche zu Wandsbeck. Der philosophische Arzt Hensler wurde Matthissons väterlicher Freund, und ihm verdankte dieser es hauptsächlich, daß er den griechischen und römischen Klassikern, als den sichersten Wegweisern zu allem Nützlichen und Schönen in Wissenschaft und Kunst, nicht nur unverbrüchliche Treue gelobte, sondern auch bewährte. Als der Frühling 1785 zu grünen begann, starb die Gräfin Sievers und ward, ihrem Verlangen gemäß, auf dem Gottesacker des Dorfs Ottensen an der Seite von Margaretha Klopstock begraben. Um den Schmerz der trostlosen Knaben zu mildern, ließ der Graf Manteufel sie mit ihrem Lehrer eine Fußreise durch einen Theil von Schleswig und Holstein machen. In Eutin wurde dieser mit Gerstenberg und Voß, zu dessen Musenalmanach er damals anfing, Beiträge zu liefern, in Kiel mit Ehlers und Fabricius und in Lübeck mit Overbeck bekannt. Der Graf Manteufel hatte nun den Entschluß gefaßt, die Oberaufsicht über die Erziehung seiner Neffen zu führen, und bis zur Endigung derselben sich nicht von ihnen zu trennen. Es war eine seiner vorherrschenden Erziehungsideen, den Aufenthaltsort der jungen Leute von Zeit zu Zeit wo anders hin zu verlegen. Er vertauschte daher im Sommer 1785 Altona mit Heidelberg. Nicht nur des Oheims väterliche Vorsorge, sondern auch des Lehrers redliches Bemühn, belohnten die hoffnungsvollen Knaben im reichsten Maaß. Zur Aufmunterung und Belehrung der letztern dienten Spaziergänge nach Mannheim. Hier wurden die Gemäldegallerie und der Antikensaal mit Eifer durchgemustert. Auch das Theater dieser freundlichen Stadt, dessen Zierden Böck, Beil, Iffland, Beck und die Withöft waren, blieb selten bei solchen Ausflügen unbesucht. Ungeachtet auffallender Verschiedenheit im philosophischen und theologischen Denken, Glauben und Meinen wurde Jung, welcher als Professor an der Kameralschule zu Heidelberg lebte, Matthissons herzlicher Bekannter. In seinem Hause sahe dieser zuerst Sophien von la Roche, die Dichterin der Sternheim, und Pfeffel, den lebensfrohen Blinden. Um diese Zeit brachte Karl Viktor von Bonstetten aus Bern einen jungen Verwandten nach Kolmar, um ihn der Militärschule Pfeffels zu übergeben. Schon lange gehörte die Bekanntschaft mit der Verfasserin von Rosaliens Briefen und der Freundin von Julie

Bondeli zu seinen Lieblingswünschen. Er folgte also dem Laufe des Rheins bis nach Speier, wo Sophie von la Roche damals lebte. Hier brachte der Zufall ihm ein Gedicht vor die Augen, das Matthisson Sophien mitgetheilt hatte, um ihre Meinung darüber zu erfahren. Es war die Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben. Bonstetten wünschte dem Verfasser zu begegnen, und kam nach Heidelberg. Schnell erkannten sich Beide. Sie blieben mehrere Tage mit einander. An der Quelle des Wolfsbrunnens wurde der Plan ihres nachherigen Schweizerlebens entworfen. Im Frühjahr 1786 verlegte der Graf Manteufel seinen Wohnsitz nach Mannheim. Hier gab Matthisson ein Bändchen von lyrischen Gedichten heraus, dem die Allgemeine deutsche Bibliothek ein aufmunterndes Urtheil sprach. Im Herbst 1786 machte er die Rheinfahrt von Mainz bis Düsseldorf. Einen Umriß der herrlichen Landschaft, worin Johann Müller, Wilhelm Heinse, Christian Wilhelm Dohm und Friedrich Jacobi als Hauptfiguren erscheinen, hat er im dritten Bande der Erinnerungen ausgestellt. Kaum nach Mannheim wiedergekehrt, ward er von einem hartnäckigen Fieber befallen, dessen Folgen für jede anhaltende Thätigkeit oder Anstrengung so nachtheilig waren, daß die fortgesetzte Uebung der Berufspflicht seine gänzliche Wiederherstellung, nach dem Ausspruch des Arztes, hätte gefährlich verspäten können. Der treue Jung hatte, ohne des langsam Genesenden Wollen und Wissen, hierüber an Bonstetten Bericht erstattet. Da wurde Matthisson von diesem dringend aufgefordert, zu ihm zu kommen und die alte Burg von Nyon wie ein Vaterhaus zu betrachten. Der Graf Manteufel, immer konsequent und gerecht, so oft vom Wohl oder Wehe des hinlänglich erprüften Familienfreundes die Rede war, bot hierzu die Hand um so williger, da er die Privaterziehung seiner Neffen für vollendet erklärte. Dem zufolge trat ihr bisheriger Lehrer im Sommer 1787 die Reise nach der Schweiz an. Bei seiner Ankunft in Bern fand er Bonstetten in vollem Beschicken und Ordnen zur Abreise nach Nyon, wo ihm die Einführung als Landvogt in Kurzem bevorstand. In einem Wäldchen an den Ufern der Aar ward Elysium gedichtet, und einige Wochen später der Genfersee. Beide lyrische Versuche haben Wieland und Schiller mit ehrenvoller Ausführlichkeit beurtheilt, und hiedurch zuerst ihrem Verfasser die Aufmerksamkeit eines Publikums zugewendet, das in der Folge, nicht ohne Theilnahme, seinen Liedern horchte. Gegen Ausgang des Octobers 1787 wurde Bonstetten zu Nyon als Landvogt eingesetzt. Die edelste Freundschaft und die erhabenste Natur gaben hier dem Geiste wie dem Körper Matthissons erneute Kraft und erneutes Leben. Er benutzte die glückliche Lage vorzüglich zum fortgesetzten Studium der alten Literatur und einiger Zweige der Naturgeschichte. Letztere Wissenschaft machte den Umgang mit Bonnet ihm doppelt wichtig. Während eines Aufenthalts von mehrern Monaten auf dessen Landsitze zu Genthod, unweit Genf, wurde dieser berühmte Weltweise und Naturforscher dadurch sein unvergeßlicher Wohlthäter, daß er einen großen Theil der Werke mit ihm las, in welchen er sich bei der Nachwelt unsterblich machte. Andre denkwürdige Bekanntschaften Matthissons in dieser Lebensperiode waren die mit Saussüre, Bourrit, Sennebier, Montgolfier, Chandler, Gibbon, Trembley, Gorani, Frau von Staël, Larive dem Landschaftsmaler und Larive dem Schauspieler. Nach zwei glücklichen auf dem Schlosse zu Nyon verlebten

Jahren regte sich in ihm aufs Neue das Verlangen nach einem bestimmten Berufskreise. Zu gleicher Zeit eröffneten sich hierzu zwei Aussichten. In Lausanne wünschte der daselbst angesiedelte Engländer Gibbon ihn zum Hausgenossen, hauptsächlich der deutschen Sprache wegen, welche dieser Gelehrte noch zu lernen wünschte, und von Lyon aus machte Herr Scherer, einer der begütertsten Banquiers in dieser damals noch blühenden Fabrikstadt, ihm den Antrag, die Erziehung eines kaum siebenjährigen Sohnes zu übernehmen. Er entschied sich für das Letztere, stieg im Herbste 1789 zu Genf in die Diligence und gelangte unter mancherlei Vorzeichen der herandrohenden Staatserschütterung nach Lyon. Nur auf kurze Frist nahm er indeß Abschied von der Schweiz, weil die Familie Scherer die milde Jahrszeit auf ihrem Landsitze Grandclos, unweit Villeneuve am Genfersee, und nur die Wintermonate in Lyon oder Paris zuzubringen pflegte. So verflossen ihm einige Jahre ruhig und unumwölkt, mitten unter den Stürmen der indeß ausgebrochenen Revolution. Durch den Umgang mit Gilibert dem Naturforscher, Chinard dem Bildhauer und St. Aubin dem Schauspieler mußte der Aufenthalt in Lyon für ihn an ertragreicher Annehmlichkeit auf ausgezeichnete Weise gewinnen. In diese Zeiten fällt sein Freundschaftsbund mit dem Dichter von Salis, damals französischem Hauptmann im Regimente Salis-Samadon, und mit Friederike Brun aus Kopenhagen, die nebst ihrem Gatten, auf einer Geschäftsreise nach Bordeaux, auch Lyon besuchte, seine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliser Eisgebirgen, die er in den Erinnerungen schildert, ein Ausflug in die südlichen Provinzen von Frankreich, und der Tod seines großen Wohlthäters Bonnet. Von Lyon aus besorgte Matthisson ein Bändchen lyrischer Gedichte, das, mit einer Vorrede von H. H. Füßli, in Zürich herauskam. Wenige Stücke nur aus der Mannheimer Ausgabe trug er in die neue Sammlung über, welche nach und nach acht rechtmäßige, zum Theil vermehrte Auflagen, und eine noch beträchtlichere Reihe von Nachdrücken erlebte. Bei der Belagerung der Stadt Lyon durch die Conventstruppen büßte Matthisson Alles ein, was er an handschriftlichen Papieren besaß, worunter eine sorgfältig aufbewahrte und geordnete Briefsammlung ihm weit empfindlicher zu Herzen ging, als der ganze Vorrath akademischer Hefte oder eigener Aufsätze. Endlich riefen Familienpflichten ihn im J. 1794 in das Vaterland zurück. Nachdem er zuvor noch, auf Henslers Anrathen, die Reise nach Kopenhagen gethan hatte, wovon die Erinnerungen eine kurze Darstellung enthalten, wurden ihm einige glückliche Monate im Schooße seiner Familie zu Krakau bei Magdeburg. Nicht lange nach der Wiederankunft in der Heimath ertheilte die Naturforscher-Gesellschaft in Jena ihm das Diplom eines Ehrenmitgliedes. Auch ward er zu eben der Zeit Mitarbeiter an der Jenaer Literaturzeitung im schönwissenschaftlichen Fache. Im J. 1795 trat er in Anhalt-Dessauische Dienste, als Lektor und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin. Diese mußte, schon seit mehrern Jahren, ihrer zerstörten Gesundheit wegen, zu wärmern Himmelsgegenden abwechselnd ihre Zuflucht nehmen, und so ward ihm das Glück zu Theil, in ihrem Gefolge, noch vor dem Zeitpunkt, Italien zu besuchen, der die trefflichsten Kunstwerke Roms und der Lombardei nach Frankreich versetzte. Die Hinreise ging über den St. Gotthardsberg, die Rückreise über Venedig und Wien. Die von den Aerzten ihr permanent vorgeschriebene Traubenkur führte die Fürstin fast jeden Herbst in ein südliches Rebenland. Im Jahr 1799

wählte sie zu dieser Gesundheitspflege die Stadt Botzen. Von hier aus ward eine Lustfahrt nach Verona unternommen, wo Matthisson der für die Geschichte der Erdrevolutionen überaus wichtigen Petrefakten-Sammlung des Grafen Gazzola die meiste Zeit und Aufmerksamkeit widmete. Auf der Heimreise wurde die Fürstin in Insbruck von einer gefährlichen Krankheit befallen, die das Weiterkommen um einen ganzen Monat verzögerte. In diese Tage fällt Matthissons Freundschaftbund mit Wenceslaus, Grafen von Wolkenstein, Major im Dienste des Vaterlands, der, wie Kleist und Salis, Musenliebe mit Heldenmuth vereinte. Gewöhnlich kehrte die Fürstin nach vollendeter Herbstkur wieder nach Wörlitz zurück. Einigemal erkor sie für den Gebrauch der Trauben Stuttgart, und fand allda den Aufenthalt ihr in physischer Hinsicht so zusagend, daß sie gewöhnlich weit über die Kurzeit ihn verlängerte. Hier war es, wo ihr Begleiter dem Herzog Friedrich dem Zweiten zuerst bekannt wurde. Dieser wünschte von ihm einen Prolog mit Chören zur bevorstehenden Feier der Churfürstenwürde. Der Versuch wurde nachsichtsvoll aufgenommen. Mehr indeß, als die dafür erhaltenen Erinnerungszeichen, mußte dem Verfasser die persönliche Bekanntschaft mit einem geistvollen und kenntnißreichen Fürsten gelten, der auf seine spätern Lebensverhältnisse so beglückend einwirkte. Auch gingen zwei von Matthissons erfreulichsten Reisen von Stuttgart aus. Die eine, im Frühling 1803, nach Insbruck, um den Grafen Wolkenstein zu besuchen, und die andre, im Herbste des nämlichen Jahres, nach Paris, um die einst auf italienischem Boden von ihm einzeln bewunderten Kunstwerke in ihrem Exil vereinigt wieder zu sehen. Den Südreisen der Fürstin setzte die Schlacht bei Jena 1806 ein unbestimmtes Ziel. Nach dieser Katastrophe richtete die französische Armee durch die anhaltischen Fürstenthümer den Lauf gegen Berlin. Vier Tage währte der Hauptsturm. Matthissons genauere Kenntniß des Charakters einer Nation, unter welcher er mehrere Jahre lebte, und vorzüglich die Gewohnheit, ihre Sprache zu reden, ließen ihn Verschiedenes zu Wörlitz glücklich vollbringen, was er, auf den ersten Blick, als unausführbar betrachten mußte. Es gelang ihm, von den fürstlichen Wohnungen manche Gefahr abzuwenden. Die Herzogin von Anhalt-Dessau (die anhaltischen Fürstenhäuser hatten um diese Zeit die Herzogswürde angenommen) letzter Aufenthalt am Genfersee fällt in das Jahr 1809. Sie bewohnte das Landhaus Büry zwischen Vevay und Clarens. Von hier aus machte Matthisson die Reise nach Mailand, Turin und Grenoble über den Simplon und Cenisberg, wovon die Erinnerungen unter der Aufschrift: Wallfahrt nach der großen Karthause bei Grenoble, eine Schilderung lieferten. Während seines Besuchs in Stuttgart, auf der Heimkehr nach Dessau, ertheilte der König von Würtemberg ihm das Adelsdiplom, und bestimmte zugleich das Wappen, bestehend in einer geflügelten goldenen Harfe im blauen Felde, und einem geflügelten weißen Roß auf dem Helme. Auch beehrte der Monarch ihn mit dem Ritterkreuz des Civil-Verdienstordens. Im Jahr 1810 verheirathete sich Matthisson mit der ältesten Tochter des um die schöne Gartenkunst hochverdienten Ober-Hofgärtners Schoch zu Wörlitz. Bald nach dem Tode seiner fürstlichen Wohlthäterin, der im December 1811 erfolgte, öffnete sich ihm in Stuttgart eine neue Laufbahn. Der König von Würtemberg ernannte ihn, mit dem Charakter eines geheimen Legationsraths, zum Mitgliede der Oberintendanz des Hoftheaters, und einige

Weimar später auch zum Oberbibliothekar, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er in Absicht auf seine Amtsverhältnisse unmittelbar unter ihm stehe. Im Frühling 1812 traf er in Stuttgart ein. Um den Schmerz der Gattin über den Verlust eines Kindes zu zerstreuen, ging er im Sommer 1813 mit ihr auf zwei Monate nach der Schweitz, wo manche Feier des Wiedersehns und der Erinnerung ihn erwartete. Zu Vevay widerstand er der Versuchung nicht, die Wunderstraße des Simplon, die borromäischen Inseln und Mailand noch in den Reiseplan mit aufzunehmen. Im Frühjahr 1815 unternahm er eine Besuchreise nach Wörlitz, um den todtkranken Schwiegervater durch die Stimme der geliebten Tochter vom Rande des Grabes zurückzurufen, und um dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten noch einmal im Leben die Versicherung mündlich zu erneuern, daß er nie aufhören werde, dankbar und innig ihn zu verehren und zu lieben.

Mauer, babylonische. Dieses zu den sogenannten sieben Wundern der Welt gezählte Werk der alten Baukunst, war nach den ältern, auf jeden Fall übertriebenen Sagen 288 Fuß hoch, 60 Meilen lang und 44 Ellen breit, so daß 16 Reiter bequem auf derselben reiten und 6 Wagen neben einander fahren konnten. An jeder Seite dieser Mauer, welche die Stadt Babylon in einem Viereck einschloß, waren 25 Thore. Zwischen zwei Thoren ragten drei Thürme hervor. Sie war aus Ziegeln mit Erdharz verbunden.

Mauer, chinesische, oder die große Mauer, eines der ungeheuersten Werke der alten chinesischen Baukunst und überhaupt der Menschenhand. Sie trennt China von der mongolischen Tartarei, und läuft an der nördlichen Gränze des chinesischen Reichs über die höchsten Berggipfel, mitten durch tiefe Gründe, ja sogar mittelst Bogen über breite Ströme. An wichtigen Päßen ist sie doppelt und dreifach, und fast alle 200 Schritte mit viereckigen Thürmen und Basteien versehen; an minder wichtigen Orten ist sie weniger stark und fest, ja an einigen sogar nur einem Erdwall gleich. Man rechnet ihre Länge zu 130, nach andern 240 Meilen. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen, grauen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen aufgeführt. Sie ist an einigen Stellen 13 Ellen hoch und 10 Ellen dick, und so breit, daß 2 Wagen neben einander fahren können. Sie soll gegen die Einfälle der Mongolen aufgeführt worden seyn (nach einigen schon 200 J. v. Chr., nach Bell erst um 1160 nach Chr.); vielleicht ist sie öfter wieder hergestellt, und allmählich erweitert worden.

Maulbeerbaum, Morus. Die verschiedenen Arten des Maulbeerbaumes sind im gemäßigten Asien zu Hause, doch ertragen auch mehrere das europäische Clima. Unter diesen ist vorzüglich der mit schwarzen Beeren aus Persien, wegen seiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deshalb, weil seine Blätter zur Speise der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüssigkeiten benutzt, weil es sich im Wasser sehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieser Bäume sind zäh und können zu Stricken verarbeitet werden, die des chinesischen Papiermaulbeerbaums dient in China und Japan zur Bereitung des Papiers. F.

Maulesel, Maulthier ist ein Bastard vom Pferd und Esel. Der von einem Mutterpferde erzeugte ist etwas größer und hat mehr die Pferdegestalt, als der von der Eselin geborne; übrigens sind sie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit

dem Esel gemein. Wegen ihres sichern Ganges zieht man sie in Gebirgsgegenden zum Lasttragen den Pferden vor, auch sonst wohl, weil sie sich mit geringerm Futter befriedigen lassen. Spanien schätzt diese Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein, die Ausfuhr hingegen ist bei schwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papst und seinen Cardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientalische Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. F.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de) geboren zu St. Malo im J. 1698 von vornehmen Aeltern, zeigte bereits in seiner Jugend viele Neigung für die Mathematik und Kriegswissenschaften. Er trat 1718 in die Musketiergarde, und widmete alle Muse, die ihm der Dienst übrig ließ, dem Studium. Nachdem er zwei Jahre in diesem Corps gestanden, erhielt er eine Escadron in dem Cavallerieregiment La Roche-Guyon, nahm aber bald seinen Abschied, um sich nach seiner Neigung ganz dem Studium der strengen Wissenschaften widmen zu können. Im J. 1723 trat er in die Akademie der Wissenschaften. Vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, sich zu belehren, nach London, wo die königliche Gesellschaft sich ihm öffnete. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Basel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Ansichten und die Freundschaft dieser großen Mathematiker waren die Frucht dieser Reise. Sein Ruf und seine Talente lenkten im J. 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden schickte, um die Gestalt der Erde zu bestimmen. Maupertuis leitete diese Unternehmung, die in einem Jahre mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten glücklich ausgeführt wurde. Zuerst, erzählt ein Geschichtschreiber, suchten sie nach einem für ihr Vorhaben günstigen Ort an den Küsten des bothnischen Meerbusens; sie fanden keinen. Dies nöthigte sie, sich in das Innere des Landes zu begeben, und den Torneafluß von der Stadt Torno, nördlich vom Meerbusen, bis zum Kittisgebirge über den Polarkreis hinaus aufwärts zu gehn. Hier mußten sie sich vor den scheußlichen Fliegen sichern, welche der Schrecken der Lappländer sind, und in solcher Menge über den Menschen herfallen, daß sie ihn in kurzer Zeit tödten würden; sie verunreinigten außerdem alle Speisen. Die unter diesem Klima sehr zahlreichen und sehr kühnen Raubvögel entführten nicht selten das für die Akademiker bestimmte Fleisch; wie Aeneas waren sie mitten unter Harpyien. Man mußte über die Wasserfälle des Flusses setzen, sich mit der Axt in der Hand durch einen ungeheuern Wald durcharbeiten, der den Messungen im Wege stand, alle Berghöhen erklettern, ihre Gipfel von den Baumstämmen befreien, die sie dem Anblick entzogen, auf den Spitzen der höchsten Signale aufrichten, die mehrere Stunden weit sichtbar waren, um nach ihnen die erforderlichen Dreiecke zu bestimmen. Man mußte eine Basis auf einem gefrornen und mit einem trocknen, sehr feinen und mehrere Fuß hohen Schnee bedeckten Fluß messen. Dieser dem Sande ähnliche Schnee rollte unter den Füßen fort, und entzog dem Auge die Abgründe, in die man hinabstürzen, und unter ihnen begraben werden konnte. Man mußte einer so strengen Kälte Trotz bieten, daß selbst die daran gewöhnten Bewohner des Landes zuweilen einen Arm oder ein Bein dadurch verlieren. Das einzige Getränk, das nicht gefror, war der Brantwein, aber wenn man das Gefäß damit an die Lippen brachte, hing es augenblicklich fest daran, und man konnte es nicht ohne Verletzung wieder losmachen. Nichts schreckte die Akademiker zurück. Jeder machte seine eignen Beobachtungen; alle stimmten mit einer Genauigkeit über-

ein, die ihre Richtigkeit beweist. Und nach allen diesen Beschwerden, Mühseligkeiten und Arbeiten litten sie noch zuletzt in dem bothnischen Meerbusen Schiffbruch und hätten fast mit dem Leben die Frucht einer so schwierigen und mühsamen Unternehmung verloren. Nachdem Maupertuis mit seinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er im J. 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präsidentenstelle und die Direction der Berliner Akademie zu übernehmen. Dieser Monarch war damals mit Oesterreich im Kriege. Maupertuis wollte die Gefahren desselben theilen, und setzte sich in der Schlacht von Molwitz so aus, daß er von den Husaren gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiser ihn mit Auszeichnung aufnahm. Als er dem Kaiser erzählte, daß er unter den ihm abgenommenen Sachen besonders ungern eine Uhr von Graham einbüße, die ihm bei seinen astronomischen Beobachtungen von großem Nutzen gewesen, überreichte ihm der Kaiser eine ihm gehörige, mit Diamanten besetzte desselben Meisters, indem er sagte: „Die Husaren haben Ihnen einen Streich spielen wollen; sie haben mir Ihre Uhr gebracht, und ich stelle sie Ihnen hier wieder zu." Seine Gefangenschaft war weder streng, noch von Dauer. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß nach Berlin zurückzukehren. Maupertuis besuchte Frankreich, wo seine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, seinem Vaterlande entsagt zu haben; Friedrich entschädigte ihn für seine Verluste durch Wohlthaten und durch sein Vertrauen, aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Einem solchen Charakter ist kein friedliches Leben bestimmt; auch hatte Maupertuis mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Professor König in Franeker und durch diesen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufsatz über die Gesetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphysischen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff diesen Aufsatz nicht nur an, sondern legte die Idee dazu Leibnitz bei, indem er einen Brief anzog, den derselbe einst an den Professor Hermann in Basel geschrieben haben sollte. Um die Beschuldigung eines Plagiats von sich abzuwenden, forderte Maupertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als Hermann diesen nicht beibringen konnte, dessen Ausstoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieses Kriegs, in den sich jetzt auch Voltaire mischte. Dieser war anfänglich ein genauer Freund Maupertuis, den er als seinen Lehrer in der Mathematik betrachtete; später aber entzweite sie gegenseitige Eifersucht. Voltaire benutzte diesen Streit, um seine Galle auszulassen; vergebens befahl ihm der König von Preußen, neutral zu bleiben. Voltaire trat zuerst mit einer sehr bittern Antwort eines berliner an einen pariser Akademiker, betreffend den Streit des Präsidenten der berliner Akademie mit dem Professor in Franeker, auf. Dieser ersten Satire folgte die Diatribe du Docteur Akakia, eine beißende Kritik der Person und Werke seines Feindes, voll feiner Ironie und Laune. Voltaire verlacht besonders sein Project, eine Stadt anzulegen, wo lateinisch gesprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht gesund würden, das Daseyn Gottes durch eine algebraische Formel zu beweisen, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. s. w. Diese auf den Unternehmer der Reise nach dem Pol geschleuderten Pfeile setzten seine Freunde in

Erstaunen. Man stellte den Satiren Voltair's die Lobsprüche entgegen, die er früher seinem Freunde ertheilt hatte. Im J. 1738 war Maupertuis ein erhabnes Genie, der größte Mathematiker Frankreichs, ein Archimedes, ein Columbus in Entdeckungen, und im J. 1752 ein bizarrer Kopf, ein ausgelaßner Räsonneur, ein unsinniger Philosoph. Voltaire kühlte zwar durch diese Satiren seine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publicums und der Gunst des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn sogar, 1753 den preußischen Hof zu verlassen; er suchte Trost in neuen Satiren, und schilderte Maupertuis als einen alten in einen Philosophen verkappten Rittmeister, zerstreut und übereilt, mit runden kleinen Augen, mutziger Nase, die Perücke in die Quere, schlechter Physiognomie, plattem Gesicht und eitler Gemüthsart. Maupertuis schickte ihm eine Ausfoderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Possenspiel endigte damit, daß der König Voltaire sammt seiner Nichte in Frankfurt arretiren ließ. Maupertuis kam in den Verdacht, diese Maßregel veranlaßt zu haben. Brustbeschwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reisen. Er blieb hier von 1756 bis zum Mai 58, und begab sich von da nach Basel, wo er im J. 1759 in den Armen seiner Freunde Bernoulli starb. — Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Aeußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge ungeachtet führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürrischer, herrischer Charakter, und das allzugroße Bestreben, emporzukommen, schadeten ihm sehr. Als Schriftsteller zeigt er sich geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und parador. In seinem Style ahmte er bisweilen Fontenelle nach. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, sind zu Lyon 1756 in 4 Octavbänden erschienen. Wir schließen diese Skizze mit dem Urtheil Condorcets, welcher sagt: Maupertuis, ein Mann von vielem Verstande, ein mittelmäßiger Gelehrter und noch mittelmäßigerer Philosoph, wurde von jener Begierde nach Ruhm gequält, welche verleitet, auch kleine Mittel zu wählen, wenn die großen fehlen, und Ungereimtheiten zu sagen, wenn man nichts pikantes findet, was wahr ist; im Allgemeinen zu sprechen, wenn man nichts zu erfinden weiß, und Paradoxen aufzutischen, wenn man keine neuen Ideen hat.

Mauren. Diesen Namen führt ein altes, noch jetzt in Afrika vorhandenes Volk, das seine ehemaligen Wohnsitze an der am weitesten westwärts gelegenen Nordküste Afrika's nebst einem Landstrich am atlantischen Meere hinunter noch jetzt im Besitz hat. Die Römer, ihre ersten Unterjocher, nannten diesen weitläuftigen Landstrich Mauritanien. Sie wurden von den Vandalen bezwungen; diese mußten wieder den Griechen weichen, welche aber auch bald von den Arabern oder Saracenen vertrieben wurden. Als im J. 711 die Araber Spanien eroberten, waren viele Mauren, die indeß Mahomedaner geworden waren, in ihrem Heere, und lebten bis zum elften Jahrhundert unter ihrer Herrschaft. Aber zu dieser Zeit vertrieben sie die Araber aus ihren alten Besitzungen in Afrika, und stifteten hier das Königreich Fes und Marocco. In Spanien verjagten sie fast um dieselbe Zeit die Araber aus den meisten Ländern, vereinigten sich aber bald mit den Ueberwundenen so fest, daß beide Ein Volk auszumachen schienen. Man nannte sie Mauren. Allein im 13ten Jahrh. wurde ihre Herrschaft durch die Siege der Christen auf das einzige Königreich Granada einge-

schränkt. Die Mauren waren in der That ein treffliches Volk. Wo sie herrschten, blühte Ackerbau und Industrie; sie liebten Künste und Wissenschaften; kein Feudalsystem, das in dem christlichen Spanien so viel Unheil verbreitete, störte ihren Wohlstand, und ihre Toleranz und Friedfertigkeit gegen die Christen ist um so lobenswürdiger, je mehr die spanischen Könige es sich angelegen seyn ließen, sie auszurotten. Zuerst unternahm Ferdinand der Catholische dieses der Kirche wohlgefällige Werk, benutzte die innern Unruhen in Granada, eroberte nach zweijährigem, ungemein tapferm Widerstande das Reich sammt der gleichnamigen Hauptstadt (im J. 1492), und zwang die Ueberwundnen, entweder sich taufen zu lassen, oder Sclaven zu werden. Sie wählten das erstere, und erhielten seitdem den Namen Morisko's oder Maranen. Insgeheim aber blieben sie der mahomedanischen Religion getreu. Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufstand der Morisko's zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie (1609 und 10) gänzlich. Die Bedrängten flohen über das Meer in ihr Vaterland zurück; aber mit ihnen floh Industrie und Wohlstand aus den Wohnungen der Sieger, die ihre geschicktesten, arbeitsamsten und wohlhabendsten Mitbürger verbannt hatten. Spanien verlor fast eine Million seiner Bewohner. Wirklich ist die Vertreibung der Morisko's eine Hauptursache des innern Verfalls Spaniens und die nachtheiligen Wirkungen werden noch jetzt empfunden.

Maurepas (Jean Fréderic Phelypeaux, Graf von), geboren im J. 1701, wurde schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre Minister des Königs über das Departement der Marine, und in einem Alter von sechsunddreißig Jahren Decan des Conseils. Ein wenig berauscht von diesem schnellen Glück, mochte er wenig hören, um desto mehr selbst zu sprechen, behandelte Kleinigkeiten mit Ernst und wichtige Gegenstände leicht, und beschloß, ehe er die Gründe gehörig hatte erwägen können. Ohne Plan und Voraussicht hing er vom Augenblick ab. Mit diesem Leichtsinn verband er ein glückliches Fassungsvermögen und Gedächtniß. Durch die Intriguen der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben sollte, wurde er 1749 nach Bourges verwiesen. So wenig er auch Philosoph war, so ertrug er sein Mißgeschick doch mit Anstand und Gleichmuth, und genoß die Freuden der Gesellschaft in einem großen Kreise von Freunden, die ihn nicht verließen. Von Ludwig XVI. im J. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Ministerium und erwarb sich das ganze Vertrauen des Königs. Frankreich verdankt ihm manche Verbesserungen in der Marine, namentlich im Schiffbau. Er starb im November 1781. Interessant, wiewohl nachlässig geschrieben, sind seine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Maoresque so viel als Groteske (s. d. Art.).

Mauretania, Mauritanien, ein ehemaliges Königreich in Afrika, das in seiner weitesten Ausdehnung vom Flusse Ampsaga bis an den westlichen Ocean reichte und anfänglich das alte Numidien mit in sich begriff. Die Einwohner waren theils Abkömmlinge Phuts, theils phönicische Colonisten, und nach dem Zeugniß der Römer gute Reiter und Bogenschützen. Die Nachkommen des Syphax, des Stammvaters der numidischen Könige, werden erst seit 349 vor Chr. Geb. bekannt. (Vgl. Numidien) Nach Bocchus Tode, der ganz Mauritanien besessen hatte, wurde es (26 vor Chr. Geb.) eine römische Provinz, behielt

mit, daß es eben so gefährlich seyn werde, diesen Menschen auf einmal die bürgerlichen Rechte zu ertheilen, als sie gänzlich davon auszuschließen. Er wollte, sie sollten nur schrittweise dazu gelangen, wie dieses in andern wohleingerichteten Staaten geschehen sey. Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchen der Abbé Maury seine Talente und seine Beredsamkeit entwickelte, die ihn als einen der ersten Redner der constituirenden Versammlung auszeichneten, welche so reich an beredten Männern war. Nach der Auflösung dieser Versammlung im Jahr 1792 verließ er, unzufrieden mit dem Gange, den die französische Revolution genommen hatte, Frankreich, und begab sich nach Rom, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte ihn noch in dem nämlichen Jahre als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum Bischof von Nicea, und am 21sten Februar 1798 zum Cardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution in seinem Vaterlande, während welcher fast alle Glieder seiner Familie ihren Tod auf dem Blutgerüste fanden, blieb Maury in Rom, und beschäftigte sich bloß mit den Pflichten seines bischöflichen Amtes und mit den Wissenschaften. Indessen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in seinen Hirtenbriefen und Circularen seinen Abscheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszusprechen und der Familie der Bourbons seine Anhänglichkeit und Treue zu beweisen. Der Abbé und nunmehrige Cardinal Maury hatte bis dahin eine Festigkeit des Charakters behauptet, die ihm die Achtung auch derer, die mit jenen Grundsätzen nicht übereinstimmten, ja selbst seiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch ihm sollte die Stunde einer Versuchung schlagen, welcher er nicht zu widerstehn vermochte. Als Bonaparte im Jahr 1804 die kaiserliche Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbonen für rettungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, sich der von der ganzen französischen Nation und fast allen Mächten Europa's anerkannten kaiserlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte diesen Schritt einigermaßen vor sich selbst mit seiner stets bewiesenen Anhänglichkeit an monarchische Grundsätze entschuldigen; er konnte allein auf diese Weise hoffen, der Erweiterung der hierarchischen Gewalt, die ihm stets vor Allem am Herzen gelegen, und die durch das am 15ten Juli geschloßne und am 10ten September 1801 ausgewechselte Concordat in Frankreich sehr beschränkt worden, förderlich zu seyn; vielleicht schmeichelte sich auch der ehrgeitzige Mann mit der Hoffnung, auf diesem Wege zu der höchsten geistlichen Würde in der kathol. Christenheit gelangen zu können: kurz, er schrieb in sehr ergebenen Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung an den Kaiser Napoleon, und leistete ihm als Franzose förmlich die Huldigung. Dem Stolz des Thronräubers mußte die Unterwerfung eines solchen Mannes mehr schmeicheln, als die Eroberung einer Provinz. Es ist daher sehr begreiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des Jahres 1804 reis'te er in dem Gefolge des Papstes nach Paris, und assistirte bei der am 2ten December erfolgten Kaiserkrönung. Im Jahr 1808 wurde er darauf zum Erzbischof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebensten Diener seines Herrn. Alle seine Hirtenbriefe, alle seine Reden predigten den unbedingtesten Gehorsam für seine Decrete, und seine Anreden und Adressen an ihn erschöpften alles, was die niedrigste Schmeichelei, die in Frankreich eine wahre Wissenschaft geworden war, zu leisten vermochte. Natürlich konnte ihm die

ses Verfahren bei der im Frühling 1814 erfolgten glücklichen Veränderung nicht vortheilhaft seyn. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII., vielmehr mußte er, seines Widerstrebens ungeachtet, den erzbischöflichen Palast in Paris räumen, der zu einem andern Zwecke eingerichtet wurde. Das Capitel wollte ihn auch nicht als Erzbischof anerkennen, da er, zufolge des Concordats, kein päpstliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reis'te er nach Rom; aber die Aufnahme daselbst entsprach seiner Erwartung nicht. Statt der gewünschten Bestätigung seines Erzbisthums, ward er wegen Annahme desselben ohne Genehmigung des heil. Stuhls auf die Engelsburg in Verhaft gesetzt, wo er sich noch befinden soll.

Mauserung, s. Vögel.

Mausoleum hieß das prächtige Denkmal, welches etwa viertehalbhundert Jahre vor Chr. Geb. dem Mausolus, Könige von Carien, von seiner Gemahlin und Schwester Artemisia in ihrer Hauptstadt Halicarnassus errichtet wurde. Pracht und Schönheit wiesen ihm einen Platz unter den sogenannten sieben Wundern der Welt an, und alle prächtigen Grabmäler erhielten von ihm in der Folge den Namen Mausoleen. Die ersten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Scopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergespann, welches die kegelförmige Spitze des Gebäudes zierte. Nach Vitruv arbeitete auch Praxiteles daran. Nach der Artemisia Tode vollendeten es die Künstler unentgeldlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es bestand aus einem längl. Viereck von 411 Fuß im Umfange, 140 hoch. Die Hauptseite war mit 36 Säulen geziert; und 24 Stufen führten zum Eingange.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jacob), ein bekannter deutscher Gelehrter, wurde am 8ten März 1743 zu Leipzig geboren. Seine Aeltern, welche aus Frankreich stammten, hatten in Leipzig ein Erziehungshaus, wo vorzüglich die französische Sprache gelehrt wurde, und sein Vater war ein sehr geachteter französischer Sprachlehrer bei der dortigen Akademie. Schon von Jugend auf schwächlich, hinterließ ein unglücklicher Fall, worauf noch eine schwere Krankheit folgte, bleibende Spuren an seinem durchaus verwachsenen Körper. Nach seines Vaters Wunsch widmete er sich der Theologie, doch nicht lange, da er beim Lesen mehrerer theologischer Werke seine Meinung schon zu sehr abweichend fand. Dennoch blieb Theologie sein Lieblingsstudium; auch hat er nachher ein weitläuftiges Werk über die Trugschlüsse der christlichen Religion geschrieben. Da aber die Verlagshandlung noch vor dem Drucke desselben Banquerott machte, konnte das Manuscript, aller Mühe ungeachtet, nicht wieder herbeigeschafft werden. Sein Buch, das zum Theil einzige wahre System der christlichen Religion (Berlin, 1787), ist durch Reminiscenzen aus jenem frühern Werke entstanden. Als sein Vater im Jahr 1756 den Ruf als Professor der französischen Sprache an das Carolinum nach Braunschweig erhielt, genoß Mauvillon daselbst von seinem dreizehnten Jahre an den Unterricht der vielen berühmten Männer, welche damals das Collegium Carolinum zierten, Jerusalem, Gärtner, Ebert und Andere. Von nun an sollte er die Rechte studiren, wozu er aber nicht die allergeringste Neigung hatte. Dagegen liebte er vorzüglich das Sprachstudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hatte er, obgleich schwächlich, klein und verwachsen, eine entschiedene Neigung für den

Militärstand. Als daher der siebenjährige Krieg ausgebrochen war; ließ er sich vom General Walmoden als Ingenieur anwerben und trat in hannöverische Dienste. Da er nach erfolgtem Frieden keine nahe Aussicht auf Beförderung in diesem Dienste hatte, und sein Vater immer noch wünschte, daß er die Rechte studiren möchte; so entschloß er sich, seinen Abschied zu nehmen und in jener Absicht nach Leipzig zu gehn, fand sich aber bald bewogen, diese Studien wieder zu verlassen. Im Jahr 1765 erschien von ihm die Uebersetzung der Briefe der Frau von Sévigné, und einige Zeit nachher schrieb er die Briefe über die Kochische Schauspielergesellschaft, welche ihm, der Freimüthigkeit wegen, mit welcher er über die Verhältnisse einiger Mitglieder derselben geschrieben hatte, vielfachen Verdruß zuzogen. Er kam im Jahr 1766 als Collaborator an die Schule nach Ilefeld. Außer daß er hier noch unter dem Rector Pätz die alte Literatur und besonders die lateinische Sprache studirte, schloß er mit den beiden Unzern aus Wernigerodt eine enge Freundschaft. Kurz darauf ward er durch Empfehlung als Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich als Lehrer der Kriegsbaukunst bei dem Carolinum in Cassel angestellt. Er war um diese Zeit Mitarbeiter an der lemgoer Bibliothek, an dem casseler Zuschauer, und schrieb auch damals Briefe über den Werth deutscher Dichter. Dieses Werk, so wie seine freien Aeußerungen in den von ihm verfaßten Recensionen zogen ihm viele Feinde zu. Im Jahr 1775 gab er die Stelle als Wegebau-Ingenieur auf und blieb nur noch bei dem dortigen Collegium Carolinum. Er übersetzte jetzt Raynals Geschichte der beiden Indien und den Ariost, arbeitete an verschiedenen Journalen, schrieb seine Aufsätze über Gegenstände der Staatskunst und übersetzte Turgots Werke. Als der damalige Landgraf das Cadetten-Corps errichtete, wurde Mauvillon dabei als Hauptmann angestellt. Um diese Zeit schrieb er die physiocratischen Briefe (Braunschweig, 1780), die Einleitung in die militärischen Wissenschaften, über den dreißigjährigen Krieg und über den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen. Da aber seine Geschäfte bei dem Cadettencorps immer drückender wurden, so reis'te er nach Potsdam, um Friedrich dem Großen, den er leidenschaftlich liebte, seine Dienste anzubieten. Dieser trug ihm die Stelle als Capitain bei dem Ingenieur-Corps mit 600 Thalern Besoldung und noch andern kleinen Vortheilen an. Mauvillon brach aber die Unterhandlungen ab, da seine Frau gegen einen Aufenthalt in den preußischen Staaten war, und blieb in Cassel. Nun arbeitete er sein Religions-System (Berlin, 1787) aus, nahm Theil an dem militärischen Journale, entwarf den Plan zu seinen dramatischen Sprichwörtern (Leipzig, 1785) und fieng an, eine Geschichte des Feldzugs in den Niederlanden von 1745 zu schreiben, welches Werk nachher im Manuscript vollendet worden ist. Im Jahr 1785 erhielt er einen Ruf nach Braunschweig als Major bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer an dem dortigen Carolinum. Gleich nach seiner Ankunft daselbst übersetzte er Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Kriegs ins Französische, welche Uebersetzung aber nicht gedruckt worden ist. Im folgenden Jahre lernte er Mirabeau kennen, welcher durch Braunschweig reis'te. Mauvillon überschätzte ihn, und daraus läßt sich das Interesse, welches Mirabeau, als ein sehr eitler und ruhmsüchtiger Mann, an seinem Lobredner nahm, leicht erklären. Vielleicht aber fand auch Mirabeau an Mauvillon Eigenschaften des Kopfes, die er

für seine sich durchkreuzenden und mannichfaltigen Zwecke benutzen zu können glaubte; genug, die Freundschaft unter beiden Männern wurde sehr vertraut und von Seiten Mauvillons sogar herzlich. Von dem Anfange dieser Freundschaft geben die Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne écrites durant les années 1786—90. (Brunsv. 1792), welche Mauvillon drucken ließ, einen deutlichen Beweis. Gleich zu Anfange ihrer Bekanntschaft hatte Mirabeau seinem neuen Freunde den Plan vorgelegt, gemeinschaftlich ein politisch-philosophisches Werk über den preußischen Staat, in seinen innern und äußern Verhältnissen betrachtet, zu schreiben. Mauvillon ging ein in diese Idee und widmete dem Werke, zu welchem ihm Mirabeau von Berlin aus posttäglich gedruckte und geschriebene Hülfsquellen übersandte, alle seine Muße. Um aber eine Zeit lang gemeinschaftlich an dem Werke arbeiten zu können, kam Mirabeau im Junius 1787 nach Braunschweig und blieb bis zum August da, welche Zeit er meistens und ausschließlich mit Mauvillon verlebte. Nun ging Mirabeau über Hamburg zur See nach Paris, ordnete dort das Werk zu einem Ganzen, und gab es unter seinem Namen heraus. Dies ist die Entstehung des berühmten Werks über die preußische Monarchie. Mauvillon übersetzte es ins Deutsche und zeigte dabei an, daß dem Grafen Mirabeau die Idee desselben, mancher Beitrag nebst der Einkleidung, ihm aber die Darstellung und Ausführung des Einzelnen gehöre. Mirabeau's Tod trennte eine Freundschaft, die vielleicht, wenn dieser länger gelebt und auf die Begebenheiten Frankreichs Einfluß behalten hätte, in dem Leben Mauvillons eine bedeutende Veränderung hervorgebracht haben würde. Ungeachtet ihm die mit Mirabeau gemeinschaftlich unternommenen Arbeiten viel Zeit kosteten, so fand er dennoch für andre literarische Unternehmungen Raum. Als im Jahre 1787 Brandes Werk über die Weiber erschien, war Mauvillon, der von Jugend auf mit Weibern gelebt hatte, und von den geistvolleren trotz seiner Häßlichkeit stets ausgezeichnet worden war, über die darin aufgestellten Grundsätze aufs höchste entrüstet. Er ließ sogleich alle andre Arbeit liegen, um jenen Schriftsteller durch sein Werk, Mann und Weib, zu widerlegen. Dennoch brachte diese Schrift nicht die Wirkung hervor, welche er von derselben erwartet hatte. Als ihm nun die französische Revolution Gelegenheit gegeben hatte, sich mit vieler Lebhaftigkeit für Freiheit und Gleichheit zu erklären, so entfernten diese Grundsätze eine Menge seiner Bekannten und Freunde von ihm, und er war gezwungen, seinen Umgang meistens auf sich und seine Familie zu beschränken. Eben diese Grundsätze zogen ihm auch in seinen bürgerlichen und öffentlichen Verhältnissen viele Unannehmlichkeit zu. Jetzt erschien Bahrdt mit der eisernen Stirn, jene Spottschrift, welche, wie es hernach bewiesen und eingestanden worden, Kotzebue und Markard verfertigt hatten. Bekanntlich wurde in derselben auch Mauvillon auf eine derbe und sittenlose Weise angegriffen. Da die hannöverische Justizkanzlei eine Untersuchung begonnen, um den Verfasser dieser Schrift zu entdecken, und Mauvillon öffentlich gesagt hatte, er halte Zimmermann in Hannover für den Urheber derselben, auch er hernach auf mehrere gerichtliche Anfragen deshalb endlich einen schriftlichen Aufsatz mit dem Titel: des Obristlieutenants Mauvillon gründliche Vermuthungen und gesammelte Data, nach welchen er fest überzeugt ist, daß der Verfasser der Schrift, Bahrdt mit der eisernen Stirn, kein andrer sey, als der Herr Ritter von Zimmermann, zu Protocoll

gab, welches nachher auch gedruckt dem Publikum vor Augen gelegt wurde (Braunschweig, 1791), so zog er sich durch diese Uebereilung große Unannehmlichkeiten zu. Ungeachtet aber Zimmermann durch das Anerbieten eines schauderhaften Eides, den er, auf einzelne kleine Blätter gedruckt, seinen Freunden zusandte, sich von jenem Pasquill lossagte, blieb Mauvillon dennoch der Meinung, daß Zimmermann von der Schrift gewußt habe, und versicherte dies noch kurz vor seinem Tode. In wie fern diese Meinung gegründet seyn möge, können wir nicht entscheiden; doch haben unterrichtete Leute in der letzten Zeit wirklich behaupten wollen, Kotzebue sey, durch die Verunglimpfungen, welche man Zimmermann habe widerfahren lassen, zu der Rechtfertigung jener Schrift veranlaßt worden. Im Jahre 1792 fieng Mauvillon an, die Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu schreiben; vielleicht, was den Styl anbetrifft, das beste unter allen seinen Werken. In Leipzig, wohin er 1793 auf ein halbes Jahr mit Urlaub gegangen war, verfertigte er den dritten Theil über die preußische Monarchie und lieferte, außer der Uebersetzung der Briefe von Malouet über die französische Revolution, auch die Geschichte des Erbfolgekriegs für den göschenschen Almanach. In Folge einer Erkältung, welche er sich auf dem Rückwege nach Braunschweig, auf welchem er Hamburg besuchte, zugezogen hatte, zeigten sich bei ihm alle Folgen einer Wassersucht, die nicht mehr zu heilen war, und an welcher er kurz nach seiner Zurückkunft nach Braunschweig 1794 starb.

Mavors, soviel als Mars (s. d. Art.)

Maxen, ein sächsisches Dorf im Amte Pirna im meißner Kreise, wo am 21sten November 1759 der preußische General Fink (s. d. Art.) sich mit 15,000 Mann an die Oesterreicher ergeben mußte. In der Nähe sind gute Stein- und Marmorbrüche.

Maxima in der Musik, eine acht Takte geltende Note, welche man in allen Tonstücken so gezeichnet findet ▭.

Maxime, in der Philosophie ein subjectiver, d. i. in der Natur und dem Interesse des Subjects beruhender Grundsatz; s. Prinzip.

Maximilian I., römischer Kaiser, ein Sohn Kaiser Friedrichs III., geboren 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzog Carls des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Carls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde 1486 zum römischen Könige gewählt und bestieg den Kaiserthron 1493 unter sehr ungünstigen Umständen. Unter dem schwachen und unbeständigen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs fast ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutschland in Verwirrung und Kraftlosigkeit versunken. Maximilian hatte durch jene Heirath die weitläuftigen Besitzungen Carls des Kühnen an das Haus Oesterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater erhielt, konnte er sie gegen den herrschsüchtigen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Zwar hatte sich Maximilian unternehmend, staatsklug, edel, uneigennützig und persönlich tapfer gezeigt; dennoch erblicken wir in ihm einen Fürsten, der oft durch unzeitige Hitze und Mangel an Beharrlichkeit die besten Plane verfehlte, und durch schlechte Verwaltung der Finanzen, wodurch beständiger Geldmangel verursacht wurde, nicht selten die Früchte großer und glücklicher Thaten auf einmal verlor. Seine Regierungsgeschichte ist eine ununterbrochne Reihe von Kriegen. Es gelang ihm, die 1493 eingefallnen Türken zurückzuschlagen, und sie fern

ganzes Leben hindurch von seinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz nach einem, 1498 und 99 sehr unglücklich geführten blutigen Krieg vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, große Macht in Italien einzuschränken, und ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Mailand mit den Waffen zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die besten Kräfte des Reichs erschöpften, ohne ihm den Besitz von Mailand zu sichern. Eben so verunglückte sein großes Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Uebermuths der Republik Venedig, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papste wider dieselbe geschlossen. Es schien um die Existenz der Republik geschehen zu seyn, als Uneinigkeit die Alliirten bewog, Separatfriedensschlüsse einzugehn. Maximilian zog endlich selbst gegen Frankreich zu Felde, und trat sogar, um Geld zu erlangen, dem aufs neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. — Weit ruhmvoller sind seine Thaten im Innern des deutschen Reichs, das seit Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendsten Fehden, der schrecklichsten Barbarei und der zerstörendsten Anarchie gewesen war. Was seit mehr als 300 Jahren vergebens versucht worden, das vollbrachte sein großer Geist allein, trotz der unablässigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerstandes der unruhigen Großen, in dem kurzen Zeitraum einer fünfundzwanzigjährigen Regierung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, wodurch allen Befehdungen ein Ziel gesetzt wurde, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Uebertreter die gerechteste Strenge aus. Um der Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der deutschen Rechte und den großen Justizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben diesem Reichstage das römische und canonische Recht als subsidiarische Entscheidungsquellen auf; eine Bestimmung, welche für die damaligen Zeiten den entschiedensten Werth hatte; und stiftete das Reichskammergericht als höchsten und feststehenden Gerichtshof. Auch schaffte er die ungeheuern Mißbräuche der westphälischen oder Vehmgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Auch die Stiftung der deutschen Kreise, wodurch er den Frieden und die Sicherheit im Innern zu befestigen suchte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) stiftete er deren sechs: den bayrischen, fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen, westphälischen und niedersächsischen; erst 1512 kamen der österreichische, burgundische, churrheinische und obersächsische hinzu. Ferner führte Maximilian zuerst stehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte ein, verbesserte das grobe Geschütz, gab vortreffliche Polizeigesetze, bildete die Verfassung der Reichstage mehr aus, demüthigte den gefährlichen Uebermuth der Großen, führte Posten und andre gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wissenschaften, und wendete nicht kleine Summen auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen der reichen Fugger in Anspruch nahm, suchte den Universitäten zu Wien und Ingolstadt aufzuhelfen und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst, die er selbst vorzüglich übte. Auch hatte er verschiednen Gelehrten eine umständliche und romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte seit 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiser seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein von Ehrentreitz das Buch mit Schrift und Gemäl in Ordnung zu bringen. Aber nach dem Tode des Kaisers, wel-

ier 1519 zu Wels in Ober-Oesterreich erfolgte, wurde das Buch ver-
essen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen
er Künstler. Erst in neuerer Zeit wurden diese zu Grätz entdeckt und
em Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine
rzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I., von Marx Treitz-
urwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hann-
n Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Wien 1775, Fol. Lan-
Zeit wurde auch Maximilian für den Verfasser des Teuerdanks
halten, dessen Held er ist. Jetzt ist es aber ausgemacht, daß er von
ssen Sekretair Pfinzig, wiewohl vielleicht mit Vorwissen Maximilians
erfertigt ist. (s. Teuerdank.)

Maximilian II., römischer Kaiser, ein Sohn Ferdinands I.,
boren zu Wien 1527, zum römischen Könige gewählt 1562, folgte
inem Vater 1564 in der Kaiserwürde. Er war das Muster eines
eisen, klugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten seiner Erzie-
ung hatte er mehrere lutherische Glaubenslehren als wahr erkannt und
ngenommen, ohne sich jedoch auf irgend eine Art zu denselben zu be-
nnen; auch gab er seinen Erbunterthanen größere Religionsfreihei-
n, war überall sehr tolerant, und bestätigte 1566 den Religionsfrie-
n. Der türkische Kaiser, Soliman II., bekriegte Maximilian zur
nterstützung Johann Sigismunds, Fürsten von Siebenbürgen, in sei-
n Ansprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567.
ohann Sigismund blieb erblicher Fürst von Siebenbürgen, und hatte
571 Stephan Batori, und als dieser 1575 König von Polen wurde,
sselben Bruder, Christoph Batori, zum Nachfolger. Selim brach
n Waffenstillstand 1576, aber Maximilian starb in demselben Jahre
Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn er sich nicht
r Cur eines Weibes anvertraut hätte, die wegen ihrer Wunderessen-
n in Ruf stand. In einem einzigen Falle während seiner Regierung
nn man ihm vielleicht den Vorwurf der Härte machen, d. i. bei der
abbittlich ewigen Gefangenschaft des Herzogs zu Sachsen, Johann
riedrichs, welchen die grumbachischen Händel ins Unglück gestürzt
tten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach seinem Willen.
r hinterließ von seiner Gemahlin Maria, der Tochter Carls V., au-
zwei Töchtern sechs Söhne, die aber alle unbeerbt starben. Der
teste, Rudolph, folgte ihm allein in den gesammten österreichischen
rblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der
rstgeburt im Hause Oesterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große (auch der I.) Churfürst von Bayern,
Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut im Jahr 1573,
achte daselbst seine Jugend zu, lernte die lateinische, französische und
lienische Sprache fertig sprechen, verstand auch die spanische, studir-
bis 1591 zu Ingolstadt, machte dann Reisen, und trat 1596 die
gierung des Herzogthums Ober- und Nieder-Bayern an, welche
n sein 1626 verstorbner Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der
tur mit trefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet
rch strenges Studium und Reisen, und durchdrungen von dem Wun-
e, der Vater seines Volks zu seyn, hätte er Bayern bei Ruhe von
ßen auf die höchste Stufe von Macht und Blüthe erhoben. Auch
tte er schon die Schulden seines Landes getilgt. Allein die fort-
uernden Religionszwiste, verbunden mit Oesterreichs Streben nach
abhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und
chten auch Bayern um einen großen Theil der schönen Früchte, die
von Maximilians weiser Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiser

Rudolph II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter bayersche Oberherrschaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangel. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben unter Friedrich IV. von der Pfalz eine Union bildeten. Die catholische Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband sich hierauf mit Kaiser Ferdinand II. gegen den pfälzischen Friedrich, brachte Ober-Oesterreich zum Gehorsam, siegte auf dem weißen Berge 1620, und eroberte die Ober- und Unter-Pfalz. Der Kaiser räumte ihm zur Vergütung für 13 Millionen Kriegskosten nicht nur die Churwürde, 1623, sondern auch das ganze Land des unglücklichen Friedrichs 1628 ein. Auch war er glücklich gegen die dänischen Waffen 1625, und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolph 1632 nach Bayern, nahm Donauwerth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Ingolstadt zurückziehn. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzosen und Schweden so sehr die Oberhand in Bayern, daß sich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; sein Land wurde aber jetzt noch mehr als zuvor verwüstet. Der westphälische Friede gewährte ihm die Ober-Pfalz, die Grafschaft Cham und die Churwürde nebst dem Erztruchseßamt (1648). Während dieses langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen seines Staates rastlos besorgt; er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Seine Geschichte hat P. P. Wolf (Gesch. Maximilians I. in 2 Theilen, München 1807, fortgesetzt von Breyer, 3ter Theil 1809) trefflich beschrieben. Im J. 1651 starb er zu Ingolstadt; ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria.

Maximilian, Maria Emanuel, Churfürst von Bayern, ein Sohn des Churfürsten Ferdinand Maria, geboren 1662, wurde zu allen ritterlichen Uebungen erzogen, und kam durch den Tod seines Vaters 1679 in den Besitz der Regierung, welche er unter Vormundschaft seines Oheims des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg antrat. Er war anfangs ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Oesterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm, welches dem bayrischen Land 30,000 tapfere Männer und 32 Millionen Gulden kostete. Er vermählte sich mit Kaiser Leopolds I. Tochter, Maria Antonia. Dies verschaffte ihm einige Ansprüche auf die spanische Erbfolge, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod seines Sohns, sie geltend zu machen. Auch gab ihm Oesterreich viele Ursachen zu Kaltsinn. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs verband er sich daher insgeheim mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, französischen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Hierüber wurde er von dem Kaiser für einen Reichsfeind erklärt, und nach zwei verlornen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, sein Land zu verlassen genöthigt. Dieses wurde nach seiner Achtserklärung unter mehrere getheilt (1706). Im rastadter Frieden wurde ihm jedoch alles zurückgegeben. Seitdem war er dem Hause Oesterreich getreu und schickte demselben 1717 ein

Hülfscorps unter seinem Churprinzen, Carl Albert, wider die Türken. Im J. 1724 verglich er sich mit Pfalz wegen der Reichsverwesung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb 1726.

Maximilian Joseph III., Churfürst von Bayern, ein Sohn des Churfürsten Carl Albrecht, geboren 1727, genoß eine sorgfältige, religiöse und gelehrte Erziehung, und war erst 13 Jahre alt, als sein Vater nach Kaiser Carls VI. Tode Ansprüche auf die Erbschaft machte. Als er nach dem plötzlichen Absterben seines Vaters schon in seinem 17ten Jahre zur Regierung gekommen war, versuchte er gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia noch einmal das Glück der Waffen, und entsagte, da ihm der Erfolg nicht günstig war, in dem Frieden zu Füßen 1745 allen seinen Ansprüchen auf Oesterreich, wogegen er seine verlornen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, durch Einziehung eines Theils seiner Truppen und durch die Ueberlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft dem verheerten und erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden 1749 durch eine Commission untersucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen sollte. Die inländischen Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte sich in Kleider kleiden, die nicht im Lande verfertigt waren. Im J. 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein. Der Ackerbau wurde von ihm durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert, und 1760 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Vieles trug zu diesen wohlthätigen Einrichtungen Kreitmaier, Ickstadt, Lori u. A. bei. Bei aller Anhänglichkeit, die der Churfürst für die catholische Kirche hatte, verminderte und beschränkte er doch die Klöster, gestattete den Protestanten in München den Gebrauch ihres Gottesdienstes, und war einer der ersten Fürsten, welche das Abolitionsbreve der Jesuiten in Erfüllung brachten. Man überreichte ihm einst eine Liste von sogenannten Freigeistern mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die besten Köpfe," antwortete er und warf das Papier ins Feuer. Er starb, als das Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung am Ende des J. 1777, und mit ihm erlosch der wittelsbach-bayrische Stamm, so daß nach seinem Tode seine Länder an Churpfalz fielen.

Maximilian Franz Xaver Joseph, letzter Churfürst von Cöln, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oesterreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia, geb. 1756; einer von denen Fürsten, welche von ihren Unterthanen gesegnet und von der Menschheit mit Ehrfurcht genennt werden. Er durchreiste als Jüngling von 18 Jahren unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem baierischen Erbfolgekrieg unter seinem Bruder. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, und hatte sich schon 1769 seinem Onkel, dem Prinzen Carl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Churfürsten und Erzbischof von Cöln und Bischof zu Münster als Coadjutor adjungiren lassen, und erlangte 1780 die erstere, seit 1784 die letztern Würden. Sein erstes Bestreben war, die Länder Cöln und Münster, deren Finanzen, Polizei und Justizwesen unter der Regierung des Churfürsten Maximilian Friedrich sehr in Unordnung gerathen waren, unter Mitwirkung seines trefflichen Ministers

von Waldenfels in einen blühenden und wohlgeordneten Zustand zu bringen. Durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen, Besetzung der Aemter mit würdigen und tauglichen Männern, und überhaupt durch das vorleuchtende Beispiel großer Talente und Tugenden bewirkte dies Maximilian. Er war ein weiser, wohlthätiger, Talent und Verdienst großmüthig unterstützender und belohnender Mann, besonders aber ein Gönner der Gelehrten und Künstler, denn er war selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften. Vorzüglich unterstützte er die Universität Bonn, und erweiterte sie durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünstigte. Und doch lebte er, obgleich seine Einkünfte gegen 2 1/2 Millionen Gulden jährlich betrugen, in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch, und war ein Feind alles zwecklosen Aufwandes. Er war ein theilnehmender und geliebter Vater seiner Unterthanen, und keinem war der Zutritt zu ihm verschlossen. Er sprach auf eine gleich interessante Weise mit Leuten aller Stände, und hatte in seiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft sehr originell und naiv. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, las die besten Schriftsteller der neuern Zeit, liebte sehr die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Die Geschäfte eines jeden Tages hatten ihre bestimmte Ordnung. Seine Eßlust soll ungewöhnlich groß gewesen seyn; doch trank er nur Wasser. Seine körperliche Masse wog 477 Pfund. Seinen Sinn für schöne Natur bezeigten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Doch leider sollte er die Früchte seiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerstört, und sich von seinen geliebten Unterthanen losgerissen sehen. Der französische Revolutionskrieg brach aus. Mit weiser Vorsicht aus Sorgfalt für das Beste seines Landes hatte er immer die strengste Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, die er nun nicht wieder sah. Er floh zuerst nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preußischen Neutralität) sicher war. Im Frühling 1800 begab er sich nach Wien und starb am 26sten Juli 1801 zu Hetzendorf. Ueber ihn s. auch Dohms Denkwürdigkeiten &c. 1. Bd. No. 4.; und Maximilian Franz, letzter Churfürst von Cöln, vom Freiherrn von Seida. Nürnb. 1803. 8.

Maximilian I. (Joseph), gegenwärtiger König von Bayern, ward den 27sten Mai 1756 zu Schwetzingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, österreichischer Feldmarschall, seine Mutter, Franzisca, Tochter Johann Carls von Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6ten Jahre seines Alters nach Zweibrücken unter der Aufsicht des Herzogs Christian, seines Oheims. Der Regierungsrath Heiß war in der deutschen Sprache, der Abt Salabert in der französischen sein Lehrer. In seinem 9ten Jahre erhielt er zum Hofmeister den Franzosen Keralio, von dem er im militärischen Dienste, im Geschäftsstyl und Zeichnen, und den Professor Exter, von dem er in der Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtet wurde. Seine Herzensgüte bewies der junge Fürst schon damals durch thätige Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Im J. 1777 ward er als französischer Obrist zu Straßburg seinem Regimente Elsaß vorgestellt, 1778 zu einem französischen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze ge-

ziert. Nach mehrern Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution 1789 in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. Im J. 1795 starb Carl II., Herzog von Zweibrücken, und ihm folgte in der Regierung sein Bruder Maximilian. Obgleich anfänglich durch Einmischungen der Franzosen in seine Erbschaft gekränkt, regierte er doch zum Glücke des Landes. Nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Churfürsten Carl Theodor, den 16ten Febr. 1799, gebührte die Erbfolge in Pfalzbayern zunächst der neuen pfalzzweibrückischen Linie. So trat Maximilian Joseph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbayern an. Seine erste Sorgfalt war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoos zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bayrischen Bauern das von Fremden gegebne Beispiel nachgeahmt, so daß seit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem nur 514 Q. Meilen großen Herzogthume 1570 neue meistens steinerne Häuser erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthschaften ordentlich arrondirt waren. Ein landwirthschaftlicher Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der practischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. Im J. 1805 schloß sich Bayerns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, an Frankreich an, und proclamirte sich den 1sten Januar 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommne Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon früher 1802 verbessert, erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Dominial-Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums, durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle drei Religionsparteien genossen freie Uebung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptaugenmerk. Es wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen regulirt, 1808; eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, 1811; und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich Maximilian durch Beförderung wahrer Volkskultur, des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobnen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für Besoldung der Lehrer und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut und Würzburg 1803 zweckmäßig und die zu Insbruck analog jener zu Landshut 1808 organisirt; Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebitte Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. s. w. Die Akademie der Wissenschaf-

ten zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Fl. festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Besorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigne Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Constitution aufgenommen. — Obschon Napoleon den bayrischen Staat ganz für sich zu gewinnen, und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte doch Maximilian nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache 1813 war von den entschiedensten Folgen. Dadurch hat er sich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutschen erworben. — Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichnen Maximilians Charakter sowohl im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend ist es zu sehn, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebt, wie das Volk voll patriotischem Enthusiasmus überall, wo er sich zeigt, froh und jubelnd sich zu ihm drängt und ihn als Vater liebt und verehrt.

Maximum (das Größte), bezeichnet überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung Statt findet oder Statt finden soll, den höchsten Grad einer Thätigkeit. So wurde zur Zeit der französischen Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Man hielt anfänglich diese Bestimmung für sehr heilsam; bald aber zeigte sie sich so nachtheilig für landwirthschaftliche Industrie und Handel, daß man sie im dritten Jahre der Republik wieder abschaffte.

Maximus Planudes, ein Constantinopolitanischer Mönch im 14ten Jahrhundert, Sammler äsopischer Fabeln (s. Aesop), und Herausgeber einer griechischen Anthologie (s. d. Art.).

Maximus Tyrius (aus Tyros), ein platonischer Rhetor (190 n. Chr.) durch 41 noch vorhandene Abhandlungen verschiedenen Inhalts, (meist aus der praktischen Philosophie) bekannt — ex rec. Davisii c. notis Marclandi, Lond. 1740. 4.; cura Reiskii, Lps. 1774. 2 Voll. 8. Der Styl derselben ist nicht ganz rein.

Mayer (Johann Tobias), ein berühmter Astronom, geboren zu Marbach im Würtembergischen im Jahr 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen, bildete sich, ohne eine Akademie zu besuchen, durch Privatfleiß zum Mathematiker, und war schon durch ein Paar schriftstellerische Versuche in diesem Fache bekannt, als er 1746 in die homannische Officin nach Nürnberg kam, und sich durch die Besorgung und Verbesserung neuer Karten sehr rühmlich bekannt machte. Er bekam 1751 einen Ruf als Professor der Mathematik nach Göttingen, wo er 1762, zu früh für die Wissenschaften, starb. Er hat sich durch seine Mondstafeln, wofür seine Wittwe einen Preis von 3000 Pfund Sterl. aus England erhielt, als Astronom unsterblich gemacht. Auf diesen Gegenstand beziehn sich seine Theoria lunae juxta systema Newtonianum, Lond. 1767, und seine Tabula motuum solis et lunae, ebend. 1770. Die Zeichnungen, die er zu einer neuen Mondkarte mit der äußersten Genauigkeit und Sauberkeit gemacht hatte, und seine beträchtlichen Handschriften werden auf der Göttinger Sternwarte aufbewahrt. Nur einiges ist von Lichtenberg herausgegeben worden: Opera inedita. Vol. I. 1774. Fol.

Mayland, s. Mailand.

Maynard (François), ein französischer Dichter, einer der vierzig der Akademie française, war gegen das J. 1582 zu Toulouse geboren, kam als Jüngling an den Hof und wurde Secretär der Königin Margarethe. Er gab damals ein Gedicht in fünf Büchern, Philandre betitelt, heraus, das von der Liebe handelt. Wahrscheinlich verfertigte er auch damals seine Priapées, welche jedoch nie gedruckt worden sind. Noailles, der als Gesandter nach Rom ging, nahm ihn 1634 mit sich dahin. Nach seiner Rückkehr machte er verschiednen Großen den Hof, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg. Er wurde jedoch Präsident des Landgerichts von Aurillac in Auvergne, Mitglied der Akademie der Blumenspiele von Toulouse, und gegen das J. 1632 Akademiker. Unter der Regentschaft der Königin Anna von Oesterreich erschien er wieder am Hofe, und da er auch bei dieser nicht glücklich war, zog er sich in seine Provinz zurück, wo er 1646 mit dem Titel eines Staatsraths starb. Einige Zeit vor seinem Tode unternahm er eine Reise nach Paris. Seine Freunde machten ihn vielfältig im Gespräch auf veraltete Worte aufmerksam. Dies geschah ihm so oft, daß er endlich folgende vier Verse darauf machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'école!
Que je suis fou d'apprendre à bien parler,
Lorsque la mort vient m'ôter la parole!

Ueberhaupt war das Epigramm die Gattung, die ihm am besten gelang; außerdem haben wir von ihm Lieder, Oden und Briefe. Maynard führte zuerst den regelmäßigen Abschnitt in der Mitte des Alexandriners ein.

Maynz, ein ehemaliges Erzstift im niederrheinischen Kreise, welches sich in die Wetterau, nach Franken und von der Grafschaft Spanheim bis an das Würtembergische erstreckte. Die Größe desselben wurde auf 150 Quadratmeilen und die Bevölkerung nach der Zählung von 1776 auf 208,000 Seelen angegeben. Es gehörte aber noch dazu das Eichsfeld, welches 84,000 und seit 1665 das erfurter Gebiet, welches 46,000 Einwohner zählt, so daß die gesammte Volksmenge sich auf 340,000 belief. Die Einkünfte schätzte man auf 1400,000 Gulden. Der Erzbischof von Maynz war zugleich einer der drei geistlichen Churfürsten und des heil. römischen Reichs Erzkanzler in Deutschland. Als solcher hatte er das Reichssiegel und das Reichsarchiv in seiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die mainzische Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Churfürstencollegium, wie auch bei dem Wahlgeschäft; er visitirte die Reichsgerichte, schrieb Deputations- und Churfürstentage aus und setzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichshofkanzlei gehörigen Personen. Zu einem Römermonat gab Maynz 1927 Gulden 5 1/2 Kr. und zu einem Kammerziel 900 Thlr. 21 1/2 Kr. Die vier Hofämter des Erzstifts bekleideten 1. die Landgrafen von Hessen als Erbmarschälle nebst ihren Verwesern, den Freiherren von Heisenstein; 2. die Pfalzgrafen von Zweibrück als Erbtruchsesse nebst ihren Verwesern, den Freiherren Greifenklau von Vollrath; 3. die Grafen von Schönborn als Erbschenken nebst ihren Verwesern, den Freiherren von Kronberg; 4. Die Grafen zu Stollberg als Erbkämmerer nebst ihren Verwesern, den Grafen von Metternich in Winneburg und Beilstein. Der letzte Churfürst war Friedrich Carl Joseph (s. d. Art.). Ueber die Schicksale des Churfürstenthums Maynz nach dem lüneviller Frieden sehe man den Art. Frankfurt (Großherzogthum).

Maynz, (lat. Moguntia, Moguntiacum) die alte ehemalige Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Erzstifts, am westlichen Ufer des Rheins gelegen, wo sich der Mayn in denselben ergießt. Hier legte schon Drusus eine Festung an. Der erste Ursprung der Stadt ist dunkel. Im Mittelalter stand sie (seit 1247) an der Spitze des Rheinischen Bundes. Im J. 1631 nahm sie Gustav Adolph ein, 1635 wieder die Kaiserlichen; 1644 die Franzosen, welche sie im westphälischen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1689 wurde sie mit Sturm erobert. Sie ist eine ansehnliche Stadt und zählte vormals 27,000 Einwohner; im J. 1803 fanden sich deren noch 21,583. Seit dem lüneviller bis zum pariser Frieden gehörte Maynz zu Frankreich und war die Hauptstadt im Departement des Donnersbergs. Als Festung ist es von großer Wichtigkeit; die Werke sind von den Franzosen noch sehr verstärkt und vergrößert worden. Die Gassen der Stadt sind meist enge und winklicht, doch erblickt man unter den Häusern auch hin und wieder ansehnliche Paläste. Das ehemalige Residenzschloß Martinsburg wurde von den Franzosen zur Niederlage für den maynzer Handel bestimmt. Dem Einflusse des Mayns gegenüber lag die churfürstliche Favorita mit ihrem Garten, Wasserkünsten und der vortrefflichen Aussicht über den Rhein und Mayn. Durch die mehrmaligen Belagerungen aber während der letzten Kriege sind jenes Lustschloß, die Domgebäude, einer von den großen Thürmen der Domkirche, die Jesuiterkirche und viele andre öffentliche und Privatgebäude zerstört worden. Die Domkirche enthielt einen kostbaren Schatz und viele schöne Grabmäler, welche aber größtentheils nicht mehr vorhanden sind. Die Klöster sind aufgehoben und zum Theil zerstört, wie die Carthause. Von den Hospitälern ist das zu St. Roch mit seiner Buchdruckerei, Strumpf- und Zeugfabrik, von weltlichen Gebäuden aber das Rathhaus, Zeughaus, Redouten- und Ballhaus, das adelige Gesellschaftshaus, die Reitschule u. s. w. merkwürdig. Von Antiquitäten bemerkt man vorzüglich das Monumentum Drusi oder den Eichelstein (von seiner Form) nahe am Walle vor Maynz. Uebrigens schreibt sich Maynz die Erfindung der Buchdruckerkunst (s. d. Art.) zu. Die Universität, welche 1477 gestiftet und 1746 mit neuen Statuten und Privilegien, ingleichen mit einer schönen Bibliothek, medicinischem Garten und anatomischem Theater versehn und von dem Churfürsten Friedrich Carl so verbessert worden war, daß 1784 eine feierliche Instauration derselben Statt fand, ward 1798 von den Franzosen in eine Centralschule und 1802 diese in ein Lyceum verwandelt. Im J. 1803 wurde hier eine von den fünf großen Arzneischulen Frankreichs angelegt. Die bei Maynz über den Rhein gehende Schiffbrücke, welche 450 Schritte lang ist, führt zu dem gegenüberliegenden Städtchen Cassel. Nach dem pariser Frieden wurde Maynz, das bisher blockirt gehalten worden, an die Deutschen übergeben, die Festung von preußischen und österreichischen Truppen gemeinschaftlich besetzt; die Stadt aber unter hessendarmstädtische Hoheit gestellt, und im Juli 1816 in Besitz genommen.

Mayor, s. Lordmayor.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio Mazarini, ein merkwürdiger französischer Minister, geboren zu Piscina in Abruzzo im J. 1602, nahm, nachdem er zu Alcala de Henares die Rechte studirt und promovirt hatte, unter den päpstlichen Truppen Kriegsdienste. Er befand sich mit seinem Corps in Weltlin, als ihm sein General, Tormato Conti, auftrug, zu unterhandeln. Der Nuncius Bagni, der 1628 nach Frankreich gekommen war, stellte Mazarin dem Könige und

dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbschaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpstlicher Minister mehrere Zusammenkünfte mit Richelieu und begab sich selbst nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge seiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwischen beiden geschickt. Die Franzosen, welche vor Casal standen, waren im Begriff, die Feindseligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den spanischen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegen kam: „Friede! Friede! Macht Halt da!" — Er erklärte, unter welchen Bedingungen man bereit sey, Casal zu räumen; die französischen Anführer nahmen sie an. Durch diese Unterhandlung erwarb er sich die Freundschaft Richelieu's und das Wohlwollen Ludwigs XIII. (s. d. Art.). Dieser Fürst ließ ihn von Urban VIII. zum Cardinal erheben, und ernannte ihn nach Richelieu's Tode zum Staatsrath und zum Vollzieher seines Testaments. Als Ludwig XIII. ein Jahr darauf gestorben war (1643), übertrug ihm die Königin Anna von Oesterreich, als Regentin, die Regierung des Reichs. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und Einige haben aus dieser Vertraulichkeit den Ursprung der eisernen Maske (s. d.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Bescheidenheit und Einfachheit, ohne allen äußern Pomp, selbst ohne Trabanten auf. Aber ungeachtet dieser Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn schon als Ausländer auf dem höchsten Posten, und machte seine Person, seine Sitten, seine schlechte Aussprache lächerlich. Ueberdieß seufzte das Volk unter schweren Abgaben. Diese Umstände machten es dem Duc de Beaufort, dem Coadjutor von Paris, dem Prinzen von Conti, der Duchesse de Longueville leicht, einen Volksaufstand zu bewirken. Das Parlament hatte sich geweigert, neue Geldfoderungen zu genehmigen; der Cardinal ließ den Präsidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Broussel ins Gefängniß setzen. Dieser gewaltsame Schritt gab Anlaß zu den ersten Ausbrüchen der bürgerlichen Unruhen im J. 1648. Das Volk griff zu den Waffen und bald wurden, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen von Paris mit Ketten gesperrt. Es kam zu Thätlichkeiten, die in der Geschichte unter dem Namen des Barricadenkrieges bekannt sind (s. auch d. Art. Fronde). Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Minister, welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proscribirte, von Paris nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm auf die Einladung der Rebellen Theil an den Unruhen; der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, versammelte Truppen. Die Königin, mit Recht beunruhigt, harrte auf die Vorschläge des Parlaments, da sie den Krieg weder führen konnte, noch mochte. Man vereinigte sich zu Ruel 1649 und die Ruhe kehrte zurück. Das Parlament behielt die Freiheit, sich zu versammeln, die man ihm hatte nehmen wollen, und der Hof seinen Minister, welchem Volk und Parlament den Untergang geschworen hatten. Der Prinz Condé hatte das Verdienst, diese Aussöhnung bewirkt und den Staat gerettet zu haben, aber er zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin, dem er gedient, wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin, die er nach Paris zurückgeführt, mit Trotz behandelt und die Regierung, die er vertheidigt hatte, verhöhnt. Mazarin, gezwungen, undankbar zu seyn, bewog die Königin, ihn nebst seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville arretiren zu lassen. Man führte sie nach Vincennes, dann nach Mar-

wußt und von da nach Havre-de-Grace. Das Parlament erließ 1651 einen Beschluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und die Freilassung des Prinzen mit solcher Festigkeit foderte, daß der Hof gezwungen war, ihre Gefängnisse zu öffnen. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Cardinal nach Cöln flüchtete. Aber von seinem Exil aus regierte dieser Minister Frankreich und den Hof. Als der Sturm sich gelegt hatte, und Ludwig XIV. nach erlangter Volljährigkeit den Thron bestieg, kehrte er das Jahr darauf nach Frankreich zurück, „weniger wie ein Minister," sagt Voltaire, „der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte." Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigne Kosten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er sich zugeeignet, aufgestellt hatte, begleitet. Auf die erste Nachricht seiner Rückkehr hob Gaston d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Cardinals verlangt hatte, Truppen in Paris aus, ohne genau zu wissen, wozu sie gebraucht werden sollten. Das Parlament erneuerte seine Beschlüsse, proscribirte Mazarin und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, setzte sich in Marsch gegen den König; Turenne, der die Spanier verlassen hatte, befehligte die königliche Armee. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entscheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verschiednen Malen; das Ganze glich mehr einer Farce als einem ernsten Kampfe. Der Cardinal sah sich genöthigt, aufs neue den Hof zu verlassen. Zur Vermehrung der Schmach erließ der König, der ihn dem allgemeinen Hasse aufopferte, eine Erklärung, nach welcher er seinen Minister entließ, indem er seine Dienste rühmte und sein Exil bedauerte. Als die Ruhe zurückkehrte, was eine Folge der Verbannung Mazarins war, rief ihn auch der König wieder zurück. Mazarin zog ruhig und allmächtig im Februar 1653 in Paris ein. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Gesandten, das Parlament, das Volk eilte, ihm aufzuwarten. Ein wichtiger Dienst, den er nach seiner Rückkehr Frankreich leistete, war, daß er ihm den Frieden gab. Er unterhandelte ihn selbst im J. 1659 auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro. Diesem (pyrenäischen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten seinem Genie und seiner Politik die größte Ehre. Im J. 1660 brachte der Cardinal den König und die Königin nach Paris. Jetzt war er mächtiger und eifersüchtiger auf seine Macht als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer seinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Die Königin Mutter verlor dagegen ihr Ansehn, da er ihrer nicht mehr bedurfte. Nichts that er in dieser Zeit der Ruhe für Rechtspflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er acht Jahre einer unbeschränkten und ruhigen Herrschaft nicht durch ein einziges rühmliches oder nützliches Institut. Das Collège des Quatre-Nations war eine Verfügung seines Testaments. Mazarin verwaltete die Finanzen wie der Intendant eines verschuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines Ministers und eines ehrlichen Mannes unwürdig sind. Dies beunruhigte ihn, als er sein Ende herannahen fühlte. Seine Verlegenheit zu endigen, rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit seinem gesammten Vermögen zu machen, der sie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Er folgte diesem Rath; der König nahm die Schenkung an, und schon fing Mazarin an, ängstlich zu werden, als der König sie ihm nach Verlauf von drei Tagen

zurückgab. Er starb 1661. Mazarin hinterließ als Erben seines Namens und seiner Güter den Marquis de La Meilleraie, welcher seine Nichte Hortense Mancini heirathete und den Titel Duc de Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Duc de Nevers, und vier andre Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Duc de Mercoeur und der Duc de Bouillon heiratheten. Carl II. hatte zur Zeit seiner Noth um eine derselben angehalten, aber von Mazarin eine abschlägige Antwort erhalten; als später sich seine Angelegenheiten gebessert hatten, bot sie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt eine abschlägige Antwort. — Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin," sagt Hérault, „war eben so sanft als der Cardinal Richelieu heftig; eins seiner größten Talente war, die Menschen genau zu erkennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung andrer Mittel anwenden zu müssen und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Cöln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemeßnes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern spottete man; aber beide waren Gebieter des Staates." — Mazarin schmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abschlagen lassen. Mit einem solchen Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erscheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böse eher verziehn, als das mit Schwäche gethane Gute. Die Rolle, die er in der Fremde spielte, seine mehrmalige Flucht, der Spott, dessen Gegenstand er wurde, alles wirkte nachtheilig für ihn. Dazu kam, daß seine Talente nicht hervorstechend genug waren, um seine Fehler zu verdecken. Er hatte nicht den stolzen Muth, den romantischen, imponirenden Geist des Cardinals Retz, noch in den Geschäften die Thätigkeit und den Ueberblick Richelieu's, noch in den ökonomischen Ansichten die Grundsätze Sully's, noch in der Verwaltung die gründliche Kenntniß Colberts, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienst war die Kunst zu unterhandeln. Er besaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geschmeidigkeit und Menschenkenntniß, und zeigte sie im westphälischen und pyrenäischen Frieden. Er brachte den Elsaß an Frankreich und sah es vielleicht voraus, daß Frankreich einst über Spanien gebieten könne. Die Briefe Mazarins über die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens, welche mehrmals gedruckt worden, sind sehr belehrend und interessant über diesen Gegenstand.

Mazzola (Francesco), oder Mazuola, Mazuoli, auch Mazzuoli, genannt il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), aus einer Familie, welche mehrere Mahler hervorgebracht hat, einer der berühmtesten Mahler der lombardischen Schule. Nach Fiorillo war er 1503 geboren, ein Sohn des Mahlers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, soll zwei seiner Oheime, welche ebenfalls die Mahlerei ausübten, bewogen haben, ihn in ihren Unterricht zu nehmen. Später mag er seines Landsmanns Marmitta Unterricht genossen haben. In seinem 16ten Jahre vollendete er schon die Taufe Christi, ein Gemählde, das in der Minoritenkirche della Nunziata aufgestellt wurde, jetzt aber sich im

Palast der großen Sanvitali befindet, und von seinen ungemeinen Talenten zeigt. Correggio's Anwesenheit in Parma um 1521 machte ihn mit dem Style dieses Meisters bekannt. Die kriegerischen Unruhen in seinem Vaterlande bewogen ihn, sich nebst seinem Bruder (nach andern seinem Vetter) Girolamo, nach Viadana zu begeben, wo er mehrere nicht mehr vorhandene Gemählde arbeitete. Um 1522 kehrte er zurück und machte unter andern eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Oelgemählde, welches man im Kloster della Nunziata bewundert, aber durch Zeit und ungeschickte Hände gelitten hat. Seine Reise nach Rom im Jahr 1523, welche er nebst seinem Oheim in der Hoffnung machte, um dort unter der Herrschaft eines Clemens VII. Proben seiner Talente abzulegen, macht in seinem Leben Epoche. Denn hier machte der Anblick der Werke Raphaels, der einige Jahre vorher gestorben war, den tiefsten Eindruck, dessen Folgen sich auch in seinen spätern Werken sichtbar zeigten, indem er sich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Raphaels Ausdruck zu vereinigen suchte. Er wurde von dem Papste und den Großen Roms auf das zuvorkommendste aufgenommen, verkaufte einige seiner mit nach Rom gebrachten Gemählde (worunter auch sein eignes Portrait, welches späterhin in die Wiener Gallerie gekommen ist) sehr vortheilhaft, und arbeitete fleißig mehrere von Vasari beschriebene Werke. Der Einfall feindlicher Waffen in Rom 1527 beraubte ihn nicht nur seines Geldes, sondern auch mehrerer Gemählde. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferstecher, Antonio da Trento, mit mehreren seiner Handzeichnungen durchging, welche späterhin in der Sammlung des Grafen Arundel wieder gefunden, vom Grafen Sanetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer gestochen worden sind. Zu den ausgezeichnetsten Gemählden, welche er in Bologna arbeitete, gehörte ein heil. Rochus für die Kirche des heil. Patronius, welches auch Lud. Carracci würdig fand, es zu copiren; und die jetzt in der Dresdner Gallerie befindliche Madonna della Rosa, und die heil. Margaretha, welche in neuern Zeiten nach Paris wanderte. Mazzola ging endlich in sein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Bogen schnitzenden Cupido, und schmückte die neu gebaute Kirche della Steccata mit mehrern Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Gesundheit hatte damals schon sehr gelitten, die Aufseher jenes Baues drangen sehr hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe voraus bezahlt worden war, und ließen ihn, als man seine Nachlässigkeit bemerkte, ins Gefängniß setzen, aus welchem er nur nach gegebner Versicherung, jene Arbeiten zu vollenden, entlassen wurde. Allein aus Unwillen über die niedrige Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Casalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 starb. Mazzola verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine sehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln, daß er oft eine gewisse gesuchte Grazie bestrebt habe, und Fiorillo tadelt den Mißbrauch der Schlangenlinien, so wie das Einwickeln der Glieder in den Gemählden des Parmigianino. Dennoch schätzt man ihn als einen der ersten italienischen Mahler und rühmt vorzüglich sein Feuer, seine Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichnung, so wie vorzüglich die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte. Man hat ihn sonst mit Unrecht als Erfinder der Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, angesehen. Mazzola hatte mehrere Schüler. Der genannte Girolamo Mazzola suchte ihn zu erreichen, und vollendete einige seiner Gemählde.

Mazzuchelli (Johann Maria), aus einem gräflichen Geschlecht, 1707 zu Brescia geboren und eben daselbst im J. 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literarhistoriker Italiens. Außer mehrern einzelnen mit der musterhaftesten Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien, des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Avono, Ludwig Alamanni und mehrerer andern) hat er in seinem italienischen Schriftstellerlexicon (gli scrittori d'Italia, cioé notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia, 1753—63, 6 Bde. in Fol.) ein unvergängliches Denkmal seines unermeßlichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich den von ihm gelieferten Notizen nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt (man vergl. z. B. den Artikel Boccaccio), und so umfassend, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsonnirendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761, 1763 2 Bde. Fol.) ist ein treffliches Werk. A — s.

Mecca. Diese berühmte, volkreiche und mit schönen Häusern versehene Stadt liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen. Sie ist eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Sie ist der Geburtsort Mahomets, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben Mecca zu besuchen. Diejenigen, welche die Reise nicht selbst machen wollen oder können, schicken Andre statt ihrer. Zu Mecca befindet sich die heilige Kaaba, ein altes arabisches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Erdichtung der Mahometaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden seyn. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrimme berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur zwei Mal geöffnet. Von außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchen Sprüche aus dem Coran mit Golde eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinse u. s. w. gewidmet sind. Nicht-Mahometaner dürfen sich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mahomets ist und der Sherif von Mecca heißt. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, setzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht wählen), schickt Cadi's oder

Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Besatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François André), Mitglied des Instituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wissenschaften, war geb. zu Laon im J. 1744. Er ließ sich 1772 zu Paris nieder, wo er sich zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finsterniß, die er am 11ten April zu Versailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angestellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommnung der Karten. Er entdeckte und berechnete mehrere Cometen. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie auf den Cometen von 1661, dessen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgesetzten Preis. Er wurde noch in demselben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die Connaissance des temps wurde jährlich mit seinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridiansausmessung von Dünkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reis'te aber 1803 wieder ab, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Ueber dieser Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, welches jährlich an der Küste von Valencia herrscht. Seine und Delambre's Beobachtungen sind auf Befehl des Instituts 1800 zu Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain seine Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la déclinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamstead, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles, Paris 1791.

Mechanik, im weitern Sinne, ist die Wissenschaft, welche von der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken, so wie von den dazu anzuwendenden Maschinen. Sie ist ein Zweig der angewandten Mathematik (siehe diesen Art.), und umfaßt mehrere einzelne Wissenschaften, z. B. die Phoronomie, Statik, Hydrostatik, Aërostatik oder Aërometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. s. w. Im engern Sinne versteht man unter Mechanik die Lehre von der Bewegung fester Körper; und nennt einen Mechanikus einen Künstler, der sich mit der Verfertigung mathematischer und physikalischer Werkzeuge beschäftigt.

Mechanisch. Mechanische Künste. Mechanische Werkzeuge oder Instrumente. Mechanisch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anstoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (s. d. Art. Maschine). Man setzt daher das Mechanische auch dem Dynamischen und dem Organischen entgegen. Mechanische Künste sind solche, deren Erzeugnisse nicht auf freier Thätigkeit der Phantasie beruhen (s. Kunst, Künste), sondern hauptsächlich dem Verstand und der äußern Fertigkeit ihren Ursprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem physischen Bedürfnisse dienen, insbesondere die Hervorbringung mechanischer Werkzeuge bezwecken. Letztere sind solche Kunstprodukte, welche nach mathematischen und physikalischen Gesetzen zu gewissen Zwecken verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßstäbe, Luftpumpen, musikalische Instrumente u. s. w; insbesondere aber Maschinen im eigentlichen Sinne, d. i. künstlich zusammengesetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maschine als solcher.

Mecheln, eine schöne Stadt mit breiten Gassen und vielen ansehnlichen Palästen in dem ehemaligen österreichischen Brabant an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen. So lange sie zu Frank-

reich gehörte, war sie der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Deux Nettes. Die Volkszahl, welche sich im J. 1785 auf 26,000 Seelen belief, war bis 1802 auf 16,612 herabgesunken. Der Erzbischof führte den Titel als Primas der Niederlande. Seit 1801 erhielt sein erzbischöflicher Sprengel noch größere Ausdehnung, denn er umfaßte außer den ehemaligen Niederlanden auch die vier Rheindepartements, und es gehörten zu demselben die Bisthümer Namur, Tournay, Achen, Trier, Gent, Lüttich und Maynz. Bekannt ist der Erzbischof de Pradt (s. d. Art.). Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und schöne Markt, das Zeughaus, das Rathhaus, die erzbischöfliche Kirche, das ehemalige Franciskanerkloster, der große Beguinenhof, das alte Palais u. s. w. Man verfertigt hier die besten brabanter Spitzen und Leinwand, ingleichen Damastzeuge, Hüte und sehr gutes Bier. Bei hoher Fluth können schwer beladne Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker (vielleicht zwei Künstler, Vater und Sohn, unter einem und demselben Namen), Goldschmid und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewissen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meister er den frühsten Unterricht in der Zeichnung und Kupferstecherkunst genossen hat, so läßt sich doch aus seiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk gewesen sey. Ueberhaupt sind seine genauern Lebensumstände fast gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er sich späterhin nach Bocholt wendete, und um das Jahr 1503 daselbst verstorben ist. Eben so ungewiß bleibt es, ob er sich je mit der Mahlerei selbst beschäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemählde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in seinem Aufenthaltsort für die seinigen ausgiebt, wirklich von seiner Hand herrühren. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen unbeholfenen Geschmacks, so wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schön, so interessant machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück, und sind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und wegen der Geschichte der Kunst, schätzbar. BC.

Mecheln (Christian von), geboren zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst zu Nürnberg bei Heumann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unsers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen, auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten, Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und wurde sogar nach seiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Raths aufgenommen. Auf seiner im J. 1765 von da aus angetretenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitglied auf, und bei seinem spätern Aufenthalt in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, errichtete er selbst die erste Kunsthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen- und Kupfer-

stecherschule. Mit Hülfe seiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Catalog der düsseldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meistern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum churpfälzischen Hofkupferstecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Ordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Catalog jener Gallerie heraus, und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wendete er sich 1803 nach Berlin, wo er im Jahr 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort sich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beschäftigt.

Mecklenburg, s. Meklenburg.

Medaille, Medailleur, Medaille. Unter dem Worte Medaille versteht man eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu bestimmt ist, das Andenken an irgend einen besondern Vorfall oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt zu bringen. Durch diesen Zweck unterscheidet sich hauptsächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbestimmung ist, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu seyn. Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Indem wir in Hinsicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel: Münzen, verweisen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbesondere bei. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlicher werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldnen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklius; unter den neuern alle von dieser Zeit auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle großer und vornehmer Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte rc. geprägte Medaillen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldne Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Sestertius an Umfang übertreffen. Diese letzteren zeigen die größte Mannichfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griechische Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannigfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem dritten Jahrhundert nach Christo ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe tausend Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht später geschlagen worden sind, ist noch ungewiß. Im 14ten Jahrhundert findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Mahler aus St. Vigh

lio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von Andern, wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der sich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianischen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431 — 1484) arbeitete, ist der erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Varin (1604 — 1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künstler, welcher Medaillen entweder bloß verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erste englische Denkmünze ließ im Jahre 1480 ein englischer Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit Wiederherstellung der Wissenschaften hält, und welche auf den 1415 zu Costnitz verbrannten Huß geschlagen worden, nicht später geprägt sey, scheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen, und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren bereitet wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne; die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemählde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halse oder auf dem Busen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden Medailleurs und Graveurs sind Abrahamson und Loos. — Sammlungen von Medaillen, oder Medaillenkabinette findet man an Höfen großer Herren und im Besitz reicher Privatpersonen. Zum Kauf und Verkauf derselben aber gehört nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth bestimmt, sondern auch gründliche geschichtliche und diplomatische Kenntnisse; denn viele Medaillen sind unächt und Hohlmünzen. Um gründliche Kenntnisse hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik (s. d. Art.) überhaupt studiren. Vorzüglich gehören hieher T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romaines, Paris 1806 etc. 4 Bde. 8.; Köhlers Münzbelustigungen 2c.; Lochners Medaillensammlung und Joachims neueröffnetes Münzcabinet u. a. (Vgl. d. Art. Münzen und Stempelschneidekunst.) Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeetes von Colchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern Hecate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward sie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d. Art.), für den sie, als er die Kinder des Phryxus und ihrer Schwester Chalciope nach Colchis zurückbrachte, die zärtlichste Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, schwur ihm Beistand durch ihre Kunst in allen Gefahren und folgte ihm in seine Heimath, wo sie den Pelias, der des Jason Vater vertrieben hatte, ermordete und diesen wieder auf den Thron setzte. Nach des Vaters Tode ging Jason, das väterliche Reich dem Acastus überlassend,

mit ihr nach Corinth und verlebte zehn Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Creon, Glauke oder Kreusa eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verstieß. Nach andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin genommen habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie sandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeschenk, welches, als sie es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, so daß sie des qualvollsten Todes starb. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldne Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenke bringen. Creons Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach Andern zum Könige Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier wurde sie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und wurde von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichter gewesen, besonders der tragischen. Des Aeschylos Tragödie dieses Namens ist verloren, so auch des Sophokles Kolchides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda, und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Media, s. Medien.

Medіante in der Musik die Terze des Grundtons, aus welchem ein Tonstück geht, weil sie zwischen Grundton und Quinte mitten inne liegt.

Mediatisirte Fürsten (vgl. Rheinbund). Der westphälische Friede führte in das deutsche Staatsrecht den Begriff der Säcularisation ein, welchem der lüneviller Vertrag seine Vollendung gab; der presburger Friede bereitete auf den Rheinbund vor, welcher das deutsche Reich auflöste, und als Ziel, Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des tausendjährigen Reichsverbandes die Mediatisirung erfand. Napoleon gab nicht allein die Unterthanen der Rheinbundesglieder der Souverainetät dieser Fürsten zu freier Verfügung hin, sondern unterwarf auch von Paris aus, den 12ten Juli 1806, Fürsten, die an Gebiet, Menschen, Einnahme und Ansehn weit über einzelnen Bundesgliedern standen, der Oberhoheit dieser Souveräne. Man kannte vorher im deutschen Staatsrechte den Unterschied zwischen reichsmittelbar und reichsunmittelbar. Die unmittelbaren Geschlechter und deren Besitzungen standen unter Kaiser und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwischen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, für ihre Person und ihre Güter unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgesetzen diese politische, allein der Majestät des Reichs untergeordnete Selbstständigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vasallen des Reichs der Vasall eines andern Reichsvasallen werden. Napoleon handelte im entgegengesetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveraine an; während andere, die mit demselben Rechte, wie jene, Landesherrn waren, und sich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbar-

keit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geschah, ohne sie zu hören und ohne sie zu entschädigen, im tiefsten Frieden, ohne lauten Widerspruch der öffentlichen Meinung. So wurden mediatisirt (d. i. der Oberhoheit eines andern Fürsten unterworfen) die fürstlich öttingenschen Besitzungen, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern; die fürstlich fürstenbergischen, 30 Quadratmeilen mit 74,000 Einwohnern; die fürstlich leiningenschen 27 1/2 Quadratmeilen mit 83,000 Einwohnern; die fürstlich hohenloheschen 33 Quadratmeilen mit 100,000 Einwohnern; selbst der Fürst von Nassau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 Quadratmeilen mit 248,000 Einwohnern besaß, wurde ohne Weiteres mediatisirt, und der größte Theil seiner Besitzungen unter die Landeshoheit des Großherzogs von Berg gegeben. Auch zwei der noch übrig gebliebnen freien Reichsstädte traf dieses Loos: Nürnberg kam an Bayern, Frankfurt an den Fürsten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, besaß die schwäbische Reichsritterschaft 65 Quadratmeilen, 150,000 Einwohner; die fränkische Reichsritterschaft 76 Quadratmeilen, 190,000 Einwohner; die noch vorhandene rheinische Reichsritterschaft 12 Quadratmeilen, 25,000 Einwohner; der Fürst von Thurn und Taxis 18 Quadratmeilen, 40,000 Einwohner; die Fürsten und Grafen Löwenstein 26 Quadratmeilen, 58,000 Einwohner; die Grafen von Bentheim 32 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner; die Grafen von Salm (Horstmar) 30 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner. Außer den genannten wurden noch mediatisirt: das Johanniter-Fürstenthum Heitersheim, der Fürst von Schwarzenberg, die Grafen von Castell, die Fürsten und Grafen Fugger, die Fürsten und Grafen von Truchses-Waldburg, von Königsegg, die Grafen von Metternich, Fürst von Salm Reiferscheid, Graf von Walmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Wied-Runkel, der Fürst von Wied-Neuwied u. A. m., so daß die sämmtlichen durch den Rheinbund mediatisirten Länder ein Areal von 547 Quadratmeilen mit 1,385 000 Einwohnern, oder nach den in Wien übergebnen Listen eine Masse von 1 Million und 400,000 Einwohnern enthalten, wovon 42 Quadratmeilen mit 156,000 Einwohnern zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim, das Uebrige aber altfürstlichen oder gräflichen Häusern gehört. Unter den Souveränen, welche über mediatisirte Häuser die Hoheit erhielten, waren am reichlichsten bedacht: Berg, Württemberg, Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau. Es ist wahr, einige Souveräne räumten ihren ehemaligen Reichsmitständen und nunmehrigen Vasallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten sie zum Theil als Standesherren; allein desto drückender war ihr Staatsverhältniß in Hinsicht auf Steuerpflichtigkeit, Militärdienst und Hofordnung. Die unterdrückten Häuser mußten sich in ihr Schicksal fügen. Als aber im J. 1813 der Rheinbund aufgelöst und im pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung stand, aufgehoben war, wandten sich die mediatisirten Häuser an den Congreß in Wien, und suchten um die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derselben, die aus dem Fürsten von Wied-Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürstenberg und der Fürstin Vormünderin von Fürstenberg bestand, hatte den 22sten Octbr. 1814 beim Kayser von Oesterreich Audienz. Die Fürstin führte das Wort, und

erhielt vom Kaiser Franz die Versicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Foderungen thätig seyn wolle. Indeß so augenscheinlich das den mediatisirten Fürsten widerfahrne Unrecht ist, und so viel Theilnahme auch die ersten deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, den mediatisirten Häusern beweisen, so scheint doch jene Wiedereinsetzung nicht ausführbar, da eines Theils die alte Form des Reichs nicht wiederhergestellt werden kann, indem die neue Gestaltung Deutschlands nach einem höhern politischen Gesichtspunkte, der jede Zerstückelung der Einheit des Ganzen durch Vielherrschaft ausschließt, entworfen werden soll, und die allgemeine Wohlfahrt des deutschen Bundes zunächst auf der Kraft einiger wenigen mächtigen Schutzstaaten beruht; auch wenn die alte Vielherrschaft der deutschen Dynasten wieder hergestellt werden sollte, sämmtliche freie Reichsstädte mit gleichem Rechte dasselbe verlangen könnten, durch welche Zerstückelung der Macht die Sicherheit Deutschlands mehr als je gefährdet seyn würde; andern Theils aber durch frühere Verträge mit mehreren in den Bund gegen Frankreich aufgenommenen Rheinbundesfürsten ihr voller Länderbesitz ihnen gewährleistet worden ist. Gleichwohl wird man auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen den Mediatisirten einigen Ersatz zu verschaffen suchen. Sie selbst haben durch eine an die Fürsten von Metternich und von Hardenberg gerichtete Note ihre ehemaligen Gerechtsame wieder in Anspruch genommen, und den Wunsch erklärt, daß ihnen Mitwirkung bei den Berathungen über die Verfassung gestattet, der bisherige gefährliche Zwischenzustand aufgehoben, ein Bundesgericht hergestellt und die erbliche Kaiserwürde dem Hause Oesterreich übertragen werde. Zwei mediatisirte Fürsten, der Erbprinz von Solms und der Fürst von Wied-Neuwied, haben überdies in einer Note vom 27sten December 1814 gegen die vom Hause Nassau im September 1814 aufgerichtete landständische Verfassung, nach welcher sie als Unterthanen des Hauses Nassau erbliches Sitz- und Stimmrecht auf der adeligen Bank der Stände haben sollten, ausdrücklich in Wien protestirt, und gegen jedes Unterthanenverhältniß zu dem Hause Nassau aufs feierlichste sich verwahrt. Die Entscheidung dieser Angelegenheit wird ein Hauptgegenstand des nun (1816) eröffneten Bundestages seyn. K.

Mediatstädte, mittelbare Städte, sind solche, welche keine eigene Gerichtsbarkeit haben, sondern unter Aemtern oder unter anderer Herrschaft stehen, im Gegensatz von **Immediatstädten**. — **Mediatstände**, in der ehemaligen Reichsverfassung **mittelbare Reichsstände** (s. d. vor. Art.), ebenfalls entgegengesetzt den Immediatständen, oder **reichsunmittelbaren** Ständen. — **Mediatstifter**, welche als Vasallen einer fremden Oberhoheit unterworfen waren.

Mediceer, Medici. Nicht eben selten ist es, Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu sehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehn. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und ital. Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst solche Häuser eben so schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte im Flor erhält, unter steten Wechsel einander verschlingender Parteien immer oben aufschwimmend, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmälig zur Alleinherr-

schaft wird, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein fürstlicher Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört: dann dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der Fall bei dem erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu ihrem Aussterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge des mediceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen, wenn gleich nicht so hoch gestiegnen, deutschen republikanischen Geschlechtes, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen, da wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfange des 14ten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als unlängst nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden sah, schloß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst genannt, wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen. Wie dem sey, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie in Corso's Unglück nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an unter den Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz konstituirten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlangten Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente, und unter andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt wurde; aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien, wollte, daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erscheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten Beistands, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen wurden, von welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen waren, und, dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um diese Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Geschlechts. In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Schikane der Ammonizionen zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ sich sogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini in eine Verschwörung gegen die albizzische Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, welcher Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte,

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehn, das zu dem seitdem immer gestiegnen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtlichkeit nicht schützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei Medici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittlung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zurückzukehren, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beistand, und mußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; viel-

[illegible] in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein [illegible]
[illegible] erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört; dann [illegible]
[illegible] Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene [illegible]
[illegible] und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein [illegible]
[illegible] schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist [illegible]
[illegible] erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge [illegible]
[illegible] unserer Väter geblüht, und das Glück, welches [illegible]
[illegible] Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis [illegible]
[illegible] ungestört genossen haben. Wir können die [illegible]
[illegible] Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlich [illegible]
[illegible] so hoch gestiegenen, deutschen republikanischen [illegible]
Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen [illegible]
[illegible] florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu [illegible]
[illegible] Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, [illegible]
[illegible] durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso [illegible]
[illegible] der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war [illegible]
[illegible] Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden [illegible]
[illegible] des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß [illegible]
[illegible] um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche [illegible]
[illegible] Volke an. Unter diesen werden die Medici [illegible]
[illegible] sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals [illegible]
[illegible] verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben [illegible]
[illegible] sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie [illegible]
[illegible] mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jenen [illegible]
[illegible] waren, welche die plebejische Oligarchie [illegible]
[illegible] So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung [illegible]
Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald sein [illegible]
[illegible] zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter [illegible]
[illegible] den Johann von Medici, der Lucca ge[illegible]
[illegible] standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten [illegible]
[illegible] sich daher mit einigen andern Geschlechtern in [illegible]
[illegible] ihn ein, welche ihm von Matteo di Mar[illegible]
[illegible] das Glück, das vom Anfang an die Medici ge[illegible]
[illegible] grausame Herzog, in einer Laune, großm[illegible]
[illegible] Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben [illegible]
[illegible] Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand [illegible]
[illegible] Medici unter den Hauptanführern desselben. [illegible]
[illegible] öffentlichen Angelegenheiten thätig. [illegible]
[illegible] die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres [illegible]
[illegible] zur Theilnahme an der Staatsverwaltung [illegible]
[illegible] welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen [illegible]
[illegible] sich übernehmend, Anmaßungen und [illegible]
[illegible] es die Medici hauptsächlich, welche [illegible]
[illegible] und den Adel zu plündern und zu verjagen [illegible]
[illegible] Alamanno dei Medici das Haus [illegible]
[illegible] den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum [illegible]
[illegible] die Parteien der Ricci und Albizzi [illegible]
[illegible] der Ammonizionen zerrüttet wurde, [illegible]
[illegible] Ricci. Der eine Sohn Alamanni, [illegible]
[illegible] sich sogar 1360 mit Nicolò del Buono [illegible]
[illegible] Verschwörung gegen die albizzische Partei, [illegible]
[illegible] Entdeckung dem Schicksal, das seine [illegible]
[illegible] daß er sich in Zeiten seinem Bruder [illegible]
[illegible] war, verbannte.

[illegible] Johan[illegible] 1414 [illegible] Eben [illegible]

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehn, zu dem seitdem immer gestiegnen Einflusse seines Hauses den Grund. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Unter-, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozcali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach rrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal m Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. ch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des kanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtlichkeit hützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufs Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgen Albizzi, im J. 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, führer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Fo zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz wern, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Beieser Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente sich solcher solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mebte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie i's Vermittlung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut gnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige , welche sich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, er, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro ab Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständanden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zu, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen , fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beimußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie n der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hinben. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten rdei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze rt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche h durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der halten, und seinen Flor von neuem dauernder zu beovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endrrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Rechtlichkeit überzeugt hatten, im Septem...

mehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesäet. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzengewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Bestechung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand. Diese rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten, unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesen klug im Zaum zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balia abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wohl früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so precäre Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies im

seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulus, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen. Denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsamer Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit kummervollen Aussichten in die Zukunft (1464); denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein andrer Sohn Piero schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten hatten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciaiuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer beredten Rede seine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich dar-

ard der mediceischen Partei die Balia erneuert, und die Medici
n von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr
e Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. Zu
Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der
diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, fast immer
erig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine ver-
n Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bän-
als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Me-
enn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch
igend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano,
neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt.
inverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pi-
ancesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach
Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der
manchem fehlgeschlagenen Versuche endlich am 26sten April 1478
Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung
renzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Ver-
ne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich
nete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem
büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in
Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, führ-
hes würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßi-
wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswür-
, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf.
Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen
ndlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu de-
dann gewann er, persönlich nach Neapel gereis't, diesen König,
und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde
im Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Pap-
id der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine
Maßregeln, durch seine so redliche als kluge Politik die Haupt-
: Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen
heit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohl-
gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den
stenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder un-
kte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese
ksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er
öffentlichen Schatze oft große Summen hatte borgen müssen, so
r sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im
e, weitläuftige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur
mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit
hen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine
it der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch ge-
kvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit
streichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkon-
Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen
oßen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einla-
nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Er
rte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche me-
e Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Kün-
einem mit alten Statüen und trefflichen Gemählden ausgeschmück-
Palast. Man kann dreist behaupten, sagt Fiorelli, daß alle, die sich
em Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben ha-
ter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch

Lorenzo der Prächtige genannt. (Vgl. Fabroni vita Laurentii Medicis, Pisa 1784. 2 Voll. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo ꝛc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797.) Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezana, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medicis und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es ihnen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer ersticken sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm seine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carls V. despotische Hand ein, und sein Machtwort beförderte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen seyn, die Strozzi, Erbfeinde

eines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemählden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch protestirte. Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem, dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbne, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein mönchisch erzogner von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., dreiundfünfzig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Gasto's, der verwittweten Churfürstin von der Pfalz, der letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, mach-

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, s. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem blos empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzweckes beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Katarrhalfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein zerstörendes Uebel sich verwandeln. Gränzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und wäre es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Ideale höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man es doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Denn wer will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer hat sie gemessen, wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man die Erreichung dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erregt sie aufs neue, wenn sie erschlaffen. Aber auch das, was wir

seines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemählden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch protestirte. Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem, dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich.) Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbne, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein mönchisch erzogner von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., dreiundfünfzig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitweten Churfürstin von der Pfalz, der letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, mach-

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, s. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem blos empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzweckes beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Katarrhalfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein zerstörendes Uebel sich verwandeln. Gränzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und wäre es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Ideale höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man es doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Denn wer will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer hat sie gemessen, wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man die Erreichung dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erregt sie aufs neue, wenn sie erschlaffen. Aber auch das, was wir

seines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemählden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch protestirte. Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem, dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbne, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein mönchisch erzogner von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., dreiundfünfzig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz [illegible]n, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nach[illegible]aiser [illegible]), traf bald nachher mit der Schwester Johann Ga[illegible] [illegible] Churfürstin von der Pfalz, der letzten des medi[illegible] [illegible]en Vergleich, wodurch er auch sämmtliche Allo[illegible] [illegible], also auch die berühmten Kunstschätze und Al[illegible] [illegible] kunstlieb[illegible] und kunstfördernden Ahnen gesam[illegible] [illegible]te. Se[illegible] der weise und gute Leopold, mach[illegible]

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, s. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es sich auch mit den Kunst[illegible]ungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem blos [illegible]ischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren [illegible]rkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben [illegible] oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Un[illegible]keit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Errei[illegible] des Kunstzweckes beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch [illegible]faches Katarrhalfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in [illegible]rendes Uebel sich verwandeln. Gränzen hat daher die ärztliche [illegible] und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? [illegible] es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene [illegible] und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und [illegible] stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann [illegible] doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. [illegible] will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer [illegible], wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man [illegible] dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und [illegible] neue, wenn sie erschlaffen. Aber auch das, was wir

uf ward der mediceischen Partei die Balia erneuert, und die Medici
vurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr
inzelne Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. Zu
roßer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der
Balia diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, fast immer
ettlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine ver-
annten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bän-
igen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Me-
ici (denn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch
ie Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano,
inen neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt.
Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pi-
a, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach
en Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der
ach manchem fehlgeschlagenen Versuche endlich am 26sten April 1478
n der Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung
es Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Ver-
chworne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich
ewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem
Sturz büßen. **Lorenzo**, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in
em Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, führ-
e solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßi-
ung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswür-
igem, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf.
Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen
ie feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu de-
ken; dann gewann er, persönlich nach Neapel gereis't, diesen König,
einen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde
und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Pap-
tes und der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine
weisen Maßregeln, durch seine so redliche als kluge Politik die Haupt-
nächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen
Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohl-
tands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den
ie fürstenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder un-
eschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese
Unglücksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er
eim öffentlichen Schatze oft große Summen hatte borgen müssen, so
and er sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im
Stande, weitläuftige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur
iese mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit
errlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine
Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch ge-
chmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit
en geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkon-
ylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen
en großen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einla-
ung nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Er
ermehrte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche me-
iceische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Kün-
e in einem mit alten Statüen und trefflichen Gemählden ausgeschmück-
en Palast. Man kann dreist behaupten, sagt Fiorello, daß alle, die sich
 diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben ha-
en, unter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch

Lorenzo der Prächtige genannt. (Vgl. Fabronii vita Laurentii Medicis, Pisa 1784. 2 Voll. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo ꝛc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797.) Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezana, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medicis und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es ihnen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer ersticken sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm seine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carls V. despotische Hand ein, und sein Machtwort beförderte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen seyn, die Strozzi, Erbfeinde

mehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesäet. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzengewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Bestechung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand. Diese rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten, unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesen klug im Zaum zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balìa) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balìa abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wohl früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so prekäre Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in

seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulus, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen. Denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsamer Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit kummervollen Aussichten in die Zukunft (1464); denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein andrer Sohn Piero schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten hatten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer beredten Rede seine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keineswegs verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich dar-

schaft wird, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein fürstlicher Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört: dann dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der Fall bei dem erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu ihrem Aussterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge des mediceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen, wenn gleich nicht so hoch gestiegnen, deutschen republikanischen Geschlechtes, der Fugger zu Augsburg. Die *Mediceer* erscheinen, da wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfange des 14ten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als unlängst nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden sah, schloß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst genannt, wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen. Wie dem sey, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie in Corso's Unglück nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an unter den Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz konstituirten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlangten Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente, und unter andern den *Johann* von Medici, der Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt wurde; aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien, wollte, daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erscheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten Beistands, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen wurden, von welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen waren, und, dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um diese Zeit war *Alamanno* dei Medici das Haupt seines Geschlechts. In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Schikane der Ammonizionen zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, *Bartolomeo*, ließ sich sogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini in eine Verschwörung gegen die albizzische Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder *Salvestro*, welcher Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte,

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehn, das zu dem seitdem immer gestiegnen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtlichkeit nicht schützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei Medici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittlung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zurückzukehren, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beistand, und mußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; viel-

Mazzuchelli (Johann Maria), aus einem gräflichen Geschlechte, 1707 zu Brescia geboren und eben daselbst im J. 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literarhistoriker Italiens. Außer mehrern einzelnen mit der musterhaftesten Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien, des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrerer andern) hat er in seinem italienischen Schriftstellerlexicon (gli scrittori d'Italia, cioé notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia, 1753—63, 6 Bde. in Fol.) ein unvergängliches Denkmal seines unermeßlichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich von den ihm gelieferten Notizen nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt (man vergl. z. B. den Artikel Boccaccio), und so umfassend, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsonnirendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761, 1763 2 Bde. Fol.) ist ein treffliches Werk. A—z.

Mecca. Diese berühmte, volkreiche und mit schönen Häusern versehene Stadt liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen. Sie ist eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Sie ist der Geburtsort Mahomets, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben Mecca zu besuchen. Diejenigen, welche die Reise nicht selbst machen wollen oder können, schicken Andre statt ihrer. Zu Mecca befindet sich die heilige Kaaba, ein altes arabisches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Erdichtung der Mahometaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden seyn. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrimme berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur zwei Mal geöffnet. Von außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchen Sprüche aus dem Coran mit Golde eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinse u. s. w. gewidmet sind. Nicht-Mahometaner dürfen sich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mahomets ist und der Sherif von Mecca heißt. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, setzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht wählen), schickt Cadi's oder

Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Besatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François André), Mitglied des Instituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wissenschaften, war geb. zu Laon im J. 1744. Er ließ sich 1772 zu Paris nieder, wo er sich zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finsterniß, die er am 11ten April zu Versailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angestellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommnung der Karten. Er entdeckte und berechnete mehrere Cometen. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie auf den Cometen von 1661, dessen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgesetzten Preis. Er wurde noch in demselben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die Connaissance des temps wurde jährlich mit seinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridiansausmessung von Dünkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reis'te aber 1803 wieder ab, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Ueber dieser Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, welches jährlich an der Küste von Valencia herrscht. Seine und Delambre's Beobachtungen sind auf Befehl des Instituts 1800 zu Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain seine Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la déclinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamstead, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles, Paris 1791.

Mechānik, im weitern Sinne, ist die Wissenschaft, welche von der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken, so wie von den dazu anzuwendenden Maschinen. Sie ist ein Zweig der angewandten Mathematik (siehe diesen Art.), und umfaßt mehrere einzelne Wissenschaften, z. B. die Phoronomie, Statik, Hydrostatik, Aërostatik oder Aërometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. s. w. Im engern Sinne versteht man unter Mechanik die Lehre von der Bewegung fester Körper; und nennt einen Mechānikus einen Künstler, der sich mit der Verfertigung mathematischer und physikalischer Werkzeuge beschäftigt.

Mechanisch. Mechanische Künste. Mechanische Werkzeuge oder Instrumente. Mechanisch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anstoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (s. d. Art. Maschine). Man setzt daher das Mechanische auch dem Dynamischen und dem Organischen entgegen. Mechanische Künste sind solche, deren Erzeugnisse nicht auf freier Thätigkeit der Phantasie beruhen (s. Kunst, Künste), sondern hauptsächlich dem Verstand und der äußern Fertigkeit ihren Ursprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem physischen Bedürfnisse dienen, insbesondere die Hervorbringung mechanischer Werkzeuge bezwecken. Letztere sind solche Kunstprodukte, welche nach mathematischen und physikalischen Gesetzen zu gewissen Zwecken verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßstäbe, Luftpumpen, musikalische Instrumente u. s. w; insbesondere aber Maschinen im eigentlichen Sinne, d. i. künstlich zusammengesetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maschine als solcher.

Mecheln, eine schöne Stadt mit breiten Gassen und vielen ansehnlichen Palästen in dem ehemaligen österreichischen Brabant an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen. So lange sie zu Frank-

reich gehörte, war sie der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Deux Nettes. Die Volkszahl, welche sich im J. 1785 auf 26,000 Seelen belief, war bis 1802 auf 16,612 herabgesunken. Der Erzbischof führte den Titel als Primas der Niederlande. Seit 1801 erhielt sein erzbischöflicher Sprengel noch größere Ausdehnung, denn er umfaßte außer den ehemaligen Niederlanden auch die vier Rheindepartements, und es gehörten zu demselben die Bisthümer Namur, Tournay, Achen, Trier, Gent, Lüttich und Maynz. Bekannt ist der Erzbischof de Pradt (s. d. Art.). Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und schöne Markt, das Zeughaus, das Rathhaus, die erzbischöfliche Kirche, das ehemalige Franciskanerkloster, der große Beguinenhof, das alte Palais u. s. w. Man verfertigt hier die besten brabanter Spitzen und Leinwand, ingleichen Damastzeuge, Hüte und sehr gutes Bier. Bei hoher Fluth können schwer beladne Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker (vielleicht zwei Künstler, Vater und Sohn, unter einem und demselben Namen), Goldschmid und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewissen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meister er den frühsten Unterricht in der Zeichnung und Kupferstecherkunst genossen hat, so läßt sich doch aus seiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk gewesen sey. Ueberhaupt sind seine genauern Lebensumstände fast gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er sich späterhin nach Bocholt wendete, und um das Jahr 1503 daselbst verstorben ist. Eben so ungewiß bleibt es, ob er sich je mit der Mahlerei selbst beschäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemählde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in seinem Aufenthaltsort für die seinigen ausgiebt, wirklich von seiner Hand herrühren. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen unbeholfenen Geschmacks, so wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schön, so interessant machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück, und sind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und wegen der Geschichte der Kunst, schätzbar. BC.

Mecheln (Christian von), geboren zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst zu Nürnberg bei Heumann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augeburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unsers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen, auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten, Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und wurde sogar nach seiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Raths aufgenommen. Auf seiner im J. 1765 von da aus angetretenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitglied auf, und bei seinem spätern Aufenthalt in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, errichtete er selbst die erste Kunsthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen- und Kupfer-

stecherschule. Mit Hülfe seiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Catalog der düsseldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meistern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum churpfälzischen Hofkupferstecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Ordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Catalog jener Gallerie heraus, und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wendete er sich 1803 nach Berlin, wo er im Jahr 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort sich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beschäftigt.

Mecklenburg, s. Meklenburg.

Medaille, Medailleur, Medaille. Unter dem Worte Medaille versteht man eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu bestimmt ist, das Andenken an irgend einen besondern Vorfall oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt zu bringen. Durch diesen Zweck unterscheidet sich hauptsächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbestimmung ist, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu seyn. Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Indem wir in Hinsicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel: Münzen, verweisen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbesondere bei. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlicher werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldnen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklius; unter den neuern alle von dieser Zeit auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle großer und vornehmer Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte rc. geprägte Medaillen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldne Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Sestertius an Umfang übertreffen. Diese letzteren zeigen die größte Mannichfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griechische Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannigfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem dritten Jahrhundert nach Christo ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe tausend Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht später geschlagen worden sind, ist noch ungewiß. Im 14ten Jahrhundert findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Mahler aus St. Vic-

lio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von Andern, wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der sich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianischen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431 — 1484) arbeitete, ist der erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Varin (1604 — 1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künstler, welcher Medaillen entweder bloß verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erste englische Denkmünze ließ im Jahre 1480 ein englischer Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit Wiederherstellung der Wissenschaften hält, und welche auf den 1415 zu Costnitz verbrannten Huß geschlagen worden, nicht später geprägt sey, scheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen, und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren bereitet wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne; die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemählde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halse oder auf dem Busen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden Medailleurs und Graveurs sind Abrahamson und Loos. — Sammlungen von Medaillen, oder Medaillenkabinette findet man an Höfen großer Herren und im Besitz reicher Privatpersonen. Zum Kauf und Verkauf derselben aber gehört nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth bestimmt, sondern auch gründliche geschichtliche und diplomatische Kenntnisse; denn viele Medaillen sind unächt und Hohlmünzen. Um gründliche Kenntnisse hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik (s. d. Art.) überhaupt studiren. Vorzüglich gehören hieher T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romaines, Paris 1806 etc. 4 Bde. 8.; Köhlers Münzbelustigungen ꝛc.; Lochners Medaillensammlung und Joachims neueröffnetes Münzcabinet u. a. (Vgl. d. Art. Münzen und Stempelschneidekunst.) Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeetes von Colchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern Hecate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward sie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d. Art.), für den sie, als er die Kinder des Phryxus und ihrer Schwester Chalciope nach Colchis zurückbrachte, die zärtlichste Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, schwur ihm Beistand durch ihre Kunst in allen Gefahren und folgte ihm in seine Heimath, wo sie den Pelias, der des Jason Vater vertrieben hatte, ermordete und diesen wieder auf den Thron setzte. Nach des Vaters Tode ging Jason, das väterliche Reich dem Acastus überlassend,

mit ihr nach Corinth und verlebte zehn Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Creon, Glauke oder Kreusa eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verstieß. Nach andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin genommen habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie sandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeschenk, welches, als sie es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, so daß sie des qualvollsten Todes starb. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldne Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenke bringen. Creons Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach Andern zum Könige Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier wurde sie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und wurde von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichter gewesen, besonders der tragischen. Des Aeschylos Tragödie dieses Namens ist verloren, so auch des Sophokles Kolchides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda, und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Media, s. Medien.

Mediante in der Musik die Terze des Grundtons, aus welchem ein Tonstück geht, weil sie zwischen Grundton und Quinte mitten inne liegt.

Mediatisirte Fürsten (vgl. Rheinbund). Der westphälische Friede führte in das deutsche Staatsrecht den Begriff der Säcularisation ein, welchem der lüneviller Vertrag seine Vollendung gab; der presburger Friede bereitete auf den Rheinbund vor, welcher das deutsche Reich auflöste, und als Ziel, Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des tausendjährigen Reichsverbandes die Mediatisirung erfand. Napoleon gab nicht allein die Unterthanen der Rheinbundesglieder der Souverainetät dieser Fürsten zu freier Verfügung hin, sondern unterwarf auch von Paris aus, den 12ten Juli 1806, Fürsten, die an Gebiet, Menschen, Einnahme und Ansehn weit über einzelnen Bundesgliedern standen, der Oberhoheit dieser Souveräne. Man kannte vorher im deutschen Staatsrechte den Unterschied zwischen reichsmittelbar und reichsunmittelbar. Die unmittelbaren Geschlechter und deren Besitzungen standen unter Kaiser und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwischen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, für ihre Person und ihre Güter unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgesetzen diese politische, allein der Majestät des Reichs untergeordnete Selbstständigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vasallen des Reichs der Vasall eines andern Reichsvasallen werden. Napoleon handelte im entgegengesetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveraine an; während andere, die mit demselben Rechte, wie jene, Landesherrn waren, und sich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbar-

keit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geschah, ohne sie zu hören und ohne sie zu entschädigen, im tiefsten Frieden, ohne lauten Widerspruch der öffentlichen Meinung. So wurden mediatisirt (d. i. der Oberhoheit eines andern Fürsten unterworfen) die fürstlich öttingenschen Besitzungen, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern; die fürstlich fürstenbergischen, 30 Quadratmeilen mit 74,000 Einwohnern; die fürstlich leiningenschen 27 1/2 Quadratmeilen mit 83,000 Einwohnern; die fürstlich hohenloheschen 33 Quadratmeilen mit 100,000 Einwohnern; selbst der Fürst von Nassau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 Quadratmeilen mit 248,000 Einwohnern besaß, wurde ohne Weiteres mediatisirt, und der größte Theil seiner Besitzungen unter die Landeshoheit des Großherzogs von Berg gegeben. Auch zwei der noch übrig gebliebnen freien Reichsstädte traf dieses Loos: Nürnberg kam an Bayern, Frankfurt an den Fürsten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, besaß die schwäbische Reichsritterschaft 65 Quadratmeilen, 150,000 Einwohner; die fränkische Reichsritterschaft 76 Quadratmeilen, 190,000 Einwohner; die noch vorhandene rheinische Reichsritterschaft 12 Quadratmeilen, 25,000 Einwohner; der Fürst von Thurn und Taxis 18 Quadratmeilen, 40,000 Einwohner; die Fürsten und Grafen Löwenstein 26 Quadratmeilen, 58,000 Einwohner; die Grafen von Bentheim 32 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner; die Grafen von Salm (Horstmar) 30 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner. Außer den genannten wurden noch mediatisirt: das Johanniter-Fürstenthum Heitersheim, der Fürst von Schwarzenberg, die Grafen von Castell, die Fürsten und Grafen Fugger, die Fürsten und Grafen von Truchses-Waldburg, von Königsegg, die Grafen von Metternich, Fürst von Salm Reiferscheid, Graf von Walmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Wied-Runkel, der Fürst von Wied-Neuwied u. A. m., so daß die sämmtlichen durch den Rheinbund mediatisirten Länder ein Areal von 547 Quadratmeilen mit 1,385 000 Einwohnern, oder nach den in Wien übergebnen Listen eine Masse von 1 Million und 400,000 Einwohnern enthalten, wovon 42 Quadratmeilen mit 156,000 Einwohnern zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim, das Uebrige aber altfürstlichen oder gräflichen Häusern gehört. Unter den Souveränen, welche über mediatisirte Häuser die Hoheit erhielten, waren am reichlichsten bedacht: Berg, Württemberg, Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau. Es ist wahr, einige Souveräne räumten ihren ehemaligen Reichsmitständen und nunmehrigen Vasallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten sie zum Theil als Standesherren; allein desto drückender war ihr Staatsverhältniß in Hinsicht auf Steuerpflichtigkeit, Militärdienst und Hofordnung. Die unterdrückten Häuser mußten sich in ihr Schicksal fügen. Als aber im J. 1813 der Rheinbund aufgelös't und im pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung stand, aufgehoben war, wandten sich die mediatisirten Häuser an den Congreß in Wien, und suchten um die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derselben, die aus dem Fürsten von Wied-Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürstenberg und der Fürstin Vormünderin von Fürstenberg bestand, hatte den 22sten Octbr. 1814 beim Kayser von Oesterreich Audienz. Die Fürstin führte das Wort, und

erhielt vom Kaiser Franz die Versicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Foderungen thätig seyn wolle. Indeß so augenscheinlich das den mediatisirten Fürsten widerfahrne Unrecht ist, und so viel Theilnahme auch die ersten deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, den mediatisirten Häusern beweisen, so scheint doch jene Wiedereinsetzung nicht ausführbar, da eines Theils die alte Form des Reichs nicht wiederhergestellt werden kann, indem die neue Gestaltung Deutschlands nach einem höhern politischen Gesichtspunkte, der jede Zerstückelung der Einheit des Ganzen durch Vielherrschaft ausschließt, entworfen werden soll, und die allgemeine Wohlfahrt des deutschen Bundes zunächst auf der Kraft einiger wenigen mächtigen Schutzstaaten beruht; auch wenn die alte Vielherrschaft der deutschen Dynasten wieder hergestellt werden sollte, sämmtliche freie Reichsstädte mit gleichem Rechte dasselbe verlangen könnten, durch welche Zerstückelung der Macht die Sicherheit Deutschlands mehr als je gefährdet seyn würde; andern Theils aber durch frühere Verträge mit mehreren in den Bund gegen Frankreich aufgenommenen Rheinbundesfürsten ihr voller Länderbesitz ihnen gewährleistet worden ist. Gleichwohl wird man auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen den Mediatisirten einigen Ersatz zu verschaffen suchen. Sie selbst haben durch eine an die Fürsten von Metternich und von Hardenberg gerichtete Note ihre ehemaligen Gerechtsame wieder in Anspruch genommen, und den Wunsch erklärt, daß ihnen Mitwirkung bei den Berathungen über die Verfassung gestattet, der bisherige gefährliche Zwischenzustand aufgehoben, ein Bundesgericht hergestellt und die erbliche Kaiserwürde dem Hause Oesterreich übertragen werde. Zwei mediatisirte Fürsten, der Erbprinz von Solms und der Fürst von Wied-Neuwied, haben überdies in einer Note vom 27sten December 1814 gegen die vom Hause Nassau im September 1814 aufgerichtete landständische Verfassung, nach welcher sie als Unterthanen des Hauses Nassau erbliches Sitz- und Stimmrecht auf der adeligen Bank der Stände haben sollten, ausdrücklich in Wien protestirt, und gegen jedes Unterthanenverhältniß zu dem Hause Nassau aufs feierlichste sich verwahrt. Die Entscheidung dieser Angelegenheit wird ein Hauptgegenstand des nun (1816) eröffneten Bundestages seyn. K.

Mediatstädte, mittelbare Städte, sind solche, welche keine eigene Gerichtsbarkeit haben, sondern unter Aemtern oder unter anderer Herrschaft stehen, im Gegensatz von **Immediatstädten**. — **Mediatstände**, in der ehemaligen Reichsverfassung **mittelbare Reichsstände** (s. d. vor. Art.), ebenfalls entgegengesetzt den Immediatständen, oder **reichsunmittelbaren** Ständen. — **Mediatstifter**, welche als Vasallen einer fremden Oberhoheit unterworfen waren.

Mediceer, Medici. Nicht eben selten ist es, Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu sehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehn. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und ital. Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst solche Häuser eben so schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte im Flor erhält, unter stetem Wechsel einander verschlingender Parteien immer oben aufschwimmend, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmälig zur Alleinherr-

rd, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein
r Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört: dann
vir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Rei-
Klugheit und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein sol-
us so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der
dem erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge
ie Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die
n ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu
usſterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge
ceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen,
zich nicht so hoch gestiegnen, deutschen republikanischen Ge-
s, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen, da
n der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfan-
4ten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als
nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Dona-
Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die
aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden,
ptern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden
oß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Fa-
us dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst ge-
wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von
die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen.
t sey, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie in Corso's
nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an un-
Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz
rten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walthers
enne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlang-
alt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente,
r andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Pi-
ht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die
ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Ver-
ng gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt
aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien,
daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu er-
diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als
ie Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach,
ie Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen
tets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertrei-
Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten
s, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen
von welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen waren, und,
ten Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich
, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die
riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben.
r Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Ge-
In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz
m durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und
Schikane der Ammonizionen zerrüttet wurde, hielten die Me-
it den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bar-
o, ließ sich sogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico
in eine Verschwörung gegen die albizzische Partei ein, entging
deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen
durch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, wel-
gistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte,

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehn, das zu dem seitdem immer gestiegnen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtlichkeit nicht schützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei Medici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittlung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zurückzukehren, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beistand, und mußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; viel-

mehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesäet. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzengewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Bestechung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand. Diese rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten, unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesen klug im Zaum zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balìa) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balìa abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wohl früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so precäre Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in

seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulus, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen. Denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsamer Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit kummervollen Aussichten in die Zukunft (1464); denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein andrer Sohn Piero schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten hatten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer beredten Rede seine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich dar-

auf ward der mediceischen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. Zu großer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balia diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, fast immer bettlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchem fehlgeschlagenen Versuche endlich am 26sten April 1478 in der Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem Sturz büßen. L o r e n z o, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in dem Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, persönlich nach Neapel gereist, diesen König, seinen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine weisen Maßregeln, durch seine so redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürstenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese Unglücksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er beim öffentlichen Schatze oft große Summen hatte borgen müssen, so fand er sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im Stande, weitläuftige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur diese mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch geschmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche mediceische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste in einem mit alten Statüen und trefflichen Gemählden ausgeschmückten Palast. Man kann dreist behaupten, sagt Fiorello, daß alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, unter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch

Lorenzo der Prächtige genannt. (Vgl. Fabronii vita Laurentii Medicis, Pisa 1784. 2 Voll. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo ꝛc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797.) Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezana, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medicis und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es ihnen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer ersticken sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), führte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm seine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carls V. despotische Hand ein, und sein Machtwort beförderte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen seyn, die Strozzi, Erbfeinde

Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des le-
hen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen
, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und
iler von Alterthümern und Gemählden, auch stiftete er die große
llung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fort-
d die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Präch-
efand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentini-
nd der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe
panier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch
e andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er
m Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana
(1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch pro-
Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem,
Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes
stätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war
ühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Va-
t, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der
lik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die
lin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig
edici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbne, den Han-
fgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen
r, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, eben-
in großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosi-
I. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die
and jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Flo-
ünste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran so-
ls an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen
e zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man
die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts.
anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II.
, der 1621 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam.
nd seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch
päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staats-
tung, und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Vä-
ch ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine
schaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen
Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Scha-
ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein mönchisch erzogner
len Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., drei-
ßig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem
a durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller
n des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum
für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der
ines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wieder-
ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen
ung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens
zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz
n, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nach-
iser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Ga-
der verwittweten Churfürstin von der Pfalz, der letzten des medi-
t Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämmtliche Allo-
er ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Al-
ner, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesam-
an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, mach-

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, s. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem blos empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzweckes beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Katarrhalfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein zerstörendes Uebel sich verwandeln. Gränzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und wäre es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Ideale höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man es doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Denn wer will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer hat sie gemessen, wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man die Erreichung dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erregt sie aufs neue, wenn sie erschlaffen. Aber auch das, was wir

bis jetzt in der Medicin erkannt haben, ist des Namens einer Wissenschaft wohl schon werth; nicht minder würde der Arzt, der sich für keinen Künstler hält, oder, daß die Medicin eine Kunst sey, nicht anerkennen will, sich selbst zum Handwerker erniedrigen. Wissenschaft und Kunst soll und will die Medicin seyn, und wer auf die eine oder die andre ausschließlich reflectirt, der wird allemal nur einseitig seyn, ja er wird auch in dieser Einseitigkeit weder den einen noch den andern Zweck erreichen können. Wer blos praktischer Arzt seyn will, blos auf den Kunstzweck hinarbeitet, wird eben so wenig ein wahrer Heilkünstler werden, als der, welcher sich blos mit der Theorie (wie man sich ausdrückt) beschäftigt, und kein praktischer Arzt ist oder war, ein tiefer Wissenschaftsforscher seyn oder werden kann. Aber Wissen und Handeln müssen ja immer im Leben wechselseitig in einander eingreifen, so auch hier. — Wir kommen zur Betrachtung des Gegenstandes der Medicin, in so fern sie Wissenschaft, und ihres Zweckes, in so fern sie Kunst ist. Daß beide äußere seyn müssen, d. h. in den Begriffen von Wissenschaft und Kunst selbst nicht liegen können, leuchtet ein; denn es würde ja sonst eine Wissenschaftslehre (Philosophie) oder Kunstlehre, erhalten werden. — Gewöhnlich aber wird ihr Gegenstand und Zweck in die Heilung von Krankheiten gesetzt und es scheuen sich einige sogar die Verhütung von Krankheiten dazuzufügen. — Offenbar zu eng, wie der Sprachgebrauch schon darthut, der nicht nur die Verhütung von Krankheiten für einen Zweck der Medicin hält, sondern auch mehrere Wissenschaften, die zunächst nichts mit der Heilung oder Verhütung andrer Krankheiten zu schaffen haben, die Physiologie, Anatomie u. a. zu den medicinischen Wissenschaften rechnet. Und es scheint in diesem Falle der Sprachgebrauch Recht zu haben, indem er sich, wie er oft thut, auf dunkle zwar, aber darum nicht minder wahre Begriffe stützt. Mit Recht nämlich fodert man von dem Principe einer Wissenschaft, daß es von dem Standpunkte der Wissenschaft aus, der es zum Grunde liegt, in allen seinen Theilen und Richtungen erkennbar sey, und daß es eines andern Princips nicht bedürfe, von dem es abgeleitet werde. Im Gegentheil würde ja eben jener andre Begriff, von welchem es abgeleitet wird, auch zu der Wissenschaft gehören und zu derselben gehörig in seinen verschiednen Richtungen zu verfolgen seyn, und so würde man fort generalisiren müssen, bis man einen Begriff erhalte, der in sich selbst zurückkehrt, durch sich selbst erklärbar ist. So geschieht es auch in der Medicin; Gesundheit, Krankheit und Heilung sind die Begriffe, die sich uns zunächst als Gegenstände der Medicin ankündigen, aber keiner ist aus sich selbst zu erkennen, auch sind sie nicht von einander abzuleiten, sie bestehen nebeneinander und müssen von etwas Höherem, Allgemeinern abgeleitet werden, dies aber ist die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieser Idee vorgedrungen, die alle Prädicate eines wissenschaftlichen Princips hat, so wird dieselbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müssen, und es erweitert sich dadurch das Feld der Medicin um ein sehr bedeutendes. Jedoch haben nicht alle Aeußerungen des Lebens ein gleiches Interesse für die Medicin, sie läßt manche bei Seite liegen und verfolgt vorzugsweise nur die Lebensrichtung, die sich auf irgend ein besondres Individuum oder eine Classe von Individuen bezieht, auf die nämlich, auf welche die Medicin als Kunst wirken will. Und so ist das, was oben als Gegenstand der Medicin als Wissenschaft ausgesprochen wurde, gerechtfertigt. Was aber für diese als Idee erschien, das wird für die Kunst Ideal, und sie bemüht

sich, selbiges zu verwirklichen; ihr Zweck ist es, wie wir oben sagten, das Leben in seinem vollkommensten Zustande, in der Aeußerungsweise, die uns die beste, die wünschenswertheste zu seyn scheint, zu erhalten oder in dieselbe zurückzuführen. Allerdings handeln wir ganz in menschlicher Subjectivität befangen, wenn wir die Idee von größerer oder geringerer Vollkommenheit auf das Leben und seine Zustände übertragen, auf das Leben, das sich eigentlich immer auf gleich vollkommene Weise äußert. Allein es kann der Mensch aus dieser Schranke nicht heraus, und so genüge es mir, sie angedeutet zu haben. — Soll diese Zusammensetzung von Wissenschaft und Kunst, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden, so müssen alle Geisteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit gesetzt werden, und wer hierin eine ausschließen will, der thut dasselbe, was derjenige thut, der sich entweder die Ohren oder die Nase verstopft und doch glaubt, er könne noch von allen sinnlichen Merkmalen Notiz haben. Zuerst aber tritt die sinnliche Thätigkeit auf, und bemerkt eine zahllose Menge bunt sich durchkreuzender Gegenstände der mannigfaltigsten Art. Sie sollen aber nicht bei einer bloßen Wahrnehmung stehen bleiben, sie sollen die Beobachtung begründen, welche dann entsteht, wenn der Verstand die Aufmerksamkeit der Sinne fesselt und ihr eine bestimmte Richtung gibt. Hier tritt Freiheit und Willkühr schon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer es beobachtet, der sucht Erscheinungen, vermuthet in denselben schon etwas Höheres, und strebt die Verbindung von Erscheinungen nachzuweisen. Die Beobachtung ist auch als die wahre Grundlage der Medicin anzusehen, die fort und fort die Kunst und Wissenschaft bereichert, wenn sie von der rechten Art, d. h. wenn sie vernünftig ist, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder seine Richtung allzufest bestimmt. Wer dahin kommt zu sehen, was er will, — ein Fehler, in welchen man gar leicht verfallen kann — der ist für die Beobachtung verloren und treibt sich ohne Standpunkt in der Luft herum. — Sind eine Menge von Beobachtungen gesammelt und angehäuft, dann begnügt sich der Verstand nicht mehr mit dem bloßen Einflusse auf die Beobachtung, er sucht Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe, und wendet sie auf die beobachteten Erscheinungen wieder an; er wagt es, für die Erscheinungen Gesetze aufzustellen, nach denen sie sich richten sollen. Abstraction und Reflexion erheben ihr Haupt, und sind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer aufs Neue erregt wird. Es überschreitet aber der Verstand seine Schranken, wenn irgend einer der abstracten Begriffe zur Erklärung des Ganzen gebraucht wird; woraus Einseitigkeit entsteht. Denn es ist die höchste Einheit, die alle Seiten in sich faßt, nicht Eigenthum des Verstandes, und es werden nun die Erscheinungen entweder in das Princip hineingezwängt oder als nicht existirend ganz mit Stillschweigen übergangen; die Wissenschaft selbst erstarrt in der Form und ihr Princip ist nur in der Willkühr gegründet. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend, und sie weiset zuerst den Verstand in seine Schranken zurück. Aus der Vernunft entspringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles einzelne so begründen, daß etwas sie weiter begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erscheint als ein Ganzes, weil sie in sich selbst begründet sind und aus sich selbst entstehen; die äußern Dinge können sie erwecken und zum

Bewußtseyn bringen, sie mußten aber schon da seyn, um erweckt werden zu können. Arm ist das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wissenschaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wissenschaft, daß der Verstand auf sie reflectirt, sie von den übrigen absondert, und sie deducirt. Daß für die medicinische Wissenschaft die Idee des Lebens die durchzuführende sey, ist schon gesagt worden; und eben indem der Verstand auf diese reflectirt, sie deducirt und sie über die Brücke seiner Abstractionen auf die einzelnen Phänomene überträgt, entsteht die Wissenschaft der Medicin, und indem das, was wir praktische Vernunft nennen, die Idee zu realisiren bemüht ist, entsteht die Kunst derselben. — Bei dieser Verschiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weise bearbeitet wurde; und ein jeder ist auch jetzt noch geneigt, in der Hauptansicht derselben sich nach seiner Individualität zu richten. Bald aber wird der sinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abstracten Begriffen des Verstandes (Dogmatismus, Eklekticismus, Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalism) die Oberherrschaft eingeräumt. — a) Der Empirismus bleibt in seinem rohesten Zustande blos bei der Erscheinung stehen und ist wohl gar bisweilen frech genug, zu behaupten, man könne nicht weiter, man solle nichts anders, als sehen, und nach dem Gesehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder selbst beobachtet hat, daß sie in ähnlichen Fällen genützt haben; er gibt sie, ohne weitere Betrachtungen anzustellen, und ohne andre Gründe zu haben. Es ist freilich Schade, daß auch jetzt noch der beste Heilkünstler bisweilen noch empirisch verfahren muß, dieser aber bleibt dabei nicht stehen, und geht weiter. Sieht sich der Empirismus als untergeordnet unter den Verstand, dann wird er der geläuterte genannt, dieser stützt sich in seinem bessern Zustande auf den Begriff der Causalität, als welcher zur Unterscheidung der Phänomene gebraucht wird; so werden die Heilungsversuche schon mehr begründet und individualisirt, die Gründe, dieses oder jenes Mittel anzuwenden, schon näher bestimmt. Aber des Menschen und seiner Intelligenz vollkommen würdig, wird erst dann der Empirismus, wenn er sich auch unter Controlle der Vernunft stellt (Der rationelle Empirismus); denn so erst wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verstand ohnfehlbar Veranlassung gibt, und so wird sie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verstandes immer getrübt und gestört wird. Der rationelle Empiriker nur schätzt die Beobachtung, aber überschätzt sie nicht; er sieht, aber er sieht nicht, wie das Thier, sondern wie ein Mensch, er sieht in den Erscheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erscheinung erst Erscheinung, da sie von dem rohen Empiriker für die Substanz gehalten wurde, der blos geläuterte, verständige Empiriker verliert alle Substanz, nicht so der rationelle. b) Eben so wie der Empirismus, erscheint auch die Verstandesansicht der Medicin unter drei Gestalten; am reinsten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abstracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abstraction von derselben gewonnen seyn, oder er mag blos hypothetisch vorausgesetzt werden, irgend ein Abstractum wird als Princip hingestellt, damit von demselben die einzelnen Erscheinungen abgeleitet, und aus demselben, wie man sagt, erklärt werden. So entstanden die Systeme der Medicin, die sich vervielfältigten, weil verschiedne Begriffe so gehand-

habt werden können, und von denen doch eins das andre auszuschliessen und zu verdrängen bestrebt ist, weil der Verstand es nicht begreifen kann, wie sie neben einander bestehen können, und die endlich in ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus, die Verwechselung der Ursache mit der Wirkung so leicht zuläßt. So wie aber die Erscheinungen auf die drei Classen der mechanischen, chemischen und dynamischen reducirt werden, so zerfallen auch die ärztlichen Systeme in mechanische, chemische und dynamische. — Die mechanische Ansicht des Organismus bildete sich am reinsten, aber auch am einseitigsten in dem Systeme der Jatromathematiker aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch Descartes Philosophie veranlaßt wurde, und von Keill, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. a. bearbeitet wurde. Diese suchten durch mathematische Berechnungen und durch die äußere Gestalt der Organe die gesunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserscheinungen in die festen Theile verweist und die Säfte für den Organismus nur als etwas äußeres hinstellt, herrscht die mechanische Ansicht noch vor, wenn auch von den Solidartheoretikern zum Theil andere Principien zur Hülfe genommen wurden. Unter den festen Theilen sollten es endlich die Nerven vorzüglich seyn, die alle Lebenserscheinungen bewirken, doch schließt sich die daraus hervorgehende Nerventheorie schon an die dynamische Ansicht des Organism an. Dieser zufolge sind es Kräfte, zu denen man nicht selten die Eigenschaften der Materie erhob, und unter welchen man diese oder jene Aeußerung des Lebens, als Ursache gedacht, verstand; Kräfte sind es, die alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker nahmen beinahe so viel Kräfte an, als es Funktionen gibt, und diese wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen sollte. — Bald war es auch die Seele, die alles im Körper hervorbringe, bald ein räthselhaftes Wesen, Archeus genannt, das die Stelle der später aufgestellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Consequenz, aber auch in der unbefriedigendsten Einseitigkeit wurde endlich von J. Brown in den neuesten Zeiten diese dynamische Ansicht des Organism durchgeführt. In allen auf solchem Grunde gebauten Systemen aber blieb das Körperliche des Organism unberührt. Nachdem in den neuesten Zeiten die Chemie große Fortschritte gemacht hatte, so suchte man diese zu benutzen, um die Mischung des Körpers zu erklären. Doch auch schon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organism aus verschiednen Stoffen zusammengesetzt sey, und manche von ihnen waren auch als hypothetische Ursachen aller Erscheinungen von ihm aufgestellt worden. Da nun aber alle Mischung in dem flüssigen Zustande vor sich geht, so räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den festen Theilen ein und es entstand so die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigsten Formen von Hippokrates bis auf unsre Zeiten aufgestellt worden ist. — Auf solche Weise nun entstanden im Verlauf von 2000 Jahren eine große Menge verschiedner Systeme. Wurde aber eins oder das andre an die Erfahrung gehalten, und in derselben unbefangen geprüft, so mußte sich jederzeit das doppelte Resultat ergeben, es sey durch das System nur ein Theil der Erscheinungen erklärt worden; und wer vorher einem Systeme gehuldigt hatte, und zu dieser Ueberzeugung kam, der behielt wohl das Gute und gab die größern Ansprüche des Systems auf. So entstand der Eklekticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie

die dogmatischen, durch den Verstand geschaffenen Systeme betrachtet und benuzt. — Höher aufstrebend erblicken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verstandes. Das Unbefriedigende jeder Wissenschaft, die in dem Verstande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, sich über dieselbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wissenschaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat sich unter den philosophischen Aerzten bisweilen, obwohl seltener, als jede andre Betrachtungsweise, gezeigt. c) Wohl hat sich in manchem Kopfe schon eine Vernunftansicht (Rationalism) der Naturwissenschaft und Medicin geregt; wohl öfter sind Ideen aus dem Schooße der Vernunft genommen, unter verschiednen Namen ausgesprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeschmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Worte und Bilde stehen, und erhoben sich nicht zu der Idee, zu dem, was bezeichnet werden sollte; oder man trug die Vernunftidee unmittelbar und nicht über die Brücke der Deduction und Abstraction auf die Erfahrung, die sich wohl fügen mußte, über, und stellte so religiöse und mystische Systeme auf, die noch nie auch nur um ein Haarbreit die Wissenschaft erweitert und bereichert haben; oder man begnügte sich wohl gar mit der erreichten Höhe und war stolz genug, nicht wieder herabzusteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die gepriesene Allseitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. Die alte und neue Zeit liefert Belege zu diesen Bemerkungen und fodert uns auf, auch gegen den zuweit gehenden Rationalism auf unsrer Hut zu seyn, und es geschieht dies nur, wenn wir dem Verstande und der Beobachtung ihre wohlbegründeten Rechte einräumen. Nur wo Beobachtung, Reflexion, Abstraction, Deduction und Construction sich durchdringen und wechselseitig unterstützen, nur da kann und wird auch die Wissenschaft und Kunst in ihrer ganzen Glorie prangen. — So ist denn die Wissenschaft und Kunst der Medicin seit mehr als 2000 Jahren bearbeitet worden und hat endlich eine solche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, diese in mehrere Theile oder Zweige, Doctrinen genannt, zu theilen. Es ist jetzt unser Geschäft, diese zu bestimmen, oder die Theile anzugeben, aus welchen die Medicin besteht. Ist diese nun aber, wie wir oben bestimmten, die Wissenschaft von der Idee des Lebens, so wird es die höchste Aufgabe für die Medicin seyn, diese Idee, auf welche alle ihre einzelnen Theile beruhen, zu bestimmen. Und es kann dies nicht genügend geschehen, ohne sie in ihrer größten Allgemeinheit, ja in ihrer Absolutheit aufzufassen. Dies aber zu thun ist die Aufgabe 1) der allgemeinen philosophischen Naturwissenschaft, die auch wohl Metaphysik der Natur, Naturphilosophie genannt wurde. Gott und die Natur, Thätigkeit und Seyn, Zeit und Raum, Kraft und Materie müssen hier ihre Betrachtung finden. In dieser Betrachtung werden die einzelnen Erscheinungen, die eben als Aeußerungen des Lebens erscheinen, begründet; diese selbst lassen sich auf mechanische, chemische und dynamische zurückbringen. Die beiden ersten Classen beziehen sich vorzugsweise auf den Raum (und zwar die mechanischen auf den äußern, die chemischen auf den innern Raum), die letztere auf die Zeit. Und es ist 2) die Physik der Betrachtung der mechanischen (Größe, Form, Gestalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit, Dimension, Undurchdringlichkeit) und der dynamischen (Bewegung, Cohäsion, Adhäsion, Schwere, Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus, Schall, Wärme, Licht) bestimmt; dahingegen 3) die Chemie die Mischung oder die sogenannten chemischen Erscheinungen betrachtet. Beide aber

können nur durch Beobachtung und das Mittel derselben, durch das Experiment die Erscheinungen selbst kennen lernen, beide sind daher als blos empirische Doctrinen der philosophischen Naturwissenschaft gewissermaßen entgegengesetzt, oder sie erscheinen vielmehr als die empirischen Theile derselben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müssen. — Es äußert sich aber das Urleben in verschiednen größern oder kleinern Kreisen, die zur Begründung verschiedner Doctrinen führen. In so fern seine Aeußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden, so erhalten wir 4) die Kosmologie (gewöhnlich Astronomie genannt) und Kosmogenie; von denen uns jene freilich nur zur Kenntniß der Gestirne, ihres Standes gegen einander, und ihrer Bewegung führt; diese aber besteht in bloßen Hypothesen und Ahndungen. Mehrere und mannichfaltigere Kenntnisse gewährt uns dagegen 5) die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner und unsrer Individualität näher liegt. Als Theile der erstern sind die Atmosphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgestellt worden: denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüssigen und Starren erscheinen uns die Theile der Erde. — Aber auf derselben und zwar auf der äußern Rinde derselben (Humus genannt, den man, als ein in sich geschlossenes Ganze gar wohl betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie sind in zwei große Classen, in die der Pflanzen und Thiere getrennt. 6) Die Phytologie (Botanik) betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und dessen Erscheinungen, die sich sämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derselben beziehen. Höher steigert sich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen genannt) die eigentlich thierischen, irritable nämlich und sensible beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, wird am besten mit dem Namen 7) der Zoologie belegt, und faßt die sogenannte anatomia und physiologia comparata und die Naturgeschichte oder äussere Beschreibung der Thiere, als Theile in sich. — Alle diese Wissenschaften sind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicin. Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch streng genommen nicht zu der Medicin und werden auch gewöhnlich nicht dahin gerechnet; sie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Uridee der Medicin, die Idee des Lebens treibt. Ist nun aber der Mensch das Individuum, an welchem die Medicin die Aeußerungen der Idee des Lebens erkennen will, ist er es, den sie, als Kunst, im vollkommensten Zustande erhalten will; so werden natürlich alle die Wissenschaften, die den Menschen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr stehen. So namentlich 8) die Anthropologie, die zwar verschieden, aber am besten wohl so bestimmt wird, daß sie die Eigenthümlichkeiten des Menschen und seine Verschiedenheit von den Thieren betrachte; 9) die Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menschen auf der Erde und die daher rührende Verschiedenheit der Racen handelt; 10) die Psychologie, die insbesondre die geistigen Lebenserscheinungen am Menschen kennen lehrt; 11) die Anatomie (s. d. Art.), welche die Gestalt und Lage der Organe durch ein künstliches Oeffnen des Leichnams entdeckt und in ihren einzelnen Theilen als Osteologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Neuro-

ogie die Nerven, als Adenologie die Drüsen beschreibt; 12) die rganische Physik, in welcher die mechanischen Erscheinungen des nenschlichen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Gestalt u. . w.; 13) die Anthropochemie, in welcher die Mischung der einelnen Theile gelehrt wird; und 14) die Physiologie, welche alle die enannten Erscheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dyamischen, die ihr Eigenthum sind, betrachtet und sie zugleich als Aeuserungen des Lebens erkennt, und dieses eben in ihnen allen nachzuweien hat. In dieser erkennen wir die Basis aller der Wissenschaften, ie im strengsten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die vir jetzt aufstellen wollen. Sie stützen sich aber auf den dreifachen Zuand, in welchem uns das Leben erscheint, auf die Gesundheit, Krankheit und Heilung. Die Wissenschaft nämlich von der Geundheit, ihrem Wesen, ihren ursächlichen Momenten oder Bedingunen und ihren Zeichen wird 15) Hygienie genannt oder 16) Diäetik, wenn aus jener Sätze abstrahirt und als Regeln des Verhalens hingestellt werden; so daß jene eine reinere Wissenschaft ist, diese ber auch einen Kunstzweck fördert. Besondre Modificationen der letzern gewähren: die Makrobiotik (s. d. Art.), Eubiotik, Polybiotik, Prophylaktik; 17) Pathologie, dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Wesen, ihrer Entstehungsart und ihren Erscheinunen genannt. Die Betrachtung der Entstehungsart der Krankheit wird wohl auch unter dem Namen der Pathogenie als eine besondre Doctrin ufgestellt, und wurde sonst etwas einseitig Aetiologie genannt, daingegen die Lehre von den Erscheinungen der Krankheit Symptomatoogie (besser vielleicht Phänomenologie) heißt. Aber es erscheint die Krankheit, obwohl sie ihrem Wesen nach nur eine ist, unter sehr manichfaltigen Gestalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen der auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18) die Nosologie andelt von diesen, ihren Ursachen und Symptomen, und ist insbesonre bemüht, durch Eintheilung aus diesem Mannichfaltigen ein Ganzes u bilden, ein sogenanntes nosologisches System aufzustellen. 19) Die athologische Anatomie gibt Kunde von den mechanischen und Structurveränderungen; 20) die pathologische Chemie, wenn ie einst existiren wird, von den Mischungsabweichungen der Theile in em krankhaften Zustande. — Aus der Aetiologie wird 21) die Anamnestik oder die Kunst, aus den vorhergegangenen Ursachen auf den geenwärtigen Zustand zu schließen, und aus der Symptomatologie 22) die Semiotik, Diagnostik, Prognostik. Die erste ist die Kunst, us den Symptomen auf den Krankheitszustand; die andere die Kunst, ei ähnlichen Symptomen auf eine verschiedne Krankheit zu schließen; nd die dritte endlich die Kunst, aus der Vergangenheit und Gegenvart einen zukünftigen Zustand, den Ausgang der Krankheit zu erraben. — 23) Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheit, . h. von dem Wesen, den Zeichen und den Ursachen der Heilung, und ie erhält, indem sie dies leistet, gewöhnlich noch das Beiwort der allemeinen Therapie; 24) die specielle Therapie handelt von en einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieser aber zur Seite ehend und mannichfaltig in sie eingreifend erblicken wir 25) die psyhische Heilkunde, die sich mit den Geistesstörungen und der Art nd Weise durch Einwirkung auf den Geist zur Heilung der Kranheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26) die Chirurgie, welche die echanischen Krankheiten und die Art und Weise, durch mechanische Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27) die arz-

stetricia, Accouchement, die die Erleichterung, Beförderung des Geburtsgeschäftes zum Zwecke hat. — Sehen wir nun aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, so erhalten wir 28) die materia medica, die den Begriff eines Arzneimittels vorausschickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenschaften und die Wirkungsart auf den Organism angibt; an diese schließt sich 29) die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren, und die zusammengesetzten, die immer in der Officin vorräthig (officinell) seyn sollen, zuzubereiten lehrt; und 30) das Formulare an, als welches die Anweisung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigsten verordnet werden; 31) die Clinik oder medicinische Praxis benutzt denn endlich die Resultate aller dieser Doctrinen, und macht die Anwendung, verliert aber dabei die wissenschaftliche Form, und stellt vielmehr Kunstregeln auf. — Endlich aber wird die Medicin auf sich selbst bezogen und auf die Art und Weise ihrer Ausbildung reflectirt und derselben nachgeforscht 32) in der Geschichte und Literargeschichte derselben; oder sie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen bezogen und wird dann 33) Staatsarzneikunde genannt, die in die medicinische Polizei und gerichtliche Medicin zerfällt; oder 34) man sucht auch Laien dieses und jenes aus der Medicin mitzutheilen und stellt dann eine populäre Medicin auf, von der wohl die Hebammenlehre den wichtigsten Theil ausmacht. — — — Schon die historische Kenntniß dieser so zahlreichen Doctrinen setzt mancherlei Talente und Vorkenntnisse voraus; aber die praktische Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der medicinischen Kunst erfodert noch mehr. Wer sich daher der Medicin widmen will, der prüfe sich, ob er die nöthigen Eigenschaften zum Arzte und die Vorkenntnisse besitze! (s. d. Art. Arzt.) Zuerst aber soll er sich einer guten körperlichen Gesundheit erfreuen, die freilich nicht immer Eigenthum der Gelehrten ist. Aber der schwächliche, kränkliche Arzt wird vorzüglich unfähig, seine Bestimmung als Künstler zu erfüllen. Gesunde und wo möglich scharfe Sinne, welche die Beobachtung erleichtern, sind ihm vorzüglich nothwendig. Unter den geistigen, intellectuellen Eigenschaften ist keine, die ihm ohne Nachtheil fehlen könnte. Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Einbildungskraft, gesundes Urtheil und Schlußkraft sollen schon bis auf einen gewissen Grad bei demjenigen gebildet seyn, der sich der wissenschaftlichen Medicin widmen will. In der Praxis aber soll ein jeder Arzt Humanität, Geduld, Sanftmuth, Theilnahme an dem Schicksale andrer, Leidenschaftlosigkeit, Herrschaft über sich und eine männliche Ruhe, Gemeinsinn und Moralität mitbringen; dabei soll er auch Menschenkenntniß, Klugheit und Gewandheit im Umgange mit andern besitzen; überhaupt aber ein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft und Kunst mit dem für das Individuum zu verbinden wissen. — Was die Vorkenntnisse angeht, so bestehen sie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten, und einer oder einiger andern Sprachen, in der Bekanntschaft mit der Geschichte, Oekonomie, Mathematik und Philosophie. Es tragen diese Wissenschaften theils dazu bei, den Geist des Menschen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die schon dem angehenden Arzte Noth thut, theils ist auch ihr Inhalt selbst für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärztlichen Bildung selbst, bald selbst ein Stützpunkt, Basis derselben. — Auf Akademien wird gewöhnlich der medicinische Unterricht ertheilt, jedoch wird Niemand sich hier dem mündlichen Unterrichte allein anvertrauen, sondern es muß zu diesem eine fleißige und gewählte

Lectüre, so wie eigne Uebung, Beobachtung ec. hinzukommen. Die Zeit des akademischen Cursus ist auf 4 bis 5 Jahre zu bestimmen, und auch um in dieser Zeit den medic. Cursus zu vollenden, muß man die einzelnen Wissenschaften recht ängstlich eintheilen. Folgender Studienplan scheint der zweckmäßigste: Im ersten Halbjahre, welches am besten zu Ostern anfängt, und vorzugsweise vorbereitend seyn soll, ist fortzusetzen: a. das Sprachstudium und ein kritisches Collegium über einen lateinischen und griechischen Classiker zu hören; b. das Studium der schönen Künste und Aesthetik; c. Studium der Philosophie; nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphysik zu hören; an diese aber muß sich das Studium der philosophischen Systeme vorzüglich der neuesten Zeit anschließen; d. die Mathematik, e. Botanik, die keine große Vorkenntnisse voraussetzt; — f. Osteologie und Syndesmologie; g. medicinische Encyklopädie und Methodologie, von einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr sey vorzugsweise der Betrachtung der leblosen Natur gewidmet. a. Die Anatomie und das Studium des menschlichen Körpers in seinem todten Zustande ist die Hauptwissenschaft für dieses Halbjahr, daneben muß aber auch b. Physik, c. Chemie, d. allgemeine Naturgeschichte und e. allgemeine philosophische Naturwissenschaft (als Vorbereitung zur Physiologie) studirt werden. Ueberdies kann über die Logik und Metaphysik noch einmal oder über eine andre philosophische Doctrin (Moralphilosophie, Aesthetik) oder über Geschichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beschäftigungen des dritten Halbjahres sind: a. Physiologie als Hauptwissenschaft, b. Psychologie, c. Anthropologie, d. Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, e. Hygienie, f. Mineralogie, g. Repetition der Anatomie in einem Examinatorium, h. Wiederholung oder Fortsetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken Zustande und der Mittel gegen denselben bestimmt ist, machen a. die Pathologie und b. die Heilmittellehre die Hauptwissenschaften aus. Dabei aber muß sich der Schüler c. im anatomischen Präpariren üben und sich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d. die psychische Heilkunde jetzt schon studirt und darüber gehört werden; e. die Physiologie aber ist und zwar am besten in disputatorischer Form zu repetiren. Auch ein philosophisches oder historisches Collegium zu besuchen wird noch Zeit übrig seyn. Im fünften und sechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehresten jetzt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig ist, ob sie im fünften, sechsten oder siebenten Halbjahre gehört werden) und die der Betrachtung des Lebens im Zustande der Heilung vorzüglich gewidmet sind, machen a. die allgemeine und specielle Therapie, b. die Chirurgie, c. die Lehre von der Entbindungskunst (Accouchement) die Hauptwissenschaften aus. Damit ist aber auch d. das Studium der Pharmacie, e. die Lehre vom Formulare, Receptirkunst, f. die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei; g. die Geschichte und Literatur der Medicin zu verbinden und h. das Disputatorium, was sich jetzt auch auf pathologische Gegenstände ausdehnt, fortzusetzen; i. die Nosologie und nosologischen Systeme; k. Semiotik und l. pathologische Anatomie können wohl dem Privatstudio überlassen bleiben. Das siebente, achte und wenn es möglich ist, die Studienzeit so lange auszudehnen, auch das neun-

te und zehnte Halbjahr sind nun endlich der praktischen Uebung selbst bestimmt und es ist diese zu erhalten a. in einem Spitalclinico; b. in einem Policlinico (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgischen Clinico und d. im Gebärhause. Ueberdies wird jetzt auch noch ein oder das andre Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Uebungen im Schreiben und Disputiren werden fortgesetzt und die Specimina ausgearbeitet. So ist die Zeit des akademischen Lebens zweckmäßig eingetheilt, und wer sie gewissenhaft benutzt, wird aus derselben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten, er wird auch hier und zwar das ganze Leben hindurch immer noch mehr lernen können und müssen; aber es wird ohne Nachtheil für die Kranken geschehen, welche Hülfe suchen. Hier, im bürgerlichen Leben kommt denn der Arzt in ein Verhältniß a. mit dem Kranken selbst, das sich auf Zutrauen und Achtung von der einen, und auf Wohlwollen, Lust zu helfen und zu erleichtern von der andern Seite gründen soll. Ist Folgsamkeit und Offenheit, und einige Belohnung der ärztlichen Mühe vom Kranken zu erwarten, und dessen Pflicht, so sind die Pflichten des Arztes noch grösser und finden nur in der eignen Brust desselben ihre Belohnung, wenn sie erfüllt, oder ihre Strafe, wenn sie vernachlässigt wurden; nur in sehr seltnen und groben Fällen kann darüber von einem Gerichtshofe geurtheilt werden. Mit der grösten Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, und mit Wohlwollen soll der Arzt die Kranken behandeln, sie gehörig oft besuchen, und ein Krankenjournal führen. Ehre und Ruhm soll er daran wagen, dem Kranken zu helfen, und kann er dies nicht, seinen Zustand erleichtern, jedoch nie (wie wohl gar von manchen aus lasterhaftem Mitleiden gefodert worden ist) den Tod beschleunigen. Er soll die Kosten der Kur, so viel möglich, mindern, und selbst keinen Unterschied unter reichen und armen, vornehmen und geringen Kranken machen. So, aber auch so nur wird der Arzt ein wahrer Wohlthäter, ein Helfer in der Noth, ein rettender Engel! b. Auch auf die Angehörigen des Kranken erstreckt sich seine Wirksamkeit; er soll sie trösten in der Trauer, aufrichten in der Verzweiflung; er muß ihnen so oft Trauriges sagen, und soll dies mit Schonung, tröstendem Mitgefühl und Klugheit thun. Sind sie zugleich auch die Wärter des Kranken, so hat er sie vorzüglich zu beobachten und zu instruiren; hat der Kranke eine ansteckende Krankheit, so soll er sie zu schützen und zu bewahren suchen; c. ferner kommt er in Berührung mit dem vielköpfigen Publikum, das nie einig wird mit sich selbst, vielweniger mit andern; und doch muß es der Arzt gewinnen; und es soll dies geschehen durch gehörige Besorgung der Kranken, durch Verschwiegenheit und alle andere Tugenden, die den Mann zieren, durch Vermeidung der Fehler überhaupt, insbesondere aber dadurch, daß er Parthei zu nehmen, Witz und Satyre vermeidet. Indem er dies thut, wird er ja wohl der Basen, Tanten, alter Jungfern, denen er den Hof macht, Friseure, Lohnbedienten, die wohl bezahlt durch Hoffnung oder Geld sein Lob ausposaunen, und andrer sonderbarer Kunstgriffe nicht bedürfen, um einen Theil desselben zu gewinnen. Um aber einen recht großen Theil desselben sich geneigt zu machen, verheirathe er sich mit der ältesten Jungfer, dem Glücke. d. Mit dem Staate lebt er zwar in wenigerer Berührung, als irgend ein anderer Beamter, jedoch ist es für ihn ganz besondre Pflicht, den Sanitätsgesetzen nachzukommen, und in Zeugnissen gewissenhaft zu seyn. Dagegen muß der Staat ihn schützen, für seine Belohnung und für die Bildung neuer Aerzte sorgen. e. Endlich kommt er wohl oft in Be-

rührung mit andern Aerzten; er achte in ihnen die Kunst und den Menschen und er wird sich vor einem gewöhnlichen Fehler in diesem Verhältnisse bewahren; nicht Herabwürdigung des fremden Verdienstes, sondern eignes soll ihn auszeichnen. — Groß sind die Pflichten, groß die Beschwerden des ärztlichen Standes; und eine so ununterbrochene Arbeit, wie sie eine größere Praxis gewährt, eine so künstlich-gezwungene Haltung, als sie der Arzt bedarf, so unbillige Anforderungen, als bisweilen gemacht werden, der Umgang mit rohen und schlechten Menschen, der Undank, den der Arzt öfter, als jeder andre erfährt, die beleidigendsten, empörendsten Nachreden, denen auch der beste Arzt nicht entgeht, das Gefühl, nicht immer helfen zu können, der drückende und das Herz beengende Zwiespalt, in den er bisweilen über die Behandlung einer Krankheit geräth, die Gefahren der Ansteckung, denen er sich aussetzt, alles dies sind wohl Beschwerden, die in einem schlechten Verhältnisse stehen mit den äußern Belohnungen, die er erhält. In sich selbst muß er die beste aufsuchen, und in der Beschäftigung mit einer der edelsten Künste, in einer der interessantesten Wissenschaften, und in der Thräne des Dankes, die ihm wohl auch bisweilen zu Theil wird. — BP.

Medicin, gerichtliche, medicina forensis (s. d. vorig. Art.). Sie unterscheidet sich von der medicinischen Polizei dadurch, daß sie der Inbegriff aller Kenntnisse, aus den sämtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft gesammelt, ist, welche den Arzt in Stand setzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch medicinische Grundsätze ins Licht gesetzt werden muß, den nöthigen Aufschluß mitzutheilen. Der dazu bestellte Arzt ist der gerichtliche Arzt, und keiner sollte dazu ernannt werden, der nicht nur in seiner Wissenschaft die gründlichsten Kenntnisse besitzt, sondern auch sich täglich mit den Fortschritten derselben bekannt macht. Der gerichtliche Arzt muß nun Besichtigungen und Untersuchungen lebender und todter Menschen, und zuweilen auch, wie bei Vergiftungen, chemische Untersuchungen anderer Körper vornehmen. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen, Bestimmung der Tödlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt durch die Lungenprobe (s. d. A.); Untersuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militärdienst. Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Medicinalanstalten sind überhaupt alle Anordnungen und Einrichtungen, welche im Staate der Gesundheit wegen getroffen werden; besonders die vom Staate selbst ausgehenden Veranstaltungen dieser Art, welche die gesetzmäßige Ausübung der Medicin betreffen; im engsten Sinne, den **Medicinalpersonen** entgegengesetzt, alle stehende oder vorübergehende medicinische Einrichtungen im Staate.

Medicinalcollegium, **Sanitätscollegium**, s. d. Art. **Polizei** (mediciniſche) und **Medicinalverfassung**.

Medicinalgewicht ist 1/4 geringer als das bürgerliche. 1 Pfund enthält 24 Loth; 2 Loth eine Unze (wird bezeichnet ℥j; eine halbe Unze ℥ß); 1 Loth 4 Drachmen, 1 Drachme ʒj drei Scrupel; 1 Scrupel 20 Gran, (ein Gran wird bezeichnet: gr. 1).

Medicinalordnung, begreift die obrigkeitlichen Verordnungen über das Medicinalwesen, welche gewöhnlich in einem besondern Gesetze enthalten sind und sich über alle Gegenstände der medicinischen Polizei erstrecken.

Medicinalpersonen, s. Polizei, medicinische.

Medicinalpolizei, s. denselb. Art.

Medicinalverfassung ist derjenige Theil der Staatsverfassung, der sich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalpersonen und Medicinalanstalten bezieht. Auch dieser Theil der Staatsverfassung muß eben so zweckmäßig organisirt seyn, wie ein jeder andre, und nur mit Unrecht und großem Nachtheil wird er in den mehresten Staaten vernachlässigt, und den übrigen hintangesetzt. In kleinern Staaten kann er einfach seyn und wird nur aus wenigen Personen bestehen; in größern aber wird er mehr zusammengesetzt, was in jenen einer einzelnen Person übertragen werden kann, dafür müssen in diesen Collegien errichtet werden, die aus mehrern Gliedern bestehen. — Die besondre Einrichtung wird sich daher theils nach der Größe des Staats, theils nach besondern Localitäten, und nach der Staatsverfassung selbst richten müssen. — Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten seyn muß, die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger, oder auf das Medicinalwesen beziehen, eine Behörde, die nicht blos berathende oder gesetzgebende, sondern auch executive Gewalt haben muß (s. medicin. Polizei). Ist das Land für ein solches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, so müssen demselben mehrere andere in den einzelnen Distrikten untergeben seyn, welche am füglichsten mit den Universitäten zu verbinden sind, wenn jenes nothwendig in die Residenz gehört und unter den Augen des Fürsten arbeiten muß. Diesen Ober- und Untercollegien (Facultäten) wird Alles, a) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicinischen Polizei ist, b) die Aufsicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung desselben, so wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wohl auch der Krankenwärter, zu übertragen seyn. c) Sollen sie die Aufsicht über alle die Anstalten führen, die der Staat zum Unterrichte der jungen Aerzte, Chirurgen ꝛc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen sie auch responsa, im Fall eine gerichtliche Entscheidung sich auf medicinische Kenntnisse stützt; sie verwalten also die gerichtliche Medicin (s. d. A.). In Hinsicht auf gerichtlich-medicinische und medicinisch-polizeiliche Gegenstände sind die s. g. Physici die Repräsentanten und Organe der Facultäten; diese sollten wohl besser besoldet werden, als es gewöhnlich ist; auch wäre es zweckmäßig, sie von den Facultäten und Collegien nicht blos prüfen, sondern auch wählen zu lassen. — Die übrigen Aerzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künstler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Besoldung hängt von der Willkühr der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter strengere Controlle genommen, sie müssen nach Vorschriften (Dispensatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft;

die Zahl derselben an einem Orte ist bestimmt. — Zweckmäßige Anstalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanstalten und Krankenhäuser) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. s. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfassung aus; denn diese können ja vom Einzelnen nicht eingerichtet werden. — B. P.

Medien, die größte und wichtigste Provinz des persischen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Persis und Susiana, gegen Abend Assyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caspische Meer waren, so daß es das heutige Iran, Azerbidshan, Gilan und die Westhälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge seiner vielen Gebirge von Natur fest, von streitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der persischen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geschichte bekannt. Ninus, der Stifter der assyrischen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der assyrischen Herrschaft gelang es einem Statthalter dieser Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es ward nun bald das mächtigste unter den Reichen, welche aus der assyrischen Monarchie entsprungen waren, und vereinigte sie endlich, wenigstens das Neu-Assyrische, unter seinen Scepter. Durch Cyrus (s. d. Art.) wurden zwar die Meder ihrer Oberherrschaft beraubt und den Persern unterworfen, welche sie bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Besiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, sondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des persischen Reichs; nur die nordwestlichen Striche, welche vor Cyrus zu Assyrien gehört zu haben scheinen, rissen sich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die persische Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländischen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebne Stelle wieder. Aus der spätern Geschichte aber erhellt, daß dieser sich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien seinen eigenen macedonischen Statthalter erhielt. Er vererbte seine Würde auf seine Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit gewaffneter Hand, sich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrschaft der Parther. Medien bestand eigentlich aus drei Haupttheilen: aus dem südlichen eigentlichen Medien, auch Groß-Medien genannt, mit der Hauptstadt Ecbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene; und aus den nördlichen Strichen längs der Küste des caspischen Meers, Nordmedien.

Medina, Medina al Nabi oder die Prophetenstadt, in der arabischen Provinz Hedschas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt ist, daß Mahomet im J. Christi 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mahomedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm selbst erbauten Moschee begraben liegt. Der angeblich noch unversehrte Leichnam befindet sich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Califen Abubekr und Omar auf der Erde steht und mit kostbaren Teppichen bedeckt ist. Das Grab wird von vierzig schwarzen Verschnittenen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes sollen große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen befindlich seyn, lauter Geschenke frommer Seelen; sie sind zum Gebrauch

des Sultans im Falle eines Religionskriegs bestimmt. Die Stadt Medina steht unter dem Sherif von Mecca, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt. Auch hat der türkische Kaiser einige Soldaten dort.

Mediolanum, Mediolano, s. Mailand.

Medoc, s. Weine.

Medusa, eine von den drei Gorgonen (s. d.). Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die furchtbare Kraft bei, Jeden, der sie ansah, in Stein zu verwandeln. Perseus (s. d. Art.) tödtete sie endlich mit Hülfe des Pluto und der Minerva, schnitt ihr das furchtbare Haupt ab, und übergab es der Minerva, welche es auf ihrem Schilde befestigte und im Gigantenkriege davon Gebrauch machte. Aus dem Blute der getödteten Medusa entsprangen Pegasus (s. d. Art.) und Chrysaor; nach Ovid, auch die vielen Schlangen Lybiens. In den Zeiten der schönen Kunst Griechenlands wurde das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit verwandelt. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schrecknis, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttigers Furienmaske finden sich drei Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im Allgemeinen die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr 6 1/2 Million geographischer Quadratmeilen umfaßt. Will man nur einen gewissen Theil dieser Masse bezeichnen, so bestimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantisches, indisches, mittelländisches Meer, Eismeer, Südmeer u. s. w. Das Uebermaß des Wassers auf der Erde scheint nöthig zu seyn zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entstehenden Flüsse, so wie überhaupt zur Fortsetzung des ewigen chemischen Prozesses in der Atmosphäre. Denn unaufhörlich erheben sich Dünste aus dem Meere, welche die Atmosphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich saugt das Meer eine Menge mephitischer Gasarten dafür aus der Luft ein, die sich ohne diesen Prozeß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig seyn würden. Daß ehmals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweisen die unwiderleglichsten Thatsachen. — Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten ist, läßt sich in Rücksicht seines Grundes und in Rücksicht seines Randes (der Ufer, Küsten, Gestade) betrachten. Der Meeresgrund ist eine Fortsetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem festen Lande, findet man auf ihm abwechselnd Moräste, Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält das Meer den schönsten Marmor auf seinem Boden. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalwürmern oder Wäldern von Corallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweisen die vielen Inseln, welche nichts anders als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel sind; da, wo die Berge sich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden sie Untiefen; die Inselgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Zur Genüge erhellt aus dem Gesagten, daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden seyn müsse. Die Abwech-

lung ist in einigen Gegenden ungemein gross und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuren Tiefen, zu deren Ausmessung uns die Mittel fehlen, oft sehr groß. Büsching muthmaßt, daß die größte Tiefe sich auf eine deutsche Meile belaufen möchte. — Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, wenn sie aber flach sind, Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sind sehr niedrig und flach. Das Wasser hat in dem ungeheuern Becken des Meers überall ziemlich gleiche Höhe, welche zwischen 27 und 28 Zoll beträgt, und die Ufer nie übersteigt, ausgenommen zur Zeit der Fluth oder starker Stürme, z. B. an dem holländischen Gestade, wogegen das Land durch Dämme gesichert wird. Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkältet, nimmt die Kälte des Meerwassers um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer blaulich grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forster und Andre leiten diese Farbe aus dem Wiederscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. dgl. herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flachere sind heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen rothes, schwarzes und weisses Meer rühren mögen, läßt sich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölicht, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann und augenblickliches Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbste Zeug darin, und dieses behält immer die Eigenschaft an sich, daß es bei jeder feuchten Luft wieder naß wird, so oft es auch an der Sonne getrocknet wurde. Durch Destillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maschinen auf den Schiffen, deren man sich im Nothfall bedient, um die Mannschaft vor dem Verdursten zu bewahren. Wenn man das Seewasser chemisch zerlegt, finden sich als Bestandtheile desselben süßes Wasser, Küchensalz, ein aus Salzsäure und Bittersalz bestehendes Mittelsalz, etwas Gyps und Kalkerde, welche Bestandtheile durch kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiednen Stellen, sondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewasser 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig ist der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewassers verhindre; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es sehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume stehen bleibt. Es stinkt alsdann unerträglich und verursacht gefährliche Krankheiten. Mehrere Seefahrer fanden die Meeresoberfläche nach einer dreizehntägigen Windstille faulicht und stinkend. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewasser alles leichter und schneller fault, als in

reinem Wasser. Durch das Verdunsten kann man das Salz aus dem Seewasser scheiden, und man bedient sich dieses Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heissen Ländern. Die specifische Schwere des Seewassers ist verschieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine grössere specifische Schwere. Boyle fand das Seewasser 45 Mal schwerer, als das süße Wasser. Daraus erklärt sich, daß Seeschiffe ungleich grössere Lasten führen können, als Flußschiffe. — Eine merkwürdige Erscheinung ist das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt; öfters aber leuchten alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, und wieder zu andern Malen scheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersät zu seyn. Forster leitet diese Erscheinung aus drei verschiednen Ursachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimmt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Electricität, eine Behauptung, welche durch Versuche, welche Buffon angestellt hat, bestätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windstillen schreibt Forster phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Substanzen zu; auch dafür sprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, so weit das Auge reicht, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fische, welche man schwimmen sieht, aus Feuer gebildet scheinen, ist, wie mehrere Versuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuschreiben, deren es verschiedne Arten gibt. Das Meerwasser muß zwar, vermöge seiner Natur, als flüssige Substanz, fast allenthalben einerlei Höhe haben; indeß leidet dies doch durch besondre Umstände einige Abänderungen. Dahin gehört, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen stärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe desselben. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beständiges Andringen des schwerern oder stärker angezognen Wassers der Pole gegen den Aequator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter ist, mithin wird das Wasser unter dem Aequator höher stehen, als unter den Polen und daselbst einen Wasserberg bilden, gegen den die höchsten Berge des festen Landes in nichts verschwinden, der aber das feste Land aus dem Grunde nicht überschwemmt, weil dieses unter den Polen auch höher ist. Ein andrer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers zeugt, ist der, daß unter den vom Lande eingeschloßnen Meerbusen einige niedriger sind als andre. So ist die Nordsee tiefer als die Ostsee, das deutsche Meer höher als das harlemmer und die Südersee, das rothe Meer höher als das mittelländische. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der Wassermassen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Ursache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es sich in Thätigkeit durch den Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus diesen drei Ursachen entsteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die Wellenbewegung entsteht durch die Bewegung der Luft, d. i. durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasser-

fläche und stört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagrechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßne Theil über den nächstliegenden; dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, so daß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller, als der Sturm selbst. Die Strombewegung besteht darin, daß das Meer in gewissen Gegenden ohne Rücksicht auf den Wind nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde ist die beständige Strömung von Osten nach Westen. An mehreren Orten, wo sie Widerstand findet, nimmt sie eine andre Richtung. So läuft an den peruanischen Küsten das Wasser von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von Westen nach Osten, also gerade in entgegengesetzter Richtung. Die Hauptursache dieser Strömung ist der Umschwung der Erde um ihre Achse. Aber außer dieser allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andre an, welche durch die erwähnte Verschiedenheit des Wasserstandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigen zu abfließt. In gewissen Gegenden giebt es auch periodische Ströme im Meer, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östlich, zu andern westlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn sie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entstehn, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schiffahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar sind. — Ueber die Ebbe und Fluth sehe man den eignen Artikel. — Meerbusen (lat. sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meers, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er ist von den Buchten und Bayen bloß dadurch unterschieden, daß er größer als diese ist. — Meerenge (lat. bosphorus) ist ein schmaler Durchgang des Meeres zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln. Man nennt ihn auch Straße, Canal, Sund.

Meerfräulein, s. Sirene.

Meergötter. Die Phantasie der Griechen, welche alles belebte, sah auch in dem Meer göttliche Wesen und bildete dieselben nach den verschiednen Erscheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle sind untergeordnet dem Neptun (s. d. Art.). Die wichtigsten sind Oceanus, der Beherrscher des äußern Meeres (s. d. Art.), und dessen weibliche Nachkommen (Oceaniden), die unter dem allgemeinen Namen

der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewässer (s. d. Art. Nymphen), bekannt sind, und Tethys seine Schwester und Gattin; ferner Pontus (s. d. Art.), der Beherrscher des innern Meers, und dessen Gattin die Oceanide Doris, nebst ihren funfzig Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea, und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitride, des Neptuns Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns Triton und die Tritonen (s. d. Art.); und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus (s. d. Art.); Glaucus, Palämon, Leucothea und Melicertes (oder Palämon; bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen (Töchter des Stromgotts Achelous), und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Oceanus). Man bildete die Meeresgottheiten mit den mannichfaltigen Attributen von den Erscheinungen des Wassers hergenommen, z. B. die Tritonen auf Seemuscheln blasend, mit Fischleibern 2c. und gab den Untergottheiten der Gewässer meergraue Haare, Schilfkränze 2c.

Meereslänge, s. Länge.

Meeresleuchten, s. Meer.

Meermann (Johann), Herr von Dalen und Vuren, ein als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer. Er war der einzige Sohn des durch die Herausgabe eines thesaurus iuris civilis et canonici und der origines typographicae der gelehrten Welt rühmlich bekannten, und durch das deutsche Reichsoberhaupt in den Freiherrnstand erhobenen Gerhard Meermann, aus einem alten, angesehenen Geschlechte. Der Sohn war nicht minder groß und berühmt als sein Vater. In Leyden begann er seine Studien in Sprachen, Geschichte, Alterthümern, Rechtsgelahrtheit und andern Wissenschaften unter verschiedenen Professoren, und setzte sie in Leipzig unter Ernesti und zu Göttingen unter Heyne fort, welcher sein ausgezeichneter Freund blieb. Noch jung begab er sich mit seinem Führer, dem nachmaligen Professor Erp zu Heidelberg, auf eine lange Reise nach England, Italien, Frankreich und dem größten Theil von Deutschland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten schrieb und vertheidigte er zu Leyden 1774 eine Abhandlung: de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. imperium et foederati Belgii res publicas, welche noch reifere Früchte erwarten ließ. Die Anzahl seiner Schriften über Gegenstände sehr verschiedner Art beweisen seine ausgebreiteten Kenntnisse, und seinen Eifer für Tugend und Religiosität um so mehr, da er sie unter vielen Amtsgeschäften herausgab. Ungefähr in seinem 3asten Jahre vermählte er sich mit Anna Cornelia Mollerus, Wittwe des gelehrten Abrah. Pirenot, eines gebohrnen Schweizers. Bald nach seiner Vermählung begab er sich mit seiner Gattin auf Reisen nach England, Schottland und Irland. Sieben Jahre nachher besuchten sie einen großen Theil Deutschlands und Italien, einige Jahre darauf die nordischen Reiche bis Jareslaw; von welchen großen Reisen Meermann sehr ausführliche und genaue Berichte in 11 Theilen drucken ließ. Einen andern Theil seiner Zeit verwandte er nach seiner Rückkehr auf wichtige Arbeiten und Berufsgeschäfte zum Wohl des Staats, der Kirche und zur Beförderung gelehrter Gesellschaften, deren Mitglied er war. Einige Jahre vor seinem Tode ward er nach Paris gerufen, wo er 3 Jahre das Amt und den Titel eines französischen Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit sein Vaterland in Begleitung seiner Gattin besuchte. Hier starb er auch im August 1815, als der letzte seines Geschlechts, sehr geehrt. Außer seinen bekannt gewordenen zahlreichen Schriften, besonders

historischen und staatsrechtlichen Inhalts, hatte er als damaliger Director der Künste und Wissenschaften auch ein groses Verdienst bei der Bearbeitung der Jaarbocken van Wetenschappen en Künsten in het Kouingruck Holland over de Jaren 1806 — 1807, welche 1809 — 1810 gedruckt worden sind. Auch hat er einige bedeutende Schriften im Manuscript hinterlassen. Zuletzt war er mit der Herausgabe einer interessanten Schrift histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514. jusqu' à sa mort par Jean Vaudenesse beschäftigt, welches Buch er mit Anmerkungen begleitete. Auch hatte er Klopstocks Messias ins Holländische übersetzt (Gravenhage 1803 — 1815. IV. Voll. 4.).

Meerschaum, eine Gattung von Talkerde, welche man erst in den neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieses weißgelbliche, oder blaßisabellfarbene, fettige, seifenartig anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen matten Bruch hat, sehr weich und leicht ist, und sich zerschneiden läßt. Wigleb fand es aus fast gleichen Theilen Kieselerde und Bittersalzerde zusammengesetzt. Seinen Namen hat es von der schwammigen Consistenz, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives (sonst Theben) gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinasien, nicht weit von der Stadt Cognie oder Coni (sonst Iconium), und bricht daselbst in einer grauschieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht starken Adern. Die frisch gegrabne Erde ist weiß, zähe, fast wie Wachs, verhärtet sich aber in der Luft bald zu solcher Masse, die zum Verfertigen der Tabakspfeifenköpfe tauglich ist. Man bohrt und schneidet dann die Masse. Es werden jedoch auch aus der noch frischen Erde Pfeifenköpfe gebildet; indem man diese in Formen (in welche mancherlei Figuren geschnitten sind) preßt, die Löcher hineinbohrt, und die Masse dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen ist, bringt man sie in einen ausgewärmten Backofen, wo sie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden sie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Kannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man sie nach Constantinopel, wo sie zum Theil noch verschiedentlich gefärbt werden. In Ansehung der Farbe und specifischen Schwere sind die ächten Pfeifenköpfe verschieden; die weichen sind die besten. Da man die Meerschaumpfeifenköpfe in der Türkei selbst nicht sonderlich schätzt, und ihnen die kleinen rothen, thönernen Pfeifenköpfe vorzieht, so werden sie durch griechische Kaufleute nach der Moldau und Wallachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody und Ternepole, und nach Deutschland versandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkischen Pfeifenköpfe ist zu Triest, wo sie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Nächstdem befinden sich auch in Wien etliche Niederlagen von meerschaumnen Köpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Sie kommen auch zur Leipziger Messe in mit Baumwolle ausgefütterten Kisten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf; immer finden sich einige zerbrochene oder beschädigte darin. Der größte Theil meerschaumner Pfeifenköpfe kann nicht geschnitten, sondern nur gereinigt, ausgebessert, polirt und gesotten werden. Nur die großen und unvollkommnen Stücke und der ungeformte Meerschaum erfodern den Schnitt. Die Fabriken, welche sich in Deutschland mit dem Schneiden abgeben, sind zu Nürnberg, Fürth,

Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübek. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohldocke durch ein verkröpftes Dreheisen abgedreht. Die geschnittenen Köpfe sind von viel gleicherer, mehr gelber Masse, als die, welche man gewöhnlich über Brody und aus der Moldau und Wallachei erhält. Man bringt auch rohen Meerschaum über Triest und Semlin zum Handel, aus welchem in deutschen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die meerschaumnen Köpfe werden sehr täuschend nachgemacht. Christoph Dreiß zu Ruhl fing vor mehrern Jahren an, den Abgang des Meerschaums zu neuen Köpfen zu benutzen, welche aber den ächten an Dauerhaftigkeit nicht gleich kommen. Andere Fabriken, z. B. Wagner in Ruhl, ahmten dies nach; einige verfertigten sogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein ächter Meerschaumkopf nimmt, wenn man ihn mit einer Silbermünze streicht, den bleistiftähnlichen Streif nicht an, welchen der unächte Meerschaum dabei annimmt.

Megära, eine der Furien (s. d. Art.).

Megaris, eine kleine gebirgige Landschaft in Hellas oder dem eigentlichen Griechenland, am korinthischen Isthmos, gehörte in den ältern Zeiten zu Attika. In derselben lag die Stadt Megara mit dem Seehafen Nisäa. Letztere war der Geburtsort des Philosophen Euclides, dessen Schule die megarische Schule der Philosophen genannt wird (s. Euclides No. 2.).

Mehl wird von allerhand Sorten Getraidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Vorzüglich eignen sich zu Brode Weizen, Spelz, Roggen und Mais. Der Handel damit ist besonders in den Seestädten, wo ununterbrochen viel Schiffe damit versorgt werden müssen, und in der Nähe der Armeen sehr bedeutend und vortheilhaft. Besonders wird in Archangel, St. Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcellona und in verschiedenen englischen Häfen, ein großer Mehlhandel getrieben. Rußland schickt viel Roggen- und Weizenmehl nach Lübek, Bergen, ganz Dänemark, Rostock, Drontheim rc. Auch Nordamerika, besonders Pensylvanien und Neuyork führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß schön weiß, trocken und rein von Geruche seyn, sich lange halten und im Brode gehörig ausgeben. Auch muß es trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es sich weder erhitze noch dumpfig, oder vom Ungeziefer beschädigt werde. Sommerroggenmehl ist weißer, als das vom Winterroggen. Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und gibt kein so lockeres Brod. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) ist das aus aufgequelltem, zerquetschten und in Wasser ausgedrückten Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Wasser in Stücke schneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Meht, s. Meth.

Mehul (Etienne-Henri), einer der berühmtesten neuesten französischen Componisten, Mitglied des Instituts, einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Lehrer der Composition beim Conservatoire, ist zu Givet im J. 1763 geboren. Der Organist dieser Stadt, welcher blind war, gab ihm den ersten Unterricht in der Musik. In einem Alter von 10 Jahren wurde er Organist bei den Franciscanern (Recolets), und zwei Jahre nachher dem Organisten der berühmten Abtei Valledieu zum Gehülfen beigegeben. Hier lernte er die Composition von einem Deutschen, Namens Hanser, einem sehr geschickten Contrapunktisten. In seinem 16ten Jahre kam Mehul nach Paris und

nahm Unterricht auf dem Piano bei Edelmann, einem damals berühmten Meister. In seinem 18ten Jahre wurde er Gluck vorgestellt, der ihn in den philosophischen und poetischen Theil der musikalischen Kunst einweihte, und unter dessen Leitung er als Studien drei Opern componirte. Er war zwanzig Jahre alt, als er der Academie de Musique eine Oper in vier Acten vorlegte, betitelt Cora und Alonzo, welche jedoch erst nach sechs Jahren aufgeführt wurde. Des Wartens müde, componirte er Euphrosine, die ein Jahr früher gegeben wurde. Stratonice war sein drittes Werk, und Adrien sein viertes. Ueberhaupt sind von Mehul folgende Werke auf dem Theater erschienen: In der Academie de Musique: Cora et Alonzo, 1791; Horatius Coclès, Adrien, 1790, nebst verschiednen Ballets; auf dem Théatre de l'Opéra comique, Euphrosine, 1790; Stratonice, 1792; Le jeune Sage et le Vieux Fou, 1793; Phrosine et Mélidore, 1794; La Caverne, 1795; Doria, Le jeune Henri, Ariodant, 1799; Bion, 1800; Epicure, gemeinschaftlich mit Cherubini 1800; L'Irato (oder l'emportée, der Tollkopf), 1801; Une Folie (deutsch: Wagen gewinnt, oder: je toller, je besser), Le Trésor supposé, Joanna, L'heureux malgré lui, 1802; Helena (Helene, auch auf deutschen Theatern), Le Baiser et la Quittance, in Gesellschaft mit Kreutzer, Boyeldieu und Nicolo, Uthal, Gabrielle d'Estrées und Les deux aveugles de Tolède (die beiden Blinden von Toledo), 1806; Joseph 1807 (welcher auch auf deutschen Theatern viel Sensation gemacht hat); auf dem Théatre-françois die Chöre zu Timoleon von Chenier. Im J. 1811 erschienen von ihm Amphion ou les Amazones, und Valentine de Milan. Seine Nationalgesänge, unter denen der Chant du départ und der Chant du retour die berühmtesten sind, erwarben ihm die Auszeichnung, daß 1796 am Feste der Republik sein Name unter den Componisten des ersten Ranges öffentlich ausgerufen wurde. Auch wurde er 1804 Mitglied des Ehrenlegion. Außerdem hat Mehul mehreres für die Instrumentalmusik und zwei im Institut vorgelesene Berichte herausgegeben, den einen über den künftigen Zustand der Musik in Frankreich, den andern über die Arbeiten der Zöglinge des Conservatoriums, welche Pensionäre der Akademie der Künste zu Rom sind. Seine Verdienste als Lehrer sind allgemein anerkannt. Seine Compositionen haben Charakter und Energie, sind aber oft sehr einförmig und gesucht.

Meibom (Johann Heinrich), lat. Meibomius, gelehrter Arzt in Lübeck, geb. 1590 in Helmstädt, gest. 1655. Zu den vorzüglichsten seiner lateinischen Werke rechnet man sein „Leben Mäcen's" — Mehr Berühmtheit hat sein Sohn Heinrich Meibom erlangt. Dieser wurde 1638 in Lübek geboren; studirte in Helmstädt und einigen holländischen Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien; ward 1661 Professor der Medicin in Helmstädt, 1678 Professor der Geschichte und Dichtkunst daselbst, und starb 1700. In der Anatomie erhält er sein Andenken durch die Meibomischen Drüsen, seine vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs, und durch die Entdeckung des blinden Loths in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen (lateinischen) Schriften sind sehr geschätzt, vorzüglich die historischen, welche meistentheils Deutschland betreffen. Sein größtes Werk ist: Rerum Germanorum, tomi tres. fol. 1668. — Ein anderer Meibom (Marx), Verwandter des Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Tönningen geboren, beschäf-

gab sich vorzüglich mit der Musik der Alten, und gab 1652 zu Amsterdam eine lateinische Uebersetzung der alten Schriftsteller über die Musik (Antiquae Musicae scriptores septem gr. et lat.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von Schweden zueignete. Diese berief ihn an ihren Hof. Sie fand so viel Vergnügen an seinen Beschreibungen der alten Musik, daß sie, um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen machen ließ, und Meibom bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griechische Arie zu singen, wozu der Prof. Naudäus einen griechischen Tanz tanzen sollte. Da nun aber Meibom ungleich besser Griechisch sprechen als singen konnte, so brach die ganze Versammlung in ein helles Gelächter aus. Darüber wüthend, sprang Meibom auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Sogleich darauf verließ er Stockholm, und ging nach Copenhagen, wo er gut aufgenommen, und zum königl. Rath und Professor am Gymnasium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß er diese Stelle niederlegte, und sich nach Amsterdam, als Professor der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier verzürnte er sich mit einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und England, bot seine Beschreibung der alten Triremen aus, kehrte endlich nach Amsterdam zurück, und starb daselbst 1711. Man hat noch mehrere Werke von ihm, worunter eine Verbesserung des hebräischen Textes der Bibel, der, nach seiner Behauptung, voll Fehler sey; auch Editionen des Vitruv, Diogenes Laertius u. a. m.

Meil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichsten Zeichner und Kupferstecher und einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, geb. zu Altenburg 1733, widmete sich anfangs zu Bayreuth und Leipzig den Wissenschaften, bis im J. 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbst auszubilden suchte. Unablässig übte er sich im Zeichnen und Radiren, und schuf sich so eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmtern Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er nämlich alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf, und mit bis dahin noch nicht gesehener Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Die ganze Sammlung seiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beläuft sich über ein halbes Tausend. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engels Mimik und zu der neuesten Ausgabe von Sebaldus Nothanker, welche beweisen, wie vortrefflich er physiognomische Charaktere darzustellen wußte. Dabei besaß er eine genaue Kenntniß von dem Costume der alten und mittlern Zeit, und hatte sich daher, durch Angabe richtiger und geschmackvoller Zeichnungen, auch um das Theater zu Berlin großes Verdienst erworben. Sein Studium der Geschichte der Kunst war unermüdet. Im Umgange voll Anmuth und lebhaftem Witz hatte er sich während seines mehr als fünfzigjährigen Aufenthalts in Berlin die Liebe und Freundschaft seiner achtungswürdigen Einwohner erworben, und starb, allgemein bedauert, daselbst im Jahr 1805 als Vicedirector der dortigen Akademie der Künste. Ihn überlebte sein älterer Bruder Johann Heinrich Meil.

Meile, ein Längenmaß des Weges (s. Maaß). Es hat seinen Namen von dem lateinischen Mille (tausend), weil die römische Meile

1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 römischen Schuhen, ausmachte. Die Länge der Meilen ist in den verschiednen Ländern sehr verschieden. Geographischer Meilen rechnet man 15 auf einen Aequatorgrad; der geographischen wird die deutsche Meile gleich geachtet, wiewohl sie eigentlich etwas größer ist, und gewöhnlich auf zwei Stunden Weges berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Aequatorgrad 10 norwegische, 10 2/5 dänische und schwedische, 13 1/2 ungarische, 19 2/3 niederländische (Stunden), 20 gemeine spanische, 26 2/3 castilianische, 22 polnische, 25 gemeine französische, 60 italienische, wie auch geographische englische, 66 2/3 türkische (Berri) 69 1/2 englische, 104 1/2 russische (Werste) und 250 chinesische (Li) Meilen. Die Seemeilen sind etwas verschieden, indem 17 1/2 spanische und 20 französische, englische und niederländische (Leagues) so viel als 15 deutsche Meilen betragen.

Meilemesser, s. Wegmesser.

Meiler sind regelmäßig zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzscheite, daß sie sich bei einem Glühfeuer ohne Flamme verkohlen sollen. Wenn die Scheite senkrecht an einander gelegt, so daß das Ganze einem stumpfen Kegel gleicht, so heißen sie stehende, liegen sie horizontal, liegende Meiler. In Deutschland zieht man die erstern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldöfen, worin man in einigen Gegenden Ziegel im Freien, ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meiners (Christoph), ein sehr bekannter deutscher Literator, war 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, und bildete sich seit 1767 auf der Universität Göttingen, zu deren würdigsten Lehrern er nachher gehörte. Er hat sich durch viele Schriften bekannt gemacht; aber keine seiner Schriften konnte die oft nur aus schonender Achtung schweigende Kritik versöhnen. Aber man beurtheilte ihn oft einseitig und ungerecht, und wie man vielleicht früher manches seiner Producte, z. B. die Briefe über die Schweiz, zu sehr erhoben hatte, so verkannte man später auch das wahrhafte Verdienstliche seiner Compilationen. Unbestrittenere Verdienste hatte Meiners als akademischer Lehrer. Rastlos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Augusta und seine Liebe für diese Universität erzeugte in ihm die Idee zur Geschichte derselben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern seyn wird. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Geschichte der menschlichen Cultur und insbesondere der Religionen, wozu er schon in seinen frühesten Schriften, besonders in seiner *Historia doctrinae de Deo vero* den Grund gelegt hatte. Schade, daß gerade sein letztes Werk über diesen Gegenstand: Allgemeine kritische Geschichte der Religionen (Hannover, 1806. 2 Bde. 8.) so ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Denkers, und sind der Aufbehaltung werth. Aus seinen Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig bearbeiteten Biographien der großen Restauratoren im 15ten und 16ten Jahrhundert wird ein neuer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Er machte mehrere Erholungsreisen durch Deutschland und die Schweiz; im J. 1776 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, und 1788 großbritt. und churbraunschw. Hofrath. Meiners unläugbares Verdienst wurde auch im Auslande anerkannt. Eine französische Uebersetzung seiner Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Lemgo 1781, 2 Bde. 8., verschaffte ihm die Mit-

glieschaft des Nationalinstituts; auf seine Entscheidung verließen sich italiänische Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter seine fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpiren und seine Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Sein letztes, sehr interessantes Werk war: Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern, Tüb. 1813. 2 Thle. 8. Er starb, mehr lebenssatt als erschöpft, am 8ten Mai 1810 in seinem 64sten Lebensjahre. Vgl. Heynii memoria ejus commendata. Goett. 1810. 4.

Meinhard (Johann Nicolaus), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er zwar 1745 nach Helmstädt und studirte sie zwei Jahre unter Mosheim und von der Hardt; entsagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle Stände, in welchen man sich zu sehr dem Zwange und den Meinungen unterwerfen muß, und aus Begierde, die Welt zu sehn und kennen zu lernen. Mosheim, dem er seinen Entschluß entdeckte, verschaffte ihm 1748 eine Hauslehrerstelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur seinen Zöglingen sehr nützlich war, sondern auch die alten und neuen Classiker mit dem größten Eifer studirte. Aus Liebe zur Veränderung beschloß er 1751, Liefland zu verlassen und über Copenhagen nach Holland zu reisen. Ungünstige Winde hielten ihn aber in Copenhagen zurück, und endlich schiffte er von da nach Deutschland zurück. Seine Sprachstudien fortzusetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, dessen Clima seiner Gesundheit am besten zusagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg und reiste im folgenden Jahre mit seinem Zöglinge durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach seiner Rückkehr 1759 seiner Familie nicht zur Last zu fallen, promovirte er zu Helmstädt, und wollte Vorlesungen über die schönen Wissenschaften halten. Aber sein unsteter Geist trieb ihn bald von dort weg nach Braunschweig, um Zachariä kennen zu lernen. Dieser war gerade in Hamburg; Meinhard eilte ihm dahin nach. Sie wurden bald Freunde. Meinhard kehrte mit ihm nach Braunschweig zurück und ließ hier seine Versuche über die italienischen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand in unsrer Sprache zu betrachten sind. Täglich im Umgang mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern vergaß er eine Zeit lang seine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Uebel verstärkt zurück. Dies bewog ihn, trotz der glänzendsten Anerbietungen, Braunschweig zu verlassen und nach Leipzig zu gehn, wo er Gellerts und Weißens Umgang genoß. Auf den Rath seiner Freunde, begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeister auf seinen Reisen. Er besuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er seinen Grafen dem Vater zu Copenhagen glücklich übergeben und alle weitern Anträge abgelehnt hatte, nach Braunschweig zu seinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging sodann (noch im Herbst 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für seine Gesundheit zuträglichsten Ort. Er lebte beinahe zwei Jahre fast ohne alle Bekanntschaft in einem Gasthause. Ganze Wochen brachte er in der Einsamkeit zu im Genuß seiner auserlesenen Büchersammlung. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15ten Junius starb. Meinhard besaß bei einer großen Bescheidenheit, die ge-

gen Fremde bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Belesenheit, be-
sonders im Fache der schönen Wissenschaften. Er verstand griechisch,
lateinisch, französisch, italienisch, englisch, spanisch, portugiesisch, dä-
nisch, holländisch und seine eigne Muttersprache in weitem Umfange.
Außer seinen obengenannten Versuchen (deren dritten Band Jägemann
lieferte), hat er Home's Grundsätze der Kritik, den Heliodor und eini-
ges andre übersetzt.

Meiningen (Sachsen-). Das Herzogthum Meiningen ist ein
Theil der ehemaligen Grafschaft Henneberg, welche 1583 nach dem Er-
löschen des Mannsstammes der gefürsteten Grafen von Henneberg größ-
tentheils an das Haus Sachsen kam, mit welchem im J. 1554 jene
Grafen von Henneberg eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Her-
zoge von Meiningen besitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg
auch einen Theil des Fürstenthums oder der Pflege Coburg; allein
auch Coburg, welches ehedem die neue Herrschaft Henneberg genannt
wurde, gehörte dem alten Geschlechte der Grafen von Henneberg, und
kam erst 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Fried-
richs des Strengen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an das
Haus Sachsen. Die gegenwärtigen Besitzungen der Herzoge von Mei-
ningen kamen zuerst an die alt-coburgische Linie, nachher an Alten-
burg, und als die altenburgische Linie ausstarb, an Ernst den From-
men von Gotha, dessen dritter Sohn Bernhard der Stifter der mei-
ningischen Linie wurde. Bernhard besaß anfänglich nur Meiningen,
Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als
aber sein Bruder Albrecht, der in der Theilung Coburg erhalten hatte,
1699 ohne Nachkommen starb, erbte Bernhard einen Theil der Verlas-
senschaft. Unter seinen Söhnen wurden die Besitzungen noch vergrö-
ßert, als 1710 die römhildsche Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem
vierten Sohne Ernst des Frommen, ausstarb, und dessen Lande[illegible]
theil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghausen verth[illegible]
wurde. Bernhard hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, [illegible]
ton Ulrich, sein Geschlecht fortpflanzte. Zwei Söhne, Carl und G[illegible]
succedirten ihm unter mütterlicher Vormundschaft. Der Herzog [illegible]
starb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinschaftlich [illegible]
ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte zuerst, [illegible]
gten December 1800, das Recht der Erstgeburt ein. Bei seinem [illegible]
erfolgten Tode succedirte ihm sein dreijähriger Sohn, Bernh[illegible]
Ehrich Freund, über welchen die Herzogin Mutter, Luise El[illegible]
re, die Vormundschaft führt. Sie trat mit den andern sächsischen [illegible]
zogen (1806) dem Rheinbunde bei, und entsagte ihm 1813 [illegible]
Das Bundescontingent betrug 300 Mann. Die gesammten mei[illegible]
schen Länder, in 11 Aemter getheilt, wovon 8 auf das Unterland [illegible]
3 auf das Oberland kommen, enthalten 18 1/4 Quadratmeilen mit 5[illegible]
sehr betriebsamen, evangelisch-lutherischen Bewohnern. Die Ein[illegible]
werden auf 350,000 Gulden geschätzt. Die Haupt- und Residen[illegible]
ist Meiningen, wo sich auch das Gesammtarchiv der gefürsteten [illegible]
schaft Henneberg befindet. Das Städtchen Sonneberg treibt mit [illegible]
waaren, Spiegeln und Rechentafeln einen Handel, der allein de[illegible]
de jährlich gegen 126,000 Gulden einträgt. Die herzoglich säch[illegible]
meiningenschen Länder haben mit den Fürsten der Ernestinischen [illegible]
gemeinschaftlich die zwölfte Stelle in der Bundesversammlung, [illegible]
num aber führt der Herzog eine eigne Stimme. Das Land hat [illegible]
de, deren Verfassung auf alten Verträgen beruht. Das Haus Mei[illegible]
gen setzt seiner mütterlichen Abstammung wegen dem gemeinscha[illegible]

sächsischen Titel noch hinzu: Graf von Sayn und Wittgenstein. Das Wappen ist das herzoglich sächsische.

Meißen, ein Markgrafthum in Ober-Sachsen, welches gegen Norden an den wittenberger Kreis, gegen Osten an die Lausitz, gegen Süden an Böhmen, und gegen Westen an Franken und Thüringen gränzt, und ein integrirender Theil des Königreichs Sachsen ist. Es ist ein fruchtbares und gut angebautes Land, besonders ergiebig an Getraide, Wein (besonders um Meißen, Pirna, an den lößnitzer Höhen, um Zeitz und Weißenfels) und Wiesewachs; auch hat es vortreffliche Bergwerke. In Ansehung seiner Manufacturen gehört es zu den ersten deutschen Ländern. Es bestand sonst aus sieben Theilen, dem meißnischen, dem leipziger, dem erzgebirgischen, dem voigtländischen und dem neustädtischen Kreise, und den Stiftern Merseburg und Naumburg oder Zeitz. Die Hauptstadt Meißen liegt an der Elbe in einer höchst anmuthigen Gegend und zählt gegen 4000 Einwohner. Auf einem Berge liegt das Schloß; es ist aber der vorderste Theil, welcher den ehemaligen Burggrafen gehört hat, und der hinterste, welcher den Bischöfen zuständig gewesen, eingegangen, und nur noch der mittlere oder markgräfliche Theil, die Albrechtsburg genannt, übrig. In demselben ist seit 1710 die berühmte Porzellanfabrik. Sie macht die Stadt zu einem Sammelplatz geschickter Chemiker, Künstler und Mahler, wie denn auch von der 1763 zu Dresden gestifteten Akademie der Künste ein Hauptzweig hier etablirt ist. Obwohl in neuern Zeiten durch die vervielfachte Concurrenz der Absatz des Porzellans abgenommen hat, so beschäftigt die Fabrik doch noch immer über 700 Personen. Sie hat ihre Hauptniederlage in Dresden (vergl. den Art. Porzellan). Außerdem gehört zu Meißens Sehenswürdigkeiten die Domkirche nebst ihrem hohen oben durchsichtigen steinernen Thurm, in welcher die sächsische Fürstencapelle mit den Begräbnissen von Friedrichs des Streitbaren Nachkommen bis auf 1539 enthalten ist. Auf dem Berge St. Afra steht die hiesige königl. Landschule, das Afraneum genannt, wovon wir unter dem Art. Fürstenschulen gesprochen. Die Elbbrücke bei Meißen wurde 1757 von den Preußen abgebrannt und 1813 auf Davousts Befehl abgetragen, in der letzten Zeit aber neu wieder hergestellt.

Meißner (August Gottlieb), wurde 1753 zu Bautzen in der Oberlausitz geboren. Seinen Vater, Regimentsquartiermeister, dann Senator, verlor er früh, und kam mit seiner Mutter nach Löbau. Er studirte von 1773 bis 76 auf den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Hier lernte er Engel kennen, bekam eine entschiedene Vorliebe fürs Theater, und schrieb für die Sellersche Schauspielergesellschaft mehrere Operetten nach dem Französischen. Er wurde um diese Zeit Canzellist beim geheimen Concilium, später geheimer Archivs-Registrator zu Dresden, und gewann sich die ausgezeichnete Gunst des Ministers von Wurmb. Auf einer Reise, die er durch einen Theil der österreichischen und deutschen Staaten machte, hatte er sich durch seine muntere Liebenswürdigkeit, welche auch durch körperliche Wohlgestalt unterstützt wurde, so wie durch seine geselligen und declamatorischen Talente, viele Freunde erworben. Dies erwarb ihm einen Ruf nach Prag, wo er seit 1785 als Professor der Aesthetik und classischen Literatur lebte. Im J. 1805 wurde er fürstlich nassauischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten zu Fulda, wo er 1807 starb. Die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers gehörten eine Zeitlang zu den gelesensten in Deutschland. Blühende

Einbildungskraft, Einsicht, schöne Sprache, Anmuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstrich von Galanterie, empfahlen seine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch manche Fehler mit Grund vorwarf, als gezierten Ausdruck, geschraubte Wendungen, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik. Wir begnügen uns, nur die bekanntesten seiner Schriften zu nennen: 1. Skizzen, 14 Sammlungen (Lpz. 1778 — 1798). Sie enthalten allerlei prosaische Aufsätze von verschiednem Inhalt, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; 2. Alcibiades, 4 Theile (Lpz. 1781 — 88); 3. Masaniello (1784); 4. Bianca Capello, 2 Theile (1785); 5. Spartacus (1792); 6. Epaminondas Biographie (Prag 1798); 7. Leben des Julius Cäsar (1799). Alle diese Werke bis auf das letzte gehören zu der verderblichen Zwittergattung des historischen Romans, der ohnehin noch durch den Dialog verwässert wurde. Indem er ihr die Liebe der Deutschen zu gewinnen wußte, sanctionirte er einen Irrthum, der sowohl dem historischen als ästhetischen Studium nicht anders als nachtheilig seyn konnte. 8. Erzählungen und Dialogen, drei Hefte (1781 — 1789); 9. der unsichtbare Kundschafter; 10. das Lob der Musik, eine Cantate, welche von Schuster componirt worden ist; 11. Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns, 2 Thle. Prag 1803. 8.; 12. seine Antrittsrede über den Unterschied von Schrift und Vortrag. Unter seinen Arbeiten für die Bühne ist sein Johann von Schwaben (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Außerdem hat er vieles aus dem Französischen, Englischen und Italienischen übersetzt, und an verschiednen literarischen Arbeiten Andrer Theil genommen. Er war z. B. mit dem Bibliothekar Canzler 1783 — 1785 Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre, und gab 1793 ꝛc. die Monatsschrift Apollo heraus. Er hatte als Mensch viele edle Eigenschaften, Wärme für Menschenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein standhafter Freund, ein zärtlicher Gatte, ein dankbarer Sohn.

Meister (Leonhard), ein Mann von ausgezeichneten Talenten und großen Kenntnissen, werth des Andenkens der Nachkommen, wiewohl er die Periode seines schriftstellerischen Ruhms, die in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt, überlebt hatte. Er war 1741 zu Neftenbach geboren, und kam nach dem Tode seines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden seine Lehrer. Nebst der classischen Literatur, die seinem hellen Geiste Kraft und Bildung gab, zogen Geschichte und schöne Wissenschaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben diese Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine literarischen Producte eine Reihe von Jahren hindurch bei dem größern Publikum fanden, wurde, wie er selbst offen gesteht, Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Bei tieferm Forschen und sorgfältigerm Ausarbeiten würde er wenigere, aber bessere Werke geliefert haben. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Seit dem J. 1769 ließ er jährlich einige Schriften erscheinen. Die Schrift über die Mode eröffnet, und die Meisteriana beschließen den Kreis. Die Werke über die Schweizergeschichte (Hauptscenen der helvetischen Geschichte; Geschichte Helvetiens von Cäsar bis auf Napoleon; helvetische Scenen der neuesten Schwärmerei und Intoleranz) enthalten zum Theil

die Resultate eigner Forschung, und sind im Ganzen mit vieler Freimüthigkeit geschrieben. Die Lebensbeschreibungen berühmter Männer Helvetiens und die berühmten Züricher sind schätzbare Sammlungen. Die Vorlesungen über Einbildungskraft, Schwärmerei und Aberglauben sind auch, unabhängig von den lavaterschen Fehden, die ihnen das Daseyn gaben, noch immer unterrichtend und lesenswerth. Dem Schriftstellerberufe blieb er übrigens treuer als jedem andern; in seinen äußern Verhältnissen wechselte er öfter. Die im Jahr 1773 angetretne Professur der Geschichte an der züricher Kunstschule vertauschte er 1791 mit der Pfarrei St. Jacob bei Zürich. Im J. 1799 verschlugen ihn die politischen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetischen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber sehnte er sich nach den stillern Musen zurück, und schon im folgenden Jahre war er wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis; einige Jahre später legte er die Stelle nieder, um ausschließlich den Wissenschaften und dem Privatunterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte ihn nochmals zum Pastoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 starb.

Meistersänger. Der deutsche Adel, der im dreizehnten Jahrhundert in sorgsamer Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten fast ganz auf, an dieser friedlichen edeln Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich von neuem dem kriegerischen Leben in den mannichfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutschen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Frieden zu finden, nur da konnten friedliche Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neusten Zeiten ihr Eigenthum geblieben sind. In jenen Zeiten allgemeiner Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute Eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, damit ja nie selbst der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Anarchie unter ihnen aufkommen könnte. Diesem Zwange mußten sich nicht nur eigentliche Handwerker, sondern auch die freien, schönen Künste fügen, so wie ihre Anfänge in den friedlichen, sie zu erzeugen und zu fördern allein geschickten Städten sich zeigten oder ihre Reste aus dem unruhvollen platten Lande dahin sich flüchteten. So erging es auch der Dichtkunst. Die ehrsamen stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich einiges Talent fühlten, darauf, sie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenossen. Sie nannten in spätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eschenbach, Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Urheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten, und von dem Unterschied zwischen einem poetischen oder prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der ne-

gative Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte des vorhergehenden Jahrhunderts zu; es beschränkten sich ihre Versuche im Lyrischen auf geistliche Lieder, und im Epischen auf Reimerzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernst das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abstrahirten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die T a b u l a t u r. Nach dieser bestand jedes Lied (B a r) aus mehrern Abtheilungen von beliebiger Anzahl (G e s ä t z e), jedes Gesätz aber aus zwei S t o l l e n (Strophe und Antistrophe), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesätze folgte ein A b g e s a n g (Mesode) von anderm Versmaß und Melodien, und den Beschluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Gesätzes (Epode). Es wurde in diesen Liedern auf gehörige Abwechslung der weiblichen (k l i n g e n d e n) und männlichen (s t u m p f e n) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimlosen Zeilen (W a i s e n), zumal am Ende, verstattet, und eine Schönheit. Ein einsylbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine P a u s e, ein zweisylbiges dergleichen ein S c h l a g r e i m u. s. w. Zu strenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Prosodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens aufs Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch dazu gleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der W e i s e oder des Tons begriffen. Solcher Weisen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Versen. Sie waren durch die sonderbarsten Namen bezeichnet, als die B e e r w e i s, die H r u n d e l w e i s, der B l u t t o n, die s p i t z i g e P f e i l w e i s, die B l a s i i L u f t w e i s, die v e r s c h l o s s n e H e l m w e i s, die g e l b e L i l i e n w e i s, die e n g l i s c h e Z i n n w e i s, die S c h r o t w e i s, die b l u t g l ä n z e n d e D r a c h e n w e i s und dergleichen scheinbar sinnlose, wohl zufälligen Veranlassungen zuzuschreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewisse Vorsteher, welche M e r k e r genannt wurden, weil sie auf die Fehler in Dichtung und Gesang zu merken und sie mit Geld zu bestrafen hatten. Die Meistersänger hielten, wie andere Zünfte, ihre Zusammenkünfte auf [illegible] rer Herberge oder Z e c h e; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (S i n g s c h u l e n) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden sie zu einer solchen Übung durch öffentlich ausgehängte, mit schönen Sinnbildern verzierten Tafeln ein. Die Singschule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem F r e i s i n g e n gemacht, [illegible] jeder, der auch nicht Meistersänger war, auftreten durfte, auch in [illegible] Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preise noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann be[illegible] das H a u p t s i n g e n, welches die Meistersänger allein bloß von Ge[illegible] ständen aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung [illegible] M e r k e r unterwerfen mußten. Diese saßen auf einem Gerüste [illegible] Altar an einem Tisch, der durch einen Vorhang verdeckt war. Di[illegible] Platz hieß das G e m e r k e. Der erste der v i e r Merker gab Acht, [illegible]

das Gesungne der, aufgeschlagen vor ihm liegenden, Bibel gemäß sey, der zweite auf die Prosodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreisten (glattesten) gesungen, ertheilten sie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geschenk Hans Sachsens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger seit Hans Sachs der König David-Gewinner. Er hatte das Recht, das nächste Mal mit im Gemerk zu sitzen, und auf Befragen seine Stimme zu geben. Der es nach ihm am besten gemacht, wurde mit einem Kranz von künstlichen Blumen geziert. Er stand in der nächsten Versammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meistersingekunst zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, sondern bloß die Fortpflanzung der Kunst ward dabei beabsichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, sehr gesucht. Nach ausgestandner, unbestimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und sodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall gesungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meister gemacht. — Die Zünfte der Meistersänger, oder, wie sie sich aus Bescheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs, haben in mehreren deutschen Reichsstädten bis weit ins siebzehnte, in Nürnberg bis ins achtzehnte Jahrhundert bestanden. Dort erhielt sie wohl der Stolz auf den Ruhm Hans Sachsens, des einzigen dichterischen Geistes unter diesen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeschilder gemahlt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenossen. (s. deutsche Poesie.) HL.

Meklenburg, ein Herzogthum, jetzt Großherzogthum im niedersächsischen Kreise, das ostwärts an Pommern, südwärts an die Mark Brandenburg, westwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, und nordwärts an die Ostsee gränzt. Das Land enthält auf 274 Quadratmeilen gegen 350,000 Einwohner, hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandstriche; im Ganzen ist es aber fruchtbar, und besonders für den Getraidebau und die Viehzucht sehr ergiebig. Die Geschichte von Meklenburg tritt erst mit Carl dem Großen mit Klarheit aus dem Dunkel der Zeiten hervor. Wir wissen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Heruler und Vandalen die Küsten der Ostsee im heutigen Meklenburg bewohnten, denen, als sie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, slavische (wendische) Stämme von Osten her folgten. Zwei der mächtigsten von diesen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, standen in verjährter Feindschaft. Erstere, welche zur Zeit Carls des Großen aus den eigentlichen Obotriten (im westlichen Meklenburg), den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holstein) bestanden, überwanden um diese Zeit die Wilzen (im östlichen Meklenburg zwischen der Warnow und Peene) (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrschaft. Seitdem hatte der obotritische König eine Art von Obergewalt über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Circipaner und Tollenser. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verursachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern, eroberte endlich das Land, und verwüstete es dergestalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine kaum Versuche, die Religion ihrer Väter und die angestammte Freiheit zu behaupten, hätten wagen können. Nachher versöhnte sich Hein-

rich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus, nachdem dieser ein Christ geworden, vermählte seine Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater 1167 seine Erbländer (mit Ausschluß der Grafschaft Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg) unter dem Namen eines Fürstenthums wieder ein. Im J. 1170 wurde Pribislaus zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Dieser Pribislaus ist der Stammvater der nachfolgenden meklenburgischen Fürsten, die unter allen europäischen Regenten die ältesten und unter allen deutschen die einzigen von unstreitig slavischer Abkunft sind. Den Namen Meklenburg nahmen sie von dem alten obotritischen Hauptorte Meklinborg an, der früh zerstört wurde und jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel ist. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewins wurde das Land getheilt 1226, woraus vielfältige Familienzwiste entsprangen. So entstanden nach dem Tode Heinrich Burewins II. durch die Theilung seiner Söhne die vier Linien von Meklenburg, Güstrow (oder Wenden), Rostock und Parchim, wovon die beiden letztern bald wieder erloschen. Johann, Theologus genannt (gestorben 1264), welcher Meklenburg erhielt, ist merkwürdig, weil er von der pariser Universität zum Doctor der Theologie creirt wurde. Sein Enkel, Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29), brachte durch seine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als ein Heirathsgut an sein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1348 von Kaiser Carl IV. zu Herzogen erhoben. Im Jahr 1436 erlosch die wendische Linie und 1471 starb Ulrich II., der letzte Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Meklenburg. Churbrandenburg aber bestritt die Succession, und zu Wittstock wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Heinrich die ganze Erbschaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen der meklenburgischen Herzoge das ganze Land erben sollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., stifteten die Linien Schwerin und Güstrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark entsetzt und Wallenstein zum Herzog von Meklenburg ernannt; allein schon 1632 setzte Gustav Adolph die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. In der schwerinschen Linie stifteten nach dem Tode Adolph Friedrichs I. seine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erstgeborne Sohn, Christian Ludwig, succedirte in Schwerin. Im westphälischen Frieden wurden von der schwerinschen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Aemter Pöhl und Neukloster abgetreten; als Entschädigung erhielten die Herzoge die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die johanniter Commenthureien Mirow und Nemerow. Im J. 1692 starb Herzog Christian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwischen Friedrich Wilhelm und Adolph Friedrich II. ein Streit entstand, der dadurch noch mehr vermehrt wurde, daß 1695 auch die güstrowsche Linie ausstarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beschlossen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güstrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard, nebst Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Pension von 9000 Speciesthalern erhalten sollten. Auch wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen schwer-

ner Linie) folgte 1713 sein Bruder, Carl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiserliche Commission 1728 der Regierung entsetzt wurde. Statt seiner wurde sein Bruder Christian Ludwig Administrator des Landes. Der Versuch Carl Leopolds, sich der Regierung gewaltsam wieder zu bemächtigen, schlug fehl. Nach seinem 1747 erfolgten Tode wurde Christian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich, und diesem 1785 sein Brudersſohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz (geb. 1756, vermählt mit Louise, Prinzessin von Sachsen-Gotha), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im westphälischen Frieden abgetretenen Aemter und die Stadt Wismar wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsschlusse von 1803 wurden sieben lübeckische, im Meklenburgischen eingeschloßne Dörfer dem Herzoge als Entschädigung für zwei evangelische Canonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im Osnabrücker Frieden eine Anwartschaft erhalten hatte, zuerkannt. In der strelitzischen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II. sein Sohn Adolph Friedrich III., und diesem seines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Diesem succedirte 1794 sein Bruder, Herzog Carl Ludwig Friedrich. Er war zweimal vermählt mit zwei Schwestern aus dem Hessendarmstädtischen Hause; aus der ersten Ehe überlebten ihn vier Kinder, der jetzige Großherzog (seit 1816) Georg Friedrich Carl, geb. 1779, die Gemahlin des Herzogs von Hildburghausen, die Fürstin von Thurn und Taxis, und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe stammt der Herzog Carl Friedrich August. Meklenburg-Strelitz trat am 18ten Februar 1808 und Meklenburg-Schwerin den 22ten April 1808 dem Rheinbunde bei; ersteres hatte 400, letzteres 1900 Mann zum Bundescontingent zu stellen. Die ständische Verfassung wurde in beiden Ländern beibehalten, aber dem Zeitgeiste gemäß verändert. Nach den Ereignissen der Jahre 1812 und 13 waren die Herzoge von Meklenburg die ersten Fürsten des Rheinbundes, welche sich von Frankreich lossagten und der guten Sache beitraten (25sten März 1813). — Der Herzog von Meklenburg-Schwerin besitzt nach Hassel 223^{88} Quadratmeilen mit 332,026 Einwohnern und 1,800,000 Fl. Einkünfte; die Hauptstadt ist Schwerin. Das Militär im Frieden ungefähr 3,800 Mann. Meklenburg-Schwerin hat im plenum der Bundesversammlung 2 Stimmen. Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz hat im plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt seiner Lände ist ungefähr 36^{12} Q. Meilen mit 66,000 bis 76,000 Einwohnern, wozu nach dem 48. Art. der Wiener Congreßacte noch 10,000 Unterthanen im Saardepartement kommen sollen. Die Einkünfte betragen gegen 450,000 Gulden. Das stehende Militär beträgt ungefähr 800 Mann. Die Hauptstadt ist Neustrelitz. Beide Fürsten erhielten 1815 die Großherzogliche Würde und nehmen zusammen in der Bundesversammlung die 14te Stelle ein. Sie führen ein gemeinschaftliches Wappen und den Titel Großherzog zu Meklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr; auch stehen beide Großherzogthümer durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung. Die Landstände beider bilden einen Körper, und diese Verbindung wird die alte Landesunion genannt. Auch wird das Land- und Hofgericht zu Güstrow von beiden Linien besetzt. Im übrigen regieren beide Häuser unabhängig von einander durch ihre Landescollegia. Die herrschende Kirche ist die evangelisch-lutherische. Zu Rostock, welche Stadt große Freiheiten

besitzt, ist eine gemeinschaftliche Universität. Die Leibeigenschaft ist in Mecklenburg noch herrschend.

Mela (Pomponius), war nach seiner eignen Angabe zu Tingentera in Spanien geboren, und wird für einen Sohn des Marcus Seneca gehalten. Er lebte unter dem Kaiser Claudius (41 J. nach Chr. Geb.) und scheint unter Nero, vielleicht eines gewaltsamen Todes, gestorben zu seyn. Wir haben von ihm in einem schönen, kurzen und deutlichen Styl eine Erdbeschreibung unter dem Titel: De situ orbis Libb. III. (ed. Gronov. Leiden 1722. 8; ed. Kappius, Hof 1781; und zuletzt von Tzschucke, Leipz. 1807. 7 Voll. 8.

Melampus, des Amythaon und der Idomene Sohn, Bruder des Bias, ist im Alterthume als Arzt und Wahrsager berühmt. Seinen Namen, der einen Schwarzfüßigen bezeichnet, soll er daher erhalten haben, weil seine unbedeckt gebliebnen Füße von der Sonne ganz schwarz gebrannt wurden, als seine Mutter ihn als kleines Kind ausgesetzt hatte. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von seiner Heil- und Wahrsagerkunst. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in seinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einst, während er schlief, seine Ohren geleckt hatten, bemerkte er, daß sie dadurch geöffnet worden, so daß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verstand und alles, was diese den Menschen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Dies befreite ihn einst aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphicles hatte werfen lassen, und dessen Einsturz er vorhersagte. Iphicles lieferte ihm darauf die verlangte Rinderheerde aus. Melampus heirathete die Tochter des Prötus Iphiamassa, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, ist unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weisen Mann gehalten, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienst, so wie die eleusinischen Geheimnisse nach Griechenland gebracht habe; weshalb er auch nach seinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (psychische Krankheit), welche in die Classe der Gemüthskrankheiten gehört. Sie besteht darin, daß eine fixe, traurige Idee sich des Gemüths des Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmählich die ganze übrige Welt entschwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zustand zu fühlen, wird durch besondre Stärke der innern Empfindungen in seiner Ruhe und in seinem regelmäßigen Verhältnisse gegen die andern Seelenkräfte so gestört, daß seine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Die bis zum Affect gesteigerte innere Empfindung ist entweder angenehm oder unangenehm, traurig und niederschlagend. Diese traurigen Affecte haben eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn, Schwermuth. Noch besteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtseyns; der Mensch weiß es und kennt seinen Zustand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtseyns verloren, wird der Zustand anhaltend, so ist es Melancholie. (Oft jedoch versteht man darunter auch die Schwermuth und bildet sie als weibliche Figur auf einem Steine, oder unter einem entblätterten Baume sitzend, mit trauriger Mine in Gedanken verloren, und den Kopf gebeugt oder in die Hand gelegt.) Der Melancholische weiß also nicht, daß er melancholisch ist; er weiß von allem, was ihn umgibt, nichts mehr; er sieht es wohl, aber es kommt nicht zum Be-

wußtseyn bei ihm. Er hat die Welt außer sich verloren, er hat sich selbst verloren, er lebt nur in sich; in dem Cirkel einer einzigen traurigen fixirten Idee dreht er sich herum, wie bezaubert vermag er diesem engen Kreis nicht zu entfliehen; außerhalb dessen ist für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der seines ewigen, gränzenlosen Unglücks, lebt in ihm, nagt an seinem Innersten und zehrt sein Gemüth auf. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von Statten gehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtseyn. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft seyn, nur geschieht die Ueberlegung unter falschen Voraussetzungen und auf einen einseitigen Zweck gerichtet; jene als falsch zu erkennen, diesen zu ändern, dafür hat der Kranke seine freie Willkür verloren. Die Thätigkeit des Kranken ist bloß auf Einen Zweck, der seiner fixen Idee entspricht, gerichtet, außer diesem ist sie gemeiniglich gänzlich geschwächt. Seine Verrücktheit bezieht sich oft bloß auf einen einzigen Gegenstand. Jeder Zufall ruft die herrschende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre lang ein hartnäckiges düstres Stillschweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholische findet in seinem Gedächtnisse nichts mehr, als den Namen seiner Geliebten, oder das letzte Abschiedswort, und dergl., die er ohne Unterlaß sich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erschüttert die Ursache ihrer Melancholie dermaßen, daß das sogenannte Verlieren in Gedanken entsteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinstarrt, und sie gleichsam mechanisch unaufhörlich wiederholt. Man unterscheidet mehrere Arten der Melancholie, deren Unterschied meistens in der Entstehung derselben gegründet ist. Eine sehr häufige Ursache ist unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher seine Geliebte ohne Hoffnung, sie zu besitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein andrer sie raubte, ist in der unglücklichsten Gemüthsstimmung. Das schrecklichste für den, welcher mit tiefer Empfindung wahre und reine Liebe fühlte, ist die Einzige, welche seine ganze Seele erfüllte, das Ideal, an welchem sein Herz mit unendlicher Sehnsucht festhing, von sich gerissen, getrennt, und, was nur Liebe um Liebe hingeben sollte, gemeinen Zwecken geopfert zu sehn. Dieses Gefühl ist nicht bloß Eifersucht, sondern Vernichtung des Innersten des Menschen, Zertrümmerung seines Heiligsten. Muß nicht so manches Gemüth über dieser Erschütterung zu Grunde gehn? — Eine andre Art der Melancholie ist die religiöse, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, vom Gott, von der Ewigkeit u. s. w. haben. Manche bilden sich z. B. ein, von Gott zu besondern Werkzeugen auserkohren zu seyn, andre verzweifeln an seiner Gnade und ihrer Seligkeit, fürchten seine Strafe und können in dieser Verzweiflung sogar den Selbstmord ergreifen. Man bemerkt auch eine sogenannte unstäte Melancholie, wobei die Kranken gleichsam unstät und flüchtig sind, die Menschen fliehen, einsame, meistens traurige Orte besuchen, des Nachts unter Gräbern umherschwärmen, ohne sich eines bestimmten Zwecks bewußt zu seyn. — Der Verlauf der Melancholie ist verschieden, manchmal dauert sie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht sie von selbst, oder wird durch die Kunst geheilt, öfter geht sie entweder in andre Arten von Wahnsinn oder in körperliche Krankheiten, Brustwassersucht, Lungensucht, Hirnwassersucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten sollen Melancholische an der Gicht leiden, oder von epidemischen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Ursachen

der Melancholie hat man sonst mehrere körperliche Uebel gezählt, besonders auch den Ueberfluß einer schwarzen Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch von den alten Aerzten ihr der Name Schwarzgallsucht (von den griechischen Wörtern melas schwarz und cholae die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Uebel durch Schwächung des Nervensystems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberfluß an dickem Blute überhaupt als entfernte Ursachen dazu wirken. In juristischer Hinsicht kann dem Melancholischen keine Folge seiner Handlungen zugerechnet, er also auch keinem Strafgesetz unterworfen werden. Zuweilen aber ist es außerordentlich schwer, den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem seine Handlung betrachtet werden muß, zu fassen, indem ein Melancholischer oft dem Anschein nach vernünftig spricht, selbst mit Ueberlegung handelt, und doch in Rücksicht seiner fixen Idee die Herrschaft der Vernunft und Freiheit seines Bewußtseyns verloren hat. H.

Melancholisches Temperament, s. Temperament.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter an der Reformation, wurde den 16ten Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine im Mittelstande geboren. Von seinem Vater Georg Schwarzerd, der ein Rüstmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb, und von seiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandtin des grosen Humanisten Reuchlin, ging der Geist einer strengen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltne Geistesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die schnellen Fortschritte in den alten Sprachen, durch die er sich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlins besondre Neigung und Aufmerksamkeit. Auf dessen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, seinen Namen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon und ging schon 1510 auf die Universität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologischen und philosophischen Studien bald allen andern voran, so daß er schon das Jahr darauf Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger jungen Grafen werden konnte. Doch da ihm diese Universität wegen seiner allzuzarten Jugend die Magisterwürde versagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er sich, neben seinen bisherigen Studien, besonders der Theologie ergab und 1514 nach erlangter Magisterwürde Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller zu halten anfing. Für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse hatte schon eine griechische Grammatik, die er um diese Zeit herausgab, das günstigste Zeugniß abgelegt. Sein gelehrter geistvoller Vortrag als akademischer Docent machte ihn aber bald zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und der grosse Erasmus selbst gab ihm 1516 das Lob einer ungemeinen Belesenheit, genauen Kenntniß des classischen Alterthums und beredten geschmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verlust seiner vorzüglichsten Zierde, als Melanchthon, auf Reuchlins Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieser Universität in seinem 22sten Jahre die Professur der griechischen Sprache und Literatur 1518 antrat. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geist entschied sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein, durch eine ächt classische Bildung gereiftes Urtheil; sein Scharfsinn als Philosoph und Exeget, die ungemeine Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen, die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutsamkeit, mit der sein durchdringender Verstand

vom Zweifel zur Wahrheit fortschritt, und der standhafte Eifer, mit dem er die gesundne Wahrheit festhielt und vertheidigte, dieser zu allen Zeiten seltne Verein grosser Eigenschaften und Verdienste hat unstreitig eben so viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luthers Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leistete. Melanchthons Ueberlegenheit als Gelehrter, sein sanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geschickt; niemand wußte besser als er, Luthers Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangensten Wahrheitsliebe und verständlichsten Klarheit auch der Ueberzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieses Verdienst erwarb er sich besonders durch seine 1521 zuerst erschienenen locos theologicos, ein Werk, das zu einer zugleich wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfassung Sachsens seine 1527 auf Befehl des Churfürsten abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächsischen Kirchen eine Instruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden sollten, an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation gegen den Schluß des Reichstages zu Speier, die seiner Partei den Namen gab, und bewunderungswürdig ist die Sicherheit der religiösen Ueberzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der augsburgischen Confession bewies. Dieses Meisterwerk, das die Protestanten als ihr erstes symbolisches Buch verehren, und die bald darauf entworfne Apologie der augsburgischen Confession trug den Ruhm seines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernstlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, so war doch sowohl diese, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthons nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung seiner grossen Verdienste. Er folgte indeß, durch politische Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden sich vielfältige andre Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Geschäften seiner Partei, Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luthers, der ihm in freundschaftlicher Besorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beschloßne Religionsgespräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Catholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten, den Frieden, den er so sehnlich wünschte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Catholiken ihn bei dieser Gelegenheit aufs neue hochschätzen lernten, mußte er von seiner eignen Partei bittre Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Ueberlegung und Vorsicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Eben so ging es ihm, da er, vom Churfürsten Herrmann von Cöln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die catholischen Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Lu-

ther, noch sonst einer seiner Freunde, der sein edles Herz und seine aufrichtige Frömmigkeit kannte, an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luthers Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luthers Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben so sehr, als die Wahrheitsliebe spricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen hatte, fiel nun ihm zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm seine einzige Stütze und den Wiederhersteller der Universität nach dem schmalkaldischen Kriege, in welchem er hier und dahin flüchtete und sich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Churfürst Moritz zeichnete ihn aus, und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der ganzen lutherischen Partei verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luthers Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen seine Lehrsätze an und machten seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte Melanchthon schon bei jenen Verhandlungen mit den Catholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und selbst eine bedingte Anerkennung der Autorität des Papstes nicht so gefährlich schien als Luthern; auch war die allmälige Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die schweizerische Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offne, keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der augsburgischen Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er sowohl in den spätern Ausgaben seiner locorum theolog., als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung bestimmter, und nach seiner wohlbegründeten Ueberzeugung schriftmäßiger erklärte und durch die Behauptung, der freie Wille des Menschen müsse und könne bei seiner Besserung mitwirken, seine Abweichung von dem augustinischen System unumwunden gestand, konnten alle wissen, die seine Schriften mit Aufmerksamkeit lasen. Unstreitig hatte seine Gewohnheit, immer weiter zu forschen, und seine Ueberzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieser Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden, wenn er auch aus letzterm Grunde seine Worte oft milder stellte, als die steifen Lutheraner wünschten. Daß er aber aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Und wer mag sein Bestreben, ein Werk, das doch erst im Werden war, zu verbessern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unserer Zeit in jenen Ansichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf seiner Seite? Doch zu einer so billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenossen Melanchthons keineswegs geneigt. Die Einführung des augsburger Interims in Sachsen, welche Melanchthon nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die papistischen Mißbräuche hinlänglich abwehrten, schien den Zeloten die beste Veranlassung, ihn anzufechten. Die ärgerliche *adiaphoristische Fehde* über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulassenden Nebendinge in der Religions-

führung, worein Flacius ihn nun alsobald verwickelte, die S
welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider
und endlich die synergistischen Streitigkeiten über jene L
des freien Willens bei der Besserung, die ihm Flacius noc
seinem Tode anhing, häuften eine so große Menge von Kränku
den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er sein
und selbst der schönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in
ten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wohl
sach zu bedauern, daß der Krieg des Churfürsten Moritz gegen
ser seine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im J
schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch schlug die
Naumburg veranstaltete Untersuchung über seine Rechtgläub
seiner vollkommnen Rechtfertigung aus; doch war die hier gesti
söhnung mit seinen Feinden nur scheinbar und er mußte ihre G
kung auch in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs, den er
dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Verg
den Catholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche w
Melanchthons letzter Wunsch, als er den 19ten April 1560,
Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg starb. Ihn überlebte ei
der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste de
geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. S
am meisten ähnliche und theure erstgeborne Tochter Anna
einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabin
1547 vor Gram gestorben; 1557 war ihm seine Gattin, Cath
eine Tochter des Bürgermeisters Crapp zu Wittenberg, die
1520 geheirathet hatte, vorangegangen. Das schwache, ängst
müth dieser sonst guten, liebevollen Frau hatte seine häuslich
denheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber, als
Seinigen. In den erstern Jahren seiner Ehe sah man ihn s
der wiegen und in ihrem Kreise arbeiten. Bescheidenheit und
verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn
sten Male sah, hätte in der beinahe kleinen Gestalt, die bei sei
gen Mäßigkeit und Arbeitsamkeit immer mager blieb, den gr
formator gesucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und d
schönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geist
diese zarte Hülle umschloß und erheiterten, wenn er sprach, sei
Angesicht. So hat ihn Lucas Kranach in seinen Gemählden a
Frohe Scherze wechselten in seiner Unterhaltung mit den sch
sten Bemerkungen, und niemand ging ohne Belehrung und Ei
von ihm. Gern sah er Gesellschaft an seinem Tische, und
fanden bei ihm so reichliche Unterstützung, daß er durch seine
keit bisweilen selbst in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorko
Wohlwollen, welches der Grundzug seines Charakters war; u
alles, was sich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall
sprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unschuld der Sitten
muth und Redlichkeit waren ihm so natürlich, daß es ihm sch
de, irgend einem Menschen etwas andres zuzutrauen; und viel
täuscht und gemißbraucht, lernte er erst spät die Ränke un
Leidenschaften kennen, die sich seinen besten Absichten so oft in
stellten. Aber eben dieser arglose, milde Charakter machte ihn
genstande der innigsten Liebe und Ergebenheit seiner Zuhörer.
len Gegenden Europa's strömten Studirende nach Wittenberg,
zu seinen Füßen zu versammeln, und der Geist der Gründlich
unbefangnen Forschung, den er hier verbreitete, wirkte noch la

seinem Tode wohlthätig fort, so wie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Wenn daher auch gewaltigere Kräfte und größre Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrhunderts streitig machen, der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. R.

Melas, ein in dem französischen Kriege von 1795 — 1800 berühmt gewordner österreichischer General. Er stammte aus Mähren, und focht zuerst im siebenjährigen Kriege, wo er Adjutant des Feldmarschalls Daun war. In den Jahren 1793 und 1794 wurde er als Generalmajor, dann als Feldmarschallieutenant an der Sambre und im Trierschen angestellt, ging 1795 zur Rheinarmee und im März 1796 zu der Armee in Italien, deren Obercommando er im Juni einstweilen übernahm, dann diente er unter verschiednen Oberfeldherren. Als Anführer der österreichischen Armee, die 1799 unter Suwarow agirte, unterstützte er denselben kräftig und verfolgte die Vortheile, mit denen der General Kray vor seiner Ankunft den Feldzug eröffnet hatte. Vorzüglichen Ruhm erwarb ihm die Schlacht bei Cassano, in deren Folge er sich mit Organisation der Lombardey beschäftigte, die Schlacht an der Trebia, und vornehmlich die bei Novi. Nachdem Suwarow sich gegen Massena in die Schweiz gewendet hatte, commandirte Melas die österreichische Armee von 60,000 Mann, mit denen er den 3ten November den General Championnet bei Fossano schlug, wodurch die Franzosen den Platz Coni verloren. Dagegen war er in dem Feldzuge 1800 unglücklich. Nachdem er das schwache Heer der Franzosen unter Massena zurückgeschlagen hatte, verlor er viel Zeit vor Genua, während der Consul Bonaparte über die Alpen ging, seine Colonnen sammelte und in der Ebene ausbreitete, die österreichischen Magazine aufhob, und endlich ihn von aller Verbindung mit Oesterreich abschnitt. Melas griff darauf, mehr durch den Mangel an Lebensmitteln, als durch seine Stellung genöthigt, die Franzosen den 16ten Juni bei Marengo (s. d. Art.) heftig an, verlor aber diese berühmte Schlacht und alle Hoffnung zum Rückzuge. Um dem gewissen Untergange seiner Armee zuvorzukommen, sah er sich genöthigt, eine Capitulation zu unterzeichnen, die der einer belagerten Festungsgarnison glich; seine Truppen zogen sich in 3 Colonnen unter Mantua zurück, alle Festungen von der französischen Gränze bis dahin wurden den Franzosen eingeräumt, und man kam über einen Waffenstillstand überein, um während desselben Friedensvorschläge nach Wien zu senden. Melas verließ darauf die Armee, wurde zum Commandanten von Böhmen ernannt und starb zu Prag 1807.

Melchiten, syrisch: Königliche, hießen ursprünglich im 6ten und 7ten Jahrhundert diejenigen orientalischen Christen, die sich, dem Willen des Kaisers gemäß, den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung unterwarfen, daher Kaiserlichgesinnte. Später erscheint dieser Name schwankend, wie die Orthodoxie selbst. Neuerdings wird er von Reisebeschreibern den Jacobiten in Mesopotamien und den mit der römischen Kirche unirten Copten in Aegypten beigelegt.

Melchthal, Arnold von, s. Helvetien.

Meleäger, 1) ein Sohn des calydonischen Königs Oeneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parcen zur Althäa, und bestimmten sein Schicksal. Clotho sagte, er werde großmüthig, Lachesis, er werde tapfer seyn, und Atropos, er werde nicht eher sterben, als bis der eben auf dem Heerde liegende Brand verzehrt seyn werde. Althäa nahm sogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. Meleager zeigte sich bald

als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Acastus angestellten Leichenspielen den Preis mit dem Wurfspieße, zeichnete sich aber vorzüglich bei der calydonischen Jagd (s. Calyden) aus, zu welcher er die angesehensten Heldenjünglinge Griechenlands versammelte. Er selbst erlegte den Eber und schenkte die Haut desselben, als den vornehmsten Preis, seiner Geliebten Atalanta, welche dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden sich die Brüder seiner Mutter, Jdeus, Plexippus und Lynceus, beleidigt, und raubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltsam die Haut. Meleager, der sie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. In wüthendem Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand, und warf ihn ins Feuer, worauf Meleager unter fürchterlichen Schmerzen starb. — Von Andern wird die Geschichte noch anders erzählt. — Wir besitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildsäulen des Meleager. — 2) Meleager aus Syrien. Sein Zeitalter läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Eben so wenig weiß man, ob er mit dem Cyniker Meleager Eine Person war oder nicht. Er lebte lange in Tyrus und starb in einem hohen Alter auf der Insel Cos. Uns ist er bekannt durch seine Sammlung von Epigrammen alter griechischer Dichter und seiner eignen, welche auf uns gekommen sind. Letztere finden sich in Bruncks Analecten; außerdem hat sie Manso herausgegeben. (Vergl. Anthologie.)

Meli (Abbate), ein noch lebender Nationaldichter in Sicilien.

Melicertes, Sohn der Ino (s. d. Art.) oder Leucothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und ins Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als solche den Namen Palämon erhielt (s. auch d. Art. Athamas). Nach einer Sage wurde sein Leichnam von einem Delphin nach dem Isthmus gebracht, wo ihn Sisyphus, König von Corinth, begraben ließ, und ihm zu Ehren die isthmischen Spiele einführte. Die Seefahrenden verehrten ihn als einen schützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus (s. d. Art.) oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einen Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie sonst bei größern Meergöttern geschieht, auf einem Wagen fahrend, sondern schwimmend vorgestellt. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Insel Tenedos wurden ihm sogar Kinder geopfert.

Melis, s. Zucker.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher, auf eine Sylbe des Textes mehrere Noten gesungen werden, entgegengesetzt dem sogenannten syllabischen Gesange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. (Eine aus mehreren Noten zusammengesetzte, nur auf eine Sylbe gesungene Figur heißt Melisma, Sylbendehnung.) Der syllabische Gesang wird im Recitative und im Chorale unvermischt gebraucht; der melismatische hingegen, welcher in den übrigen für den Gesang bestimmten Tonstücken vorkommt, erscheint jedesmal mit dem syllabischen Gesange vermischt. Dann heißt auch melismatischer Gesang ein verzierter Gesang, und melismatisch, was zur Verzierung des Gesanges gehört; melismatische Gesänge heißen endlich auch leichte, einfache Melodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten sind.

Melissino. Dieser in der neuern russischen Geschichte bekannt gewordne Mann war aus Cephalonien gebürtig und trat früh in russische Dienste. Sein vielseitiges Talent versuchte sich nach und nach in allen Künsten. Er beschäftigte sich mit den Wissenschaften und liebte das französische Theater. Als Großmeister des Freimaurerordens in Rußland stiftete er mehrere Logen, und bewies große Thätigkeit, bis die Kaiserin, die diesen Gesellschaften mißtraute, ihm das Versprechen abnöthigte, sich davon zurückzuziehn. Melissino wurde Chef des Landcadettencorps und Director der Schauspiele in Petersburg, die nie prächtiger waren. Elisabeth hatte ihm wegen seines angenehmen Aeußern ihre Gunst geschenkt. Seine Dienste im Kriege erwarben ihm Auszeichnungen unter Catharinens Regierung. Seiner Tapferkeit und Geistesgegenwart vornehmlich verdankte Romanzoff den Gewinn der Schlacht von Kagul. Nach dem Tode des Generals Müller, der 1790 bei der Belagerung von Kilia blieb, wurde Melissino Chef der ganzen Artillerie von Rußland. Er errichtete ein Corps reitender Artillerie, und erwarb sich überhaupt um diese Waffenart große Verdienste. Als Paul I. den Thron bestieg, bezeigte er Melissino auf mehr als eine Weise sein Wohlwollen; bald aber änderte er seine Gesinnung und überhäufte den siebzigjährigen Greis mit Kränkungen, die seine blühende Gesundheit untergruben, seine rastlose Thätigkeit in Schwermuth verwandelten und endlich seinem Leben ein Ende machten.

Melissus, des Ithagenes Sohn, war aus Samos gebürtig, und lebte um die 84ste Olympiade (um 444 v. Chr.). In der Geschichte seines Vaterlandes ist er als Staatsmann und Feldherr merkwürdig. Als Philosoph wird er zur eleatischen Schule gerechnet, weil er den Idealismus derselben ebenfalls vortrug. Von dem Parmenides wich er in manchen Punkten ab. Dieser dachte sich die Weltsubstanz nur als intelligibel und gab die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, wie sie uns die Sinne darstellen, zu; Melissus aber stellte sich die Weltsubstanz als materiell vor, und verwarf die Gültigkeit der Erfahrung durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehn, daß seine metaphysischen Prinzipien mit der gemeinen Erfahrung in Widerstreit lägen, machte Melissus die relative Wahrheit zum Kriterium der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er schloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandne ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und sich überall gleich sey, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müsse, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: so müsse man sich an jene halten, und diese für falsch erklären oder wenigstens jene vorziehn und diese dahingestellt seyn lassen. Daher behauptet er auch, daß man eigentlich von den Göttern nichts wisse, noch wissen könne.

Melnecker oder Melnicker, s. Weine.

Melodica ist der Name eines von Joh. Andr. Stein zu Augsburg 1770 erfundnen Claviaturinstruments mit einem Register Pfeifwerk, welches bloß zum geschmackvollen Vortrage der Melodie bestimmt ist, dessen Umfang daher in der Tiefe nur bis ins kleine G reicht (der ganze Umfang beträgt 3 1/2 Octave), der Ton wird hier durch den größern oder geringern Druck des Fingers auf dem Claviere verstärkt oder geschwächt, wodurch der Erfinder, der sich 1775 damit in Paris hören ließ, der Unvollkommenheit der Clavierinstrumente abhelfen wollte. Damit sich der Spieler selbst accompagniren kann, ist es so eingerichtet, daß es als ein zweites Clavier auf ein andres krufisches Clavierinstrument gesetzt wird.

Melodie bedeutet im Allgemeinen eine gewisse Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechselung der Höhe und Tiefe, Kürze und Länge angenehm erscheint: im eingeschränkten Sinne des Worts auch den Gesang irgend eines bestimmten Musik- oder Singestücks, auf welchen man hindeuten will (wenn man sagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componist das Ideal der Empfindung, welche er zu mahlen sich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geschieht in unsern mehrstimmigen Kunstwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptstimme, welcher die übrigen Stimmen bloß zur Unterstützung beigesellt sind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Wesentlichste jedes Tonstücks sey, und daß ihr die Harmonie, so wichtig auch die Vortheile sind, die sie gewährt, und so sehr auch durch dieselbe die Ausdrucksmittel der Kunst vermehrt werden, dennoch untergeordnet seyn müsse. Die Musik hat den Gesang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmste Aufgabe, zum steten Ziele, und alle Künste der Harmonie haben bloß den schönen Gesang, oder die eigentliche Melodie, zum letzten Endzwecke. Darum ist es eine eitle Frage, ob in einem Tonstücke die Melodie, oder die Harmonie das vornehmste Erfoderniß sey. Ohne Zweifel wird die Harmonie als Mittel der Melodie als Zweck stets untergeordnet bleiben. Daher ist es für den Tonsetzer von der größten Wichtigkeit, die wesentlichen Eigenschaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch diese zu erreichen steht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componist in den Stand gesetzt wird, durch die melodische Verbindung der Töne ein schönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, sind die Verschiedenheiten der Töne und die Verschiedenheiten ihrer Bewegung, in so fern sie den Aeußerungen der verschiednen Empfindungen analog sind, und also auch wiederum auf unsre Empfindungen wirken können. Nicht sehr wahrscheinlich ist, daß der Mensch durch die Vögel auf die Nachahmung des Gesanges gekommen sey: es ist wahrscheinlicher, daß der Gesang auch successives Erzeugniß der Natur des Menschen selbst sey, denn die einzelnen Töne, woraus der Gesang gebildet ist, sind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menschen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, auch oft die Natur wider seinen Willen auspreßt. Der Mensch ist geneigt, sowohl den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen, und sich in denselben gleichsam einzuwiegen. Wir sehen, daß Kinder, die noch nichts von Gesang wissen, wenn sie in vergnügter oder trauriger Stimmung sind, sich durch dazu passende Töne darin zu erhalten suchen. Durch diese Töne bekommt das Gefühl gleichsam etwas Körperliches, woran es sich festhalten und wodurch es sich eine Fortdauer verschaffen kann. Diese allein machen aber den Gesang noch nicht aus. Denn erst, wenn abgemessene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entsteht der eigentliche Gesang. Auch diese scheinen in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine Wiederholung solcher Töne, ohne bestimmte Wiederkehr und Abwechselung mit Länge und Kürze vermag die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derselben nicht zu bewirken. Dieses thut eine gleichförmig anhaltende Bewegung besser. So ist es eine nicht seltne Erscheinung, daß nicht bloß das Kind, sondern auch der rohe erwachsene Mensch mit der Wiederholung leidenschaftlicher Töne eine gewisse gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken desselben verbindet, worin, so wie vielleicht noch eigentlicher im Pulsschlage, wahrscheinlich der Ursprung des Tacts zu suchen ist. Nichts ist bequemer, uns eine Zeit-

lang in einer und eben derselben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand gefesselt wird. Und so läßt sich einigermaßen der Ursprung des Gesanges erklären, den man durch eine, in bestimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne bestimmen kann. Gesang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menschliche Stimme, sondern auch auf den Instrumenten hervorgebracht werden. Aber der Gesang der menschlichen Stimme ist freilich der ursprünglichste und vollkommenste, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes, jedem Tone auf das genaueste die besondre Nüance, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderstehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, so hat der Gesang vor allen andern Werken der Kunst den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im Stande ist. Dies legt dem Tonsetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Gesanges oder der Melodie die größte Aufmerksamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonsetzern wegen der herrschenden harmonischen Ueberladungen anzuempfehlen ist. Melodie und Rhythmus sind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu versetzen, und wo jene fehlen, da ist die höchste Reinheit der Harmonie eine ganz unwirksame Sache. Das eigentliche Wesen der Melodie besteht nun aber einzig und allein in dem Ausdrucke. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung schildern, und jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, diese an den Tag zu legen strebt. In so fern nun aber diese Melodie in den Händen des Tonsetzers ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß sie auch, wie jedes andre Werk der Kunst, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind. Dieses Ganze muß eine gefällige Form haben und sowohl überhaupt, als in seinen einzelnen Theilen, so beschaffen seyn, daß das Ohr des Zuhörers zur beständigen Aufmerksamkeit gereizt werde und sich ohne Anstoß, ohne Zerstreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Lust überlassen und hingeben könne. Jeder Gesang, der diese doppelten Eigenschaften hat, ist gut. Die verschiedenen besondern Eigenschaften, welche einer guten Melodie eigen seyn müssen, sind in Kurzem folgende. Zuerst ist schlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin herrsche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemessene Modulation seine verschiedenen Nüancen bekomme. Dies kann nur auf diese Weise geschehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer bestimmten Tonleiter genommen werden. Geschähe dies nicht, so würde unter den einzelnen Theilen kein Zusammenhang seyn. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie giebt den aus derselben genommenen Tönen den nöthigen Zusammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß allemal dem Charakter des Stücks angemessen gewählt werden. Denn jede Tonart hat vielleicht einen ihr eignen Charakter. Je feiner nun das Ohr des Tonsetzers ist, diesen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, desto glücklicher wird er in besondern Fällen in der Wahl des Haupttons seyn, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die bloß aus ein Paar Hauptsätzen bestehen, kann man durchaus bei dem Haupttone bleiben, oder auch allenfalls in seine Dominante moduliren; längere Stücke hingegen erfodern Abwechselung des Tons, damit der leidenschaftliche Ausdruck, auch in Absicht auf das Harmonische, seine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens

ist zu einem guten Gesange der Rhythmus (s. d. Art.), das heißt, die Abmessung der einzelnen Theile nach Länge und Kürze, nothwendig. Jeder Gesang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton ist als eine kleine Rückung, deren eine bestimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzusehn. Es scheint überhaupt eine so sehr natürliche Aehnlichkeit zwischen dem Gang und der Bewegung des Gesanges zu seyn, daß überall, auch bei den rohesten Völkern, die ersten Gesänge, die unter ihnen entstanden, unzertrennlich mit dem Gange oder dem Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht, wo kein Schritt dem andern gleicht, ist, selbst beim bloßen Anschauen, schon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, so harmonisch richtig man auch deren Fortschritte, wenn unter denselben nicht irgend eine abgemessene Ordnung in der Abwechselung vorhanden wäre, unsre Aufmerksamkeit keinen Augenblick unterhalten, sondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewisse Gleichförmigkeit vorhanden seyn, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Musik Tacte genannt werden, eingetheilt seyn. Diese Schritte müssen, wenn sie aus mehreren kleinen Rückungen bestehn, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der ersten Rückung stärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Tacte. Darum müssen die gleich langen Schritte oder Tacte in gefälliger Abwechselung auf einander folgen. Es ist deswegen nöthig, daß die Dauer des Tacts in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verschiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne, sich von einander unterscheiden. Hieraus entstehen nun wieder neue Arten von Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit, die den Gesang angenehm machen. Drittens erfodert eine gute Melodie einen möglichst gefühlvollen Ausdruck, welcher durch eine schnelle oder langsame Bewegung, durch die Art des Vortrags (ob die Töne einzeln abgestoßen oder geschleift, stark oder schwach vorgetragen, hoch oder tief gesungen werden), durch größere oder kleinere, consonirende oder dissonirende Intervalle, durch den geraden oder ungeraden Tact und durch die daraus entstehenden verschiedenen Accente, durch die besondre Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Tacts, durch die Austheilung der Töne in dem Tacte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einschnitte und Abschnitte gegen einander bewirkt wird. Jeder dieser Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Viertens gehört zu einer guten Melodie die Eigenschaft, daß sie singbar oder spielbar und, nach Beschaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufassen sey. Wo diese Eigenschaft fehlt, da werden alle übrigen Verdienste einer Composition verdunkelt und unwirksam gemacht. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonsetzer sowohl den auszuübenden Gesang, als die Natur aller derjenigen Instrumente, für welche er setzen will, studirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Gesanges kommt oft von der Art der Fortschreitung her, und bei dieser ist zu merken, daß man, so lange der Ausdruck der darzustellenden Empfindung keine Ausweichung erfodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatonische Tonleiter ist in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichste. Die fünfte und letzte Eigenschaft einer guten Melodie besteht in der Nothwendigkeit, daß der Ausdruck eines Textes so viel als möglich

durch die Melodie wiedergegeben werden muß. Der Tonsetzer muß sich bestreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und sich überhaupt in dieselbe zu versetzen. Hier ist es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung so eindringend wird, daß das Gemüth sich dabei zu verweilen wünscht. Hier nun ist die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollsten Manieren oder Coloraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung im Satze, so werden ihm Bewegung und Tact, wie sie dem Texte angemessen sind, schon von selbst einfallen. Aber den schicklichsten Rhythmus und die besten Einschnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen musikalisch gewesen ist, oft sehr schwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einschnitte und Perioden mit denen, die im Texte sind, übereinkommen müssen. Streiten nun aber diese, wie es nicht selten der Fall ist, gegen das Ebenmaß der Musik, so muß sich der Setzer mit Wiederholungen und Versetzungen einzelner Worte zu helfen suchen. Höchst zweckwidrig sind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande, und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes gänzlich widersprechen. Wie, wenn der Dichter sagte, weine! nicht, und der Tonsetzer wollte nun auf dem ersten Worte Töne setzen, die etwa das Weinen nachahmen sollten? Und doch trifft man dergleichen Verstöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich ist noch anzumerken, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Tactes die Melodien höchst unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entstehen, wenn man Dissonanzen auf Tacttheile anbringt, welche dieselben nicht vertragen. Im Dreiviertel-Tact können die Vorhalte oder zufällige Dissonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geschehen sollen, nur auf dem ersten Viertel angebracht werden. Geschehen hingegen in diesem Tacte die Rückungen durch Achtel, so können die Dissonanzen auf dem ersten, dritten und fünften Achtel stehen. Hingegen fallen die Dissonanzen im Sechsachtel-Tacte auf das erste und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder sechsten vorbereitet. P p.

Melodion, ein von Dietz in Emmerich erfundnes, dem Chladnischen Clavicylinder ähnliches Instrument, auf welchem der Ton durch Reibung metallener Stäbe, welche in perpendiculärer Richtung nach einander fortlaufen, vermittelst eines Cylinders hervorgebracht wird, den der Spieler mit den Füßen bewegt. Es hat den Ton der Harmonica, aber leichtern Anschlag, einen Umfang von 5 1/2 Octaven, eine sehr compendiöse Form, und soll sich mit derselben Fertigkeit wie das Fortepiano behandeln lassen.

Melodrama (Duodrama, Monodrama) bezeichnet ein kleines musikalisches Drama, besonders diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich dadurch von der Oper, daß der Dichter das dazu gewählte Subject lyrisch bearbeitet und daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichsam nur andeutet, um der Musik dadurch Gelegenheit zu geben, diese Gefühle auszudrücken. Zur Unterscheidung nennt man gewöhnlich Monodrama ein solches musikalisches Drama, wenn es nur eine Person hat, Duodrama, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen Pygmalion veranlaßt Brandes die Gerstenbergische Cantate Ariadne, so wie nachher

Gotter die Medea bearbeitete, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Musik beschenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den ausgezeichneten Beifall werfen, welchen diese beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erscheinung in einem so hohen Maße erhielten: so müssen wir allerdings erstaunen, daß diese Gattung späterhin so wenig Nachahmer gefunden, und sich der Geschmack daran bald verloren hat. Wenn wir aber zuvörderst den mechanischen Bau der vorhandenen Melodramen betrachten: so werden wir finden, daß eine einzige Person außer Stande ist, eine dramatische Handlung zu beginnen, sie durch alle, an das zu gewährende Interesse nothwendig geknüpfte Verwicklungen durchzuführen und endlich zur vollkommnen Befriedigung der Zuschauer in sich harmonisch zu beenden. Um einem solchen harmonischen Uebelstande wenigstens in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben gesucht. Hieraus entsteht aber der grelle Widerspruch, daß wir stets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zu unserer anschaulichen Kenntniß gelangen. Wir sehen Wirkungen, ohne die Ursachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweises, daß ein solches Werk, dem statt der dramatischen Handlung stets Gefühle und Empfindungen untergeschoben werden, seines Mangels an innerer Haltung wegen auf kein fortdauerndes Interesse Anspruch machen könne. Anders verhält es sich mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, schon größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechanischen Hülfsmittel selbst bei zwei Personen immer noch sehr beschränkt sind. Hiezu kommt noch eine andre Schwierigkeit. Man hat nämlich geglaubt, diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um dem Componisten durch die mit diesem Charakter nothwendig verbundene Lyrik hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da nun aber der ernste Charakter einer solchen lyrischen Handlung durch Mangel an äußerer Bewegung nothwendig sehr beengt seyn muß, und dieser Mangel an Bewegung durch die eben so nothwendig beschränkte Handlung einer oder zweier Personen nicht gehoben werden kann: so scheint sich daraus zu ergeben, daß ein ernster Inhalt für diese Art dramatischer Arbeiten durchaus unstatthaft sey. Man scheint dies in so fern beherzigt zu haben, als man den Intermezzo's und ähnlichen kleinen musikalischen Dramen, welche doch im Allgemeinen mit den Melodramen wohl verglichen werden können, einen komischen Charakter gegeben hat. Ein andrer Verstoß gegen das nothwendig zu erregende Interesse, welcher jene Mängel der Poesie noch übertrifft, liegt in der Art und Weise, wie man die Musik zu diesen Melodramen bisher behandelt hat. Ist es möglich, daß selbst das Genie eines Mozart im Stande wäre, für die stete Zerstückelung, welche nun einmal den Charakter der gewöhnlichen melodramatischen Musik ausmacht, zu entschädigen? Wer vermöchte an jenen stets gewaltsam abgerißnen, im Charakter sich fast immer einer dem andern widersprechenden, musikalischen Sätzen, selbst wenn sie an und für sich die vortrefflichsten Gedanken enthielten, Gefallen zu finden? Der Dichter solcher Melodramen glaubt nämlich, dem Componisten nicht genugsame Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen contrastirt und sie sich unter einander selbst bestreiten ißt. Dadurch entsteht natürlich ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die

Declamation unterbricht, einen verschiedenen und sich oft vernichtenden Charakter zur Erscheinung bringt. Aus allen diesen angeführten Gründen geht hervor, daß das sogenannte Melodrama, in welchem, wie Bouterweck sich ausdrückt, zwei Künste, die dasselbe Ziel verfolgen, mit besonderer Höflichkeit einander abwechselnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg tritt, insbesondre seines musikalischen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deshalb unstatthafte Gattung dramatischer Producte zu erklären ist, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entschieden hat. Unter Melodrama, sagt Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, verstehen die Franzosen, nicht wie wir, ein Schauspiel, worin Monologe mit Instrumentalmusik in den Pausen abwechseln, sondern wo in emphatischer Prosa irgend etwas Wunderbares, Abentheuerliches, oder auch sinnliche Handlungen nebst den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe sich etwas Besseres bauen; denn leider sind die meisten Melodramen bis zur Abgeschmacktheit roh und gleichsam Fehlgeburten des Romantischen. Pq.

Melone, Cucurbita Melo, eine kürbisartige Garten- und Feldfrucht von angenehmen, süß- gewürzhaftem Geschmack. Sie ist in Asien zu Hause und kann in Deutschland kaum unter freiem Himmel gezogen werden. In der Gegend um Astrachan baut man sehr große, wohlschmeckende Melonen, Arbusen genannt. Die deutschen Gärtner ziehen besonders zwei Arten, die Kantalupen mit plattrunden warzigen, unförmlichen Früchten, von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird. Ferner die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnschäliger ist und früher reift, als jene. Außerdem rechnet man auch hieher die Wassermelone, Cucurbita Citrullus, welche besonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermischt genießt. K.

Melos, griech. der Gesang, Gesangspoesie, daher melisch soviel als lyrisch, reinlyrisch (s. Lyrik.).

Melpomene, die Muse des Trauerspiels. Sie wird abgebildet mit einer ernsthaften Maske, wohl auch mit einem Cypressenzweig in der einen, und einem Dolch in der andern Hand (vergl. Musen).

Melville (Henry Dundas, Viscount), ein berühmter englischer Staatsmann, war 1741 zu Arniston, in Midlothian oder Edinburghshire geboren, studirte in Edinburgh und ward 1763 Advocat daselbst. Er zeigte früh einen raschen, eindringenden Geist, lebhafte, fließende Beredsamkeit und Entschlossenheit. Nachdem er einige Jahre General-Procurator gewesen, ward er 1773 Lord-Advocat von Schottland, ein Amt, das mit einer beinahe uneingeschränkten gerichtlichen Macht und einem sich über das ganze Königreich verbreitenden Einfluß verbunden ist, den er durch zahlreiche Anstellungen seiner Familie und ihm ergebener Personen anwandte. Auch gibt man ihm einige Willkürlichkeiten in seiner Verwaltung Schuld. Bald war ihm der juristische Wirkungskreis zu enge. Er brachte es dahin, daß er, wider den Willen des Ministeriums, in das Unterhaus kam, zeigte sich aber dennoch als ein eifriger Anhänger des damaligen Ministers Lord North. Als dieser 1782 durch den Marquis v. Rockingham verdrängt worden, und nach dessen Tode der Marquis Lansdown und Pitt an das Ruder gekommen waren, folgte er auch deren, North's ganz entgegengesetzten, Systemen. Mit deren Sturz aber (nach dem Frieden mit Amerika) verlor er (1783) nicht nur seine Stelle als Marine-Secretär, sondern auch die als Lord-

Advocat von Schottland. Doch trat er in Gesellschaft mit Pitt bald wieder auf. Pitt ward erster Staatsminister oder erster Lord der Schatzkammer, und Dundas erhielt, als Marine-Schatzmeister, Präsident der General-Controlle, Staatssecretär, dirigirender Minister und Director der Bank von Schottland ꝛc., einen bisher noch unerhörten Einfluß. Seine große Strenge machte ihn jedoch beim Volke so verhaßt, daß, als er 1793 Schottland bereiste, er an einigen Orten kaum der Wuth des Pöbels entgehen konnte. Pitt verließ die Geschäftsbühne 1801, und Dundas, der nun zum Viscount Melville gemacht wurde, folgte ihm, so wie er ihn bei dessen nachmaligem Wiederauftreten abermals begleitete, und erster Lord der Admiralität (Marineminister) ward. Dies blieb er bis zur Zeit seines bekannten Prozesses. Er hatte nämlich selbst als Marine-Schatzmeister eine Bill bewirkt, wodurch die Verrichtungen des Schatzmeisters näher bestimmt und festgesetzt wurde, daß die durch seine Hände gehenden Gelder von Zeit zu Zeit in die Bank fließen und allem Mißbrauch entzogen werden sollten; hatte aber nachher dagegen gefehlt, indem er mit bedeutenden Summen dieser Gelder handelte, oder handeln ließ, obgleich dem Staate eigentlich nichts dadurch entgangen oder entwendet worden war. Whitbread trug daher am 8ten April 1805 auf eine Klage gegen ihn an, welcher Vorschlag durch die Ausschlag gebende Stimme des Sprechers durchging. Am 10ten legte Lord Melville seine Stelle als erster Lord der Admiralität nieder; am 6ten Mai ward er aus der Liste der geheimen Staatsräthe gestrichen, und am 20ten Juni von Mr. Whitbread und einigen andern förmlich im Parlament der Veruntreuung und gesetzwidrigen Amtsverwaltung beschuldigt. Der Prozeß ward in Westminsterhall geführt und Lord Melville frei gesprochen. Er erhielt seinen Sitz im Staatsrathe wieder, konnte aber keine Geschäftsanstellung wieder erlangen; erschien noch zuweilen im Oberhause, that aber nichts von Bedeutung, und lebte größtentheils in Schottland. Dort starb er plötzlich in Edinburgh, im Hause seines Neffen, am 27sten Mai 1810.

Melzi d'Erile, Duca di Lodi, aus einer edeln spanischen Familie entsprossen, hatte sich seit lange in Mailand niedergelassen, nahm die Partei der Franzosen bei ihrem Einmarsche in dieses Land, und wurde zum bevollmächtigten Minister der cisalpinischen Republik bei dem Congreß von Rastadt ernannt, wo er eine ausgezeichnete Rolle spielte. Er war es, der dem General Bonaparte die Schlüssel von Mailand überbrachte, als er an der Spitze der Armee seinen Einzug in diese Stadt hielt. Nachher spielte er eine wichtige Rolle in der Consulta zu Lyon 1802, und wurde zum Vicepräsidenten der neuen Regierung der italienischen Republik ernannt. Er bekleidete diese Stelle bis zum J. 1805, wo die Republik in ein Königreich umgeschaffen wurde. Nach der Krönung Napoleons zum König von Italien ward er zum Kanzler-Siegelbewahrer ernannt, und empfing im J. 1808 den Titel eines Herzogs von Lodi. Als im J. 1814 die Catastrophe auch in Italien eintrat, bemühte er sich, wiewohl vergebens, den Senat zu bewegen, den Prinzen Eugen zum König von Italien zu proklamiren, um, wo möglich das Königreich Italien zu erhalten.

Memel, eine Stadt im lithauischen Departement, insterburger Kreise, in Ostpreußen, am curischen Haf, wo der Fluß Dange hineinfällt. Sie zählt über 5000 Einwohner. Der Hafen der Stadt ist geräumig und Schiffe von 300 Tonnen können bis dicht zur Stadt kommen; kleinere Fahrzeuge finden ihren Platz in dem innern Hafen, welchen die Dange bildet. Die Stadt ist befestigt und hat eine Citadelle

von vier Bastionen. Der nicht unbeträchtliche Handel besteht meistens in Commissionshandel mit Schiffholz, Hanf, Getraide, Häuten u. s. w., welche Artikel aus Lithauen gezogen und nach England verfahren werden. Die größten Handelshäuser sind auch englischer Abkunft.

Memleben, ehemaliges Kloster an der Unstrut, des Kaisers Heinrich I. Lieblingsaufenthalt. Dieser starb auch daselbst.

Memmi (eigentlich Martini), Simone, aus Siena, ein vorzüglich durch Petrarcha (Son. LVII. u. LVIII.) verewigter Mahler, dem er Laura's Bildniß mahlte. Nach einigen war er ein Schüler des Giotto, mit welchem seine Manier Aehnlichkeit hat, doch bemerkt man in Giotto's Werken nach Fiorillo mehr Zartheit der Farbenmischung und Reichthum der Erfindung. In der großen Capelle degli Spagnoli, in der Kirche S. Maria Novella zu Florenz, und im Campo Santo zu Pisa mahlte er große Façaden, ohne zur Beabtheilung in Fächer, wie vorher geschah, seine Zuflucht nehmen zu müssen. Von seinen Verdiensten in der Miniaturmahlerei zeigt eine mit Figuren gezierte Handschrift des Virgil in der ambrosianischen Bibliothek. Eine Eigenheit seiner Bilder ist die Nebeneinanderstellung von Figuren verschiedener Proportion auf derselben Fläche. **Filippo Memmi** war sein Schüler und Anverwandter.

Memmingen. Diese ehemalige freie Reichsstadt in einer fruchtbaren Ebne im Algau in Schwaben nicht weit vom Illerstrom gelegen, zählt über 6000 Einwohner. Genannt zu werden verdienen einige schöne Kirchen, das Rathhaus, die Bibliothek und das Lyceum. Es wird ansehnlicher Handel mit feiner Leinwand, Barchent, Kattun, Salz und selbstgebautem, jährlich gegen 2000 Centner betragendem Hopfen getrieben. Zu einem Römermonat gab die Stadt 150 Fl. und zu einem Kammerziel 351 Thlr. 63 1/2 Kr. Das Stadtgebiet betrug zwei Quadratmeilen mit mehr als 4000 Bewohnern. Die reinen Einkünfte rechnete man jährlich auf 45,000 Gulden. Im J. 1802 kam Memmingen bei den Entschädigungsausgleichungen an Pfalzbayern. Es ist jetzt der Sitz des Appellationsgerichts für den Illerkreis und zugleich eines bayerischen Landgerichts und Rentamts.

Memnon, nach dem Mythus ein Sohn des Tithon und der Aurora und ein Bruder des Emathion. Nach einigen war er König der Aethiopier, nach Andern der Assyrer. Zu Abydus in Aegypten erbaute er einen prächtigen Palast und ein Labyrinth; einen andern Palast zu Susa in Persien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen **Memnonia** führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geschenk eines goldnen Weinstocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen. Bei Troja verrichtete er mehrere tapfere Thaten, verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, ließ Jupiter aus seiner Asche eine unzählige Menge Vögel entstehen (**Memnonsvögel**), welche jährlich zu seinem Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und so gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Nach seinem Tode wurde er als Heros verehrt. Bei Theben sahe man seine zum Theil noch vorhandne Bildsäule, oder eigentlich zwei Bildsäulen, in colossaler Größe. Wenn die Sonne aufging und die Statue beschien, gab sie einen fröhlichen Klang von sich; ging sie unter, einen traurigen. Man erzählt sogar, daß sie Thränen vergossen und Orakelsprüche in sieben Versen ausgesprochen habe. Man hörte den Klang noch bis ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt. Beschreibungen dieser **tönenden Memnons**-

säule und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pausanias und Strabo und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Ueber die Beschaffenheit dieser Säule und die Bedeutung der Erzählung vom Memnon sind von den Gelehrten sehr scharfsinnige Hypothesen aufgestellt worden.

Mémoire. Mit diesem Worte bezeichnet man im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient, dann eine schriftliche Vorstellung, ein Aufsatz zur Anregung eines Gegenstandes, Eingabe. Dann insbesondere I. Staatsschriften, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle, oder größtentheils, besonders die Besiegelung fehlen. Sie kommen bei Negociationen der Minister häufig, bisweilen auch bei Antworten und Resolutionen der Herrscher vor, weil man durch diese Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterscheidet drei Arten derselben: 1. die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Mémoires en forme de lettre); 2. solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift enthalten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (Mémoires schlechthin); und 3. solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erstern a) Circularnoten an das corps diplomatique, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu ersuchen; gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssecretärs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Gesandten auf dessen Memorial; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Mémoire zu übergeben. Die Denkschreiben der Gesandten an den Höfen, wo sie residiren, sind meist eigentlich sogenannte Mémoires, bisweilen auch bloß Noten; en forme de lettre werden sie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter historischen Mémoires versteht man solche Schriften, in denen Jemand selbst erlebte Geschichten zur Erinnerung für sich selbst aufgezeichnet hat; Denkschriften. Sie unterscheiden sich von einer vollständigen Geschichte oder Chronik dadurch, daß sie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstand haben; 2. daß deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können, und 3. daß sie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Aus dem letztern Grunde macht man an sie keine Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich historisches Kunstwerk, und gesteht ihnen zu, daß sie minder zusammenhängend und sorgloser im Ausdruck seyn können, obschon ihr Werth um so größer ist, je weniger sie von jener Erlaubniß Gebrauch machen, und zwar mit Leichtigkeit, aber ohne störende Nachlässigkeit erzählen. Ihr vielseitiger und mannichfaltiger Werth ist unläugbar. Sie liefern dem Forscher sehr interessante Details, entdecken oft die geheimsten Triebfedern, dringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geschichtsbüchern vernachlässigte oder kaum mit furchtsamer Vorsicht durch Winke angedeuteten Umstände ein, entwickeln geheime Anschläge und Entwürfe,

von denen bloß das letzte Resultat in die Geschichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen in der Regel und unter gewissen Beschränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Nicht weniger sind sie angenehm durch die rein sich aussprechende Individualität des Schreibenden, durch seine Art, die Begebenheiten zu betrachten (gesetzt auch, daß sie einseitig, beschränkt, ja selbst parteiisch seyn sollte, was einmal in der Natur solcher Schriften liegt), durch Originalität und Naivetät, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung. Durch diese Eigenschaften erhalten sie vor andern Gattungen historischer Schriften den Vorzug, daß sie den Dilettanten wie den Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachlässigkeit ihrer Form, diesen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen ist, daß in letzterer Rücksicht die historische Kritik bei denselben ein schweres Geschäft hat. Als die ältesten Mémoires betrachtet man gewöhnlich Cäsars Berichte von seinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Bischofs Ditmar Chronik (den neuern Ansichten über dieselbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber ist Frankreich, in dessen historischer Litteratur sie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit sind, und wo sie vom Ende des 15ten Jahrhunderts an immer häufiger wurden. Besondre Erwähnung verdienen: Phil. de Commines Mémoiren, die die Geschichte Ludwigs XI. und Carls VIII. (1464—1498) mit bezaubernder naiver Einfachheit in lichtvoller und kunstloser Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürsten erzählt (London 1747, 4 Bde. 4). Martin du Bellay's, durch ihre kraftvolle Darstellung und den in ihnen ausgesprochnen Nationalsinn merkwürdige Mémoiren gehen von 1513—1516 (Paris 1569 Fol. modernisirt herausg. von Lambert. Paris 1753, 7 Bde. 8.): Blaise de Montluc ist in seinen Mémoiren (von 1521—1569, von Heinrich IV., die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde. 12.) eben so offenherzig in seinem Selbsttadel als in seinem Selbstlobe; lebhafter und anschaulicher Vortrag ist verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politische Redlichkeit in höchster Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, so wie durch würde- und ruhevollen Vortrag zeichnet sich Michel de Castelnau (Mém. von 1559—1570, Brüssel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Mémoiren (Oeuvres Paris 1787, 8 Bde. 8.) sind durch eine besondre Mischung von schamloser Naivetät mit cynischer Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unstetigkeit des abgeschliffnen höfischen Wüstlings charakteristisch. Margarethe Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geschichte ihrer Jugendjahre (1561—1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünstelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde. 8. deutsch, von Friedr. Schlegel, Leipzig 1803, 8.). Aubigné (1550—1600, Amst. 1623, 3 Bde. Fol.) ist bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähsucht gränzender Freimüthigkeit, und bei einem gesuchten, oft unverständlichen Ausdrucke ein für die Geschichte seiner Zeit höchst wichtiger, wenn auch mit kritischer Prüfung zu brauchender, Schriftsteller. Maximilian de Bethune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältnissen, in denen er lebte, und bei seiner anerkannten Rechtlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom ersten Rang, ob er gleich beschränkt und parteiisch, selbst unfreundlich und bitter in seinen Urtheilen über

Menschen und Hofverhältnisse, und in seinem Vortrage nachlässig und oft ermüdend weitschweifig ist (Paris 1788, 6 Bde. gr. 8.). Rochefoucault, ein Großer von der feinsten Bildung und tiefer Menschenkenner, beschrieb die Unruhen der Fronde (1648—1652) mit Meisterhand, hat bei unverschleierter Parteilichkeit eine scharfsinnige und klare Darstellung und Entwicklung der Begebenheiten, treffende Charakteristik der Hauptpersonen, sprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darstellung (in welcher er sehr unpassend oft mit Tacitus verglichen worden) ist schmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemessen und gedrungen Trevoux 1754, 2 Bde. 12. Paris 1804, 18.). Des Cardinals de Retz Mémoiren (Genf, 1777, 7 Bde. 12. deutsch, Jena 1798—1800, 3 Bde. 8.) haben für den, der psychologische Kritik anzuwenden versteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteristik ist sprechend und verräth den geübten und tiefblickenden Kenner, die Darstellung ist geistreich, witzig, reich ausgestattet mit gehaltvollen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachlässigkeit der feinern Umgangssprache und viel natürliches Feuer. Aus der unzählbaren Menge der übrigen Mémoiren können hier nur noch kurz erwähnt werden, die von Joinville, welche sich durch Naivetät auszeichnen, die von d'Etrées, de Brienne, de Torcy und Montyon, interessant für die Kunst zu negociren, ferner die Mémoiren von St. Simon (1791) und Duclos (s. d. Art.) und Mémoires du Général Dumouriez, (Hamb. 1794, 2 Bände. 8.), Mémoires pour servir à l'histoire de l'année 1789 (ohne Druckort 1790, 4 Bde. 8.), Turreau mém. pour servir à l'hist. de la guerre de la Vendée (Londr. 1796. 8.) wichtig für die Geschichte der französischen Revolution. Späterhin brauchte man dieses Wort auch von solchen Schriften, welche von andern sowohl zum Tadel (mém. de l'abbé Terral. Lond. 1776. 8.; Mém. de Custine, Hamb. 1795. 2 Bde. 8.) oder zur Vertheidigung (mém. du Duc de Choiseul. Paris 1790, 2 Bde. 8.; mém. du ministère du Duc d'Aiguillon, Paris 1792, 8.) berühmter und einflußreicher Personen geschrieben waren. Die despotische Befangenheit der neuesten Zeiten scheint, wenigstens vor der Hand, diese Gattung der historischen Schriftstellerei gänzlich unterdrückt zu haben. Größere Sammlungen von Mémoiren sind: Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'hist. de France. Londres 1785. ff. 8.; Mémoires du règne de Louis XV. Paris 1791, 28 Bde. 12. und Friedr. Schillers allgemeine Sammlung historischer Mémoires vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten. Jena 1790. ff. 8. Als deutsche Mémoiren können angesehen werden: Dohms Denkwürdigkeiten 2c. und Mémoiren des Freiherrn von S—a, wiewohl hierin vieles Fiction ist. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, besonders die in gelehrten Gesellschaften vorgelesenen Denkschriften, werden mit diesem Namen belegt. Die Mémoires de l'academie des inscriptions et belles lettres und mehrere andre Sammlungen dieser Art sind allbekannt. A—s.

Mémoire, soviel als Gedächtniß, s. d. Art.

Memphis, ehemals Hauptstadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptstadt Aegyptens und die zweite Residenz der ältern Könige, auf der Westseite des Nils gelegen. Sie wird als eine Colonie von Theben angesehen, und war ein sehr mächtiger, in manchen Zeitaltern der wichtigste und herrschende Priesterstaat in Aegypten, und zwar zu Josephs Zeiten blühend. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel, z. B. des Ptha, und Paläste zierten sie. Nach und nach aber sank sie von ihrer Höhe

herab, und im 7ten Jahrhundert eroberten und zerstörten sie die Sarazenen. Jetzt kann man die Stelle, wo sie gestanden, nicht mehr mit Gewißheit angeben.

Mena (Juan de), ein veralteter und schwülstiger spanischer Dichter, hat unter allen frühern castilianischen Dichtern die größte Berühmtheit erhalten. Er war um das Jahr 1411 in Cordova von ehrbaren Aeltern geboren, und studirte in Cordova, Salamanca und Rom; doch blieb er den Formen der alten castilianischen Poesie treu. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er durch Don Alvaro de Luna, seinen Gönner, dem Könige Johann II. vorgestellt, der ihn zu seinem Historiographen ernannte. Man hat von ihm mehrere Gedichte. Das längste ist das allegorisch-historisch-didactische Gedicht El Labyryntho, bekannter unter dem Namen Las Trezientas, weil es 300 Stanzen in alten dactylischen Versen enthält. Sein Gegenstand, die Wandelbarkeit des Geschicks, ist in einer sehr steifen, gedehnten und verworrenen Allegorie behandelt. Die Lobpreisung seiner Nation und des Königs, welche ihn zu einigen gelungnen lyrischen und erzählenden Stellen befeuert hat, haben jenem Werke ein Nationalinteresse gegeben, welches sich unter den spanischen Literatoren fortgepflanzt hat. Ein gewisser Ferdinand Nunez hat einen Commentar dazu geschrieben, der noch abgeschmackter ist. Ein andres Gedicht ist seine Calamicleos, welches er selbst durch Tractat über Elend und Ruhm erklärt, das aber unter dem Titel La Coronacion herausgekommen ist, und eine seichte Lobrede zur poetischen Krönung des Marquis von Santillana, eines seiner Gönner, enthält. Der Dichter hat selbst einen Commentar dazu geschrieben, der ein Meisterstück von pedantischer Weitläuftigkeit ist. Seine übrigen Gedichte sind Lieder der Liebe im gelehrten Style jener Zeit. Mehr Werth hat sein Tractado de Virios y Virtudes, den er unvollendet gelassen. Mehrere haben ihn nach seinem Tode fortgesetzt, sind aber damit verunglückt. Zuletzt fiel er dem Ritter Jeronymo de Olivarez unter die Feder, welcher darin in Prosa und in Versen versichert, daß Juan de Mena einen Augenblick das Fegefeuer verlassen habe und ihm erschienen sey, um ihn zur Vollendung des Werks aufzufodern und zu begeistern. Mena starb 1456 in Tordelaguna.

Menage (Gilles), ein bekannter französischer Gelehrter, geboren zu Angers im J. 1613, zeigte früh Neigung für die Wissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien wurde er königlicher Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn, seinem Vater diesen Posten zurück. Dies geschah nicht ohne dessen Mißvergnügen, welches jenen zu dem Wortspiele veranlaßte: qu'il étoit mal avec son père, parce qu'il lui avoit rendu un mauvais office. Er widmete sich dem geistlichen Stande, bekam einige Pfründen, die ihm ein gemächliches Leben sicherten, widmete sich ganz dem Studium der schönen Künste, und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine Gesellschaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zusammenkam, und die er seine Mercuriale (Versammlung zur Abstellung von Mißbräuchen) nannte. Sie bestand gegen vierzig Jahre. Menage besaß viel Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Er würzte sein Gespräch unaufhörlich mit griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Versen. Die italienische Sprache hatte er so inne, daß er mit Leichtigkeit darin versificirte. Seine italienischen Gedichte verschafften ihm die Aufnahme in die Akademie della Crusca. Er würde auch in der französischen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in seiner Requête des Dictionnaires (einer satyrischen

Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionär derselben spöttisch angegriffen hätte. Ménage hatte im Allgemeinen die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten. Sein Leben war ein beständiger Krieg; er hatte sich durch seinen streitsüchtigen Charakter zahlreiche Feinde unter seinen Zeitgenossen zugezogen. Er bekämpfte sie gern mit fremden Waffen und machte zuweilen eine ziemlich unpassende Anwendung von den Epigrammen Andrer, wofür Molière ihn derb züchtigte. Ménage hat mehrere gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius ist mit sehr geschätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionnaire étimologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 Bden) und seine Origines de la langue italienne (1685 in Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungner Etymologien. Die Königin Christine sagte von diesem Werke: Ménage will nicht nur wissen, woher ein Wort kommt, sondern auch, wohin es geht." Unter seinen Satiren gegen Montmaur ist die Metamorphose dieses Pedanten in einen Papagei die beste. Seine lateinischen, italienischen, griechischen und französischen Poesien sind ziemlich werthlos und bestehen zum Theil aus Reminiscenzen und leeren Gemeinplätzen. Nach seinem Tode erschienen Menagiana, erst in einem, dann in vier Bänden, deren Werth sehr ungleich ist. Ménage starb 1690. Man führt von ihm als etwas Außerordentliches an, daß er sein Gedächtniß nicht nur bis in sein hohes Alter behielt, sondern auch, als er es verloren hatte, nach kurzer Zeit wieder erhielt. Er selbst besang dieses Ereigniß in einer lateinischen Hymne an die Mnemosyne.

Menagerie heißt eine Anstalt, in welcher seltene ausländische Thiere unterhalten werden. Es gehören dazu Gebäude und Hofräume, die den Bedürfnissen der verschiednen Thiergattungen angemessen seyn müssen, damit sie weder Schaden leiden noch zufügen können. Man hat dergleichen Anstalten am vorzüglichsten zu Wien und Paris. Sie sind für die Naturgeschichte von Wichtigkeit, weil eine Menge von Eigenschaften der Thiere sich nur durch vielfache und genaue Beobachtung, die in der Wildniß nicht möglich ist, wahrnehmen lassen, wiewohl nicht unbeachtet bleiben darf, daß in der Gefangenschaft und unter einem fremden Clima jedes Thier seine Natur und seinen Charakter mehr oder weniger verändert.

Menander, der berühmteste unter den griechischen Lustspieldichtern der neuern Komödie, war ein Sohn des Diopethis und der Hegesistrate, und im dritten Jahre der 109ten Olympiade zu Athen geboren. Er starb in einem Alter von 52 Jahren. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit seiner Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als hundert belief, bezeugen die Alten; um so mehr ist es zu bedauern, daß wir außer einigen Fragmenten (Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus Amsterd. 1709, 8. und in Brunck poetis gnomicis) nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgeahmt.

Mendelssohn, s. Moses Mendelssohn.

Mendicanten, s. geistliche Orden.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Almogaver, und Garcilaso de la Vega, der Zeit nach der dritte unter den spanischen Classikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Karls V., aus dem alten Hause Mendoza, das mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählt, war geboren zu Granada im J. 1503 oder 1504, und starb zu Valla-

dolid 1575. Als Dichter und Geschichtschreiber half er den Ruhm der castilianischen Literatur gründen; im Fache der Romane gab er dem Nationalgeschmack eine entscheidende Richtung; aber als Geschichtschreiber gewann er keinen Einfluß auf den Zeitgeist, so wenig als sein öffentliches Leben die reinmenschlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitssinn des denkenden Kopfs, und den hellen Blick des erfahrnen Weltmanns beurkundet hat. Er handelte im Geiste seiner Nation, hart, grausam und unterdrückend, stolz gegen Fremde, ein furchtbares Werkzeug der Machtpolitik seines Hofes. Bei seltenen Talenten und vertraut mit der alten und neuen Literatur, selbst mit der hebräischen und arabischen Sprache, zeigte er in den wichtigen Staatsdiensten, zu welchen ihn Karl V. berief, nicht den Charakter der Humanität, sondern den des Zeitalters der Inquisition, der Auto da Fé's, der Soldatenherrschaft, der Mißhandlung der Völker und des Macchiavellismus der Höfe. Denn ihm fehlte, wo nicht der Geist, doch das Herz der classischen Bildung. Das Studium der scholastischen Philosophie und Theologie und des canonischen Rechts, so wie Mendoza es in Spanien, bei dem Flammenlichte des heiligen Gerichts, treiben durfte, konnte in dem Spanier höchstens mit römischem Stolze sich mischen, nie mit griechischer Bildung sich befreunden. Der geistvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Universität Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte, hierauf als kaiserlichen Bevollmächtigten auf die tridentinische Kirchenversammlung, dann im J. 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof, wo er in ganz Italien alle diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlandes zu erkennen gaben. So unterjochte er, gleichzeitig zum Generalcapitän und Statthalter von Siena ernannt, nebst Cosmus I. von Medicis, diese Republik, die letzte aus Italiens Mittelalter. Siena kam als spanisches Lehn unter die Herrschaft von Kosmus I. Mit dem eisernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toscaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Liberalen, verabscheut von Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte Don Diego nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowohl durch Gewaltmißbrauch, als durch seine vielen Liebes-Abenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, in welchem Jahre Karl V. von den wiederholten Klagen aller seiner italienischen Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Minister auf den Monarchen selbst überging, ermüdet, ihn an seinen Hof zurückberief. — Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammlen griechischer Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sandte deshalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften aufsuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehn, in welchem er am Hofe Solimans stand. — Nach Karls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einst wegen eines Liebeshandels mit einem seiner Nebenbuhler in Streit. Dieser zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte seinen Gegner und warf ihn von dem Erker des Schlosses auf die Straße. Er kam darüber ins Gefängniß, wo er Liebes-Klagelieder dichtete. Hierauf ward er nach Granada verwiesen, wo er mit Aufmerksamkeit den Gang des Aufstandes der Mauren in dem Alpujarra-Gebirge beobachtete, und die Geschichte desselben schrieb, ein Werk, das noch jetzt als eins der ersten Geschichtswerke in Spanien

geachtet wird. Noch beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit der Uebersetzung und Erklärung eines Werks von Aristoteles. Seine Bibliothek vermachte er dem Könige; sie ist eine der Zierden des Escurials. Ueber seinen Werth als Schriftsteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. In der poetischen Epistel gab er seinen Sprachgenossen das erste gute Muster. Die meisten sind didactisch, dem Horaz nachgebildet, in einem kräftigen Geiste leicht gedichtet, und verrathen den welt- und menschenkundigen Mann; andere schildern das häusliche Glück und die sanfteren Empfindungen mit so viel Gefühl und Zartheit, daß man in ihnen den Tyrann von Siena nicht wieder erkennt. Seinen Sonetten fehlt, bei reinem, edlem Ausdruck, Anmuth und Wohllaut. Seine Canzoni sind oft dunkel und gesucht. In den Formen der spanischen Poesie, in den redondillas, quintillas und villancicos, hat er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks übertroffen. Seinen Satiren, oder burlescas, wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker hat Mendoza Epoche gemacht. Man nennt ihn den Vater der spanischen Prosa, wenn anders diese ohne freies Denken überhaupt vorhanden seyn kann. Sein komischer Roman Lazarillo de Tormes, den er als Student schrieb, und den ein gewisser Luna mit einem zweiten Theile vermehrte, ist in die meisten Sprachen des Auslandes übersetzt. (Vida de Lazarillo de Tormes. Tarrag. 1536. 12. fortgesetzt von Henr. de Luna, Zarag. 1652. 12.) Der Held des Romans ist ein Bettler, von der Classe der verschmitzten Landstreicher, die in Spanien ein Gegenstand des Volkswitzes geworden sind. Der Dichter hat das Volksleben der Spanier in seiner verschiedenen Abstufung mit Fieldings Geist in der frischesten Lebendigkeit dargestellt. Die vielen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes brachten in der spanischen Literatur eine eigene Gattung hervor, die man el Gusto Picaresco (den Geschmack am Schelmischen) nannte. Auch war dieser echtkomische Roman, der eine seltene Kenntniß des bürgerlichen Zustandes verräth, das letzte spanische Buch, in welchem die Inquisition als lächerlich und verhaßt angegriffen wird. Das zweite Meisterwerk Mendoza's, die Geschichte des Krieges von Granada, ist nicht unähnlich den Geschichtswerken des Sallust und Tacitus. Die Erzählung ist einfach, der Ausdruck manchmal fast zu gewählt. Man erkennt überall den großen Staatsmann. Mendoza urtheilt nicht selbst, aber man sieht es aus dem Ganzen, daß Philipps Härte und Willkür die Mauren zur Verzweiflung getrieben hat. Daher erlaubte die spanische Regierung den Druck dieses Werks nicht eher als 1610, mit großen Weglassungen. Die erste unverstümmelte und vollständige Ausgabe erschien 1776. (Guerra de Granada. Valencia 1776. 4.) Graf Pontalegre hat Mendoza's sämmtliche Werke zu Valencia 1776 herausgegeben. D.

Menelāus, ein Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von seinem Schwiegervater Tyndareus, mit dessen Tochter Helena er sich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand sich auf Creta, um seines mütterlichen Großvaters Creteus Verlassenschaft zu theilen, als inzwischen Paris, des troianischen Königs Priamus Sohn, ihm seine reizende Gemahlin Helena mit einem Theil seines Schatzes und einigen Sclavinnen entführte und nach Troia brachte. Auf die Nachricht davon begab sich Menelaus mit dem Palamedes nach Troia, um Genugthuung zu fodern, und da diese verweigert wurde, foderte er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er selbst führte 60 Schiffe nach Troia und zeigte sich als einen tapfern Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen

wegen seines lauten Rufs in der Schlacht (βοην αγαθος). Nach der Eroberung Troia's nahm Menelaus die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr in sein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er seine Heimath erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Libien landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharus an der ägyptischen Küste der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, seiner Tochter, im Schlaf überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müsse. Dieser prophezeite ihm zugleich, daß er nicht sterben, sondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in Elisium werde versetzt werden.

Menestrels, s. Minstrels.

Menetriers, s. Provenzalen.

Mengs (Anton Rafael), in der Geschichte der Kunst als der vortrefflichste Künstler der neuesten Zeit berühmt. Er wurde zu Aussig in Böhmen im Jahr 1728 geboren, und ist zugleich das einzige Beyspiel, daß ein Künstler bei einer so strengen und geisttödtenden Erziehung zu einem so hohen Gipfel der Vollkommenheit gelangt ist. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, und ein Mann von der härtesten Gemüthsart hatte von jeher den Plan, seinen Sohn zu einem Künstler zu bilden; allein die Methode, welche er dabei einschlug, war höchst sonderbar, seines strengen Charakters würdig, und konnte nur bei einem Talent, wie das seines Sohnes war, glücklich ausschlagen. Schon vom sechsten Jahre an mußte der junge Mengs sich täglich und stündlich im Zeichnen üben, ohne die, seinem Alter zukommenden jugendlichen Vergnügen genießen zu dürfen; einige Jahre später unterrichtete ihn sein Vater schon im Oel-, Miniatur- und Email-Mahlen. Fast kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der bestimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren. Ging der Vater aus, so schloß er seinen Sohn ein, um jede mögliche Störung zu vermeiden. Auf diese Weise hatte sich dieser in der ersten Regeln der Kunst schon festgesetzt, als sein Vater Dresden, wo er wohnhaft war, verließ, und ihn im J. 1741 mit sich nach Rom nahm. Von den Meisterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der sixtinischen Capelle übergehn, und hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in seinen unerreichten Werken im Vatican studiren. Früh führte ihn dann der Vater in den Vatican, ließ ihn dort bei einer Flasche Wasser und etwas Brot zurück, und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Arbeiten und Studien des verfloßnen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewisse Schüchternheit, eine Vernachlässigung der äußern Verhältnisse, mußte aus der Unbekanntschaft mit der Welt hervorgehn, und diese wurde auch in der Folge für ihn selbst und seine Familie auf manche Weise verderblich. Im Jahr 1744 kehrte sein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mancherlei Pastellarbeiten offenbarte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmahler mit einem ansehnlichen Gehalt. Dabei bedung sich der junge Mengs aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch sein Vater zum zweiten Mal begleitete. Dort erneuerte er seine frühern Studien, besuchte die Akademie, die anato-

mischen Stunden im Hospital Spirito santo u. s. w. Im J. 1748 trat er nun zuerst mit eignen grössern Compositionen auf, die den ungetheiltesten Beifall erhielten. Besonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufstellte. Im folgenden Jahre, nachdem er sich mit einem schönen Bauermädchen vermählt hatte, kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom zurück, behielt aber auch des Sohnes ganze Baarschaft, Haushalt u. s. w. In Dresden ernannte ihn der König an die Stelle des in sein Vaterland zurückgekehrten Sylvestre zum ersten Hofmahler mit Erhöhung seines bisherigen Gehaltes auf 1000 Thlr. — Als im Jahr 1751 die catholische Capelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zu Fertigung des Gemähldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indessen für den Lord Percy die Arbeit, eine Copie von Rafaels Schule von Athen zu machen. Alsdann brach der siebenjährige Krieg aus, und hinderte ihn an der Vollendung des Altarblattes (welches erst in Spanien fertig wurde). Denn da während des Krieges sein Gehalt von Sachsen ausblieb, mußte er andre Arbeiten übernehmen, um sich ernähren zu können. So überkam er im Jahr 1754 die Direction der neuerrichteten Mahlerakademie auf dem Capitol. Dann übertrugen ihm die Cölestinermönche 1757, die Decke in St. Eusebio zu mahlen. Diese seine erste Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Späterhin mahlte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemählde, den Apoll und die Musen darstellend, welche Arbeit neben den Meisterwerken der italienischen Künstler immerdar ihren Ruhm beibehalten wird; ferner für Privatpersonen verschiedne Oelgemählde, eine Cleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. s. w. Um diese Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, mit dem unser Mengs genaue Bekanntschaft schloß, und ihm seine Ideen über die Kunst mittheilte. Webb hat diese Ideen in seinen Untersuchungen über die Schönheit für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht. Im Jahr 1761 folgte Mengs dem Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und schlug bald seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, zu Boden. Unter seinen dort ausgeführten Werken werden ganz besonders eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme seinen Ruhm unsterblich machen. Auch bei der dortigen Akademie suchte er große Verbesserungen in Gang zu bringen, und nur die Cabalen seiner Gegner konnten diese zum Theil verhindern und ihn dazu vermögen, sich vom König im Jahr 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien seinen Körper wieder zu stärken. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an, mahlte unter andern daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemählde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianischen Bibliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden, und kehrte erst nach Verlauf dreier Jahre wieder nach Madrid zurück. Sein nach dieser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellte, wird immer sein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren erlitt seine Gesundheit einen neuen Stoß, er mußte deshalb wieder nach Rom gehen, erhielt aber vom König von Spanien

fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. 1778 verlor er in Rom seine geliebte Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während seiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beschleunigte seinen im Jahr 1779 erfolgten Tod auch noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengstlichkeit seine Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in St. Michele Grande an seiner geliebten Margarethe Seite in der Gruft beigesetzt, die er einige Jahre früher für sie beide hatte bereiten lassen. Acht Tage später kam ein Diplom an, worin der König von Neapel ihn zu Errichtung einer Akademie dahin berief. Mengs war von mittlerer Statur, hager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dabei besaß er aber eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war sehr wohlthätig und unterstützte besonders viele junge Künstler. Von seinen 20 Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur sieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und große Summen verwendet. Dieses sowohl als seine Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse (eine Sammlung schenkte er der königl. Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, seine vornehme Lebensart u. s. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch seine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie sehr Mengs geschätzt wurde, beweist schon, daß ihm zwei prächtige Denkmale gesetzt wurden; das eine vom Ritter Azara an Rafaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland. Aber es können auch seine Verdienste nicht genug gepriesen werden. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt, (vielleicht auch manchmal gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig gewählt und ideal; ja, es besteht in der Schönheit der Form eigentlich sein allergrößtes Verdienst, und sein hauptsächlichstes Bestreben war auf diesen Theil der Kunst gerichtet. Im Ausdruck hatte er stets den hierin so ganz unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen, und auch hierin erreichte er eine hohe Stufe der Vollkommenheit, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Frescogemählden, ist in aller Art vortrefflich, auch in seinen besten Oelgemählden kräftig, klar und oft in Tizians Geschmack. Er impastirte stark und mahlte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch aber sind seine Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangnen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ also jeden seiner Schüler auf dem Weg, den er sich selbst gewählt hatte, gehen. Obgleich seine vortrefflichsten Frescoarbeiten sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königlichen Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, die Madonna col pampino, und Jacobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige

er Hauptwerke des großen Künstlers. Höchst interessant und belehrend sind auch seine Schriften (sie sind in italienischer, spanischer, französischer und deutscher Sprache erschienen; — italienisch herausgegeben vom Ritter d'Azara, Bassano 1783), besonders seine Beurtheilungen und Zergliederungen der Schönheiten in Rafaels, Correggio's und Tizians Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelmann, soll ihm bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben. Mengs hatte noch zwei Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihres Vaters sich ebenfalls zu geschickten Miniaturmahlerinnen bildeten. Die eine derselben Therese, heirathete den Mahler Antonio de Maron, einen braven Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom 1806 im 81sten Jahre. BC.

Meninski (Franz a Mesquien), Ritter von Jerusalem, erster kaiserlicher Dolmetscher der orientalischen Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geboren und starb 1698. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er studirte zu Rom unter Giattino, und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den polnischen Gesandten nach Constantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommne Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines ersten Dolmetschers bei der polnischen Gesandtschaft in Constantinopel anvertraut wurde. Der Credit, den er sich in diesem Amte erwarb, machte, daß er bis zum Gesandten stieg. Er erhielt das polnische Indigenat und verwandelte jetzt seinen Familiennamen Mesquien in Meninski. Im J. 1661 begab er sich nach Wien, und trat als Dolmetscher in die Dienste des Kaisers; im J. 1669 machte er die Reise nach Jerusalem, um das heilige Grab zu besuchen, und trat in den Orden der Ritter dieses Namens. Meninski hat sich um das Studium der arabischen, persischen und türkischen Sprache durch seinen Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum die größten Verdienste erworben. Dieses Werk erschien 1680 und 87 zu Wien in 4 Foliobänden, deren letzter das Onomasticon einnimmt. Gewöhnlich kommen nur die drei ersten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger gesucht, seitdem eine zweite, von dem Herrn von Jenisch bearbeitete und um mehr als das doppelte vermehrte Auflage in 4 Foliobänden erschienen ist. Sie begann 1780 unter Maria Theresia auf öffentliche Kosten und wurde 1802 unter Franz II. beendigt. In dieser neuen Auflage hat besonders der arabische und persische Theil gewonnen; in der ältern war der türkische Theil die Hauptsache. Außerdem hat er eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Streitschriften verfaßt.

Menken (Anastasius Ludwig), königl. preußischer Cabinetsrath, geb. 1752 zu Helmstädt, wo sein Vater, Gottfr. Ludwig, 1763 als erster Professor der Rechte starb. Er besuchte die Schulen zu Halle und Quedlinburg, studirte seit 1768 die Rechte zu Leipzig, und kehrte 1773 in seine Vaterstadt zurück, ohne Lust zur juristischen Laufbahn. Seiner Mutter Andringen bewog ihn, heimlich nach Berlin zu gehen, wo er erst Hauslehrer war, und durch seine Geschicklichkeit empfohlen, die diplomatische Laufbahn betrat. Friedrich II. rief ihn aus Schweden, wo er 1777—82 als Gesandtschaftssecretär stand, zurück, und machte ihn zu seinem Cabinetssecretär. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1786 zum geheimen Cabinetsrathe, und gebrauchte ihn zu politischen Verhandlungen. Menken begleitete auch den König in den Feldzügen 1790 und 92; aber sein Einfluß sank durch Hofcabale, bis Friedrich Wilhelm III. diesen hellsehenden und redlichen Staatsdiener wieder an seinen Platz stellte. Er starb nach langer Kränklichkeit 1801.

Mennige, die, (Bleizinnober, minium), ein rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und Arzneiwaare benutzt wird und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, auch zu Chesterfield und Wirkfsworth in Derbyshire, zu Tschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt zu dem Ende das Massicot oder Bleigelb (was durch sechszehnstündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhalten wird), trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hoch gelbroth und schuppigpulverig, aber gleich dem Blei ein schleichendes Gift. F.

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarsen in Friesland, trat aus dem catholischen Priesterstande 1536 zu den Wiedertäufern, sammelte die nach Beilegung der münsterschen Unruhen zerstreuten Haufen derselben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihres Fanatismus der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszusöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Nord-Deutschland bis Liefland brachten seine Lehre in Umlauf und viele, denen die protestantischen Kirchen in der Verbesserung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen schienen, zu seiner Partei. Außer einigen unfruchtbaren Grübeleien über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrscheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzustellen versuchte, und der den Taufgesinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Christen getauft werden dürften, stimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rücksicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteristische seiner Partei — die strengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdiensten und obrigkeitlichen Aemtern — zu verläugnen, doch ihren Dünkel von besonderer sittlichen Vollkommenheit und ihre theokratischen Begriffe so weit gemäßigt, daß sie durch ihn der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno starb 1561 zu Oldesloe im Holsteinischen, und die deutschen und holländischen Taufgesinnten legten sich nach ihm den Namen Mennoniten bei; jedoch blieb der Name Taufgesinnte der allgemeinere, weshalb eine nähere Schilderung der Schicksale und Eigenthümlichkeiten dieser Religionsgesellschaft unter diesem Artikel zu suchen ist. E.

Menou (Jean, Baron), durch die französische Revolution bekannt, trat als Deputirter des Adels von Touraine in die General-Ständeversammlung, und war einer der ersten, welche zum dritten Stande übergingen. Im Jan. 1790 ward er Mitglied des Pensionsausschusses und nahm hierauf an der Bekanntmachung des rothen Buchs Theil. Im März präsidirte er der Versammlung, zeigte sich als erklärten Feind der Geistlichkeit und war einer der Commissäre, denen die Veräußerung der Aemter dieses Standes übertragen war. Im Laufe des J. 1791 legte er mehrere Berichte über die Organisation der Armeen vor. In der Angelegenheit Avignons griff er den Papst an, und bewirkte die Vereinigung der Grafschaft Venaissin, so beredt auch Maury ihn bestritt. Nach dem Schlusse der constituirenden Versammlung wurde er als Maréchal de camp in Paris angestellt, und commandirte den 10. Aug. 1792 zu Zweit die Linientruppen. Da sein Benehmen an diesem Tage ihn des Royalismus verdächtig gemacht hatte, erschien er einige Tage darauf vor den Schranken der Gesezgebung, rechtfertigte sich und

ristete den Gleichheitseid; dennoch wurde er von der Candidatenliste für as Kriegsministerium gestrichen, auf die er sich selbst gesetzt hatte. Im J. 1793 wurde er gegen die Vendée angestellt und den 8ten Juni zum General en Chef ernannt. Er ließ aber von den Vendéern die Stadt Saumur nehmen, die ihnen den Uebergang über die Loire eröffnete, und wurde den 17ten und 19ten Juli von Laroche-Jacquelin geschlagen, der hn persönlich anderthalb Stunden weit ganz nahe verfolgte. Menou wurde abgesetzt und bis zum 9ten Thermidor wiederholt angeklagt und osgesprochen. Da er zufällig im Mai 1795 eine Division commandirte, vertheidigte er den Convent gegen die Jacobiner und erhielt dafür das Obercommando der Armee im Innern. Allein im October legte er weniger Festigkeit gegen die Sectionen an den Tag, parlementirte, statt thätig zu handeln, und wurde sogar für einen Augenblick von den Insurgenten zum General ausgerufen; der Convent decretirte seine Anklage, doch wurde er einige Tage darauf wieder freigesprochen. Im J. 1798 ging er als Divisionsgeneral mit Bonaparte nach Aegypten und zeigte daselbst mehr persönliche Tapferkeit als Talent. Er ging zum Mahometanismus über, nahm den Turban und den Namen Abdallah an, besuchte die Moscheen und heirathete eine junge reiche Aegyptierin, die Tochter des Aufsehers der Bäder in Alexandrien. Nach Bonaparte's Rückkehr blieb er mit Kleber in Aegypten und übernahm nach Klebers Ermordung den Oberbefehl. Er traf manche unglückliche Einrichtungen, die bei der Armee Mißvergnügen erregten. Indeß landete der General Abercromby in den ersten Tagen des März 1801 mit einer bedeutenden Macht bei Alexandrien, bemächtigte sich der Festung Abukir und zwang endlich die Ueberreste der französischen Armee in Aegypten zu capituliren. (S. Aegypten, Landung und Feldzug der Franzosen in). Menou kehrte nach Frankreich zurück, und erschien den 8ten Mai 1802 vor dem ersten Consul, um sich zu rechtfertigen. Acht Tage darnach wurde er in das Tribunat berufen, und den folgenden 7ten December nach Piemont an Jourdans Stelle gesandt, um die Verwaltung dieser Provinz zu leiten. Im Juli 1804 wurde er zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Er blieb als Generalgouverneur zu Turin, bis ihn 1808 der Prinz Borghese ablöste, worauf er in derselben Eigenschaft nach Toscana ging. Er starb 1810 zu Venedig als Generalgouverneur.

Mensch. Die Naturgeschichte des Menschen ist noch so sehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich ist, irgend etwas Vollständiges über diesen Gegenstand zu liefern. Unter den organisirten Wesen unsrer Erde gebührt dem Menschen ohne Widerrede der erste Rang. Durch seinen Körper, in welchem wir das Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. — Der Mensch gehört in die Klasse der Säugethiere, deren erste Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethieren, selbst von den menschenähnlichsten Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sey, beweist der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel höher als die Arme; das Gelenke am Ellenbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich seyn kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Be-

stimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dahingegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schickt sich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben als jene. Die Art der Verbindung des Rückgraths ist endlich so beschaffen, daß der Mensch seine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Menschen eigen. Insonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und sie einem Andern auf diesem Wege mitzutheilen, daß dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Hierdurch entsteht eine mächtige Scheidewand zwischen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, so daß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem lassen sich noch mehrere Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine natürliche Blöße und Wehrlosigkeit, seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehören, ist zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiednen Himmelsstrichen gibt; allein keine kann wesentlich genannt werden; alle, auch die auffallendsten, lassen sich, wie bei andern Gattungen organisirter Geschöpfe, als aus natürlichen Ursachen nach und nach entstanden erklären, so daß alle nur Eine Gattung ausmachen, und sämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. Die bemerkbaren Verschiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menschen unter den verschiednen Himmelsstrichen haben dazu geführt, mehrere Menschenracen festzusetzen. Die Bestimmung derselben hat jedoch wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach gibt fünf Hauptracen an: 1. die caucasische Race. Hieher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten diesseit des Oby, des caspischen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll seyn: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach unsern europäischen Begriffen. Wie schwankend diese Merkmale für die Bewohner eines so ungeheuern Erdstrichs sind, wie viele Abstufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien; die finnischen Völker in Europa; die Eskimo's im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sollen meist waizengelb aussehn; weniges, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlieder und seitwärts hervorragende Backenknochen haben; 3. die äthiopische Race. Hiezu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger; 4. die amerikanische Race. Zu ihr gehören außer den Eskimo's alle ursprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterscheidungszeichen derselben sind die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes, schwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen; 5. die malaische Ra-

e. Sie umfaßt die Bewohner der mehrsten ostindischen Inseln und es ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten schwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund.— Von diesen Racen soll die caucasische als die Stamm- oder Mittelrace anzusehen seyn. Demnach wäre die weiße Farbe die ursprüngliche des Menschen, und die braungelbe, braune und schwarze in ihren mannichfaltigen Abstufungen erst nach und nach durch den Einfluß des Clima's entstanden. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die schwarzen hingegen immer ein schwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halbschlächtige Race. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunter liegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Ursache dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; wie diese eine solche Wirkung hervorbringe, bleibt immer noch Problem. Gewiß aber ist es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Aequators nach mehreren Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwidersprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger als die Farbe kann die verschiedne Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Polen kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünstig ist. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers sind bei weitem so auffallend nicht, daß sie einen wesentlichen Unterschied machen sollten. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattung betrifft, so zeigt er sich in der Organisation noch auffallender, als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer, zarter. Die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wäßriger und milder; die Muskeln sind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehrerm Fette versehn; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in der Structur des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied Statt. (S. Geschlecht und Geschlechtsverhältnisse.) Daß der menschliche Körper nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaßes gebaut sey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile sind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. s. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachsenen zehn Gesichtslängen, und so viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Uebrigens rechnet man nach Gesichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube 1/2; Länge des Nackens 1½ von der Hals-

grube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel 1 1/2; vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellenbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand 1 1/2; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger 1/2; Länge des Mittelfingers 1/2; also Länge der ganzen Hand 1; von der Hüfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferse 2 2/3; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) 1 2/3. — Beim Weibe sind diese Verhältnisse etwas verschieden. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehrern oder mindern Fleisches unbestimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt zwischen 150 bis 180, ein neugebohrnes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6 bis 8 Pfund. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzusehen ist. — Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses Clima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatze angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Aequator kann so gut wie der beeiste Pol sein Vaterland seyn. Zwar verändert sich der Mensch in mancher Hinsicht, im Ganzen aber behält er seine edle Form und das Vermögen, an Einsichten zu wachsen. Indeß scheint doch ein gemäßigtes Clima der Veredlung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu seyn. Ein brennendes Clima erschlafft ihn mehr und hemmt seine Thätigkeit; eben so bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, seine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel ist dem Menschen alles angewiesen, was das Thier- und Pflanzenreich genießbares erzeugt. (S. Lebensmittel.) — Aber auch als ein mit Geisteskräften ausgerüstetes Wesen haben wir den Menschen zu betrachten. Zwar ist ihm in einigen das Thier ähnlich, allein nicht nur besitzt er diese in einem vorzüglicheren, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, sondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausschließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfnisse höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einsicht und Wahrheit, so dient diese, durch welche der Geist sich dem Geist, das Herz sich dem Herzen mittheilt, zu deren immer gesteigerter Vollendung. Er ist ein fühlendes, begehrendes und vorstellendes Wesen. Hat sein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, so ruft dieses das Denkvermögen auf, die besten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er ist ein verständiges Wesen, in so fern er diese anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch sein Handeln verwirklicht. Indem er aber unter mehreren zu wählen hat, erscheint er als ein wollendes Wesen, d. h. als ein Wesen, welches sein Begehren durch Gesetze der Vernunft bestimmt. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Gesetze der Vernunft folge, ist seiner Freiheit überlassen; allein es ist ein Etwas in ihm, welches ihm sagt, daß er dem Gesetze der Vernunft folgen solle, und dieses Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewissens, durch welches der Mensch als ein sittliches, moralisches Wesen erscheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Bös, Tugend und Laster hat. So steht er als Bürger zweier Welten da, der sinnlichen um ihn und der übersinnlichen in ihm, die ihn auf

eine höhere Bestimmung hinweist, als er in diesem Leben erreichen kann. Denn sollte er, für dessen Fortschreiten im Wahren und Guten keine Gränzen abzusehen sind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht bloß seinen Organismus an, der seiner Natur nach den chemischen und mechanischen Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen ist; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, übersinnliche, geistige Kraft in ihm, die wir im Gegensatz des Körpers Seele nennen, gründet sich der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, seines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerstörenden und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach ist der Mensch ein Mittelwesen zwischen der Thier- und Geisterwelt; jener gehört er durch den sinnlichen Trieb, dieser durch das übersinnliche Sittengesetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieser durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er schon in diesem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf beiderlei Eigenschaften beruht auch sein geselliges Verhältniß. Der Mensch tritt unter Menschen, wird erst Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größern Ganzen, Staatsbürger. Endlich steht der Mensch aber auch in einem Verhältniß zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn fesseln; er ist auch ein religiöses Wesen. S. übrigens Bestimmung des Menschen, Menschenbildung, Menschenkenntniß, Menschheit, Organe, Organismus, Physiologie, Psychologie.

Menschenalter, s. Generation und Alter.

Menschenbildung ist die höchste und allgemeinste Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle besondern Foderungen, welche der Staat, das Gewerbe, die Kunst und Wissenschaft an den Pädagogen machen mag, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eines dieser Gebiete des wirklichen Lebens und der menschlichen Thätigkeit etwas dabei verliere, denn für jeden Stand und Beruf wird derjenige der tauglichste seyn, der dem Ideale der Menschheit am nächsten steht. Schon die Alten beabsichtigten eine Bildung zur Humanität und die Idee derselben ist nie untergegangen (vgl. d. Art. Bildung und Human), wenn gleich die Völker im Aufstreben zur Civilisation den Menschen oft über den Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterschied der Stände die Ausführung dieser Idee auf die Erziehung der Freien und Edeln einzuschränken pflegte. Dem 18ten Jahrhundert war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menschen aus allen Volksklassen in Anspruch zu nehmen und von Rousseau bis auf Pestalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zur Entwickelung seiner gesammten Menschenkraft und zur moralischen Reife (Selbstbestimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen besondern Stand und Beruf eintritt. Wie schön und herzerhebend aber auch diese philanthropische Idee sich in der Theorie darstellen läßt, so darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem bestimmten Falle versuchen, um einzusehen, wie vielen fast vernichtenden Modificationen sie in der Ausführung unterliegt. Schon durch seine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menschheit), sondern auch zugleich einer bestimmten Classe, einem gewissen Stande an. Unter dem Einflusse der besondern Lebensart und Ansicht des Standes seiner Aeltern wächst es heran, und man weiß nicht, wie sehr durch diesen die Richtung des kindlichen Gemüths meist für das ganze Leben

entscheidenden Umstand das Reinmenschliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Aeltern noch so sehr von der Idee einer absoluten Menschenbildung durchdrungen und noch so sorgfältig auf ihre Ausführung bedacht seyn, es wird selbst ihnen, wenn sie einmal in der Gesellschaft leben und eine bestimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieser besondern Lebensart und Ansicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch besondere Verhältnisse bestimmtes, und dadurch der reinen Menschheit schon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter seiner Leitung durchschreiten darf, im Stande seyn, alle jene früheren Eindrücke zu verwischen und die Ideen der Erziehung zum reinen Menschen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur sehr selten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirkend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt ist viel stärker und eindringender, als die geistige Macht der Schule. Und auch von der Schule selbst wird mehr als Menschenbildung gefodert; sie soll nach dem Willen der Aeltern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für bestimmte bürgerliche Verhältnisse bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Gesellschaft gewöhnen. Alle bestehenden öffentlichen Bildungsanstalten sind nach dieser Foderung eingerichtet und auf besondre Verhältnisse und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenschulen, Ritterakademien, Handlungsschulen, Bürgerschulen, Armenschulen, Landschulen u. s. w.; aber Menschenschulen, Anstalten für die Bildung zum Menschen schlechthin sind noch von keinem Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menschenbildung, so weit sie ihn angeht, Genüge zu leisten, wenn er das, was jedem Menschen zu wissen und zu können nöthig ist, in den Elementarschulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weise von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen und selbst die häusliche oder Instituts-Erziehung, die sich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird sich begnügen müssen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Uebungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung passender, zur Selbstthätigkeit anregender Methoden den Lehrstoff, dessen Auswahl von der künftigen Bestimmung des Kindes abhängt, zu seinem Eigenthum zu machen. Die Bildung zum Menschen aber, die zur Reife und sittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer absichtlichen Erziehung seyn. Der Zeitpunkt, in dem der Mensch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller seiner Kräfte und zum vollen Besitze der Würde seines Geschlechts gelangt, liegt außer dem Beruf pädagogischer Einwirkungen. Das vielgestaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern, so wie die Kraft der sittlichen Gefühle und Grundsätze des Individuums selbst vollenden früher oder später, was die Erziehungskunst nur zu wecken und in Gang zu setzen vermag. Eben daher soll diese Kunst, mit Kindern, welches Standes und welcher künftigen Bestimmung sie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht wie durch lebendiges Beispiel auf Entwickelung des Reinmenschlichen hinarbeiten und was dem widerstrebt, so viel sie vermag, abwehren und unschädlich machen, um, indem sie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältnissen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menschheit die hülfreichen Brüder,

deren sie bedarf, und dem Himmel die gottähnlichen Seelen, die er erwartet, nicht zu entziehen. E.

Menschendarstellung. Diesen Ausdruck gebraucht man bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung. In weiterm Sinne eignet sie dem Historiker und den bildenden redenden Künsten (siehe hierüber Historie und Charakteristik), im engern bezeichnete zuerst **Iffland** damit die Kunst des Schauspielers, weil er damit zugleich den Zweck desselben angeben, und einer zu wenig geachteten Kunst neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffte. „Die Vorstellung des Menschen," sagt dieser denkende Künstler, „betrifft nicht dessen Aeußeres, ist beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und die es treiben, möchten Schauspieler seyn und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmählich zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden." Da nun eine solche Veräußerung des Innern sich zeigt durch Sprache in der **Declamation**, durch Ausdruck des Gesichts in der **Mimik**, und durch entsprechendes Halten und Tragen des Körpers in der **Action** und **Gesticulation**, so sehe man darüber diese Artikel. dd.

Menschenkenntniß. Unter allen Gegenständen, die in den Kreis unserer Beobachtung fallen, ist keiner von einem größeren Interesse für uns als der Mensch, der Stolz und das größte Räthsel der irdischen Schöpfung. Sobald wir zum deutlichen Bewußtseyn unsers Daseyns und Wirkens erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer sich nie diese Fragen im Ernste vorgelegt und mit Sorgsamkeit zu beantworten versucht hat, der hat noch nicht als Mensch in der Welt gelebt, und kann sich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben, denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Interesses, das den forschenden Geist in die Arme der Philosophie führt, die man mit Recht, wenn sie echter Art ist, als das Licht und die Führerin des Lebens preist. Wer also ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln, und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er selbst sich fremd geblieben ist. Der Mensch lebt aber hier nicht bloß als Mensch, sondern auch unter Menschen und mit Menschen; er soll wirken auf sie, und sie wirken auf ihn; beide machen Ansprüche auf einander, ihre Ansprüche durchkreuzen sich und es entsteht Gegenwirkung: wie soll er sich verhalten? Von dieser einzigen Frage und deren richtiger Beantwortung hängt nur allzuoft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unsers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unserer Plane, Erreichung oder Verfehlung unserer Zwecke ab. Der Zauberstab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenkten, sie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu rascher That oder Unterlassung stimmten, heißt — Menschenkenntniß. Wo man diese erlerne, ist demnach gewiß eine sehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weist man den, der sich für das Leben bilden, und von den Vorschriften der Philosophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geschichte, die in ihren Annalen eine zahllose Menge von Beispielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will ich aber aus der Geschichte den Vortheil ziehen, den sie gewähren kann und soll, muß

ich dann nicht nothwendig einen Maßstab haben, an welchen ich die Personen der Geschichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher werde ich aber diesen Maßstab nehmen, den die Geschichte nicht selbst geben kann? Es ist eine eigene Wissenschaft, durch die ich ihn erhalte, eine Wissenschaft, welche die Propyläen der Philosophie und Geschichte aufstellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnens reicht. Diese Wissenschaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menschen, vorzüglich die pragmatische (s. d. Art. Anthropologie und Psychologie). Denn sie liefert 1. die Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren besondern Richtungen in einzelnen Menschenclassen. In jenem erlangt man also Kenntniß des Menschen, diese führt zur Kenntniß der Menschen, d. i. der Richtung und Beschaffenheit, wie die allgemeine Menschennatur sich in einzelnen Wesen (Individuen) dieser Gattung zeigt. Dieses ist es was man eigentlich unter Menschenkenntniß versteht. Aus dem, was hierüber unter dem Artikel Charakter gesagt worden ist, geht hervor, daß man, um die Verschiedenheiten unter den Menschen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, stets Rücksicht nehmen müsse auf Naturell, Temperament, Geist, Herz, Gemüth, Gesinnung und Charakter. In allen diesen zeigen sich die mannichfaltigsten Modificationen, welche hervorgebracht werden durch Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Lebensart und des Clima's. Hierüber hat man die Werke über Anthropologie und Psychologie insbesondere nachzusehen. Alle diese Schriften lehren aber nur, was sie allein lehren können, theoretische Menschenkenntniß, die man nur nicht für überflüssig halte, denn sie giebt Bestimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick fürs Practische schärfen, so gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatischen, zu den Geschichtschreibern, den Biographen und guten Characteristikern in die Schule. Durch sie wird unsere Kenntniß lebendiger, anschaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indeß können auch sie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche selbst Knigge's Umgang mit Menschen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wissen, was man von diesem oder jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Hauptrücksicht stets die Neigung, denn diese wirkt auf das Begehrungsvermögen und weckt eigenthümliche Ansichten des Geistes, welche wieder auf die Beschlüsse und die Handlungsweise zurückwirken. Hier ist die meiste Schwierigkeit; mit dem Manne von wirklichem und eigentlichem Charakter ist man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umstände seine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradesten Weg einzuschlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, scharfe Beobachtung sich eine Fertigkeit erworben hat, Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, fast möchte man sagen, sie instinctmäßig zu errathen, der ist der echte, practische Menschenkenner; solche Menschenkenntniß ist aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft ein schweres Lehrgeld kostet.

Menschheit und deren Geschichte. Der Ausdruck Menschheit wird in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit: 1. das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, und 2. die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befassen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit

vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höheren Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehene Würde, Rechte und Pflichten, kurz die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menschheit auch für diese Bedeutung gebräuchlicher ist, so haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zusammenhang sehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menschheit und Humanität gebraucht worden sind. Nirgend ist diese Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit auffallender, als wenn von Geschichte der Menschheit geredet wird, von welcher es fast so viele verschiedne Vorstellungen gibt, als Verschiedne dieselbe behandelt haben. Meiners suchte zuerst Begriff, Inhalt und Gränzen derselben zu bestimmen, und erklärte sie für eine Wissenschaft, in welcher nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze der Menschen, die allmälige Verbreitung derselben über alle Theile der Erde, sammt den ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geistes und Herzens aus einander gesetzt, und dann die verschiednen Grade der Cultur, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse aller Völker, besonders der unaufgeklärten und halbcultivirten beschrieben und mit einander verglichen werden. Wer sieht aber nicht, daß diese Geschichte der Menschheit nichts anders seyn würde, als eine Naturgeschichte der Menschenspecies mit nachfolgender Culturgeschichte, und mit Ethnographie vermischt? Ist aber überhaupt Geschichte der Menschheit etwas andres, als was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wissenschaften und Künste, der Erfindungen, Verfassungen, Religionen u. s. w. wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieser Meinung gewesen sind, ist unverkennbar; Andre behaupten, die Geschichte der Menschheit verhalte sich zur Culturgeschichte wie die Universal- zur Specialgeschichte. In der Culturgeschichte, sagen sie, wird untersucht, was die Menschen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden sind; in der Geschichte der Menschheit wird dargestellt, was der Mensch, als Repräsentant seines Geschlechts, durch die Perfectibilität seiner Natur geworden ist. Diesem nach wäre Geschichte der Menschheit Darstellung dessen, was das menschliche Geschlecht als Gattung, und wie sie es geworden ist. Das menschliche Geschlecht wird hierbei betrachtet als ein sich fortbildendes Ganzes, welches bestimmt ist, nach einem Vernunft-Ideal zu streben, von dessen Erreichung seine Würde und seine menschliche Glückseligkeit abhängig gemacht ist. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menschen, in seinen physischen, intellectuellen, moralischen und ästhetischen Bedürfnissen, und somit ist Geschichte der Menschheit im Grunde nichts anders, als eine Entwickelungsgeschichte der Anlagen der menschlichen Natur in ihrem Fortschreiten zu einem Vernunft-Ideal des menschlichen Zustandes. Auf diesem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte, denn der Mensch beginnt mit dem instinctmäßigen Leben, geht von diesem zur Vermenschlichung über, schreitet fort zur

Verfeinerung, und soll den Punkt der Versittlichung erreichen. Hier allein ist Menschheit, vorher gab es nur Thierheit oder Menschlichkeiten. Geschichte der Menschheit in diesem Sinne wäre eigentlich Geschichte des Menschenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menschliche Geschlecht als eine perfectible Gattung sinnlicher Vernunftwesen sich dem, der Würde und dem Charakter seiner höheren Natur angemeßnen Vernunft-Ideal seines Zustandes genähert habe oder von ihm entfernt sey. Noch besitzen wir eine vollständige Geschichte dieser Art nicht, allein mancherlei schätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iselin, Home, Falconer, Ferguson, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Pestalozzi, Eggers u. A. geliefert, und Herders Ideen über die Philosophie der Geschichte der Menschheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieser Art bleiben. Eine solche Geschichte, gleichsam als Resultat und Blüthe der Weltgeschichte, zweckmäßig dargestellt, ist auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchst ersprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßstab liefert, den Grad ihrer echtmenschlichen Bildung, zu welcher sich unsere Gesellschaftscultur verhält, wie Tanzmeistermanier zu schönem Anstand, zu messen. Es ist das Lebensgeschäft aller Guten und Edlen, wenn sie selbst den höhern Charakter der Menschennatur erworben, das Ganze zu sich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinst die Menschheit auf dem Punkte der Versittlichung in der Geschichte darstellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer solchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit solche Träume solcher Schwärmer unser Geschlecht seinem Ziele näher geführt? dd.

Mensur, Maß, bedeutet in der Musik so viel, als Zeitmaß, so wie denn auch la mesure im Französischen der Tact heißt. Die Instrumentmacher nennen Mensur diejenige mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, oder diese Proportionen selbst. Beim Orgelbau dasjenige Maß, nach welchem bei den Orgelpfeifen das Verhältniß ihrer Länge zu ihrer Weite ausgemittelt wird. Man sagt daher, eine Orgelstimme habe enge Mensur, wenn die Pfeifen enge, aber desto länger sind; man redet bei dem Clavier, der Geige rc. von einer guten und schlechten, langen oder kurzen Mensur. In der Fechtkunst die gehörige Entfernung der Fechtenden. In der Bildhauerkunst das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Zirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Mensuralgesang. Vor Zeiten unterschied man durch dieses Wort diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, von der Choralmusik, die in keiner strengen Tactbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Mensuralgesang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde, und sich bis gegen das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verschiedne Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, so daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Mensuralgesang ist nichts anders als unser jetziger Figuralgesang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Tacten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden kann.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein vertrauter Freund des Ulysses, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute. Bekannter noch ist er dadurch, daß er bei des Ulysses Sohne, Telemachus, die Stelle eines Hofmeisters vertrat und ihn zur Tugend und Weisheit anleitete; daher sein Name bei uns zum Appellativum geworden ist.

Mentzer, s. Fischart.

Menuet heißt 1. ein kleines zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im 3/4 Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Tacten besteht. Oefters ist auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, dabei, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der Character der Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfalt verbunden; daher die abgemessene, langsamere Bewegung; auch verträgt sie nicht harte Ausweichungen. Schubart sagt von ihr: sie ist ein zierliches, in Kunst gekleidetes Compliment nach dem Geiste der Franzosen; 2. der sie begleitende Tanz, der wegen seines sanften Charakters für feinere Cirkel sich eignet, und für die Bildung des Körpers sehr vortheilhaft ist. „Er gibt," sagt Martinet, „den Gliedern einen sanften Umriß, Kraft, Ebenmaß in den Stellungen, eine gerade Richtung, um den Körper im Gleichgewichte zu erhalten u. s. w." Uebrigens soll die Menuet französischen Ursprungs seyn, und ursprünglich bei den Franzosen eine schnelle Bewegung gehabt haben, ohngefähr wie sie dieselbe in den nicht zum Tanz bestimmten Menueten der Symphonien noch hat. Man leitet den Namen von mener, führen, her, weil am Anfang, in der Mitte und am Ende der Menuet die Dame von ihrem Tänzer geführt wird.

Menzikoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, Namens Daniel Menzikoff, und 1674 geboren. Er ward einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte dessen Backwerk (Piroggen) in den Straßen von Moskau ausrufen. Le Fort, dessen Aufmerksamkeit er als ein munterer und gescheuter Bursche auf sich zog, machte ihn zu seinem Bedienten, und beschloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verstand seines Bedienten bemerkte, ihn für den Dienst des Staats zu bilden. Zu dem Ende brachte er ihn in die Dienste des Czars, nahm ihn auf der großen Gesandtschaft 1697 mit, machte ihn selbst auf alles Wichtige aufmerksam, gab ihm Unterricht in Militärgeschäften, und suchte besonders seine politischen und staatswirthschaftlichen Maximen ihm so einzuimpfen, daß der gelehrige Menzikoff bald ganz damit vertraut wurde. Nach Le Forts Tode räumte ihm Peter die Stelle dieses Günstlings ein. Menzikoff zeigte [illegible], daß er unter die ausgezeichneten Männer gehöre, die sich einen Namen in der Geschichte zu erwerben wissen. In voller Kraft entwickelte er seine großen Fähigkeiten, stand seinem Herrn in Allem treulich bei, sowohl im Entwerfen wohlthätiger Regentenplane, als durch die [illegible]samste und pünktlichste Vollziehung der kaiserlichen Befehle. Aber [illegible] immer wirkte er heilsam für den Staat und die Unterthanen. [illegible] ernannte ihn unter andern zum Hofmeister seines nachher so unglücklich gewordenen Sohnes Alexei; Menzikoff vernachlässigte die Erziehung desselben so unverantwortlich, daß man verführt wird zu glauben, er habe schon damals die Absicht gehabt, den Sohn dem Vater verhaßt zu machen, um einst nach Peters Tode Catharinen, mit der er fortwährend in der engsten Verbindung stand, und den Thronerben, den sie dem Staate geben würde, zu beherrschen. Als geraume

Zeit nachher (1718) ein Todesurtheil gegen den unglücklichen Prinzen abgefaßt wurde, war Menzikoff der erste, der es unterschrieb. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Czar diesem Günstling bewies, indem er nichts ohne seinen Rath unternahm; so fehlte es doch auch nicht an Stoff zur Uneinigkeit und zum Mißfallen. Die Gewinnsucht verleitete Menzikoff zu manchen Veruntreuungen, und seine Feinde waren beflissen, den Kaiser davon zu unterrichten. Drei Mal unterlag er der strengsten Inquisition; auch wurde er zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt, und er mußte sich oft gefallen lassen, daß ihm an der Tafel Peters die Liste seiner Vergehungen vorgelesen wurde; doch versprach der Czar, ihn nie am Leben zu strafen. Aber mancher Zug des Eigennutzes und der Treulosigkeit blieb dem Monarchen zu Menzikoffs Glück unbekannt; unter andern, daß der Fürst, von Preußen mit 20,000 Ducaten bestochen, Peters Plan, Schwedisch-Pommern und dadurch Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage zu erlangen, vereitelte. Daß Menzikoff stets über seine Ankläger siegte, war großen Theils Catharinens Werk. Er vereinigte mit den Bemühungen, den Nutzen dieser Fürstin zu befördern, die Sorge für seinen eignen Vortheil. Auf seinen Betrieb wurde Catharina 1724 zur Thronfolgerin erklärt. Einem so mächtigen Günstlinge, wie er, der dem Kaiser und der Kaiserin sich unentbehrlich gemacht hatte, konnte es auch nicht an Auszeichnungen von Seiten der auswärtigen Mächte fehlen. Der wiener Hof hatte ihn schon längst zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürsten ernannt; die Höfe von Copenhagen, Dresden und Berlin schickten ihm ihre Orden. Peter selbst ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland; erster Staatsminister und General-Feldmarschall der kaiserlichen Armeen war er schon. Aber kurz vor seinem Tode wurde Peter mit Menzikoff und Catharinen höchst unzufrieden; er drohte beide mit harten Strafen, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie darauf bedacht waren, ihn von seiner Krankheit nicht genesen zu lassen. Peter starb und Menzikoff war es besonders, welcher Catharinen auf den Thron hob, und durch sie herrschte (s. d. Art. Catharina). Aber diese glänzende Periode ging vorüber. Menzikoff verlor zwar nicht sein Ansehen, aber seinen Einfluß. Unfähig, dies zu ertragen, unterdrückte sein gekränkter Ehrgeiz alle Empfindungen, die das Andenken an seine ehemalige Verbindung mit Catharinen und ihre Verdienste um ihn in seinem Herzen erwecken mußten. — Catharina starb, Peter II. bestieg den russischen Thron und Menzikoff ergriff mit kühner und sicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) stieg seine Macht aufs höchste, als er plötzlich von dieser Höhe herabstürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiser für seine Schwester bestimmt hatte, zu unterschlagen. Der Kaiser, durch die steten Insinuationen der Dolgorucky ihm schon gehässig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien. Sein Vermögen, das außer ungeheuern Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Millionen an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, wurde confiscirt. Im September 1727 reiste der noch vor kurzem so mächtige und allgemein gefürchtete Menzikoff, der auf dem Punkt stand, durch Verheirathung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow, einer kleinen Stadt am Sosma-Flusse, ab, wo er ein kummervolles armseliges Leben führte. Er richtete sich so sparsam ein, daß er von den zehn Rubeln, die er täglich erhielt, noch so viel ersübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an welcher

er selbst als Zimmermann arbeitete. Sein Geist versank in tiefe Schwermuth; er sprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Wasser. Er starb im November 1729. — Menzikoff vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war egoistisch, eigennützig und habsüchtig, ehrgeizig und herrschsüchtig, unversöhnlich und grausam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntnissen, großer Ansichten und Plane fähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend sind seine Verdienste um die Cultur seines Volks und Landes, um die Aufnahme des Handels, der Künste und Wissenschaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Ansehns der russischen Monarchie im Auslande.

Mephitisch wird diejenige Luftart genannt, welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, sondern tödtlich wirkt, **Stickluft**. Die Benennung kommt von dem lateinischen **Mephitis** her, welches einen Schwefelgeruch bedeutet. Auch wurde unter diesem Namen zu Rom eine Göttin als die Schutzgöttin wider böse und schädliche Ausdünstungen verehrt.

Mercantilsystem ist dasjenige System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatz ausgeht, daß Geld allein Reichthum sey, daß also der Reichthum einer Nation nur im Besitz einer großen Quantität edler Metalle bestehe; daraus folgt für die Staatswirthschaft, daß so viel Geld als möglich ins Land gezogen, und das im Lande circulirende erhalten werde. Um diese Bedingungen zu erfüllen, stehen (sagen die Vertheidiger dieses Systems) der Staatswirthschaft folgende Mittel zu Gebote: 1. die Einfuhr fremder Waaren zu beschränken, vorzüglich solcher, die im Lande selbst erzeugt werden können; 2. die Ausfuhr der inländischen Kunstprodukte und Waaren zu befördern, damit dadurch desto mehr Geld ins Land komme; 3. bei rohen Materialien die Einfuhr zu begünstigen, die Ausfuhr zu beschränken. Nach diesem System, dessen Grundsatz offenbar unrichtig ist, müssen nothwendig Manufacturen, Fabriken und Handel vor dem Ackerbau begünstigt werden (daher der Name Mercantilsystem, auch Fabriksystem, im Gegensatz von dem physiokratischen System, welches den Ackerbau vorzugsweise begünstigt), weil dadurch jene Zwecke am vollständigsten erreicht werden. Dieses System hat daher außer andern großen Fehlern noch den, daß es den Fabrikanten und Kaufmann auf Kosten aller übrigen Staatsbürger vorzugsweise bereichert. In der Praxis bildete dieses System in Frankreich zuerst **Colbert** aus; ihm folgte später **Necker**; in England war Lord Chatam der Verfechter desselben und sein Sohn **Pitt** begünstigte es auf die schrecklichste Art. In Deutschland neigte sich Friedrich II. sehr zu diesem System, und hat dadurch seiner Nation gewiß mehr geschadet, als genützt.

Mercator (Gerhard), ein berühmter **Mathematiker** und **Geograph**, geboren zu Ruremont im Jahr 1512. Er widmete sich den Wissenschaften schon in früher Jugend mit unbeschreiblichem Eifer. Dann studirte er zu Löwen, wo er sich besonders auf das Studium der Mathematik legte, und obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte machte. Später trat er als Cosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, beschäftigte sich zuletzt mit dem Studium der Theologie, und starb 1594 zu Duisburg. Seine theologischen Schriften sind vergessen; aber seine Verdienste um die **Geographie**, deren Ansichten er zuerst durch Graphik und Mechanik versinnlichte, so wie er sie durch genauere Bestimmungen der Lage und Beschaffenheit der Länder beschäftigte, machen sein Andenken unsterblich. Er hatte die Kup-

ferstecherkunst erlernt, und stach und illuminirte selbst seine Charten, so wie er auch seine mathematischen Instrumente selbst verfertigte. Kaiser Carl V. schätzte ihn sehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Charte seiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Man schätzt noch jetzt als frühen Kunstversuch die von ihm gestochenen Globen und Landcharten Mercatoris tabulae geographicae 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seecharten ist die von ihm (im J. 1550) erfundene und nach ihm benannte Mercator'sche Projection, nach welcher die Charten zum großen Vortheil der Nautik mit wachsenden Meridians- aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright schon 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 angewandten Verbesserungen. Auch in der Chronologie brach Mercator mittelst seiner mathematischen und astronomischen Kenntnisse die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erschaffung der Welt bis zum J. 1568. Nach seinem Tode erschien seine Ausgabe des Claud. Ptolemäus mit Charten, Amsterdam 1605 Fol.

Mercier (Louis Sebastian), ein interessanter und berühmter französischer Schriftsteller, geboren zu Paris 1740, war vor der Revolution Advocat beim pariser Parlament. Die öffentliche Achtung, die er sich durch seine Schriften erworben hatte, berief ihn als Deputirten in den Nationalconvent. Seine Protestation gegen die Begebenheiten vom 3. Mai bewirkten ihm 1793 den Arrest, und er kam erst Ende 1794 wieder in den Convent. In der Folge wurde er Mitglied des Raths der 500, und zeichnete sich durch Liebe zur Ordnung aus. Nachher bekleidete er den Posten eines Directors der National-Lotterie, gegen die er früher in seinen Schriften heftig declamirt hatte, und ward Mitglied des Instituts von Frankreich. Er starb den 26sten April 1814, in einem Alter von 73 Jahren. Mercier trat zuerst als Dichter seit 1760 mit verschiednen Heroiden auf, welche man in den Héroïdes et autres pièces de poësie, Bruxelles, 1784. 8. zusammenfindet. Im J. 1769 fing er an, für das Theater zu arbeiten, nachdem er zuvor die lesenswerthe Schrift du Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique herausgegeben hatte. Von seinen dramatischen Werken, welche alle eine moralische Tendenz haben, hat man eine bis aufs Jahr 1778 gehende Sammlung, die unter dem Titel: Théâtre complet de Mr. Mercier, in 4 Octavbänden zu Amsterdam erschienen ist. Berühmter als durch seine Schauspiele hat er sich durch seine humoristischen Schriften gemacht. Hieher gehöret vorzüglich sein An 2240, erschien 1772 und machte zu seiner Zeit viel Sensation. Er läßt darin einen Pariser nach einem siebenhundertjährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen. Mercier ahnete damals nicht, daß er selbst diese Stadt noch veränderter sehen sollte, als sein nach einem so langen Zeitraum erwachender Pariser. Das Tableau de Paris, wovon in den Jahren 1781-89 zwölf Bände erschienen sind, stellt ein kräftiges und treffendes Gemählde von dem ehemaligen sittlichen Zustande der in moralischer Hinsicht so merkwürdigen Hauptstadt Frankreichs auf. Natürlich zog ihm dieses Buch viele Anfeindungen und Widersprüche zu. Mon bonnet de nuit, pour servir de suite au Tableau de Paris, kam in den Jahren 1784 und 85 und mon bonnet de matin 1786 heraus. Beide Werke enthalten eine Reihe lesenswürdiger Aufsätze über allerlei Gegenstände des Tages. Sein Werk Le nouveau Paris, 6 Bände 1800, enthält einzelne interessante Züge, steht aber dem ältern weit nach. Außerdem hat man von diesem fruchtbaren

Schriftsteller; Portrait de Philippe II. roi d'Espagne, Amsterdam 1785; Portraits des rois de France, Neufchatel 1785, 4 Bände; Songes et visions philosophiques, Paris 1788, 2 Bände; Notions claires sur les gouvernemens, 1789, 2 B.; J. J. Rousseau, considéré comme l'un des premiers auteurs de la révolution, Paris 1791, 2 B.; und verschiedne Romane, als: La sympathie morale, 1767; Histoire d'une jeune Luthérienne u. s. w. Von Character war Mercier treuherzig, einfach und ohne Falsch; im Umgang ungemein liebenswürdig; in seinen einnehmenden Gesichtszügen war eben sowohl sein Geist als sein redliches Herz ausgedrückt. In der letztern Zeit seines Lebens fiel er auf manche Sonderbarkeiten, und verwarf z. B. die Mahlerei als Urheberin des Götzendienstes, und ließ aus Scherz 1801 die Nachricht von seinem Tode verbreiten.

Mercur, s. Planeten.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Zither, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schaale mit sieben Saiten bezog, und sie harmonisch stimmte. Er besang zu ihren Tönen seine Geburt. Die Zither in die Wiege verborgen, suchte er sich Speise, wozu er listigen Trug ersann. Nach Pierien ging er mit Einbruch der Nacht, und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirren möchten, und, selbst rücklings gehend, rücklings hinwegführte und nachdem er am Alpheosstrom zwei derselben geschlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte, in einer Grotte verbarg. Alle Spuren wußte er sorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo seine Rinder und ging aus, sie zu suchen. Aber nirgend konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylus sagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Heerde Rinder wundersam forttreibend, gesehen habe. Durch seine Wahrsagerkunst erkannte jetzt Apollo, daß Mercur der Räuber sey. Er eilte zur Maja und redete scheltend den Knaben an, der sich stellte, als ob er schliefe, und selbst durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabschleudern wolle, sich nicht schrecken ließ, sondern seine Unschuld standhaft betheuerte. Apoll aber ließ sich von dem Listigen nicht täuschen, und brachte seine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier läugnete Mercur. Aber Jupiter durchschaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, sondern lächelte ihm freundlich, daß er so schön und klug den Diebstahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um sich vor neuen Ränken zu sichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Fesseln fielen ab, und statt dessen standen die Rinder paarweis an einander gebunden. Als aber jetzt Mercur die neuerfundne Zither zu spielen anfing, ward Apollo so entzückt, daß er den Erfinder um sein Instrument bat, die Kunst des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinschaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erstaunen blickte Apollo auf den erfinderischen Gott, als dieser auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide schlossen einen Vertrag. Mercur versprach, dem Apoll nie seine Zither oder seinen Bogen zu entwenden, und nie seiner Wohnung zu nahn; dieser gab ihm dagegen den goldnen Friedensstab, Caducëus (s. d. Art.). — Homer stellt uns den Mercur als einen schönen, in die männlichen Jahre übergehenden Jüngling dar; mit keimendem Bar-

te, Flügelschuhen, und einem Stabe in der Hand, als Herold und Gesandten der Götter. Er führt die Seelen der Abgeschiednen zur Unterwelt, und ist also auch der Herold des Pluto und Vollstrecker seiner Befehle. Sein magischer Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu schliessen, Träume zu führen, und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erforderlichen Eigenschaften besaß er in höchster Vollkommenheit und verlieh sie: Anstand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, List, des ränkevollen Betruges und sogar des Meineides. Man muß sich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit diesen Begriffen verband, wie wir. Wer sich in Listen und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulysses, war ein Liebling Mercurs und erfreute sich seines Beistandes. Auch als der Gott der Diebe und des Stehlens wurde Mercur angesehn, besonders wenn List und Klugheit dabei angewendet, oder dieses heimlich verübt wurde. Eine solche symbolische Bedeutung hatten schon die Unternehmungen seiner Kindheit. Aus seinem männlichen Alter gehören hieher noch folgende, die von seiner Klugheit zeugen. Er begleitete den Hercules, als dieser den Cerberus entführte; rettete mit dem Aegipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; stahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Otus und Ephialtes, eingeschlossen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Io; stand dem Perseus bei, als er die Medusa zu tödten ausging, und lieh ihm den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelschuhe; der Nephele, der Mutter des Phryxus und der Helle, gab er den Widder mit goldenem Felle, auf dem sie ihre Kinder entführte, da sie auf Anstiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden sollten. Im Gigantenkriege trug er den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, sich vor ihm zu flüchten und in Aegypten zu verbergen, verwandelte er sich in einen Ibis. Auch als Redekünstler erscheint er schon bei Homer, noch deutlicher aber bei Hesiod. Von seinen Erfindungen findet sich bei Homer noch nichts. Spätere schreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Musik, der Erdmeßkunst, der Auslegung der Träume, des Maßes und Gewichts, der Fechtkunst, der Buchstaben u. s. w. zu. Auch wird er als Beschützer der öffentlichen Verträge und Vorsteher der Straßen angesehen (s. d. Art. Hermen.) Liebschaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Mercur wurde in allen griechischen Städten verehrt; der Hauptsitz seiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feste hießen Hermäa und wurden auf verschiedene Weise gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und sein Fest wurde den 15ten Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maja den Namen führen soll) gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunst stellt den Mercur verschieden dar. In den Denkmalen des alten Styls erscheint er noch bärtig; späterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrschend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei diesem letztern Ideal behielt sich die Kunst einen Spielraum vor; sie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwischen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid besteht in einer kurzen ledernen Tunica; in der

Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er schalkhaft über eine ersonnene List. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attituden; bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reisehut, stehend, sitzend und im Fortschreiten begriffen. Die Meister der späteren gereiftern Kunst gesellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorstechende in seinem Charakter ist das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuselt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind klein; seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt, der Blick bedächtig. In seinem schönen kräftigen Körperbau sieht man den **Erfinder der Gymnastik**; in dem Stande, in der Geberdung und Miene den Besonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behendigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Mercur ist das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit wundersam vereinigt. Er ist entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargestellt. Selten hat er diese ordentlich umgenommen, sondern bloß über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befestigte Flügel, bald ist ihm der Hut aufgesetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht sind (petasus.). Der Hut, welcher hauptsächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine schmale Krämpe; auf Vasenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hangender Krämpe und spitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befestigt, so sieht man sie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch bloß am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunst den Hahn, um Wachsamkeit oder Streitlust (wegen der Gymnastik), die Schildkröte, um seine Erfindung der Zither, den Beutel, um den Gott des Handels, Widder und Patera, um den Anordner der religiösen Gebräuche und Opfer, den Stumpf des Palmbaums, an den sich seine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunst (auf Palmblättern), die Harpe oder das sichelförmige Messer, um den Argostödter, den Hund (bloß auf alexandrinischen Münzen), um Scharfsinn und Wachsamkeit anzudeuten.

Mercurialmittel, Mercurialsalze, Mercurius, s. **Quecksilber, Quecksilbermittel.**

Mergel, eine Gattung kohlensaurer Kalkarten, die ein inniges fettiges Gemenge von Kalk, Thon, Sand und andern Theilen ist. Je nachdem sie bald von diesem, bald von jenem mehr enthält, wird sie Kalk-Mergel, Thon-Mergel oder Sand-Mergel genannt. Alle Mergelarten sind undurchsichtig und haben unansehnliche, verschieden graue Farben und nach der verschiedenen Mischung bald mehr bald weniger Zusammenhang und Festigkeit. Der Mergel wird beim Feldbau, vorzüglich zum Düngen eines magern Bodens gebraucht, z. B. in Oesterreich; auch gebraucht man ihn innerlich und äußerlich als Arzneimittel.

Mergentheim, ehemals des deutschen Ritterordens Meisterthum und Stadt (mit 2700 Einwohnern) in Franken s. d. Art. **deutsche Ritter.**

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie, aus der zuerst **Matthäus Merian der ältere** großen Ruhm erlangte. Er war zu Basel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ sich in Frankfurt am Mayn

nieder, trieb einen starken Kunsthandel und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber mit der Radirnadel. Seine vornehmsten Werke bestehen in Vorstellungen der wichtigsten Städte in Europa, besonders in Deutschland, die er mit ihren Beschreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die von ihm selbst nach der Natur gezeichneten Ansichten von Städten, insonderheit die perspectivischen, sind meisterhaft. Er hat auch Geschichten, Landschaften, Schlachten, Jagden und andre Vorstellungen geäzt. Sein Sohn Kaspar übte auch die Aezkunst, wiewohl nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters, aber sein ältester Sohn Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Basel 1621, war ein vortrefflicher Mahler in wohlgetroffnen, stark und lieblich gefärbten Bildnissen. Er hatte bei Joseph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um das Jahr 1641 zu Rom studirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. s. w. bereist. Sein Sohn Johann Matthäus, ein geschickter Bildnißmahler, starb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künstlerin Maria Sibylla Merian, verehelichte Grafin, geboren zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Moreels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Insecten aller Art in Wasserfarben mahlte. Ihre große Liebe zur Insectologie war Ursache, daß sie eine Reise nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Insecten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nach dem Urtheil der Kenner nichts zu wünschen übrig lassen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entstehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 Bände 4.; eine Geschichte der Insecten Europa's, und eine Abhandlung über die Erzeugung und die Verwandlungen der Insecten von Surinam mit 60 prächtigen Kupfern. Sie starb zu Amsterdam 1717. Zu dieser Familie gehört auch Hans Bernhard Merian, Director der philologischen Classe der Academie der Wissenschaften zu Berlin, geboren zu Liechstall im Baselschen 1723, wo sein Vater Prediger war, und ihn zu dem Studium der Philosophie und Philologie anhielt. Er hielt sich als Führer eines Edelmanns 4 Jahre in Holland auf. Der berühmte Maupertuis machte Friedrich den Großen auf ihn aufmerksam, der ihn 1748 als Mitglied der Wissenschaften nach Berlin berief, 1771 zum Director der Classe der schönen Wissenschaften ernannte, und bei Besetzung der Lehrstellen oft zu Rathe zog. Seit Formey's Tode verwaltete er bei der Berliner Akademie das beständige Secretariat und starb 1807. Er war ein gründlicher Philolog, und hat nur weniges drucken lassen. Ancillon hat sein Elogium geschrieben.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merigi, s. Caravaggio.

Merinos, so heißt eine in Spanien jetzt einheimische und von da aus schon in mehrere europäische Länder verpflanzte Schaafrace, die sich von andern Schaafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen stammen sie aus Afrika ab, und deshalb sollen sie auch den Namen Merinos erhalten haben, das so viel bedeutet, als vom Meere her-

über (ovejas merinas oder tras humantes). So viel ist gewiß, daß Peter IV. von Castilien arabische Schafherden nach Spanien kommen ließ, und daß 300 Jahre nachher der Cardinal Ximenes Schafe aus Afrika nach Segovia verpflanzte. Jetzt zählt man in Spanien gegen 5 Millionen Merinos, die mindestens eine reine Einnahme von 8 Millionen Thaler bringen. Weil diese Schafe auf den Gebirgen fast ganz Spaniens weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, während die andern, die eine weit gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Die ganze Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos ist im Ganzen höchst interessant. Sie wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Arragon, im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden die Heerden von 10 zu 10,000 Stück getheilt, und aus diesen wieder 10 Haufen, jeder zu 1000 Stück gemacht. Dieser Haufen (cavagnes) steht unter der Direction eines Oberhirten. Dieser hat 50 Schäfer und eben so viel Hunde unter seinem Commando, indem 5 Mann zu jeder einzelnen Heerde von 1000 Stück gehören. Die Schäfer sind äußerst schlecht besoldet, denn außer einem geringen Geldlohn bekommen sie Brod und dürfen ein paar Ziegen und einige Schafe mitweiden. Die ganze Zahl der Schäfer in Spanien beträgt 25,000 Mann und eben so viel Hunde. Anfangs waren diese Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden sie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp 2. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen und Preußen verpflanzt, wo sie sich sehr gut acclimatisirt haben. Neuerdings soll verboten worden seyn, sie auszuführen. In den neuern Zeiten ist ein glatter, geköperter Serge (s. Wolle) von vorzüglichem, gezwirntem Gespinst Merino genannt, und als Handelswaare sehr beliebt worden.

Merite, Orden pour le merite, s. Orden (Ritter).

Meroe, eine vom Nil westlich und vom Astaboras (Tacazze) östlich eingeschlossene, bis zur heutigen Provinz Gojam liegende Halbinsel. Sie wurde von einem äthiopischen Stamme bewohnt, welcher sich früh durch Cultur, Handel und Colonien auszeichnete. Jetzt heißt die Landschaft Atbar zwischen 13 und 18° N. B. und hat eine Stadt gleiches Namens. Die alte Stadt Meroe war ein Staat, dessen Regierung in den Händen eines Priesterstammes war. Letztere wurde erst zu den Zeiten des ägypt. Königs Ptolemäus II. vernichtet. Hier war der Hauptsitz des großen Caravanenhandels zwischen Aethiopien, Aegypten, Arabien, dem nördlichen Afrika und Indien. Eine Colonie von Meroe war auch Ammonium in der lybischen Wüste. Von Meroe aus scheint auch der erste gebildete Staat in Aegypten zu Theben angelegt worden zu seyn, als Handelsniederlassung und Caravanenplatz, welcher stets mit Meroe in Verbindung blieb und von einer mächtigen Priestercaste regiert wurde.

Meröpe, eine Tochter des arkadischen Königs Cypselus, Gemahlin des Kresphontes, eines Heracliden und Königs von Messene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngste Aegyptus (nach Andern Telephontes) hieß. Da Kresphontes zum Besten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empörten sich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebst allen seinen Söhnen, den Aegyptus ausgenommen,

welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuschickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung in Messene übernahm, ließ ihn vergebens allenthalben aufsuchen, und verhieß Belohnungen dem, der ihn tödten würde. Sobald aber der Jüngling erwachsen war, verließ er mit dem Entschluß, seinen Vater zu rächen, heimlich seinen Großvater, und kam nach Messene, wo er vom Polyphontes den auf seinen Kopf gesetzten Preis foderte, indem er vorgab, den Aegyptus getödtet zu haben. Schon früher hatte Merope, weil sie eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten geschickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieser kam mit der Nachricht zurück, Aegyptus sey verschwunden. Jetzt zweifelte sie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder sey. Sie beschloß, ihn im Schlafe zu ermorden, und war im Begriff, diesen Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn erkannte, und nun mit ihm gemeinschaftlich die Maßregeln verabredete, sich an Polyphontes zu rächen. Sie bot ihm zum Schein Versöhnung an, und versprach ihm, seine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Aegyptus das Leben und bestieg den väterlichen Thron.

Merovaͤus, Meroveus, Merovinger, s. Frankreich.

Merseburg, ein lutherisches Bisthum im Königreich Sachsen, zwischen Thüringen, dem saal- und leipziger Kreise gelegen. Der letzte Herzog von Merseburg, Heinrich, postulirter Administrator des Stifts Merseburg, starb ohne männliche Erben den 27sten Jul. 1738. Seit der Reformation waren alle Administratoren aus dem Hause Sachsen gewesen, und da 1731 das Domcapitel versprochen hatte, künftig immer den regierenden Churfürsten nach gegebner Zusicherung, die bisherige Verfassung zu erhalten, zum Administrator zu wählen, so ließ der Churfürst das Land in Besitz nehmen. Das Domcapitel besteht aus 14 altadeligen Mitgliedern und zwei leipziger Professoren. Bis zum Jahre 1813 hatte das Stift seine eigne Regierung, sein Kammercollegium, sein Consistorium, eigne Landtage und zum Theil seine eigne Verfassung. Unter die Stiftsregierung gehörten die fünf Aemter Merseburg, Lauchstädt, Skeuditz, Lützen und Zwenkau, welche beide letztern vereinigt sind. Die Hauptstadt Merseburg, eine der ältesten Städte Sachsens liegt an der Saale und zählt über 6000 Einwohner. Sehenswerth ist das Schloß, als die ehemalige Residenz der Herzoge zu Sachsen-Merseburg, und die danebenstehende Domkirche mit einer schönen Orgel und verschiednen Merkwürdigkeiten (z. B. Begräbnissen mehrerer Fürsten). Die Stiftsschule oder das Gymnasium hat 1575 von Churfürst August die jetzige Einrichtung erhalten. In der Vorstadt Altenburg befindet sich ein Waisenhaus, der Schloßgarten und eine Wasserkunst. Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner ist die Bierbrauerei.

Mesmer (Anton Friedrich), ein durch Entdeckung des thierischen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmter Arzt. Er wurde im Jahr 1734 in der Schweiz geboren, und starb am 6ten Merz 1815 zu Mörsburg am Bodensee. In seinem 32sten Jahre trat er zuerst in Wien, wo er studirt hatte, öffentlich mit der Bekanntmachung der Grundzüge zu seiner neuen Lehre auf. Dies geschah in einer Dissertation über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper, welche er hier 1766 herausgab. In derselben lehrt er, daß die unter so manchen Entstellungen bei den verschiedensten Völkern herrschenden Meinungen von den Einflüssen der Himmelskörper auf unsere Erde ebenfalls aus Beobachtungen von allgemein und anhaltend sich zeigenden Naturwirkungen herrühren und ei-

was Wahres enthalten müßten. Beobachtungen belehrten uns, sagt er, daß die Planeten in ihrem Umlaufe wechselseitig bestimmend auf einander wirken; daß sowohl die Sonne, als auch der Mond bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der sich in verschiednen Wirkungen auf das Meer (Ebbe und Fluth) und auf die Atmosphäre offenbart; daß aber eben so auch diese Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächse und lebenden Geschöpfe, ja selbst auf alle Theile, woraus ein belebter Körper besteht, ausüben, wie wir aus den periodischen Veränderungen und Erscheinungen im menschlichen Körper wahrnehmen. Dieser Einfluß geschehe besonders mittelst eines das ganze Weltall erfüllenden höchst feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen werde, und äußere sich durch die höchste Steigerung und den Nachlaß der Eigenschaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organisation zukommen, als der Schwere, dem Zusammenhang der Theile, Elasticität, Electricität, Irritabilität. Die Eigenschaft des thierischen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den thierischen Magnetismus. Die Wirkungen dieses Einflusses auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beschäftigten nun denselben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, während welcher Zeit er diese Grundsätze durch seine Erfahrungen bestätigt fand. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand gesetzt, nach seinen Principien die verschiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszusehen. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt seiner Lehre über, die Existenz einer gleichen Wechselwirkung, derjenigen der Himmelskörper entsprechend, zwischen den auf der Erde befindlichen Körpern, und besonders unter den lebenden Organismen selbst zu entdecken, vermittelst welcher er künstlich die periodischen Revolutionen im menschlichen Körper nachahmen könnte. Die Analogie der Eigenschaften des Magnets mit dem System des allgemeinen Einflusses veranlaßte Mesmern, ihn als das beste Material anzusehn, um Versuche anzustellen. Er bestrich mit künstlichen Magneten, die ihm Pater Hell, ein Physiker in Wien, machte, krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Curen damit. Durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derselben belehrt, und auf die Verschiedenheit des animalischen und mineralischen Magnetismus aufmerksam gemacht, ging er davon ab, und bediente sich bloß der Hände. Er theilte seine Theorie dem kaiserlichen Leibarzte Störk in Wien mit; doch versagte dieser einer Lehre, die den damaligen Ansichten in der Heilkunst und Naturlehre nicht entsprach, seinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendschreiben an einen frommen Arzt, 1775, der Welt seine Theorie öffentlich vor. In Wien selbst wurde seine Lehre verkannt, theils mit dem Mineralmagnetismus verwechselt, theils absichtlich entstellt, verhaßt gemacht und verfolgt, er selbst als Schwärmer dargestellt, und diejenigen, welche sich seinen Curen unterwarfen, gleichfalls für Betrogene oder Betrügende erklärt. Mesmers Ruf nahm dessen ungeachtet in eben dem Verhältnisse zu, als ihn seine Gegner zu unterdrücken suchten. Er reiste in den Jahren 1774-75 nach Schwaben, der Schweiz und Bayern, wo er den Churfürsten mit seiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München ernannt wurde. Im Jahr 1776 wurde er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Curen verrichtete. Nach seiner Zurückkunft in Wien wollte zwar Mesmer nichts mehr öffentlich nselbst unternehmen, ließ sich jedoch endlich bestimmen, mehrere Kranke in die Cur zu nehmen, worunter die als Tonkünstlerin berühmte

Demoiselle Paradis war. Diese war von ihrem dritten Jahre an blind gewesen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodischem Wahnsinn. Er behandelte sie geraume Zeit, während welcher er viele Unannehmlichkeiten und Cabalen, und von der durch seine Feinde aufgehetzten Familie der Kranken selbst den größten Undank erfuhr. Ob sie völlig hergestellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Anstrengungen und Verfolgungen, Deutschland, und begab sich im Jahr 1778 nach Frankreich. In Paris theilte er den dasigen Gelehrten und Aerzten die Grundzüge seiner Lehre in mehrern zusammenhängenden Sätzen mit, unternahm auch, zu mehrerer Bestätigung derselben, die Heilung verschiedner Kranken, welche er auch glücklich zu Stande brachte. Doch wirkten auch hier Unglaube, Verkennung seines Verdienstes, und Cabale gegen ihn. Mesmer legte daher auch hier seine Lehre in 27 Sätzen öffentlich vor, behielt jedoch das eigentliche Technische seines Verfahrens selbst noch für sich, oder theilte es doch nur sehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die französische Regierung ihm für die Entdeckung seines Geheimnisses einen Gehalt von 20,000 Livres anbot, so schlug er dieses doch aus. Dagegen eröffnete er eine Subscription von 100 Theilnehmern, von denen ihm jeder 100 Louisd'or zahlen mußte, und welchen er das Geheimniß des Magnetisirens mittheilte. In der Folge bildeten sich zuerst in Paris, dann in Strasburg rc. die sogenannten harmonischen Gesellschaften, deren Zweck es seyn sollte, die erhaltene Lehre in geschlossenem Verein mittelst Beobachtung der vorgeschriebenen Versuchsregeln rein zu erhalten. Die ausbrechende Revolution mit ihren Stürmen vertrieb Mesmern aus Frankreich; die politischen Unruhen zerstörten die Institute, und die Lehre des thierischen Magnetismus kam ziemlich in Vergessenheit. Mesmer zog sich nach der Schweiz zurück, und lebte daselbst zu Frauenfeld im Canton Thurgau im Stillen, ohne jedoch aufzuhören, seine neuerfundene Heilart auszuüben. Nach 20 Jahren, in seinem schon weit vorgerückten Alter, legte er selbst seine in der Zeit geläuterten und durch fortgesetzte Versuche fester gegründeten Lehrsätze nochmals in einem schriftlichen Aufsatze nieder, und hatte die Genugthuung, zu sehen, wie der von ihm ausgestreute Samen in Deutschland nicht gänzlich untergegangen war. Schon in dem Jahre 1787 überbrachte Lavater den durch Puiségur verbesserten animalischen Magnetismus einigen Aerzten in Bremen, z. B. Wienholt, während andere, z. B. Gmelin, ihn von Strasburg aus erhielten. Diese widmeten demselben ihre Untersuchungen, und erhielten in kleiner Zahl die Kenntniß und den Glauben an ihn, obgleich auch damals noch die meisten Aerzte in Deutschland sich gegen ihn erklärten. Mesmer selbst stand, wie natürlich ist, nicht gleich anfangs auf dem Punkte, auf welchem jetzt die Lehre vom animalischen Magnetismus steht. Sein Studium der ältern Mystiker, Astrologen und Aerzte, z. B. Paracelsus, Kircher, so wie die Beschaffenheit der damals herrschenden medicinischen Theorien leiteten ihn zuerst auf den Siderismus, oder den Einfluß der Gestirne auf den Menschen, und nur allmälig entwickelte sich bei ihm das System der Wechselwirkung, dessen Grundzüge folgende sind: Die Himmelskörper wirken auf einander, und regieren also auch die Bewegung unsers Erdballs, daher die Ebbe und Fluth des Meers, die Einwirkung des Mondes bei Vegetationen, Fermentationen u. s. w., die Abwechselung der Jahrszeiten, der Instinct der Thiere zu periodischen Wanderungen u. s. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Wesen in der Natur hindeutet. Dieser Einfluß besteht in der wechselthätigen Aus- und Einströmung eines subtilen Fluidums, und ist bei den Er-

scheinungen des Magneten sichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreisen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Ursache dieser wechselseitigen Anziehung, breitet sich über alle Bestandtheile des Erdballs aus, indem sie durch die tägliche Umdrehung desselben das alternirende Steigen und Fallen (Intension und Remission) der Eigenschaften der organisirten Materie bestimmt. Dies ist die allgemeine Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die ersten Begriffe, empirisch von der Welt aufgefaßt, sind Materie und Bewegung. Die Materie ist flüssig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung sind, oder fest, wenn sie neben einander in Ruhe sind. Elementarmaterie, alle Theile der Materie, jeder mit seiner eigenen Bewegung; Combination der Theile und Verhältnisse ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur ist die Harmonie der Verhältnisse, in welcher alle Theile der Materie beisammen stehen und in der die Bewegungen sich folgen. Es bilden sich hiernach verschiedene Classen (Serien), Arten der Combinationen nach der Ordnung und Anzahl der Elementartheile, aus welchen sie bestehn; homogen ist die Materie einer bestimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinstimmen; heterogen das Entgegengesetzte. Bis jetzt waren drei Serien der homogenen Combinationen bekannt, Wasser, Luft, Aether. Das allgemeine Fluidum, welches das Universum zu einer Masse vereinigt, sind die sämmtlich existirenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüssigen Materie ist die örtliche und innere (intestine); — confus, oder in einem bestimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, sich durchkreuzend und ausbreitend, ohne sich zu verwirren. Eine jede der drei Serien kann der Leiter einer besondern innern Bewegung seyn (Ton), der zum Grad seiner Flüssigkeit in einem eignen Verhältnisse steht, bei dem Wasser wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Aether als Licht erscheint. So in der unermeßlichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben so viele verschiedene Töne, welche in die organisirten Körper aufgenommen, die sonst unbegreiflichen Erscheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Electro-Magnetismus rc. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thierischen Körper betrachtet, ist das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß desselben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben und durch ihn geschehen die Verrichtungen der Organe. Der Mensch befindet sich im Ocean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet sind, die tonificirten Bewegungen einiger von den Serien desselben ausschließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Aether u. s. w. Vom Nerven geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung besteht, der innerliche Sinn (sensorium commune), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact daher der innere Sinn aller der Modificationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innersten Organismus der Muskelfiber einwirken, und ihre Verrichtung bestimmen. Daher Zusammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen; Irritation, Reiz, besteht in der anhaltenden Verkürzung der Fiber. Das abwechselnde Erweitern und Zusammenziehn des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt, 1. wenn der

Muskelfiber die Reizbarkeit abgeht, sich zu verkürzen, 2. wenn ein Gefäß in einem Zustand von Reizung sich befindet. Dieser Zustand setzt die Verstopfung, Obstruction, Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Ursache der Abweichung von der Harmonie des thierischen Lebens, daher also Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun die Natur und Beschaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der festen Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide u. s. w. abhängt, so liegt die erste Ursache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen. Die Ursache der Bewegung wirkt gegen den Widerstand; um ihn zu besiegen, muß sie ihn überwiegen. Dieser Zustand heißt im Allgemeinen die Crise, deren Erscheinungen die kritischen Symptome, die Erscheinungen vom Widerstand gegen die Naturwirkungen die symptomatischen Symptome, eigentlich die Krankheit sind. Es gehört also zur vollständigen Crise 1. Perturbation, — der Kampf der Naturkraft gegen den Widerstand; 2. Coction, — Auflösung oder Bereitung des stockenden Safts zur Absonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Gesunden. Dagegen eine unvollständige Crise Statt findet, wo diese Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeiniglich als chronische Krankheit sich darstellt. Unmittelbare Ursachen aller Krankheiten setzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obstruction in den verschiedenen Arten der Gefäße voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität, oder die Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen herzustellen; 2. die Hindernisse, die sich dieser Einwirkung entgegensetzen können, wegzuschaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelst des allgemeinen Fluidums die Eigenschaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dieses auch in Ansehung der Irritabilität, so daß der Verlauf und die Entwickelung der Krankheiten, und selbst ihre Heilung durch diesen Einfluß geordnet und bestimmt werden, was den natürlichen Magnetismus ausmacht. Diese freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Wesen sich äußern, welche sich der Zeit und ihrer organischen Beschaffenheit nach dazu besonders disponirt befinden. Das Ein- und Ausströmen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des subtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einflusses zwischen zwei Individuen aus, so daß, wenn eine tonische Bewegung in einem Körper erweckt worden ist, es nach dem Gesetze des Vollen möglich ist, in einem andern festen Körper eben dieselbe Bewegung ohne Unterschied des Zwischenraums zu bewirken, und durch diese wechselseitige tonische Bewegung die Eigenschaften, welche bloß in ihren individuellen Organisationen begründet sind, zu erwecken und zu verstärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einflusses können verschieden seyn, z. B. zwischen dem allgemeinen und thierischen Magnetismus, wie zwischen Feuer und Wärme. Der thierische Magnetismus als Agens betrachtet, ist ein unsichtbares Feuer; es kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verstärken, und auf die Ursache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zusammenhang zu entdecken ist; 2. die Hindernisse zu erkennen und zu beseitigen, welche seine Thätigkeit und die gradweise Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, stören oder aufhalten können; 3. den Gang ihrer Entwickelung zu kennen und vorauszusehen, um den Verlauf bestimmen, und

mit Festigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähr die Grundzüge des mesmerschen Systems. Man sieht daraus, daß er damals vorzüglich auf die Crise, als den Zustand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der festen Theile auf die Krankheitsursachen (Hebung der innern Hemmungen der harmonischen Lebensthätigkeit) das meiste Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derselben das Wesentliche der magnetischen Heilung suchte. Es wurde daher die magnetische Einwirkung so viel als möglich verstärkt, bis sie auf den Grad stieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Convulsionen oder doch als heftige Krämpfe sich äußerten. Diese sahe er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei seiner und der magnetischen Behandlung seiner Schule errichtete man daher die sogenannten Crisenzimmer (Chambres de crise), welches Zimmer waren, deren Fußböden und Wände mit Matratzen bedeckt wurden, damit die in Zuckung versetzten Kranken sich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Strasburg sich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer selbst wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis de Puiségur, verbannte die sogenannten Crisenzimmer, die er Höllenstuben (Chambres d'enfer) nannte; die heftigen tumultuarischen Crisen wurden vermieden, und die magnetische Behandlung dahin geleitet, daß sie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzweckte. Die hierdurch erregten Crisen waren sanft, zeichneten sich durch ein Gefühl des höchsten Wohlseyns, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zustandes, so wie auch des Zustandes anderer, mit dem Magnetisirten in Verbindung gesetzten Kranken aus. Diese Methode wurde in der Folge die allgemeinste, und verbindet die Methode der ehemaligen mesmerschen Schule, welche hauptsächlich nur physisch, durch starkes Berühren mit den Händen oder mittelst metallner und gläserner Conductoren, der magnetisirten Wannen und Bäume, der magnetischen Bäder, des Trinkens von magnetisirtem Wasser, des Tragens magnetisirter Glasplatten u. s. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Ostende unter der Direction eines gewissen Ritters Barbarin sich bildete, und bloß psychisch, durch Figirung des festen Willens auf den Kranken alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen suchte. Diese Schule bekam deshalb den Namen der Spiritualisten. Mesmers System ist später von Wolfart, der von Berlin aus Mesmern in der Schweiz besuchte, in einer eignen Schrift klar und treu dargestellt worden. Er fand in Mesmer einen ehrwürdigen Greis, der ein patriarchalisches Leben führte, von seinen Umgebungen sehr verehrt wurde und auch im hohen Alter eine solche magnetische Kraft besaß, daß er durch das bloße Ausstrecken der Hand schon magnetisch wirkte. (Das Weitere über den animalischen Magnetismus siehe bei dem Artikel Magnetismus.) H.

Mesochōrus, Halbchor, s. Chor.

Mesopotamien oder das Land zwischen den Flüssen (El-Dschesira oder die Insel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeschloßne Landschaft, die im Norden der Taurus und Magus begränzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getraide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die südliche aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Zoba, d. i. Nebesin, Antiochia, Mygdonia, Singara. Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus

den Chaldäern, dem Urvolke, aus Cuschiten, die unter Nimrod die Städte Edessan und Nesibin erbauten, und aus semitischen Abkömmlingen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdien, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, so daß die Cuschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche. Nach einem Zwischenraume von mehr als 700 Jahren (mehr als 2000 Jahre vor Chr. Geb.) kommt Cusan Rischataim als König von Mesopotamien vor, der seine Herrschaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die schon in Palästina saßen, mußten ihm acht Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldnen Zeitalter der assyrischen Macht, 790 v. Chr. Geb., ward Mesopotamien diesem Reiche unterthan und erlitt die Schicksale seiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 n. Chr. Geb. den Römern; aber die Perser ließen sie nicht lange in ungestörtem Besitz. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des sassanischen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Mesopotamien diesen Stürmen gehorchen. Im J. 1040 fiel es den Seldschucken in die Hände. Seit dieser Zeit hatte es schnell auf einander folgende Beherrscher. Dschingischan machte sich 1218 davon Meister. Allein es ging 1360 schon wieder an den Tur-Ali-Beg verloren, der eine eigne Dynastie, der weiße Schöps genannt, daraus bildete. Vierzig Jahre darauf ward Mesopotamien von Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem persischen Reiche einverleibt. Aber auch diese Einverleibung hatte keinen Bestand; denn 1554 mußten die Perser mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob sie gleich 1613 den verlornen Theil wieder an sich brachten, so konnten sie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebst mehreren Provinzen auch diese 1637 mit seiner Krone vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieses Landes wird auf 1700 Quadratmeilen angegeben.

Messa di voce, im Gesang das allmählige Anschwellen der Töne.

Messalina 1) Valeria. Diese durch ihre zügellosen Ausschweifungen berüchtigte römische Kaiserin war die Tochter des Messala Barbatus und Gemahlin des Kaisers Claudius. Sie hat den Ruf hinterlassen, an Unverschämtheit und Frechheit die schamlosesten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hause des Kaisers gehörigen Männer hatte sie zu Geliebten. Offiziere, Soldaten, Sklaven, Schauspieler; nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunst genossen hatte. Nicht zufrieden, sich selbst der Schande Preis zu geben, zwang sie die edelsten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausschweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den bestrafte sie mit dem Tode. Endlich wagte sie sogar, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelaßner und Günstling des Kaisers, Namens Narcissus, der ehedem selbst ein Liebhaber der Messalina gewesen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abwesend war, diese neue Schandthat seiner Gemahlin. Da aber dieser mit ihrer Bestrafung zögerte und Narcissus einsah, daß sein eignes Leben auf dem Spiele stehe, wenn es der Kaiserin gelingen sollte, sich bei ihrem schwachen Gemahl wieder in Gunst zu setzen: so gab er selbst einigen Vertrauten Befehl, sie heimlich zu ermorden, im Jahr 48 nach Chr. Geb. Mit Recht heißt es von ihr:

Et lassata viris, necdum satiata recessit.

Minder berüchtigt ist 2) *Statilia Messalina*, die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurück versetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredsamkeit und der schönen Künste, und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe (lateinisch missa), hieß zuerst in der lateinischen Kirche die ganze Abendmahlshandlung, oder die Ceremonie des Abendmahls. Diese Benennung rührte daher, daß, als die Feier des Abendmahls in den *öffentlichen Versammlungshäusern* oder Kirchen begann, man dieselbe auf den allgemeinen Gottesdienst *folgen* ließ. Um aber die Beendigung des allgemeinen Gottesdienstes jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Antheil nehmen wollte, anzukündigen, wurde es üblich, daß ein Kirchendiener die Worte rief: Ite, missa est sc. cancio (geht, die Versammlung ist entlassen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverständniß wurde nun die folgende Handlung selbst missa, und nachher durch Verstümmlung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römisch-catholischen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: *Messe lesen*), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt, und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche Sinn der Messe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (st. um 604) bildete auch die Meßgebräuche aus. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Vorstellung des Leidens Jesu seyn sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie noch gegenwärtig in der römisch-catholischen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das *Offertorium*, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hostie, die gewöhnlich in einer kostbaren Kapsel (die Monstranz) befindlich ist; 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden, so wird sie gewöhnlich *Hochamt* genannt. Auch die Musik selbst, welche in einer Composition der Worte des Kyrie, Gloria, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei besteht, wird von den Musikern eine *Misse* genannt. Nach den verschiednen Graden der Feierlichkeit und den mehreren oder wenigeren dabei ministrirenden Personen wird sie in hohe oder große und niedrige Messe (zu welcher auch die *stille*, bei welcher die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden, und die *Handmessen*, welche täglich gelesen werden, und wofür der Priester das Geld auf die *Hand* empfängt, gehören) eingetheilt. Erstere wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; sie ist noch feierlicher, wenn sie vom Bischof gehalten wird. Die feierlichste ist die *päpstliche*. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, so wie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie angestellt werden. So wird die *Heilige-Geistmesse* bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten, und bei derselben der Gesang veni creator spiritus angestimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine besondre Art von Messen sind die *Seelenmessen* und

Todtenmessen; sie sollen den besondern Zweck haben, die Seelen der Gestorbenen dem Fegefeuer zu entreißen, oder dasselbe zu lindern. Sie wurden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten bestellt, und mit Erbschaften oder Vermächtnissen, welche man an Kirchen und Geistliche spendete, reichlich belohnt; sie gehörten daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmessen (Missae pro defunctis) haben ihre besondern Feierlichkeiten (s. Exequien und Requien). Eine ganz besondre Art der Messe ist auch die sogenannte trockne Messe, d. i. diejenige, welche auf der See gelesen wird, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Auch nach den Ländern und Kirchen endlich ist die Messe verschieden; doch ist gegenwärtig die römische Messe die herrschende. Eine eigenthümliche Einrichtung hat die Messe in der griechischen Kirche. Endlich ist auch die Zeit der Messe verschieden; zu den außerordentlichen Messen in dieser Hinsicht gehören diejenigen, welche in der römischen Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der heiligen Christnacht.

Messen (Handels-), öffentliche Märkte, welche sich von gewöhnlichen Jahrmärkten theils durch größern Umfang der Geschäfte, theils durch ihre längere Dauer, theils endlich durch gewisse Vorrechte, die hier zugestanden werden, unterscheiden. Sie werden, besonders an den beiden Hauptmeßorten Deutschlands, zu Leipzig und Frankfurt a. M., feierlich ein- und ausgeläutet, und theilen sich in die Vor-, Meß- und Zahlwoche. Bei kleinern Messen schränkt sich diese Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten bestehen, außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten, hauptsächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldsachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erst auf der Messe contrahirt, oder wollte sich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleistet. Auch ist es eine Wirkung der Meßfreiheit, daß zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in seinem Hause das Gastrecht ausüben und speisen darf. Die Messen sind nebst den Jahrmärkten ein sehr wichtiges Mittel zur Belebung der Geldcirculation und des Commerzes, und verdienen daher von Seiten der Regierungen alle Aufmerksamkeit. Nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern zählt man mehrere sehr berühmte Messen, z. B. in Mexiko, Portobello und Havanah, ferner zu Alessandria in Italien, zu Lyon, zu Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tyrol, zu Zurzach in der Schweiz u. s. w.. In Deutschland sind die berühmtesten Messen zu Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt a. d. O., Braunschweig, Breslau, Cassel und Naumburg. Die leipziger Messe ist besonders wichtig für die nördlichen Länder Europa's, die frankfurter mehr für die südlichen. In Leipzig zählt man jährlich drei Messen, die Neujahrsmesse 1. oder 2. Januar, die Jubilatemesse (Ostermesse) geht den Nachmittag des Sonntags Jubilate an und die Michaelismesse, welche den Sonntag nach dem 29. September anfängt. Jede dauert drei Wochen; aber nur die zwei letztern sind bedeutend. Hier findet man alle Waaren; ein vorzügliches Geschäft in sächsischer Wolle, in sächsischen Tüchern und Rauchwaaren. Auch sind die Wechselgeschäfte sehr bedeutend. Noch ganz besonders zeichnet sich die leipziger Ostermesse dadurch aus, daß sie die einzige ist, auf welcher im Buchhandel bedeutende Geschäfte

gemacht werden. In Frankfurt a. M. zählt man zwei Messen, die Oster- und Herbstmesse.

Meßbuch, s. Missale.

Messenia, Messenien, die fruchtbarste Landschaft im Peloponnes, westlich von Laconica, und seit der dorischen Einwanderung durch den Nedafluß im Norden begränzt. Messene mit der Bergfestung Ithome seit 369 v. Chr. Hauptstadt des Landes. Methone, Korone und Pylos waren seine Hafenstädte. Berühmt sind die Kriege der Messenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Messenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten und haßten. Der erste fällt in das J. v. Chr. 743 und dauerte bis 724. Die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, fielen unter Alcamenes Führung in Messenien ein, ohne den Vorschlag des Königs der Messenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphictyonen oder den Areopag schlichten zu lassen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Messenier sich tapfer unter ihrem König Aristodemus, aus dem Hause der Aepytiden, der, um den delphischen Orakelspruch zu erfüllen, welcher den Messeniern den Sieg versprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hause der Aepytiden als freywilliges Opfer fiele, seine Tochter freiwillig zum Opfer bot, und, als deren Geliebter dieselbe für schwanger erklärte, um sie für sich zu erhalten, zürnend erstach, öffnen und opfern ließ. Die Messenier siegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Veste Ithome endlich bezwungen. Nach fast 40 Jahren erhoben sich die Messenier wieder, um sich unabhängig zu machen, und es begann 685 v. Chr. der zweite messenische Krieg (s. d. Art. Aristomenes), welcher mit ihrer völligen Unterjochung endigte.

Messer, das bekannte schneidende Werkzeug, muß, wenn es seinen Zweck gut erfüllen soll, von Stahl gearbeitet seyn. Seine Form ist nach seiner Anwendung verschieden. England, welches den feinsten Stahl liefert, bringt auch die besten Sorten Messer im Handel; Woodstock und Birmingham stehen wegen guter Waare im größten Rufe. In Frankreich werden die feinsten Rasirmesser zu Paris gemacht, andere feine Stahlarbeiten kommen von Chatellerault in Poitou, von Langres, Moulins, Rouen, Thiers. Deutschland hat Stahlfabriken zu Iserloh, Solingen, Suhl und Remscheid, deren Messer gewöhnlich den englischen in der Güte nachstehen. Merkwürdig aber ist es, daß abgenutzte Messer gewöhnlicher Sorte noch einen Handelszweig geben; Wien schickt jährlich mehrere Fässer solcher Klingen nach der Türkei, woselbst sie zu schöner damascirter Arbeit umgeschaffen werden. F.

Messiade, s. Klopstock.

Messianische Psalmen. Psalmen (s. d. Art.), die man gewöhnlich theils ganz, theils einzelnen Stellen nach auf den Messias, und als Weissagung auf Jesus gedeutet hat.

Messias, dieses hebräische Wort bezeichnet einen Gesalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Messias genannt, von welchem sie erwarteten, daß er sie von der Herrschaft der Fremden befreien, zu dem herrschenden Volke erheben und ein goldnes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter seinem Volke herrschenden messianischen Erwartungen knüpften die Stifter des Christenthums seine Lehre an, und sie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erstand. Allein Jesus Christus erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sey, und veredelte auf diese Weise die messianischen Ideen seiner Zeitgenossen, und wenn er sich selbst den Messias nannte, so wollte er da-

mit nichts anders sagen, als daß er der von Gott gesandte, den Völkern verheißne Stifter eines moralischen Reichs, d. h. der Kirche sey. Viele der frühern Christen aber konnten sich von den messianischen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entstand aus der Vermischung derselben mit christlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chiliasmus. N.

Messidor, s. Calender.

Messina, eine sehr alte (s. d. Art. Aristomenes) und dem Range nach die zweite Stadt auf Sicilien, am Faro di Messina im Val Demone gelegen. Sie ist von einer Citadelle geschützt. Der vortreffliche Hafen wurde 1782 für einen Freihafen erklärt. Der Handel mit Seide und in der Stadt verfertigten seidnen Zeugen ist beträchtlich. Messina hat ein Erzbisthum, ingleichen ein Generalhospital, La Loggia, welches eins der schönsten öffentlichen Gebäude ist. Vor dem J. 1674 hatte es über 90,000 Einwohner. Diese Anzahl war aber bis auf 30,000 gesunken, als im J. 1783 ein furchtbares Erdbeben es verwüstete. Ungeachtet dieses Unglücks blühte die Stadt bald wieder auf, und hat in den letzten Zeiten so beträchtlich gewonnen, daß sie jetzt wieder gegen 60,000 Einwohner zählen soll.

Messing, aurichalcum, die bekannte Mischung des Kupfers mit dem Zink oder Galmey. Nicht alles Kupfer, so wie nicht alles Galmey sind zum Messingmachen gleich dienlich. Sie sind desto tauglicher dazu, wenn sie nicht mit fremdartigen Theilen vermischt sind. Gemeiniglich werden zu 100 Pf. Kupfer 50 und mehr Pfunde Galmey nach dem Verhältnisse seiner Güte genommen. Dieser vermehrt das Gewicht des Kupfers gewöhnlich auf 20 bis 40 Procent. Nach der Menge des Zinks, die man dem Kupfer beimischt, ist auch die Farbe der Masse verschieden gelb. Je mehr Zink, desto heller gelb, je weniger, desto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Mischung. Die dunklern Arten heißen Tomback, Prinzmetall u. s. w. Die hellern Messing. Natürliches Messing hat man bis jetzt nirgend gefunden. Das Messingbrennen (eigentlich ist es ein Schmelzen), woher die Arbeiter den Namen Messingbrenner erhalten, geschieht auf den Messingwerken oder Messinghütten. Gemeiniglich wird erst die Masse in dazu eingerichteten Tiegeln in Fluß gebracht, und dann in Formen von Sandsteinen zu Tafeln und Platten gebildet, während die Masse noch warm ist, gebrochen, und in Stückmessing verwandelt. Die stärksten Tafeln, welche geschnitten werden können, sind 4 Linien dick, die stärkern hingegen kommen ungeschnitten unter den Hammer. Die ungeschnittenen Tafeln werden von dem Messingschneider zu 2 oder 3 Finger breiten Schienen zersägt oder zerschnitten, worauf sie dem Messingschläger oder Luggoldschmidte übergeben werden, der sie auf Hammerwerken, welche das Wasser treibt, zu Blechen schlägt. Die allerdünnsten Bleche, welche wie feines Papier sind, heißen Luggold. Die Messingbleche, welche unter dem Hammer hervorkommen, werden, weil sie dann schwarz sehen, von den Messingschabern gebeizt und mit dem Schabeisen hell und glänzend gemacht. Der Messinghammer verarbeitet das zu Tafeln gegossene Metall theils wieder zu Tafeln verschiedener Stärke, theils zu Küchengeschirren, Messingdraht, Messingblechen. Auf den Tiefhämmern werden besonders Kessel ꝛc., auf den Breithämmern flache Sachen ausgeschmiedet.

Meßkette, Meßschnur, Meßtisch, s. d. folgenden Artikel.

Messungen, Meßinstrumente, Meßkunst. Sie haben

zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenständen überhaupt zu erforschen, d. i. zu untersuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maß (s. d. Art.) in der zu messenden Größe enthalten sey. Alle Messungen geschehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maßes an die zu messende Größe selbst (die Fertigkeit, dieses bloß mit Hülfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaß, welches bei sehr kleinen Größen immer zu gebrauchen ist) oder durch Berechnung der zu messenden Größe aus andern schon gemessenen, mit denen sie in geometrischer Beziehung steht. So wie nun die reine Geometrie von der Messung der geraden Linie anfängt und von da zu Ausmessung von Figuren, Flächen und Körpern fortschreitet, eben so muß auch die practische Geometrie dieselbe Folge beobachten. Diese begreift: 1. Feldmeßkunst oder practische Geometrie im engern Sinne, welche die Messung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die sphäroidische Gestalt der Erde noch keinen Einfluß auf sie hat, während 2. die Geodäsie oder mathematische Geographie hingegen die Gestalt von Ländern, Welttheilen und der ganzen Erde selbst finden lehrt, wobei ihre sphäroidische Gestalt aufs genaueste berücksichtigt werden muß; 3. practische Astronomie, welche den Lauf der Gestirne beobachten und messen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu bestimmen. — Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemessen werden, so geschieht dasselbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Maßstäbe. Diese sind also die Instrumente des Feldmessers. Die Signale, gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 bis 2 Zoll Dicke und 6 bis 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Breter, an langen Stangen befestigt, oder endlich, wo diese noch nicht hinreichen, dreiseitige Pyramiden, dienen zum Abstecken einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geschieht, daß mehrere derselben in zweckmäßigen Entfernungen durch Visiren in die zu messende gerade Linie gebracht werden, um beim Messen als Zwischen- und Anhaltpunkte zu dienen. Darauf geschieht die unmittelbare Messung selbst durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von starkem Eisendrath von 1/2 oder 1 Fuß Länge bestehend, die durch messingene Ringe mit einander verbunden sind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eisernen Spitzen versehene Stäbe, d. i. Kettenstäbe, gespannt und vermittelst derselben in die Richtung der schon abgesteckten Linie gebracht wird. Bisweilen bedient man sich auch der Maßstäbe, welche an eine auszuspannende Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßschnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht bloß eine Linie messen, sondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon aufs Papier bringen, so daß man, sobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemessene Linie, welche Standlinie oder Basis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maßstabe auf das Papier getragen ist, auch die übrigen Linien auf dem Papier selbst messen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls messen, oder aus jenen Linien berechnen kann: so hat man von jedem Endpunkte der Basis aus, nach den vorspringenden Punkten des Feldes zu visiren und den Winkel dieser Visirlinie mit der Basis zu bestimmen; dann gibt der Durchschnittspunkt der beiden Visirlinien eines und desselben Punktes,

von den beiden Enden der Basis aus gezogen, dessen Lage an. Hierzu braucht man nun zwei Instrumente: den Meßtisch oder das Astrolabium. Der Meßtisch oder die Mensel (mensula Praetoriana, von ihrem Erfinder Prätorius) ist eine ebne, rechtwinklige Tafel (fast immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Gestelle oder Stativ, durch das jeder Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel selbst in die Horizontalebne gebracht und in derselben herumgedreht werden kann. Zu derselben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Diopteru (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) versehen, um sie in die Richtung der Gegenstände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Mensel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeist so angefüllte cylindrische Glasröhre, daß noch eine Luftblase zurückbleibt, die sich natürlich immer nach dem höchsten Punkt der Röhre hinbegibt und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen, oder nicht) wird die horizontale Lage des Meßtisches gefunden. Auf eine solche Tafel kann dann eine ganze Gegend durch bloßes Visiren nach den Gegenständen von zwei oder mehrern Standpunkten aus aufgetragen und gemessen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, so muß man sich des Astrolabiums (s. d. Art.), eines in Grade, Minuten und weiter sorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Diopteru oder ein Fernrohr befestigt sind, versehenen messingenen Kreises bedienen, der auf einem Stative beweglich ist, so daß er in alle möglichen Lagen gebracht werden kann. Durch dieses Instrument werden dann die nöthigen Winkel gemessen und aus ihnen und der gemessenen Basis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geschieht. Ueber das Höhenmessen und Nivelliren nebst den dazu nöthigen Instrumenten s. d. Art. Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, so wie über die Instrumente selbst, gibt Mayers practische Geometrie, ein classisches Werk über diese Wissenschaft, überall eine äußerst vollständige und befriedigende Auskunft. — Die bei der Feldmeßkunst erwähnten Operationen sind auch bei der Geodäsie, nur in einem weit größern Maßstabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommnerer Instrumente und mit beständiger Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu messendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographische Lage der Hauptpunkte auch durch astronomische Beobachtungen bestimmt werden muß. Von Instrumenten sind hier zu erwähnen der Theodolit, ein Astrolabium mit einem senkrecht darauf stehenden eingetheilten Kreise, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelsextanten und Spiegelkreise, d. h. Sechstel- und ganze Kreise, auf denen kleine Spiegel befestigt sind, die so gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct gesehenen Gegenstand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt ins Auge gelangen läßt, und dieses Bild zur Deckung mit einem andern Gegenstande bringt, wodurch der Winkel zwischen beiden Gegenständen genau gemessen wird. Das vollständigste Werk über Geodäsie ist Puissant, Traité de Topographie und sein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutsche Uebersetzung von Schumacher erscheint. Hieher gehören noch die Gradmessungen, welche zur genauen Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde angestellt sind, und wozu Delambre im Base du système métrique eine vortreffliche, alles umfassende Anweisung, nebst einer Geschichte der großen französischen Gradmessung selbst gegeben hat. Ueber die zur

practischen Astronomie gehörigen Instrumente siehe den Art. Astronomie.

Mestizen, diejenigen Menschen, welche aus Vermischung der Europäer mit Indianern entstanden sind.

Mesto, (ital.), betrübt, traurig, ist eine Ueberschrift der Tonstücke, die in diesem Charakter und der derselben angemessenen langsamen schwermüthigen Bewegung vorgetragen werden sollen.

Meta, 1) Spitzsäule (siehe Circus) daher jedes Ziel. 2) Klopstocks Gattin (s. Klopstock.)

Metachronismus soviel als Anachronismus (s. d. Art.)

Metalle sind einfache Naturkörper von folgenden Eigenschaften: sie sind vollkommen undurchsichtig; besitzen einen eignen, spiegelnden Metallglanz; bilden in flüssiger Form ausgezeichnet Tropfen oder gewölbte Oberflächen; sind verbrennlich und geben sowohl mit Sauerstoff, als mit der sauerstoffähnlichen oxydirten Salzsäure (Halogen) zweifache Producte, sind die besten electrischen Leiter und im Wasser unauflöslich. Man kennt Kalimetall, Natrummetall, Kalkmetall, Barytmetall, Strontianmetall, Kieselerdenmetall, Thonerdenmetall, Bittererdenmetall, Glycinmetall, Circonmetall, die alle leichter oder doch nur ein weniges schwerer als Wasser sind, an der Luft sogleich Sauerstoff anziehen und ihre metallischen (regulinischen) Eigenschaften verlieren. In der Natur kommen sie als Metalle nicht vor, die galvanische Chemie hat sie aus ihren Verbindungen (der Potasche, dem Kalke, der Thonerde ꝛc.) erst abzuscheiden gelehrt. Andere Metalle, die man sonst wegen ihrer Sprödigkeit und schweren Schmelzbarkeit Halbmetalle nannte, sind das Braunstein, Spießglanz, Wismuth, Kobald, Uran, Titan, Wolfram, Chrom, Cerium, Arsenik, Columb oder Tantal, Molybdän oder Wasserblei, Tellur, Zink. Diese verbinden sich zwar sehr leicht mit Sauerstoff zu metallischen Kalken oder Oxyden (s. Calciniren), jedoch nicht ohne Einwirkung einer feuchten oder erhitzten Luft. Durch diesen so aufgenommenen Sauerstoff verlieren sie ihre regulinischen Eigenschaften, werden pulverig und bekommen andere Farben; sie entlassen den Sauerstoff auch in der stärksten Hitze nicht vollständig, schmelzen dann vielmehr zu gefärbten metallischen Gläsern oder Flüssen. Sie lösen sich größtentheils in dem Zustande der Kalke in Säuern auf und geben damit metallische Salze. Aus diesen Auflösungen werden sie durch andere Metalle wieder in regulinischer Gestalt abgeschieden, welches merkwürdige Phänomen sich auf die Verwandtschaft eines jeden Metalls zum Sauerstoffe gründet. Es kann nämlich jedes aufgelöste nur dann ausgeschieden werden, wenn das Ausscheidende dem Sauerstoffe näher verwandt ist und ihn dem aufgelösten entzieht. Das abgeschiedene krystallisirt dann oft als Metallbäumchen. Noch andere Metalle, die man früher schon als solche erkannte und zum Unterschiede der vorigen Ganzmetalle nannte, sind: Eisen, Zinn, Blei, Nickel, Kupfer, Quecksilber, Silber, Gold, Platin, überdies die später bekannt gewordenen; Iridium, Rhodium, Palladium und Osmium. Sie zeichnen sich durch größere Cohärenz und Dehnbarkeit in Platten und Draht aus. Die sechs ersten von ihnen kommen chemisch mit den vorigen darin überein, daß sie sich in erhitzter oder feuchter Luft mit Sauerstoff zu Kalken verbrennen lassen und diesen so fest halten, daß keine Hitze allein im Stande ist, beide Stoffe wieder zu trennen und das Metall in den regulinischen Zustand zurück zu führen (zu reduciren). Deshalb stehen sie mit jenen zugleich unter der Abtheilung der unedlen Metalle, während die übrigen, Gold, Silber, Platin, Palladium, Rhodium, Iri-

dium sich gerade entgegengesetzt verhalten und edle Metalle heißen. Diese nämlich verbinden sich in der Glühhitze nicht mit Sauerstoff (verbrennen nicht), sondern wenn sie durch Einwirkung starker Säuren in den Kalkzustand gekommen sind und für sich dem Feuer ausgesetzt werden, gehen sie vielmehr in den regulinischen Zustand von selbst zurück. Das Quecksilber aber steht in der Mitte zwischen beiden. In der intensiven Hitze großer Brennspiegel oder einer solchen, die durch Galvanismus entwickelt werden kann, schmelzen die Metalle alle, oder lösen sich in Dunst auf. In der Natur finden sich die Metalle in sehr verschiednen Gestalt und von sehr verschiednem Ansehen. Alle diese großen und mannichfaltigen Verschiedenheiten lassen sich jedoch füglich unter zwei Hauptarten bringen. Entweder sind die Metalle, welche die Natur liefert, gediegen, d. h. in ihrer wahren metallischen Gestalt, oder vererzt im weitläuftigern Sinne des Worts, so daß ihnen mehr oder weniger von ihrer rein metallischen Gestalt benommen ist. Der gediegene Zustand der Metalle leidet wiederum einige Verschiedenheiten. Bisweilen findet man sie nämlich sichtbar oder in unmerklich kleinen Theilen unter andern Mineralien versteckt und durch dieselben verlarvt. Ferner findet sich ein gediegnes Metall entweder rein für sich oder mit andern gediegnen Metallen vermischt, welches letztere ein natürliches Amalgama heißt. — Auch die Vererzung findet auf verschiedne Art Statt. Erstlich durch Verbindung eines Metalls mit einem eigentlich brennlichen Mineral, z. B. mit dem Schwefel. Dies ist Vererzung im engern Sinn. Zweitens durch eine weit wesentlichere Veränderung, nämlich durch Verbindung des Metalls mit Säuren, da sie ganz außer den metallischen Zustand versetzt und gesäuert oder verkalkt sind. Diese Verkalkung oder Säuerung erfolgt nun aber wiederum entweder durch unmittelbaren Beitritt des reinen Sauerstoffs, oder so, daß derselbe schon mit einer Grundlage verbunden ist, und dadurch eine eigentlich sogenannte Säure bildet. Wenn bei dieser letzten Art von Verkalkung zugleich Erdarten, zumal Kalkerden, mit verbunden werden, so erhält der metallische Kalk dadurch oft ein spatähnliches Ansehn und davon seinen Namen. — Die Metalle und ihre Erze finden sich überhaupt, wie andre mineralische Körper, theils in Gängen (Ganggebirgen), theils in Flötzen, und zwar erstlich gang- oder dromweise, wo sich das Erz hinabwärts erstreckt. Diese Gänge werden nach ihrer Mächtigkeit, nach ihrem Gehalt und ihrem Streichen wiederum besonders unterschieden. Es kann ein Gang aus bloßem Erz bestehen, letzteres aber auch nur in einzelnen Stücken zwischen dem Gestein stecken. Im erstern Falle heißt der Gang ein derber Gang. Hauptgänge werden die genannt, welche sehr mächtig, Drümmer aber, die sehr schmal sind. Dem Gehalte nach theilt man die Gänge in edle und unedle. Erstere enthalten fast lauter Erze, die letztern dagegen viel Gestein, z. B. Blende, Quarz, Gneuß und andre. (Vergl. den Art. Gang.) Zweitens finden sich die Metalle und ihre Erze flötzweise gelagert (s. Flötz); drittens finden sie sich in Geschütten, d. h. in lagerweisen Flötzen; viertens in Geschieben, d. h. solchen Bruchstücken und Handsteinen, die gleich unter der Dammerde, auch wohl ganz bloß auf derselben am Tage liegen; fünftens nester- oder nierenweise, d. h. in Höhlen eingeschlossen, die zwar auf dem Gange gemeiniglich in dessen gewöhnlicher Mächtigkeit fortstreichen und sich bald wieder verlieren, bald wieder anlegen; jedoch aber keinen sonderlichen Zusammenhang weder mit andern Erzen, noch unter sich selbst haben. Endlich finden sich sechstens auch Erze in allen Grubengebäuden an den Wänden und in Firsten auf Sinter oder Tropfstein, und

bisweilen sind hier mehrere Lagen über einander gewachsen, ja man findet sogar Stufwerk, wo auf dem Glanze Kies, auf dem Kiese wieder Glanz und auf dem Glanze Rothgülden- oder Glaserz gewittert ist. — Die Alten gaben, aus schwer zu erörternden Gründen, folgenden sieben Metallen die Namen ihrer sieben Planeten, daher sie auch noch jetzt mit den Zeichen der Planeten bezeichnet werden; das Gold war die Sonne ☉; das Silber der Mond ☾; das Quecksilber der Mercur ☿; das Kupfer die Venus ♀; das Eisen der Mars ♂; das Zinn der Jupiter ♃; das Blei der Saturn ♄. Ueber die Erzeugung der Metalle schwebt noch große Dunkelheit, gleichwohl scheint doch aus mehrern Erscheinungen hervorzugehn, daß die rastlose Natur sie noch fortwährend schaffe. Es scheint, daß sich die Erze durch Dämpfe erzeugen, deren Grundstoff metallisch oder zur Bildung des Metalls ganz geeignet ist. Diese Dämpfe, die der Bergmann Schwaden oder Wetter (s. gute Wetter) nennt, trifft man sehr häufig in Bergwerken an. Das Aufsteigen dieser Dämpfe läßt sich aus dem Verwittern der Mineralien im Schooße der Erde, aus den daselbst befindlichen schwefligen und salzigen Wassern, und aus mehrern andern theils bekannten, theils unbekannten Ursachen herleiten. Die Erze verwittern zum Theil selbst, und lösen sich vielleicht in feine Dämpfe auf, oder schwängern doch mit ihren Bestandtheilen jene Schwaden, die dann die in den Gebirgen befindlichen Spalten und Klüfte durchstreichen und die Erztheile ansetzen. Auch mittelst der unterirdischen Gewässer können sich Metallerze erzeugen, wenn diese nämlich mit metallischen Theilen geschwängert unter der Erde fortstreichen und auf Gestein stoßen, das zur Absetzung des Metalls bequem ist. Das festeste scheint dazu das dienlichste. Es ist wahrscheinlich, daß im Innern der Gebirge gewissermaßen ein ähnlicher unaufhörlicher Wechsel der Dinge erfolgt, wie in den organischen Reichen, und daß sich Erze, so wie Mineralien überhaupt erzeugen, reifen, und nach einer gewissen Zeit sich wieder auflösen und Stoff zu neuen ähnlichen Erzeugnissen geben. Schon in den ältesten Zeiten kannte man Metalle, theils fand man sie in Flüssen, theils lagen oft Metallminen auf der Oberfläche der Erde. Auch konnte oft ein Zufall ihre Entdeckung veranlassen, so wie im vorigen Jahrhunderte in Peru eine Goldmine entdeckt wurde, weil der Blitz ein Stück Felsen abgeschlagen hatte, wodurch die glänzenden Metalladern sichtbar wurden. Die Kunst Metalle zu schmelzen wurde die Menschen wahrscheinlich durch Vulcane, deren Ausflüsse sie beobachteten, oder durch Entzündung solcher Wälder, die auf einem metallreichen Boden standen, gelehrt. (Vergl. auch d. Art. Plastik.)

Metallkalk, s. Calcination, u. d. v. Art.

Metallnadeln, s. Prokinismus.

Metallreiz, s. Galvanismus.

Metallspiegel, s. Brennspiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunst, die Metalle aufzusuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Diese Bearbeitung geht von dem Zustande des Erzes an; daher sind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. s. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne versteht man darunter nur die Operationen, mittelst welcher die Metalle von ihren Erzen geschieden werden. S. auch den Art. Hüttenkunde. Die Kenntniß von Bereitung der Metalle ist ein wichtiger Theil der practischen Chemie, und hat in neuern Zeiten, besonders in Deutschland und Schweden, die Form einer Wissenschaft erhalten.

Metamorphose, die Verwandlung. Unter dem Titel **Metamorphosen** ist ein Gedicht oder vielmehr eine Reihe mythologischer Gedichte von **Ovid** (s. d. Art.) berühmt.

Metapher, (wörtlich eine Uebertragung) ist derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge dessen man einen Gegenstand durch Vorstellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anschaulicher und kräftiger zu schildern sucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beschreibenden **Eigenschaften** werden mit ähnlichen Vorstellungen vertauscht, welche vergrößernd und verstärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter ansprechen müssen, so daß dadurch ein Gegenstand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „**beschwingte Eile;**“ „**frostige Warnungen,**“ und die ganz alltäglich gewordnen Metaphern „der Lenz des Lebens,“ „das Ruder des Staats,“ „Feuer der Rede.“ Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine solche, welche das Sinnliche vergeistigt, z. B. „der zürnende Sturm;“ 2. die, welche das Geistige verkörpert, z. B. „aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne seines Verdienstes;“ 3. welche das ähnliche derselben Sphäre auf einen größern Gegenstand überträgt, z. B. „der silberne Mond,“ „das Licht des Leibes.“ Die erstere Art geht in die Personification über. Vorzugsweise wird die **zweite Art Metapher** genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (s. d. Art.) angesehen, nur daß der Hauptbegriff oft **unverändert** stehen bleibt. Die letztere ist ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens ist Kürze und Energie des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derselben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in seiner Vorschule der Aesthetik (2te Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, sagt von ihr richtig: „sie sey der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen sich und keine nennt Irrthum **Licht und Wahrheit Finsterniß.**“ Die Metapher ist endlich ein Product des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetorischen, dramatischen und lyrischen Styl mehr, als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in der Anwendung derselben zeigt den geschmackvollen Redner und Dichter. (Siehe übrigens Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verschiedner Hinsicht gerechnet werden kann.) **Metaphorisch** nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbesondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphrase, s. **Uebersetzung**.

Metaphysik, die Hauptwissenschaft der theoretischen Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche (metaphysische) Erkenntniß seyn soll; auch Transcendentalphilosophie, reine speculative Philosophie. Den **griechischen** Namen soll diese Wissenschaft zufällig erhalten haben; gewiß ist es aber, daß Aristoteles in den Büchern, welche späterhin die Ueberschrift erhielten, aus welcher durch Zusammenziehung dieser Name entstanden ist, auch diejenigen Gegenstände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieses theoretischen Theils der Philosophie ausmachten, und der nicht von der **Form** der Erkenntniß, sondern von dem Wesen und den höchsten Gegenständen derselben (oder von den **materialen** Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegensatze der **Logik** (als einer formellen Wissenschaft) **Materialphilosophie**, im Gegensatze der **empirischen Naturlehre** insbesondere **Metaphysik** genannt worden ist. Dieser ist auch in dem Maße

Haupttheil der Philosophie, daß alle Verschiedenheit der philosophischen Ansichten hauptsächlich von der Verschiedenheit der Metaphysik abhängig ist, und in derselben zum Vorschein kommt. Daher nannte man sie auch sonst die erste und vornehmste Philosophie; und der Name Metaphysiker, metaphysisch, Metaphysik, wird oft mit der Benennung Philosoph, philosophisch, Philosophie gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptsächlich kommt es bei allen Philosophien darauf an, was man für das Grundwesen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß desselben für möglich hält; auch sind hiernach die Systeme der Metaphysik und überhaupt der Philosophie selbst verschieden. Seit Wolf, der ihr die scientifische Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Cosmologie (diese wiederum in metaphysische Körperlehre und Geisterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphysische Psychologie gehörte) und metaphysische Theologie; in jener ging man von den abstractesten Begriffen des Seyns aus (metaphysischen Begriffen), um aus denselben nachher das Wesen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch diese Verstandesbegriffe nicht fähig sind, die Dinge selbst zu erkennen (s. kantische Philosophie), setzte aber an die Stelle der Metaphysik nur eine Kritik derselben, worin ihm seine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphysik der Natur und der Sitten redet. Eine Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, meinen sie sey nicht möglich, weil die übersinnlichen Gegenstände und die Dinge an sich in keiner Anschauung gegeben werden können, oder weil dieselben kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung seyn könnten. Die Ideen aber seyen Erkenntnisse, deren Gegenstände sich nicht bestimmen und erkennen lassen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß sey aber bloß subjectiv. Indessen konnte sich das Bedürfniß des Geistes, eine höhere, philosophische Weltansicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphysische Systeme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphysik durch tiefere Untersuchungen einzunehmen suchten, indem sie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinstimmung des Bewußtseyns mit sich selbst im Wissen, als die Grundfoderungen des Philosophirens betrachteten. So verschieden und wechselnd nun auch diese metaphysischen Ansichten und Systeme seyn mögen, und so mißtrauisch man daher gegen eine solche Wissenschaft geworden ist; so beweist dies doch nichts gegen die Metaphysik selbst, sondern bezeugt nur eine Freiheit des Geistes, und eine Regsamkeit desselben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus versinken würden. Uebrigens ist zwar in keiner Ansicht die Wahrheit, aber auch keine Ansicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbstthätigkeit dazu, sich derselben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geistes ist dem engherzigen Despoten, der alle, selbst die innerste Regung der Freiheit vertilgen möchte, diese Selbstthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Mystiker verhaßt, weshalb jener die Metaphysik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geschehen, letztere sie oft als eine unnütze Grübelei verschreien, ohne sie zu kennen. Weil aber die Metaphysik die schwersten philosophischen Untersuchungen enthält, zu welchen ein ungemein philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes erfodert werden, so hat auch hierdurch der Ausdruck metaphysisch die Nebenbedeutung des schwer zu Durchdringenden, Tiefsinnigen und über die gemeine Ansicht Erhabnen mit

Recht erhalten, worüber sich der gemeine Verstand eines Urtheils enthalten soll. T.

Metastäse nennt man in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit seinem wahren Namen Trapassi, und war im J. 1698 zu Assisi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch die Lectüre des Tasso. Schon früh entwickelte sich sein poetisches Talent im Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres seines angegriffenen Nervensystems wegen bald aufgeben (vgl. den Aufsatz: Metastasio, ein Improvisator, in der Zeitung f. d. eleg. W. No. 107. Jahrg. 1816). Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, den Namen Trapassi ins Griechische übersetzend, Metastasio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, „als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, sein ganzes Vermögen." Metastasio, der sich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt ganz seiner Neigung für die Poesie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern ital. Singspiels. Schon früher in seinem 14ten Jahre schrieb er seine Oper il Giustino. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Musik aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter, und machte sich auf derselben bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Carl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte, und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest Statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geschenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der seine Opern durch Farinelli's Gesang lieb gewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber Metastasio beschränkte seinen Ehrgeiz auf den literarischen Ruhm, und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Theresia ihm ertheilen wollten. Er starb im J. 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst und sandte ihm seinen apostolischen Seegen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke Metastasio's sind seine Opern und musikalischen Cantaten, die in mehrern Ausgaben erschienen sind. (Schon 1748 kamen die Opere dramatiche in Venedig zum neunten Male heraus; besser zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und Opere posthume Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern classisch geworden ist, sind die vollkommenste Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbesondre der sanfteste Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdrucksvollste Rhythmus seiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunst, die wesentlichen Züge einer pathetischen Situation in der Kürze zusammenzufassen; seine Lieder, womit die Personen abgehn, sind fast immer der gediegenste musikalische Auszug einer Gemüthsstimmung, der sich geben läßt. Aber freilich muß man gestehen, er schildert die Leidenschaft nur nach ganz allgemeinen Bestimmungen: sein Pathos ist geläutert sowohl von allem charakteristischen als contemplativen Gehalt, und so kann die poetische Darstellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Musiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlassen. Metastasio ist durchgehends musikalisch, aber

ganz und gar nicht pittoresk. Seine Melodien sind leicht und gefällig, allein sie wiederholen sich mit weniger Abwechslung; wenn man einige seiner Stücke gelesen hat, so kennt man sie alle, und die Composition im Ganzen ist immer ohne Bedeutung. Die Galanterie seiner Helden, die Zärtlichkeit seiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth seyn, als die Wahl solcher Stoffe, deren strenger Ernst sich nicht ohne einen auffallenden Uebelstand mit solchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragischen Ansprüche hat er sich selbst geschadet; seine Kraft war ihnen nicht gewachsen. Zu dem erstaunlichen Glück, das Metastasio in ganz Europa und besonders an den Höfen gemacht, hat es besonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge seines Amtes, sondern auch durch seine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe, prosaische Gesinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetischen Sprache ausgestattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenschaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und scheinbare Sittsamkeit: alle diese Eigenschaften mußten diese tragischen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben sich nur wenige Opern des Metastasio erhalten; da der veränderte Geschmack in der Musik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metempsichosis, Metempsychöse, s. **Seelenwandrung.**

Meteor, Meteore sind Lufterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Diese ist durch die ungeheure Menge wäßriger und brennbarer Dünste u. d. gl., welche täglich von der Erde aufsteigen, und bei den verschiedenen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiednen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. Die Aufzählung und physikalische Erklärung dieser Meteore macht den Inhalt der **Meteorologie** aus. Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verursacht, sobald sie an verschiednen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verschieden ist, eine Bewegung der mehr elastischen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo sie weniger elastisch ist, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen **Wind** heißt, der **sanft** oder **mäßig** genannt wird, wenn er in einer Secunde 10 bis 16 Fuß zurücklegt, **steif** wenn er 24 Fuß, **hart** wenn er bis 35 Fuß in einer Secunde durchläuft. Von 40 bis 50 Fuß Geschwindigkeit ist er schon ein **mittelmäßiger**, zwischen 50 und 60 Fuß ein **starker Sturm** und von 60 Fuß und drüber **Orcan**. Zwischen den Wendekreisen herrscht auf dem Meere ein **beständiger Ostwind**, der in dem nördlichen Theile der heißen Zone nordöstlich, in der südlichen südöstlich ist und hauptsächlich in der Umdrehung der Erde um ihre Achse von Westen nach Osten seinen Grund haben möchte. Auf dem Lande der heißen Zone wird dieser Wind durch Localitäten, durch die Lage der Gebirge, Thäler, Klippen und Küsten mehr oder weniger abgeändert. In dem indischen Meere wehen die **Mussons** oder **Passatwinde** gewisse Monate hindurch nach **einer** Richtung; die andern Monate darauf nach der entgegengesetzten; welches wahrscheinlich in den hohen und bergigen Ländern, welche nördlich von diesem Meerbusen liegen und im Sommer weit stärker erwärmt, im Winter stärker erkältet werden, als das angränzende Meer, seinen Grund hat. In den heißen Zonen sind an den Küsten **Land- und Seewinde**, eine andre Art von **periodischen** Winden, wovon jene bei Nacht nach

der See zu, diese bei Tage von der See landwärts wehen. Außer diesen sogenannten luftigen Meteoren sind nun die wäßrigen zu betrachten, die durch das von der Erde in die Luft durch Verdünstung aufsteigende Wasser veranlaßt werden, welche Dünste, wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, nicht mehr expansibel bleiben können, sondern in tropfbarer Gestalt als Thau abgeschieden werden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif wird. Nebel ist das Wasser, das durch Vermehrung des Drucks der Atmosphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunste niedergeschlagen, und wegen seiner höchst feinen Zertheilung in der Luft schwimmend erhalten wird. Er hat daher einerlei Grund mit dem Sichtbarwerden unsers Hauches im Winter, woraus sich das Fallen und Steigen des Nebels, so wie daß auf jenes gewöhnlich ein heitrer, auf dieses ein trüber Tag folgt, leicht erklären läßt; denn Wolken sind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft schwimmende Nebel, welche ihre scheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Weite erhalten. Ihre Entfernung von der Erde ist aber sehr verschieden. Wenn nun die Zersetzung der wäßrigen Dünste in den obern Regionen der Luft schnell genug und in hinreichender Menge geschieht, so daß das niedergeschlagne Wasser zu Tropfen zusammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern specifischen Gewichtes von der Luft nicht mehr getragen werden können, sondern niederfallen, so entsteht Regen, der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee wird, wenn aber bei seinem Herabfallen dem Wassertropfen durch irgend eine Ursache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel bildet. Hieher gehören noch die Trombeln oder Wasserhosen, indem sich eine Wassersäule von einer Wolke bis zum Meere oder umgekehrt erhebt, wobei das Wasser kocht und braust und die Luft schweflich riecht. Außer jenen luftigen und wäßrigen Lufterscheinungen sind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerst das Gewitter eine der allgemeinsten ist, das allein in der Electricität seinen Grund hat, wie schon im Jahre 1746 Winkler zuerst behauptete und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz ist bloß ein starker electrischer Funken und seine Erscheinungen lassen sich alle im Kleinen mit der Electrisirmaschine nachmachen. Der Donner (s. d. Art.) entsteht durch die durch den Blitz bewirkte Erschütterung der Luft, und das Wetterleuchten ist ein nicht mit Donner begleiteter Blitz, indem der Donner wegen der großen Entfernung nicht mehr gehört werden kann. Das Nordlicht (s. d. Art.), die glänzendste und schönste Lufterscheinung, ist wahrscheinlich auch ein electrisches Meteor. Der Regenbogen entsteht bekanntlich durch Brechung der Sonnenstrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematisch erklärt werden. Eben so entsteht durch Brechung des Lichtes in den Dünsten der Atmosphäre die Abend- und Morgenröthe, so wie die Höfe, größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrscheinlich haben auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter oder Irrwische sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Luftarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln (vergl. diese und Meteorsteine) sind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmosphäre. Ueber Meteorologie sind die vorzüglichsten Schriften De Luc's Untersuchungen über die Atmosphäre und seine neuen Ideen über Meteorologie. In den neuern Zeiten hat man versucht, auf die Meteorologie eine Vorherbestimmung der Witterung (s. vor-

züglich Haberle's Journal) zu gründen, welches aber bei unsern geringen Kenntnissen von den auf die Atmosphäre wirkenden Kräften, so wie bei ihrem mannichfachen Zusammenwirken noch sehr lange, vielleicht auf immer für uns Menschen ein eitles Bemühen bleiben muß.

Meteorologie, s. d. vorigen Art.

Meteorologische Beobachtungen, Wetterbeobachtungen, gehen vorzüglich darauf aus, aus der gegebenen Witterung die zukünftige zu erkennen. Hiebei ist auch auf die meteorologische Lage, d. i. die Beschaffenheit eines Orts, in Beziehung auf die von der höhern oder tiefern Lage, von den umgebenden Waldungen, Wässern ꝛc. abhängende Witterung zu sehen.

Meteoroskop, ein mathematisches Instrument, die Längen und Breiten der Oerter auf der Erde zu bestimmen.

Meteorsteine, auch Meteorolithen, Aërolithen, Uranolithen, von den Alten Bälilien genannt, sind vom Himmel herabfallende, aus metallischem Eisen, Nickel, Kieselerde, Magnesia, Schwefel und Chrom bestehende Massen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich mit einer reißenden Geschwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplatzen nach einem kurzen Glanze, mit einem starken Kanonen- und Flintenfeuer ähnlichen Knalle oft in einer sehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tausend) Stücke, welche noch heiß, mit einer schwarzen Kruste überzogen, mit einer solchen Gewalt herabfallen, daß sie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieser so lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten ist in unsern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt und die Physiker haben sich um die Erklärung dieses Phänomens bemüht. Einige halten jene Massen für Erzeugnisse unserer Atmosphäre, durch große chemische Prozesse bewirkt, wobei es übrigens fast unbegreiflich bleibt, wie bei der höchstverdünnten Luft an der äußersten Gränze unsrer Atmosphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, solche feste Körper, aus Stoffen, über deren Existenz in der Luft wir gar nichts wissen, gebildet werden könnten. Wahrscheinlicher scheint daher die Behauptung Anderer, daß sie aus den Mondvulcanen zu uns herabgeschleuderte Massen wären (Mondsteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der starken Compression und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens ist es mathematisch erwiesen, daß bei günstiger Lage des Mondes gegen die Erde eine schwere Masse, die aus ersterem mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geschwindigkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel, ausgeschleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unsre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeschwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerst ihren cosmischen Ursprung beweisen wollen und die Möglichkeit gezeigt, daß sie auch Stücke kleiner, sich um unsre Erde bewegender Planeten seyn könnten. Hieher gehören auch die großen Massen von Gediegen-Eisen, das sogenannte Meteoreisen, wie auch andre. Die 71 Pfund schwere Masse, die im Jahre 1751 am 26sten Mai zu Hraschina unweit Agram in Croatien herabgefallen ist, und sehr wahrscheinlich auch die durch Pallas im J. 1772 in Sibirien am Jenisei aufgefundne auf 1600 Pfund geschätzte Eisenmasse, worin sich Olivin eingesprengt findet; die auf 30,000 Pfund geschätzte in der südamerikanischen Provinz

Chaca Gualamba aufgefundne von Rubin de Celis im J. 1782 untersuchte Masse: so wie das mehrere tausend Pfund schwere Stück Gediegen-Eisens, welches sich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollständige Aufzählung aller bis jetzt gefallenen Meteorsteine, nebst allen dahin gehörigen Beobachtungen und Untersuchungen findet man in Gilberts Annalen der Physik. (Vergl. Feuerkugel)

Meth oder Meht wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bewirkt und ist ein weinartiges Getränk, welches hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist. Oft gibt man ihm durch Zusatz von allerhand Obst (Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren,) Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je bessern Honig man dazu nimmt, desto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweines an. Als Handelswaare ist er für Ungarn von Bedeutung. F.

Methode (griechisch) ist der Weg, die Art, wie man etwas erforscht oder zu erreichen sucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntnisse zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verstandes beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem ästhetischen Gefühle von Harmonie und Ebenmaß verfährt und empirischer Natur ist, unterschieden ist. Manier ist das Eigenthümliche in der Kunst, die Methode aber gehört im strengsten Sinne der Wissenschaft an und gibt der Behandlung der Erkenntnisse den wissenschaftlichen Charakter. Gleichwohl ist die strenge (systematische) Methode bei dem großen Lesepublicum wenig beliebt, und Schriftsteller, die dasselbe über speculative Wissenschaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der systematischen Darstellung die fragmentarische vorgezogen, die aber nur dann den wissenschaftlichen Charakter behaupten konnte, wenn ein methodisches Denken aus ihr hervorleuchtete, wie z. B. in Platners Aphorismen, denn aphoristisch ist derjenige fragmentarische Vortrag der Wissenschaft, dessen Gang durch ein methodisches Denken geregelt wird. Die Schriftsteller bedienen sich nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wissenschaft, die sie behandeln, verschiedner Methoden. Die strengste ist die mathematische, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Definitionen, Axiomen und Demonstrationen die größte Evidenz zu geben vermag. Sie ist aber nur für eine Wissenschaft, die es wie die Mathematik bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philosophie haben vorzüglich drei Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiste der Systeme, bei denen sie angewendet wurden, hervorgingen: die skeptische, die, wie bei Hume, was sie aufstellt, in Zweifel zieht und das menschliche Wissen ungewiß macht; die kritische, die, wie bei Kant, auf Untersuchung der Gründe vorgetragner Sätze ausgeht; und die dogmatische (s. d. Art. dogmatisch), die, wie Schelling thut, apodictisch behauptet und beweist. Uebrigens ist die Methode in Rücksicht des Fortschreitens der Sätze einer Wissenschaft entweder analytisch, d. h. sie geht von Resultaten aus und sucht die Gründe, oder synthetisch, d. h. sie folgert aus den Gründen die Resultate; allemal aber muß sie auf unbestrittne Elementarsätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logischer Consequenz verfahren, um wissenschaftlich zu bleiben. Denn populär (volksgemäß, gemeinverständlich) ist sie, wenn sie nur vom Be-

kannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Interesse zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode seyn, deren man sich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wissenschaft, die er behandelt, Genüge zu leisten, sondern vorzüglich sie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher ist die acroamatische Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein spricht, nur für schon gebildete Zuhörer und für den akademischen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerksamkeit erst gewonnen und fixirt werden soll, hat die erotematische Methode, d. h. die abfragende, die die Abhandlung des Lehrstoffes vermittelst eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Historische Lehrstoffe lassen freilich nur examinatorische Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenschaft abfodert, ob er die gehörte oder gelesene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wissenschaften aber, deren Gründe in der menschlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, ist die catechetische Methode an ihrem Orte. Diese Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anspruch, damit der abzuhandelnde Lehrstoff aus seinen Antworten selbst erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geschieht dies durch ein Continuum nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüsse und kann an eine vorgeschriebne Reihefolge formaler Uebungen, wie es Pestalozzi in seiner Anschauungslehre (s. Pestalozzi und Anschauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der catechetischen Methode, bei der das Positive, dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbsterzeugen des Lehrstoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denselben durch eignes Nachdenken zu finden vermag und schon Worte genug hat, um sich darüber auszudrücken. Auch verdient das Catechisiren dann erst den Namen der sokratischen Methode, wenn der Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen selbst gefunden wird, der Lehrer aber durch seine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in bestimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenstand erhält. Ueberhaupt erfodert jede Kunst und Wissenschaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menschlichen Geiste gegründete Methode oder Art und Weise, wie sie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden soll und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenstand gibt, wird allemal diejenige, bei der sich die Schüler denselben am gründlichsten und ehesten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und stärken können, den Vorzug haben. Denn darin müssen die Methoden für Unterrichtsgegenstände aller Art mit einander übereinstimmen, daß sie den Lehrling in Stand setzen, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er lernen soll, durch eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbsterwerben ganz unser wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze, als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweist, auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun seyn, ihrem Zöglinge ein Aggregat von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, sondern sie soll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum besonnenen, seiner selbst mächtigen, geistig gesunden und kraftvollen Menschen bilden. Dies beabsichtigt insonderheit die pestalozzische Methode, deren eigenthümliches Wesen Sachverständige in dem pädagogischen Grund-

satze finden, bei dem Unterrichte der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menschlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrstoffe, so weit es ihre Natur gestattet, durch die eigne zum Fortschreiten nach festen Regeln und in lückenloser Continuität anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu lassen, und dadurch die intensive Stärkung und Erhöhung seiner Geisteskräfte bis zu dem möglichst höchsten Grade zu bringen. Ueber dieses Princip selbst und den Mechanismus stufenweis geordneter Uebungen, dessen sich die pestalozzische Methode zur Erreichung ihres Endzwecks bedient, sind die Stimmen in der pädagogischen Welt sehr getheilt. S. den Art. Pestalozzi. In einer Geschichte der Erziehungsmethoden wird die schöne Idee dieses Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen als der Philantropinismus, dessen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerstreuten. Der Ernst der pestalozzischen Methode hat viel dazu beigetragen, diesem Unwesen Einhalt zu thun und den der modernen Unterrichtsweise fremd gewordenen Geist der Gründlichkeit wieder in Kraft zu setzen, jene geistlosen Pädagogen aber, die sich nur im Gleise eines Schlendrians, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, aufs neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieses oder jenes gangbaren Lehrgegenstandes, sondern die Uebung der Kraft überhaupt und die Bildung des Kindes zum Menschen der höchste Zweck alles Unterrichts sey. Die Aufgabe aber, eine absolute Methode, deren Schematismus unter allen Umständen für jeden Lehrer und Lehrstoff der beste seyn müsse, zu erfinden, hat die pestalozzische Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöst, auch scheint sie überhaupt nicht gelöst werden zu können, da wohl die Theorie absolute Principien aufstellen, die Praxis aber nur so viel davon brauchen kann, als den Umständen und Personen, von denen sie abhängt, angemessen ist. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieselbe Methode, die an verschiednen Orten in Anwendung kommt, wird sich immer nach den Individualitäten der Lehrer, die sie handhaben und nach den geistigen Bedürfnissen und Fähigkeiten ihrer Schüler verschieden modificiren. Am wenigsten scheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehle erzwingen zu wollen, da das Gelingen auch der besten Methode hauptsächlich von dem Grade der Geschicklichkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die sie anwenden sollen, und für solche, denen Lust und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßigste ist, welche sie schon inne haben. K.

Methodisten wurden im 17ten Jahrhundert diejenigen polemischen Schriftsteller der catholischen Kirche genannt, welche den Streit mit den Protestanten durch neu ersonnene dialectische Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu stellen wußten. Mit diesem Streite selbst ist auch der Name in neuern Zeiten erloschen und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgesellschaft beigelegt, die in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts im Schooße der englischen Kirche entstanden ist. Nach dem Beispiele der deutschen Pietisten vereinigten sich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und strengern Sitten; besonders beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des neuen Testaments, als damals in der englischen Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich Werken der Liebe, z. B. dem geistlichen Zuspruch und Besuch der Gefangnen und Missethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. s. w. Ihre anders gesinnten akademischen Mitbürger kamen daher auf den Einfall,

sie hätten eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden und nannten sie scherzweise Methodisten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieser neuen Gesellschaft allgemein gebräuchlich und von ihr selbst angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten sich besonders John Wesley, der Stifter dieses frommen Bundes, und der 1732 beigetretne George Whitefield durch Talent, Eifer und Ansehn aus. Der erstere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei diesem Geschäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei seiner Rückkehr nach England beschloß, jene kleine Gesellschaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefields Predigten hatten das Volk an mehrern Orten auf ein solches Unternehmen vorbereitet. Bald sammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathause Erbauungsstunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen bischöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geistlichkeit dieser Kirche den methodistischen Predigern, welche ohne bestimmte Anstellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen suchten, die Kanzeln verbot und der Zulauf bei ihren Vorträgen so groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein schien, fingen sie an im Freien zu predigen, und eine besondere Kirche nach dem Muster der apostolischen zu bilden. Die Neuheit der Sache und der ganz eigne Charakter dieser Feldpredigten, die sich von den trocknen moralischen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der hohen bischöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Popularität, Nachdruck und religiöse Begeisterung auszeichneten, und das durch Lauigkeit und Skepticismus der englischen Geistlichkeit von den Kanzeln fast verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menschen, von der Versöhnung durch Jesum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt mit aller Gewalt der Beredsamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodisten zusehends vermehren. Whitefield, der feurigste und kühnste von allen, sah oft auf Wiesen, Kirchhöfen, ja selbst auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Contrastes wegen am liebsten auftrat und die Laster der Zeitgenossen strafte, bei 12,000 Zuhörer um sich versammelt, die der Donner seiner Rede in Erstaunen setzte und so gewaltig erschütterte, daß viele in Verzuckungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn diese plötzliche Bekehrung, die sie mit den Pietisten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodisten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Absicht nicht selten erreicht. Das Feldpredigen stellten sie jedoch bald ein und bauten sich, um vor dem schlechten Wetter und dem Unfuge des Pöbels geschützt zu seyn, eigene Bethäuser, die sie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerst eine selbstständige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches sah, schritten sie nun ungestört zur Einrichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muster der Brüdergemeinde, und selbst als innerer Streit über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine universelle Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen) verursachte;

in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie ist ganz das Rituale der hohen bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen sanften und angenehmen Vortrag der Kirchengesänge, in denen beide Geschlechter abwechseln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als diese. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach sechs Uhr zum Gottesdienste im Tabernakel und beobachten die Sonntagsfeier sehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields zur Feier des Stiftungsfestes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelsorge beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt und sich über den Herzenszustand ihrer Glieder bespricht. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen sich die Methodisten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt schon durch Ausdauer bewährt ist, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeschlagen sind und in eignen Betstunden aufs neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Bescheinigung ihrer von den Vorstehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulassungsbillets zu den Privatzusammenkünften der Stehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müssen. Neu eintretende Mitglieder erhalten ein gedrucktes Regulativ der Sitten zur Nachachtung, worin grobe und vorsätzliche Sünden namentlich verpönt sind. Die Uebertretung dieser Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde, Verweise, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde nach sich. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil selten gelehrte Theologen zu ihnen übergehn, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Besoldung, die sie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortsetzen dürfen. Man sieht daher in den Tabernakeln der Methodisten Aerzte, Militärpersonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn sie haben keine besondre geistliche Tracht. Den Predigern stehn in jeder Gemeinde sieben Aelteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten, die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher zur Seite *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt, die seiner Partei als Predigerseminar dient. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt, und Wesley, der das Ansehn eines Patriarchen und Oberhauptes seiner Partei genoß, hatte darauf bis an seinen Tod 1791 den entschiedensten Einfluß. Als aber zu dieser Zeit unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöf-

*) Ein solcher methodistischer Krankenbesucher, Dr. Pekwell, stiftete die unter dem Namen Krankenfreund berühmte Gesellschaft zu London, deren Zweck die Aufsuchung und Pflege hülfloser Kranken von allen Religionen ist, und der schon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer seine Rettung verdankt.

lichen Kirche genossen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodisten eine besondre Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf und 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium constituirte. Diese den Laien erworbne Theilnahme am Patronatrechte verschaffte den neuen Methodisten einen ansehnlichen Zuwachs und sie sind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im Jahre 1800 hatten die Methodisten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meisten zu der Volksclasse der Matrosen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sclavenhandels, der zu den Methodisten getreten ist und ihre Grundsätze vertheidigt hat, sind selten bei dieser Partei, die überhaupt auf gesellige und gelehrte Bildung nicht Anspruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung sind die Methodisten eben so leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch ist ihre Meinung schwärmerischer und ihr Thun und Treiben weniger weltklug und eigennützig. Das Eigenthümliche ihres Glaubens besteht nur darin, daß sie auf die positiven Lehren des Christenthums einen größern Werth legen, als die englische Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menschen für das Werk augenblicklicher starken Gemüthsbewegungen halten. Auch stehen sie in der Meinung, durch diese geistliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größre sittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menschen möglich scheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düstern Selbstquälern und Heuchlern. Das große Verdienst, die niedern Volksklassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht sie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und sie werden unter die ruhigsten, nützlichsten, wohlthätigsten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieses Lob den Methodisten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefields und andrer Missionäre zwar einen großen aber eben nicht sehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daselbst durch die Predigten Shady-Ilands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die seltsamsten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnsinn verkehrte. In den Versammlungen dieser Erleuchteten, welche häufig des Nachts in freiem Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reisende, wie Perrin du Lac vom Jahr 1805 und Michaud vom Jahr 1808, die tollsten Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei gesehen. Die Versammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erst mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Convulsionen, welche sie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodisten von Jonathan Crowther (a portraiture of Methodisme, or the history of the Wesleyan Methodists, Lond. 1816) gibt von ihrer großen Ausbreitung und Verfassung genauere Nachrichten. Im brittischen Reiche befinden sich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodisten in Europa und Amerika soll jetzt über eine halbe Million betragen. L.

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wissenschaft; sie verbindet sich gewöhnlich mit der Encyclopädie einer Wissenschaft. In der Logik hat man auch seit Kant einen Theil dieser Wissenschaft so genannt, besonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wissenschaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechselung, nennt man die rhetorische Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe statt der eigentlichen, z. B. die Ursache statt der Wirkung, das Vorhergehende statt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen statt der bezeichneten Sache, der Raum statt der darin befindlichen Gegenstände u. s. w. gesetzt werden. Nicht zur Spielerei, sondern nur wo eine bessere Wirkung durch sie hervorgebracht werden kann, sollte man sich ihrer bedienen. dd.

Metopen, Zwischentiefen. Mit jener griechischen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der dorischen Säulenordnung zwischen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrscheinlich in den ältesten Zeiten offen gelassen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelassen, dann aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptursache gewesen seyn, warum man sie bei der ionischen und corinthischen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorspringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Frieß, welcher ein leichteres und zierlicheres Ansehen hatte.

Metre, s. französisches Decimalsystem.

Metrik, die Lehre vom Versbau, s. Verskunst, Rhythmus und Prosodie.

Metrologie, die Maaß- und Gewichtskunde.

Metromanie / Metrometer } s. Metrum.

Metropolit oder Metropolitän ist der griechische Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griechischen Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechischen Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. Metropolitankirche heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne soviel als Maß, Tact, in der Dichtkunst das Sylbenmaß und das Versmaß. Metromanie daher die Sucht Verse zu machen. Metrometer der Tactmesser.

Mette (aus dem lateinischen matutina verstümmelt) heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der vor einem großen Feste in der catholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Metternich (Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius) Fürst von Metternich-Winneburg-Ochsenhausen, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, kaiserl. königl. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenzminister, wie auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren den 18ten Mai 1773, und vermählt mit Marie Eleonore, Tochter des Fürsten Ernst Christoph von Kaunitz-Rittberg, Enkelin des großen Kaunitz, den 27sten September 1795, ein Mann, der unter den jetzt lebenden Staatsmännern Europens einen ausgezeich-

neten Rang bekleidet, stammt aus einem alten bekannten rheinländischen Dynastiengeschlechte, das dem deutschen Reiche im 16ten und 17ten Jahrhunderte drei Churfürsten, zwei von Maynz, und einen von Cöln, gegeben, und schon im Freiherrnstande vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde das Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen sechs Linien, worein sich diese Familie in frühern Zeiten theilte, ist jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein, vorhanden, welche seit 1697 die reichsgräfliche und seit dem 30sten Juni 1803 die reichsfürstliche Würde führte. Winneburg und Beilstein, in dem ehemaligen Churfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich nach dem Abgang des Hauses Winneburg und Beilstein, welches im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausstarb, durch die Begünstigung des Churfürsten von Trier, Lothar, aus dem Hause Metternich, der mit demselben einen Herrn von dieser Familie belehnte. Diese Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein blieben, nebst mehrern andern unmittelbaren reichsritterschaftlichen Herrschaften und Gütern jenseit des Rheins im ungestörten Besitze des Hauses Metternich, bis solche im Jahre 1803 bei Beendigung der Reichsfriedens-Entschädigungs-Angelegenheit an Frankreich kamen. Das gräflich-metternichsche Haus wurde für diese verloren gegangnen reichsständischen Besitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, die außer dem Kloster Ochsenhausen und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegenen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fischbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen besteht, in dem Maße entschädigt, daß es diese gedachte Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden und der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März des Jahres 1803 in Besitz dieser Entschädigung, doch verlor es durch die Formation des rheinischen Bundes im Juli des Jahres 1806 seine Souverainetätsrechte gleich den andern mediatisirten Fürsten. Der Vater des Fürsten, Fürst George Franz Carl, hat nach einander die wichtigsten Staatsbedienungen der österreichischen Monarchie, unter andern die eines dirigirenden Ministers in den österreichischen Niederlanden, und eines k. Plenipotentiarius zu Rastadt bekleidet. Der Fürst Clemens Wenzel Lothar eröffnete seine Laufbahn als Staatsmann mit Gesandtschaftsposten, die er auf eine ruhmwürdige Weise zu Dresden 1801, zu Berlin 1803 bekleidete. Da seit der Annahme des erobernden Systems der französischen Regierung die Stelle eines Ambassadeurs zu Paris von noch größrer Wichtigkeit als in früheren Zeiten geworden, so war die Ernennung des Grafen von Metternich nach dem presburger Frieden zu diesem schwierigen Posten der redendste Beweis des ausgezeichneten Zutrauens seines Vaterlandes und seiner Regierung in seine Talente und Einsichten. Durch den Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809 wurde diese Mission beendigt. Bald darauf trat der Fürst von Metternich in das Ministerium, und ward zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Wenn Europa den Umsturz des französischen Kaiserreichs segnet, wenn es die Namen der Helden preist, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde verspritzten; so darf es dem leitenden Geiste, der diese Helden und Heere zur rechten Zeit in Bewegung setzen und wirken ließ, seine Bewundrung nicht versagen, und wie der Name Axel Oxenstiern vor und neben den

großen Helden seines Jahrhunderts prangt, so wird der Name Clemens Wenceslaus von Metternich einst auf die bewundernde und richtende Nachwelt übergehen. Es wird ihr nicht entgehen, wie weise sein Benehmen vor und während des prager Congresses und bei den Unterhandlungen zu Chatillon, wie richtig sein Blick, wie berechnet seine Staatskunst gewesen. Von den ersten Souveränen mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürst von Metternich von seinem erhabnen und dankbaren Souverän den seltensten und ausgezeichnetsten Beweis seiner Huld, die ein Staatsdiener je von seinem Souverän empfangen, indem er ihm durch ein Handschreiben vom 13ten April 1814 nicht allein den Besitz einer erblichen Herrschaft im Königreich Ungarn zutheilte, sondern diesem die Vergünstigung hinzufügte, daß alle Nachkommen des Fürsten in directer Linie das österreichische lotharingische Wappen in dem ersten Felde ihres angebornen Familienwappens auf ewige Zeiten aufnehmen könnten. — Der politische Charakter dieses berühmten Staatsmannes kann in seinem eigenthümlichen Lichte nicht deutlicher, als durch eine Vergleichung mit seinem erhabenen Vorgänger und Freunde, dem dermaligen kaiserl. königl. Finanzminister Grafen von Stadion, erkannt werden. Selten haben zwei große Staatsmänner, bei der größten Verschiedenheit der Charaktere wie des eigenthümlichen Talentes, nach und nebeneinander so glücklich in einander gegriffen. Die Befreiung von Europa, inwiefern ein überwiegender Antheil Oesterreichs an diesem erhabenen Werke nicht zu verkennen ist, wurde im Jahre 1809 durch Graf Stadion begonnen, und im Jahre 1813 durch Fürst Metternich vollendet. Jener gab den Kriegen gegen Frankreich die nationale und, wir möchten sagen, europäische Richtung; dieser theilte der von seinem Vorgänger entzündeten Begeisterung die ihm eigenthümliche Besonnenheit und das völkerrechtliche Maß mit, die Bedingungen eines glücklichen Erfolges. Fürst Metternich hob die österreichische Monarchie auf den Gipfel der äußern politischen Größe, während Graf Stadion in der Stille das große Unternehmen für die innere Befestigung des Staats, welches nach hergestelltem Frieden ans Licht trat, vorbereitete. So, im erhabnen Wetteifer, sich einander an Verdiensten um die Monarchie überbietend, werden ihre Namen auf die Nachwelt übergehn. — Das Hervorstechende in Graf Stadion ist die brennende Begeisterung für alle großen, fruchtbaren und menschenfreundlichen Ideen, eine Hingebung in die Sache und den Zweck, die ihrer selbst vergißt, und eine um so rastlosere Thätigkeit, als der Gegenstand diese Selbstvergessenheit erfodert. Bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit ist er, sobald sein umfassender Geist sich erregt, der Verläugnung bis zur Austerität fähig; liebevoll und innig gegen seine Untergebnen, weiß er dem kältesten ein Gefühl für die Sache mitzutheilen, und der umgebenden Welt, wie durch den Charakter des Krieges von 1809, der größtentheils der seinige war, gleichsam den Stempel seines Geistes einzuprägen. In dem politischen Betragen des Fürsten Metternich hingegen, wie in seiner äußeren Erscheinung ist alles besonnene, zurückhaltende, aber auch natürliche Grazie. Für die Ideen empfänglich aber kalt, für die politische Berechnung zu edel, zu warm und zu lebensvoll, vermögen ihn nur jene großen Augenblicke in der Geschichte zu begeistern, wo die Begebenheiten den Absichten und Entwürfen der Menschen sich deutlich und ergreifich gegenüberstellen, und wo der Staatsmann überzeugt wird, nicht bloß daß er will, sondern auch daß er kann. Außerdem ist sein Leben ein ruhiges, von keinem Sturm der Zeit zu störendes, aber auch von keinem Glücksfall zu befangendes Abwägen, Behorchen und Betasten der

olitischen Verhältnisse von Europa, das nur dann von lebhafter Thätigkeit unterbrochen wird, wenn irgend eine Frucht dieser Verhältnisse ich der Reife nähert, oder wenn die große Verstandessache der politischen Gerechtigkeit, die Sache, mit der Oesterreich steht und fällt, in Gefahr oder im Vortheil ist. Kein österreichischer Staatsmann, selbst der große Kaunitz nicht, hat diesen Grundgedanken der Monarchie so tief aufgefaßt, als der Fürst Metternich. Die Absicht der Territorialerweiterung und des Umsichgreifens ist ihm nicht bloß durch Princip, sondern durch Naturell, durch Geschmack, wir möchten sagen, durch einen seltnen Sinn für Kunst und Bildung fremd. Auch ohne den Adel seines Gemüths würde er durch Tact und Maß und durch die Grazie seines Geistes, auf seinem erhabenen Standpunkte, eine der zuverlässigsten Stützen des Rechts und der Ordnung seyn. Wenn man im 43sten Jahre seines Lebens alle Auszeichnungen und Ehren, welche der Herr von Oesterreich und die europäischen Höfe gewähren können, in seiner Person vereinigt, und überall, wo dem Zeitalter etwas Großes gelungen ist, mit Ruhm genannt wird, so wird die Welt von dem Glücke eines solchen Staatsmannes viel zu sagen wissen. Die Begünstigung des Himmels für den Fürsten von Metternich liegt aber offenbar vielmehr in dem ebenbeschriebenen Talent zum Glück, als in der Gunst der Glücksfälle, die ihn betrafen. Wie Graf Stadion die ganze Größe Oesterreichs im Unglück repräsentirt, so stellt sich im Leben des Fürsten Metternich eben jener gelassene Gleichmuth und jenes oftgerühmte Glück dar, dessen Treue bei allem Wechsel und Wandel der Welt nunmehr seit einem halben Jahrtausende in diesem Hause und in diesem Staate anerkannt wird. Beide sind die gebornen Minister von Oesterreich. Und wenn Graf Stadion an den Wagenführer erinnert, der auf einer kühnen und großen Bahn nach einem selbstgewählten erhabenen Ziele alle Kräfte seines Gespannes richtet und drängt, so werden wir in Fürst Metternich vielmehr das Bild des Schiffers erkennen, der dem Antrieb der Elemente ruhig hingegeben, im entscheidenden Augenblicke mit leiser Klugheit und seltner Unerschrockenheit das Steuer führt, dann aber wieder das Wollen der Begebenheiten ruhig verfolgt, und nur „gelind am Segel ruckt, das sich für alle bemüht."

Mettlerkamp (D. C.), geboren zu Hamburg, und früher Bleichermeister daselbst, gehörte durch Kenntniß, Wohlhabenheit und Tüchtigkeit jeder Art zu denjenigen Männern, deren Wort und That für die Mitbürger nicht ohne Ansehn und Einfluß bleiben kann. Als auf Antrieb des Generals Tettenborn in Hamburg eine Bürgerbewaffnung angeordnet, und der Herr von Heß mit der Leitung beauftragt worden war, that Mettlerkamp sich als einer der thätigsten und einsichtsvollsten Förderer der Sache hervor; doch hielt seine Bescheidenheit ihn allzusehr zurück, und indem er anspruchslos wirkte, blieb sein Name ungenannt. Erst als der General Tettenborn, dem Mettlerkamp sich nie gezeigt hatte, Hamburg räumen gemußt und Herr von Heß weggegangen war, trat jener unerwartet auf, nahm sich der verlassenen Bürgergarde an, und trug einen Augenblick den kühnen Gedanken in seiner Brust, Hamburg noch nach dem Abzuge der Russen aus eignen Mitteln zu vertheidigen. Allein die Ereignisse waren schon zu weit vorgerückt, als daß sie durch solch vertrauenvollen Muth, der früher entscheidend seyn konnte, aufzuhalten gewesen wären; der Mangel an Pulver und Waffen, die Weitläufigkeit des Oertlichen, die Kürze der Zeit, und vor allen die durch Dänemarks Rückkehr zu der Sache der Franzosen erregte Bestürzung machte die Ausführung des heldenmüthigen Plans unmöglich. Mettler-

kamp mußte sich begnügen, mit den braven Bürgern, die sich um seine Person versammelt hatten, die Stadt zu verlassen, und sich an die verbündeten Truppen im Mecklenburgischen anzuschließen. Hier sammelte er unter dem Schutze des Kronprinzen von Schweden und in Verein mit Friedrich Perthes alle die hamburgischen und lübeckischen Flüchtlinge, die während des Waffenstillstandes die französische Wachsamkeit betrogen, und bildete einen Kern hanseatischer Bürgergarde, der auf vielfache Weise der guten Sache förderlich war, und auch vor dem Feind in mehreren Gelegenheiten gute Dienste that. Späterhin zur Wiedereinnahme Hamburgs an das russische Truppencorps des Generals Bennigsen angeschlossen, war er mit Rath und That unermüdet behülflich, und erwarb sich die Achtung der russischen Befehlshaber, so wie das erhöhte Vertrauen seiner Mitbürger. Daß es ihm nicht an militärischen Fähigkeiten fehle, hat er vielfach gezeigt. Daß er auch die Feder zu führen wisse, beweist das Buch, welches er über die Vertheidigung Hamburgs geschrieben, und zu welchem er sich durch die mehr oder minder gegen ihn gerichteten Aeußerungen des Herrn von Heß veranlaßt gesehn.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berüchtigter Materialist und medicinischer Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 1709, studirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntnissen bereichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Obersten der Garden, angestellt wurde, der ihn zum Arzt seines Regiments machte. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geistige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet und mit ihm verblüht. Er schrieb als Physiker von dem, was nicht in die Physik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'ame. Dieses Werk, das auf jeder Seite den gröbsten Materialismus und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; sein Beschützer blieb, und er verlor seine Stelle. Jetzt kehrte er seine Waffen gegen seine Pariser Collegen und schrieb, unter dem Namen Aletheius Demetrius, sein Satyre Pénélope ou Machiavel en medecine, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, sich vor seinen Widersachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er seinen L'homme Machine heraus. Beständige Voraussetzung dessen, was bewiesen werden soll, unvollkommne Vergleiche oder Analogien statt der Beweise, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüsse gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen statt Zweifel, darin besteht die Philosophie des Verfassers. Der Enthusiasmus, womit er declamirt, die Miene der Ueberzeugung, die er annimmt, konnten wohl Proselyten machen. Verfolgt in Holland, wo sein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Lector und Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. Hier starb er 1751 an einem Fieber, das er selbst nach seinen widersinnigen Ansichten behandelte. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß La Mettrie in seinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die berliner Philosophen deshalb gesagt hätten, er habe sie im Leben und im Tode beschimpft. Andre dagegen sagen, er sey aus dem Leben getreten wie ein Schauspieler von der Bühne, mit dem einzigen Kummer, nicht mehr daselbst glänzen zu können. Der König von Preußen selbst verfaßte seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde. — Man findet in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Phantasie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geschmack. Seine philosophischen Schriften sind zu Berlin 1751 in zwei Bänden gesammelt erschienen. Diese

Schriften sind außer den genannten: L'homme plante; L'art de jouir; Le discours sur le bonheur u. s. w. In der letztern ist La Mettrie nach Diderot ein unverständiger Schriftsteller, der die Leiden des Weisen mit den Qualen des Bösewichts, die leichten Uebel des Wissens mit den verderblichen Folgen der Unwissenheit verwechselt, der die Frivolität des Geistes in dem, was er sagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu sagen wagt, zu erkennen gibt, der hier behauptet, der Mensch sey böse von Natur, und anderwärts aus der Natur der Wesen ihre Pflichten und ihre Glückseligkeit ableitet; der sich zu bemühen scheint, den Verbrecher bei seinem Verbrechen, den Lasterhaften bei seinen Lastern zu beruhigen, und dessen grobe, aber wegen der Scherze, womit er sie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftsteller verrathen, der nicht die ersten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verstand und Ueberspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechseln, und denen man alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. — Wollte man La Mettrie's Grundsätze verfolgen, so würde alle Moral über den Haufen gestürzt werden. Selbst Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm später seine Lobsprüche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluß der Seille in die Mosel, die Hauptstadt des Moseldepartements. Sonst war sie eine freie Reichsstadt, wurde aber 1552 von französischen Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Ehemals war die Stadt der Sitz eines Parlaments, eines Generalgouverneurs und mehrerer Collegien und hatte daher viel Wohlhabenheit. Der Bischof von Metz stand unter dem Erzbischof von Trier, jetzt von Besançon. Zu den sehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär 32,000. Metz hat wichtige Manufacturen von Baumwollenzeugen, Gärbereien und einen lebhaften Handel mit Getraide, Wein, Weinessig, Pelzwerk, Branntwein u. s. w.; ist auch der Sitz einer großen Artillerie- und Ingenieurschule. — Die umliegende Gegend heißt le Pais Messin.

Metze, ein Getraidemaß, vier Metzen machen gewöhnlich ein Viertel, mithin 16 einen Scheffel. Im Würtembergischen der vierte Theil eines Simri, deren acht auf einen Scheffel gehen.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Mahler der niederländischen Schule, ist 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amsterdam, seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Ansehen. Seine Muster waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er mahlte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemisten in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken rc. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden konnte, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod zu. Er starb 1658 in Amsterdam.

Meursius (Johann), geboren zu Utrecht 1579, Professor zu Ley-

lern? mußte sich begnügen, mit den braven Bürgern, die sich um sei
Person versammelt hatten, die Stadt zu verlassen, und sich an die ver
bündeten Truppen im Mecklenburgischen anzuschließen. Hier sammelt
er unter dem Schutze des Kronprinzen von Schweden und in Ver
mit Friedrich Perthes alle die hamburgischen und lübeckischen Flüch
linge, die während des Waffenstillstandes die französische Wachsam
betrogen, und bildete einen Kern hanseatischer Bürgergarde, der
vielfache Weise der guten Sache förderlich war, und auch vor
Feind in mehreren Gelegenheiten gute Dienste that. Späterhin
Wiedereinnahme Hamburgs an das russische Truppencorps des Gen
Bennigsen angeschlossen, war er mit Rath und That unermüdet be
lich, und erwarb sich die Achtung der russischen Befehlshaber, so
das erhöhte Vertrauen seiner Mitbürger. Daß es ihm nicht an
torischen Fähigkeiten fehle, hat er vielfach gezeigt. Daß er au
Feder zu führen wisse, beweist das Buch, welches er über die Ver
gung Hamburgs geschrieben, und zu welchem er sich durch di
oder minder gegen ihn gerichteten Aeußerungen des Herrn von H
anlaßt gesehn.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berüchtigter Mater
und medicinischer Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 17
dirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntn
reichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont
sten der Garden, angestellt wurde, der ihn zum Arzt seines R
machte. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg, u
hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß di
Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet
ihm verblüht. Er schrieb als Physiker von dem, was nicht in
sik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'ame. Di
das auf jeder Seite den gröbsten Materialismus und
athmet, erweckte ihm Feinde; sein Beschützer blieb, und er
Stelle. Jetzt kehrte er seine Waffen gegen seine Pariser Co
schrieb, unter dem Namen Aletheius Demetrius, sein Satyr
ou Machiavel en medecine, Berlin 1748, weswegen er genö
sich vor seinen Widersachern nach Leyden zu flüchten. Hier
nen L'homme Machine heraus. Beständige Voraussetzung
bewiesen werden soll, unvollkommne Vergleiche oder Analogi
Beweise, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgem
gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen
darin besteht die Philosophie des Verfassers. Der Enthu
mit er declamirt, die Miene der Ueberzeugung, die er ann
ten wohl Proselyten machen. Verfolgt in Holland, wo sei
Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo
Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward.
1751 an einem Fieber, das er selbst nach seinen widersinn
behandelte. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß
seinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die
sophen deshalb gesagt hätten, er habe sie im Leben un
schimpft. Andre dagegen sagen, er sey aus dem Leben g
Schauspieler von der Bühne, mit dem einzigen Kumm
daselbst glänzen zu können. Der König von Preußen sch
ne Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde.
allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Pha

sind außer den genannten: L'homme plante; L'art de jouir
urs sur le bonheur u. s. w. In der letztern ist La Mettrie
derot ein unverständiger Schriftsteller, der die Leiden des We
den Qualen des Bösewichts, die leichten Uebel des Wissens
verderblichen Folgen der Unwissenheit verwechselt, der die Fr
es Geistes in dem, was er sagt, und die Verderbtheit des Her
dem, was er nicht zu sagen wagt, zu erkennen gibt, der hier
t, der Mensch sey böse von Natur, und anderwärts aus der
der Wesen ihre Pflichten und ihre Glückseligkeit ableitet; der
bemühen scheint, den Verbrecher bei seinem Verbrechen, den La
n bei seinen Lastern zu beruhigen, und dessen grobe, aber wegen
rze, womit er sie würzt, gefährliche Sophismen einen Schrift
rrathen, der nicht die ersten Ideen von der Grundlage der Mo
Das Chaos von Verstand und Ueberspannung, in seinen
kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrach
n, welche Witz und Wahrheit verwechseln, und denen man al
sen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. — Wollte
Mettrie's Grundsätze verfolgen, so würde alle Moral über den
gestürzt werden. Selbst Voltaire, der ihn in Schutz genommen
hm später seine Lobsprüche zurück.

z, eine große, volkreiche Stadt am Einfluß der Seille in die
die Hauptstadt des Moseldepartements. Sonst war sie eine
chsstadt, wurde aber 1552 von französischen Truppen besetz
s völlig an Frankreich abgetreten. Ehemals war die Stad
eines Parlaments, eines Generalgouverneurs und mehrerer Co
s hatte daher viel Wohlhabenheit. Der Bischof von Metz
r dem Erzbischof von Trier, jetzt von Besançon. Zu den
hen Gebäuden gehört der Dom, das Schauspielhaus und die
e. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär 3 …
wichtige Manufacturen von Baumwollenzeugen, Gärbereien
lebhaften Handel mit Getraide, Wein, Weinessig, Pelzwerk,
u. s. w.; ist auch der Sitz einer großen Artillerie- und In
. — Die umliegende Gegend heißt le Pais Messin.

, ein Getraidemaß, vier Metzen machen gewöhnlich ein Vie
f einen Scheffel. Im Würtembergischen der vierte Th
deren acht auf einen Scheffel gehen.

(Gabriel), ein vorzüglicher Mahler der niederländi
, ist 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amsterdam
wegen, in großem Ansehen. Seine Werke wa

den 1610, im folgenden Jahre Historiograph von Holland, dann, um den Anfeindungen nnd Bedrückungen zu entweichen, denen er als treuer Anhänger Barnevelds und der patriotisch Gesinnten vielfach ausgesetzt war, Professor der Geschichte und Politik zu Sora und königl. dänischer Historiograph seit 1625, starb am 20sten Sept. 1639. Seine zahlreichen, meist die griechischen Alterthümer betreffenden Schriften zeugen von seinem ausgezeichneten Sammlerfleiße und seiner ausgebreiteten Belesenheit, sind aber übrigens bloße Materialienmagazine, ohne Geschmack, Geist, oft selbst ohne Ordnung zusammengehäuft, welche erst unter den Händen kritischer und geschmackvoller Bearbeiter wirklichen Nutzen schaffen können. Gleiches gilt von seiner Geschichte von Dänemark. Seine archäologischen Schriften finden sich gesammelt in Gräv's und Gronov's thesauris antiquitatum; eine Sammlung aller seiner Werke besorgte Lami zu Florenz 1741—1763. XII. Vol.

Meusel (Johann Georg), ward den 17ten März 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, geboren, besuchte seit 1755 die Rathsschule und seit 1758 das academische Gymnasium zu Coburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebnen Schrift von der philosophischen Facultät in Wittenberg die Magisterwürde, und wendete sich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, bis er 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen, und in demselben Jahre zum quedlinburgischen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebt er als brandenburgischer Hofrath, Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, und macht sich noch in seinem hohen Alter durch Vorlesungen und Schriften verdient. Sein Schriftenverzeichniß ist ein Beweis des ernsten und unverdroßnen deutschen Fleißes, und der Vielseitigkeit der gelehrten Thätigkeit Deutschlands. Mit gleichem Glück hat er sich in der *Statistik*, allgemeinen *Geschichtskunde*, *Kunst- und Literargeschichte* versucht, ganz vorzüglich hervorstechende Verdienste sich aber besonders in den beiden letztern Fächern erworben. Sein *gelehrtes Deutschland* (5te Aug. Lemgo 1796, ff.), sein *Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller* (Leipz. 1802, ff.) seine Bearbeitung von B. G. *Struvs* bibliotheca historica (Th. 1—9. Leipz. 1782—1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch ungemein bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben zu bearbeiten anfing, schon größre Sammlungen unternahm (deutsches Künstlerlexicon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artistischen Inhalts. 1—30. Heft, Erfurt 1779. f. Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 1—18. St. Mannheim 1787. ff. Neues Museum u. s. w. 1—4. St. Leipz. 1794. f. Neue Miscellaneen artistischen Inhalts. 1—14. St. Leipz. 1795. ff. Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1803. ff.). Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine *Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie* (4te Aufl. Leipz. 1800. gr. 8.), *Literatur der Statistik* (Leipz. 1806, 1807. 2 Bde. 8.) und durch sein *Lehrbuch der Statistik* (3te Aufl. Leipz. 1805. 8.), so wie um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale (fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen) und Sammlun-

gen (der Geschichtforscher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner Geschichte von Frankreich (als 35—39. Thl. der allgemeinen Welthistorie) und in seinem Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit (1—3. Abth. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geschichtschreiber auf, indem besonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffs werden lassen.

Mexiko oder Neu-Spanien, ein großes Land in Nordamerika, der Krone Spanien gehörig, für welche es Ferdinand Cortes in den Jahren 1519 bis 21 eroberte. Begränzt wird es gegen Norden von Neu-Mexiko und dem Mar vermejo, gegen Süden von dem Isthmus von Panama, gegen Osten von dem mexikanischen Meerbusen, und gegen Westen von dem Mar del Sur. Das Clima ist sehr ungleich. An den Seeküsten ist es heiß, feucht und ungesund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landstriche sind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Die Hauptproducte sind Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balsam, Cochenille und Cacao; sein größter Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf sie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Die Ostküste von Mexiko ist wüst und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch sie gegen die Angriffe fremder Mächte gesichert wird. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner schätzt man auf 3 Millionen. Die Krone Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf fünf Jahre ernannt wird, und eine sehr große Gewalt ausübt. Nur die Hauptstadt Mexiko, so wie Cusco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu solicitiren oder Beschwerden zu führen. Mexiko wird in drei Audiencias getheilt. Diese sind Guadalaxara, Mexiko und Guatimala. Die Hauptstadt Mexiko liegt an einem Salzsee, der gegen 30 Stunden im Umkreise hat. Sie ist der Sitz des Vicekönigs, des Erzbischofs und der Audiencia; auch hat sie eine Universität und eine Münze. Man hält sie für die regelmäßigste Stadt in der Welt und die prächtigste Stadt in Nordamerika, indem sie ein vollkommenes Viereck macht und schnurgerade Straßen hat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben nicht eben hoch. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberschwemmungen. Eine Wasserleitung führt ihr gesundes Wasser zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Spanien und Ostindien zählt sie die reichsten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 150,000. Als sehr entfernte Häfen von Mexiko sind an der Südsee Acapulco, und am mexikanischen Meerbusen Vera Crux anzusehn. — Neu-Mexiko ist eine große Landschaft in Nordamerika, welche gegen Westen an Californien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuspanien, gegen Osten an Luisiana und gegen Norden an Quivira gränzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Despejo aus Cordova entdeckt, ist gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Crystall und Smaragde. Das Land wird von verschiednen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander stehen, und zum Theil zum christlichen Glauben bekehrt worden sind. Die Hauptstadt ist Santa Fe. Hier residirt der Gouverneur, dessen Herrschaft sich zugleich über Neu-Navarra und Californien, wo die Spanier einige zerstreute Colonien haben, erstreckt. (Vergl. spanisches Amerika.)

Mey, dieser durch seine Korkarbeiten bekannte Künstler stand zu-

jetzt zu Aschaffenburg als Conditor und Hofofficiant in Diensten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige zwanzig Jahre früher war er in Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korkarbeiten an, und dieser Principal, ein warmer Freund der Künste, begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber damals war ihm die Elasticität des Korks ein so mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstproduct in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte seine Neigung zu diesen Arbeiten auf eine leidenschaftliche Weise zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, er also nur entfernte Vorbereitungen machen konnte: so würde er vielleicht abermals seinen Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm endlich, ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er sich nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit ungemein erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlösser, mit eben so viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vergl. Felloplastik.)

Meyern (Wilhelm Friedrich), gegenwärtig kaiserl. österreichischer Hauptmann im Generalstabe. Dieser Mann ist seinen genauern Lebensumständen nach wenig bekannt. Um das J. 1760 in Franken geboren, erhielt er früh eine Erziehung, die seiner Neigung zum Soldatenstande, wie zum gelehrten Denken und praktischen Forschen gleich günstig war. Nachdem er eine Zeitlang in der Artillerie gedient, nahm er den Abschied, machte große Reisen in England, Schottland, Deutschland, Polen, Ungarn, ganz Italien und Griechenland, und hielt sich längere Zeit in Constantinopel und in Sicilien auf, über welche Länder er die richtigste und tiefste Kunde erwarb, indem er eben so sehr die Lebensart, den Charakter, die Gesetze und Verfassungen der Völker, als die Natur in ihren mannichfachsten Beziehungen erforschte. Nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er den Anstalten des Verkehrs, dem Kriegswesen, der Staatswirthschaft, der Geschichte und besonders der bildenden Kunst. Aus solchen Anschauungen und Forschungen schuf sein regsames, tiefergriffenes Gemüth das eben so geistreiche als originelle Werk: Dya-Na-Sore in fünf Theilen, das in der deutschen Literatur nicht geringe Sensation erregte. Leidenschaftlich sind die Ideen von Vaterland, Freiheit und Tapferkeit in diesem Buche wirksam, und große Gesinnungen zeigen sich hier als Vorläufer einer bessern Zeit, die für uns Deutsche angebrochen ist. Meyern setzte seine Reisen wie seine Studien fort, überall thätig eingreifend, ohne seinen Namen anzuknüpfen. Früh rieth er in Oesterreich Landwehr und Landsturm an, und als späterhin 1809 die Volksbewaffnung wirklich eintrat, war er durch Rath und That vorzüglich dazu behülflich, und trat selbst wieder förmlich in Dienst. Die wichtigsten Ausarbeitungen über allgemeine militärische Gegenstände wurden ihm übertragen, und was er lieferte, war stets eigenthümlich, geistreich und praktisch zugleich. Im Kriege 1809 bethätigte sich aufs neue seine vielfache Einsicht. In der Schlacht von Wagram würde die frühere Befolgung seiner nützlichen Angaben manche Nachtheile verhindert haben. Seine Plane gingen oft mit kühnem Schwunge

zu großartige Absichten über, deren Ausführung weder schwierig noch bedenklich seyn konnte, aber meist durch die Unumgänglichkeit fremden Beitritts gehindert blieb. Der geringe Erfolg so rastlos wiederholter und beseelter Anstrengungen mußte nur beitragen, einen schon ohnehin nach innen gedrängten Charakter noch mehr auf sich selbst zurückzuwerfen. Im J. 1813 gewann seine Kraft in Ausführung alter Ideen neues Leben; er half am Rhein eifrigst das Volk bewaffnen und in den Waffen üben. Im J. 1815 wurde seine große Kunstkenntniß Veranlassung, daß er österreichischer Seits in Paris den Auftrag bekam, die Rücklieferung und Wegsendung der aus Italien von den Franzosen geraubten Kunstwerke zu besorgen. Gegenwärtig befindet er sich mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz in Madrid.

Mezeray (François Eudes de), berühmter **Historiograph** von Frankreich, ist 1610 zu Ry in der Basse-Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen de **Mezeray** von einem bei Ry gelegnen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfing von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald, auf Anrathen seines Freundes, des Dichters Des-Yveteaux, mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Dieser verschaffte ihm auch die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zwei Feldzügen in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm, und sich in das Collège Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker verbindlich machte, von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, unterrichtet, schickte ihm 900 Livres in einem mit seinem Wappen gestickten Beutel, und blieb auch stets sein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er schon 1643 den ersten Theil seiner Geschichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erschienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Academie der Wissenschaften, und wurde 1675 deren beständiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'académie. Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amsterd. Edit. 1673. 6 Bde. 12.); er ist viel besser als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zur Rede. Mezeray versprach Abänderungen in der nächsten Edition, welche aber nur schwache Milderungen waren, und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die Eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztbezogne Geld in ein Kästgen, und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört von ihm zu reden.“ Freie, oft derbe Aeußerung dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der Amsterdamer Ausgabe seines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt, steht bestimmt, klar

und frei da. Ja in gewissen Augenblicken erhebt er sich zur Höhe eines Tacitus, und schildert mit einem starken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er sich Ungenauigkeit gar nicht übel, seine große Geschichte ist voll davon, weniger der Auszug. Unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich sein traité de l'origine des François durch außerordentliche Gelehrsamkeit aus. Auch schreibt man ihm einige Satiren auf die Regierung unter dem Namen Sandricourt zu, welche ein Gemisch von Laune, niedrigen Possen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrsamkeit sind. Von Ausschweifungen war sein Leben nicht frei. Er starb den 10ten Juli 1683.

Mezzotinto. Mit diesem italienischen Ausdruck bezeichnet man in der Mahlerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Oefters gebraucht man statt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochene Farben (in Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind), oder Tinten schlechthin. dd.

Michaelis (Johann Benjamin). Dieser zu früh verstorbne deutsche Dichter war zu Zittau in der Oberlausitz von unbegüterten Aeltern 1746 geboren, und besuchte das dortige Gymnasium. Gellerts und Kleists Werke, so wie ein Band der berliner Literaturbriefe, die ihm in die Hände fielen, weckten seine Neigung zur Poesie. Als eine Probe davon schickte er gegen das Ende seiner Schuljahre ein Gedicht an Gottsched, den ihm seine Lehrer als einen großen Mann und insbesondre als den Canal zu Stipendien und Freitischen genannt hatten. Gottsched antwortete ihm aufmunternd. Im Jahr 1765 ging Michaelis nach Leipzig, wo er das erste Jahr ohne alle Unterstützung ein einsiedlerisches Leben führte, ohne sich durch die drückendste Noth niederschlagen zu lassen. Aus Pflicht besuchte er zuweilen Gottscheds, aus Neigung Gellerts und Ernesti's Lehrstunden. Aber eines anhaltenden Fleißes war er nicht fähig. Diesen Mangel ersetzte er durch eine glückliche Auffassungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Alten vorzüglich; von den Franzosen kam Boileau nicht von seinem Tische, aber auch die Väter der deutschen Dichtkunst von Opitz bis Haller ehrte er sehr hoch. Die Medicin und ihre Hülfswissenschaften aber flößten ihm die größte Abneigung ein, je mehr er sie kennen lernte; eben so wenig gewann er Philosophie und Geschichte lieb. Die Beschäftigung seiner einsamen Stunden waren bisher Gedichte besonders gewesen. Er hatte dabei nie an den Druck gedacht; nur in der äußersten Noth entschloß er sich auf den Rath seiner Freunde, sie einem Buchhändler anzubieten, und erhielt nicht ohne Mühe für seine Fabeln nebst einigen Liedern und Satyren ein Honorar von 10 Thalern. Diese ersten Versuche fanden die günstigste Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntschaft und das Wohlwollen Gellerts, Weiße's und Oesers. Letzterer empfahl ihn an Gleim, der ihm ein kleines Stipendium von dem halberstädter Domcapitel verschaffte und einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhielt. Als das neuerbaute Schauspielhaus gerichtet werden sollte, erhielt Michaelis durch Oeser den Auftrag, die Baurede dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publikum bekannt, und bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, welche Arbeiten aber seiner Neigung widerstritten. Indeß sorgte das Glück weiter für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Convictorium eines der ansehnlichsten medicinischen Stipendien; aber das Studium der Medicin wurde ihm immer verhaßter. Im J. 1768 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die ihn nöthigte, sich auf ein halbes Jahr nach Hause zu begeben,

und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach seiner Wiederherstellung entsagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun seinen einzigen Erwerb aus, und so zwang ihn die Noth, zum zweiten Male Autor zu werden. Er gab eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel: Einzelne Gedichte, heraus, auf deren Feile er ein ganzes Jahr gewendet hatte. Endlich erhielt er auf Empfehlung seiner Freunde, Weiße, Garve und Engel, gegen Ende des Jahrs 1769 eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle in Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den hamburgischen Correspondenten zu besorgen. Unfähig, sich in die dazu nöthige Ordnung und Pünktlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der seilerschen Gesellschaft an. Aber auch diese Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umstände der Gesellschaft verschlimmerten sich immer mehr. Michaelis, des Herumreisens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ sie und begab sich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtwer, Rochow, Bergler kennen lernte, die ihm seinen Aufenthalt zu einem wahren Parnaß machten. Er beschäftigte sich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetischen Briefen, von denen 1772 sechs Hefte erschienen, und mit der Verbesserung seiner schon gedruckten Gedichte und Fabeln, als eine Brustkrankheit ihn am 30sten September 1772 wegraffte. Deutschland verlor in ihm einen Dichterjüngling, dessen erste, wiewohl unvollkommne Versuche zu schönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), der berühmte Orientalist, war ein Sohn des Dichters Christian Benedict Michaelis, und 1717 zu Halle geboren. Er studirte hier, nachdem er das Waisenhaus verlassen hatte, seit 1733 nebst den Sprachen Theologie, las seit 1740 Collegia, reiste im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Hier setzte er seine Vorlesungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher, 1750 ordentlicher Professor der Philosophie, aber nicht der orientalischen Sprachen, ob er sie gleich alle lehrte. Außer seinen Vorlesungen, die immer zahlreich besucht wurden, hatte er von 1753 — 70 bei den göttinger gelehrten Anzeigen, so wie bei der Societät der Wissenschaften die Direction. Im J. 1764 erhielt er das Prädicat als Hofrath, und wurde Correspondent der Academie der Inschriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in seine Dienste ziehen wollen; er lehnte aber das ihm durch Q. Icilius gemachte sehr vortheilhafte Anerbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordsternordens, sondern auch 1788 geheimer Justizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inschriften und der londner Societät der Wissenschaften. Er starb 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichste damit in Verbindung zu setzen wußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für sein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientalisten in Deutschland lernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus seinen Werken. Dahin gehören: hebräische Grammatik; chaldäische, syrische, arabische Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; Uebersetzung des alten Testaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebst Zusätzen zur dritten Auflage; mosaisches Recht u. m. a. Für die eigentliche Theologie schrieb er ein

großen Helden seines Jahrhunderts prangt, so wird der Name Clemens Wenceslaus von Metternich einst auf die bewundernde und richtende Nachwelt übergehen. Es wird ihr nicht entgehen, wie weise sein Benehmen vor und während des prager Congresses und bei den Unterhandlungen zu Châtillon, wie richtig sein Blick, wie berechnet seine Staatskunst gewesen. Von den ersten Souveränen mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürst von Metternich von seinem erhabnen und dankbaren Souverän den seltensten und ausgezeichnetsten Beweis seiner Huld, die ein Staatsdiener je von seinem Souverän empfangen, indem er ihm durch ein Handschreiben vom 13ten April 1814 nicht allein den Besitz einer erblichen Herrschaft im Königreich Ungarn zutheilte, sondern diesem die Vergünstigung hinzufügte, daß alle Nachkommen des Fürsten in directer Linie das österreichische lotharingische Wappen in dem ersten Felde ihres angebornen Familienwappens auf ewige Zeiten aufnehmen könnten. — Der politische Charakter dieses berühmten Staatsmannes kann in seinem eigenthümlichen Lichte nicht deutlicher, als durch eine Vergleichung mit seinem erhabenen Vorgänger und Freunde, dem dermaligen kaiserl. königl. Finanzminister Grafen von Stadion, erkannt werden. Selten haben zwei große Staatsmänner, bei der größten Verschiedenheit der Charaktere wie des eigenthümlichen Talentes, nach und nebeneinander so glücklich in einander gegriffen. Die Befreiung von Europa, inwiefern ein überwiegender Antheil Oesterreichs an diesem erhabenen Werke nicht zu verkennen ist, wurde im Jahre 1809 durch Graf Stadion begonnen, und im Jahre 1813 durch Fürst Metternich vollendet. Jener gab den Kriegen gegen Frankreich die nationale und, wir möchten sagen, europäische Richtung; dieser theilte der von seinem Vorgänger entzündeten Begeisterung die ihm eigenthümliche Besonnenheit und das völkerrechtliche Maß mit, die Bedingungen eines glücklichen Erfolges. Fürst Metternich hob die österreichische Monarchie auf den Gipfel der äußern politischen Größe, während Graf Stadion in der Stille das große Unternehmen für die innere Befestigung des Staats, welches nach hergestelltem Frieden ans Licht trat, vorbereitete. So, im erhabnen Wetteifer, sich einander an Verdiensten um die Monarchie überbietend, werden ihre Namen auf die Nachwelt übergehn. — Das Hervorstechende in Graf Stadion ist die brennende Begeisterung für alle großen, fruchtbaren und menschenfreundlichen Ideen, eine Hingebung in die Sache und den Zweck, die ihrer selbst vergißt, und eine um so rastlosere Thätigkeit, als der Gegenstand diese Selbstvergessenheit erfordert. Bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit ist er, sobald sein umfassender Geist sich erregt, der Verläugnung bis zur Austerität fähig; liebevoll und innig gegen seine Untergebnen, weiß er dem kältesten ein Gefühl für die Sache mitzutheilen, und der umgebenden Welt, wie durch den Charakter des Krieges von 1809, der größtentheils der seinige war, gleichsam den Stempel seines Geistes einzuprägen. In dem politischen Betragen des Fürsten Metternich hingegen, wie in seiner äußeren Erscheinung ist alles besonnene, zurückhaltende, aber auch natürliche Grazie. Für die Ideen empfänglich aber kalt, für die politische Berechnung zu edel, zu warm und zu lebensvoll, vermögen ihn nur jene großen Augenblicke in der Geschichte zu begeistern, wo die Begebenheiten den Absichten und Entwürfen der Menschen sich deutlich und ergreifend gegenüberstellen, und wo der Staatsmann überzeugt wird, nicht bloß daß er will, sondern auch daß er kann. Außerdem ist sein Leben ein ruhiges, von keinem Sturm der Zeit zu störendes, aber auch von keinem Glücksfall zu befangendes Abwägen, Behorchen und Betasten der

politischen Verhältnisse von Europa, das nur dann von lebhafter Thätigkeit unterbrochen wird, wenn irgend eine Frucht dieser Verhältnisse sich der Reife nähert, oder wenn die große Verstandessache der politischen Gerechtigkeit, die Sache, mit der Oesterreich steht und fällt, in Gefahr oder im Vortheil ist. Kein österreichischer Staatsmann, selbst der große Kaunitz nicht, hat diesen Grundgedanken der Monarchie so tief aufgefaßt, als der Fürst Metternich. Die Absicht der Territorialerweiterung und des Umsichgreifens ist ihm nicht bloß durch Princip, sondern durch Naturell, durch Geschmack, wir möchten sagen, durch einen seltenen Sinn für Kunst und Bildung fremd. Auch ohne den Adel seines Gemüths würde er durch Tact und Maß und durch die Grazie seines Geistes, auf seinem erhabenen Standpunkte, eine der zuverlässigsten Stützen des Rechts und der Ordnung seyn. Wenn man im 43sten Jahre seines Lebens alle Auszeichnungen und Ehren, welche der Herr von Oesterreich und die europäischen Höfe gewähren können, in seiner Person vereinigt, und überall, wo dem Zeitalter etwas Großes gelungen ist, mit Ruhm genannt wird, so wird die Welt von dem Glücke eines solchen Staatsmannes viel zu sagen wissen. Die Begünstigung des Himmels für den Fürsten von Metternich liegt aber offenbar vielmehr in dem ebenbeschriebenen Talent zum Glück, als in der Gunst der Glücksfälle, die ihn betrafen. Wie Graf Stadion die ganze Größe Oesterreichs im Unglück repräsentirt, so stellt sich im Leben des Fürsten Metternich eben jener gelassene Gleichmuth und jenes oftgerühmte Glück dar, dessen Treue bei allem Wechsel und Wandel der Welt nunmehr seit einem halben Jahrtausende in diesem Hause und in diesem Staate anerkannt wird. Beide sind die gebornen Minister von Oesterreich. Und wenn Graf Stadion an den Wagenführer erinnert, der auf einer kühnen und großen Bahn nach einem selbstgewählten erhabenen Ziele alle Kräfte seines Gespannes richtet und drängt, so werden wir in Fürst Metternich vielmehr das Bild des Schiffers erkennen, der dem Antrieb der Elemente ruhig hingegeben, im entscheidenden Augenblicke mit leiser Klugheit und seltner Unerschrockenheit das Steuer führt, dann aber wieder das Wollen der Begebenheiten ruhig verfolgt, und nur „gelind am Segel ruckt, das sich für alle bemüht."

Mettlerkamp (D. C.), geboren zu Hamburg, und früher Bleideckermeister daselbst, gehörte durch Kenntniß, Wohlhabenheit und Tüchtigkeit jeder Art zu denjenigen Männern, deren Wort und That für die Mitbürger nicht ohne Ansehn und Einfluß bleiben kann. Als auf Antrieb des Generals Tettenborn in Hamburg eine Bürgerbewaffnung angeordnet, und der Herr von Heß mit der Leitung beauftragt worden war, that Mettlerkamp sich als einer der thätigsten und einsichtsvollsten Förderer der Sache hervor; doch hielt seine Bescheidenheit ihn allzusehr zurück, und indem er anspruchslos wirkte, blieb sein Name ungenannt. Erst als der General Tettenborn, dem Mettlerkamp sich nie gezeigt hatte, Hamburg räumen gemußt und Herr von Heß weggegangen war, trat jener unerwartet auf, nahm sich der verlassenen Bürgergarde an, und trug einen Augenblick den kühnen Gedanken in seiner Brust, Hamburg noch nach dem Abzuge der Russen aus eignen Mitteln zu vertheidigen. Allein die Ereignisse waren schon zu weit vorgerückt, als daß sie durch solch vertrauenvollen Muth, der früher entscheidend seyn konnte, aufzuhalten gewesen wären; der Mangel an Pulver und Waffen, die Weitläufigkeit des Oertlichen, die Kürze der Zeit, und vor allen die durch Dänemarks Rückkehr zu der Sache der Franzosen erregte Bestürzung machte die Ausführung des heldenmüthigen Plans unmöglich. Mettler-

kamp mußte sich begnügen, mit den braven Bürgern, die sich um seine Person versammelt hatten, die Stadt zu verlassen, und sich an die verbündeten Truppen im Mecklenburgischen anzuschließen. Hier sammelte er unter dem Schutze des Kronprinzen von Schweden und in Verein mit Friedrich Perthes alle die hamburgischen und lübeckischen Flüchtlinge, die während des Waffenstillstandes die französische Wachsamkeit betrogen, und bildete einen Kern hanseatischer Bürgergarde, der auf vielfache Weise der guten Sache förderlich war, und auch vor dem Feind in mehreren Gelegenheiten gute Dienste that. Späterhin zur Wiedereinnahme Hamburgs an das russische Truppencorps des Generals Bennigsen angeschlossen, war er mit Rath und That unermüdet behülflich, und erwarb sich die Achtung der russischen Befehlshaber, so wie das erhöhte Vertrauen seiner Mitbürger. Daß es ihm nicht an militärischen Fähigkeiten fehle, hat er vielfach gezeigt. Daß er auch die Feder zu führen wisse, beweist das Buch, welches er über die Vertheidigung Hamburgs geschrieben, und zu welchem er sich durch die mehr oder minder gegen ihn gerichteten Aeußerungen des Herrn von Heß veranlaßt gesehn.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berüchtigter **Materialist** und medicinischer Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 1709, studirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntnissen bereichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Obersten der Garden, angestellt wurde, der ihn zum Arzt seines Regiments machte. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geistige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet und mit ihm verblüht. Er schrieb als Physiker von dem, was nicht in die Physik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'ame. Dieses Werk, das auf jeder Seite den gröbsten **Materialismus** und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; sein Beschützer blieb, und er verlor seine Stelle. Jetzt kehrte er seine Waffen gegen seine Pariser Collegen und schrieb, unter dem Namen Aletheius Demetrius, sein Satyre Pénélope ou Machiavel en medecine, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, sich vor seinen Widersachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er seinen L'homme Machine heraus. Beständige Voraussetzung dessen, was bewiesen werden soll, unvollkommne Vergleiche oder Analogien statt der Beweise, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüsse gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen statt Zweifel, darin besteht die Philosophie des Verfassers. Der Enthusiasmus, womit er declamirt, die Miene der Ueberzeugung, die er annimmt, konnten wohl Proselyten machen. Verfolgt in Holland, wo sein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Lector und Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. Hier starb er 1751 an einem Fieber, das er selbst nach seinen widersinnigen Ansichten behandelte. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß La Mettrie in seinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die berliner Philosophen deshalb gesagt hätten, er habe sie im Leben und im Tode beschimpft. Andre dagegen sagen, er sey aus dem Leben getreten wie ein Schauspieler von der Bühne, mit dem einzigen Kummer, nicht mehr daselbst glänzen zu können. Der König von Preußen selbst verfaßte seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde. — Man findet in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Phantasie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geschmack. Seine philosophischen Schriften sind zu Berlin 1751 in zwei Bänden gesammelt erschienen. Diese

Schriften sind außer den genannten: L'homme plante; L'art de jouir; Le discours sur le bonheur u. s. w. In der letztern ist La Mettrie nach Diderot ein unverständiger Schriftsteller, der die Leiden des Weisen mit den Qualen des Bösewichts, die leichten Uebel des Wissens mit den verderblichen Folgen der Unwissenheit verwechselt, der die Frivolität des Geistes in dem, was er sagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu sagen wagt, zu erkennen gibt, der hier behauptet, der Mensch sey böse von Natur, und anderwärts aus der Natur der Wesen ihre Pflichten und ihre Glückseligkeit ableitet; der sich zu bemühen scheint, den Verbrecher bei seinem Verbrechen, den Lasterhaften bei seinen Lastern zu beruhigen, und dessen grobe, aber wegen der Scherze, womit er sie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftsteller verrathen, der nicht die ersten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verstand und Ueberspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechseln, und denen man alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. — Wollte man La Mettrie's Grundsätze verfolgen, so würde alle Moral über den Haufen gestürzt werden. Selbst Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm später seine Lobsprüche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluß der Seille in die Mosel, die Hauptstadt des Moseldepartements. Sonst war sie eine freie Reichsstadt, wurde aber 1552 von französischen Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Ehemals war die Stadt der Sitz eines Parlaments, eines Generalgouverneurs und mehrerer Collegien und hatte daher viel Wohlhabenheit. Der Bischof von Metz stand unter dem Erzbischof von Trier, jetzt von Besançon. Zu den sehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär 32,000. Metz hat wichtige Manufacturen von Baumwollenzeugen, Gärbereien und einen lebhaften Handel mit Getraide, Wein, Weinessig, Pelzwerk, Branntwein u. s. w.; ist auch der Sitz einer großen Artillerie- und Ingenieurschule. — Die umliegende Gegend heißt le Pais Messin.

Metze, ein Getraidemaß, vier Metzen machen gewöhnlich ein Viertel, mithin 16 einen Scheffel. Im Würtembergischen der vierte Theil eines Simri, deren acht auf einen Scheffel gehen.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Mahler der niederländischen Schule, ist 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amsterdam, seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Ansehen. Seine Muster waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er mahlte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemisten in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken rc. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden konnte, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod zu. Er starb 1658 in Amsterdam.

Meursius (Johann), geboren zu Utrecht 1579, Professor zu Ley-

den 1610, im folgenden Jahre Historiograph von Holland, dann, um den Anfeindungen und Bedrückungen zu entweichen, denen er als treuer Anhänger Barneveldts und der patriotisch Gesinnten vielfach ausgesetzt war, Professor der Geschichte und Politik zu Sora und königl. dänischer Historiograph seit 1625, starb am 20sten Sept. 1639. Seine zahlreichen, meist die griechischen Alterthümer betreffenden Schriften zeugen von seinem ausgezeichneten Sammlerfleiße und seiner ausgebreiteten Belesenheit, sind aber übrigens bloße Materialienmagazine, ohne Geschmack, Geist, oft selbst ohne Ordnung zusammengehäuft, welche erst unter den Händen kritischer und geschmackvoller Bearbeiter wirklichen Nutzen schaffen können. Gleiches gilt von seiner Geschichte von Dänemark. Seine archäologischen Schriften finden sich gesammelt in Gräv's und Gronov's thesauris antiquitatum; eine Sammlung aller seiner Werke besorgte Lami zu Florenz 1741—1763. XII. Vol.

Meusel (Johann Georg), ward den 17ten März 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, geboren, besuchte seit 1755 die Rathsschule und seit 1758 das academische Gymnasium zu Coburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebnen Schrift von der philosophischen Facultät in Wittenberg die Magisterwürde, und wendete sich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, bis er 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen, und in demselben Jahre zum quedlinburgischen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebt er als brandenburgischer Hofrath, Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, und macht sich noch in seinem hohen Alter durch Vorlesungen und Schriften verdient. Sein Schriftenverzeichniß ist ein Beweis des ernsten und unverdroßnen deutschen Fleißes, und der Vielseitigkeit der gelehrten Thätigkeit Deutschlands. Mit gleichem Glück hat er sich in der Statistik, allgemeinen Geschichtskunde, Kunst- und Literargeschichte versucht, ganz vorzüglich hervorstechende Verdienste sich aber besonders in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutschland (5te Ausg. Lemgo 1796, ff.), sein Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller (Leipz. 1802, ff.) seine Bearbeitung von B. G. Struvs bibliotheca historica (Th. 1—9. Leipz. 1782—1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch ungemein bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben zu bearbeiten anfing, schon größere Sammlungen unternahm (deutsches Künstlerlexicon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artistischen Inhalts. 1—30. Heft, Erfurt 1779. f. Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 1—18. St. Mannheim 1787. ff. Neues Museum u. s. w. 1—4. St. Leipz. 1794. f. Neue Miscellaneen artistischen Inhalts. 1—14. St. Leipz. 1795. ff. Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1803. ff.). Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie (4te Aufl. Leipz. 1800. gr. 8.), Literatur der Statistik (Leipz. 1806, 1807. 2 Bde. 8.) und durch sein Lehrbuch der Statistik (3te Aufl. Leipz. 1805. 8.), so wie um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale (fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen) und Sammlun-

gen (Der Geschichtforscher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner Geschichte von Frankreich (als 35—39. Thl. der allgemeinen Welthistorie) und in seinem Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit (1—3. Abth. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geschichtschreiber auf, indem besonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffs werden lassen.

Mexiko oder Neu-Spanien, ein großes Land in Nordamerika, der Krone Spanien gehörig, für welche es Ferdinand Cortes in den Jahren 1519 bis 21 eroberte. Begränzt wird es gegen Norden von Neu-Mexiko und dem Mar vermejo, gegen Süden von dem Isthmus von Panama, gegen Osten von dem mexikanischen Meerbusen, und gegen Westen von dem Mar del Sur. Das Clima ist sehr ungleich. An den Seeküsten ist es heiß, feucht und ungesund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landstriche sind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Die Hauptproducte sind Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balsam, Cochenille und Cacao; sein größter Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf sie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Die Ostküste von Mexiko ist wüst und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch sie gegen die Angriffe fremder Mächte gesichert wird. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner schätzt man auf 3 Millionen. Die Krone Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf fünf Jahre ernannt wird, und eine sehr große Gewalt ausübt. Nur die Hauptstadt Mexiko, so wie Cusco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu sollicitiren oder Beschwerden zu führen. Mexiko wird in drei Audiencias getheilt. Diese sind Guadalaxara, Mexiko und Guatimala. Die Haupstadt Mexiko liegt an einem Salzsee, der gegen 30 Stunden im Umkreise hat. Sie ist der Sitz des Vicekönigs, des Erzbischofs und der Audiencia; auch hat sie eine Universität und eine Münze. Man hält sie für die regelmäßigste Stadt in der Welt und die prächtigste Stadt in Nordamerika, indem sie ein vollkommenes Viereck macht und schnurgerade Straßen hat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben nicht eben hoch. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberschwemmungen. Eine Wasserleitung führt ihr gesundes Wasser zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Spanien und Ostindien zählt sie die reichsten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 150,000. Als sehr entfernte Häfen von Mexiko sind an der Südsee Acapulco, und am mexikanischen Meerbusen Vera Crux anzusehn. — Neu-Mexiko ist eine große Landschaft in Nordamerika, welche gegen Westen an Californien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuspanien, gegen Osten an Luisiana und gegen Norden an Quivira gränzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Despejo aus Cordova entdeckt, ist gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Crystall und Smaragde. Das Land wird von verschiednen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander stehen, und zum Theil zum christlichen Glauben bekehrt worden sind. Die Hauptstadt ist Santa Fe. Hier residirt der Gouverneur, dessen Herrschaft sich zugleich über Neu-Navarra und Californien, wo die Spanier einige zerstreute Colonien haben, erstreckt. (Vergl. spanisches Amerika.)

Mey, dieser durch seine Korkarbeiten bekannte Künstler stand zu-

letzt zu Aschaffenburg als Conditor und Hofofficiant in Diensten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige zwanzig Jahre früher war er in Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korkarbeiten an, und dieser Principal, ein warmer Freund der Künste, begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber damals war ihm die Elasticität des Korks ein so mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstproduct in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte seine Neigung zu diesen Arbeiten auf eine leidenschaftliche Weise zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, er also nur entfernte Vorbereitungen machen konnte: so würde er vielleicht abermals seinen Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm endlich, ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er sich nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit ungemein erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlösser, mit eben so viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vergl. Felloplastik.)

Meyern (Wilhelm Friedrich), gegenwärtig kaiserl. österreichischer Hauptmann im Generalstabe. Dieser Mann ist seinen genauern Lebensumständen nach wenig bekannt. Um das J. 1760 in Franken geboren, erhielt er früh eine Erziehung, die seiner Neigung zum Soldatenstande, wie zum gelehrten Denken und praktischen Forschen gleich günstig war. Nachdem er eine Zeitlang in der Artillerie gedient, nahm er den Abschied, machte große Reisen in England, Schottland, Deutschland, Polen, Ungarn, ganz Italien und Griechenland, und hielt sich längere Zeit in Constantinopel und in Sicilien auf, über welche Länder er die richtigste und tiefste Kunde erwarb, indem er eben so sehr die Lebensart, den Charakter, die Gesetze und Verfassungen der Völker, als die Natur in ihren mannichfachsten Beziehungen erforschte. Nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er den Anstalten des Verkehrs, dem Kriegswesen, der Staatswirthschaft, der Geschichte und besonders der bildenden Kunst. Aus solchen Anschauungen und Forschungen schuf sein regsames, tiefergriffenes Gemüth das eben so geistreiche als originelle Werk: Dya-Na-Sore in fünf Theilen, das in der deutschen Literatur nicht geringe Sensation erregte. Leidenschaftlich sind die Ideen von Vaterland, Freiheit und Tapferkeit in diesem Buche wirksam, und große Gesinnungen zeigen sich hier als Vorläufer einer bessern Zeit, die für uns Deutsche angebrochen ist. Meyern setzte seine Reisen wie seine Studien fort, überall thätig eingreifend, ohne seinen Namen anzuknüpfen. Früh rieth er in Oesterreich Landwehr und Landsturm an, und als späterhin 1809 die Volksbewaffnung wirklich eintrat, war er durch Rath und That vorzüglich dazu behülflich, und trat selbst wieder förmlich in Dienst. Die wichtigsten Ausarbeitungen über allgemeine militärische Gegenstände wurden ihm übertragen, und was er lieferte, war stets eigenthümlich, geistreich und praktisch zugleich. Im Kriege 1809 bethätigte sich aufs neue seine vielfache Einsicht. In der Schlacht von Wagram würde die frühere Befolgung seiner nützlichen Angaben manche Nachtheile verhindert haben. Seine Plane gingen oft mit kühnem Schwunge

in großartige Absichten über, deren Ausführung weder schwierig noch bedenklich seyn konnte, aber meist durch die Unumgänglichkeit fremden Beitritts gehindert blieb. Der geringe Erfolg so rastlos wiederholter und beseelter Anstrengungen mußte nur beitragen, einen schon ohnehin nach innen gedrängten Charakter noch mehr auf sich selbst zurückzuwerfen. Im J. 1813 gewann seine Kraft in Ausführung alter Ideen neues Leben; er half am Rhein eifrigst das Volk bewaffnen und in den Waffen üben. Im J. 1815 wurde seine große Kunstkenntniß Veranlassung, daß er österreichischer Seits in Paris den Auftrag bekam, die Rücklieferung und Wegsendung der aus Italien von den Franzosen geraubten Kunstwerke zu besorgen. Gegenwärtig befindet er sich mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz in Madrid.

Mezeray (François Eudes de), berühmter Historiograph von Frankreich, ist 1610 zu Ry in der Basse-Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen de Mezeray von einem bei Ry gelegnen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfing von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald, auf Anrathen seines Freundes, des Dichters Des-Yveteaux, mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Dieser verschaffte ihm auch die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zwei Feldzügen in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm, und sich in das Collège Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker verbindlich machte, von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, unterrichtet, schickte ihm 900 Livres in einem mit seinem Wappen gestickten Beutel, und blieb auch stets sein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er schon 1643 den ersten Theil seiner Geschichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erschienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Academie der Wissenschaften, und wurde 1675 deren beständiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'académie. Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amsterd. Edit. 1673. 6 Bde. 12.); er ist viel besser als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zur Rede. Mezeray versprach Abänderungen in der nächsten Edition, welche aber nur schwache Milderungen waren, und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die Eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztbezogne Geld in ein Kästgen, und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört von ihm zu reden." Freie, oft derbe Aeußerung dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der Amsterdamer Ausgabe seines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt, steht bestimmt, klar

und frei da. Ja in gewissen Augenblicken erhebt er sich zur Höhe eines Tacitus, und schildert mit einem starken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er sich Ungenauigkeit gar nicht übel, seine große Geschichte ist voll davon, weniger der Auszug. Unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich sein traité de l'origine des François durch außerordentliche Gelehrsamkeit aus. Auch schreibt man ihm einige Satiren auf die Regierung unter dem Namen Sandricourt zu, welche ein Gemisch von Laune, niedrigen Possen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrsamkeit sind. Von Ausschweifungen war sein Leben nicht frei. Er starb den 10ten Juli 1683.

Mezzotinto. Mit diesem italienischen Ausdruck bezeichnet man in der Mahlerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Oefters gebraucht man statt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochene Farben (in Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind), oder Tinten schlechthin. dd.

Michaelis (Johann Benjamin). Dieser zu früh verstorbne deutsche Dichter war zu Zittau in der Oberlausitz von unbegüterten Aeltern 1746 geboren, und besuchte das dortige Gymnasium. Gellerts und Kleists Werke, so wie ein Band der berliner Literaturbriefe, die ihm in die Hände fielen, weckten seine Neigung zur Poesie. Als eine Probe davon schickte er gegen das Ende seiner Schuljahre ein Gedicht an Gottsched, den ihm seine Lehrer als einen großen Mann und insbesondre als den Canal zu Stipendien und Freitischen genannt hatten. Gottsched antwortete ihm aufmunternd. Im Jahr 1765 ging Michaelis nach Leipzig, wo er das erste Jahr ohne alle Unterstützung ein einsiedlerisches Leben führte, ohne sich durch die drückendste Noth niederschlagen zu lassen. Aus Pflicht besuchte er zuweilen Gottscheds, aus Neigung Gellerts und Ernesti's Lehrstunden. Aber eines anhaltenden Fleißes war er nicht fähig. Diesen Mangel ersetzte er durch eine glückliche Auffassungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Alten vorzüglich; von den Franzosen kam Boileau nicht von seinem Tische, aber auch die Väter der deutschen Dichtkunst von Opitz bis Haller ehrte er sehr hoch. Die Medicin und ihre Hülfswissenschaften aber flößten ihm die größte Abneigung ein, je mehr er sie kennen lernte; eben so wenig gewann er Philosophie und Geschichte lieb. Die Beschäftigung seiner einsamen Stunden waren bisher Gedichte besonders gewesen. Er hatte dabei nie an den Druck gedacht; nur in der äußersten Noth entschloß er sich auf den Rath seiner Freunde, sie einem Buchhändler anzubieten, und erhielt nicht ohne Mühe für seine Fabeln nebst einigen Liedern und Satyren ein Honorar von 10 Thalern. Diese ersten Versuche fanden die günstigste Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntschaft und das Wohlwollen Gellerts, Weiße's und Oesers. Letzterer empfahl ihn an Gleim, der ihm ein kleines Stipendium von dem halberstädter Domcapitel verschaffte und einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhielt. Als das neuerbaute Schauspielhaus gerichtet werden sollte, erhielt Michaelis durch Oeser den Auftrag, die Baurede dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publikum bekannt, und bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, welche Arbeiten aber seiner Neigung widerstritten. Indeß sorgte das Glück weiter für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Convictorium eines der ansehnlichsten medicinischen Stipendien; aber das Studium der Medicin wurde ihm immer verhaßter. Im J. 1768 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die ihn nöthigte, sich auf ein halbes Jahr nach Hause zu begeben,

und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach seiner Wiederherstellung entsagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun seinen einzigen Erwerb aus, und so zwang ihn die Noth, zum zweiten Male Autor zu werden. Er gab eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel: Einzelne Gedichte, heraus, auf deren Feile er ein ganzes Jahr gewendet hatte. Endlich erhielt er auf Empfehlung seiner Freunde, Weiße, Garve und Engel, gegen Ende des Jahrs 1769 eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle in Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den hamburgischen Correspondenten zu besorgen. Unfähig, sich in die dazu nöthige Ordnung und Pünktlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der seilerschen Gesellschaft an. Aber auch diese Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umstände der Gesellschaft verschlimmerten sich immer mehr. Michaelis, des Herumreisens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ sie und begab sich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtwer, Rochow, Bergler kennen lernte, die ihm seinen Aufenthalt zu einem wahren Parnaß machten. Er beschäftigte sich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetischen Briefen, von denen 1772 sechs Hefte erschienen, und mit der Verbesserung seiner schon gedruckten Gedichte und Fabeln, als eine Brustkrankheit ihn am 30sten September 1772 wegraffte. Deutschland verlor in ihm einen Dichterjüngling, dessen erste, wiewohl unvollkommne Versuche zu schönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), der berühmte Orientalist, war ein Sohn des Dichters Christian Benedict Michaelis, und 1717 zu Halle geboren. Er studirte hier, nachdem er das Waisenhaus verlassen hatte, seit 1733 nebst den Sprachen Theologie, las seit 1740 Collegia, reiste im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Hier setzte er seine Vorlesungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher, 1750 ordentlicher Professor der Philosophie, aber nicht der orientalischen Sprachen, ob er sie gleich alle lehrte. Außer seinen Vorlesungen, die immer zahlreich besucht wurden, hatte er von 1753 — 70 bei den göttinger gelehrten Anzeigen, so wie bei der Societät der Wissenschaften die Direction. Im J. 1764 erhielt er das Prädicat als Hofrath, und wurde Correspondent der Academie der Inschriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in seine Dienste ziehen wollen; er lehnte aber das ihm durch Q. Icilius gemachte sehr vortheilhafte Anerbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordsternordens, sondern auch 1788 geheimer Justizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inschriften und der londner Societät der Wissenschaften. Er starb 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichste damit in Verbindung zu setzen wußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für sein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientalisten in Deutschland lernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus seinen Werken. Dahin gehören: hebräische Grammatik; chaldäische, syrische, arabische Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; Uebersetzung des alten Testaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebst Zusätzen zur dritten Auflage; mosaisches Recht u. m. a. Für die eigentliche Theologie schrieb er ein

Compendium theologiae dogmaticae, welches später in einer deutschen Ausgabe gänzlich umgearbeitet erschien. Seine Dogmatik hatte nebst seiner Bibelübersetzung einen bedeutenden Antheil an der Reform der systematischen Theologie. Geschichte, Geographie und Naturkunde, sofern sie den Orient betreffen, gewannen ungemein durch seine Bemühungen, wie z. B. sein Essai sur l'heure des marées dans la mer rouge, seine Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, seine Geographia Hebraeorum extera und seine Ausgabe des Abulfeda beweisen. Philosophischen Geist athmen alle seine Schriften; auch schrieb er selbst über philosophische Gegenstände, z. B. über das Principium indiscernibilium, und gewann 1762 einen Preis der berliner Akademie über den Einfluß der Meinungen auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen. Als Politiker zeigte er sich in seinem Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland. Seine schwächste Seite ist sein Geschmack in der Dichtkunst, daher auch die Theile seines Bibelwerks, welche die Uebersetzungen poetischer Bücher enthalten, am wenigsten befriedigen.

Mi in der Musik die dritte Stufe der Tonleiter nach der Aretinischen Solmisation. Mi-fa heißen die in der diatonischen Tonleiter auf einander folgenden halben Töne, z. B. e, f, und h, c.

Michel Angelo, s. Angelo.

Michelson (Johann von), ein ausgezeichneter russ. General, Ritter mehrerer russischen Orden, ward 1740, wahrscheinlich in Liefland, geboren, trat 1754 in russische Kriegsdienste bei der Garde, diente im siebenjährigen Kriege und ward in der Schlacht von Zorndorf durch einen Baionetstich verwundet und zum Premierlieutenant befördert, 1758 aber in den Schlachten von Züllichau und bei Frankfurt an der Oder durch drei Kugeln blessirt und zum Capitain erhoben. In den Jahren 1769 und 1770 wohnte er als Major dem Türkenkriege bei, und ward in der Schlacht von Larga am Arm verwundet. Im J. 1771 commandirte er in Polen ein besonderes Detaschement, und zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus. Unter dem Helden Suwarow wohnte er der Einnahme von Krakau bei, commandirte hernach bei Lublin, und erwarb sich durch seine Bravour, Leutseligkeit und Uneigennützigkeit einen glänzenden Ruhm. Bei Radom brachte er dem Marschall Pulawsky, der ganz Rußland bedrohte und der Kaiserin Katharina große Besorgnisse erregte, eine gänzliche Niederlage bei, und rettete den König von Polen, Stanislaus, aus seinen Händen. Vorzüglich wichtig aber waren seine Dienste gegen den Rebellen Pugatschew (1774), welchen er nach mehreren Siegen in eine Wüste trieb, wo er von dem Reste seines Anhangs zur gerechten Bestrafung ausgeliefert wurde. Zur Belohnung wurde er Oberster. In dem russisch-schwedischen Kriege commandirte er als Generallieutenant unter dem Grafen Mußin Puschkin, nöthigte Gustav III. die Belagerung von Friedrichshamm aufzuheben, eroberte 1789 die ganze schwedische Landschaft Sawolax und wurde dann auf eignes Verlangen zur großen Armee in der Moldau gegen die Türken gezogen. Hier commandirte er unter dem Fürsten Potemkin das Observationscorps bei Ismail. Die Kaiserin Katharina ernannte ihn zum Major der Leibwache und Chef der Garde zu Pferde. Als solcher trug er sehr viel zur glücklichen Beendigung des Kriegs mit Schweden bei. Im J. 1805 stieß er als General einer Division zu Kutusow in Mähren, wo er an der Niederlage von Austerlitz Theil nahm. Im J. 18o6 erhielt er als General der Cavallerie den Oberbefehl über die in der Moldau, Walachei und Bessarabien eingerückten russischen Heere, be-

setzte die Festungen Chozym und Bender, schloß Ismail ein, und schlug die Türken bei Turbatz und Csardartsm, und hielt seinen Einzug in Bukarest. Allein die vielen Kriegsstrapazen hatten seinen Körper geschwächt; er unterlag der Gicht und starb zu Ende des Jahres 1806.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, vom dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Als er noch als Kind in der Wiege lag, kamen Ameisen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrsager prophezeihten, daß er einst große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus damals Phrygien durchzog, verirrte sich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunsch zu thun. Midas wünschte, daß alles, was er berühre, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunsch. Bald aber erkannte Midas seine Unbesonnenheit, als auch Speise und Trank, die er genießen wollte, bei seiner Berührung sich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, sein schreckliches Geschenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch diesen Wunsch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus stromaufwärts zu gehn, den Kopf in die Quelle desselben zu tauchen und sich darin zu baden. Dadurch ging die alles in Gold verwandelnde Eigenschaft auf den Pactolus über. Aber diese Erfahrung hatte den Midas nicht vorsichtiger gemacht. Als später Apollo und Pan in ihrem musikalischen Wettstreit, ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan vor der Leier des Apollo den Vorzug, und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eselsohren bestraft. Daher stammen die Midasohren, welche man unwissenden Kritikern beilegt. Midas bemühte sich zwar, diesen verdächtigen Hauptschmuck durch seine königliche Mütze zu verbergen. Doch mußte er seinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härtesten Drohungen Stillschweigen anempfahl, so drückte diesen doch das Geheimniß so sehr, daß er, um seinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub und in dasselbe leise die Worte hineinrief: „König Midas hat Eselsohren;" worauf er das Loch wieder zuscharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büschel Schilfrohr empor, welches, so oft der Wind es bewegte, ganz deutlich die Worte flüsterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch nun das Geheimniß im ganzen Lande bekannt wurde.

Middelburg, die Hauptstadt der holländischen Provinz Seeland, auf der Insel Walchern gelegen. Sie ist eine sehr ansehnliche Stadt mit breiten Straßen und verschiedenen prächtigen Gebäuden. Die Zahl der Einwohner, die sonst 25,000 betrug, ist unter 18,000 herabgesunken. Es befinden sich hier eine naturforschende Gesellschaft, eine seeländische Gesellschaft der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst u. s. w. Der Handel ist beträchtlich, zumal mit Wein. Ein Canal führt von hier nach Vliesingen.

Middleton (Conyers), war 1683 zu Richmond in Yorkshire geboren, und wurde von seinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17ten Jahre seines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magister und 1717 Doctor der Theologie und erster Universitätsbibliothekar ward. Im J. 1724 reiste er, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre seiner Nation in Rom machen zu müssen glaubte, seine Vermögensumstände zerrüttet hatte.

Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden, auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Pamphlets geschrieben und veranlaßt als er. Er starb 1752 zu Cambridge an einem schleichenden Fieber. Sein Hauptwerk, the History of the life of M. T. Cicero, erschien zuerst London 1741 in zwei Quartbänden. Unstreitig nimmt Middleton eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beschuldigt, daß er in der Uebersetzung der ciceronianischen Briefe unglücklich gewesen sey, auch seinem Style Correctheit und Präcision fehle. Die vorzüglichsten seiner übrigen, größtentheils theologischen und antiquarischen Schriften sind zusammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works u. s. w. 4 Quartbände. Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn wegen seiner Liebe zur Musik den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broschüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721. wodurch sein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde ächter Bibelkritik, bewogen wurde, sein Vorhaben, eine kritische Ausgabe des neuen Testaments zu liefern, aufzugeben.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mieris (Franz), einer der berühmtesten Mahler der niederländischen Schule, geboren zu Leyden 1635, woselbst sein Vater Goldschmid und Juwelier war. Er studirte unter Vliet, Gerard Douw, und Van der Tempel; besonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieser Meister an, als dessen vorzüglichster Schüler er anzusehen ist. Seine Arbeiten sind Porträts, Familienstücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douws wußte er die Gegenstände besser zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit ist auch reiner und sein Pinsel kräftiger und geistvoller. Die verschiednen Stoffe der Kleider ahmt er mit unerreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemählde haben den Werth, der der nachahmenden Kunst in ihrer höchsten Vollkommenheit gebührt; sie wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt, so daß Mieris seinen stündlichen Verdienst auf einen Ducaten anschlagen konnte; der Preis mehrerer seiner Stücke stieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er wegen seiner Nachlässigkeit und Unenthaltsamkeit stets in einer gedrückten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn sogar ins Gefängniß, und verlangten, daß er ihnen durch Ausübung seiner Kunst ihr Geld und sich die Freiheit verschaffen solle; er antwortete ihnen aber, daß ihm beim Anblick der Schlösser und Riegel der Pinsel aus der Hand fallen würde. Als Beweis seiner Freigebigkeit erzählt man folgenden Zug. Er war in der Trunkenheit einst in einen Canal gefallen; ein Schuhflicker und dessen Frau zogen ihn heraus, führten ihn in ihre Wohnung und brachten ihn zu Bett. Für diesen Liebesdienst schenkte ihn Mieris ein Bild, das sie für 800 Gulden verkauften. Eine seiner schönsten Arbeiten war das Gemählde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist und neben der eine Alte steht. Mieris starb in seiner Vaterstadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls zwei geschickte Mahler. Des Letztern Sohn, Franz Mieris der Jüngere, ist von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethvertrag heißt im allgemeinen das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man den Gebrauch einer Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio re-

rum, und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landgutes oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann (conductor), Abmiether ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber deren Gebrauch an sich nicht andern überlassen, wodurch Aftermiethe (sublocario) entsteht. Vermiether oder Verpachter kann nur seyn, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht, noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht also eigentlich und an sich die Miethe nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werks, einer Arbeit jemanden (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art (z. B. häusliche Dienste) auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die versprochenen Dienste in Person fodern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seine Dienste nicht mehr bedarf. Dies sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von demselben ab, wie z. B. in dem Grundsatze: Kauf bricht Miethe.

Mignard (Pierre), ein vorzüglicher französischer Mahler, geboren 1610 zu Troyes. Sein Familienname war eigentlich Mores, allein sein Vater, welcher aus England stammte, änderte denselben in den Namen Mignard. Er war anfangs bestimmt, Medicin zu studiren, zeigte aber schon im 11ten Jahre so großes Talent zur Kunst, daß ihn sein Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges brachte. Hierauf studirte er in Fontainebleau die Werke des Primaticcio, Rosso und Niccolo del Abbate. In seinem 15ten Jahre mahlte er schon die Schloßcapelle zu Coubert en Brie aus, und besuchte dann die Schule des berühmten Vouet. Im Jahr 1636 suchte er das eigentliche Vaterland der Kunst, Rom, auf, und bildete sich nach Rafaels und Tizians Meisterwerken. Hier schloß er auch ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem berühmten Alphons du Fresnoy, so daß man sie beide nur die Unzertrennlichen zu nennen pflegte. Dieses genaue Verhältniß setzten beide Freunde, nachdem sie späterhin in Paris zusammenkamen, bis an den Tod fort, vorzüglich da der letztere, dem das Glück nie wohl wollte, von Mignard stets unterstützt und aufs zärtlichste behandelt wurde. Bald zeichnete sich dieser durch mehrere historische Gemählde und Porträts, worunter sich die Bildnisse der Päpste, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, aufs vortheilhafteste aus. Auch mußte er späterhin eine sehr große Menge Porträts während seines Aufenthaltes in Venedig mahlen. Im Jahr 1658 berief ihn Colbert in die Dienste Ludwigs XIV. Mignard fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich die schmeichelhafteste Aufnahme, wurde zum Haupt der Akademie St. Lucas, und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebruns, mit dem er in immerwährender Feindschaft gestanden hatte, an dessen Stelle als erster königlicher Hofmahler erwählt. Während dieser Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich besitzt,

nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es stellt dieselbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten u. s. w. sieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch schmückte er den großen Saal zu St. Cloud mit verschiednen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Versailles, mahlte viele Porträts, besonders das des Königs u. s. w. Daher wurden ihm auch außer den obgedachten Stellen noch die Direction der königlichen Kunstsammlungen, der Mahleracademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er blieb der Kunst bis an seinen Tod thätig gewidmet und starb 1695. Wenn auch Mignard in Hinsicht auf Erfindung und Zusammensetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, so wird er doch immer den Ruhm eines großen Mahlers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in seinen Gemählden, besonders in seinen Madonnen herrschen, das Glänzende und Harmonische seines Colorits, die Leichtigkeit seines Pinsels, lassen viele Mängel übersehen, die man in seinen Bildern in Hinsicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls &c. findet. Höchst merkwürdig war sein Talent, andre Meister zu copiren und nachzuahmen. Er täuschte selbst die größten Kunstkenner, unter andern seinen Widersacher, Lebrun, durch eine in Guido's Geschmack gemahlte Magdalene. Sein angenehmes Betragen, sein sanfter Charakter, verbunden mit körperlicher Grazie, erwarben ihm die Freundschaft der geistreichsten Personen seiner Zeit. BC.

Migräne, das französische Wort Migraine, von Hemicrania (aus dem Griechischen von hemi, halb, cranion, der Schädel), ein empfindlicher Kopfschmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meistens rheumatischen und gichtischen Ursprungs ist, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenschwachen Personen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der sich bis in den Kopf fortpflanzt (s. Kopf).

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man den Menschen, in so fern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum (s. d. Art. Mensch).

Mikrometer, s. Messungen.

Mikroscop oder Vergrößerungsglas, ist ein optisches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit in der Entfernung von sechs bis sieben Zoll (näher dürfen sie einem gewöhnlichen Auge nicht gebracht werden) ganz verschwinden oder undeutlich erscheinen, sichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu diesem Zwecke. Das einfache Mikroscop besteht entweder aus einer Linse, oder aus mehrern so nahe zusammengestellten, daß sie als eine einzige zu betrachten sind. Das zusammengesetzte Mikroscop führt mehrere Linsengläser, wovon eins als Objectivglas, ein anderes als Augenglas zu betrachten ist. Bringt man bei dem zusammengesetzten Mikroscope statt einiger Gläser einen Metallspiegel an, so heißt es ein reflectirendes oder Spiegelmikroscop. Die einfachen Mikroscope sind einzelne Glaslinsen (s. d. Art. Linsengläser) mit einer Einfassung von Horn, Knochen oder Metall, woran ein bequemer Handgriff angebracht ist. Sie sind unter dem Namen Lupen bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroscops oder einer erhabnen Linse überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenstand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug sehen kann. Je kürzer nun die Brennweite

eines einfachen Mikroscops ist, desto mehr muß es den Gegenstand vergrößern. Eine Linse von 1/20 Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil sie den Gegenstand dem Auge gleichsam um 160 mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei ist, so muß auch der Abstand des Glases sowohl vom Auge als vom Gegenstande selbst verschieden seyn. Kurzsichtige rücken daher das Glas dem Gegenstande näher als Weitsichtige. — Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundne Wassermikroscop, welches bloß darin besteht, daß man einen Wassertropfen mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Dieses Wassertröpfchen dient völlig statt einer Glaslinse. Nur erfodert der Gebrauch eines solchen Apparats viel Geschicklichkeit und Uebung. Die zusammengesetzten Mikroscope mit zwei Gläsern sind den Fernröhren ähnlich und bestehen aus zwei Convexgläsern, wovon das eine die Objectivlinse, das andre das Augenglas heißt. Man gibt einem solchen Mikroscop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind, und die man nach Willkür in einander schieben kann. Hiedurch kann man mit einerlei Instrumente verschiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Gränzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil sonst wegen der Farbenzerstreuung und der Abweichung, welche die Gestalt der Gläser verursacht, Undeutlichkeit entsteht. Man glaubte die Wirkung dieser Abweichung durch einen metallnen Hohlspiegel zu vermeiden, dessen hohle Fläche man dem Augenglase entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenstand ist vor dem Spiegel in einer solchen Entfernung befindlich, daß sein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglases fällt. Der Gegenstand, den man mit Erfolg durch ein solches Spiegelmikroscop betrachten will, muß sehr klein und zugleich völlig durchsichtig seyn, weil er sonst das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt. Der Naturkunde hat das Mikroscop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die ersten Mikroscope waren einfach und bestanden aus großen Linsen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerst aufkamen. Später erst erfand man die zusammengesetzten. Die Erfindung des Mikroscops legen einige Zacharias Jansen in Middelburg, andere dem Neapolitaner Franz Fontana bei.

Milch. Diese allgemein bekannte Flüssigkeit, welche von den Weibchen aller Säugthiere in besondern Organen abgesondert wird und zur ersten Nahrung für ihre Jungen dient, ist für den Menschen von unschätzbarem Werth. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe geliefert; in gewisser Hinsicht gehört hieher auch das Pferd und der Esel. Nicht bloß nach Verschiedenheit der Thiere, sondern auch nach der Nahrung, die sie genießen, besitzt die Milch verschiedne Eigenschaften. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh; deshalb haben die Chemiker sich mit Untersuchung derselben auch am meisten beschäftigt. Die Milch ist eine undurchsichtige Flüssigkeit, von weißer Farbe, und einem angenehmen süßlichen Geschmack. Sie läßt sich in drei verschiedne Theile zerlegen: Rahm, käsiger Bestandtheil, Molken. Der Rahm sammelt sich als eine consistente Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeitlang ruhig steht und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemeng

von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit (Buttermilch) enthält noch Käse und Molken. (S. d. Art. Butter, Käse.) Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelblichgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmack. Werden sie allmälig verdampft, so crystallisirt sich Milchzucker. Auch enthalten sie noch einige Salze. Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tartaren wissen deshalb aus der Pferdemilch nicht bloß ein angenehm säuerliches Getränk (Kumiß genannt), sondern auch eine geistige Flüssigkeit zu bereiten. Die Kalmücken verstehen sogar Branntwein aus der Milch zu bereiten, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derselben Thierart bietet, unter verschiednen Umständen, bei denselben Individuen und noch mehr bei verschiednen verschiedene Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den verschiednen Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genuß der Nahrungsmittel; ein Umstand, der vorzüglich in ökonomischer Hinsicht sehr wichtig ist. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein, obgleich einige verschiedne Modificationen dabei vorkommen. Die Frauenmilch unterscheidet sich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. sie enthält weniger Käse; 2. der buttrige Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert: 3. sie enthält eine größere Menge Milchzucker. Die Eselsmilch unterscheidet sich ebenfalls in drei Stücken: 1. der Rahm beträgt weniger, 2. weniger käsige Bestandtheile, 3. die Quantität des Milchzuckers ist größer. Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächsten. Die Anwendung der Milch im Leben ist sehr mannichfaltig. Am wichtigsten ist sie als ein fast allgemeines Nahrungsmittel, außerdem aber findet sie in der Medicin und selbst in den Künsten vortheilhafte Anwendung. In letztrer Hinsicht ist vornehmlich die Entdeckung Cadet de Vaux, die Milch zur Mahlerei anzuwenden, sehr wichtig. Wir haben über die Milch ein sehr ausführliches Werk unter dem Titel: Neueste Untersuchungen und Bemerkungen über die verschiednen Arten der Milch u. s. w., von Parmentier und Deyeux. Aus dem Französischen von Scherer. Jena 1800. BC.

Milchflor, ein milchfarbner Garnflor, der in Harlem von vorzüglicher Güte gewebt wird. F.

Milchsaft, Chylus, ist diejenige Flüssigkeit in der thierischen Oekonomie, welche während und durch die Verdauung aus dem Speisebrei abgesondert und von den einsaugenden Gefäßen des Darmkanals aufgesogen wird. Diese führen ihn nach den conglobirten Drüsen des Gekröses, wo er vollständig zu Milch umgewandelt und in den großen Milchbehälter des Unterleibes gebracht wird. Von hier steigt er durch ein dazu bestimmtes Gefäß, ductus thoracicus, am Rückgrate hinauf und ergießt sich in die linke Schlüsselbeinvene, von wo er weiter sich in der großen Hohlvene dem übrigen zurückkehrenden Blute beimischt. Säugende Mütter erzeugen davon eine größere Menge, die sich dann in den Brüsten als Milch absondert. F.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße, auch Jacobsstraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast in der Lage eines größten Kreises um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die

Cassiopeja, den Perseus, den südlichen Theil des Fuhrmanns u. a., und ist in dem Schiffe am hellsten. Was sie eigentlich sey, soll nach Plutarch schon Democrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixsternen, die ihrer großen Entfernung wegen nicht einzeln gesehn werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die spätern Astronomen, welche sich der Fernröhre bedienen konnten, bestätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum sind an diesen Stellen des Himmels die Fixsterne so gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen fast öde aussieht? Darauf antwortet die Astronomie, freilich nur vermuthungsweise, also: die Sterne der Lichtzone sind im Vergleich mit den übrigen wahrscheinlich nicht näher zusammengedrängt, sondern stehen daselbst in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben so über einander, wie an den übrigen Stellen des Himmels; sie erscheinen uns aber hier deswegen gehäufter, als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach sehen, ungefähr so wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt sehn, enger beisammen erblicken, als sich die neben uns stehenden zeigen. Hienach schiene es, als ob die Fixsterne mit ihren Planetensystemen nicht kugelförmig, sondern in einer linsenförmigen Gestalt aufgestellt wären, und ist dies, so müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß sich unser Sonnensystem nicht in der größten Fläche dieser unermeßlichen Linsengestalt, sondern etwas außerhalb derselben befände.

Milchzucker ist ein süßlich-erdiges krystallisches, weißes Educt aus den Molken, welches man durch Verdampfen der abgeklärten Molken erhält (s. d. Art. Milch) und von der Schweiz und andern Milchländern aus im Handel bringt. Er dient als Arzneiwaare und ist seit 1619 erst durch Bartholdi in Europa bekannt. F.

Milder-Hauptmann, eine berühmte Sängerin und Schauspielerin, geboren in Smyrna, lebte sonst in Wien und heirathete einen gewissen Hauptmann, dessen Namen sie zu dem ihrigen hinzufügte, und ist gegenwärtig seit 1815 bei der deutschen Oper des Berliner Nationaltheaters angestellt. Sie hat eine vorzüglich schöne und kräftige Stimme, und eine majestätische Figur, welche sie zu Rollen, wie Medea, Iphigenia, geschickt macht. Die Rolle der Emmelina hat der Componist Weigl für sie geschrieben. Ihr Gesang ist einfach-groß und ohne künstliche Verzierung.

Milet, s. Jonien.

Militärakademien, s. d. folgend. Art.

Militärconscription, s. Conscription.

Militärschulen. Man muß Militäracademien von Kadettenhäusern und Militärspecialschulen unterscheiden. Die Militäracademie ist eine höhere Lehranstalt für die wissenschaftliche Bildung angehender Officiere. (S. d. Art. Militärwissenschaften.) Der Unterricht wird von Professoren und Officieren in academischer Form ertheilt; denn man setzt die nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen, Geschichte, Mathematik, Erdbeschreibung und mechanischen Grundfertigkeiten, so wie ein schon entwickeltes Fassungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militärwissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf den Dienst im Felde, werden aber auch die militärischen Hülfswissenschaften, insbesondre Kriegsgeschichte, militärische Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden sich Militärakademien in Residenz- oder Hauptstädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an

Gelegenheiten zur practischen Heer- und Waffenkenntniß fehlt; auch haben diese Anstalten eine militärisch-disciplinarische Einrichtung. Wäre dies nicht der Fall, so würde es unstreitig zweckmäßiger seyn, den Vertrag der Militärwissenschaften einer besondern Fakultät bei den Universitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wissenschaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der besondern käme. Zu den Militärspecialschulen gehören die Artillerie- und Ingenieur-Akademien, welche gewöhnlich in Einer Anstalt vereinigt sind. Der Unterrichtsplan derselben ergibt sich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Geniewesens. (S. die Art Artillerie- und Ingenieurkunst.) Kadettenhäuser sind militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen Officierssöhne, und gewöhnlich adelige Jünglinge, auf Kosten des Staats, unter militärischen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen überhaupt, in den obern Classen aber insbesondre für den Dienst im Felde unterrichtet, und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Sie vereinigen daher mehrere Zwecke: 1) als Freischulen für die Söhne des ärmeren Adels, insbesondere der Officiere, wobei solche, deren Väter im Felde geblieben sind, bei der Aufnahme die erste Berücksichtigung verdienen; 2) als Elementarschulen, indem die Knaben die ersten Anfangsgründe der Sprachen, der Realkenntnisse und der mechanischen Fertigkeiten darin erlernen; 3) als Kriegsschulen, indem die Zöglinge vom Knabenalter, gewöhnlich schon vom 10ten, 12ten Jahre an, als Soldaten, reglementsmäßig, verpflegt, gekleidet, und an militärische Ordnung gewöhnt, dann aber auch bis zum 17ten, 18ten Jahre in allem, was der Subalternofficier, vorzüglich bei der Infanterie, nothwendig wissen muß, unterrichtet werden. Dieser dreifache Zweck erschwert ihre Einrichtung: denn pädagogische Grundsätze und militärische Formen lassen sich nur, unter einer sehr einsichtsvollen Leitung, zweckmäßig verbinden, so daß jene nicht im Zwange eines nothwendigen Mechanismus ersticken, diese nicht für die Jugend einen Maßstab aufstellen, der nur für Erwachsene berechnet ist, oder, im entgegengesetzten Falle, selbst in ein bloßes Formenspiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenseite als Hauptsache ansieht und den Ernst seiner Bestimmung über das Soldatenwesen im Kleinen vergißt.— Eine zweite Schwierigkeit betrifft die intellectuelle Bildung. Jünglinge, die 6 bis 7 Jahr in Einem Hause, unter denselben Verhältnissen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wissenschaftlichen Grundsätzen ihres männlichen Berufs, nach Einem Mechanismus unterwiesen werden, fühlen gewöhnlich in den obern Classen Ermüdung, und blicken nicht mit frischem Geiste in die Begriffswelt, welche dort vor ihnen sich öffnen soll; sie bringen in dieselben mehr die Sehnsucht nach baldigem Verlassen des Hauses und nach der Officiersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in diesen Classen entweder alles auf eigentlichen militärischen Unterricht, der oft nur Gedächtnißwerk ist, beschränkt, oder der ungeduldige Jüngling macht ihn zu seiner Hauptsache, weil der höhere Sprach- und Sachunterricht ihm als zu schwer, d. i. die Denkkraft zu sehr in Anspruch nehmend, oder als unnütz zu seinem Officiersavancement erscheint. — Die dritte Schwierigkeit ist moralischer Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in diesen Freischulen besteht aus armen Knaben, oft aus Waisen, deren erste Erziehung nicht selten vernachlässigt war, oder es den Umständen nach seyn mußte. Unter ihnen bewegen sich daher wenig Vorstellungen von geistigedler Bildung, die ihnen früheres Beispiel oder Unterricht eingeflößt

haben könnten. Einzelne, die solche Vorstellungen empfangen haben, verlieren sich unter der Menge, oder stehen zu einzeln, um auf den Geist der übrigen einzuwirken; noch können sie selbst durch vielseitig edlere Anreizung von Andern erregt und erhoben werden. Mit einem Worte: In solchen Schulen herrscht nicht selten ein beschränkter Blick und ein gemeiner Ton, in jedem Falle aber ist einseitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kastengeist zur Folge hat, nicht zu verkennen: daher war sonst der Offizier, wenn er nicht nach dem Kadettenhause eine höhere Lehranstalt besuchte, oder sonst in günstigen Verhältnissen lebte, in der formalen geistigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelstande zurückgeblieben. Der vieljährige Mechanismus des Soldatenlebens von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienste erlernt, lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geistige Selbstthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Jene Einseitigkeit aber entfremdet den Krieger der bürgerlichen Welt, in welcher er zu den gebildeten, oder höheren Ständen gehört. Aber eben diese Entfremdung ist andern Theils dem neueren europäischen Heerwesen günstig gewesen, in wiefern dieses von dem Volksleben, dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung geschieden, eine todte Kraft vorstellen sollte, die nur durch Geist und den Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll aber das Heer ein Nationalheer seyn, so darf die Officiersbildung nicht einseitig, sondern sie muß national seyn. Sie wird dies, wenn Bürger und Officier Eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnastische Bildung den kriegerischen, bei diesem die geistige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimmt. Daß aber Kadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder tapfere Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten sie nicht. Frankreich hat sie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehreren Residenzen Kadetten-Compagnien, als Ludwig XV. zuerst im Januar 1751, eine école royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8ten, 9ten, 10ten und 11ten Jahre an, gründete. Die Grundeinrichtung derselben ist im Wesentlichen bei allen ähnlichen Anstalten dieselbe geblieben. S. Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du Roi, concernant l'Hôtel de l'Ecole Roy. Milit. Paris 1762. Als wesentliche Verbesserungen der Militärschulen überhaupt sehen wir folgende an: 1) wenn Vorbereitungsschulen und Specialschulen getrennt werden; 2) wenn jene eine rein pädagogische, diese eine academische Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hauswesens, aber bloß dieser, militärische Formen haben kann; 3) wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, so daß in den Kadettenschulen der Jüngling bis zum 16ten und 17ten Jahre auf vier oder fünf Unterrichtsstufen alles lernt, was man Gymnasial- oder encyclopädische Grundbildung nennt, mithin a) Sprachen und Sprachfertigkeiten; b) Geschichte, Erdbeschreibung und Literatur; c) Arithmetik und Geometrie; d) Kunstfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Rudern 2c., überhaupt alle sogenannte Turnübungen; e) kriegerische Gymnastik insbesondre. Die militärischen Specialschulen aber sollten in wahre polytechnische Schulen umgebildet werden, wie die Pariser war seit 1796 (s. d. Journal Frankreich, vom J. 1797, St. 1.) und aus verschiedenen Abtheilungen (Sectionen) bestehen, nach den verschiedenen Zweigen des auf mathematischen Grundkenntnissen beruhenden Staatsdienstes, als: a) die Section des Infanterie-Officierdienstes; b) Section des Artillerie-, c) des Ingenieurwesens; d) des Bergbaues; e) des

Straßen-, Wasser- und Brückenbaues; f) der bürgerlichen Baukunst; g) der Cameralwissenschaft. — Hieraus würde sich 4) folgende Verbesserung ergeben, daß in beiden Anstalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höheren Staatsdienst sich bilden sollen, aufgenommen werden könnten, wo jedoch der Staat für die ärmeren und fähigen Söhne verdienter Aeltern Freistellen, für alle übrigen aber Koststellen errichtete, und wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme vorbereitete sich befänden, diesen in irgend einer Volks-Elementarschule, oder auch abgesondert den nöthigen Unterricht, bis sie zur Aufnahme in die Kadettenschule reif wären, angedeihen ließe. — Zu den vorzüglichsten Militärschulen in Deutschland gehören die österreichischen, preußischen, sächsischen und baierschen Kadettenhäuser und Militäracademien. S. u. a. des Grafen von Kinsky allgem. Principien zur öffentlichen und besondern Militärerziehung. Wiener. Neustadt, 1787. Die russischen Militär-Erziehungsanstalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors von Klinger wichtige Verbesserungen erhalten. D.

Militärverfassung. Unter Militärverfassung versteht man diejenigen Einrichtungen und Bestimmungen, welche man in Hinsicht der Kräfte einer Nation auf den Fall eines Kriegs trifft. Sie ist daher ganz verschieden und unabhängig von der Kriegskunst. Eine zweckmäßige Militärverfassung erfodert zweierlei ganz verschiedne Rücksichten: einmal die Rücksicht auf die Individualität und Localität der Nation, für welche sie bestimmt ist, und dann die Rücksicht auf auswärtige, besonders benachbarte Nationen und die Veränderungen, welche diese in ihrer Militärverfassung vornehmen. Was die erste Rücksicht betrifft, so bedarf z. B. ein bergiges Land, dessen Bewohner gewöhnlich schon von Natur gute Fußsoldaten sind, und welches einen einfachen Plan der Vertheidigung zu befolgen hat, einer andern Militärverfassung, als ein von allen Seiten offnes und ebnes, dessen Bewohner geborne Reiter sind. Das französische Volk, welches leicht empfänglich für die Gesetze und Begriffe der militärischen Ehre ist, bedarf einer andern Militärverfassung, als ein sclavisches, welches noch auf einem sehr niedrigen Grad der Cultur steht. So einfach dieser Satz auch ist, und so sehr er sich von selbst darzubieten scheint, so oft ist er doch in der Anwendung übersehn worden. Man erinnere sich nur an manche Abänderungen, die der Graf von St. Germain zu der Zeit, als er französischer Kriegsminister war, in der Militärverfassung dieses Landes machte. Aehnliche Irrthümer soll der Graf von der Lippe in seiner Reformation der portugiesischen Militärverfassung begangen haben. Die zweite noch weit wichtigere Rücksicht ist die nach außen. Die Militärverfassung von Carthago war gut, so lange es mit barbarischen Völkern zu thun hatte. Aber sobald es den Krieg mit Rom begann, hätte es die Militärverfassung dieses Staates, in welchem jeder Bürger Soldat war, nachahmen müssen. So wie man in der eigentlichen Kriegskunst selbst, und insbesondre in der Tactik seinem Gegner in dem, was er Vorzügliches erfindet, oft nachahmen muß, so muß dieses auch in der Militärverfassung, auf welcher ursprünglich die Anwendung der militärischen Kräfte einer Nation beruht, der Fall seyn. Als Ludwig XIV. die stehenden Armeen seines Landes auf einen so hohen Fuß brachte, hätten die benachbarten Staaten in ihren Militärverfassungen dieses früher nachahmen müssen, als sie gethan haben; und als die französische Republik die Conscription einführte, mußten eigentlich alle benachbarten Staaten in ihrer Militärverfassung einen ähnlichen Schritt

thun, wenn sie nicht mit den, größtentheils durch Werbung entsprungenen stehenden Heeren zurückbleiben wollten. Die Unterlassung dieses Gesetzes war eine Hauptursache ihrer häufigen Niederlagen. Oesterreich war die erste Macht, welche der französischen Conscription, im J. 1809 die Landwehr, wiewohl damals aus andern Ursachen mit wenigem Glück, entgegensetzte. Preußen ging in der Militärverfassung, welche es im Frühjahr 1813 schuf, mit seiner Landwehr und dem Landsturm noch über die französische Conscription hinaus. Frankreich schaffte nach dem pariser Frieden — und wie man sagt, durch einen geheimen Artikel dieses Friedens dazu gezwungen — die Conscription wieder ab, und führte das System der Werbung wieder ein, während andre europäische Mächte ihre Militärverfassung verstärkt hatten. — Es ergibt sich aus dem Bisherigen, daß sich schlechterdings keine allgemeine Theorie einer Militärverfassung aufstellen läßt, und daß die ganze Vortrefflichkeit derselben auf der geschickten Benutzung der jedesmaligen innern und äußern Verhältnisse der Nation beruht. Nur das möchte im Allgemeinen festzusetzen seyn, daß eine Militärverfassung auch im Frieden so eingerichtet seyn müsse, daß sie die Entartung der Nation und das allgemeine Versinken in Weichlichkeit verhindere, daß sie ferner die Nation nicht zu illiberaler, niedriger Behandlung erniedrige, wie es z. B. das System der gewaltsamen Werbung und die Cantonpflichtigkeit gewisser Personen und Districte bei der gänzlichen Immunität andrer gethan hat, daß sie ferner eine schnelle Entwicklung der militärischen Kräfte einer Nation im Fall des Krieges verstatte, und daß sie keinen ausschließend militärischen Geist einer besondern Classe oder Caste begünstige, wie dieses z. B. in Preußen vor 1806 und in manchen kleinen deutschen Staaten, die sich nach diesem Muster bildeten, der Fall war. — Die Wichtigkeit einer guten Militärverfassung, auf welcher die Erfolge im Kriege selbst größtentheils beruhen, ergibt sich aus allem diesem von selbst. Die alte und neue Geschichte zeigen Beispiele von Staaten, welche bloß deshalb untergingen, weil sie diesen Theil ihrer Verfassung vernachlässigten oder in Friedenszeiten in Verfall gerathen ließen. Es ist zu erwarten, daß die Militärverfassung von Deutschland bei der bevorstehenden Organisation dieses Landes zweckmäßiger ausfallen wird, als die der vorigen deutschen Reichsverfassung, deren Schlechtigkeit vielleicht in der ganzen Geschichte beispiellos ist. Man vergleiche noch die Artikel: Heer, Conscription und Landsturm.

Militärwissenschaften, Kriegswissenschaften. Die Kriegswissenschaft, oder die Theorie der Kriegskunst, ist der Inbegriff von Kenntnissen, welche zur entscheidenden Führung eines Krieges in jeder Lage erfoderlich sind. Krieg heißt nämlich derjenige Streit zweier Völker oder Staaten, den die Waffengewalt entscheiden soll. Der Streit betrifft entweder die Forderung oder die Abwehrung einer Zwangsleistung. Im erstern Falle entsteht ein Angriffs-, im letztern ein Vertheidigungskrieg. Der Ueberfallskrieg, wo Ein Theil den andern ohne vorausgegangene, begründete Erklärung angreift, kann beides seyn. — Ursache und Zweck des Krieges gehören dem Staatsrecht und der Staatskunst an. Der Gang des Krieges gehört der Staats- und Kriegskunst an. Beide setzen 1) Streitkräfte und Streitmittel voraus. 2) Grundsätze für die allgemeine und besondere Führung des Krieges. Es gibt daher eine Kriegsverwaltungskunst, und eine Kriegskunst im engern Sinne. Die letztere leitet, jene erzeugt, unterhält und vermehrt die Streitkräfte des Staats, um hinlängliche Streitmittel schon

im Frieden in Bereitschaft zu halten. Im Kriege ist ihr Hauptaugenmerk auf die Erhaltung derjenigen Quellen gerichtet, aus welchen das Heer seine Lebens- und Kriegsbedürfnisse schöpft. Aus dem Obigen ergibt sich für die kriegführenden Parteien ein doppelter Zweck, je nachdem der eine oder der andere Theil angriffs-, oder vertheidigungsweise verfährt. Der angreifende Theil sucht nämlich seinem Gegner die Kräfte zu entziehen, auf welchen dessen Streitmittel beruhen. Da nun jene Kräfte zunächst in dem Besitz von Land und Leuten bestehen, so muß der angreifende Theil ihm beides zu entreißen suchen. Der sich vertheidigende Theil hingegen wird aus demselben Grunde die Behauptung von beiden als das unmittelbare Ziel seiner Vertheidigungsplane ansehen. Der Hauptzweck und alle Nebenzwecke eines jeden Krieges vereinigen sich also darin, daß man ein gewisses Terrain, oder das Feld, gegen seinen Feind behauptet, indem man ihn davon entweder abhält, oder dasselbe selbst zu besetzen (erobern) sucht. Terraingewinn ist also dasjenige, was den Streit entscheidet. — Da die Gegenstände des Terrains so unendlich verschieden sind, und oft den kriegerischen Bewegungen an sich schon entscheidende Hindernisse entgegen setzen, so macht die Terrainlehre einen wesentlichen, und beim Unterrichte in der Kriegswissenschaft, den ersten Theil der Militärwissenschaften aus. Sie lehrt das Terrain kennen und eintheilen, und bestimmt darnach, zu welcher Kriegshandlung und für welche Art des Streites sich dieses oder jenes am besten eignet. Hiernächst kommen aber auch die Mittel und Werkzeuge in Betrachtung, durch deren Gebrauch man den Feind, des nachtheiligen Terrains ungeachtet, an der Ausführung seiner Absicht, d. h. an der Vertheidigung oder Eroberung eines Terrains hindern kann. Man erfand nämlich 1) Werkzeuge oder Waffen, deren Gebrauch gegen den Feind uns das an Kräften ersetzen soll, was wir durch nachtheiliges Terrain verlieren; — 2) Maschinen, durch welche wir unmittelbar die Nachtheile des Erdbodens besiegen. Beide Mittel dienen uns zur Behauptung des Terrains, während dieses selbst ihren Gebrauch sichert, indem es die Wirkung der feindlichen Waffen schwächt. Hiernach ist also die Militärwissenschaft die Lehre von dem vortheilhaftesten Gebrauche der verschiedenen Waffen auf den verschiedenen Terrainarten, um den jedesmaligen Zweck einer kriegerischen Unternehmung und den des Kriegs überhaupt zu erreichen. Sie enthalten demnach drei Hauptlehren. A. Die Lehre von der Kenntniß aller jetzt üblichen Waffen, überhaupt aller Streitkräfte eines Heeres, und der Mittel zu ihrer Erhaltung und Ergänzung. B. Die Lehre von der Kenntniß aller Kriegsvorfälle und der jedesmaligen Anordnung der Waffen. C. Die Lehre von der richtigen Leitung aller und jeder Kriegsvorfälle zur Erreichung des bestimmten Zweckes. Die erste Hauptlehre begreift daher 2 Haupttheile, jeden mit 2 Unterabtheilungen. I. Die Waffenlehre, zu welcher a) die Geschützwissenschaft oder Artillerie gehört. Sie beschreibt die Verfertigung des Schießpulvers, die verschiedenen großen oder groben Pulvergeschütze und deren Verfertigung, die verschiedenen Körper, die aus ihnen geschossen oder geworfen werden, und den Gebrauch derselben. b) Die besondere Kenntniß der übrigen Waffen, z. B. der verschiedenen Arten der Schießgewehre, und der verschiedenen Seitengewehre (Degen und Säbel). II. Die Heerversorgung. Sie zerfällt: a) in die Kenntniß aller Armeebedürfnisse. Diese werden bestimmt nach den ordnungsmäßigen Bestandtheilen eines Heeres, und nach der Natur der kriegerischen Unternehmung, sowohl in ökonomischer

als militärischer Hinsicht, und b) in die Lehre von den Anordnungen zur Erhaltung und zum Ersatze dieser Bedürfnisse. Jene Anordnungen bestimmen theils die nöthigen Bedürfnisse des Heeres selbst, theils aber auch die Natur der Verhältnisse, in welche der Krieg sowohl die Streitmassen selbst, als auch die Quellen zur Erhaltung ihrer Wirksamkeit versetzt; und zwar in öconomischer und in militärischer Hinsicht. Die zweite Hauptlehre oder die Lehre von der Kenntniß der Kriegsvorfälle, und der in jedem Fall vortheilhaftesten Anordnung der Waffen oder der Truppen, heißt: Tactik. Sie zerfällt I. in die Lehre von der Anordnung der Truppen an und für sich betrachtet, während des Ruhens, Bewegens und Fechtens, wobei jedoch auf weiter nichts als auf ihre eigene Sicherheit, ohne Bezug auf das Terrain, Rücksicht genommen wird, und auf den unmittelbar vortheilhaftesten Gebrauch der gewöhnlichen Waffen. Diese Lehre nennt man die reine Tactik. An diese schließt sich an: die Fortification oder Befestigungskunst, d. i. die Beschreibung und der Inbegriff der Regeln von der nutzbarsten Anwendung aller derjenigen Arbeiten, die zur Sicherstellung eines postirten Corps erfoderlich sind. Zwar ist sie nur der Zweig eines Theils der Kriegskunst, und gehört eigentlich zu der Lehre von der sichern Stellung eines Corps in Rücksicht des Terrains; da sie aber schon an sich einen großen Umfang hat, so ist es vortheilhafter, sie gleich nach der reinen Tactik als eine besondere Wissenschaft folgen zu lassen, indem sie hier einen schicklichen Uebergang zur ersten Lehre der Kriegskunst, von der Sicherstellung eines ruhenden Corps, macht. Die Befestigungskunst zerfällt, je nachdem die zur größern Sicherheit der Truppen errichteten Werke nur auf eine kurze Dauer, oder auf immer bestimmt sind, in 2 Haupttheile: a) in die Feldbefestigungskunst (Fortification passagère), welche diejenigen Werke erbauen und erobern lehrt, die zur Sicherstellung der Truppen in einem Feldzuge erfoderlich sind. Noch kann man mit diesem Theile der Befestigungskunst die Pontonnierwissenschaft, oder die Lehre verbinden, alle mögliche Uebergänge über Flüsse theils durch einzelne Fahrzeuge, theils durch verschiedenartige Brücken, wie sie gerade die Lage der Dinge gestattet, sicher und schnell zu bewerkstelligen. b) In die beständige Befestigungskunst (Fortification royale, permanente), welche Plätze so zu befestigen lehrt, daß sich Wenige mit Vortheil gegen Viele darnach vertheidigen können; und die zugleich die Lehre vom Angriff und der Vertheidigung (Attaque et Defense) solcher Plätze enthält. Nun folgt auf die Fortification: II. Die angewandte Tactik, im engeren Sinne, oder die eigentliche Kriegskunst. Diese lehrt die Anwendung der auf die gebräuchlichen Waffen gegründeten reinen Tactik, um das Heer in allen militärischen Vorfällen, d. h. in Ruhe, Bewegung und im Gefecht, auf jedem Terrain zu sichern. Aus der feststehenden Anordnung der Truppen, d. h. aus der Ruhe geht man in die Bewegung, und aus dieser zum Gefecht über. Hieraus folgt, daß man in der Ordnung ruhen müsse, in welcher man sich bewegen oder fechten will, und daß man sich so bewegen müsse, wie man fechten oder ruhen will. Die Handlung des Gefechts ist ein Wechsel von Zeitpunkten der Ruhe und der Bewegung; ihre Gesetze können also ohne die Kenntniß der Gesetze der Ruhe und Bewegung nicht verstanden werden. Die Anordnung während der Bewegung richtet sich aber nach der während der Ruhe; woraus folgt, daß die Kenntniß der letztern die Grundlage der ganzen Kriegskunst ist; ferner, daß es bei dieser überhaupt auf eine dreifache Kennt-

niß ankommt, auf die Kenntniß der Anordnung während der Ruhe, der Bewegung und des Gefechts. Die Lehre von der Kenntniß der Anordnungen während der Ruhe nennt man Stellungskunst, die Anordnungen während der Bewegung Bewegungskunst, und die während des Gefechts die Gefechtslehre. Die dritte Hauptlehre, von den Anordnungen der Truppen in allen Kriegsvorfällen, zur Erreichung des letzten Zwecks (des Staatszwecks) des Krieges, macht die Strategie oder die Wissenschaft des Feldherrn aus. In dieser wird gezeigt, wo und wann die Anordnungen gebraucht werden müssen, welche die Kriegskunst aus der reinen Taktik für alle Fälle der drei militärischen Haupthandlungen entlehnte, und auf die verschiedenen Terrainarten zu Verhütung eines nachtheiligen Gefechtes anwandte, um dadurch das ganze Land in Sicherheit zu stellen. Die Strategie wird eingetheilt: I. In die Strategie an und für sich, oder in die Wissenschaft der Anordnung der Truppen in allen drei Hauptkriegshandlungen, nach ihrer besondern Anwendung auf die einzelnen Fälle, um den in dem Hauptplan des Kriegs liegenden Zweck zu erreichen; II. in die Kriegsdialectik. Diese ist das höchste und letzte Ergebniß, abgeleitet aus dem Geiste aller Militärwissenschaften, indem sie die Verbindung aller Kriegshandlungen im Großen und ihren Gang zur Erreichung des Hauptzwecks des Krieges, der entweder die Beschützung oder die Eroberung eines ganzen Landes seyn kann, bestimmt. Diesen Entwurf der zweckmäßigsten Combination der strategischen Mittel, mit steter Rücksicht auf die sichere Erreichung des allgemeinen Kriegszwecks, nennt man den Operationsplan. — Die Kriegsdialectik lehrt also die Entwerfung des Operationsplans. Bei der Anordnung desselben kommt es vorzüglich mit darauf an, nach den Kräften und äußern Verhältnissen des Staats, d. h. mit Rücksicht auf die Nachbarn und Alliirten, und mit Rücksicht auf die verschiedenen Gegenden, in denen der Krieg ausbricht, oder die er nach und nach überziehen kann, die zu befolgende Kriegsart im Allgemeinen und nach ihren verschiedenen Wendungen so zu bestimmen, daß man mit Sicherheit den entworfenen Plan des Feldzuges ausführen kann. Hier ist die richtige Beurtheilung politischer Gegenstände Hauptsache; deshalb wird auch dieser höchste Theil der Kriegsdialectik die Kriegspolitik genannt. Daraus folgt, daß die Kriegsdialectik in zwei Haupttheile zerfällt, deren erster die Politik des Krieges, oder die Ansicht von den Ursachen des Krieges und die Rücksichten auf die auswärtigen Verhältnisse des Staates bei der Kriegsführung, der andere aber die Operationslehre, d. i. den Operationsplan des ganzen Krieges selbst, enthält. Man vergl. die Art. der einzelnen Kriegswissenschaften, und Krug's System der Kriegswissenschaften und ihrer Literatur, Leipz. 1815, der die militärischen Hauptwissenschaften in materiale und formale, die Hülfswissenschaften aber in graphische (Kriegszeichenlehre, Kriegserdbeschreibung, und Militär-Staatslehre) und in historische (Kriegsgeschichte, Kriegskunstgeschichte und Krieger-Geschichte) eintheilt. Ferner: des Grafen de la Rocheaymon Einleit. in die gesammte Kriegskunst, 4 Thl. Weimar 1805; — Venturini's, von Scharnhorst's Werke u. a. m., als ein historisches kriegswissenschaftliches Werk aber die berühmten: Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland. Mit 12 Charten und Planen. Wien 1814. 3 Th. (Vom Erzh. Karl.)

Miller (Johann Martin); wurde zu Ulm am 2ten December 1750 geboren. Sein Vater war daselbst Prediger am Münster und Pro-

[Profe]ssor der orientalischen Sprachen am Gymnasium. Unser Miller ging [i]m Jahre 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen, wo[zu] er durch die Unterweisung seines Vaters gut vorbereitet war. In [G]öttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde, [de]n mit ihm Bürger, Boie, Hahn, Hölty, Leisewitz, die [B]rüder Stolberg, Voß u. s. w. bildeten. Von Göttingen ging [M]iller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er im J. 1775 [n]ach Ulm zurück, und brachte dort fünf Jahre als Candidat und Vi[ka]r der obern Classe des Gymnasiums zu. Im Jahre 1780 wurde er [P]farrer zu Jungingen bei Ulm, im folgenden Professor des Naturrechts [a]n dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Diese Professur vertauschte er [n]och in demselben Jahre mit der Professur der griechischen Sprache. Im Jahre 1783 wurde er Prediger am Münster, und 1797 zugleich [P]rofessor der catechetischen Theologie am Gymnasium. Er starb, wo er [g]eboren war, als baierischer Kirchenrath im J. 1814. — Miller gehört [z]u den wenigen Schriftstellern Deutschlands, die sich einen sehr allge[m]einen, durch alle Stände gehenden Einfluß zu erwerben wußten. Er [h]at zugleich als Romanenschriftsteller, als Liederdichter und [a]ls Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geschich[t]e der Zärtlichkeit; Briefwechsel dreier academischer Freunde; Geschich[t]e Carls von Burgheim und Emiliens von Rosenau, und vor allen Siegwart haben ihn am meisten, selbst im Auslande bekannt ge[m]acht. Der unterscheidende Charakter aller ist keusche, tugendhafte, [f]ast übersinnliche Liebe, oft mit einer religiösen Tinctur; die lauterste Moral; einfache und doch hinreißende Darstellung, und ein leichter na[t]ürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, sind eine unge[h]örige Wortfülle, einseitige Welterfahrung, flache Charakterschilderung, Einförmigkeit in den Beschreibungen, besonders aber schwärmerische, [w]eichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindsamkeit bei einer [g]ewissen matten Traurigkeit. Indessen sind diese Fehler nicht hinderlich [g]ewesen, ihnen überall bei der Lesewelt Eingang und Bewunderung zu [v]erschaffen. Siegwart insonderheit hat in der Denk- und Empfin[d]ungsweise eines großen Theils unserer Nation, am meisten des weibli[c]hen, ganz eigentlich Epoche gemacht. In dieser Rücksicht kann er [v]ollkommen mit Werthers Leiden verglichen werden, ohne beide Werke [d]eswegen auch in Ansehung des poetischen Werthes gleichstellen zu wol[le]n. Und wenn gleich die Periode, die nach Siegwart benannt wurde, [l]ängst vorüber ist, so würde man doch Unrecht haben zu glauben, daß [s]ie ohne Nachwirkung geblieben sey. Miller hat, was so selten einem Schriftsteller glückt, durch jenen Roman in den deutschen Wörtervor[r]ath neue Bezeichnungen eingeführt, die wohl noch lange allgemein be[z]eichnend und bekannt bleiben möchten, wenn vielleicht seine Werke nicht [h]äufig mehr gelesen werden. Siegwartische Liebe, siegwarti[s]iren u. s. w. sind Ausdrücke der Umgangs- und Büchersprache ge[w]orden, die jedermann versteht. Miller erweckte ferner ein Heer von [N]achfolgern und Nachtretern. Er führte die sogenannte empfindsa[m]e Periode in unserer Literatur herbei. Freilich ging es mit seinen [N]achahmern, wie es in der Regel mit allen Nachahmern geht. Was [i]. Millers Schriften Empfindsamkeit im besseren Sinne war, wurde [b]ei diesen kalte und läppische Empfindelei. Und gerade aus dieser Ent[a]rtung der Manier, die so viel Verführerisches und Einschmeichelndes [h]at, ist es zu erklären, daß jene Periode nicht von längerer Dauer war. — Auch als lyrischer Dichter nimmt Miller eine bedeutende Stelle [ei]n. Seine Elegien und Lieder sind größten Theils in einem Tone sanf-

ter Frömmigkeit und zarter Liebe gehalten, und haben sich dadurch eben sowohl, als durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Wärme, durch Gefälligkeit der Versification und Sprache empfohlen. Mehrere derselben sind populär geworden. Dahin gehören namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambrosia, u. s. w." Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf versammelt sich, u. s. w." Lob der Alten: „Es leben die Alten, u. s. w." Abschiedslied: „Traurig sehen wir uns an, u. s. w." Diese und andre Lieder leben in dem Gedächtnisse und dem Munde des Volks. Und wenn es wahr ist, was Bürger behauptet: „daß Popularität eines poetischen Werkes das Siegel seiner Vollkommenheit sey, so ist ihnen damit ihr Urtheil gesprochen. — Millers Predigten athmen den Geist echter und empfundner Religiosität und Sittlichkeit, und unterscheiden sich durch eine gemeinfaßliche, herrliche Beredsamkeit, und eine einfache, würdige Schreibart. — Miller war ein edler, liebenswürdiger Mensch. Sein Herz und seine Sinnesart sprechen sich mit ungewöhnlicher Bestimmtheit und Wahrheit auf jedem Blatte seiner Schriften aus. DH.

Millesimo, ein italienisches Städtchen in Montferrat an der Gränze von Finale, in der neuern Kriegsgeschichte berühmt durch den Sieg, welchen Bonaparte hier am 15ten April 1796 erfocht. Obgleich der französische Feldherr am 11ten eine blutige Schlacht gegen Beaulieu bei Montenotte gewonnen hatte, so standen doch die Oesterreicher noch mit der sardinischen Armee in Verbindung und waren durch diese den Franzosen weit überlegen. Bonaparte beschloß, sie zu trennen, griff, durch neue Truppen aus dem südlichen Frankreich verstärkt, schon nach drei Tagen die Oesterreicher bei Dego und Millesimo an, und blieb nach einem mehrmals zweifelhaften Kampfe auch diesmal Sieger, so daß er wenige Tage darauf das verschanzte Lager der Sardinier bei Ceva erstürmen konnte, wodurch Sardinien außer Thätigkeit gesetzt wurde.

Millin (Aubin Louis), Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied des Nationalinstituts und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufseher (Conservateur) des reichen Antiken- und Medaillen-Cabinets der kaiserlichen, jetzt königlichen Bibliothek. Er gilt unter seinen Landsleuten mit Recht für einen der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen. Um uns hat er das Verdienst, unsere Gründlichkeit seinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben, und nicht zwar bloß durch sein schätzbares Journal: Magazin encyclopédique, sondern auch durch sein Dictionnaire des beaux arts, seine verbesserte Ausgabe des Dictionnaire de la fable von Chompré und seine Monuments antiques inédits ou nouvellement expliqués. Neue Verdienste um die Archäologie hat er sich erworben durch seine Peintures des vases antiques, seine Galerie mythologique, 2 Voll. 1811 Paris, seine Beschreibung mehrerer Münzen und Medaillen, und es ist ihm gelungen, den Geschmack an der schönen Kunst des Alterthums in Paris durch sie und seine Vorlesungen, deren Besuchung zum guten Ton gehört, gar sehr zu befördern. Um die Kunstgeschichte seines Vaterlands hat er sich bedeutende Verdienste erworben, sowohl durch seine Voyage dans les départemens du midi de la France, als durch seine Histoire metallique de la revolution française und Histoire métallique de l'Empereur Napoléon. Mehrere kleine Lehrbücher über Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mytho-

logie dienen, eine schnelle, leichte und angenehme Uebersicht über diese Zweige der Kunst und Wissenschaft zu verschaffen. Zwar dürften wir Deutsche in den meisten dieser Werke wenig Neues und Unbekanntes finden, allein man liest auch das Bekannte gern bei ihm wieder. Als Aufseher des Antikencabinets hat er sich das Verdienst erworben, eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht zu haben, wobei ihm Eckhels doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit, womit er stets bereit ist, auch Fremden die seiner Aufsicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reisenden mit Ruhm. Auf jeden Fall hat seine Thätigkeit in begünstigenden Umständen viel Gutes und Nützliches befördert, was wir mit Dank anerkennen. dd.

Millot (Claude-François-Xavier), ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller, Mitglied der französischen Academie, war 1726 zu Besançon geboren und einige Zeit Jesuit. Er hatte sich der Kanzel gewidmet und fuhr zu predigen fort, auch nachdem er aus der Gesellschaft getreten war, bis ihn die Schwäche seiner Brust und seine Aengstlichkeit bewogen, darauf Verzicht zu leisten. Der Marquis Felino, Minister von Parma, hatte einen Lehrstuhl der Geschichte zum Unterricht junger Edelleute gegründet und besetzte ihn auf Empfehlung des Duc de Nivernois mit dem Abbé Millot. Später kehrte dieser nach Frankreich zurück, und wurde zum Lehrer des Duc d'Enguien ernannt; in diesem Posten starb er 1785. Millot war in der Gesellschaft kalt und zurückgezogen, aber was er sagte, war klug und geistreich. D'Alembert erklärt ihn für denjenigen unter allen seinen Bekannten, der die wenigsten Vorurtheile gehabt und die wenigsten Ansprüche gemacht habe. Man hat von ihm verschiedene in einem reinen eleganten und natürlichen Styl geschriebne Werke. Die wichtigsten darunter sind: 1. Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV., 3 Bände; 2. Elémens de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II. 3 Bände; 3. Elémens de l'histoire universelle, 9 Bände; 4. L'histoire des Troubadours, 3 Bände. Dieses nach den Handschriften von Sainte-Palaye gearbeitete Werk ist eine Hauptquelle für die Geschichte der Troubadouren; 5. Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.; 6. Histoire philosophique de l'homme. — Die als ein nachgelaßnes Werk von ihm 1807 unter seinem Namen erschienenen Elémens de l'histoire d'Allemagne sind untergeschoben.

Milo von Crotona, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmtesten griechischen Athleten, welcher sechs Mal in den olympischen Spielen den Sieg davon trug. Von seiner außerordentlichen Stärke werden mehrere Beispiele angeführt. Einst wollte der Tempel, in welchem Pythagoras lehrte, einstürzen. Milo ergriff die Hauptsäule, und verhinderte dadurch den Einsturz so lange, bis alle Anwesenden sich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf seinen Schultern zum Opfer und tödtete ihn mit einem Faustschlag. Aber seine Stärke wurde auch die Ursach seines Todes. Er sah in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen vergebens zu spalten versucht hatte. Er wollte ihn auseinander brechen, allein seine Kräfte versagten ihm; die Keile, welche den Spalt aus einander hielten, waren herausgefallen, und so blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm niemand zu Hülfe kam, so wurde er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerrissen.

Miltiades. Dieser berühmte athenienſische Feldherr, welcher um das Jahr 500 vor Chr. Geb. lebte, hatte bereits eine athenienſische Colonie glücklich nach dem Chersones geführt und verschiedne Inseln im

Archipelagus seinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Aristides und Themistokles feuerten die vor der Uebermacht des Feindes zagenden Athenienser zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme stellte 1000 Mann unter einem Anführer. Dieses kleine Heer rückte in die Ebne von Marathon, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Platäa als Bundesgenossin abgeschickt hatte, dazu stießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Aristides und einige andere Anführer unterstützten ihn; andre dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Callimachus trat des Miltiades Gründen bei und so wurde der Angriff beschlossen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechselte, wurde von allen dem Miltiades überlassen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, sondern den Tag abwartete, der ihn gesetzmäßig an die Spitze des Heers rief. Sobald dieser erschien, stellte er seine Truppen an den Fuß eines Berges in einem mit Bäumen besetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten sollten, in Schlachtordnung. Die Platäer standen auf dem linken Flügel, Callimachus commandirte den rechten, Aristides und Themistokles das Mitteltreffen. Miltiades befand sich allenthalben, wo seine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perser widerstanden mit Ruhe aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrstündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand sich Datis, der persische Feldherr selbst mit seinen besten Truppen, und bedrängte Aristides und Themistokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, seine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 Mann; Miltiades selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen ins Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelte seine Flotte das Vorgebirge Sunnium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, sich mit dem Heere sogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch seine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwingen. So sehr Miltiades nach seiner Rückkehr von den Atheniensern geehrt wurde, so bald ward er auch der Gegenstand des Neides. Seine Feinde stellten vor, er könne leicht in Versuchung kommen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich in einer Volksversammlung verlangt, ihm eine wohl ausgerüstete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und versprochen, mit selbiger die Athenienser in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die persischen Küstenstädte zu plündern und die Inseln des ägäischen Meers, die es mit den Persern gehalten hatten, zu bestrafen. Sein erster Angriff war auf Paros, wo er aber so tapfern Widerstand fand, daß er unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er wurde vor der Volksversammlung der Bestechung mit persischem Gelde, nach Andern einer Geldentwendung angeklagt, und da er sich, wegen einer auf Paros erhaltenen Wunde, nicht vertheidigen konnte, verurtheilt, in den Graben geworfen zu werden, wo man die Missethäter umkommen ließ. Die Obrigkeit verwandelte die Todesstrafe in eine Geldbuße von 50 Talenten, und ließ ihn, da er sie nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß setzen, wo er an seiner Wunde starb. So lohnte Athen seinem Erretter.

Milton (John), der große englische Dichter, war den 9ten December 1608 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulsschule unterrichtet worden, bezog er das Christ-College zu Cambridge (1624), wo er 1628 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magister annahm, und sich durch seine großen Fortschritte in den Wissenschaften, so wie durch verschiedne poetische Versuche in lateinischer Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt sich darauf mehrere Jahre bei seinem Vater auf, der jetzt auf seinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamshire lebte. Im J. 1634 schrieb er the Mask of Comus, eine Farce, welcher die Auszeichnung widerfuhr, von den Kindern des Grafen von Bridgewater, Lord-Präsidenten von Walis, zu Ludlow-Castle in Shropshire aufgeführt zu werden. Sein nächstes Product war Lycidas, eine Monodie auf den Tod seines Freundes E. King. Im J. 1638 erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, auf Reisen zu gehen. Er begab sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, wo er den berühmten Gratius besuchte, nach Italien, einem Lande, dessen Literatur er mit großem Fleiße studirt hatte, wie verschiedene seiner Jugendgedichte, die in italienischer Sprache abgefaßt sind, beweisen. Er wurde überall mit großer Achtung aufgenommen und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquisitionsgefängnisse zu Rom besuchte, Bekanntschaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland übersetzen; allein die Nachricht von den in seinem Vaterlande ausgebrochenen Unruhen änderte seinen Entschluß, und veranlaßte ihn, nach einer fünfzehnmonatlichen Abwesenheit nach England zurückzukehren. Er brachte nun seine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er sich einige Zeit mit der Erziehung seiner Schwestersöhne beschäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten Theil und gab 1641 fünf Abhandlungen concerning the church governement heraus. Im Jahr 1644 schrieb er Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing. Im folgenden Jahre wurden seine juvenile Poems zu London gedruckt, worin man die schönen Stücke l'Allegro und il Penseroso findet, in denen er die verschiednen Gesichtspunkte, aus denen der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt ansehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erschienen seine Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels, und sein Εἰκονοκλάστης. Durch diese und mehrere andre in gleichem Geiste geschriebne Werke machte er sich bei den Republikanern so beliebt, daß er von Cromwell zum lateinischen Secretär des Staatsraths ernannt wurde. Im Jahr 1651 schrieb er seine berüchtigte Defensio pro populo Anglicano gegen die 1649 von Salmasius herausgegebne Defensio regis, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch sein unablässiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, wurde er um diese Zeit völlig seines Gesichts beraubt. Dadurch ließ er sich indessen weder an der Verwaltung seines Amtes, noch an seinen literarischen Beschäftigungen hindern. Im J. 1654 gab er seine Defensio secunda und im folgenden Jahre seine Defensio pro se heraus. Im J. 1659 schrieb er einen Tractat von der bürgerlichen Gewalt in Kirchensachen und Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church. Am Ende des Jahrs 1659, da schon Richard Cromwell sein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth und wenige Monate vor der Restauration seinen ready and easy way to establish a free com-

monwealth drucken. Daß er bei Carls II. Rückkehr seinen Secretairstatsposten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg sich, bis die Vergessenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet seine Defensio pro populo Anglicano von Henkershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, sich wieder öffentlich zu zeigen. Im J. 1665 vollendete er seine berühmte und erhabene Epopee the Paradise lost, das verlorne Paradies, deutsch von Bodmer Zürich 1780, Zachariä 1760, Bürde Berlin 1793, 2 Thle. 8., und Pries; französisch von Delille. In der ersten Ausgabe von 1667 erschienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verfassers betrug zehn Pfund. Ueberhaupt erregte dies Meisterstück der englischen Poesie bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit. Erst nachdem Addison die Schönheiten desselben in seinem Zuschauer zergliedert hatte, fing die Nation an, sich näher damit bekannt zu machen. Im J. 1670 gab der Dichter eine Geschichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normannische Invasion reicht. Im J. 1671 erschien sein zweites Epos, Paradise regained (das wiedergefundne Paradies), welches dem erstern nachsteht, und sein Samson Agonistes, ein im Geschmack der Alten geschriebenes Trauerspiel. Im J. 1672 ließ er eine Logik und 1673 seine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10ten November 1674 zu London starb. In neuern Zeiten ist ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet worden. — Milton lebte sehr mäßig und hatte einen natürlichen Abscheu gegen starke Getränke. Seine Vergnügungen bestanden größtentheils in der Unterhaltung mit seinen Freunden und der Beschäftigung mit Musik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntnisse waren sehr ausgebreitet. Er verstand die hebräische, griechische, lateinische, französische, italienische und spanische Sprache. Von den Dichtern seiner Nation schätzte er am meisten Spenser, Shakspeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er seine Töchter in den drei ersten der genannten Sprachen, damit sie ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen hülfreiche Hand leisten möchten. Uebrigens war er ein offner, redlicher Mann, von schneller Fassungskraft, mit treffendem Witze und scharfem Urtheil versehn. Verheirathet hatte er sich drei Mal. Seine sämmtlichen poetischen Werke findet man in Johnsons Sammlung, desgleichen bei Bell und Anderson. Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardsons und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falschen Rippen der linken Seite umschließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber; von länglichrunder Form ist, und dessen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menschen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche ist gewölbt und dem Zwerchfell zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie ist mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verschiedne Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwerchmuskeln, und die innere Fläche an dem Magen befestigt ist. Das Innere der Milz besteht aus einem so blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die sehr zarten Häute durchschimmert. Zwischen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Aestchen sich selbst in die Zellen zu öffnen scheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß anderer Eingeweide sehr starke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang sich in mehrere Aeste abtheilt, welche an der innern Fläche in die Substanz der

Milz eindringen und sich hier auf das vielfachste verästeln. Die das Blut zurückführende Milzvene ist viel stärker als die Arterie, im Verhältniß wie 1 zu 5, sie setzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zusammen, welche in die Leber zur Bereitung der Galle sich begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Aeste zu dem Magen, die sogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und versorgen diesen mit Blut (s. Magen). Außer der Zeit der Verdauung ist die Milz schlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrscheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magensaft zum Vorrath abzusondern. Ist der Magen mit Speisen angefüllt, so strömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt sie so aus, daß sie gespannt, glatt und glänzend erscheint. In dieser Zeit ist ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wässeriger ist, als anderes Venenblut, insbesondre als das Pfortaderblut, das dicker, schwärzer und fettiger ist. Diese Verwandlung des Milzblutes geht wahrscheinlich in den Zellen der Milz vor sich, welche in ihrem ausgedehnten Zustande eine durchsichtige Flüssigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oxygengas so eben bereitete Blut (s. Lunge) in die Milz so reichlich überführt, daß die Menge desselben eben so viel beträgt, als die sechs Mal größere Leber bekommt, so wird in dem Innern der Milz vermöge ihrer specifischen Lebensthätigkeit das Sauerstoffgas zum Theil mit dem Wasserstoffgase zu wäßriger und lymphatischer Flüssigkeit verbunden, welche in großer Quantität mit dem, durch Freiwerdung des Sauerstoffs im Arterienblut, entstandenen Venenblute zu der Leber hingeht. Dieses wäßrige Milzvenenblut beträgt eben so viel, als das übrige sämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrscheinlich dazu, die Galle flüssig, auflöslich und sauerstoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz frei gewordnen Sauerstoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magensaftes. Ob dieser Uebergang durch die sogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wohl das wahrscheinlichste ist, oder ob eigene, bis jetzt noch unbekannte Uebergänge dazu vorhanden sind, ist noch zweifelhaft. Indessen ist doch durch Versuche (von Home angestellt) erwiesen, daß Flüssigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht und von dieser in den Kreislauf des Blutes kommt. Die Milzkrankheiten können von verschiedner Art seyn, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geschwächt ist. Da sie ein so außerordentlich blutreiches Organ ist, so kann krankhafte Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächst übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu sehr verdünnt, der Magensaft zu sehr gesäuert wird, und zur beständigen Magensäure, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung gibt. Sie kann sogar in entzündlichen Zustand übergehn, welcher seines langsamen und wenigen lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zustände geben Veranlassung zu Stockung des Bluts in der Milz und Auftreibung derselben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entscheidung derselben anzeigt, und jederzeit ein sehr gefährlicher Zustand ist. Die Milz kann aber auch in einen Zustand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dicke und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeschwerden, schlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angst, Druck in der Herz-

grube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz selbst, Verhärtungen und dergleichen entstehn. Die ältern Aerzte nannten diesen Zustand **Milzsucht**. Sie sahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu bestimmt sey, die Leber und das Blut von den dicken, schwarzgallichten (melancholischen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem sie dieselben als mit ihnen verwandt an sich zöge, zum Theil sich selbst davon ernährte, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die schwarzgallichten dicken Säfte sich anhäuften, ohne Abgang zu haben, so entstände Verstopfung, Verhärtung und Skirrhosität derselben, das Blut selbst würde von diesen Säften nicht mehr gereinigt, beschwerte das Gehirn, und so entstände zunächst die Krankheit, die sie Milzsucht nannten, mit Angst, Traurigkeit, wunderlichen trübsinnigen Gedanken verbunden wäre, und endlich in Melancholie überginge. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht kunstmäßig ausgebildet waren. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmälern vorgestellt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu seyn. Davon verschieden waren die Mimen des Sophron aus Syracus (um 420 v. Chr.), die wir nur in Fragmenten besitzen, und welche dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa abgefaßt und nicht fürs Theater, sondern nur für die Lectüre und für die Recitation bestimmt waren. Sie beschäftigten sich mit möglichst treuer Darstellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Sie ahmte Theokrit in seinen Idyllen nach. Bei den **Römern** waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelaßnen Scherz das Volk belustigten; nach und nach bildete sich daraus ein regelmäßigeres Schauspiel, in welchem man besonders (aber nicht allein) durch Hülfe der Gebehrdensprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weise darstellte. Auch hießen die Künstler, welche dieselben darstellten, **Mimen** und sie waren von den **Pantomimen**, die alles durch Gebehrden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Chr.) und Publius **Syrus** sein Zeitgenosse sind als Mimographen (Dichter solcher Mimen) bekannt. S. Ziegler de mimis Romanorum, Göttingen 1789. Wir nennen **Mimen** jeden **mimischen**, d. i. solchen Künstler, der durch Gebehrden darstellt, mithin auch den Schauspieler. (Vergl. den Art. Pantomime.)

Mimik ist eine Kunst, welche sich zunächst nur auf den Menschen bezieht, und das Menschliche, in sofern es sich durch Gebehrde (im weitern Sinne) zusammenhängend und mannichfaltig ausdrücken läßt, darstellt. Dieser Charakter der Mimik ist in dem Darstellungsmittel derselben begründet, welches der menschliche Körper selbst, in seinen durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar erscheinenden Zuständen ist, und sie gehört nebst der Declamation zu den eigentlich **darstellenden Künsten**, welche die Alten Hypokritik nannten (s. d. Art. Declamation). Sie heißt auch Schauspielkunst in der weitern Bedeutung, insofern sie nicht nur stets zu schauen gibt, sondern auch sich größtentheils auf der Bühne zeigt, und ein wesentlicher Bestandtheil der Kunst des Schauspielers im eigentlichen Sinne ist. Nur insofern der Künstler im Stande ist, diese Gebehrden, wie sie sich in der Natur zu zeigen pflegen, bei der Darstellung künstlich nachzumachen, nur insofern kann er auf den Namen eines Mimen Anspruch machen. Daß diese Nachahmung stets mit Bewußtseyn verknüpft seyn, und nie in bloße mecha-

mische Darstellung des eignen Selbst ausarten müsse, liegt eben in dem Begriffe der Nachahmung, denn Nachahmung geschieht mit dem Verstande, der sich stets seiner bewußt ist, und nie mit dem bloßen Gefühle. Hieraus geht auch zugleich die Beantwortung der Frage hervor, ob der Schauspieler künstlich oder natürlich spielen müsse? Er soll etwas darstellen, was er in demselben Augenblicke nicht ist, sondern von dem er blos glaubt, daß ein Andrer sich in der Lage befinde, welche er so eben künstlich nachmachen soll. Hieraus folgt also von selbst, daß er nicht als er selbst (dies wäre natürlich), sondern als ein Anderer (also künstlich) erscheinen müsse. Soll nun aber der Schauspieler diejenigen Leidenschaften, die er darzustellen hat, gerade so darstellen, wie er sie an einem Andern, wenn sich dieser in derselben Lage befunden hätte, entdeckt haben würde? Allerdings, aber nur insofern, als diese Leidenschaften, wenn sie wirklich natürlich zur Erscheinung gekommen wären, in sich selbst Einheit und Zusammenhang geoffenbart haben würden. Denn da der Mensch in seinem natürlichen Zustande stets den zufälligen Einwirkungen der Außendinge ausgesetzt bleibt, und deshalb auch in seiner natürlichen Darstellung eine künstlerische Einheit kaum zur Erscheinung bringen kann, so soll die künstliche Gebehrde diese Einheit und diesen Zusammenhang da, wo die Natur etwa in einer ähnlichen Lage beides verlieren dürfte, mit der aufmerksamsten Sorgfalt wieder herzustellen suchen. Eine nur ganz oberflächliche Beobachtung des Menschen in der Wirklichkeit kann Belege davon geben. Man nehme nämlich an, daß irgend ein Individuum, indem dasselbe einem andern eine wichtige Sache erklären will, und hierbei die nöthigen Gebehrden anwendet, entweder aus Mangel an hinlänglicher Kenntniß des abzuhandelnden Gegenstandes, oder durch irgend eine äußere oder innere Störung unterbrochen wird. Plötzlich entsteht durch diese Störung ein Mangel an Zusammenhang und gleichsam ein Zerreißen seiner Gebehrden, was auch einem oberflächlichen Beobachter der Natur kaum entgehen dürfte. Die Mimik nun, wie überhaupt die ganze Schauspielkunst, muß, insofern sie Kunst und keine Natur ist (und darin besteht ihre wahre Kunst), dies Zerstückelte, Zerrissene und Unzusammenhängende zu vermeiden wissen. Sie soll und muß die Natur darstellen, aber mit dem Unterschiede, daß sie da, wo die Natur unzusammenhängend ist, diese Lücken ausfüllt, Zusammenhang schafft und das Zerstückelte zum Ganzen gestaltet. Dennoch soll demnach der Mime die Natur studiren, und alles, was er dort findet, mit sorgfältigem Geiste auffassen und es sich zu eigen zu machen suchen: denn die Natur ist die einzige, große Lehrmeisterin in der Kunst, ohne deren treustes, redlichstes Studium wir in derselben auch nicht das allergeringste vermögen, besonders in der Mimik, die, so zu sagen, in der allerpersönlichsten Verbindung mit der Natur steht. Im übrigen s. d. Art. Pantomime. Als Beiträge zu einer Theorie der Mimik, gehören hieher Engels Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785, und Seckendorfs Vorlesungen über Declamation und Mimik, Braunschweig 1816. Pq.

Mimische Darstellungen, so nennt man insbesondere die mimischen Stellungen (s. Attitüden) und Handlungen (wie die der Madme Hendel-Schütz) und die tableaux vivants, welche in neuer Zeit sich vielen Beifall erworben haben, s. diese Art.

Mimnermus, ein griechischer Dichter und Musiker, geboren zu Kolophon, der zur Zeit Solons lebte und sich durch seine Elegien den ausgebreitetsten Ruf erwarb. Er gilt für den Erfinder des elegischen

nung, 2. Erdharzordnung, 3. Graphitordnung, 4. Kesinordnung, 5. Demantordnung. Die vierte Classe der Metalle ist reich und man theilt sie nach ihren eigenthümlichen metallischen Grundstoffen ein, deren man bis jetzt 28 verschiedne entdeckt hat, als: 1. Platin, 2. Gold, 3. Quecksilber, 4. Silber, 5. Kupfer, 6. Eisen, 7. Blei, 8. Molybdän, 9. Zinn, 10. Zink, 11. Wismuth, 12. Tellur, 13. Spießglanz, 14. Mangan, 15. Nickel, 16. Kobalt, 17. Arsenik, 18. Uran, 19. Titan, 20. Scheel, 21. Chrom, 22. Tantal, 23. Cerenit, 24. Columb, 25. Iridium, 26. Rhodium, 27. Osmium, 28. Palladium. Nach der Art der Erscheinung, oder des Vorkommens, theilt man die Metalle in gediegene, vererzte, oxydirte. Nach ihrem Verhalten im Feuer und unter dem Hammer theilt man sie auch in Ganz- und Halbmetalle, und die erstern wieder in edle und unedle (s. Metalle). Die Mineralogie ist derjenige Theil der Natur, welcher die anorganischen Naturkörper, also Mineralien, zu seinem Gegenstande hat. Sie zerfällt ihrem Wesen nach in die Oryktognosie (Mineralogie im engern Sinne), oder die Erkenntnißlehre der anorganischen Körper, lehrt die einfachen oder gemischten Mineralien unter bestimmten Kennzeich. und unter festgesetzten Benennungen in einer natürlichen, aber systematischen Ordnung erkennen, und ist mithin die Basis aller übrigen mineralogischen Wissenschaften. 2. Die Geognosie oder Gebirgskunde lehrt den festen Erdkörper überhaupt kennen und macht uns mit den Lagerstätten der Mineralien, mit der Bildung derselben und mit ihrem Verhalten auf und in demselben bekannt. Dieser letztere Theil hat noch nicht die Vollkommenheit erhalten, die sein hohes Interesse erfodert. Außer diesen Wissenschaften umfaßt die Mineralogie im weitesten Sinne noch: die mineralogische Chemie, die mineralogische Geographie und die ökonomische Mineralogie. Unter den Naturwissenschaften ist die Mineralogie vielleicht zuletzt als Wissenschaft ausgebildet worden, doch hat sie in neuern Zeiten sehr viel Aufmerksamkeit erregt und viele Bearbeiter gefunden. Schon den Griechen und Römern war diese Wissenschaft nicht fremd. Von der ersten Nation ist noch ein Werk über die Steine von Theophrast auf uns gekommen; von den römischen Schriftstellern ist Plinius, der Naturforscher, besonders wichtig. Neuerer Zeit kann man vorzüglich vier in der Mineralogie herrschende Systeme annehmen: 1. das System der äußern Kennzeichen beginnt mit Wallerius und erreichte seine vollkommne Ausbildung durch Werner; 2. das chemische System beginnt mit Cronstädt und wurde durch den Engländer Kirwan ausgebildet; 3. das crystallographische oder mathematische System verdankt man dem französischen Naturforscher Hauy; 4. das genetische System, in dem gleichsam das der äußern Kennzeichen und das mathematische vereinigt ist, stellte Oken in seinem Handbuch der Naturgeschichte neuerlich auf. Von allen diesen Systemen hat sich bis jetzt das wernerische noch am weitesten verbreitet, und die meisten Bearbeiter gefunden, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß es noch viele Unvollkommenheiten enthält, die zum Theil im Okenschen wesentlich verbessert sind. B C.

Mineralfarben, s. Mahlerfarben.

Mineralwasser (oder mineralische Wasser), Quellen, in deren Wasser Gasarten oder mineralische Theile aufgelöst sind. Unter den Gasarten, welche solche Mineralwasser enthalten, sind die vorzüglichsten: das Kohlenstoffgas oder die sogenannte Luftsäure, fixe Luft, und das

geschwefelte Wasserstoffgas, oder Hydrothionsäure. (Siehe den Art. Gasarten.) Unter den Mineralien, die man in diesen Wassern aufgelöst findet, sind die vorzüglichsten: Kalkerde, Bittersalzerde (Magnesie), Thonerde, schwefelsaurer Kalk (Gyps), salzsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkstein), schwefelsaure Magnesie (Bittersalz), salzsaures Mineralalkali (Kochsalz), schwefelsaures Mineralalkali (Glaubersalz), salpetersaures vegetabilisches Laugensalz (Salpeter), Eisen, meistens in Kohlensäure aufgelöst, auch schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol). Da das Wasser schon bloß für sich auflösende Eigenschaft hat, so findet man selten ein ganz reines Quellwasser, das nicht irgend einige von den gekannten Dingen in sich aufgelöst enthielte. Deswegen macht man schon im gemeinen Leben einen Unterschied zwischen hartem und weichem Wasser. In dem erstern ist eine ansehnliche Menge erdiger Stoffe, meistens Kalkerde, in Kohlensäure aufgelöst, vorhanden, wovon das Wasser einen salzigen, erdigen Geschmack erhält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirksamer ist, zum Waschen untauglich wird, da es die Seife schwer auflöst, zum Theil zersetzt, so daß die Fettflocken sich absondern. Hülsenfrüchte werden darin nicht weich gekocht, weil während des Kochens das flüchtige Auflösungsmittel verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwischenräumchen der darin gekochten Erbsen, des Fleisches u. s. w. verstopfen. An den Wänden der Geschirre setzen sie sich an, und machen den sogenannten Wasserstein. Durch das Kochen selbst wird also hartes Wasser schon reiner, aber man kann es auch durch Zusatz von Alkali oder Lauge verbessern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Wasser nennt man solches, das wenige oder gar keine solcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwasser, Flußwasser. Wenn von den oben genannten Bestandtheilen einige in so beträchtlicher Menge sich in dem Wasser aufgelöst befinden, daß es davon einen sehr merklichen Geschmack erhält, dann erst belegt man es mit dem Namen Mineralwasser, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilsame Wirkungen auf den menschlichen Körper zeigt, Gesundbrunnen. (S. d. Art.) H.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten der olympischen Dynastie eine der vorzüglichsten. Die Fabel erzählt: als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Genossin die Metis, eine Tochter des Oceanus. Ein Orakelspruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweissagt, daß Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher dem Jupiter die Herrschaft zu entreißen bestimmt sey. Diesem Schicksale zu entgehn, suchte er sich ihrer mit List und Schmeichelei zu bemächtigen und verschlang sie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom Vulcan mit einer scharfen Art den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in voller Rüstung heraussprang. Sie tanzte mit kriegerischem Muthe daher, schwang ihren Speer, und schlug damit auf den tönenden Schild, als ob sie sich zum Angriff eines Feindes bereite. Als weise Kriegerin, im Gegensatz von dem wilden, blutdürstigen, rohen Mars, tritt sie zuerst in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenschlachten besiegte sie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Hercules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegasus zähmen und die Chimära besiegen, begleitet Perseus auf seinem Zuge gegen die Gorgonen, schenkt dem Tydeus Unsterblichkeit, hilft den

Achilles werth, begleitet den Ulyß, schätzt dessen Gattin und geleitet seinen Sohn in der Gestalt Mentors. Eben so begünstigt sie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: sie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erscheint sie aber auch als Beschützerin der Künste des Friedens, und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webestuhl, die Spindel, die mahlerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und so wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiteten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen. Daher das Peplum. Daher steht auch eine geschickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf sie sich nicht stolz erheben, wie Arachne, die ihr Zorn in eine Spinne verwandelte. Von den bloß weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beschäftigungen des Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische und der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Denker, wie der Redner und Dichter: und da zu dem vollkommnen Glücke, welches die erfinderische Thätigkeit des Geistes gewähren soll, auch die Gesundheit gehört, so erscheint sie auch unter den heilenden Göttern und wird als solche Päoina, Hygieia genannt. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, in so fern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas in Erfüllung. (S. d. Art.) Die Liebe verschmähend, weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete. Mit diesem Charakter des reinen kalten Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Kalter Ernst des tiefen Nachdenkens, der männliche Geist untheilnehmender Ueberlegung spricht aus den Zügen einer schönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erscheint sie völlig gerüstet, das Haupt mit einem goldnen Helm bedeckt, von welchem ein stolzer Mähnenbusch herabwallt, gepanzert mit dem Harnisch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorsteherin der friedlichen Kunstfertigkeit aber erscheint sie in der Tracht griechischer Matronen (s. Phidias). Zu den Attributen der Göttin gehören noch die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argolische Schild von runder Form. Zu ihrem symbolischen Beiwerk gehört die Eule (auf Münzen auch der Hahn), um die Wachsamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Gesundheit füttert sie aus der Schaale den Drachen, und der Oelzweig ist das Symbol des friedlichen Verkehrs, der durch sie gedeiht. Ein besonderer athenischer Mythus sagt, daß, als einst Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen stritten, die Götter den Streit dahin entschieden, sie soll nach dessen Namen genannt werden, der den Menschen das nützlichste Geschenk hervorbringen würde. Neptun schlug mit seinem Dreizack in die Erde und es sprang das kriegerische Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, sproßte der friedliche Oelbaum. Ihr Geschenk ward für das heilsamste erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attica, besonders aber Athen ward ihr geheiligt, und sie hatte hier viele

tempel. Ihre glänzendsten Feste zu Athen waren die Panathenäen. Ein anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den Händen keuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs bloß als Kriegsgöttin (Bellona); später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Sie hatte nebst Jupiter und Juno den Haupttempel auf dem Capitol inne, und ihr Fest wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Minerval, s. Illuminaten.

Mingotti (Catharina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1728 zu Neapel von ursprünglich deutschen Aeltern geboren. Ihr Vater, der in österreichischen Militärdiensten stand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, sich nach Schlesien zu begeben, und nahm sie dahin mit. Nach seinem Tode that ihr Oheim sie zu den Ursulinerinnen. Die Musik, die man hier zuweilen gab, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie die Aebtissin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen musikalischen Unterricht geben zu lassen, damit sie auch im Chor mitsingen könnte. Die Aebtissin willfahrte ihr endlich und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweisung in den ersten Anfangsgründen der Musik. Sie war vierzehn Jahre alt, als sie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete sie sich gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit einem schon bejahrten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte sie das allgemeinste Aufsehn. Porpora, der damals in des Königs Diensten war, empfahl sie auf das angelegentlichste und verschaffte ihr eine Stelle am Theater. Er selbst beschäftigte sich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Faustina und Hasse waren damals ebenfalls in Dresden; entfernten sich aber, nachdem Madam Mingotti sich das erste Mal am Hofe hatte hören lassen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eifersucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete sich bald durch Europa, so daß sie nach Neapel eingeladen wurde, um daselbst auf dem großen Operntheater zu singen. Ihr erster Debut hieselbst machte so großes Aufsehn, daß sie von allen Seiten die vortheilhaftesten Anträge erhielt, die sie jedoch aus Delicatesse ablehnte, da sie fortwährend einen Gehalt vom dresdner Hofe bezog. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand sie Hasse an der Spitze der Capelle. Dieser war eben mit der Composition der Oper Demofonte (1748) beschäftigt, und setzte eigens für die Mingotti das Adagio: o tutti i mali miei, bloß mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwanigen Fehler im Gesang desto merkbarer werden möchten. Sie aber, den ihr gelegten Fallstrick wohl wahrnehmend, löste alle Schwierigkeiten so vollkommen, daß ihre Feinde und selbst Faustina verstummten. Im Jahr 1751 ging sie von Dresden nach Spanien, wo sie mit Gizziello unter der Direction des berühmten Farinelli sang. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während dessen sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, besuchte sie Paris und London, um sich hier ihr Talent bewundern zu lassen. Darauf bereiste sie Italien, und sang in mehrern großen Städten. So lange der König August lebte, hörte sie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach seinem Tode 1763 aber ließ sie sich in München nieder, woselbst sie als Hofsängerin eine Pension genoß. Sie starb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Samuel von Buckingham, zu Neuburg an der Donau.

Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, sprach mehrere neuere Sprachen, verstand viel Musik und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesangs hin.

Mingrelien, s. Georgien.

Miniaturmahlerei, Miniatur (fr. miniature, mignature), diejenige Art der Wassermahlerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinselspitze aufträgt, — welches punctiren (pointiller) heißt. Sie unterscheidet sich von den andern Arten der Mahlerei dadurch, daß sie weit feiner ist, und mithin in der Nähe gesehen werden muß, und daß sie daher auch nur im Kleinen, mehrentheils auf Pergament und Elfenbein angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man sparet den Grund des Pergaments oder Papiers zu den höchsten Lichtern auf, einige brauchen aus diesem Grunde sogar kein Weiß. Die besten Farben dazu sind die, welche am wenigsten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke xc., welche man, um sie sehr fein zu haben, in vieles Wasser auflöst, dann abgießt und trocknen läßt. Diese Art der Mahlerei erfodert übrigens wegen der feinen Punkte, aus denen sie besteht, und welche so reinlich neben einander gesetzt werden müssen, daß sie vertrieben und gleichsam mit einander vereinigt scheinen, die meiste Zeit. Miniaturmahlereien kommen schon aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte als Verzierungen der Handschriften in Italien und Frankreich vor, noch mehr aus dem eilften und folgenden Jahrhundert. (S. Rive essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans les manuscripts. Paris 1782.) Ueberhaupt war diese Miniaturmahlerei eine Beschäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, so erhielten diese den Namen illuminatores oder miniatores, weil man sich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieser Art vorzüglich im 14ten Jahrhunderte unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Carl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst und durch das Emporkommen der Kupferstecherkunst in Verfall. In der neuern Zeit hat man sie vorzüglich zum Portrait angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmahler der neuern Zeit waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann, Nixon und Ebelky. Zu den theoretischen Schriften gehören Violet's Anweisung zur Miniaturmahlerei a. d. Franz. Hof, 1793, und d'Arclais de Montamy's Abhandlung von den Farben zum Porcellan- und Miniaturmahlen a. d. Franz. Strasb. 1769. 8.

Minima hieß in der alten Notenschrift eine halbe Tactnote.

Minimen, oder mindeste Brüder des heil. Franziscus a Paula (daher auch Pauliner oder Paulaner) ein in der Mitte des 15ten Jahrhunderts gestifteter Mönchsorden, der sich seit 1493 in allen Ländern ansiedelte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten sie ihrem unaufhörlichen Fasten, da sie nach ihrem Gelübde nichts als Brod, Früchte und Wasser genießen dürfen. Ihre Kleidung ist schwarz und wie bei den Franziscanern mit Leibriemen und Geißel versehn; ihr Leben ist ganz der stillen Contemplation und Andacht gewidmet. Ohne die ihnen verliehenen Privilegien der Bettelorden sonderlich zum Dienste der Welt zu benutzen, hatten sie es doch im 18ten Jahrhundert auf 450 Klöster in 30 Provinzen gebracht. Im Herbst 1815 wurde ihnen ihr im Neapolitanischen (wo sie Paolotti heißen) gelegenes Stammkloster von Ferdinand IV. wieder geschenkt. E.

Minimum bezeichnet den geringsten Grad einer Sache im Gegensatz von Maximum.

Minister, Ministerium. Mit dem Worte Minister bezeichnen wir die höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten und in den verschiednen Zweigen der Verwaltung die höchsten Behörden bilden, indem sie entweder einzeln, jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen und über die dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangne Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten Vorträge thun, oder gemeinschaftlich alle wichtigern, die verschiednen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Resultat ihrer Berathschlagungen vorlegen. So giebt es in den verschiedenen Staaten eine mehr oder weniger starke Zahl von Ministern, je nachdem die Ausdehnung und die besondern Verhältnisse des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verschiedner Geschäfte möglich machen. In den mehrsten Staaten gibt es daher einen Justizminister, einen Finanzminister, neben dem sich noch zuweilen ein eigner Minister für den öffentlichen Schatz findet, ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein Kriegs- und, nach Beschaffenheit der Umstände, ein Seeminister, ein Minister des Innern, zuweilen auch noch ein besonderer Minister des Handels, ingleichen ein besonderer Minister des Cultus und ein besonderer für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verschieden von dem Ministerium ist noch in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptsächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Minister in Staats- und Cabinetsminister, unter welchen letztern hauptsächlich die Minister der auswärtigen Angelegenheiten verstanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminister, welche letztern, wie der Name schon anzeigt, in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung stehn, jedoch in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Ministerium als einer Gesammtbehörde. In Frankreich stehen neben den Departementsministern noch sogenannte Staatsminister, welches aber dort nur ein Ehrentitel ist, der mit keinen ministeriellen Geschäften nothwendig verbunden ist. Auch bilden die Minister in diesem Reiche, so wie in manchem neuern Staate kein ministerielles Collegium, sondern jeder besorgt für sich die in sein Departement einschlagenden Geschäfte und communicirt höchstens, eintretenden Falls, mit einzelnen seiner Collegen, ohne daß jedoch collegialische Berathschlagungen Statt fänden; eine Methode, der man allerdings den Vorzug schnellerer Besorgung der Geschäfte nicht absprechen kann, die aber in anderer Rücksicht nicht ohne Nachtheil ist, indem das allgemeine Interesse der Gesammtverwaltung darunter nicht selten vernachlässigt wird. Auch ist es eine nicht zu übersehende Verschiedenheit, ob die Minister in ihren Departements nur an der Spitze besondrer Collegien als Präsidenten stehen, oder ob sie unmittelbar und unumschränkt im Bureau regieren. Endlich gibt es noch in einigen Staaten sogenannte Principal- oder Premierminister unter verschiedenen Namen, die in der Abwesenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle versehen, nach Gutbefinden bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz führen können und dieselben controlliren. — Den Namen Ministerium führt endlich auch noch das geistliche Consistorium, so wie die Gesammtheit der Geistlichkeit in einzelnen Städten. Cz.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Ministerial- und Oppositionspartei im brittischen Parlamente. Das Parlament von Großbritannien (lateinisch Curia regni magni Britanniae), ist ein Gerichtshof (Tribunal, Reichsrath), in welchem der König unter gesetzlichen Einschränkungen den Vorsitz hat, und das aus zwei Häusern (dem Ober- und Unterhause) besteht. Da es nicht nur für das allgemeine Wohl des ganzen Staats zu sorgen hat, sondern auch die ausgehende Instanz aller großbritannischen Tribunale ist, alte Gesetze aufhebt, neue aufstellt, und dem Könige diejenigen Summen bewilligt, deren er zu seinen Privatabsichten, so wie zur Ausführung aller seiner Wünsche, Zwecke und Plane bedarf, so ist es wohl natürlich, daß die Stimmenmehrheit der Mitglieder ein Gegenstand ist, dessen er sich, es koste was es wolle, zu bemächtigen sucht. Unter den Mitteln, deren sich die Minister zur Erreichung dieses Zweckes bedienen, ist die Bestechung eines der gewöhnlichsten, weil es seine Wirkung niemals, oder doch höchst selten verfehlt. Dagegen sind freilich Gesetze gemacht, aber es gibt der Straßen, um ihnen auszuweichen, so viele, daß man die Mühe, sie zu entwerfen, hätte ersparen können. Durch das Ministerium wird auch indirect der Sprecher des Unterhauses, der als der Präsident desselben anzusehn ist, gewählt. Das Ministerium sorgt dafür, daß dieser Posten keinem Andern zu Theil wird als dem, der ihm ergeben ist und ihm Verpflichtungen hat. Auch bestätigt der König ihn. Alles, was von diesem abhängt und ihm anhängt, tritt, die Sache mag mit ihrer Privatmeinung, mit ihren innern Gefühlen, mit den Gesetzen und Verfassungen des Reichs, mit Recht und Billigkeit übereinstimmen oder nicht, demjenigen bei, was der König oder vielmehr sein Ministerium will (Ministerialismus), nimmt im Parlamente die sogenannten Ministerialbänke ein, erklärt dadurch frei und unverhohlen, was von ihm zu erwarten sey, und heißt die Ministerialpartei. Ihr steht eine andre gerade entgegen. Weil diese ihrerseits, mit wenigen Ausnahmen, alles bestreitet und verwirft, was von den Ministern und dem Könige ausgeht, es sey gut oder böse, so nennt man sie die Oppositionspartei. Von ihr werden die Oppositionsbänke besetzt. Um Beförderung zu erhalten und zu einträglichen Stellen berufen zu werden, ist es ein gewöhnlicher Weg der jungen Parlamentsglieder, hier ihren Platz zu nehmen, dem Hofe Unannehmlichkeiten zu sagen, sich ihm mit aller Macht entgegenzustemmen, und dadurch furchtbar zu machen, so daß dieser sich dieses Widerstandes zu entledigen sucht, so bald sich dazu eine Gelegenheit zeigt. Der Ungetreue verläßt sodann seinen Sitz, geht förmlich zum Feinde über, mäßigt nach und nach seine ehemals geäußerten Grundsätze, und wird der hitzigste Gegner derjenigen Partei, der er anhing, oder vielmehr, der er ergeben zu seyn sich das Ansehn gab. Die Anhänger der Ministerialpartei verlassen sie selten; die Minister selbst aber gewöhnlich allemal, wenn ihnen der König seine Huld und Gnade entzieht, oder wenn einer ihrer Anträge durch Stimmenmehrheit verworfen, oder ein Krieg, der nach ihren Planen eingeleitet, angekündigt und geführt worden ist, durch einen Friedensschluß, oder durch unglückliche Ereignisse beendigt wird. Eine jede der beiden Parteien besoldet einen Trupp von Zeitungsschreibern und Journalisten, die, zur Belustigung des Volks, in einer ewigen Fehde mit einander begriffen sind, und sich bald im Tone des feinsten Hofmannes, bald in Ausdrücken, wie man sie in den Bierschenken hört, Vorwürfe machen oder widerlegen, wechselseitig scandalöse Anekdoten erzählen, Plane und

Geheimnisse der Gegenpartei entdecken oder erfinden, bei jedem Schritte derselben ihr Mißfallen bezeigen, und alles tadeln, was jene unterläßt oder thut. Beide Parteien theilen diesen ihren Söldnern diejenigen Gedanken und Grundsätze mit, die sie in Umlauf gebracht wissen wollen, und worüber sie die Meinungen des großen Haufens zu erforschen wünschen. Diejenigen Ephemeriden, die dem Hofe anhangen, werden Ministerialblätter, so wie die, die im Lohne der Gegenpartei stehn, Oppositionsblätter genannt. DH.

Ministranten, diejenigen Personen in der katholischen Kirche, welche dem messelesenden Priester zur Hand gehen (ministriren).

Minne. Das alte deutsche Wort Minna und Minnen ward erst überhaupt von Liebe und Freundschaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutschen Dichtern des Mittelalters eine emphatische Bedeutung, nämlich die der edlen, treuen und glücklichen Geschlechtsliebe (die auch einmal vom Minnesänger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterschieden wird). Gespräche über diese Minne finden sich im Titurel, bei Veldeck, Ulr. v. Lichtenstein, Howart und der Winsbekia. Eine Definition der Minne aus jener Zeit ist zu schön, als daß sie hier übergangen werden sollte. W. d. v. Vogelweide sagt: „Minne ist zweier Herzen Wonne, theilen sie gleich (d. i. theilen sie einander gleichmäßig diese Wonne über ihre Herzen mit), so ist die Minne da." Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, besonders der Deutschen, sehr edel gefaßt, und schon damals hat sich die Liebe bei den deutschen Dichtern viel reiner, inniger und idealischer ausgesprochen, als etwa bei den Franzosen (vergl. Villers Abhandlung de la manière différente de traiter l'amour chez les poëtes allemands et français, deutsch in Reinhards Polyanthea, 1807 und im vaterländischen Museum, 1810). Eschelbach sagt daher, mit Recht sang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land! da ist Wonne viel. Deutsche Zucht geht vor in allem." Uebrigens kommt bei den altdeutschen Dichtern Minna auch als Mädchenname vor, und Aphroditen nennen sie Frau Minne (von Brennenberg auch Frau Liebe genannt), so wie ihren Stern den Minnestern. F.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger heißen die deutschen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder; auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht. Größtentheils waren sie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetische, zwischen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutschen Fürsten, wie Kaiser Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Oesterreich, Landgraf Herrmann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Courtoisie (bei ihnen Hübschheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürsten und der Frauen Wettstreite, nach dem Beispiel der provençalischen jeux mi partis (s. Troubadours), gehalten, welche aber in Deutschland öfters ziemlich ernstlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehn und ihre Lieder hören zu lassen. Aber eben so viele wa-

ren auch reiche und kriegerische Ritter, die das Leben zwischen ritter-
lichen und dichterischen Beschäftigungen theilten, und mit beiden ab-
wechselnd den schönen Frauen zu gefallen suchten, wovon Ulrich
von Lichtenstein in seinem Frauendienst geschildertes Leben
(herausgeg. von Tiek, Tübing. 1812) statt aller Beispiele ist. Ja
nicht wenige Könige und Fürsten und viele Grafen und Herren liebten
es, die Frauen ihrer Minne selbst zärtlich zu besingen, und sich, in
Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Gesang zu er-
freuen. Da jene Poesie, den Dichtern und dem Geiste nach, wahre
Ritterpoesie war, so befremdet es uns nicht, in den weltlichen Liedern
jener Zeit stets, und in unerschöpflichen Variationen die Minne, die
zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, diese
Liebe der Natur, welche liebende Herzen so wunderbar sympathetisch
anspricht, besungen zu finden; wie dagegen die episch-romantischen
Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben
und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tap-
ferkeit und die Liebesschwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den
kecken Stolz, und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige
Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebesabenteuer, ihre Tur-
niere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der ob-
jectivsten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meist unhistorische) Zeit der
besungnen Helden, sondern die des Besingenden spiegelnd, mit den leb-
haftesten Farben uns vorführen. So originell und so echter, inniger
Begeisterung Kinder jener Dichter Werke sind, so haben sie doch, die
Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälschen
(französischen) Dichtern, namentlich von den Troubadours und Trou-
veren, gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und
Canzonen (Laiche) ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende
Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Asso-
nanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte
gehn und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfodern und
antworten. Dabei sind diese Lieder von so mannichfaltigem Versmaß und
Eintheilung, daß wir auf große Abwechslung in ihren Melodien schlie-
ßen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen
zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern
können. Sie waren alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder
zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Natursinn von der Tren-
nung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache
jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute. Die bedeutendste
Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen,
und die gegen funfzehnthalbhundert Lieder von 136 Dichtern enthält,
hat Rüdger Manesse des Raths zu Zürich, im Anfang des vier-
zehnten Jahrhunderts, also zu Ende der Blüthezeit der Minnesinger,
zusammengetragen. Sie befindet sich urschriftlich zu Paris und Bod-
mer hat sie in Druck gegeben. Aus dieser manessischen Sammlung
hat Tiek 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: Minnelieder
aus dem schwäbischen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbei-
tung die mit dem altdeutschen Idiom unbekannten Freunde alt-
deutscher Poesie sich am besten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit
bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtung und
des Grundtons, jene Dichtungen doch einen verschiednen, die Eigen-
thümlichkeit ihrer Verfasser aussprechenden, Charakter haben. Der äl-
teste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Vel-
deck, von welchem auch eine Bearbeitung der Aeneis nach einer fran-

zösischen Uebersetzung und das Leben Herzogs Ernst von Bayern berühmt und sehr gelesen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Reimar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Morungen u. A., die alle zu Ende des 12ten und Anfang des 13ten Jahrhunderts lebten und sangen; zu den letzten vorzüglichen Dichtern, aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts, nach dessen Ablauf sie nach und nach verstummten, gehören Conrad von Wirzburg und Johann Hadloub. Unter den epischen Gedichten jener Epoche behauptet an Alter, Originalität und innerer Trefflichkeit den Vorrang das Lied der Nibelungen (s. d. Art.), das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das spätere Heldenbuch umfaßt. Es hat dieses deutsche Volkssagengedicht mit dem griechischen die Ungewißheit des Urhebers gemein. Sonst haben Sagengedichte aus diesem Fabelkreise aufgestellt, Heinrich von Ofterdingen (König Laurin), Wolfram von Eschenbach (Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich), der Vogler (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der Fürst der epischen Dichter im Fabelkreise von Arthur und den Pflegern des Graals ist Wolfram von Eschenbach durch seinen Titurel, Parcival und Lohengrin, an ihn schließen sich Hartmann von der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Tristan), Wirin von Grafenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälschen Dichtern, Troubadours und Trouveren arbeiteten. Aus dem Fabelkreise Carls des Großen und seiner Pärs dichteten ebenfalls nach französischen Originalen, Conrad Flecke (Flos und Blankflos), und wieder der fruchtbare Wolfram von Eschenbach (Wilhelm von Oranse). So groß ist aber der epische Reichthum des Mittelalters, daß diese Gedichte, deren Verfasser wir kennen, bei weitem der kleinste Theil des ganzen Vorraths sind. (S. romantische Poesie.) Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in einen romantischen Enthusiasmus, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Reflexion der neuern, überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfang des 14ten Jahrhunderts hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrhundert, von dem Adel, der aufs neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerksmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen sie zum wahren Handwerk wurden. (S. Meistersänger.) Bei jedem Volke, das eine wahre Nationalliteratur hat, geht diese von einem kindlichen, fast verliebten Tändeln mit der Sprache aus, sobald die Menschen sich dieser bewußt werden, und fängt so unwillkürlich, durch das Vorherrschen des Gemüths und der Phantasie, mit Poesie an; in diese Zeit der deutschen Literatur fallen die Minnesänger. Später, wenn der mündig gewordene Verstand sich das alltaugliche Werkzeug der Prosa bildet, wird über diese die Poesie fast vergessen, bis endlich eben dieser Verstand, der das Gemüth eingeschüchtert hat, nach erlangter beßrer Einsicht und gewonnenem Bewußtseyn seiner Einseitigkeit, von selbst zum Gemüth zurückkehrt und aus ihrer Vermählung eine neue Poesie erzeugt wird, die ihres Wesens, was jene frühere nicht war, sich bewußt, und darum vielleicht einer höhern Vervollkommnung fähig, wie einer strengern Kritik unterworfen ist, deren höchste Hervorbringungen aber nie

auf die Art, wie die unnachahmliche Unschuld und naive Genialität jener alten, rein poetischen Zeit, rühren und erquicken können. HL.

Miño oder Minho, ein Fluß in Spanien.

Minor, der Untersatz in einem logischen Schlusse (s. Syllogismus).

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut für den wahren Werth annehmen und seine Geschwister mit Gelde abfinden kann.

Minorca, die kleinere von den auf der Ostseite von Spanien gelegnen balearischen Inseln. Sie enthält auf 47 Quadratmeilen 28,000 Einwohner. Unter den Bergen ist der Monte Toro der höchste. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Capern, Käse, Obst gibt es hier in Ueberfluß; dagegen reicht das Getreide nicht für das Bedürfniß hin. Die Insel wird in vier Terminos (Districte) getheilt: Ciudadella, Ferrarios, Alayor und Mahon. Die Hauptstadt Puerto Mahon, auf der Südwestseite gelegen, hat einen guten und stark befestigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. — Minorca kam 1708 bei Annäherung der englischen Flotte, durch die Unentschlossenheit des Commandanten, unter die Botmäßigkeit Carls III.; wiewohl die Engländer sie gleich von Anfang der Besitznehmung behielten. Sie wurde ihnen hierauf durch den utrechter Frieden 1713 tractatenmäßig überlassen. Im Jahre 1756 wurde sie von den Franzosen unter Anführung des Herzogs von Richelieu erobert, in dem Frieden zu Fontainebleau 1763 aber wieder an England abgetreten. Zu Anfang des Jahrs 1782 wurde sie von spanischen und französischen Truppen unter dem Herzog von Crillon für die Krone Spanien erobert, welcher sie auch im Frieden von 1783 verblieb. Im J. 1797 wurde sie wieder von den Britten besetzt. (S. Spanien.)

Minorennität (Minderjährigkeit), ist dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Diese beginnt nach römischen Rechten, sowohl bei männlichen als weiblichen Personen, mit zurückgelegtem 25sten, nach deutschen Rechten aber schon mit zurückgelegtem 21sten Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verschiedne Abstufungen. Bis zum 7ten Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12ten bei Mädchen und bis zum 14ten bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Gesetze ausnahmsweise in einigen Fällen die letzte bei dem männlichen Geschlecht erst mit dem 18ten, bei dem weiblichen erst mit dem 14ten Jahre eintreten lassen, so gibt diese Unterscheidung die Begriffe einer vollkommnen und unvollkommnen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität sind im Allgemeinen, daß erstlich dergleichen Personen (minorenne), sobald sie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu stehn, in der gesetzlich angenommenen Voraussetzung, daß sie noch nicht hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geschäften und Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzustehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergestalt, daß sie, ohne dessen Einwilligung wohl andere sich, aber keineswegs sich andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon sind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorschrift der Gesetze, aus einer Sache selbst verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geschäft zu unserm wahren Vortheil ausgeführt hat: hier ist auch der Unmündige ohne Unterschied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Be-

mühungen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geschäft zu seinem Vortheil beendigte. Sodann ist aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig sind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhangen. Sind sie hingegen mündig, so sind sie an diese nur in so fern gebunden, als sie sich in Hinsicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinsicht ihrer Person verbindlich machen wollen, wie dieses z. B. bei Abschließung eines Eheverlöbnisses der Fall ist. Hinwiederum kann selbst mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundstück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundschaftliches Decret von Seiten der Obrigkeit veräußert werden. Sodann ist noch besonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der sie verletzt hat, und gegen dessen Erben Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand suchen und erlangen können, und zwar auch, wenn sie deshalb erst nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden, sie müßten denn während dieser das Geschäft ratihabirt oder dasselbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei dessen Abschließung sich böslicher Weise für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können sie gegen die Ehe keine Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand verlangen. Ausnahmsweise ertheilt die höchste Staatsgewalt auf Berichtserstattung der competenten Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die veniam aetatis. Mit dem 25sten Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an und die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritt erfoderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, sondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21sten deshalb für die bürgerlichen Verhältnisse vorgeschriebenen Jahre. Ueberhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von selbst voraussetzen kann, keine für alle oder nur die meisten regierenden Häuser allgemein gültige Vorschrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, Franciscaner, s. geistl. Orden.

Minos I., ein berühmter König auf der Insel Creta, der ungefähr vierzehnhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und mit seinem Enkel gleiches Namens nicht verwechselt werden darf. Er wird als ein weiser Gesetzgeber und als ein Mann von strenger Gerechtigkeitsliebe gepriesen. Aber freilich waren seine Gesetze nur einem rohen und ungebildeten Volke angemessen. Sein Zweck war hauptsächlich dahin gerichtet, die Cretenser durch Einigkeit und kriegerische Gesinnungen mächtig und furchtbar zu machen; zu dem Ende mußten sie oft gemeinschaftliche Mahlzeiten halten, und sich anhaltend in den Waffen üben. Die Fabel hat die Geschichte dieses Königs mit mancherlei Zusätzen ausgeschmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er alle neun Jahre seine Gesetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach seinem Tode wurde Minos zugleich mit Aeacus und Rhadamantus Richter der Unterwelt. Alle drei saßen am Eingang des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos sprach als der oberste Richter die Endurtheile. — II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Creta herrschte, hatte zur Gemahlin die Pasiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermischung den Minotaurus gebar. Minos sperrte dieses Ungeheuer in das Labyrinth, und nöthigte die Athenienser, die ihn wegen der Ermordung seines Sohns Androgeus beleidigt hatten, jährlich sieben edle Jünglinge und eben so viel Jungfrauen nach Creta zu senden, welche dem Minotaurus zur Beute wurden.

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Pasiphäe und eines Stiers, und gibt ihm Menschengestalt mit einem Stierkopf. Er nährte sich von Menschenfleisch, weshalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth sperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen erhaltnen Geiseln zur Speise vorwarf, bis endlich Theseus, der sich unter diesen Jünglingen befand, durch Ariadne belehrt und ausgerüstet, ihn tödtete und die Athenienser von diesem blutigen Tribut befreite. (S. Ariadne und Theseus.)

Minstrels, die englische Benennung für die französische Ménétrier, welche eigentlich einen Diener oder zu Hofe dienenden Adeligen bezeichnete. Man verstand aber im Mittelalter darunter gewisse herumziehende Leute, die für Geld und Bewirthung fremde, mitunter auch eigne Gedichte declamirten, oder unter Begleitung der Musik, die gewöhnlich bloß in einer Violine oder Laute und Harfe bestand, absangen. Sie waren in Frankreich nach den Troubadouren entstanden, und sangen oder declamirten die Gedichte derselben, wobei sie gewöhnlich nebenher noch allerlei Taschenspielerkünste und andere Possen trieben. Sie wurden in Italien, besonders aber in England, wohin sie einige Zeit nach der Eroberung dieses Königreichs durch die Normänner (1066) kamen, sehr berühmt, und sangen in letzterm Lande französische Gesänge bei den Großen, während das Volk sich an seinen angelsächsischen Balladensängern vergnügte, die man nachher auch mit dem Namen Minstrels belegte. Man bediente sich ihrer späterhin als Lustigmacher und Hofnarren; sie sanken wegen ihres niedrigen Betragens immer mehr in der allgemeinen Achtung, und da sie zugleich für die öffentliche Sicherheit gefährlich wurden, hob die Königin Elisabeth sie gegen Ende des 16ten Jahrhunderts ganz auf. Die nämliche, anfangs glänzende, bald aber verächtliche und verworfene Rolle spielten sie in Deutschland bei den Minnesängern; hier führten sie jedoch nicht den Namen Minstrels, sondern Fiedler.

Minto (Sir Gilbert Elliot, nachmaliger Lord), einer der berühmtesten neuern Staatsmänner Englands, war 1751 geboren, besuchte nach Vollendung seiner Studien die Hauptländer Europa's und wurde 1774 ins Parlament gewählt. Obgleich seine Familie zu den Whigs gehörte, so hatte sich doch schon sein Vater zur Hofpartei geneigt, und auch der Sohn ergriff sie, als der Streit mit Amerika ein ernsthaftes Ansehn anzunehmen begann. Aber das schwache und kraftlose Betragen der Minister zwang ihn, mit vielen andern endlich zur Opposition überzutreten, in welcher er eine so ausgezeichnete Rolle spielte, daß er auf Betrieb seiner Partei zum Sprecher gewählt wurde. Es war damals die Rede von einer Reform im Parlament und in verschiednen Zweigen der öffentlichen Angelegenheiten. Aber die Greuel, welche im Gefolge der Revolution in Frankreich herrschten, schreckten davon zurück. Man hielt es für gerathner, die Regierung, wie sie bestand, auf alle Weise zu unterstützen, als auf Veränderungen zu denken, und dadurch ihre Energie zu schwächen. Bei dieser Gelegenheit verließ Sir Gilbert Elliot die Opposition wieder. Bald darauf stand Corsica gegen Frankreich auf und stellte sich unter brittischen Schutz. Sir Gilbert wurde, um diese Angelegenheit zu leiten, 1793 dahin geschickt, nachdem er zum Mitgliede des geheimen Raths ernannt worden. Im folgenden Jahre räumten die französischen Besatzungen die Insel, und der König von England erklärte sich zum Souverain derselben. Sir Gilbert präsidirte als Vicekönig in der Generalversammlung der vornehmen Corsen, und bewies die größte Thätigkeit in zweckmäßiger Organisirung aller Verwal-

tungszweige, bis die französische Partei, geweckt durch die Siege der Franzosen in Italien, nach mehrern vereitelten Versuchen endlich siegte, und ihn zwang, 1797 die Insel wieder zu verlassen. Seine Verdienste belohnte die englische Pärwürde; er wurde zum Baron Minto von der Grafschaft Roxburgh in Schottland erhoben. Noch in demselben Jahre ging er als Gesandter nach Wien, welches damals der Schauplatz eben so wichtiger als verwickelter Verhandlungen war. Der Friede von Amiens schien ihm dem Interesse Englands durchaus entgegen. Im Parlament sprach er mit Nachdruck für die Vereinigung Irlands, bedauerte es eben so sehr, daß die völlige Emancipation der Catholiken, die er als eine von den Irländern theils ausdrücklich, theils stillschweigend gemachte Bedingung dieser Vereinigung ansah, Hindernisse gefunden hatte. Als die Verwaltung des Marquis Wellesley in Indien zu Ende war, folgte ihm Lord Minto, unter dessen Generalgouvernement von den brittischen Waffen viele höchst wichtige Eroberungen gemacht wurden. Die mit vielem Erfolg ausgeführte Unternehmung auf Batavia leitete er nicht nur ein, sondern wohnte ihr auch in Person bei. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Bengalen starb er zu Kent im J. 1814.

Minuetto, soviel als Menuett.

Minus, s. Plus.

Minute bezeichnet überhaupt den sechzigsten Theil eines Ganzen, besonders den sechzigsten Theil einer Stunde. In der Mathematik ist die Minute der sechzigste Theil eines Grades. In der Mahlerei und Zeichenkunst nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 30ste Theil eines Models. — Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft, und besonders auf den Schiffen beim Lotzen gebraucht wird.

Mirabeau (Boniface Riquetti, Vicomte de) Oberster des französischen Regiments von Touraine, zeichnete sich durch Tapferkeit im amerikanischen Freiheitskriege aus, stand in der ersten Nationalversammlung als Deputirter des Adels von Limousin auf der Seite der Privilegirten, wanderte aus, errichtete eine Jägerlegion, die er in den Kampf gegen Frankreich führte, starb aber schon am Ende des J. 1792 zu Freiburg im Breisgau. Unter seinem Namen erschienen Faceties. 2 Voll. 1790. 8. Er war, wie sein älterer Bruder, der Graf Mirabeau, ein Mann von heftigen Leidenschaften, denen er Anstand und Sitte zügellos aufopferte. Gewöhnlich verließ er das Weinhaus nicht eher, als bis alles, Geld oder Wein, verthan war. Man nannte ihn nur den Sancho Pansa der Emigrirten. Auch hieß er seiner unförmlichen Leibesstärke und Trunkliebe wegen das Faß, oder Mirabeau-Tonneau. Sein älterer Bruder, der Graf von

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti), übertraf ihn weit an Talent und Thätigkeit. Dieser kühne Redner, den der dritte Stand zu seinem Deputirten in der ersten Nationalversammlung gewählt hatte, wurde durch die hinreißende Kraft seines Worts der Hebel der französischen Revolution. Neckers kurzsichtige Entwürfe waren die Unterlage dieses Hebels; dessen Ruhepunkt das Deficit und dessen Gewichte die herrschenden, oder die in Umlauf gesetzten Ideen genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgebrachten Bewegung der revolutionären Masse gab aber nicht Mirabeau, sondern Sieyes die bestimmte demokratische Richtung.

Mirabeau wollte endlich eingreifen, und die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da erkannte er den bösen Dämon der von ihm zuerst aus den dunkeln Tiefen eines leidenschaftlichen, mit Haß und feindlichen Begierden erfüllten Gemüths hervorgerufenen Revolution, und rief das prophetische Wort aus: La révolution de France fera le tour de l'Europe. — Gründe genug, das Leben und den Charakter dieses auch als Schriftsteller ausgezeichneten Mannes genauer zu betrachten. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, gest. zu Paris den 2ten April 1791) stammte aus einer durch Waffen und Wissenschaften berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Leidenschaftlichkeit war überhaupt das Erbtheil seines Namens; daher seine Gewalt über ein reizbares Volk, wie das französische. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können, wie sie Athen und Rom in den schönsten Tagen ihrer Freiheit sahen; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwickelung seiner Kraft: daher ward er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gespornt von sinnlicher Genußgier. Das Unglück entwickelte sein Genie und seine Verdorbenheit. Sein Vater, der bei mittelmäßigen Anlagen die Härte eines Sectenhaupts mit dem Stolz eines Autors vereinigte, stachelte und verwundete das Gemüth des Knaben durch eine eifersüchtige launisch strenge und widersprechende Behandlung; doch gab er ihm in den frühern Jahren einen geschickten Mann, Namens Poisson, zum Lehrer. Dieser unterrichtete zugleich auch seinen Sohn, den in der Folge durch einige Schauspiele bekannt gewordnen Lachabeaussiere; letzterer nannte sich späterhin als Verfasser einer Uebersetzung des Tibull, die man dem jungen Mirabeau zuschrieb. Mit Lust und Leichtigkeit trieb Mirabeau viele körperliche Uebungen; für seine physische Erziehung wurde besser als für die moralische gesorgt. So wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf; und Spiel und Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sclaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Im vierzehnten Jahre verließ er seinen Lehrer, der ihm Kenntniß der Classiker und eifrigen Wunsch nach fernerem Unterricht eingeflößt hatte; er studirte hierauf in einer Pension zwei Jahre lang Mathematik, wo er zugleich auch einige Fortschritte in der Musik und im Zeichnen machte. Noch jung, aber nach Ruhm dürstend gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Aber er brauchte einen Führer, der seinen ersten Flug lenkte, seinen Geschmack regelte, und seinen ungestümmen Genius zügelte. Locke war dieser Führer; Mirabeau bekannte oft, daß er dessen Schriften seine Fortschritte verdanke. In ihnen fand er jene klare, kräftige, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredsamkeit gibt. Der Wille seines Vaters, und die Macht der Gewohnheit bewogen ihn, Militärdienste zu nehmen. So kam er aus der Schule in die Garnison. Aber in diesem Seminarium des jungen Adels wurden seine herrlichen Anlagen verdorben, und seine aufkeimenden Talente durch die dort als Ehrenpunkte gefeierten Laster erstickt. Tyrannischer Uebermuth und sclavische Niederträchtigkeit galten für Jugendbildung. Der junge Mirabeau durchbrach hier zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich erwachte sein besseres Selbst: die Liebe verwandelte ihn in ein neues Wesen, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der

Eigenheiten seines Charakters. Mirabeau's Vater wurde darüber unruhig; er, der in der Ehe sein Vermögen auf schändliche Weise mit Maitressen verschwendete, verfolgte als unerbittlicher Tyrann die zärtliche Leidenschaft des Sohnes; er ließ ihn in die Festung auf der Insel Rhé einsperren, und wollte ihn schon zwingen, sich nach den holländischen Colonien einzuschiffen, die von jeher der Zufluchtsort und das Grab unglücklicher Europäer waren. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau hinderten ihn an einem so schmählichen Mord. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht vom Despotismus. Zwanzig Jahre seiner Jugend verlebte er seitdem theils in der Gefangenschaft, theils auf der Flucht in Holland, Deutschland, der Schweiz, Flandern und England, wo ihn nur Geschicklichkeit und Fleiß vor Mangel schützten. Wie oft geräth ein feuriges Genie gerade durch die Mittel, die es bändigen sollen, auf Irrwege! Zwang erhöht die Energie großer Charaktere, und gegen einen eisernen Scepter empört sich jede Kraft der starken Seele. Mirabeau erhielt nach seiner Befreiung die Begünstigung, als Freiwilliger nach Corsika geschickt zu werden. Er zeichnete sich aus, und bekam nach Endigung des Feldzuges das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber sein Vater den Wunsch versagte, eine Compagnie zu kaufen, gab er den Militärstand, ungeachtet seiner Vorliebe für denselben, auf. Nach seinem eigenen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst in irgend einer todten oder lebenden Sprache, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Krieges in Corsica untersuchte Mirabeau die Gründe desselben; aber diese Prüfung war für sein Glück beschämend. Er schrieb daher gleichsam zur Abbüßung desselben eine Denkschrift mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Bald nachher wurde dem jungen Krieger ein Cursus der Landwirthschaft von seinem Vater, den alle Oekonomisten als ihren Patriarchen betrachteten, vorgeschlagen. Er vertauschte jetzt das Schwert mit dem Pfluge, doch nur aus Gefälligkeit. Ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage; er verließ Limousin und ging in die Provence. Hier zeigten sich damals die ersten Spuren des Widerstandes von Seiten des Parlaments gegen die Befehle der unbeschränkten Obergewalt. Mirabeau war einer der furchtbarsten Gegner der Hofpartei. — Betrachten wir jetzt Mirabeau in seinen häuslichen Verhältnissen. Im Juni 1771 erhielt er in Aix die Hand des Fräuleins von Marignane, einer jungen, liebenswürdigen und vornehmen Dame, welche ihn nach siebenmonatlicher eifrigen Bewerbung fünf andern Mitbewerbern vorzog. Er hatte jetzt 6000 Livres jährlicher Einkünfte, von denen er seiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, und die Aussicht auf ein bedeutendes Erbtheil; aber bei seinem Hange zur Verschwendung machte er 160,000 Livres Schulden. Diese Schuldenlast wurde der Grund von Mirabeau's Unglück, und entschied sein Schicksal. Sein rauher, streitsüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit des Sohnes und wirkte sich bei Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn zwang, erst auf dem mirabeau'schen Schloß, dann in der Stadt Manosque zu leben. Hier befand sich Mirabeau mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen geheimen und strafbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, sehr streng zu seyn, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf ging er seine Verbannung vergessend nach Grasse, wo ein unerwarteter Streit seinen Ungehorsam bald entdeckte. Ein neues

[illegible] lettre de cachet, [illegible] Mirabeau den 23sten December [illegible] in das Schloß If ein. Der Befehlshaber desselben, Herr von [illegible] [illegible] und bat um seine Freiheit. Aber ein [illegible] Ehemann [illegible] [illegible] wurde, erheiterte die düstre Einsamkeit des [illegible] und versteckte sich sogar bei ihm; dies zog ihm [illegible] zu. Man warf ihm [illegible] vor; er verantwo[illegible] [illegible] eines schon im 21sten Jahre ange[illegible] [illegible]: Versuch über den Despotismus. Diese [illegible] [illegible] empörte die beschränkte [illegible] Ein junger Mann wagt seine Ge[illegible] [illegible] in Gefängniß. Endlich gab der hart[illegible] [illegible] und gestattete ihm, im April 177[illegible] [illegible] Hier sah er zuerst seine Sophie; [illegible] und hatte sich sogar geweigert, ihr [illegible] Madame Lemonnier, an ein[illegible] [illegible] Ehemanne, dem Präsidenten Lemon[illegible] [illegible] und zärtlich; Mirabeau's Leidenschaft [illegible] Aber unglücklicher Weise war St. [illegible] sein Nebenbuhler. Da diese[illegible] [illegible] verfolgten, so beschloß er, ih[illegible] [illegible] Er flüchtete sich in die Hauptstadt [illegible] ihrem Manne das Geld dazu [illegible]; aber ihre Mutter gab ihn an, [illegible] Schloß [illegible] gefangen gesetzt. [illegible] [illegible] welche Herr von Malesherbes ernannt [illegible] zwischen Vater und Sohn zu untersuchen, [illegible]; aber der unbiegsame Alte kam ihr durch [illegible] der Mirabeau verurtheilte, seine Geliebte [illegible] zu vergessen. Herr von Malesherbes trat [illegible] ließ er Mirabeau nach den Wink[illegible] [illegible] Mirabeau hatte ihn kaum befolgt, als [illegible] der ihm meldete, daß man sie in [illegible] habe um einen Verhaftsbrief ge[illegible] [illegible] schloß sie. „Bleibt nur Flucht oder Tod [illegible]" — [illegible] die um seinetwillen so unglück[illegible] [illegible] die Flucht wehren? Der [illegible] Rechtshülfe. Ein Unter-Ge[illegible] [illegible] und Raub an, und sprach das [illegible] im Bildniß an den Galgen ge[illegible] [illegible] wurde zwar in der Folge ver[illegible] [illegible] große Geldbuße auferlegt wo[illegible] [illegible] verziehen, unter der [illegible] Frau führen solle, wel[illegible] [illegible] verbarg sich Mirabeau in Holland, [illegible] einsam und unbemerkt mit sei[illegible] [illegible] gelehrten Freunden lebte. Wäh[illegible] [illegible] er sich und seine Freundin mit [illegible] Buchhändler Chanquyon gab ihm [illegible] Graf versuchte sich in mehr als [illegible] Werk in dieser Periode war die [illegible] Geschichte Englands. Er entwarf jetzt den [illegible] fühlte er sich in seiner verborgnen [illegible] zauberischen Farben in seinen Brie[illegible]

n, wo er oft den Verlust jener seligen Unbedeutendheit beklagt, für
elche er nicht geschaffen war. Von seinem Asyl aus schickte er die
enkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser, fortwährend
ach Rache dürstend, hatte leider Einfluß genug zu bewirken, daß man
as Völkerrecht verletzte, um seinen Sohn zu bestrafen. Ein Polizeidie-
er begab sich, mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten
Verhaftsbriefe, mitten in einen Freistaat, um seine Beute aufzusuchen.
Mirabeau wurde gewarnt und bereitete sich zur Flucht, aber die weni-
en Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sor-
en, beraubten beide ihrer Freiheit; sie wurden den 17ten Mai 1770 in
em Hause des Herrn Lequesne in Clevestand ohne Einspruch der hol-
ändischen Regierung verhaftet. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde
Mirabeau in den Donjon zu Vincennes gebracht, Sophie aber, welche
chwanger war, der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung
on einer Tochter brachte man sie den 18ten Juni 1778 in das St.
Clarenkloster nach Gien. Dieser beinahe dreijährigen Gefangenschaft ver-
anken wir die berühmten Lettres à Sophie oder Lettres originales de
Mirabeau. Vol. IV. 1792. Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in
ieser Einsamkeit geschrieben, athmen jene Blätter nur Gefühl, Schwär-
merei und Zärtlichkeit; doch finden sich auch hier Spuren von Adel-
olz. Mirabeau sah sich jetzt gezwungen, noch einmal gegen seinen Va-
er in die Schranken zu treten; doch wußte er die Rechte eines Sohnes
u behaupten, ohne dessen Pflichten zu verletzen. Seine Vertheidigungs-
chrift war ein Meisterstück der Vernunft, Beredsamkeit, Kunst und Lo-
ik. Jedes Trostes beraubt, und unter vielfachen körperlichen Leiden
chrieb hier Mirabeau seine Erotica biblion, ein scharfes, originelles
Werk, zu dem die Commentare des Don Calmet über die Bibel ihm
en Stoff geliefert hatten. Zugleich entwarf er für seine Sophie eine
Grammatik und eine kleine Abhandlung über Mythologie, übersetzte
uch den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer
illkürlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die Lettres
e cachet. Als man ihm sogar das Papier versagte, verschaffte er sich
ieses dadurch, daß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen
Anfangs- und Endblätter riß. Seine Schriften bekamen einen noch
edrungenern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter, auf welche
r schrieb, in dem Futter seiner Kleider, und verließ endlich das Gefäng-
iß mit dem so eingenähten Manuscript seiner Lettres de cachet. Die
ange Buße seiner Einkerkerung hatte die Verfolgungswuth abgestumpft;
ie Handlanger der Macht fingen sogar an zu erröthen, daß sie Werk-
euge der Rache eines Vaters waren, dessen eignes Betragen strenge
Vorwürfe verdiente. Er war der Sclave seiner Maitresse, der Frau
on Pailly, welche seine Leute tyrannisirte und seine Familie verbannte.
Am 17ten December 1780 wurden endlich Mirabeau's Fesseln gelöst;
nd es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er
erlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus,
m die Widerrufung des Urtheilsspruchs zu bewirken, welcher in Pont-
rlier gegen ihn erfolgt war. Er erlangte sein Gesuch den 14ten August
782. Sophie erhielt zugleich ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder.
Mirabeau kehrte hierauf in die Provence zurück; von dort aus schrieb
r seiner Frau: „Um acht Jahre bin ich älter worden, seit wir getrennt
on einander leben; nur schwerlich wird man mich dahin bringen, zu
lauben, daß diese acht Jahre des Mißgeschickes, welches stets guten
Herzen heilig ist, mich dem Deinen sollten völlig entfremdet haben.“
Doch Bitten, Beredsamkeit und Vermittlung gemeinschaftlicher Freun-

de blieben unwirksam bei der Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau. Mirabeau wendete sich jetzt gleichfalls an die Gesetze, und es entspann sich ein Proceß, der für keine Partei ehrenvoll war, und den seine Frau gewann. Mirabeau reiste hierauf nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Damals wurde er öffentlicher Schriftsteller aus Beruf und innerm Triebe, und die Geschichte seiner Werke ist von nun an die Geschichte seines Lebens. Als Amerika seine Freiheit erlangt hatte, dachten die Generale und Offiziere der siegenden Armee an die Stiftung einer militärischen Aristokratie, unter dem Titel: der Orden des Cincinnatus. Ein Bürger aus Südcarolina machte im Jahr 1783 aufmerksam auf die Gefahren dieses neuen Bundes. Nach dem Plane dieser nur wenig bekannt gewordenen kleinen Schrift gab Mirabeau das nächste Jahr ein Werk in London heraus: Considérations sur l'ordre de Cincinnatus. Da er den Gegenstand als Politiker und Gesetzgeber behandelte, so bestimmte er die allgemeine Meinung über jene gefährliche Neuerung, und trug dazu bei, Amerika von den Ketten zu retten, welche für dasselbe geschmiedet waren. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift, le Courier de l'Europe. Er befand sich oft in nicht geringer Verlegenheit; seine Feinde behaupteten sogar, Wäsche und andre seiner Bedürfnisse habe sein Bedienter für ihn gestohlen, wenigstens kam er deshalb in London in Untersuchung. Damals verlangte Joseph II., mit Rußland verbunden, die Schiffahrt der Schelde neu zu beleben, Ostende blühend und Amsterdam zum Marktflecken zu machen. Mirabeau widersetzte sich diesen Entwürfen, und widerlegte mit vieler Kunst Linguets Werk durch seine Doutes sur la liberté de l'Escaut. Derselbe Fürst, welcher die Schelde befreien wollte, wünschte seine eignen Unterthanen, die seinen politischen Versuchen überall möglichst auswichen, seinem Willen zu unterwerfen. Mirabeau nöthigte ihn, zu hören: die höchste Summe von Glückseligkeit sey das einzig sichere Band der Völker und ihrer Herrscher. So hatte sich Mirabeau im Fache der Staatskunst gezeigt; er trat jetzt auch als Cameralist auf. Seine Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, welche sich über Zweige des öffentlichen Credits und alle Quellen des Wuchers mit Staatspapieren verbreiteten, folgten schnell auf einander. In diesen Schriften vereinigte er mit smithischer Methode die Beredsamkeit eines Demosthenes. Dies und die satirischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Damals stand Calonne, ein Minister von großen Talenten, der aber weder Rechtlichkeit noch Tugend besaß, an der Spitze der Finanzen. Mirabeau hielt vergebens bei ihm um die Consulstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne war gerecht gegen Mirabeau's Genie, aber er fürchtete sein Talent, deshalb leitete er es ein, daß Mirabeau im J. 1786 nach Preußen verwiesen wurde, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr- als ruhmvoll war. Dort entwarf Mirabeau sein nützliches und gelehrtes, obgleich nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la monarchie Prussienne. Er sammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillons u. A.) Hülfe die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er entdeckte die starken und dennoch feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II., welche mit den vollendetsten Darstellungen des Alterthums sich vergleichen läßt. Friedrichs großer Geist wußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich

Wilhelm II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an Mirabeau den Befehl, sein Gebiet unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau das nöthige Reisegeld, und verließ Preußens Residenz. Erst in Nancy hielt er an, um die Aufführung der Dido zu sehen; hier verliebte er sich in die Schauspielerin, verlor bei ihr eine Nacht und seine Börse, borgte die seines Secretärs, und leerte sie fast gänzlich. Es brach ein Rad seines Wagens bei Bourget; er ließ hierauf Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen einzigen Sou baares Geld, nach Paris. Da ward er den Sturm gewahr, der über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sein erstes Werk nach seiner Rückkehr war eine Fortsetzung seiner dénonciation de l'agiotage. Aber indem er diese privilegirte Geißel angriff, wie ein Hercules, welcher den Cacus erstickt, vergalt ihm die Regierung seine Kühnheit durch einen Verhaftbrief. Er fand jedoch Mittel, sich ihm zu entziehn; da öffnete sich ihm die große Laufbahn seiner Kraft, und die Tyrannei zitterte. Schon hatte er Neckers Ruf angegriffen, als er die Freiheit in Frankreich aufkeimen, in Holland hinwelken sah. Sein Avis aux Bataves und sein Werk l'Histoire secrète de la cour de Berlin erwarben ihm neuen Ruf und neue Verfolgungen. Seine Correspondance secrète war sein letztes Werk. Er sagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretärs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden." — So hatte er die Versammlung der Reichsstände vorausgesehen und angekündigt. Jetzt sollte dieses Drama wirklich beginnen. Mirabeau ging in die Provence, um gewählt zu werden. Aber indeß hatte das Parlament jener Correspondance secrète wegen einen Prozeß gegen ihn eingeleitet. Noch ehe das Urtel gesprochen werden konnte, fand man für gut, diesen gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag schon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris zurück, ehe des Königs Befehl in der Provence ankam. Dort verwandten sich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun so lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Triumphirend kehrte Mirabeau in die Provence zurück; aber auch jetzt sah er sich ausgeschlossen von der Wahl der Adeligen durch die Besitzer großer Lehngüter. Da schwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsstände gesprochen, so glich er in dieser Versammlung dem olympischen Jupiter, welcher nach eignem Wohlgefallen die Stürme fesselte oder losließ. Die meisten und wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf Mirabeau's Antrag durch. Nach eines Augenzeugen, des Duc de Levis, Urtheil liebte Mirabeau die Freiheit, die Monarchie und selbst den Adel, wiewohl er die Neigung für den letztern sehr geschickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen diese selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen seine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst, sich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war er groß; doch sich ungleich und oft incorrect. Viele seiner Reden sind nicht von ihm;

aber überarbeitet hat er sie gewiß. Durch sein Genie machte er alles zu seinem Eigenthum. Mitten in dem Aufsieden der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie. Mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejischen Felsen.“ Seine kühne Beredsamkeit zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23sten Juni 1789, dem Ober-Ceremonienmeister, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben, mit festem Tone, „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieser Stelle vertreiben kann als das Bajonnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau durchschaute den Herzog, und konnte sich nimmer an diesen ehr- und rechtlosen Mann von kleinem Herzen und ungemeßner Ehrsucht anschließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenlosigkeit. Er wollte anfangs keiner Partei angehören, sondern allein die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hof und den Ministern zu nähern. Er hatte mit Neckern eine Unterredung, der ihn aber trocken empfing, auf nichts einging, und später gewisse Geldversprechungen nicht erfüllt haben soll, daher ihn Mirabeau bis an seinen Tod unversöhnlich haßte. Vergeblich suchte er hierauf Zutritt beim König und der Königin. Den Ruf seiner Talente überwog sein lasterhaftes Leben. Da buhlte er um die Gunst des Pöbels. Er wußte, daß Orleans diesen gegen den König aufwiegelte; daher wollte er beim Volke sich geltend und dadurch dem Hofe sich nothwendig machen. Auch riefen die Weiber, welche den 5ten October von Paris nach Versailles zogen: „wo ist unser Graf Mirabeau?“ Und nur er konnte diese Bacchantinnen, welche in dem Saale der Nationalversammlung die größten Ungebührnisse begingen, durch sein mächtiges Wort zur Ruhe und Ordnung bringen. Endlich als die königliche Familie in Paris war, entschloß sich der König, Mirabeau zu sehen. Der Graf de la Marck unterhandelte mit ihm in des Grafen de Marci Namen. Ein Erzbischof führte Mirabeau'n in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat sogleich den König, ihm zu sagen, ob er hoffe und wünsche, seine vorige Regierungsgewalt wieder hergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der unglückliche Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, die verschiednen Ansichten der Nationalversammlung, und entwickelte die Art und Weise, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber seine Beredsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Nun wurden Mirabeau's Schulden bezahlt, die sich auf 207,000 Livres beliefen, und ihm wurde eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert. Er legte dem Könige zwei Plane zu einer Gegenrevolution vor; nach dem einen sollte sich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und sandte den Grafen de la Marck insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouillé alles zu veranstalten. Mirabeau hielt sein dem König gegebnes Wort bis an seinen Tod; doch folgte dieser nicht immer seinem Rathe; nur die Königin verließ sich so ganz auf ihn, daß sie sagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt.“ — Schwerlich würde Mirabeau seinen Einfluß in einer Revolution behauptet haben, die anfangs kein persönliches Ansehen dul-

dete. Schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe. Der Ankauf der Bibliothek von Buffon und des Klosters Argenteuil, einst Heloisens Zufluchtsort, und andre Umstände erregten den Verdacht der Jacobiner. Vergebens sagten Mirabeau's Freunde, der Absatz seines Journal de Provence bringe ihm so viel ein. Petion weigerte sich daher, mit bei seinem glänzenden Leichenbegängnisse (den 4ten April) zu seyn, „weil er vom Hofe sich habe erkaufen lassen.“ Der Tod entzog Mirabeau der Rache der Jacobiner. Er starb an einem Entzündungsfieber, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Man glaubte, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, Gift bekommen. „Meine Schmerzen,“ rief er mit der ihm eigenthümlichen Energie, „sind unerträglich; ich habe noch Kraft für ein Jahrhundert, und nicht mehr für einen Augenblick Muth.“ Der jetzige Prinz Talleyrand, den Mirabeau vorzüglich achtete, hörte sein letztes Wort: „Lesen Sie dieses Papier der Nationalversammlung vor; es enthält meine Meinung über die jetzt besprochnen testamentarischen Erbrechte. Sagen Sie ihr, es ist noch im Tode meine Ueberzeugung, nichts sey so geeignet, eine gehässige und gefährliche Aristokratie zu befestigen, als das Gesetz zu Gunsten der Erstgeburt, welches eine nachtheilige Ungleichheit in die Eigenthumsverhältnisse bringt, indem es einem Sohne das ganze Vermögen zuerkennt.“ Dies waren die letzten Worte eines französischen Gesetzgebers, der selbst der älteste Sohn war. So starb im 42sten Jahre seines Alters Mirabeau, der erste Redner seiner Zeit in Frankreich, und vielleicht in Europa. Seine Jugend war drangvoll und stürmisch; aber selbst in seinem reiferen Alter unterlag er oft der Gewalt, welche gefährliche, selbst erniedrigende Leidenschaften über ihn hatten. Wenn er auch im Leben Tugend nicht übte, so hat er sie doch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der vor keinem Hindernisse erschrak und beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, sondern, getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem hehren Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Als aber die Partei der Republikaner den Convent beherrschte, ward sein Andenken beschimpft. Doch war keiner der Volkshäuptlinge ihm zu vergleichen. Im September 1794 ward Marats Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Das Volk hing sein Brustbild auf; aber der erste Consul befahl im J. 1800, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzustellen. Mirabeau's Gesicht verrieth einen ernsten Charakter, aus seinem Auge blitzte das Genie; aber seine Züge hatten etwas Gemeines, und wurden zu Zeiten von den Blatternarben bis zur Häßlichkeit entstellt. Er hatte die Gestalt und Größe eines Heiducken, mit seinem finstern bäurischen Aussehen machte das dichtlockige, modisch ängstlich frisirte Haar und der gesuchte Putz eines Stutzers den seltsamsten Contrast; aber kaum öffnete er den Mund, so verschwand jeder Uebelstand vor dem Zauber seiner Rede. Lavater sagt über sein Portrait: „Ich hatte mir ihn ungefähr so, nur böser und geistreicher vorgestellt. Man sieht sogleich den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichthum, von alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Ruhe,

nur Witz ohne Weisheit, nur schamvergessende Gewaltsamkeit ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie gilt, und nur Caricatur davon ist, die nicht bloß an Narrheit gränzt, sondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil sie zu auffallend ist." — Hätte Lavater Mirabeau sprechen gesehen, so würde er auch die Physiognomie des Geistes erkannt haben. Mirabeau zeigt, wie die ganze französische Revolution, was die vom Witze auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même, 1791. Vol. IV. 8.; und Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Majean 1791. Vol. V. 8.; Esprit de Mirabeau. 1804. 8. Auch enthalten die in London 1797 erschienenen Biographical Anecdotes of the Founders of the French Republic. etc. 2 Vol. mehreres über ihn. G.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de), Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des königlich schwedischen Wasaordens, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Montauban, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, gest. zu Paris 1789, besaß seltne Talente. Er machte sich durch sein Werk: L'ami des Hommes ou traité de la population. Paris, 1758. Vol. II. 12. (der Menschenfreund) berühmt, das Beifall verdiente. Voll Eigensinn und Launen war er geizig, hart und rachsüchtig. Seine Gattin, eine stolze, mürrische und ränkesüchtige Frau, lebte in beständigem Streite mit ihm und ihren Kindern. Der strenge Vater wußte weder das natürliche Feuer seines ältern Sohnes zu bändigen, noch seine heftigen Begierden zu zügeln. Er reizte ihn durch Widerspruch, erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der Vicomte, war sein Liebling. Er zeigte in seinem letzten Willen eine an Ungerechtigkeit gränzende Vorliebe für ihn, wovon ein Prozeß und tödlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Mirabeau, der Vater, stand als ein denkender Gelehrter in Ansehen. Er vertheidigte mit Wärme und Einsicht das physiokratische System, daher man ihn den Patriarchen der Oekonomisten nannte. Wer das physiokratische System des Marquis im Wesentlichen kennen lernen will, den verweisen wir auf die merkwürdige Zuschrift, in welcher der Graf Mirabeau seinem Vater das Werk de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand (Londres 1788, T. I — VII.) widmet, wo er die Bestätigung der Grundsätze jenes Systems in der ihm widersprechenden Verwaltung des preußischen Staats gefunden zu haben versichert. Mit Unrecht ward der Marquis Mirabeau eine Zeit lang für den Verfasser des Système de la nature etc. gehalten. Er und sein jüngerer Sohn waren die Schutzredner des Hofes und der königlichen Gewalt. So machte die Politik den Vater und den ältesten Sohn, wie die beiden Brüder, zu unversöhnlichen Feinden. Doch der Vater starb und der Vicomte, den man in der Nationalversammlung allgemein verachtete, wanderte aus. G.

Miranda ist nicht, wie Dumouriez, unter und mit dem er diente, gemeint hat, in Peru, sondern in Mexiko geboren. Er fand, der Eifersucht ungeachtet, mit der die Spanier die eingebornen Amerikaner anzusehn pflegen, dennoch ein Mittel, sich den Grad eines Obersten zu verschaffen, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu mehre-

ren geheimen Aufträgen gebraucht. Die spanischen Dienste verließ er, und unterstützte die Sache der Nordamerikaner. Man behauptet, daß er eine geraume Zeit an einem Plane gearbeitet habe, seine Landsleute zu befreien, weshalb er auch Neu-Spanien eilig verlassen habe. Er reiste allenthalben umher, durchspähte alle Winkel Europens, und hielt sich zu wiederholten Malen in England auf. Sein richtiger Geschmack, seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine classische Schreibart setzten ihn in den Stand, eine Menge Anekdoten und Bemerkungen über die Gebräuche, Staatsverfassungen, Gesetze und Wissenschaften einer jeden Nation, vornehmlich aber über ihre militärische Verfassung, zu sammeln und zu verbreiten. Als die französische Revolution ausbrach, und ein auswärtiger Krieg unvermeidlich wurde, verließ er Petersburg, wo er sich eben befand, und die Gunst der Kaiserin genoß, deren Versuche, ihn an ihre Person und ihren Dienst zu fesseln, vergebens waren, und begab sich nach Paris. Er erhielt durch Petions Verwendung den Grad eines Generalmajors, und unterstützte die Anstrengungen des Generals Dumouriez zur Besiegung Belgiens. Da er ein ausgezeichneter Ingenieur war, so entwickelten sich in der Kunst des Angriffs seine Talente immer mehr. Er wurde von der Armee geachtet, und in Paris populär. Als der Held von Jemappe (Dumouriez) in Holland eindrang, wurde Miranda zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die zur Belagerung von Mastricht bestimmt waren, welches Unternehmen aber durch eine einleuchtende Nachlässigkeit desjenigen Generals vereitelt wurde, der sich an der Spitze der Armee befand, die sie zu decken befehligt ward. Das Benehmen Dumouriez wurde verdächtig. Miranda theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses war, seine Besorgnisse mit, und bekam den Auftrag, den General en Chef zu verhaften. Dieser Umstand rettete dem General Miranda das Leben, denn Dumouriez legte ihm den Verlust der Schlacht von Neerwinden zur Last, wogegen sich aber Miranda in einer eben so gelehrten als nachdrücklichen Vertheidigung gerechtfertigt hat. Die Partei der Gironde war kaum durch die Energie des Berges besiegt, als Miranda verhaftet, und nicht eher in Freiheit gesetzt wurde, als bis nach der Hinrichtung Robespierre's alle Gefängnisse geöffnet wurden. Er nahm demnächst einen thätigen Antheil gegen die pariser Sectionen, und wurde abermals auf Befehl des Direktoriums verhaftet. In der Folge wurde ihm unter dem Vorwande, daß er ein Ausländer sey, Frankreich zu verlassen, befohlen. Miranda weigerte sich, zu gehorchen, reclamirte bei der Legislatur die Rechte eines französischen Bürgers, und die ausübende Macht sah sich, von ihrem Vorhaben abzustehen, genöthigt. Er lebte darauf einige Zeit im Verborgenen, bis 1797 ein neues Verhaftungsdecret gegen ihn erlassen wurde, welchem er durch Flucht nach England entging. Von hier kehrte er erst 1803 nach Paris zurück, wurde aber von Neuem wegen Anschlägen gegen die Regierung des ersten Consuls verbannt. Eingeladen von den Insurgenten, war er 1806 mit Ausrüstung einer Expedition zu Neuyork beschäftigt, welche den Zweck hatte, die spanischen Colonien in Südamerika zu insurgiren und unabhängig von Spanien zu machen. Allein Spanien traf gehörige Vorkehrungen, Miranda wurde geschlagen, und floh geächtet mit seiner Corvette Leander, während ein ungeheurer Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Im Julius 1812 nahm die Contrerevolution auf Terra Firma ihren Anfang. Der Seecapitain Diego Monteverdo rückte in Puerto Caballo ein. Er schlug in Vereinigung mit den königlich Gesinnten den General Mi-

Mirabeau wollte endlich eingreifen, und die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da erkannte er den bösen Dämon der von ihm zuerst aus den dunkeln Tiefen eines leidenschaftlichen, mit Haß und feindlichen Begierden erfüllten Gemüths hervorgerufenen Revolution, und rief das prophetische Wort aus: La révolution de France fera le tour de l'Europe. — Gründe genug, das Leben und den Charakter dieses auch als Schriftsteller ausgezeichneten Mannes genauer zu betrachten. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, gest. zu Paris den 2ten April 1791) stammte aus einer durch Waffen und Wissenschaften berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Leidenschaftlichkeit war überhaupt das Erbtheil seines Namens; daher seine Gewalt über ein reizbares Volk, wie das französische. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können, wie sie Athen und Rom in den schönsten Tagen ihrer Freiheit sahen; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwickelung seiner Kraft: daher ward er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gespornt von sinnlicher Genußgier. Das Unglück entwickelte sein Genie und seine Verdorbenheit. Sein Vater, der bei mittelmäßigen Anlagen die Härte eines Sectenhaupts mit dem Stolz eines Autors vereinigte, stachelte und verwundete das Gemüth des Knaben durch eine eifersüchtige launisch strenge und widersprechende Behandlung; doch gab er ihm in den frühern Jahren einen geschickten Mann, Namens Poisson, zum Lehrer. Dieser unterrichtete zugleich auch seinen Sohn, den in der Folge durch einige Schauspiele bekannt gewordnen Lachabeaussiere; letzterer nannte sich späterhin als Verfasser einer Uebersetzung des Tibull, die man dem jungen Mirabeau zuschrieb. Mit Lust und Leichtigkeit trieb Mirabeau viele körperliche Uebungen; für seine physische Erziehung wurde besser als für die moralische gesorgt. So wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf; und Spiel und Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sclaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Im vierzehnten Jahre verließ er seinen Lehrer, der ihm Kenntniß der Classiker und eifrigen Wunsch nach fernerem Unterricht eingeflößt hatte; er studirte hierauf in einer Pension zwei Jahre lang Mathematik, wo er zugleich auch einige Fortschritte in der Musik und im Zeichnen machte. Noch jung, aber nach Ruhm dürstend gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Aber er brauchte einen Führer, der seinen ersten Flug lenkte, seinen Geschmack regelte, und seinen ungestümmen Genius zügelte. Locke war dieser Führer; Mirabeau bekannte oft, daß er dessen Schriften seine Fortschritte verdanke. In ihnen fand er jene klare, kräftige, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredsamkeit gibt. Der Wille seines Vaters, und die Macht der Gewohnheit bewogen ihn, Militärdienste zu nehmen. So kam er aus der Schule in die Garnison. Aber in diesem Seminarium des jungen Adels wurden seine herrlichen Anlagen verdorben, und seine aufkeimenden Talente durch die dort als Ehrenpunkte gefeierten Laster erstickt. Tyrannischer Uebermuth und sclavische Niederträchtigkeit galten für Jugendbildung. Der junge Mirabeau durchbrach hier zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jezt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich erwachte sein besseres Selbst: die Liebe verwandelte ihn in ein neues Wesen, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der

Eigenheiten seines Charakters. Mirabeau's Vater wurde darüber unruhig; er, der in der Ehe sein Vermögen auf schändliche Weise mit Maitressen verschwendete, verfolgte als unerbittlicher Tyrann die zärtliche Leidenschaft des Sohnes; er ließ ihn in die Festung auf der Insel Rhé einsperren, und wollte ihn schon zwingen, sich nach den holländischen Colonien einzuschiffen, die von jeher der Zufluchtsort und das Grab unglücklicher Europäer waren. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau hinderten ihn an einem so schmählichen Mord. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht vom Despotismus. Zwanzig Jahre seiner Jugend verlebte er seitdem theils in der Gefangenschaft, theils auf der Flucht in Holland, Deutschland, der Schweiz, Flandern und England, wo ihn nur Geschicklichkeit und Fleiß vor Mangel schützten. Wie oft geräth ein feuriges Genie gerade durch die Mittel, die es bändigen sollen, auf Irrwege! Zwang erhöht die Energie großer Charaktere, und gegen einen eisernen Scepter empört sich jede Kraft der starken Seele. Mirabeau erhielt nach seiner Befreiung die Begünstigung, als Freiwilliger nach Corsika geschickt zu werden. Er zeichnete sich aus, und bekam nach Endigung des Feldzuges das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber sein Vater den Wunsch versagte, eine Compagnie zu kaufen, gab er den Militärstand, ungeachtet seiner Vorliebe für denselben, auf. Nach seinem eigenen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst in irgend einer todten oder lebenden Sprache, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Krieges in Corsica untersuchte Mirabeau die Gründe desselben; aber diese Prüfung war für sein Glück beschämend. Er schrieb daher gleichsam zur Abbüßung desselben eine Denkschrift mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Bald nachher wurde dem jungen Krieger ein Cursus der Landwirthschaft von seinem Vater, den alle Oekonomisten als ihren Patriarchen betrachteten, vorgeschlagen. Er vertauschte jetzt das Schwert mit dem Pfluge, doch nur aus Gefälligkeit. Ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage; er verließ Limousin und ging in die Provence. Hier zeigten sich damals die ersten Spuren des Widerstandes von Seiten des Parlaments gegen die Befehle der unbeschränkten Obergewalt. Mirabeau war einer der furchtbarsten Gegner der Hofpartei. — Betrachten wir jetzt Mirabeau in seinen häuslichen Verhältnissen. Im Juni 1771 erhielt er in Aix die Hand des Fräuleins von Marignane, einer jungen, liebenswürdigen und vornehmen Dame, welche ihn nach siebenmonatlicher eifrigen Bewerbung fünf andern Mitbewerbern vorzog. Er hatte jetzt 6000 Livres jährlicher Einkünfte, von denen er seiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, und die Aussicht auf ein bedeutendes Erbtheil; aber bei seinem Hange zur Verschwendung machte er 160,000 Livres Schulden. Diese Schuldenlast wurde der Grund von Mirabeau's Unglück, und entschied sein Schicksal. Sein rauher, streitsüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit des Sohnes und wirkte sich bei Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn zwang, erst auf dem mirabeau'schen Schloß, dann in der Stadt Manosque zu leben. Hier befand sich Mirabeau mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen geheimen und strafbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, sehr streng zu seyn, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf ging er seine Verbannung vergessend nach Grasse, wo ein unerwarteter Streit seinen Ungehorsam bald entdeckte. Ein neues

Verhaftbrief (lettre de cachet) sperrte Mirabeau den 23sten December 1774 in das Schloß If ein. Der Befehlshaber desselben, Herr von Alegre, war mit ihm zufrieden und bat um seine Freiheit. Aber eine junge hübsche Gefangenwärterin, welche von ihrem groben Ehemann oft unbarmherzig geschlagen wurde, erheiterte die düstre Einsamkeit des 24jährigen Gefangenen und versteckte sich sogar bei ihm; dies zog ihm strengere Aufsicht zu. Man warf ihm Müßiggang vor; er verantwortete sich durch die Bekanntmachung eines schon im 21sten Jahre angefangnen Werks: Versuch über den Despotismus. Diese epigrammatische Antwort erzürnte den Vater; sie empörte die beschränkte und feige Denkart des Hofmanns. Ein junger Mann wagt seine Gebieter anzuklagen; und sogar im Gefängniß. Endlich gab der harte Vater mächtigen Fürbitten nach, und gestattete ihm, im April 1775 nach Joux bei Pontarlier zu gehen. Hier sah er zuerst seine Sophie; Frau von Mirabeau war entfernt, und hatte sich sogar geweigert, ihn in seiner Gefangenschaft zu besuchen. Madam Lemounier, an ein 79jähriges Gespenst von einem Ehemanne, den Präsidenten Lemounier verheirathet, war gefühlvoll und zärtlich; Mirabeau's Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig. Aber unglücklicher Weise war St. Maurice, der Commandant der Festung, sein Nebenbuhler. Da dieser sowohl als sein Vater ihn unversöhnlich verfolgten, so beschloß er, ihren Nachstellungen zu entfliehen. Er flüchtete sich in die Hauptstadt der Bourgogne, wohin seine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, sich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen und in das Schloß bei Dijon gefangen gesetzt. Unterdessen war die Commission, welche Herr von Malesherbes ernannt hatte, um die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn zu untersuchen, geneigt, den letztern zu befreien; aber der unbiegsame Alte kam ihr durch einen neuen Verhaftbrief zuvor, der Mirabeau verurtheilte, seine Geliebte in dem festen Schlosse Dourlans zu vergessen. Herr von Malesherbes trat damals aus dem Ministerium, doch ließ er Mirabeau noch den Wink geben, ins Ausland zu fliehen. Mirabeau hatte ihn kaum befolgt, als er einen Brief von Sophien erhielt, der ihm meldete, daß man sie in ein Kloster zu sperren drohe, Lemounier habe um einen Verhaftbrief gegen sie angehalten, „für mich," schloß sie, „bleibt nur Flucht oder Tod übrig!" — Sollte er sie jetzt verlassen, die um seinetwillen so unglücklich wurde? konnte er, selbst ein Flüchtling, ihr die Flucht wehren? Der Zorn des beleidigten Ehemanns suchte Rechtshülfe. Ein Unter-Gerichtshof sah die Sache als Entführung und Raub an, und sprach das Todesurtheil über den Angeklagten, der im Bildniß an den Galgen gehangen wurde. Dies schmachvolle Urtheil wurde zwar in der Folge vernichtet, und dem Ankläger würde eine große Geldbuße auferlegt worden seyn, hätte nicht Mirabeau ihm großmüthig verziehen, unter der Bedingung, daß er nicht länger die Ruhe einer Frau stören solle, welche ihn verabscheue. Unterdessen verbarg sich Mirabeau in Holland, wo er unter dem Namen St. Matthieu einsam und unbemerkt mit seiner Sophie, seinen Büchern und einigen gelehrten Freunden lebte. Während der Jahre 1776 und 1777 erhielt er sich und seine Freundin nur durch literarische Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Der rastlos thätige Graf versuchte sich in mehr als einer Wissenschaft. Sein größtes Werk in dieser Periode war die Uebersetzung einer Geschichte Englands. Er entwarf jetzt den Plan, nach Amerika zu gehen; doch fühlte er sich in seiner verborgnen Ruhe glücklich. Er schildert sie mit zauberischen Farben in seinen Brie-

sen, wo er oft den Verlust jener seligen Unbedeutendheit beklagt, für welche er nicht geschaffen war. Von seinem Asyl aus schickte er die Denkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser, fortwährend nach Rache dürstend, hatte leider Einfluß genug zu bewirken, daß man das Völkerrecht verletzte, um seinen Sohn zu bestrafen. Ein Polizeidiener begab sich, mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe, mitten in einen Freistaat, um seine Beute aufzusuchen. Mirabeau wurde gewarnt und bereitete sich zur Flucht, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; sie wurden den 17ten Mai 1770 in dem Hause des Herrn Lequesne in Clevestand ohne Einspruch der holländischen Regierung verhaftet. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde Mirabeau in den Donjon zu Vincennes gebracht, Sophie aber, welche schwanger war, der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man sie den 18ten Juni 1778 in das St. Clarenkloster nach Gien. Dieser beinahe dreijährigen Gefangenschaft verdanken wir die berühmten Lettres à Sophie oder Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792. Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, athmen jene Blätter nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit; doch finden sich auch hier Spuren von Adelstolz. Mirabeau sah sich jetzt gezwungen, noch einmal gegen seinen Vater in die Schranken zu treten; doch wußte er die Rechte eines Sohnes zu behaupten, ohne dessen Pflichten zu verletzen. Seine Vertheidigungsschrift war ein Meisterstück der Vernunft, Beredsamkeit, Kunst und Logik. Jedes Trostes beraubt, und unter vielfachen körperlichen Leiden schrieb hier Mirabeau seine Erotica biblion, ein scharfes, originelles Werk, zu dem die Commentare des Don Calmet über die Bibel ihm den Stoff geliefert hatten. Zugleich entwarf er für seine Sophie eine Grammatik und eine kleine Abhandlung über Mythologie, übersetzte auch den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die Lettres de cachet. Als man ihm sogar das Papier versagte, verschaffte er sich dieses dadurch, daß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter riß. Seine Schriften bekamen einen noch gedrungenern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter, auf welche er schrieb, in dem Futter seiner Kleider, und verließ endlich das Gefängniß mit dem so eingenähten Manuscript seiner Lettres de cachet. Die lange Buße seiner Einkerkerung hatte die Verfolgungswuth abgestumpft; die Handlanger der Macht fingen sogar an zu erröthen, daß sie Werkzeuge der Rache eines Vaters waren, dessen eignes Betragen strenge Vorwürfe verdiente. Er war der Sclave seiner Maitresse, der Frau von Pailly, welche seine Leute tyrannisirte und seine Familie verbannte. Am 17ten December 1780 wurden endlich Mirabeau's Fesseln gelöst; und es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Widerrufung des Urtheilsspruchs zu bewirken, welcher in Pontarlier gegen ihn erfolgt war. Er erlangte sein Gesuch den 14ten August 1782. Sophie erhielt zugleich ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Mirabeau kehrte hierauf in die Provence zurück; von dort aus schrieb er seiner Frau: „Um acht Jahre bin ich älter worden, seit wir getrennt von einander leben; nur schwerlich wird man mich dahin bringen, zu glauben, daß diese acht Jahre des Mißgeschickes, welches stets guten Herzen heilig ist, mich dem Deinen sollten völlig entfremdet haben.“ Doch Bitten, Beredsamkeit und Vermittelung gemeinschaftlicher Freun-

de blieben unwirksam bei der Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau. Mirabeau wendete sich jezt gleichfalls an die Geseße, und es entspann sich ein Proceß, der für keine Partei ehrenvoll war, und den seine Frau gewann. Mirabeau reisite hierauf nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Damals wurde er öffentlicher Schriftsteller aus Beruf und innerm Triebe, und die Geschichte seiner Werke ist von nun an die Geschichte seines Lebens. Als Amerika seine Freiheit erlangt hatte, dachten die Generale und Offiziere der siegenden Armee an die Stiftung einer militärischen Aristokratie, unter dem Titel: der Orden des Cincinnatus. Ein Bürger aus Südcarolina machte im Jahr 1783 aufmerksam auf die Gefahren dieses neuen Bundes. Nach dem Plane dieser nur wenig bekannt gewordenen kleinen Schrift gab Mirabeau das nächste Jahr ein Werk in London heraus: Considérations sur l'ordre de Cincinnatus. Da er den Gegenstand als Politiker und Gesetzgeber behandelte, so bestimmte er die allgemeine Meinung über jene gefährliche Neuerung, und trug dazu bei, Amerika von den Ketten zu retten, welche für dasselbe geschmiedet waren. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift, le Courier de l'Europe. Er befand sich oft in nicht geringer Verlegenheit; seine Feinde behaupteten sogar, Wäsche und andre seiner Bedürfnisse habe sein Bedienter für ihn gestohlen, wenigstens kam er deshalb in London in Untersuchung. Damals verlangte Joseph II., mit Rußland verbunden, die Schiffahrt der Schelde neu zu beleben, Ostende blühend und Amsterdam zum Marktflecken zu machen. Mirabeau widersetzte sich diesen Entwürfen, und widerlegte mit vieler Kunst Linguets Werk durch seine Doutes sur la liberté de l'Escaut. Derselbe Fürst, welcher die Schelde befreien wollte, wünschte seine eignen Unterthanen, die seinen politischen Versuchen überall möglichst auswichen, seinem Willen zu unterwerfen. Mirabeau nöthigte ihn, zu hören: die höchste Summe von Glückseligkeit sey das einzig sichere Band der Völker und ihrer Herrscher. So hatte sich Mirabeau im Fache der Staatskunst gezeigt; er trat jezt auch als Cameralist auf. Seine Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, welche sich über Zweige des öffentlichen Credits und alle Quellen des Wuchers mit Staatspapieren verbreiteten, folgten schnell auf einander. In diesen Schriften vereinigte er mit smithischer Methode die Beredsamkeit eines Demosthenes. Dies und die satirischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Damals stand Calonne, ein Minister von großen Talenten, der aber weder Rechtlichkeit noch Tugend besaß, an der Spitze der Finanzen. Mirabeau hielt vergebens bei ihm um die Consulstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne war gerecht gegen Mirabeau's Genie, aber er fürchtete sein Talent, deshalb leitete er es ein, daß Mirabeau im J. 1786 nach Preußen verwiesen wurde, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr- als ruhmvoll war. Dort entwarf Mirabeau sein nützliches und gelehrtes, obgleich nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la monarchie Prussienne. Er sammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillons u. A.) Hülfe die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er entdeckte die starken und dennoch feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II., welche mit den vollendetsten Darstellungen des Alterthums sich vergleichen läßt. Friedrichs großer Geist wußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich

Wilhelm II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an Mirabeau den Befehl, sein Gebiet unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau das nöthige Reisegeld, und verließ Preußens Residenz. Erst in Nancy hielt er an, um die Aufführung der Dido zu sehen; hier verliebte er sich in die Schauspielerin, verlor bei ihr eine Nacht und seine Börse, borgte die seines Secretärs, und leerte sie fast gänzlich. Es brach ein Rad seines Wagens bei Bourget; er ließ hierauf Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen einzigen Sou baares Geld, nach Paris. Da ward er den Sturm gewahr, der über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sein erstes Werk nach seiner Rückkehr war eine Fortsetzung seiner dénonciation de l'agiotage. Aber indem er diese privilegirte Geißel angriff, wie ein Hercules, welcher den Cacus erstickt, vergalt ihm die Regierung seine Kühnheit durch einen Verhaftbrief. Er fand jedoch Mittel, sich ihm zu entziehn; da öffnete sich ihm die große Laufbahn seiner Kraft, und die Tyrannei zitterte. Schon hatte er Neckers Ruf angegriffen, als er die Freiheit in Frankreich aufkeimen, in Holland hinwelken sah. Sein Avis aux Bataves und sein Werk l'Histoire secrète de la cour de Berlin erwarben ihm neuen Ruf und neue Verfolgungen. Seine Correspondance secrète war sein letztes Werk. Er sagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretärs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden." — So hatte er die Versammlung der Reichsstände vorausgesehen und angekündigt. Jetzt sollte dieses Drama wirklich beginnen. Mirabeau ging in die Provence, um gewählt zu werden. Aber indeß hatte das Parlament jener Correspondance secrète wegen einen Prozeß gegen ihn eingeleitet. Noch ehe das Urtel gesprochen werden konnte, fand man für gut, diesen gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag schon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris zurück, ehe des Königs Befehl in der Provence ankam. Dort verwandten sich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun so lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Triumphirend kehrte Mirabeau in die Provence zurück; aber auch jetzt sah er sich ausgeschlossen von der Wahl der Adeligen durch die Besitzer großer Lehngüter. Da schwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsstände gesprochen, so glich er in dieser Versammlung dem olympischen Jupiter, welcher nach eignem Wohlgefallen die Stürme fesselte oder losließ. Die meisten und wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf Mirabeau's Antrag durch. Nach eines Augenzeugen, des Duc de Levis, Urtheil liebte Mirabeau die Freiheit, die Monarchie und selbst den Adel, wiewohl er die Neigung für den letztern sehr geschickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen diese selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen seine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst, sich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war er groß; doch sich ungleich und oft incorrect. Viele seiner Reden sind nicht von ihm;

aber überarbeitet hat er sie gewiß. Durch sein Genie machte er alles zu seinem Eigenthum. Mitten in dem Aufsieden der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie. Mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejischen Felsen.“ Seine kühne Beredsamkeit zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23sten Juni 1789, dem Ober-Ceremonienmeister, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben, mit festem Tone, „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieser Stelle vertreiben kann als das Baionnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau durchschaute den Herzog, und konnte sich nimmer an diesen ehr- und rechtlosen Mann von kleinem Herzen und ungemeßner Ehrsucht anschließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenlosigkeit. Er wollte anfangs keiner Partei angehören, sondern allein die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hof und den Ministern zu nähern. Er hatte mit Neckern eine Unterredung, der ihn aber trocken empfing, auf nichts einging, und später gewisse Geldversprechungen nicht erfüllt haben soll, daher ihn Mirabeau bis an seinen Tod unversöhnlich haßte. Vergeblich suchte er hierauf Zutritt beim König und der Königin. Den Ruf seiner Talente überwog sein lasterhaftes Leben. Da buhlte er um die Gunst des Pöbels. Er wußte, daß Orleans diesen gegen den König aufwiegelte; daher wollte er beim Volke sich geltend und dadurch dem Hofe sich nothwendig machen. Auch riefen die Weiber, welche den 5ten October von Paris nach Versailles zogen: „wo ist unser Graf Mirabeau?“ Und nur er konnte diese Bacchantinnen, welche in dem Saale der Nationalversammlung die größten Ungebührnisse begingen, durch sein mächtiges Wort zur Ruhe und Ordnung bringen. Endlich als die königliche Familie in Paris war, entschloß sich der König, Mirabeau zu sehen. Der Graf de la Marck unterhandelte mit ihm in des Grafen de Marci Namen. Ein Erzbischof führte Mirabeau'n in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat sogleich den König, ihm zu sagen, ob er hoffe und wünsche, seine vorige Regierungsgewalt wieder hergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der unglückliche Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, die verschiednen Ansichten der Nationalversammlung, und entwickelte die Art und Weise, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber seine Beredsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Nun wurden Mirabeau's Schulden bezahlt, die sich auf 207,000 Livres beliefen, und ihm wurde eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert. Er legte dem Könige zwei Plane zu einer Gegenrevolution vor; nach dem einen sollte sich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und sandte den Grafen de la Marck insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouillé alles zu veranstalten. Mirabeau hielt sein dem König gegebnes Wort bis an seinen Tod; doch folgte dieser nicht immer seinem Rathe; nur die Königin verließ sich so ganz auf ihn, daß sie sagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt.“ — Schwerlich würde Mirabeau seinen Einfluß in einer Revolution behauptet haben, die anfangs kein persönliches Ansehen dul-

dete. Schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe. Der Ankauf der Bibliothek von Buffon und des Klosters Argenteuil, einst Heloisens Zufluchtsort, und andre Umstände erregten den Verdacht der Jacobiner. Vergebens sagten Mirabeau's Freunde, der Absatz seines Journal de Provence bringe ihm so viel ein. Petion weigerte sich daher, mit bei seinem glänzenden Leichenbegängnisse (den 4ten April) zu seyn, „weil er vom Hofe sich habe erkaufen lassen." Der Tod entzog Mirabeau der Rache der Jacobiner. Er starb an einem Entzündungsfieber, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Man glaubte, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, Gift bekommen. „Meine Schmerzen," rief er mit der ihm eigenthümlichen Energie, „sind unerträglich; ich habe noch Kraft für ein Jahrhundert, und nicht mehr für einen Augenblick Muth." Der jetzige Prinz Talleyrand, den Mirabeau vorzüglich achtete, hörte sein letztes Wort: „Lesen Sie dieses Papier der Nationalversammlung vor; es enthält meine Meinung über die jetzt besprochnen testamentarischen Erbrechte. Sagen Sie ihr, es ist noch im Tode meine Ueberzeugung, nichts sey so geeignet, eine gehässige und gefährliche Aristokratie zu befestigen, als das Gesetz zu Gunsten der Erstgeburt, welches eine nachtheilige Ungleichheit in die Eigenthumsverhältnisse bringt, indem es einem Sohne das ganze Vermögen zuerkennt." Dies waren die letzten Worte eines französischen Gesetzgebers, der selbst der älteste Sohn war. So starb im 42sten Jahre seines Alters Mirabeau, der erste Redner seiner Zeit in Frankreich, und vielleicht in Europa. Seine Jugend war drangvoll und stürmisch; aber selbst in seinem reiferen Alter unterlag er oft der Gewalt, welche gefährliche, selbst erniedrigende Leidenschaften über ihn hatten. Wenn er auch im Leben Tugend nicht übte, so hat er sie doch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der vor keinem Hindernisse erschrak und beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, sondern, getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem hehren Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Als aber die Partei der Republikaner den Convent beherrschte, ward sein Andenken beschimpft. Doch war keiner der Volkshäuptlinge ihm zu vergleichen. Im September 1794 ward Marats Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Das Volk hing sein Brustbild auf; aber der erste Consul befahl im J. 1800, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzustellen. Mirabeau's Gesicht verrieth einen ernsten Charakter, aus seinem Auge blitzte das Genie; aber seine Züge hatten etwas Gemeines, und wurden zu Zeiten von den Blatternarben bis zur Häßlichkeit entstellt. Er hatte die Gestalt und Größe eines Heiducken, mit seinem finstern bäurischen Aussehen machte das dichtlockige, modisch ängstlich frisirte Haar und der gesuchte Putz eines Stutzers den seltsamsten Contrast; aber kaum öffnete er den Mund, so verschwand jeder Uebelstand vor dem Zauber seiner Rede. Lavater sagt über sein Portrait: „Ich hatte mir ihn ungefähr so, nur böser und geistreicher vorgestellt. Man sieht sogleich den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichthum, von alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Ruhe,

nur Witz ohne Weisheit, nur schamvergessende Gewaltsamkeit ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie gilt, und nur Caricatur davon ist, die nicht bloß an Narrheit gränzt, sondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil sie zu auffallend ist." — Hätte Lavater Mirabeau sprechen gesehen, so würde er auch die Physiognomie des Geistes erkannt haben. Mirabeau zeigt, wie die ganze französische Revolution, was die vom Witze auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même, 1791. Vol. IV. 8.; und Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Majean 1791. Vol. V. 8.; Esprit de Mirabeau. 1804. 8. Auch enthalten die in London 1797 erschienenen Biographical Anecdotes of the Founders of the French Republic. etc. 2 Vol. mehreres über ihn. G.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de), Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des königlich schwedischen Wasaordens, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Montauban, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, gest. zu Paris 1789, besaß seltne Talente. Er machte sich durch sein Werk: L'ami des Hommes ou traité de la population. Paris, 1758. Vol. II. 12. (der Menschenfreund) berühmt, das Beifall verdiente. Voll Eigensinn und Launen war er geizig, hart und rachsüchtig. Seine Gattin, eine stolze, mürrische und ränkesüchtige Frau, lebte in beständigem Streite mit ihm und ihren Kindern. Der strenge Vater wußte weder das natürliche Feuer seines ältern Sohnes zu bändigen, noch seine heftigen Begierden zu zügeln. Er reizte ihn durch Widerspruch, erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der Vicomte, war sein Liebling. Er zeigte in seinem letzten Willen eine an Ungerechtigkeit gränzende Vorliebe für ihn, wovon ein Prozeß und tödlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Mirabeau, der Vater, stand als ein denkender Gelehrter in Ansehen. Er vertheidigte mit Wärme und Einsicht das physiokratische System, daher man ihn den Patriarchen der Oekonomisten nannte. Wer das physiokratische System des Marquis im Wesentlichen kennen lernen will, den verweisen wir auf die merkwürdige Zuschrift, in welcher der Graf Mirabeau seinem Vater das Werk de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand (Londres 1788, T. I—VII.) widmet, wo er die Bestätigung der Grundsätze jenes Systems in der ihm widersprechenden Verwaltung des preußischen Staats gefunden zu haben versichert. Mit Unrecht ward der Marquis Mirabeau eine Zeit lang für den Verfasser des Système de la nature etc. gehalten. Er und sein jüngerer Sohn waren die Schutzredner des Hofes und der königlichen Gewalt. So machte die Politik den Vater und den ältesten Sohn, wie die beiden Brüder, zu unversöhnlichen Feinden. Doch der Vater starb und der Vicomte, den man in der Nationalversammlung allgemein verachtete, wanderte aus. G.

Miranda ist nicht, wie Dumouriez, unter und mit dem er diente, gemeint hat, in Peru, sondern in Mexiko geboren. Er fand, der Eifersucht ungeachtet, mit der die Spanier die eingebornen Amerikaner anzusehn pflegen, dennoch ein Mittel, sich den Grad eines Obersten zu verschaffen, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu mehre-

ren geheimen Aufträgen gebraucht. Die spanischen Dienste verließ er, und unterstützte die Sache der Nordamerikaner. Man behauptet, daß er eine geraume Zeit an einem Plane gearbeitet habe, seine Landsleute zu befreien, weshalb er auch Neu-Spanien eilig verlassen habe. Er reiste allenthalben umher, durchspähte alle Winkel Europens, und hielt sich zu wiederholten Malen in England auf. Sein richtiger Geschmack, seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine classische Schreibart setzten ihn in den Stand, eine Menge Anekdoten und Bemerkungen über die Gebräuche, Staatsverfassungen, Gesetze und Wissenschaften einer jeden Nation, vornehmlich aber über ihre militärische Verfassung, zu sammeln und zu verbreiten. Als die französische Revolution ausbrach, und ein auswärtiger Krieg unvermeidlich wurde, verließ er Petersburg, wo er sich eben befand, und die Gunst der Kaiserin genoß, deren Versuche, ihn an ihre Person und ihren Dienst zu fesseln, vergebens waren, und begab sich nach Paris. Er erhielt durch Petions Verwendung den Grad eines Generalmajors, und unterstützte die Anstrengungen des Generals Dumouriez zur Besiegung Belgiens. Da er ein ausgezeichneter Ingenieur war, so entwickelten sich in der Kunst des Angriffs seine Talente immer mehr. Er wurde von der Armee geachtet, und in Paris populär. Als der Held von Jemappe (Dumouriez) in Holland eindrang, wurde Miranda zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die zur Belagerung von Mastricht bestimmt waren, welches Unternehmen aber durch eine einleuchtende Nachlässigkeit desjenigen Generals vereitelt wurde, der sich an der Spitze der Armee befand, die sie zu decken befehligt ward. Das Benehmen Dumouriez wurde verdächtig. Miranda theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses war, seine Besorgnisse mit, und bekam den Auftrag, den General en Chef zu verhaften. Dieser Umstand rettete dem General Miranda das Leben, denn Dumouriez legte ihm den Verlust der Schlacht von Neerwinden zur Last, wogegen sich aber Miranda in einer eben so gelehrten als nachdrücklichen Vertheidigung gerechtfertigt hat. Die Partei der Gironde war kaum durch die Energie des Berges besiegt, als Miranda verhaftet, und nicht eher in Freiheit gesetzt wurde, als bis nach der Hinrichtung Robespierre's alle Gefängnisse geöffnet wurden. Er nahm demnächst einen thätigen Antheil gegen die pariser Sectionen, und wurde abermals auf Befehl des Direktoriums verhaftet. In der Folge wurde ihm unter dem Vorwande, daß er ein Ausländer sey, Frankreich zu verlassen, befohlen. Miranda weigerte sich, zu gehorchen, reclamirte bei der Legislatur die Rechte eines französischen Bürgers, und die ausübende Macht sah sich, von ihrem Vorhaben abzustehen, genöthigt. Er lebte darauf einige Zeit im Verborgenen, bis 1797 ein neues Verhaftungsdecret gegen ihn erlassen wurde, welchem er durch Flucht nach England entging. Von hier kehrte er erst 1803 nach Paris zurück, wurde aber von Neuem wegen Anschlägen gegen die Regierung des ersten Consuls verbannt. Eingeladen von den Insurgenten, war er 1806 mit Ausrüstung einer Expedition zu Neuyork beschäftigt, welche den Zweck hatte, die spanischen Colonien in Südamerika zu insurgiren und unabhängig von Spanien zu machen. Allein Spanien traf gehörige Vorkehrungen, Miranda wurde geschlagen, und floh geächtet mit seiner Corvette Leander, während ein ungeheurer Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Im Julius 1812 nahm die Contrerevolution auf Terra Firma ihren Anfang. Der Seecapitain Diego Monteverdo rückte in Puerto Caballo ein. Er schlug in Vereinigung mit den königlich Gesinnten den General Mi-

randa, verfolgte seinen Sieg, rückte am 27sten des genannten Monats in Caraccas ein, und nahm am 30sten Julius den General Miranda gefangen. Er fand endlich nach vierjähriger Einsperrung in dem furchtbarsten Inquisitionskerker zu Cadix durch den Tod das Ziel seines unruhigen Lebens und seiner Leiden, nicht aber der geistlichen Rache. Die Mönche ließen seinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben seine ganze Habe den Flammen. (Vergl. d. Art. Südamerika.) DH.

Mirandola (Johann Pico, Fürst von), mit dem Beinamen der **Phönix**, eine der schönsten Zierden der Wissenschaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 unter Pius II. geboren. Er war der jüngste Sohn von Johann Franz von Mirandola und Julia, aus dem edeln Geschlecht Bojardo. Eine Feuerkugel, so erzählen abergläubische Geschichtschreiber jener Zeit, ward über dem Bette seiner Mutter gesehn, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Früh genoß er den Unterricht der geschicktesten Lehrer, und gab die außerordentlichsten Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das canonische Recht zu studiren. Nachdem er zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser Studien; dagegen zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur und Wissenschaft. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, besuchte die berühmtesten Schulen und hörte die ausgezeichnetsten Lehrer. Nach sieben Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verschiedne Theses aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbat sich sogar, den Fremden die Reisekosten zu ersetzen. Aber niemand wagte zu erscheinen. Da man sich aber nicht getraute, ihn als Gelehrten anzugreifen, so suchte man seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola schlug diese Angriffe durch seine Apologia zurück, ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Beschuldigungen und Anklagen nicht abließen, so viel wie möglich jeden Anlaß zu rauben, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Beschlusses warf er fünf Bücher italienischer Liebesgedichte ins Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist. Es hat sich in dieser Gattung nichts von ihm erhalten, als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darstellt. Mirandola widmete sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht desselben war der **Heptaplus**, eine mystische oder cabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Capiteln De Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte. Er lebte jetzt abwechselnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literarischen Arbeiten beschäftigt, zu denen sein Werk **gegen die Astrologie** als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in seinem 31sten Lebensjahre starb. Er wird von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen. Paulus Jovius sagt von ihm, daß die unsterblichen Götter alle seltensten Gaben des Körpers

nd Geistes in ihm vereinigten. Wir werden bei dem Anblick seiner Schriften nicht eben so urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den amaligen Zustand der Wissenschaften erinnern.

Mirkhond oder Mirchond, s. persische Literatur.

Mischna, Mischnah, s. Talmud.

Miserēre. Erbarme dich, so heißt ein berühmter Kirchengesang, igentlich der 57ste Psalm, welcher in der Vulgata anfängt, Miserere nei domine. Besonders berühmt ist davon die Composition des Allegri s. d. Art.) — Dann heißt auch so die schreckliche Krankheit, welche urch Verstopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Mispeln, Mespeln, Mespilus, eine Obstbaumsorte, die gewöhnlich strauchartig vorkommt und beerenartige Steinfrüchte liefert. Die vom einheimischen, Mespilus germanica, sind am beliebtesten und wohlschmeckendsten, obgleich sie allem übrigen Obste sehr nachstehen. Die österreichischen und böhmischen Mispeln sind unter den deutschen ie vorzüglichsten, auch liefern Tyrol und Italien dergleichen unter dem Namen der Azzaruoli. F.

Miß, bei den Engländern der Titel unverheiratheter Damen von Stande.

Missa, Misse, s. Messe.

Missalen, Missalbuchstaben nennt man die größten Buchstaben, besonders in der Druckerei, weil ehemals damit die Missalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der catholischen Messe enthalten, geschrieben und gedruckt wurden.

Missionen, Sendungen, wurden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen oft Christen, entweder aus eignem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutsche Kirche ward durch solche Glaubensboten, welche man später Missionäre nannte, namentlich durch Bonifacius im achten Jahrhunderte gegründet. In den letzten Jahrhunderten geschah von Seiten der catholischen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nannte) mehr als von der protestantischen für das Missionswerk, weil sich hier mit dem religiösen Interesse das hierarchische verband; weil, ehe England auf dem Meere prädominirte, das catholische Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das protestantische; weil die catholische Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte, und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestantische Kirche besaß (s. Propaganda). Die merkwürdigsten Missionen der catholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Christenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden ist. In China aber und auf der Küste von Coromandel dauern die zur Ausbreitung des Christenthums gegründeten Niederlassungen fort. Durch die Ereignisse, welche der französischen Revolution folgten, wurden die Fonds der Missionsanstalten geschwächt und diese Institute in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und da sich überdies die Aufmerksamkeit der catholischen Kirche von den entferntern Gegenständen ganz auf das, was

uropa vorging, lenken mußte, so konnte sie nur wenig für die Au[s]
ung des Christenthums unter heidnischen Völkern unternehm[en].
r den protestantischen Völkern haben sich theils die Dänen, th[eils]
Britten um das Missionswerk verdient gemacht. Die von den D[änen]
seit 1704 zu Trankebar gegründete Mission dauert bis auf den he[utigen]
Tag fort, und noch in den letzten Jahren sind die Berichte [der]
gen Missionäre auch in Deutschland bekannt geworden. Zu [den]
rühern Zeiten in England vorhandenen Missionsanstalten gese[llte]
im J. 1794 eine große Missionssocietät, unter deren Unternehm[ungen]
besonders die Sendungen christlicher Prediger nach Südafrika u[nd]
ralien bemerkenswerth sind. Auch die Brüdergemeinde unterhält i[n]
Weltgegenden Missionäre. Wer nur einige Kenntniß von de[m]
rblichen Aberglauben und der sittlichen Verwilderung der mei[sten]
ischen Völker hat, muß dieser Unternehmungen sich freuen und ih[nen]
für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünschen. Eine vol[lstän-]
ige Kenntniß der Missionen, welche auch für Länder- und Vö[lkerku]-
nde so wichtig geworden sind, und ihrer Geschichte erlangt ma[n]
folgende Werke: Nachrichten von der Ausbreitung des Reich[s]
Christi überhaupt und durch Missionarien unter den Heiden in[sbeson]-
dere. Elberfeld, 1815. Mit diesen sind die Hallischen Missions[ber]-
ichten (Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu[r Be]-
hrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätz[en und]
Briefen der Missionarien, wovon Halle 1815 das 65ste Stück vo[n]
Knapp herausgegeben worden ist) zu vergleichen, welche von de[n däni]-
chen und englischen ältern Missionen Nachricht enthalten. N.

Mississippi. Dieser große nordamerikanische Strom entspring[t]
verschiednen Seen und Gewässern, durchströmt Louisiana und fäll[t]
n mexikanischen Meerbusen. Sein Lauf beträgt, wenn man di[e Krü]-
mmungen mitrechnet, gegen 650 deutsche Meilen. Er ist sehr brei[t]
ief, hat einen schnellen Lauf, aber außer dem Wasserfall St. An[ton]
in den höhern Gegenden keine Abstürze, welche die Schifffahrt
[hi]ndern könnten. Die Ufer sind fast durchgängig fruchtbar und re[izend].
Von den Flüssen, die der Mississippi aufnimmt, sind die bede[uten]-
[dst]en der Missurifluß und der Ohio. Das benachbarte Land,
[welch]es auch den Namen Mississippi führt, ist zu Anfang des vorig[en]
[Jahrh]underts durch die Handelsspeculationen merkwürdig geworden, die
[von F]rankreich aus dahin gemacht wurden und den Actionären eine[n Ver]-
[lu]st von vielen Millionen zuzogen.

Mitau, die Hauptstadt von Curland, am Flusse Aa, in der Land[schaft]
Semgallen. Die Zahl der Einwohner beträgt über 12,000. Die Stadt
[me]istens schlecht gebaut. Auf der Stelle des vormaligen Schlosses,
[außer]halb der Stadt, hat Herzog Ernst Johann von Biron ein präch[tiges]
neues Residenzschloß erbaut. Durch die Landescollegia, durch die
[Landt]age des Adels, und durch die von Deutschland über Mitau nach
[Peters]burg führende Hauptstraße ist die Stadt sehr lebhaft. Das Gym[nasi]-
[um] wurde vom Herzog Peter gestiftet und 1775 eingeweiht.

Mitbelehnschaft, s. gesammte Hand.

Mitfort (William) Esq., Mitglied der königl. Gesellschaft zu
[Londo]n, berühmt durch seine vortreffliche Geschichte Griechen[lan]-
[d]s, wurde geboren zu London und erhielt seine Bildung zu Cheam-
[schoo]l in der Grafschaft Surry, von wo er nach Oxford in Queen's College
[ging]. Er trat sodann in den Middle Temple, verließ jedoch das Rechts-
[studiu]m und wurde Obristlieutenant bei einem Milizregiment von South-
[amptons]hire. Die Werke dieses berühmten Schriftstellers sind: An Es-

ay on the harmony of language; — A Treatise of the military force and particulary the militia of this kingdom. — The history of Greece (durch Eichstädts Uebersetzung in Deutschland bekannt). — Considerations upon the Corn Laws.

Mithra, der Genius der Sonne bei den Persern, welcher als Hauptgottheit verehrt und als männliche Figur, mit Löwenkopf und Adlerflügeln, auf einer Kugel stehend, um seinen Körper eine Schlange gewunden, vorgestellt wurde. Die Mysterien dieser Gottheit wurden noch im ersten Jahrhundert nach Chr. in finstern Hölen gefeiert, und erst im vierten Jahrhunderte zerstört.

Mithridates, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große oder der VI. der berühmteste war. Er war bei seines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrschsucht, Grausamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenschaften, welche sich früh in ihm entwickelten. Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er seine Mutter, welche sein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo sie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift starb. Nicht zufrieden, seinen Körper gegen alle Beschwerden abzuhärten, soll er ihn durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden, vermählte er sich mit seiner Schwester Laodice, mit der er einen Sohn, Pharnäces, zeugte. Darauf unternahm er eine Reise durch Asien, theils um die Gebräuche, Gesetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er zweiundzwanzig Sprachen gesprochen habe), theils um die Länder seiner Nachbarn, die er sich zu unterwerfen strebte, auszukundschaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und bestrafte seine ihm indessen untreu gewordne Gemahlin, die ihn vergebens zu vergiften gesucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Rüstungen zu seinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ sich dadurch so wenig schrecken, daß er sich auch des unter römischem Schutze stehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er sein Augenmerk auf Cappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieses Land besaß, und seine genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderisch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nicomedes, König von Bithynien, in Cappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte sich mit der hinterlaßnen Witwe, einer Schwester des Mithridates. Dieser ergriff den Vorwand, den Sohn seiner Schwester wieder auf den Thron setzen zu wollen, fiel in Cappadocien ein, eroberte es glücklich, und setzte gegen seinen anfänglichen Plan seinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Grosmuth und nöthigte den jungen Fürsten durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmassen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, sondern bot den Frieden an und lud den jungen Fürsten zu einer Unterredung ein. Während derselben tödtete er ihn mit einem Dolche, den er verborgen bei sich trug, im Angesicht beider Heere. Die Cappadocier, die ihren Herrn fallen sahen, befiel ein panischer Schrecken, und Mithridates be-

..lgte sich des Landes fast ohne Gegenwehr. Aber Nicomedes, der
größter Besorgniß den Mithridates immer mächtiger werden sah,
redete mit seiner Gemahlin und Schwester Laodice, einen Jüngling
en dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und diesen die Römer
Hülfe anflehen zu lassen. Die List gelang. Laodice reiste selbst nach
, um die Aussage des Prätendenten zu bestätigen. Mithridates,
..llem unterrichtet, bediente sich desselben Betrugs, indem er den
..rn zu beweisen suchte, daß der junge Fürst, dem er Cappadocien
ab (welches sein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariarathes
..n), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes sey. Die Römer, wel-
..n doppelten Betrug entdeckten, befahlen dem Mithridates, Cappa-
.., und dem Nicomedes Paphlagonien wieder abzutreten. Dieser
..l wurde vollzogen und in Cappadocien Ariobarzanes zum König
..lt. Kaum aber hatte Sylla, dessen Waffen ihn auf den Thron
..n, Asien verlassen, als Mithridates den König von Armenien, Ti-
..s, aufwiegelte, welcher des Mithridates Sohn in Cappadocien wie-
..nsetzte. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das
seinem Bruder Socrates Christos. Bald setzten jedoch die Rö-
..lles wieder in den vorigen Stand, ohne daß Mithridates sich wi-
..t hatte. Er rüstete sich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom
und brach, da die Römer seine Foderungen nicht befriedigen woll-
plötzlich gegen Cappadocien und Bithynien zugleich los. Seine
..smacht bestand aus 250 000 Mann Fußvolk, 50,000 Reitern, 130
..lwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den
..ischen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von
..s Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den
mit Glück. Er schlug nicht nur den Nicomedes, sondern auch
..quilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der rö-
..n Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er seine
..eile. Phrygien, Carien, Mysien, das eigentliche Asien, Lycien,
..hylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in seine
..t und begrüßten ihn als den Schutzgott Asiens. Die römischen
..rren Oppius und Aquilius wurden ihm sogar von den Einwoh-
..on Laodicea und Lesbos als Gefangne ausgeliefert und er ließ
..m zu Pergamus geschmolznes Gold in den Hals gießen, die Hab-
der Römer damit verspottend. Die asiatischen Freistaaten Mag-
Mitylene, Ephesus u. s. w. öffneten dem Sieger die Thore, der
..se Schätze zusammenbrachte, daß er seine Heere fünf Jahre lang
unterhalten konnte. Die römischen Bürger, welche in Klein-Asien
..n, ließ Mithridates sammt ihren Weibern und Kindern umbrin-
Dionysius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, andre auf
.. an. Sein Glück weiter verfolgend, segelte Mithridates mit sei-
..otte ab, um sich der Inseln des ägäischen Meeres zu bemächtigen.
..gab sich ihm; aber Rhodus widerstand so kräftig, daß Mithri-
von seinem Vorhaben abstand und nach Pergamus zurückkehrte.
..ier schickte er seinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 Mann
Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verschiedne andere
wurden erobert, während ein andrer seiner Feldherren, Metropha-
..ubba verwüstete. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeu-
Verlust erlitten, ließ Mithridates seinen Sohn Ariarathes mit
..ächtigen Armee in Macedonien einfallen, welches nebst Thrazien
..em bezwungen wurde. Allenthalben waren des Mithridates Waf-
..greich, bis endlich die Nachricht, daß Italien selbst bedroht wer-
Römer zu kräftigern Maßregeln aufschreckte. Sylla begab sich

als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf, und befreite durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Klein-Asien und belagerte in der Festung Pitane den Mithridates selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte wurde zwei Mal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Archelaus auf, Frieden zu schließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, und mußte den Römern 80 bemannte Kriegsschiffe nebst einer großen Summe Geldes überliefern. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates die Colchier angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römische Feldherr Muräna, der verwüstend in Pontus eingefallen war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für den Sieger erklärt, als vom Dictator Sylla gesandt, Aulus Gabinius in Asien erschien, um den Friedensvertrag zu bestätigen. Cappadocien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er die Bosporer; kaum aber hatte er Sylla's Tod erfahren, so beschloß er die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen. Auf seinen Antrieb fiel sein Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, in Cappadocien ein, während er selbst nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung Bithynien und die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die beiden Consuln Lucull und Cotta zogen gegen Mithridates aus, dieser als Admiral der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Zur See waren die Römer unglücklich, zu Lande hingegen behauptete sich Lucullus (s. d. Art.). Vorsichtig vermied er eine Hauptschlacht gegen den überlegnen Feind, erfocht aber mehrere so bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus stand. Während er aber Amisus belagerte, sammelte Mithridates ein Heer, mit welchem er einen ansehnlichen Sieg erfocht. Lucullus wußte indeß bald das Verlorne wieder zu gewinnen und bald sah Mithridates sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freundschaftlich aufnahm, aber keine Gemeinschaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwischen ganz Pontus in eine römische Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erklärung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige, es doch für niederträchtig halte, einen so nahen Verwandten seinen Feinden zu übergeben. Da er aber voraus sah, daß man sich mit dieser Antwort nicht beruhigen werde, hielt er eine geheime Unterredung mit Mithridates, in welcher festgesetzt wurde, daß Mithridat mit 10,000 Mann nach Pontus gehn, dort eine Armee versammeln und mit denselben zum Tigranes zurückkehren solle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet schnell und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit dem Mithridat. Tigranes aber sammelte ein neues Heer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte Mithridat seine Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren des Lucullus aufs Haupt, worauf er sich nach Klein-Armenien wandte, um sich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdeß hatte an Lucullus Stelle der Consul Manius Acilius Glabrio das Commando des römischen Heers erhalten. Die mit diesem Wechsel verbundne Verwirrung hatten die verbündeten Könige

benutzt, sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Cappadocien und Klein-Armenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er Mithridat in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieser schlug sich zwar durch, wurde aber von den verfolgenden Römern in einem engen Thale angegriffen und erlitt die entschiedenste Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Colchis; aber Pompejus folgte ihm und zwang ihn, sich auf dem Gebiete eines scythischen Fürsten zu verbergen. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorschläge machte. Da sie sich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompejus angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abenteuerlichen Entschluß, an der Spitze seines Heeres zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er sich aber am Bosporus cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigner Sohn Pharnaces stand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich Mithridates, weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieser große König im J. 64 vor Chr. Geb., nachdem er fast 50 Jahre über Pontus regiert und die Römer unter ihren größten Feldherren oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mittag ist diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unsrer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben.

Mittag oder **Mittagszeit** ist der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. (Vergl. Culmination.) Die Astronomen fangen den Tag vom Mittage an und zählen nach einander vierundzwanzig Stunden bis zum nächsten Mittage fort. In Deutschland und den mehrsten europäischen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung zwölf Stunden nach dem Augenblicke des Mittags, also in dem Augenblicke der Mitternacht angefangen und von einem Mittage bis zum andern in zwei Mal zwölf Stunden getheilt. Sowohl die astronomische als bürgerliche Zeitrechnung richtet sich nach dem **wahren Mittag**, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und ist nur vier Mal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung gibt den Unterschied an.

Mittagsfläche heißt die Ebne, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebne sowohl des Horizonts als Aequators senkrecht steht. Der Schatten eines senkrecht stehenden Stabes befindet sich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche.

Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wo er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist.

Mittagskreis, oder **Meridian**, ist ein größter Kreis der

Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelkreis geht, oder der Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieser Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die östliche und westliche. Es ist Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. — Außerdem gibt es auch Mittagskreise der Erdkugel. Dies sind gleichfalls größte Kreise, welche durch die beiden Erdpole und die Scheitelkreise gehen. Sie sind desjenigen Ortes der Erde, den sie treffen, wenn sie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagskreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Orts redet, so versteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreises, oder den Halbkreis, der durch beide Pole geht, und die andre Hälfte ist in diesem Sinne der entgegengesetzte Meridian des Orts. Die Oerter, welche in einerlei Meridian oder Mittagskreise liegen, haben auch gleichen Mittagskreis am Himmel, also einerlei Mittag und einerlei Zeit. Die Oerter des entgegengesetzten Mittags sind in Rücksicht der Zeit um zwölf Stunden verschieden. — Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommne Kugel, sondern in den Polen abgeplattet ist: so folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer seyn müssen, als gegen und unter dem Aequator. Alle Oerter, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge (s. d.). Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. Er ist willkürlich; die Franzosen zogen ihn durch die Insel Ferro (20 Grad westlich von der pariser Sternwarte); die Engländer über Greenwich. Von diesem ersten Meridian aus werden die Längengrade von Westen nach Osten um die ganze Erde herum gezählt.

Mittagslinie heißt die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhren richtig verzeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Man hat zu astronomischem und geographischem Gebrauch die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; J. D. Cassini setzte sie bis Collioure, und J. Casimir, Maraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6 1/2″ des Mittagskreises der Erde. — Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranstaltung versehn, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Augusts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, später zu Florenz, Bologna, Paris.

Mittagspunkt, oder Südpunkt, ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er ist einer von den vier Cardinalpunkten. In der Schiffersprache heißt er Südpunkt.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit der Menschen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer sittlichern Richtung und überwiegenden Neigung zur Reflexion, mit Recht das Mannesalter der Menschheit genannt worden ist, so darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menschen gleich gelten; nicht nur

wegen seiner Stellung zwischen der alten und neuen Zeit (man gibt diesen Namen den Jahrhunderten vom Untergang des weströmischen Reichs, oder enger von Carl dem Großen an bis zur Reformation), sondern ganz eigentlich zufolge seines Wesens; denn was dem Jüngling eigen ist, stolzes Gefühl der persönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zum Enthusiasmus gesteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das sogenannte Mittelalter aus. Nachdem der Egoismus des Alterthums in der römischen Universaldespotie und die Sinnlichkeit desselben in der Ueppigkeit der Welthauptstadt ihre äußerste, sich selbst vernichtende Höhe erreicht hatten, da schleppte das Menschengeschlecht durch mehrere Jahrhunderte ein charakterloses Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland sich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einseitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft, der frischen Leidenschaftlichkeit, die jene allein charakterisiren, und die bei den Deutschen durch die neuen Siege reiche Nahrung erhielten, besaßen diese noch jenen heißen Enthusiasmus fürs Hohe und Heilige, der die Geschichte des Mittelalters so anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menschheit geben die Erklärung der vielen hervorstechenden, so ganz ausschließend eigenthümlichen, Erscheinungen jener Zeit; sie geben diese Erklärung besser, als die, gewöhnlich zu hoch angeschlagene, Verschmelzung des barbarischen Charakters mit dem der Römer; denn diese hatten keinen, und die neuen Bedürfnisse, die die Deutschen durch sie kennen gelernt, haben nur die Aeußerungen ihres Wesens, nicht dieses selbst, bestimmt. Dies gilt selbst von der einflußreichsten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Christenthum. Trotz auf eigne Kraft, eifersüchtige Ueberschätzung persönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnswesens und des Faustrechts, wie des städtischen Lebens und der Gilden und Zünfte; der Enthusiasmus jener Zeit, die Quelle der lieblichen und hohen Poesie, die damals geblüht, so wie er auf der andern Seite das Mönchswesen und die Ausbildung der Hierarchie möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erscheinung der Ritterschaft. Wie der Deutsche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, sich überall durch eigne Kraft selbst zu helfen, wie er deswegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigste Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern spät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfassung sich ausbilden können, wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile seiner Uebermacht nach Gutdünken sich bedient, und was seine Faust vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Artikel Landfrieden so vollständig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Artikel Lehnswesen aber dargestellt, wie in jenen Zeiten jeder, der seine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewisse Macht zu behaupten dachte, einer Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehensverhältnisse bald über die Völker sich ausbreiteten, und ein Surrogat der Staatsgewalt wurden, welche in jener Zeit nur dem Namen nach bestand, und das Mittelalter gewissermaßen verschlief, um in der neuern Zeit desto furchtbarer aufzuwachen, wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vasallen nach und nach die heutigen Formen unserer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen

Hingeben an eine geliebte Person oder Idee, die wir dort als dem Lehnswesen förderlich vorstellten, steht keineswegs im Widerspruch mit der Hauptveranlassung desselben, der Sucht nach Ungebundenheit. Diese machte das Lehnswesen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäischen Staaten mit einer unabsehbaren Menge reicher, und durch Heere von Vasallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbesitzer, die, zugleich stets gerüstete Krieger, in ihrem Stolze kein Gesetz kannten, als das selbstgeschaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfene, zum Dulden geschaffne Menschenklasse verachteten. Sollte diese Classe unter solchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, so mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herstellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbesitz sich gegenüberstellen. Diese Nothwendigkeit brachte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derselben Grafen, Bischöfe und Aebte, denen sie später so furchtbar wurden, entstanden und erhoben sich besonders im 11ten Jahrhundert durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß zu einem Wohlstand, der sie in den Stand setzte, die Freiheit bald zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht stehen, sondern begannen bald, kleine Staaten im großen zu bilden, ja die Meisten durften es wagen, Niemand als Kaiser und Reich über sich zu erkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunst undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebst der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und schieden sie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfassung sicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe diese Anstalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbst viele von Adel lockte der Wohlstand der Städte und die Bequemlichkeit, die sie darboten, sich darin niederzulassen, ja sie geizten darnach, in diesem Gemeinwesen obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und bald rissen sie, des Befehlens gewohnt, diese in vielen Städten allein an sich. So rief der Geist der Vereinzelung und des stolzen Selbstvertrauens seinen Gegensatz hervor, das System der Verbindungen und Gemeinwesen, die monarchische Richtung der neuern Zeit veranlaßte selbst das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loser in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Uebermuth der Großen, zu desto größerm Flor, zu desto ansehnlicherer Macht sehn wir dessen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutschland und Italien diese Republiken selbst dem Kaiser furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand schon im zwölften Jahrhundert völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, schon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben sie sich dadurch, daß Ludwig der Dicke und seine Nachfolger, besonders, 200 Jahre nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, sie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und sich durch sie gegen diese zu stärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieser Länder zu der Macht der deutschen und italienischen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardische Bund, in Deutschland der hanseatische, rheinische und schwäbische (siehe den Artikel Italien, Hanse und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze solcher Macht und hinter der Friedigung städtischer Mauern hatten alle Künste und Gewerbe und jede

Art der Bildung des Geistes ein fröhliches Gedeihen, so daß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das städtische Wesen den Grund gelegt hat. Die wichtigen Erfindungen, die wir jetzt hoch schätzen, rühren am meisten von Bürgern jener kleinen Freistaaten her, oder sind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeist derselben veranlaßt. Mit Verfassungen, denen des Alterthums ähnlich, schien auch dessen Geist wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laster Athens und Sparta's und Roms findet man besonders in den Freistaaten Italiens wieder, wo auch das Clima dem der anderthalbtausend Jahre früher untergegangenen gleich war; dieselbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Ränke, eben die, nur anders gestaltete, Liebe zu Künsten und Wissenschaften. Aber auch diese Gemeinheiten blieben selbst im Innern von dem Einflusse des trotzigen Zeitgeistes, dem sie entgegenstrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freistaaten so gefährlich, wurde durch diesen Geist doppelt furchtbar, und nöthigte die schwächern Bürger, in derselben Noth, die ihrer Vaterstadt die Entstehung gegeben, zu demselben Auskunftsmittel; sie verbanden sich zusammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Gesellschaften, die gewöhnlich von Leuten Eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regellosen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man Gilden, oder Zünfte (arti), und sie wurden durch Zunftmeister vertreten. Die strengste Verfassung schien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewisser Lehrjahre und Fortrücken durch gewisse Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkauften später für Geld auch Andere die Aufnahme in eine Zunft, deren Handthierung sie weder kannten noch ausübten. Denn diese Zünfte wurden im 14ten Jahrhundert so stark und mächtig, daß sie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige fast allein in Händen gehabt, fast überall ausschließlich an sich rissen, und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbfleiß keinesweges beitrug, auch nicht zieme, ihren Schutz und Frieden zu genießen, oder gar sie zu beherrschen. Der Adel, so weit er nach diesen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte sich ebenfalls durch Zusammentreten in nähere Verbindungen (Geschlechtergesellschaften), und der Landadel bildete große Bündniße gegen die Macht der Städte (s. d. Art. Landfrieden). Ueberhaupt wurde das Gildenwesen, das den Bessern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit schien, so allgemein, daß man fast nirgends Menschen von gleicher Bestimmung und Lebensart antraf, die nicht auch sich enger verbunden und gewisse Gesetze und Ordnungen unter sich beliebt hätten. Selbst die Wissenschaften mußten in der Universitätsverfassung, in dem Durchlaufen akademischer Grade, diesem Geiste huldigen, und selbst die freien Künste legten sich im spätern Mittelalter den Zunftzwang an (s. Meistersänger), wodurch denn freilich Wissenschaften wie Künste hinter der Vollkommheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen schien, weit zurückblieben; denn nichts ist ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttische Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit sich führt. Eben so hatte auch die merkwürdigste Anstalt jenes Zeitalters die charakteristische Blüthe seines ganzen Wesens, die Ritterschaft, alle Eigenheiten zünftischer Ver-

ung. Der **Krieg** war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht
er war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen,
nur jahrelanger Kriegsdienst als Knecht oder Knappe gab auch
dem Höchstgebornen auf den Ritterschlag Anspruch. Aber Knecht, Rit-
ter und Bannherr waren erfüllt von demselben Geiste der Ehre, des
Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie sehr die Ehre dem kraft-
vollen Germanen das Höchste war, so waren jene enthusiastischen Men-
schen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung
an die Religion und von gleichsam religiöser Liebe und Ehrfurcht für
die Frauen. Jene ergreift, besonders in der Gestalt, die sie damals,
dem Zeitalter sich anschmiegend, gewann, mächtig jedes schwärmerische
Gemüth, und die Frauen hoch zu achten war uralte germanische Sitte.
Wie konnte also jene Kriegercaste der Edeln anders, als Arm und
Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten
der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegerischen Uebun-
gen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrenn-
lich, mit gleichbedeutendem Namen **Chevalerie** genannt hat (s. Rit-
terwesen)? — Der Enthusiasmus des Mittelalters für die Religion
zeigte in seinen Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unsre Kühle kaum
begreifen kann. Hier sehen wir Hunderte von Jünglingen und Jung-
frauen in der kräftigsten Lebensblüthe in finstere Mauern sich einschlie-
ßen, oder in wilde Einöden sich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit
Beten und Kasteiungen zuzubringen; wir sehen jährlich Tausende bar-
fuß und fastend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pil-
gern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir sehen
von Menschenalter zu Menschenalter Hunderttausende mit Kreuz und
Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte
von den sie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend
geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe
Kraft jener Zeit zu mildern und menschlich und liebenswürdig zu ma-
chen; aber sie wußten auch eigennützige Menschen zu selbstsüchtigen
Zwecken trefflich zu benutzen. Der **Gewissenszwang** und die Ke-
tzer- und Judenermordungen, der üppige Glanz des päbstlichen Hofes
und die ganze weltumklammernde Maschine der **Hierarchie** wurden
die traurigen Früchte dieses teuflischen Mißbrauchs. Dem weltlichen
Arm gegenüber, dem das Lehenswesen, das Heer der Vasallen, allein
Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischö-
fen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen,
Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwind-
lich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen
Waffen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote standen. Nach Aller
Glauben im Besitz der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und
unglücklich zu machen, auf Ewigkeiten zu binden und zu lösen, be-
herrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Kö-
nige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter
Christi, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehor-
sam und unterthänig, oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nich-
tigen Kampfs gegen die Ueberlegenheit. In einer Zeit, wo man in
den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrund-
gesetze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, alles wagten,
was sie vermochten, war es unschätzbarer Gewinn, daß der Papst Jahr-
hunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen stand;
aber die Ueppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Verfinsterungssucht
der Geistlichkeit vom Papste hinab bis zum untersten Bettelmönch blieb

ein Fluch und Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters. Vergeblich strebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeisterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenser, Wikleff und Huß und seine Anhänger, die neue Babylon zu stürzen; sie fanden bei Zeitgenossen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edeln Streben den schmählichsten Untergang. Neuen Feinden mußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht des 13ten Jahrhunderts verhindern, in ihr Reich der Finsterniß zu dringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiösen Schwärmerei schon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, der einzige Luther die Mündigsprechung Europa's feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht mußte eine poetische Zeit seyn; jene Menschen, die alles, was sie begannen, mit so ganzer Kraft, mit so kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunst fähiger seyn, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwischen Krieg und Liebe, festlicher Pracht und religiösen Uebungen getheiltes Leben unmittelbar und unwillkührlich poetisch gestimmt und auf poetische Lebensansichten geleitet. Daher sehen wir, vom 12ten Jahrhundert an, zuerst unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in so großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetischen Zeit sey jeder sinnige und sittige Mensch ein Dichter. Im südlichen Frankreich, wo das Ritterwesen sich zuerst ausbildete, zeigten sich auch die ersten Funken der modernen Poesie; die provençalischen Troubadours, die zumeist an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouse sangen, sind ihre Väter. Bald sangen ihnen die französischen Trouveres (ménétriers) und die deutschen Minnesinger in ihren Muttersprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençalischen, und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der französischen Sprache. Aber bald bildeten auch bei diesen die Ministrels eine Nationalpoesie, und die Italiener gewannen etwas später, seit der große Dante die toscanische Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derselben und Feststellung der Formen für die moderne Poesie einen hohen poetischen Ruhm. In Spanien war die catalonische Poesie eins mit der provençalischen, die castilische aber und die portugiesische mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutschlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen selbst die Fürsten die Muße von Waffenthaten einer Dichtkunst, die hier von der zartesten Galanterie, dort von der glühendsten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Wesen hatte. Daher dichteten und sangen jene Lyriker (denn wie die alten vereinigten auch sie diese Kunstthätigkeiten, die nur Unvermögen zum Nachtheil der Kunst getrennt hat) in ihren süßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieser lyrischen Poesie bildete sich auch die epische, die bei jeder poetischen Nation das dichterische Streben beginnt und ihm Festigkeit und Mittelpunkt gibt, wunderbar schön, und groß in Kraft und Umfang, aus. In Vielem erinnern ihre Werke an die Epopeen

der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon sie durchdrungen sind, berechtigt uns, diese Epik unter dem Namen der Romantik (s. d. Art.) von der alten zu unterscheiden und ihr gewissermaßen entgegenzusetzen. Drei Fabelkreise sind es, in welchen die episch-romantischen Dichtungen des Mittelalters sich hauptsächlich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer sehr großen Menge noch vorhandener und einer nicht geringern verlorner Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd: denn diesem galt für Alles sein großer Dante, der hoch über und weit außer allem diesen steht, so sehr auch seine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entspricht. Der erste, und echt deutsche, unter jenen Fabelkreisen ist der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andren Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Diesem zunächst stehen die gleich alten Fabeln vom brittischen König Artus, seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brittischen oder kymrischen Sagen in Frankreich besungen und von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, und wohin Titurel, Parzifal, Tristan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin und A. gehören. Zu diesen beiden kam noch der dritte, ursprünglich französische, Fabelkreis von Carl dem Großen und seinen Pärs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieser drei Kreise gehörig, ist der Roman von Amadis von Gallien. Außer diesen Stoffen verarbeitete die poetische Lust des Mittelalters auch historische Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, besonders Alexanders des Großen Thaten und die Kreuzzüge, auch biblische Geschichten, und sogar die Stoffe der ältern Epopeen Homers und Virgils zu neuen großen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth (s. Minnesinger). Aber, mochte es an politischen Ursachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterschaft, der Pflegerin dieser Poesie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindlichkeit vor dem herannahenden nachdenklichen Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poesie im höchsten Grade ungünstig. Die Gesänge verstummten in Deutschland, Frankreich und Spanien schon vom 14ten Jahrhundert an fast ganz; nur Italien hatte nun erst seinen Petrarca und Boccaccio, England seinen Chaucer. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreisen keine Fabel gewesen war, die im 13ten Jahrhundert nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre, wenn die manessische Sammlung allein von 136 Dichtern dieses Jahrhunderts gegen fünfzehnthalbhundert Minnelieder enthält, so stand dagegen seit dem 14ten unter den Rittern fast kein einziger Dichter mehr auf; die epischen Dichtungen der Alten wurden über prosaische Romane, in denen man ihre Fabeln verwässert hatte, vergessen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutschland in die plumpen Hände der Meistersänger, die sie erdrückten, und durch Regelzwang und zünftische Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und vortreffliches dünkte, zu erhalten sich mühten (s. Meistersänger). So blieb es auch im 15ten Jahrhundert, das gleichsam nur den großen Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, aufhorchend, und den Kämpfen, die ihnen vorhergingen, so wie der Reflexion, die sie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Geistesspiel, von der friedlich unbefangnen Selbstbetrachtung und Anschauung glücklicherer und poetischer Zeiten. Erst am äußersten Ende

des Mittelalters, als er nur noch in der Erinnerung lebte, als auch jener entgegengesetzte Enthusiasmus der Reformatoren und die Bewegungen, die er erregte, sich schon etwas gelegt hatten, rief Ariost die Fabeln von den Pärs des großen Carls aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die der Dichtkunst, und Spanien und England erhielten jetzt erst in Cervantes und Shakspeare neue Nationalpoesie. Welcher Unterschied aber zwischen diesen schöpferischen, ihre Stoffe beherrschenden Geistern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausströmten, so daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem sie gefühlt, die Phantasie, in der sie gebildet, oder den Verstand, in dem sie geordnet sind, bewundern soll, und deren humoristische, oft ironische Nebentendenz oder Hintergrund die Söhne der neuern Zeit sogleich verkündet, und zwischen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, welche die Welt nahmen, wie sie war, und mehr Organe der Volkspoesie, als selbstständige Dichter, treuherzig aus voller Brust ertönen ließen, was der Verstand dem Gemüthe, der vorherrschend wirksamen Kraft in ihren Werken, unwillkürlich folgsam nachsprach. Unter den bildenden Künsten des Mittelalters zeichnet sich besonders die *Baukunst* aus durch völlige Eigenthümlichkeit und Originalität. Wenn in den herrlichsten Bauwerken des Alterthums die Form des ersten rohen Wohnhauses, und somit die Entstehung aus dem Bedürfniß unverkennbar ist, wenn sie nur als eine Befriedigung des letztern unter schöner gefälliger Form erscheinen und nichts seyn wollen, als eben schöne Gebäude; so liegt dagegen das Wesen der sogenannten *gothischen Baukunst* (s. d. Art.) in einer tiefen großen Idee, die sie wahrhaft darstellt und symbolisirt. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichthum von sich verschlingendem Geäste ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Bildner, die die Dome zu Mailand und Cöln, den Münster und die Westminsterabtei schufen, und die tiefere Idee, die in der architektonischen Vereinigung der Erhabenheit großer Massen, und der sorgsamsten Zierlichkeit im Einzelnen sich deutlich ausspricht, war die Darstellung des Weltalls selbst. Die andern Künste, die erst im 14ten und 15ten Jahrhundert aus Griechenland ins Abendland kamen, sah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die schwächste Seite des Mittelalters ist die *wissenschaftliche*. So wollte es aber der jugendliche Geist jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichteten Menschen taugten schlecht zum sitzenden Leben, zum anhaltenden, emsigen Studium. Die Bemühungen, die Carl der Große der Beförderung und Aufmunterung wissenschaftlichen Strebens und der Vermehrung der Volkscultur widmete, wirkten kaum seine Lebenszeit hindurch; denn sie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germanischen Mann nicht ein, daß über die Kunde, seine Lanze zu führen und sein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könnte. Diese Barbarei ging so weit, daß die meisten Laien, die Vornehmsten nicht ausgenommen, kaum lesen und schreiben konnten. Wer dieses gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu seltner Ausnahme, mehrere Kenntnisse, besonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, sich erworben, der lief Gefahr, als ein Zauberer und Hexenmeister verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einsamkeit und Langeweile, so wie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lateinischen Sprache, welches der römische Ritus mit sich brachte, zu einer Art von wissenschaftlicher Beschäftigung getrieben, zu der sie in Dom- und Klosterschulen angeleitet wurden;

Aber ihre literarischen Arbeiten beschränkten sich auf das Abschreiben alter Schriftsteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meist magere gedankenlose Chroniken damaliger Ereignisse. Gleichwohl sind wir für beider Art Arbeiten, da es an tüchtigen Händen dazu fehlte, ihnen Dank schuldig. Durch ihren Fleiß sind die kostbaren Ueberreste des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigstens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Annalen schöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Da das Mittelalter nur eine Periode in der europäischen Geschichte ist, nicht in der des ewig jungen, und doch wieder seit der Jugend alten, unwandelbaren Morgenlandes, so übergehen wir die wissenschaftlichen Bestrebungen gleichzeitiger Araber, wovon in arabische Literatur die Rede gewesen. Eben so kennt das griechische Kaiserthum, diese schwache langweilige Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter; denn matte Greise können sich nicht verjüngen. Daher ist die todte Wissenschaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung so lange fremd, bis sie auf den edeln Stamm des Abendlands gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeistes keine entschiedne Einseitigkeit lange erträgt, so ward im 11ten Jahrhundert auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geschmack an den Wissenschaften hier und da, zum Theil von den Klöstern aus, meist aber später durch den Gewerbfleiß des Bürgerstandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenstaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfonso's, und andre geistreiche Fürsten Aufmunterung. Von dieser Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte, die ihre Zeitgenossen gegen die Wissenschaften bewiesen, das enthusiastische Feuer für dieselben nur verstärkte. Da mochte man wohl, fühlend, daß das Ueberwiegen der Phantasie und des Gemüths bis jetzt den wissenschaftlichen Geistesthätigkeiten im Wege gestanden hatte, glauben, daß Umkehrung dieses Verhältnisses hinlänglich sey, sie zu fördern. Wie wäre man sonst auf eine neue, dem Geiste jener Zeit eigentlich widerstreitende Einseitigkeit, auf bloße, nackte Schärfung des Verstandes oder vielmehr nur des Scharfsinns so schnell und ausschließend gefallen? Diese Richtung äußerte sich besonders in der scholastischen Philosophie und Theologie (s. d. Art.), welche zugleich, bei der damaligen Seltenheit der Bücher, sich durch ihre Unabhängigkeit von eigentlicher Gelehrsamkeit empfahl; dieselbe ließ auch die Gelehrten damaliger Zeit so großen Geschmack an der unerschöpflichen Schatzkammer menschlichen Scharfsinns, dem römischen Gesetzbuch, finden, welches zu studiren, auswendig zu lernen, mit Glossen und Erläuterungen zu versehen, besonders die Italiener nicht müde werden konnten (s. Glossatoren). Eben so machten es die Philosophen mit dem scharfsinnigen Aristoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabischen Uebertragungen oder vielmehr Umschmelzungen kannte, eine unbegränzte Verehrung hatte. Das Schlimmste aber, und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortschritte war, daß man über jene Commentare, Glossen und Compendien bald die Quellen selbst vernächlässigte und vergaß. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an Einem Orte sich die Universitäten bildeten, trugen sie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wissenschaften so hinderlichen, zünftischen Form, auch in dieser ausschließend dialektischen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit.

Jurisprudenz, Theologie, und was man Philosophie nannte, oder besser, die Kunst über alles dieses spitzfündig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und besonders seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts verhallten diese, im vorigen durch ernstliches Quellenstudium auf bessere Wege gebrachten Wissenschaften ganz in das leere Schellengeläute scholastischer Sophisterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienstvollen Arabern, und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weise getrieben; sonst war sie eine Sclavin der Astrologie und ein Gegenstand der Speculation so schaam- als kenntnißloser Betrüger, größtentheils jüdischer Nation. Die Philologie hatte zu Lanfranks und Abälards Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11ten und 12ten Jahrhundert wieder ganz vergessen. Ungeachtet dieser unfruchtbaren Behandlung der Wissenschaften standen die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchste akademische Grad ward der Ritterwürde gleichgeschätzt. Die Universitäten ihrer Seits zeigten sich solcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeist gegen Päpste und Fürsten. Bei aller Werthlosigkeit hatte die Disputirsucht jener Zeit doch das Verdienst, unter dem Vorwand der Cathederfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachsame Hierarchie scheuen mußte, möglich zu machen, und sie ist, durch Luthers in Wittenberg angeschlagene Sätze, eine bedeutende Veranlassung und Bedingung der Kirchenverbesserung, und somit des neuern Lichtes in der Gelehrsamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt sind, die Reformation allein zu einem höhern wissenschaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; sie selbst ward vielmehr aus diesem Streben und dieser Freiheit erzeugt, die schon einige Menschenalter früher aufgewacht, durch die aus Constantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunst, durch die guten Köpfe und wissenschaftliebenden Großen Italiens zumeist ausgebildet, und selbst in Deutschland in der Brüderschaft von Deventer, in Wesel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erschienen waren. Aber mit dieser Männer Erscheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantische Zwielicht des Mittelalters zu Ende. — Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuer Geschichtschreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienste genannt hat. Die in unsern Tagen oft wiederholte Frage, welche Zeit wohl besser gewesen, unsre oder jene, scheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünscht nicht oft seine Jünglingsjahre zurück? Das Selbstvertrauen, mit dem er, kämen sie wieder, so manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, ist freilich nur Selbsttäuschung, in so fern Jugend und Erfahrung sich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geschichte des Mittelalters, das Ausführlichere den, einzelnen Staaten gewidmeten, Artikeln überlassend. Auf die Bildung der einzelnen germanischen Staaten zunächst nach der Völkerwanderung folgt nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Carls des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweckten römischen Kaiserthums, eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Gestaltung der europäischen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracenen im Süden, der Normänner im Norden und Westen, der Ungarn im Osten, deren aller die germanische Kraft end-

lich Meister wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von diesen romantischen Abenteuern vornehmlich geht der Rittergeist aus, der ganz Europa durchdringt. Das Christenthum dringt in die slavischen Länder. Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm zerrütten die Christenheit. Die Idee ihrer Einheit, so wie die des Ritterthums, wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entstehung der Städte, des dritten Standes. Orientalischer Handel über Italien in den Abend und durch die Hanse in den Norden. Verderbniß der Geistlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Großen und nach Gregor VII. (nicht durch beide.) Bettelorden und Inquisition. Verfall des kaiserlichen Ansehens in Deutschland und Italien; Zerrüttung dieser Länder durch das Faustrecht; desto mehr Festigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunst und Wissenschaft; Universitäten. Die Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und durch das große Schisma erniedrigte Concilien zu Constanz und Basel. Untergang des griechischen Kaiserthums, daher einerseits Bedrohung des Abendlands durch die Türken, andrer Seits Verbreitung byzantinischer Gelehrsamkeit. Buchdruckerkunst; Entdeckung der neuen Welt und des Seeweges nach Ostindien; Reformation. HL.

Mittelländisches Meer führt diesen Namen von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika. Es ist eigentlich ein Theil des westlichen Oceans und hängt gegen Westen durch die schmale Meerenge von Gibraltar mit dem atlantischen und nordöstlich durch den Canal bei Constantinopel mit dem schwarzen Meere zusammen. Mehrere Theile desselben haben wiederum eigne Namen, wie das adriatische Meer, der Archipelagus.

Mittelsalze oder **Neutralsalze** heißen in der Chemie diejenigen zusammengesetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen oder mit absorbirenden (einschluckenden) Erden entstehn, wenn diese Laugensalze oder Erden mit Säuren gesättigt sind. Man theilte sie ehemals in vollkommne oder wahre, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen entstehen (Neutralsalze im engern Sinn), und in unvollkommne oder erdige, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letzten Mittelsalze. Es gibt deren so vielerlei Arten, als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt sie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. schwefelsaure Bittererde, Bittersalz, englisches Salz, schwefelsaure Alaunerde, Alaun u. s. w. Das Glaubersalz, das gemeine Kochsalz sind feuerbeständige Mittelsalze, die mineralische Laugensalze zur Basis haben.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen (s. d. Art.), welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen, und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange ist es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Vokalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola rc.

Mitteltinten oder **Mittelfarben**, auch **Halbfarben** sind solche, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen.

Mitternacht, oder Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache **Norden**. Nach dieser Gegend hin erblicken wir auf unsrer Halbkugel

die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h. der Punkt ist, um welchen sich der ganze Himmel täglich zu drehen scheint. Mehrere Sterne in dieser Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. Mitternacht oder Mitternachtszeit ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtspunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten.

Mitylene, s. Lesbos.

Mnemonik, Gedächtnißkunst, nennt man gewöhnlich die Kunst, der Kraft des Gedächtnisses durch besondre Methoden zu Hülfe zu kommen. So gibt es künstliche Methoden, sich der Orte, und andre, um sich der Zahlen leichter zu erinnern. Diese Methoden sind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verschieden. So bedienen sich einige der äußern Gegenstände, welche am meisten in die Augen fallen, oder willkürlich entworfener Bilder, an welche sie die Gegenstände in einer gewissen Ordnung anknüpfen, andre hingegen der Zahlen. Was das erstere dieser Mittel betrifft, so ist es z. B. für einen Redner ein gutes Mittel, alle Theile seiner Rede im Gedächtniß zu behalten, wenn er vorher den Ort besichtigt, wo er diese Rede halten soll, hier die auffallendsten physischen Gegenstände bemerkt, und an den Anblick eines jeden derselben einen Theil seiner Rede anknüpft. Er will z. B. in seiner Rede im Vorbeigehen von der Wachsamkeit des Turenne sprechen, so nimmt er sich vor, daß einer der ihm gegenüberstehenden Pfeiler die Tugend dieses Feldherrn bedeuten soll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, so wie jedes andern Gegenstandes, an welchen er einen Theil seiner Rede geknüpft hat, nach dem Gesetze der Ideenassociation jeder Gegenstand seiner Rede gegenwärtig seyn. Was die Methoden betrifft, gewisse Zahlen im Gedächtniß zu behalten, so gibt es deren mehrere. So hat man z. B. vorgeschlagen, gewisse Worte so zu bilden, daß sie nach einer vorausbestimmten Bedeutung der Buchstaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geschieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieser Methode ist vorzüglich bei der Geschichte sichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. seinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäsar 46 Jahre vor Christo die Oberherrschaft über Rom erlangte, so verändre man den Namen Julius in Julios. Da nun dieses os der Endsylbe nach vorstehendem Schema die Zahl 46 gibt, so wird man sich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an diese Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergessen, daß Alexander der Große seine Herrschaft im Jahre 331 vor Christo stiftete, so sage man statt Alexander Alexita, indem dieses ita nach vorliegendem Schema die Zahl 331 gibt. So gibt Cyrus verwandelt in Cyraus auf dieselbe Weise das Stiftungsjahr seiner großen Monarchie. Alles dieses sind indessen nur

Specialmethoden, um das Gedächtniß für gewisse Gegenstände und in gewissen Fällen zu unterstützen. Andre haben versucht, eine Mnemonik von umfassenderer Art nach allgemeinen Grundsätzen zu bilden. Indessen hat noch kein Versuch dieser Art etwas Vorzügliches geleistet, und bis jetzt haben noch alle diejenigen, welche sich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieses bloß der Natur und Uebung, nicht einer künstlichen Methode zu verdanken gehabt. Bekanntlich gibt es auch Marktschreier, Quacksalber und Apotheker, welche den Gebrauch gewisser physischer Mittel zur Erhöhung und Stärkung des Gedächtnisses ebenfalls ohne Wirkung vorgeschrieben haben. Uebrigens vgl. den Art. Gedächtnißkunst.

Mnemosyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie ist, wie die Dichtung erzählt, die Bildnerin des menschlichen Verstandes und besonders des Gedächtnisses, welche Geisteskraft vor Verbreitung der Schreibekunst vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Musen (s. d. Art.), indem sie neun Nächte in seinen Armen ruhte.

Moallakâth, s. arabische Sprache und Litteratur.

Mobile, s. Perpetuum mobile.

Mobilien, Mobiliarvermögen. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Bestimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztere, welche man sonst auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, sind solche, welche unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortschaffung schwer oder leicht sey, macht, wenn die Gesetze nicht etwas besonderes dabei bestimmen (wie z. B. wegen der cautio pro expensis), keinen Unterschied. Zu den beweglichen Sachen im juristischen Sinn rechnet man gewöhnlich 1) Mobilien im engern Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen sind, und der Inbegriff derselben macht das bewegliche oder sogenannte Mobiliarvermögen aus; 2) Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch oft den unbeweglichen Sachen gleichgeachtet werden); 3) Schuldfoderungen, wenn auch das Darlehn eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungszeit verflossen ist, — nicht aber das Capital, — ferner die aus dem Verkaufe unbeweglicher Dinge gelösten und einige andere Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergkuxen, nicht diese selbst; 4) auch Klagen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. solche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinsamen Gebrauche bestimmt sind; Meublen oder solche bewegliche Sachen, welche zum bequemen Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer bestimmt sind; Geräthschaften, die zum Betrieb eines gewissen Geschäftes oder Gewerbes bestimmt sind; Moventien, d. i. Sachen, die sich selbst bewegen, worunter man nutzbare lebendige Geschöpfe versteht; Capitalien oder Capitalvermögen, edle, aber noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsstücke, alles leinene Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilien) gehören 1) alle liegende Gründe oder sogenannte Grundstücke, d. h. solche wirklich unbeweg[illegible], Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbod[illegible] [illegible]machen (res soli, praedia rustica); b) alle Arten von Gebäuden ([illegible]dia urbana); 2) Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglic[illegible], aber in der Bedeutung des Rechts dafür gehalten werden, insbesondere a) wenn sie durch einen künstlichen

oder natürlichen Zusammenhang mit einer unbeweglichen Sache, od[er] wenigstens durch die Bestimmung zum immerwährenden Gebrauche [ei]ner solchen die Eigenschaft einer Zubehörung (accessorium) der unb[e]weglichen Sachen annehmen (z. B. Fenster, Thüren, Dachziegel, Th[ür]schlösser); b) alle Foderungen und Ansprüche, Gerechtigkeiten und Kla[-]gen, welche sich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen be[-]ziehen, z. B. Hutungsrecht, Jagdrecht u. s. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewissen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen, und al[s] solches schwer fortzuschaffen sind, z. B. Bibliotheken, große Waarenla[-]ger. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unb[e]wegliche Güter fast nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Rech[-]te aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es sich fragt, ob un[-]bewegliche Güter zur Erbmasse gehören, und wo bewegliche und unbe[-]wegliche Güter getheilt werden. Mobiliarerbe heißt der Erbe des beweglichen Nachlasses (Mobiliarvermögens). X.

Mocca, eine der vornehmsten Handelsstädte in Arabien und de[n] angränzenden Ländern, am arabischen Meerbusen gelegen, mit einem geräumigen, zur Handlung äußerst vortheilhaften Hafen, welchen nicht bloß Kaufleute aus der Barbarei, aus Aegypten, der Türkei, sondern auch von fast allen andern Nationen besuchen. Ehedem war dieser Ort ein bloßes Fischerdorf, und erst vor etwa 100 Jahren hob er sich durch den Handel. Man zählt gegenwärtig 18,000 Einwohner. Die Europäer bringen vornehmlich indische Waaren und Eisen dahin, und handeln dagegen Caffee, Aloë, Balsam, Gummi u. s. w. ein. Vom Mai bis zum August ist der Handel am lebhaftesten. Die größten Geschäfte machen die Engländer. Der Statthalter oder Dola zu Mocca steht unter dem Iman von Yemen.

Modalität. Die Modalität ist diejenige Categorie, welche den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt, oder das Verhältniß der Vorstellungen des ganzen Urtheils zum Verstande bestimmt. Es ist also die Modalität der Urtheile die Art und Weise des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verstand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nähmlich das Fürwahrhalten unbestimmt läßt, wie in problematischen Urtheilen, oder ob er als bestimmt gibt, wie in assertorischen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodictischen Urtheilen. Im Allgemeinen lassen sich die Modalitäten so ausdrücken: Es kann seyn, daß A das Prädicat B hat (problematisch); alle A sind B (assertorisch); alle A sind nothwendig B (apodictisch). Die problematischen Urtheile erfordern die Möglichkeit, die assertorischen das Daseyn, die apodictischen endlich die Nothwendigkeit (als Gegensatz der Zufälligkeit) des gedachten Objects. Das allgemeine Princip, welches dem allen zum Grunde liegt, ist dieses: Alles, was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft seyn. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinstimmt, oder was denkbar ist, ist möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich, und dasjenige, dessen Zusammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) bestimmt ist, existirt nothwendig.

Mode, s. nordische Mythologie.

Mode. Voigtel in seinem Versuche eines hochdeutschen Handwörterbuchs (Halle, 1794. 8.), definirt die Mode als die eingeführte

Art des Verhaltens im gesellschaftlichen Leben; im engern Verstande die herrschende Art der Kleidung und Anordnung alles dessen, was zum Schmucke (wohl nicht bloß zum Schmucke, sondern auch zum Hausgeräthe, Fuhrwerke u. s. w.) gehört. Z. B. sich nach der Mode kleiden, aus der Mode kommen, das Kleid ist nicht nach der Mode gemacht. Vielleicht könnte man die Mode auch nennen den abwechselnd neuesten Geschmack in der feinen Welt. Mehrere Etymologen haben es sich sauer werden lassen, ausfündig zu machen, aus welchem Lande diese Schachtel der Pandora zu uns gekommen. Vossius z. B. leitete das Wort Mode von dem hebräischen Worte Medad, etwas messen, oder nach einem gewissen Maße bestimmen und einrichten, Scaliger von dem griechischen Worte Metroe, welches ungefähr die nämliche Bedeutung hat, her. So sucht man mehrmals in der Ferne, worauf man unfehlbar in der Nähe weit richtiger trifft. Frankreich, und namentlich Paris, kann es wohl nicht ablehnen, daß dort der Moden Urquelle, und das Wort Mode ein reiner Gallicismus sey, wozu freilich das lateinische Modus die erste Veranlassung gegeben haben kann. Ueberdies gehört das französische Wort Mode zu den vielen Wörtern dieser Sprache, die bei mehreren Nationen zugleich mit der Sache selbst einen Eingang zu finden gewußt haben, von ihnen mit einem willigen Herzen auf- und angenommen, und der unverdienten Ehre des Bürgerrechts gewürdigt sind. So haben z. B. der Engländer, der Däne, der Holländer und der Deutsche durchaus kein andres Wort, um diejenige Schwachheit zu bezeichnen, die schon so manchem Volke und Zeitalter Gesetze vorgeschrieben, zu Thorheiten, wie sie kaum der Wahnsinn hätte erdenken können, verleitet, und Millionen den edelsten Zwecken entzogen hat, deren Verlust dennoch gar nicht, oder zu spät bereut worden ist. Diejenigen indessen, die der Mode Vorwürfe zu machen, oder für den Genuß ihrer liebenswürdigen Thorheiten ihr Dank zu zollen gewilligt sind, würden den Engländern Unrecht thun, wenn sie in einem wie im andern Falle ihrer uneingedenk seyn, und das pariser Palais royal allein im Auge haben wollen. Es ist weltkundig, daß man unter allen Zonen den Befehlen der londoner Schneider mit eben der Bereitwilligkeit gehorsamt, mit welcher man die Vorschriften der pariser Putzmacherinnen befolgt. Beide befinden sich in dem Besitz der Herrschaft der Welt, theilen sie gewissermaßen in zwei Hälften, und erhitzen ihre Anhänger oft nicht weniger durch die Thorheiten, die sie verbreiten, als durch die contrastirenden Systeme, welche die Grundlagen ihrer Politik und Staatsklugheit sind. Das Wort Mode wird mit mehrern andern Wörtern in Verbindung gebracht. So ist z. B. ein Modeartikel eine Waare, die, weil sie neuerlichst von der Mode gestempelt wurde, vor allen andern gebraucht, gesucht und abgesetzt wird. Häufig wird ein solcher Vorrang vor allen übrigen Waaren durch Personen, deren Name gerade an der Tagesordnung ist, bewirkt. So gab es z. B. Hüte à la Henri quatre, Hals- und Uhrketten à la Nelson, und Stiefeln à la Suwarow. Gleiche Bewandniß hat es mit den sogenannten Modefarben. So erhielt z. B. eine bekannte rothe Farbe die Benennung Pompadour von einer Maitresse des Königs von Frankreich, und die bleichgelbe Farbe, die der unreinen Wäsche eigen zu seyn pflegt, von der spanischen Königin Isabelle, der Gemahlin Alberti Austriaci, die, als von demselben, in den Jahren 1601 bis 1603, Ostende belagert wurde, sich durch ein Gelübde verpflichtet haben soll, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, als bis sich die Festung in ihres Gemahls Händen befinden werde. Eine ande-

re Farbe nannte man Marie-Louisenblau. Die habsüchtige Geschmeidigkeit der Tuch- und Seidenhändler preist den Kauflustigen bald diese, bald jene Farbe an. So mußte ehemals Alles, was vom bon Ton seyn wollte, sich in Couleur d'Amaranthe oder d'Aurore, in Celadon oder Chamois, in Carmoisi oder Incarnat kleiden. Heutzutage gibt es nur in einzelnen Dingen herrschende Farben. Diejenigen, von denen das T[illegible]z übertrieben wird, das heißt, die selbst die Gränze überschreiten, die einer neuen Mode von den souveränen Autoritäten in London oder Paris vorgeschrieben worden, oder die gar zu schnell wieder an die Seite werfen, was sie sich, um den Foderungen der Mode Genüge zu leisten, angeschafft haben, werden von dem vernünftigern Theile der menschlichen Gesellschaft Modegecken, Modenarren, oder, wenn sie (wie dieser Fall der gewöhnlichste ist) zum weiblichen Geschlechte gehören, Modenärrinnen genannt. Ein Modehändler ist derjenige, der mit Modewaaren handelt, und folglich durch die Thorheit, die Eitelkeit, den Wankelmuth oder Stolz derer seinen Unterhalt findet, die seiner feilgebotenen Artikel benöthigt sind. Modejournal ist eine Zeitschrift, wodurch derjenige, dem die Novitäten in der Modewelt wichtig sind, von denselben benachrichtigt, und mit ihrer Form, Farbe und Einrichtung, auch mit ihrem Preise und dem Orte, wo sie zu erhalten sind, bekannt gemacht wird. Es möchte vielleicht zu behaupten seyn, daß dieser galante und elegante, aber doch wohl sehr entbehrliche Artikel des Buchhandels deutschen Ursprungs sey, denn schon im J. 1758 trat zu Erfurt ans Licht: Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch. Erster Jahrgang. 8. So unentbehrlich muß diese Zeitung indessen doch den Herren und Damen der damaligen Zeit nicht geschienen haben, weil (so viel bekannt ist) kein zweiter Jahrgang erschien. Anziehender hat sich das bekannte Journal des Luxus und der Moden, das mit dem Jahre 1786 seinen Anfang nahm, und noch immer fortgeht, ferner das Frankfurter Modejournal, zu machen gewußt. Modern ist das, was der neuen Mode gemäß ist. Modernisiren heißt, etwas nach selbiger einrichten. So wird eine Garderobe, oder ein Dichter des Alterthums modernisirt, oder (wie Herr Campe sagt) verheutiget. Modesucht ist eine böse Krankheit, worin derjenige, der von ihr befallen ist, durchaus nicht rastet noch ruht, bis er alles, was die Mode vorschreibt, angeschafft hat und mitmachen kann. DH.

Modell, Vorbild, Musterbild, nennt man in der Mahlerei eine männliche oder weibliche Person, welche der Künstler nackend vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstande seines Studiums zu machen. Ein Gemählde nach solch einem lebenden Modell heißt eine Akademie. In der Bildhauer- und Baukunst heißt das Modell ein künstlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künstler aus einem härtern Stoffe zu bilden vorhat, besonders wenn er im vorgegebenen Maaßstabe (wie das architektonische Modell) zur Ausführung des größeren dient. Hier ist also das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künstlers; in der Mahlerei etwas Gegebnes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet ist. Das Studium nach Modellen kann und soll hier keinen andern Zweck haben, als die verschiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geschlechtern nach Verschiedenheit des Alters, der Lage und Handlung kennen zu lernen, das Auge dadurch zu schärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzustellen. Soll der

Künstler diesen Zweck erreichen, so darf er sich nicht an ein einziges oder [...]r wenige Modelle halten, sondern muß die Natur in ihren mancher[...] Typen für Geschlecht, Alter und Charakter studiren. Ein anderes [...]r ist es, diese Modelle zu seinem Studium zu machen, und ein an[...]s, sie in seine Schöpfungen überzutragen. Wer überall in seinen [...]mählden nur das Modell wiedergibt, ist ein Copist, und Zeuxis selbst [...]rde nichts anders gewesen seyn, wenn die Sache mit den sieben Mäd[...]n, die ihm zum Modell seiner Helena gedient haben sollen, sich in [...]r That verhielte, wie sie gewöhnlich erzählt wird, daß er von jeder [...]en schönsten Theil nachgebildet habe, wodurch er gewiß nichts anders [...]ls ein schönes Ungeheuer würde zu Stande gebracht haben. Das Beispiel des Zeuxis kann uns aber zeigen, daß der Gebrauch mehrerer Modelle einem geistreichen Künstler nie nachtheilig seyn wird. Hat er die [I]dee irgend einer Gestalt oder eines Charakters deutlich gedacht, so [w]ird er dieselbe bei der Ausführung überall vorwalten lassen. Bildete [e]r aber von mehreren Modellen verschiedene Theile mit sclavischer Beobachtung der Individualität nach, so müßte ein unharmonisches Ganzes [e]ntstehn, wie es kein denkender Künstler, sondern bloß ein geistloser mechanischer Copist liefern kann. **Modelliren** heißt ein Modell machen, [a]uch eine Gestalt abformen, ein **Modellmacher** (modelleur) ist derjenige mechanische Künstler, der Körper nach verjüngtem Maaßstabe [a]ls Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. **Modelltischler**. **Modellschneider** ist derjenige Künstler, der die Formen zu Abdrücken oder [A]bgüssen ꝛc. in Holz schneidet. dd.

Modena, vormals als Reichslehen ein eignes Herzogthum in der [L]ombardei, welches gegen Süden an das Großherzogthum Toscana und [d]ie Republik Lucca, gegen Osten an das Gebiet von Bologna, gegen [N]orden an die Herzogthümer Mirandola und Mantua, und gegen Westen an das Herzogthum Parma gränzt, und dessen Herzog aus dem [H]ause Este noch die Fürstenthümer Massa und Carrara beherrschte. [D]em österreichischen Erzherzog Ferdinand, welcher sich im Jahre 1771 [m]it Maria Beatrix, der einzigen Tochter des Herzogs von Modena, [H]ercules Rainald, des letzten männlichen Sprößlings aus dem Hause [E]ste, vermählte, wurde vom deutschen Reiche die Anwartschaft auf [d]as modenesische Reichslehen nach der zu erwartenden Erlöschung des [E]ste'schen Mannsstammes zugesichert. Der lüneviller Frieden (1801) ent[r]iß indeß dem letztern sein Herzogthum Modena (vergl. den Art. Breisgau), welches von Frankreich schon im Jahr 1796 erobert und bald [d]arauf zu der sogenannten cisalpinischen Republik, dem nachherigen [K]önigreich Italien, geschlagen worden war, in welchem es die beiden [D]epartements Crostolo und Panaro bildete. Zur Entschädigung erhielt [d]er Herzog das unbedeutende Breisgau (s. den Art.) mit der Ortenau, [w]elche Länder aber der Herzog, der als Privatmann in Treviso 1803 [s]ein Leben beschloß, seinem Schwiegersohne Ferdinand überg[...]. Dieser [t]rat 1803 die Regierung über diese Länder an, verlor sie aber 1805 [d]urch den Frieden von Presburg wieder. Nach der Schlacht bei Leip[zi]g kehrte indeß der Erzherzog Franz von Este, Sohn und Erbe Ferdi[na]nds, nach Modena zurück. Auf dem Congresse von Wien wurde die [W]iederherstellung des Hauses Oesterreich-Este in dem Besitz von Mode[n]a, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara ausgesprochen, und zu[g]leich das vormalige kaiserliche Reichslehen Lunigiana damit verbun[d]en. Diese sämmtlichen Besitzungen betragen 96 Quadratmeilen mit 69,364 Einwohnern (nämlich Modena, Mirandola und Reggio mit [d]en Fürstenthümern Correggio, Carpi und der Grafschaft Rivolo 82

Quadratmeilen mit 331,857 Einwohnern; die Herzogthümer Massa und Carrara mit dem Lehen Lunigiana 15 Quadratmeilen mit 37,507 Einwohnern) und 1,200,000 bis 500,000 Gulden Einkünften. Der Herzog Franz ist 1779 geboren und mit Maria Beatrix, Prinzessin von Sardinien, 1812 vermählt. Die Länder Massa und Carrara werden von der Herzogin Mutter, ebenfalls Maria Beatrix genannt, auf Lebenszeit besessen, fallen aber nach ihrem Absterben an den regierenden Herzog zurück. — Die Haupt- und Residenzstadt des vormaligen Herzogthums ist Modena. Diese Stadt liegt in einer sehr angenehmen Ebene zwischen der Secchia und dem Panaro, mit welchem sie durch einen Canal verbunden ist. Sie enthält über 20,000 Einwohner und zählt sehr viele schöne Gebäude, vorzüglich in der Strada Maestra. Vormals hatte sie eine Universität, die sehr geachtet wurde, und noch jetzt zeichnet sie sich durch einen Reichthum von Kunstsachen aller Art aus, ungeachtet die dortige Bildergallerie schon im Jahr 1746 durch Kauf nach Dresden gekommen ist und die Franzosen im Jahre 1796 vorzüglich aus der herzoglichen Bibliothek und Instrumentensammlung vieles entfernt hatten. Ehemals stand die Stadt im Ruf der Unreinlichkeit und des übeln Geruchs; jetzt gehört sie zu den reinlichsten Städten Italiens. Sie ist der Geburtsort des um die Philologie und insbesondre um die römischen Alterthümer so hoch verdienten Sigonius, des durch seine Forschungen über die Geschichte von Italien so berühmten Muratori, und des in der Gattung des komischen Heldengedichts ausgezeichneten Tassoni. Sein Gedicht bezieht sich auf eine wirkliche Begebenheit. Die Modeneser hatten im Kriege von 1249 bei einem Brunnen vor den Thoren von Bologna einen Eimer von Tannenholz genommen oder erbeutet, und ihn als eine Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch jetzt im Thurm der dasigen Domkirche aufbewahrt wird. Die Stadt Reggio hat 14,069, Massa 9826 und Carrara 8443 Einwohner.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d. Art.), dem Geschmacke und Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Aesthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des Antiken (s. d. Art. Antik). Im Allgemeinen ist es die Herrschaft des geistigen Princips, das Aufstreben zu innerer Freiheit und geistiger Anschauung, was sich im Erkennen und Handeln mächtiger regte, und in der Ausbreitung des Monotheismus, vorzüglich durch die christliche Religion, die Religion der Liebe und des Duldens, in dem Streben der Staaten nach der monarchischen Verfassung, in dem veränderten und ethisch ausgebildeten Geschlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindsamen, ja schwärmerischen Liebe wurde, und in der Herrschaft der Monogamie kund that. Daß diese Züge sich erst allmälig zu einem Ganzen entfalteten, ist natürlich und dem Gesetze aller Bildung gemäß. Die neuere Bildung, sagt A. W. Schlegel, ist aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und den Bruchstücken des Alterthums zusammengeschmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem germanischen Völkerstamm, dessen Ursprung auf Osten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrschende ward. Auch scheint das Christenthum nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geistes der neuern Zeit zu seyn; Vieles scheint in dem germanischen Charakter begründet; ja selbst das germanische Heidenthum war strenger

und ernster als das griechische, seine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, sinnlichen Gestaltung und Form mit dieser zu vergleichen, aber über dieses durch die geistigere, d. i. weniger materialistische Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier schlug die christliche Ansicht leichter Wurzel. Am lebendigsten offenbarten sich jene Züge aber in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst (vom 12ten Jahrhundert an), denn die Kunst ist es, welche vorzüglich den unsterblichen Geist einer Zeit in sich aufnimmt, und man hat daher das Romantische als den Geist der modernen Kunst, im Gegensatz des Antiken, angesehn. (Vergl. d. Art. Romantisch.) In der christlichen Kunst aber äußerte sich der Charakter einer von dem classischen Alterthum verschiednen Zeit hauptsächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objektivität und Naivetät der Darstellung in der vollendeten Ausbildung der Form mehr verschwand, und die Kunstdarstellung selbst subjectiver und sentimentaler ward, indem sie der Schilderung des Gegenstandes mehr den Zusatz von dem Gefühle des Schildernden und die Farbe seiner Ansicht gab, und das Körperliche überall zu vergeistigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern strebte, so auch insbesondre die Poesie selbst im Epischen lyrischer und musikalischer, die züchtige Mahlerei unter den bildenden Künsten (s. Mahlerei) die herrschende, und die Tonkunst zu noch nie gesehener Vollendung erhoben ward. Die Poesie suchte die neuern Wunder der Geisterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnsucht nach dem Unendlichen fragmentarisch, aber bedeutsam darzustellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantasie erzeugt, sollte die Mythologie ersetzen. Die Kunst erschuf dämmernde Gestalten, wo sich die Phantasie frei ergoß; wo sie sich aber an die Natur hielt, irrte sie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteristik ab, welche die rohe Wirklichkeit statt der Wahrheit ergreift. Aber die Mahlerei erschuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunstvoll verbundnen Tönen wogte und brauste die Macht des Gefühls. Dagegen schloß sich die Plastik mehr der Mahlerei an, und strebte mit derselben zu jener Bedeutsamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag; die Baukunst nicht minder zeigte das Bestreben, durch symbolische Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthselhaften und colossalen Gebäuden der christlichen Tempel. Die in allen herrschende Sentimentalität der Darstellung, d. i. stärkere Empfindsamkeit (s. Sentimentalität), verbunden mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, äußerte sich aber mit phantastischem Schwunge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, frische Stoff der romantischen Gesänge und künstlich bedeutsamen Werke. Jede Nation gestaltete diesen Geist eigenthümlich; der antiken Darstellung verwandter der Italiäner, wie überhaupt der Südländer heiterer und sinnlicher, melodischer und wohllautender; ernster und düstrer der Nordländer. Ja selbst im Komischen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt aber eine neue Epoche, in welcher der romantische, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunst geringer; daher sehen wir auch hier die Kunst die verschiedensten Tendenzen, z. B. die moralische oder intellectuelle, historische oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verschiedensten Zeiten behandeln, jedoch so, daß auch die Behandlung der Gegenstände

des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verläugnen kann, welcher größtentheils auf Rührung und Effect hingeht, und einen elegischen Grundton hat (moderne oder sentimentale Behandlung); ja es möchte selbst das Hinneigen der Poesie zur Philosophie, namentlich zu dem in derselben vorherrschenden Idealismus zu den weniger hervortretenden Zügen dieser Kunstepoche gehören, die man oft im Gegensatze der romantischen, vorzugsweise modern nennt. Aus jenen Zügen aber, so wie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens erklärt sich auch die Verbreitung des Romans, gleichsam eines Schattens der romantischen Poesie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe sagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verschaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poesie zu erheben strebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauspiels und der Familiengemählde, die Herrschaft der didaktischen und elegischen Poesie, so wie der Landschaft, der Prospecte und der Porträts in der Mahlerei. Ueberhaupt aber herrschen in dem Leben der Modernen die (mehr systematische) Wissenschaft und die Gewerbe noch über die Kunst, weshalb auch die Naturpoesie seltner, die Kunst mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Product einzelner zerstreuten Genien geworden ist. T.

Modewaaren, marchandises des modes, heißen im Handel allerhand neue Artikel, welche bloß als Mode gesucht werden und Abnehmer finden, mithin bald wiederum durch andere verdrängt werden. Frankreich und die Hauptstädte der verschiednen Reiche sind es, die den Provinzen und Landstädten in Ansehung dieser Waare den Ton angeben. Modewaarenhändler nennt man vorzüglich diejenigen Kaufleute, welche mit Sachen, die zum weiblichen Anzug und Putz gehören, Handel treiben. Es erfodert dieses noch, wegen des schnellen Wechsels der Moden, natürlich einen gewissen Geschmack, aber noch mehr Klugheit und Gewandtheit, welche auf die Bedürfnisse der Zeit Rücksicht nimmt. Der Modehändler muß den günstigsten Zeitpunkt wahrzunehmen wissen, um durch neue Artikel einen verhältnißmäßigen Gewinn zu erlangen, bei solchen, die nicht ganz neu sind, mit geringerm vorlieb nehmen, solche, deren Zeit vorüber ist, lieber um den Einkaufspreis verkaufen, als sie zu Ladenhütern werden lassen.

Modulation wird bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne gebraucht. Im ersten Falle versteht man darunter die mannigfaltige und schickliche Abwechselung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine solche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechselt wird, oder denjenigen Prozeß, den man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird also dadurch die Kunst bezeichnet, den Gesang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten vermittelst schicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den ersten, oder Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonstücken, die nur aus einem Satze bestehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeitlang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, besteht die gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechselung und Mannichfaltigkeit Melodie und die Harmonie eine Zeitlang in dem angenommenen Tone fortsetze und am Ende darin beschließe. Hierzu wird

erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang seiner wesentlichsten Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Gesang, so wie die Harmonie, durch die verschiednen Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derselben fremden Töne, weder im Gesange, noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei ist aber dennoch eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechselung empfinde. Man muß nicht, wie wohl beschränkte Harmonisten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder sich in bloßen Versetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder dessen erster Abschnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückkommen, und in demselben schließen. Die Regel, daß man nur solche Töne hören lasse, die der angenommenen Tonleiter zugehören, ist so zu verstehen, daß die Berührung eines der der Tonleiter fremden Tones nur gleichsam im Vorbeigehn Statt finde, und dieser selbst sogleich auch wieder verlassen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C dur allerdings durch gis in A moll und durch fis nach der Dominante und von dieser wieder zurück in den Hauptton gehn, ohne daß durch diese zwei, dem Grundtone von C dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieser Tonleiter selbst verletzt oder gar vernichtet werde. Nur müssen nicht solche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C dur gänzlich widersprechend sind, wie, wenn man in dieser Tonart cis oder dis hören lassen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen unter Modulation versteht, erfodert schon mehr Kenntniß der Harmonie, und ist größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie besteht nämlich in der Kunst, längern Stücken durch öftere Abwechselung des Tons eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben. Da es nothwendig ist, in längern Stücken Gesang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren; so ist hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer solchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müsse, ob die Modulation bloß eine gefällige Mannichfaltigkeit oder Abwechselung zur Absicht habe, oder ob sie zur Unterstützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen solle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonsetzer in besondern Fällen die Regeln seines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone sich weit entfernen, oder wo er im Gegentheile in dessen Nähe verweilen könne, ob er schnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo seine Ausweichungen sanfter und allmälig seyn sollen. Denn Ausweichungen sind die wichtigsten Hülfsmittel des musikalischen Ausdrucks. In Stücken von sanftem und ruhigem Affecte ist es nicht erlaubt, so oft auszuweichen, als in denen, welche ungestüme und heftige Leidenschaften auszudrücken haben. Wo alles, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation so durch den Ausdruck bestimmt werden, daß jeder einzelne melodische Gedanke in dem Tone vorkommt, der sich am besten für ihn schickt. Zärtliche und schmerzhafte Melodien sollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zusammenhanges wegen nothwendig zu berühren sind, sollten gleich wieder verlassen werden. Es ist einer der schwersten Theile der Kunst, in der Modulation stets untadelhaft zu seyn. Daher ist es zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunst schreiben, sich über diesen wichtigen Gegenstand so wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn sie zeigen,

wie man mit guter Art von dem Hauptone durch den ganzen Cirkel der vierundzwanzig Töne herumwandeln und am Ende wieder in den ersten Ton einlenken soll. Pq.

Mogul, s. Mongolen.

Moguntia, Moguntiacum, soviel als Maynz.

Mohacs oder Mohaths, ein Marktflecken in Nieder-Ungarn, in der baranyer Gespannschaft, nicht weit von der Donau, mit einem festen Schlosse, wird von Ungarn, Deutschen und Raitzen bewohnt, und ist vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn im J. 1526 von den Türken eine totale Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe Czelie in einem Sumpfe erstickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die Kaiserlichen, welche vom Herzog von Lothringen befehligt wurden (1687).

Mohammed, s. Mahomet.

Mohn, Mohnsaft, Mohnsaamen, auch Magsaamen, ein kleiner, weißer, sonst aber auch fleischfarbiger, schwarzer, aschgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Samen aus den Fruchtbehältnissen des zahmen Garten- und Feldmohns, die man Mohnköpfe nennt, wovon der weiße oder graue die gebräuchlichsten sind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchsafte in vielen Gegenden von Deutschland in Kohl- und Küchengärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißem Saamen wird für den besten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen und einem bald weißen oder etwas fleischfarbnen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aschgrauen Saamen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Saamen gepreßte Oel (welches unter allen Oelen zum Mahlen das vorzüglichste ist, gut trocknet und den Farben nicht schadet, — es wird dadurch verbessert, daß man es mit weißem Sande durchschwenken läßt, worauf es nach etlichen Tagen weiß, obwohl etwas trübe, aber völlig flüssig und brauchbar wird), den Saamen, der einen angenehmen, süßen Geschmack hat, dabei fett, öhlicht und nahrhaft ist (man braucht ihn in Suppen, und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Brustbeschwerden als Arznei) und das Opium (s. d. Art.). Die Mohnpflanze wird fast in allen Theilen der Welt gezogen. In Deutschland liefert Thüringen, und insbesondere die Gegend von Erfurt den meisten.

Mohn (S.), bekannt durch eine von ihm erfundene Art von Glasmahlerei, starb im J. 1815 in Dresden, wo er mehrere Jahre seine Kunst mit großem Beifall ausgeübt hatte. Er war ein geborner Meckfenburger, diente längere Zeit als Soldat, und beschäftigte sich, nachdem er seinen Abschied erhalten, viele Jahre hindurch mit sehr mühsamen und kostspieligen Versuchen, durch die er endlich sein Geheimniß fand, auf böhmischem und österreichischem, reinem, starkem und feuerfestem Kristallglase, sowohl Trinkgläsern, Flaschen und Bechern, als Tafeln, mit eingebrannten Metallfarben, die das schönste Feuer und eine solche Dauer haben, daß das Gemählde nur mit dem Glase selbst zerstört werden kann, Arabesken, Frucht- und Blumengewinde, Silhouetten, Porträts, Landschaften, Prospecte von Städten (wie Dresden, Königstein, Pillnitz, Meißen, Leipzig, Weimar, Berlin, Wien, Rom u. a. m.), auch Bilder, z. B. heilige Familien, und ähnliche Kunstdarstellungen, geschmackvoll angeordnet, und vollkommen

durchsichtig, in einer, was Zeichnung, Perspective und Colorit betrifft, sehr gelungenen, überaus lieblichen Nachbildung hervorzubringen. Sein Geheimniß erbten seine Söhne, die in Wien und Berlin (?) die Kunst fortsetzen. Es gelang dem Vater nicht, einen Actienplan zu Stande zu bringen, um seine Kunst fabrikmäßig und dadurch zu billigern Preisen auszuüben. Bisher betrug der Preis eines Trinkglases, auf dem Schriftzüge mit schicklicher Verzierung, z. B. ein Facsimile der verstorbenen Königin von Preußen, oder Silhouetten, Portraits, Landschaftsbilder u. s. w. befindlich waren, 6 bis 12 Thaler. H.

Mohr oder Moor, eigentlich aber Moir (franz. moire), ein Zeug, das wie Gros de Tour gewebt, aber nicht so stark an Faden ist. Er wird sehr dicht und fest geschlagen und ist gewöhnlich von Seide, doch gibt es auch halbseidenen, dessen Einschlag von Ziegenhaar, Wolle, Baumwolle oder Leinengarn ist. Er wird entweder gewässert, und die Wässerung wird dem Zeuge vermittelst einer kupfernen erhitzten Walze gegeben, oder er bleibt ungewässert. In Holland und Venedig fertigt man auch glatten und geblümten Silber- und Goldmoir. Glatte Moire haben beide Seiten, der geblümte nur die rechte gewässert. Statt des buntgeblümten ist jetzt der zweifarbige mit Kantendessins in der Mode. Den besten Moir liefert England und Frankreich (besonders Lyon).

Mohr in der Chemie, der schwarze Niederschlag aus Metallen.

Mohren, s. Neger.

Moir, s. Mohr.

Moira (Francis Graf von) in Irland, Baron Rawdon in England, ein ausgezeichneter Staatsmann, Feldherr und Parlamentsredner, auch eifriger Freund des jetzigen Prinzregenten von England, stammt aus der alten und berühmten Familie Rawdon, und ist der Sohn des ersten Grafen Moira. Er ward den 7ten December 1754 geboren und folgte seinem Vater 1793 in seinen Gütern und Würden. Früherhin war er schon bei der Armee angestellt, und diente in Amerika unter dem Lord Cornwallis mit Auszeichnung. 1803 wurde er zum obersten Befehlshaber in Schottland, zum Constable vom Tower und zum Generalfeldzeugmeister ernannt. 1806 und 1814 erhielt er die hohe Würde als Generalgouverneur von Bengalen. Bei seinem Aufenthalte in Schottland verheirathete er sich mit Flora Campbell, Gräfin von Loudoun, der einzigen Tochter und Erbin des verstorbenen Grafen dieses Namens. Der Prinzregent hat den Grafen von Moira seit langer Zeit mit einem besondern Vertrauen beehrt. Unter seinem Namen erschienen: Substance of a Speech on the third Reading of the Bank Loan Bill in the House of Lords. 8. 1791. — Speech on the dreadful and alarming state of Ireland. 8. 1797. — Letters to Colonel Mac-Mahon on the subject of a Change of His Majesty's Ministers. 8. 1798. — Speech on the present State of public affairs. 8. 1803.

Mola. Unter diesem Namen kennen wir zwei ausgezeichnete Mahler der italienischen Schule: nämlich 1) Pietro Francesco Mola, geboren zu Coldre im Mailändischen 1621. Aus des Albani Schule kam er nach Venedig. Hier bildete er sich aus des Albani und Guercino Manier einen Styl, vervollkommnete sich im Colorit, und sah sich durch des letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Josephs in der Gallerie von Monte Cavallo mahlen ließ, und ihn sehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an seinen Hof ein, aber er starb aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1666, wo man viele Frescobilder von ihm sieht. Auch in dem königlichen Palaste zu Paris sah man mehrere treffliche Bilder

von ihm, z. B. den heiligen Johannes in der Wüste predigend, den heiligen Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptische Flucht, Tankred. Er arbeitete viel und lebhaft, zeichnete richtig, und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Auch bildete er mehrere Schüler. 2) Giovanni Battista Mola, um 1620 geboren.

Molay (Jacques de), ein Burgundier, der letzte Großmeister des Tempelherrnordens. Die ansehnlichen Reichthümer seines Ordens und der Stolz seiner Ritter erweckten den Neid der Großen und die Unzufriedenheit des Volks. Im J. 1307 ließ König Philipp der Schöne von Frankreich auf die Anklage zweier Bösewichter, eines abtrünnigen Ritters und eines Bürgers von Beziers, mit Einwilligung des Papstes, Clemens V., alle Ritter verhaften, und bemächtigte sich des Tempels zu Paris und aller ihrer Urkunden. Der Papst hatte dem Großmeister anbefohlen, nach Frankreich zu kommen, um sich wegen der Verbrechen, deren der Orden angeklagt war, zu rechtfertigen. Er war damals auf Cypern, wo er kräftig den Türken widerstand. Auf die an ihn ergangne Ladung erschien er mit sechzig der tapfersten Ritter, unter denen Guy, Dauphin von Auvergne und Hugo von Peralde waren, zu Paris. Alle wurden in Einem Tage verhaftet und siebenundfunfzig starben im Mai 1311 auf dem Scheiterhaufen. Molay, Guy und Hugo blieben im Gefängniß bis 1313, wo man ihnen den Prozeß machte. Sie gestanden die Verbrechen ein, die man ihnen Schuld gab, in der Hoffnung, auf Kosten ihrer Ehre ihre Freiheit zu erlangen; da sie sich aber darin getäuscht sahen, widerriefen Molay und Guy ihre Aussagen, und wurden 1314 lebendig verbrannt. Molay betrug sich als ein christlicher Held auf dem Schaffot, und sprach mit lauter Stimme folgende Worte: „Es ist billig, daß ich an einem so schrecklichen Tage und in den letzten Augenblicken meines Lebens die ganze Abscheulichkeit der Lüge enthülle und der Wahrheit den Sieg verschaffe. Ich erkläre demgemäß im Angesicht des Himmels und der Erde, und bekenne, wenn auch zu meiner ewigen Schande, daß ich das größte aller Verbrechen begangen, indem ich diejenigen Verbrechen einräumte, die man mit so vieler Bosheit einem Orden aufbürdet, welchen als unschuldig anzuerkennen mich die Wahrheit nöthigt. Ich habe die Erklärung, die man von mir verlangte, nur gegeben, um die ungeheuern Qualen der Folter zu vermeiden, und um diejenigen zu beugen, die sie mir auferlegten. Ich weiß, zu welchen Strafen man diejenigen verurtheilt hat, welche den Muth gehabt haben, ein ähnliches Bekenntniß zu widerrufen; aber das scheußliche Schauspiel, das man mir vor Augen stellt, kann mich nicht vermögen, die erste Lüge durch eine zweite zu bekräftigen. Unter einer so ehrlosen Bedingung verzichte ich auf das Leben, das mir bereits nur zu verhaßt ist. Was könnte es mir helfen, traurige Tage zu verleben, die ich nur der Verläumdung danke?" — Diese Rede überzeugte Alle, daß er unschuldig sey. Neuere Geschichtschreiber berichten, jedoch ohne Beweis, daß er den Papst Clemens binnen vierzig Tagen, und den König in Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes geladen habe. Beide starben allerdings innerhalb dieser Zeit. Vergl. den Art. Tempelherren.

Moldau, eine große Landschaft, welche gegen Norden an den Dniester und an Podolien, gegen Süden an die Donau und Bulgarien, gegen Westen an Siebenbürgen und die Wallachei, und gegen Osten

an Bessarabien und das schwarze Meer gränzt. Sie wird in die obere und untere Moldau, in andrer Rücksicht in die *fürstliche* (die aus 17 Zenuz oder Statthalterschaften besteht), die *österreichische* (Bucowina) und die *türkische Moldau* und in *Bessarabien* eingetheilt. Den Türken gehören unmittelbar die beiden Bezirke um Chotin und Bender zur Versorgung dieser Gränzfestungen, und ganz Bessarabien, welches daher von Einigen nicht mit zur Moldau gerechnet wird. Alles übrige steht unter dem Hospodar und zählt auf 1500 Quadratmeilen 800,000 Einwohner. Obgleich ein großer Theil des Landes wüste liegt, so ist doch bei der Fruchtbarkeit des Bodens die Ausfuhr beträchtlich. Man rechnet, daß jährlich 40,000 gemästete Ochsen, 10,000 Pferde, und 2- bis 300,000 Schafe, ferner Honig, Wachs, Getraide, Holz, Talg, Häute, Pelzwerk, geräuchertes Fleisch, Käse, Butter, Tabak, Wein (die *moldauischen Weine* sind eine sehr edle Gattung) und Salz, zum Theil in großer Quantität, ausgeführt werden. Das Salz wird gegraben; dieselben Berge zeigen auch Spuren von Gold, das aber nicht aufgesucht wird. Die Hauptflüsse des Landes sind der Sireth, der Pruth, der Dniester und an der Südostgränze die mächtige Donau, welche das Land mit dem schwarzen Meere in Verbindung setzt. Die Einwohner sind wallachischer Abkunft, reden die wallachische Sprache und bekennen die griechische Religion. Unter ihnen leben zugleich viele Türken, Russen, Polen, Raitzen und Armenier. Der Fürst, welcher *Hospodar* heißt, ist ein Vasall der Pforte, die ihn willkürlich ein- und absetzt. Seine Einkünfte schätzt man auf anderthalb Millionen levantischer Piaster. Die ansehnlichen Summen, welche jährlich für die Landesproducte eingehn, werden durch die Habsucht der Fürsten und durch die großen, ordentlichen und außerordentlichen, Abgaben und Geschenke verschlungen, welche für die Erlangung und Bestätigung der Fürstenwürde am türkischen Hofe entrichtet werden müssen, so daß die Einwohner größtentheils arm bleiben. Dazu kommt, daß, ungeachtet dem Lande, als sich der Fürst desselben, Bogdan, 1529 dem Sultan Soliman I. freiwillig unterwarf, nur ein mäßiges jährliches Geschenk an die Pforte auferlegt wurde, doch in spätern Zeiten die Erpressungen ausserordentlich waren. Die Capitulationsurkunden wurden 1686, als König Johann III. von Polen eingefallen war, auf dessen Befehl oder Zulassung zu Jassy öffentlich verbrannt. In den Kriegen zwischen der Pforte und Rußland ist die Moldau immer der Schauplatz gewesen. In dem letzten Kriege war sie ganz von Rußland erobert, und bereits 1810 für eine russische Provinz erklärt; die im J. 1812 aber eingetretenen Verhältnisse verschafften den Türken vortheilhaftere Bedingungen, so daß sie in dem Frieden, der in demselben Jahre zu Ruschtschuk geschlossen wurde, nebst den übrigen verlornen Provinzen, auch den größten Theil der Moldau zurückerhielten, und gegenwärtig der Pruth die Gränze macht.

Molé (François-René), ein berühmter französischer *Schauspieler*, geboren zu Paris 1734. Er trat 1754 im Britannicus und in der Zeneide auf; aber seine schwache Stimme verhinderte damals seine Aufnahme. Im J. 1760 betrat er abermals die Bühne, und im folgenden Jahre wurde er angestellt und glänzte zwanzig Jahre lang in der Tragödie, selbst an Le Kains Seite, durch die Wahrheit, womit er leidenschaftliche Rollen darstellte. Voll Gefühl im Schauspiel und unvergleichlich in den Stutzern der *Komödie*, spielte er in diesen drei Fächern mit dem ausgezeichnetsten Erfolg. Nach Belecourts Tode 1778 übernahm er die Charakterrollen, und spielte noch in seinem 69sten Jahre

den Fat und den Marquis bis zur Täuschung. Er lebte prächtig, doch beraubte ihn der Sturm der Revolution seines ganzen Vermögens. Er starb im Jahre 1802. Seine Observations sur l'art dramatique erwarben ihm eine Stelle im Nationalinstitut. Außerdem ist von ihm eine Eloge de Mademoiselle Dangeville im Druck erschienen. Dorat zeichnet ihn in seinem Gedicht von der theatralischen Declamation sehr aus.

Molière (Jean-Baptiste **Pocquelin de**), der berühmte französische Lustspieldichter, war 1620 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Diensten gewesen, und auch er wurde diesen Geschäften bestimmt und erhielt eine dem angemeßne Erziehung. Er genoß in seinem vierzehnten Jahre den Unterricht der Jesuiten und machte schnelle Fortschritte. Gassendi, Chapelle, Bernier, Cyrano waren seine Lehrer. Da sein Vater indeß schwach geworden war, mußte er das Amt desselben bei Ludwig XIII. versehen. Er begleitete den König im J. 1641 nach Narbonne. Das französische Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühn, der es aus der Niedrigkeit der Barbarei emporzog. Molière (denn mit diesem Namen verwechselte er damals seinen eigentlichen Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für seine Aeltern, oder nach dem Beispiel andrer Schauspieler seiner Zeit) gab die Stelle seines Vaters auf, und verband sich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenschaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauspielerin Bejart zusammen; beide bildeten eine Truppe, welche im J. 1652 zu Lyon den Etourdi aufführte. Dies ist die erste von Molière in Versen geschriebne Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerschöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottisen seines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beschäftigt ist, das Anziehende der Situationen, das aus diesem Contrast entspringt, haben dieses Stück ungeachtet seiner zahlreichen Mängel auf dem Theater erhalten. Molière erntete als Dichter und Schauspieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauspielergesellschaft in Lyon fast alle Zuschauer. Der Etourdi gefiel allgemein, trotz der Kälte der Personagen, des Unzusammenhangs der Scenen und der Incorrectheit des Styls. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrscheinlicher Intriguen. Die Kunst, Charaktere und Sitten auf der komischen Bühne darzustellen, war Molière aufbehalten. Diese Kunst, deren Keim sich schon im Etourdi zeigt, verbunden mit der Abwechselung der Ereignisse, erhielt den Zuschauer gespannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Lustspiel in Beziers gegeben, wohin der Verfasser sich begab. Hier hatte der Prinz Conti, der Molière auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc versammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feste, die er gab, sondern bot ihm auch eine Secretärstelle an. Molière lehnte sie mit der Erklärung ab, daß er ein leidlicher Schriftsteller sey, vielleicht aber ein sehr schlechter Secretär seyn möchte. Le dépit amoureux und Les précieuses ridicules erschienen auf dem Theater von Beziers und wurden bewundert. Die Ereignisse sind in der Dépit amoureux besser geordnet, als in dem Etourdi. Man nimmt in dem Spiel der Personen eine echt komische Ader, und in ihren Reden Geist und Laune wahr; aber der Knoten ist zu verwickelt und die Auflösung nicht wahrscheinlich genug. Einfacher ist die Intrigue in den Précieuses ridicules. Eine feine Kritik der ansteckenden Krankheit der Schöngeisterei, des schwülstigen Romanenstyls

les Pedantismus der gelehrten Frauen, der Affectation in Sprache, Gedanken, Putz, sind der Gegenstand dieser Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man sie in Paris gab. Man lachte, man erkannte sich und applaudirte. Ménage, der der ersten Vorstellung beiwohnte, sagte zu Chapelain: „Wir haben alle die Thorheiten gebilligt, die hier so fein und verständig durchgezogen werden; glauben Sie mir, wir werden verbrennen müssen, was wir bewundert, und bewundern, was wir verbrannt haben.“ — Dieses Geständniß ist das überlegte Urtheil eines Gelehrten; aber das Wort eines Greises, der aus dem Parterre unwillkürlich rief: „Muth, Molière, das ist das wahre Lustspiel!“ ist der reine Ausdruck der Natur. Ludwig XIV. war so zufrieden mit den Vorstellungen der Gesellschaft Molière's, welche die Provinz mit der Hauptstadt vertauscht hatte, daß er sie zu seiner Hofschauspielergesellschaft machte und ihrem Director eine Pension von 1000 Franken bewilligte. Der Cocu imaginaire, weniger für ein feines Publicum, als für die lachlustige Menge, erschien 1660. Auch in diesem Stücke ist eine Masse von fröhlichem Scherz und ein gewisses Interesse, wodurch der Zuschauer belustigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen Don Gracie de Navarre, ein aus dem Spanischen geschöpftes Drama, laut. Die Ecole des Maris, wozu die Idee aus den Brüdern des Terenz geschöpft ist, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Intrigue und eine natürliche Auflösung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der diesem Stücke nach Verdienst zu Theil wurde, als Les Fâcheux, die binnen 14 Tagen entworfen, ausgeführt, einstudirt und aufgeführt wurden, im J. 1661 zu Vaux bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieses Lustspiel ist fast ohne Verknüpfung, aber die Absicht war, durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuschauer anzuziehn. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehn aus der ersten Vorstellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, ansichtig wurde, zu Molière gesagt habe: „Da ist ein Original, das du noch nicht copirt hast.“ — In vierundzwanzig Stunden war die Scene des Jägers eingeschaltet, und da Molière die Jagdausdrücke nicht kannte, bat er Soyecourt selbst, sie ihm anzugeben. In der Ecole des Femmes, welche im nächsten Jahre gegeben wurde, schien alles Erzählung, und ist doch alles Handlung. Bei diesem Stück erhoben sich die Tadler, welche ohne auf die Kunst, die in dem Spiel der untergeordneten Personen und in dem natürlichen und schnellen Uebergang von einer Ueberraschung zur andern herrscht, Rücksicht zu nehmen, einige Nachlässigkeiten im Styl rügten. Molière antwortete ihnen, indem er selbst eine geistreiche Kritik seines Stücks gab. Der König, welcher Molière als den Gesetzgeber der Wohlanständigkeit und den heilsamsten Beurtheiler der Lächerlichkeiten ansah, setzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an seiner Freigebigkeit Theil haben sollten. Molière, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem Impromptu de Versailles, die Eindrücke zernichten zu müssen, welche das Porträt des Mahlers Boursault hatte machen können. Dieser hatte boshafter Weise einen Schlüssel zu der Ecole des Femmes angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel sehr im J. 1664 La princesse d'Elide, ein komisches Ballet, für ein Fest verfertigt, das der König den Königinnen gab. Paris, das dieses Ballet ohne die Pracht sah, die es in Versailles verschönert hatte, nahm es weniger günstig auf. Gleiches Schicksal hatte

ein anderes komisches Ballet, Le mariage forcé. Ein dem Graf Grammont zugestoßnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. D Juan ou le festin de pierre machte wenig Wirkung. Der Verfass strich bei der zweiten Vorstellung einige Lästerungen, die er einem Got losen in den Mund gelegt hatte. L'Amour médecin schien auch ei von den übereilten Werken, die man nicht streng beurtheilen darf. Molière führte zuerst in diesem Stücke die Aerzte auf, wozu, wie man sagt, ein unwissender und geiziger Arzt ihm Veranlassung gab, der ih übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb sich der Dichter durch seinen Misanthrope, ein Stück, das Anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der schönsten Werk der neuern Komödie betrachtet worden ist. Dennoch muß man gestehn, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Intrigue mehr fein und sinnreich als lebhaft und interessant ist, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erscheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die zwar sehr geschickt herbeigeführte Auflösung den Zuschauer doch kalt läßt. Er setzt hinzu, daß übrigens der Misanthrop eine feinere und schönere Satyre sey, als die Satyren des Horaz und Boileau, wenigstens eben so gut geschrieben; daß es aber interessantere Komödien gebe, und daß z. B. der Tartufe dieselbe Schönheiten des Styls mit einem viel hervorstechendern Interesse vereinige. Im J. 1665 erschien Le malade malgré lui, eine sehr lustige Farce. Le Sicilien ou l'Amour peintre ist ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung stieg aufs höchste, als der Tartufe (deutsch bearbeitet von **Unger**: der Betbruder, Berl. 1787.) erschien. Umsonst erhoben sich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfasser, das Stück wurde gespielt und beklatscht. Die Heuchelei ist darin vollkommen enthüllt; die Charaktere sind eben so mannichfaltig als wahr, der Dialog ist gleich fein und natürlich. Anfangs wurde Tartufe verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchst freie Posse, betitelt Scaramouche. Beim Weggehn sagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wissen, warum die Leute so gewaltigen Anstoß an Molière's Stück nehmen, und nichts über Scaramouche sagen?" — „Die italienischen Schauspieler," antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die französischen aber die Frommen beleidigt." — Im J. 1668 gab Molière den Amphitryon, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwischen Jupiter und Alcmene gibt es nichts Lustigeres. L'Avare (der Geitzige), eine andre Nachahmung des Plautus, ist im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch starke Züge getroffen. Schwerer möchte es seyn, Rousseau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Ansehn in diesem Stücke herabgewürdigt werde. George Dandin ou le Mari confondu, Monsieur de Pourceaugnac, Les Fourberies de Scapin sind mehr belustigender als belehrender Art. Le Bourgeois gentilhomme, obgleich auch mit einigen Possen gemischt, ist ungleich komischer und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Molière seine Femmes savantes, eine sinnreiche Satyre der falschen Schöngeisterei und der pedantischen Gelehrsamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrschten. Die Ereignisse sind, wie in manchen andern seiner Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegenstand selbst, so trocken er auch an sich seyn mag, ist in einer echt komischen Gestalt dargestellt. Die Entwicklung ist bewundernswürdig und hundert Mal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem

Malade imaginaire, worin die Charlatanerie und Pedanterie der damaligen Aerzte vollkommen geschildert wird. Mit diesem Stücke beschloß der Verfasser seine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gattin und Baron drangen in ihn, nicht zu spielen. „Was würden," antwortete er ihnen, „so viel arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabsäumt zu haben, ihnen Brot zu geben." Die Anstrengung, womit er spielte, verursachte ihm Convulsionen, denen ein Blutsturz folgte. Er starb wenige Stunden darauf den 17ten Februar 1673. Sein früher Tod verhinderte seinen Eintritt in die Akademie, welche ihm den nächsten erledigten Platz bestimmt hatte. Sie ehrte sich und Molière noch im J. 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin aufstellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Der Erzbischof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König selbst schlug sich ins Mittel, und so wurde er in St. Joseph in dem Kirchspiel St. Eustache still beerdigt. In der neuern Zeit wurde seine Asche in das Museum der französischen Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer antikgeformten Urne mit der Inschrift befindet: Molière est dans ce tombeau. Im J. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit seiner Büste und mit der Inschrift geziert: Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Molière's Werke als eine Geschichte der Sitten, Moden und des Geschmacks seiner Zeit und als das treueste Gemählde des menschlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geist, geschickt, die äußern Zeichen der Leidenschaften und ihre Bewegungen in den verschiednen Zuständen aufzufassen, nahm er die Menschen, wie sie sind, und zeigte als ein geschickter Mahler die geheimsten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Geberden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Lustspiele, gehörig gelesen," sagt La Harpe, „können die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, sondern weil er den Menschen, der sich nicht verändert, gemahlt hat. . . Welches Meisterstück ist der Geizige! Jede Scene ist eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos sagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen sey und daß man treffliche ökonomische Grundsätze daraus ziehen könne. Molière ist von allen, die je geschrieben haben, derjenige, der den Menschen am besten beobachtet hat, ohne sich den Schein davon zu geben. Er scheint seine Menschenkenntniß mehr auswendig zu wissen, als studirt zu haben. Die Crispine Regnards, die Bauern Dancourts erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verstand in einer originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar sind schöne Werke. Aber nichts von allem reicht an Molière; er hat einen physiognomischen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in seinen geringsten Farcen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben so sehr beim Lesen als bei der Darstellung. . . . Man hat wohl gemeint, daß er zu stark auftrage und überlade. Ich habe den so oft wiederholten pauvre homme tadeln hören; ich habe nachher dieselbe Scene und noch stärker gesehen, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten und Leidenschaften nicht überladen werden können. Molière ist ein Schriftsteller für gereifte Männer und Greise. Ihre Erfahrung begegnet sich mit seinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit seinem Genie. . . Man beklagt, daß nicht mehr in Molière's Geschmack gearbeitet wird. Ich denke, man hat wohl gethan, andre Gattungen zu versuchen. Das Feld, auf welchem

er erntete, ist minder groß, als man sich einbildet." — In seinen häuslichen Verhältnissen war Molière nicht ganz glücklich; er, der sich auf der Bühne über die menschlichen Schwächen lustig machte, konnte sich vor seiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, sich mit der Tochter der Schauspielerin Béjart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er so oft auf hintergangne Ehemänner geworfen hatte, auf sich selbst. Glücklicher war er in dem Umgange mit seinen Freunden und mit den Großen. Der Marschall Vironne, der große Condé, Ludwig XIV. selbst lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben so sehr das Verdienst als die Geburt ehrt. Mit Racine, dessen Wohlthäter er gewesen, veruneinigte er sich zwar später, aber beide achteten sich gegenseitig darum nicht weniger. Als Schauspieler war Molière in den hochkomischen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. s. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 seine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit interessanten Commentaren herausgegeben. (Molières Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne von Zschocke Zürich 1805 u. 1806. 6 Bde. mit Molière's Biographie.)

Molina (Ludwig de), Molinisten, s. d. Art. Gnade und Jansen.

Molinos, s. Quietismus.

Molken, s. Milch.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts steigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt.

Molla, Mollah, eine geistliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Districten zu verwalten, und ist Oberrichter im Gegensatz des Kadi's oder Unterrichters. Ueber den Molla's sind noch die Kadileskier, oder die obersten Justizbeamten im Reiche, welche auch im Divan sitzen.

Molleton oder Molton, gewöhnlich auch Multum, ein wollenes Zeug, mit oder ohne Köper, das sehr weich und warm ist, und deshalb zu Brusttüchern, Schlafcamisölern, Unterröcken ꝛc. häufig verbraucht wird. Die Wolle ist bald nur auf einer Seite, bald auf beiden aufgekratzt. Der englische, besonders der aus den Fabriken zu Colchester, Bradford und Bristol, ist der feinste, doch verfertigt man auch jetzt in Deutschland und Frankreich gute Waare. Unter den deutschen ist der sächsische der beste.

Möllendorf (Wichard Joachim Heinrich von), königlich preußischer Generalfeldmarschall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Prignitz, einem Gute seines Vaters, der die Stelle eines königlichen Deichhauptmanns in dieser Provinz bekleidete. Er besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis zum Jahre 1739. Im J. 1740 wurde er von Friedrich II. als Page angenommen, und begleitete den Monarchen im ersten schlesischen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz beiwohnte. Im J. 1743 wurde er Fähnrich beim ersten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs. „Der junge Möllendorf, Adjutant seiner Majestät des Königs," sagt Friedrich im zweiten Theile der Geschichte seiner Zeit, „erhielt unter sehr schwierigen Umständen den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Proviantransport zu escortiren, den Franklini, der von allen österreichischen Offizieren die genaueste Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schlesien führen, besaß, mit 4000 Mann Panduren zwischen

Chatzlar und Trautenau angriff. Möllendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte sich eines Kirchhofes, der das Defilé beherrschte. Von hier aus beschützte er die Wagen und vertheidigte sich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dumoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Zwar sind," fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber sie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um solche Thaten in Vergessenheit begraben zu lassen, die bei der Nachkommenschaft ein Keim zur Nacheiferung werden können." Möllendorf befand sich im zweiten schlesischen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr, in welcher letzteren er stark verwundet wurde. Im J. 1746 wurde er Hauptmann und erhielt eine Compagnie bei dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er sich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, welcher Einfluß auf das Schicksal des Tages hatte, aus, und erwarb sich dadurch den Orden pour le Mérite. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, und war bei dem Ueberfalle von Hochkirch gegenwärtig. 1760 wurde er Commandeur des Garderegiments und focht mit demselben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3ten November desselben Jahres war er es, der zu einem Manöuvre rieth, das die glücklichsten Folgen hatte, und das Schicksal dieses großen Tages entschied. Doch hatte er dabei für seine Person das Unglück, gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des Jahres 1761 wieder ausgewechselt, und einige Monate darauf zum Obersten bestellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generallieutenant. Im bayerschen Erbfolgekriege stand er bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen, und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Expedition bei Bautzen ausführte, und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte sehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußischen noch gar nicht berücksichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er sich oft um dessen Person, und war vielmals sein alleiniger Gesellschafter. Im Jahr 1787 wurde er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und stand deshalb 1791 gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog von Braunschweig im J. 1794 das Obercommando der preußischen Armeen am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarschall Möllendorf dasselbe, welcher, wiewohl ohne große Siege, das Gleichgewicht gegen die übermächtigen französischen Armeen stets zu behaupten wußte. Obwohl ein Greis über 80 Jahr, folgte er dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege vom Jahre 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe seines Königs gegen seine Ansicht, und gerieth, nachdem die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entschieden, zu Erfurt erkrankt in französische Gefangenschaft; doch wurde er mit der Achtung, die seinen Verdiensten und Jahren gebührte, behandelt, und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er beschloß seine Tage zu Havelberg, wo er eine Dompropstey hatte, im Jahr 1816. TH.

Mollese, s. Mandeln.

Mollusken (im Lateinischen Mollusca), eine äußerst merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeschichte noch sehr im Dunkeln liegt. Sie bilden nach dem linnéischen System die zweite Classe der Gewürme (vermes), und unterscheiden sich von den intestinis, oder den in den Eingeweiden der Menschen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß sie Gliedmaßen besitzen, welche diesen fehlen. Einige Arten von Mollusken ausgenommen, bei denen man eine etwas härtere Bedeckung wahrgenommen hat, sind sie ohne alle Bedeckung, und mit Gliedmaßen versehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen zu dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern scheinen. Mit Ausnahme der Gartenschnecken halten sie sich meist im Wasser und vorzüglich im Meere auf, welches sie durch eine phosphorische Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. Indessen hat man wohl Unrecht gethan, wenn man den Glanz, der sich zur Nachtzeit bisweilen auf dem Meere zeigt, ganz allein auf Rechnung dieser glänzenden Mollusken gesetzt hat. Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts ist, kennt man sieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund sich vorn befindet, zwei; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, versehen sind, sieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo ist ein in einem Hafen, und zwar in das Wasser hinein, von großen Quadersteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich ist, der mit einer Kette geschlossen werden kann. Ein solcher Molo ist für den Hafen von großem Vortheil, indem er nicht nur Sand und Schlamm abhält, sondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen sichert.

Molössus, ein aus drei langen Sylben bestehender Versfuß (s. d. Art. Fuß.), welcher wegen seiner schwerfälligen Bewegung den Namen bekommen hat, indem, wie einige behaupten, die Molosser, ein Volk in Epirus, sich in ihren Kriegsgesängen vorzüglich dieses Fußes bedient haben sollen. Andere leiten den Namen von einem gewissen Molossus aus Creta ab.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehrere Staatsmänner und Mäcene der Wissenschaften hervorgegangen sind, besonders Adam Glob Graf von Moltke, geb. 1709, gestorben 1792, Minister und Freund des Königs von Dänemark Friedrich V. und Klopstocks Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf von Moltke, königl. dänischer Conferenzminister und Großkreuz des Danebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums, welches auch sein in vortrefflichem Lapidarstyl errichtetes Denkmal Klopstocks beweist.

Molton, s. Molleton.

Molucken, s. Gewürzinseln, Colonien und Indien.

Molwitz, ein schlesisches Dorf unweit Brieg, bei welchem am 10ten April 1741 die bekannte Schlacht zwischen den Preußen und Oesterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geschwankt hatte, endlich durch die Anstrengungen Schwerins zum Vortheil der Preußen entschieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr persönlich bei; die Art aber, wie er sich benahm, ließ kaum den großen Feldherrn ahnen, als den er sich später zeigte. Er verließ das Schlachtfeld vor dem Ende der Schlacht in dem kritischsten Augenblicke, und wurde durch die

Siegesbotschaft nicht wenig überrascht; wiewohl dieser Sage in Nicolai's Anekdoten widersprochen wird. Der König sagte übrigens selbst, daß er den Krieg damals noch nicht verstanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber diese Schlacht für ihn und seine Truppen eine Schule gewesen sey.

Molyn, Peter, s. **Tempesta**.

Molza (Francesco Maria) geboren zu Modena im J. 1489, verdient unter den italienischen Dichtern vom zweiten Range eine ehrenvolle Erwähnung. Er stammte aus einer angesehnen Familie, brachte seine Lebenszeit meistens zu Rom hin, und stand mit den größten damals lebenden Köpfen, einem Bembo, Sadoleto, Caro, Pietro Vettori, in freundschaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm gewiß eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht seine Ausschweifungen ihn in Mißcredit gesetzt hätten. Unter seinen Poesien werden besonders seine Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga, und die Ninfa Tiberina, ein poetisches Gemählde in Ottava rima geschätzt. Sein Capitolo in lode dei fichi ist ein obscönes Gedicht; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lateinischer Dichter hat sich Molza vortheilhaft bekannt gemacht. Er starb 1544. Erst im J. 1747 ist eine vollständige Sammlung seiner Werke erschienen, welche der Abt Serassi zu Bergamo nebst einer weitläuftigen Biographie des Dichters in zwei Bänden herausgegeben hat; der zweite Band enthält die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen von Molza. — Ein Enkel des ebengenannten Molza, Namens **Tarquinio Molza**, der als ein Mann von großer Gelehrsamkeit in hohem Ansehn stand, und von Tasso, Guarini und Andern zu Rathe gezogen wurde, hat ebenfalls italienische und lateinische Poesien hinterlassen.

Mömpelgard, französisch **Montbeillard**, eine vormalige gefürstete Grafschaft zwischen der Franche Comté, Lothringen, dem Sundgau und dem Elsaß, welche dem herzoglichen Hause Wirtemberg-Stuttgart zugehörte. Dieses Land ist größtentheils bergig und hat Ueberfluß an Holz, Eisen, Schiefer und Steinkohlen, dabei guten Wein-, Hanf- und Flachsbau und ansehnliche Viehzucht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 15,000, welche meistens der lutherischen Religion zugethan sind. Die gesammten Einkünfte (die dazu gehörigen Herrschaften mitgerechnet) schätzte man auf 360,000 Livres. — Die Grafschaft kam als ein Theil des burgundischen Kreises mit demselben im J. 1032 an Kaiser Conrad II. Von dieser Zeit an regierten die Grafen darin erblich. Im J. 1397 kam das Land, durch Verheirathung der mömpelgardischen Erbtochter, Henriette, mit Eberhard von Wirtemberg, an letztgenanntes Haus. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde es einer besondern wirtembergischen Linie zu Theil, deren Stifter Ludwig Friedrich war. Nach dem Tode des letzten Herzogs von dieser Linie, Leopold Eberhards, im J. 1723 wurde der Besitz des Landes dem Herzog zu Wirtemberg-Stuttgart zugesprochen. Die Grafschaft gehörte zum deutschen Reiche, ohne einem Kreise einverleibt zu seyn. Die damit verbundnen Herrschaften Blamont, Clemont, Hericourt und Chatelot, nebst Granges, Clerval und Passavant standen aber unter französischer Landeshoheit, welche Wirtemberg auch 1748 nach langer Weigerung anerkannte. Die Herrschaft Franquemont war ein Lehen des Bisthums Basel. Im J. 1786 fand eine Ausgleichung und Austauschung mit Frankreich Statt, wodurch Mömpelgard zu einem zusammenhängenden Lande umgeformt wurde; allein 1790 besetzten es die Franzosen und 1796 trat es Wirtemberg sämmtlich an

Frankreich ab. Es wurde anfangs zum Departement Mont Terrible, später zum Departement des Oberrheins geschlagen. Die Hauptstadt Mömpelgard liegt am Fluß Alain, wo er den Bach Rigole aufnimmt, und zählt 3700 Einwohner. Die Leinwand- und Baumwollenzeugfabriken sind von Bedeutung, wie auch der Handel mit hier verfertigten Uhren, Leder und einigen andern Producten.

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelsucht und Satire, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit schonungslosem beißenden Witze tadelte er alles; selbst die Götter blieben nicht verschont. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht. Einige bilden ihn als hagern Jüngling mit einem Satyrgesichte und der Narrenkappe oder dem Narrenstocke.

Monaco, vormals ein kleines italienisches Fürstenthum zwischen der Grafschaft Nizza und dem genuesischen Gebiete an der Meeresküste. Es enthält zwei kleine Städte, Monaco, welches befestigt ist und einen Hafen hat, und Mentone. Der Unterhalt der Einwohner kommt fast gänzlich aus dem Gewinn des Oels, welches in solcher Quantität vorhanden ist, daß der 13te Theil davon, den die Unterthanen ihrem Oberherrn in Naturalabgaben, jährlich 40,000 Fl. abwarf. Die gesammten Einkünfte betrugen 400,000 Livres. Die Familie Grimaldi besaß das Ländchen seit Otto's I. Zeiten. Im J. 1731 starb der Mannsstamm aus. Die Erbin des letzten Fürsten, Anton Grimaldi, vermählte sich mit Franz de Matignon, dessen Familie die Pairwürde von Frankreich besaß und unter dessen Schutze Monaco seit 1741 stand. Seit 1792, wo Nizza mit Frankreich vereinigt wurde, war auch Monaco demselben einverleibt. 1814 kam es wieder unter sardinische Hoheit.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Substanzen, aus welchen die zusammengesetzten entstünden, die Lehre von diesen einfachen Substanzen aber Monadologie, welche seitdem einen Theil der Metaphysik ausmachte. Das Daseyn der Monaden bewies es folgendermaßen: Eine Theilung der Körper ins Unendliche läßt sich nicht denken, weil sonst ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen bestehen müßte, welches nicht denkbar ist. Man muß also zuletzt bei solchen Theilen stehen bleiben, die sich nicht mehr theilen lassen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, so konnten seine Monaden auch nicht die Eigenschaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile schloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflösung fähig, nicht aus zusammengesetzten Dingen entstehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten sie also entstehen, so müßten sie aus nichts entstehen, und sollten sie untergehn, so könnte dies nur durch Vernichtung geschehen. Indem er so den Monaden alle diese Eigenschaften absprach, bleibt nichts Positives bei ihnen zu denken übrig, als daß sie Kräfte und zwar Vorstellkräfte wären. Sie müßten jedoch noch durch gewisse andre Eigenschaften von einander unterschieden seyn, weil in der Natur nicht zwei einander völlig gleiche Dinge gefunden würden, und weil sonst kein Mittel vorhanden sey, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, indem dasjenige, was in einem Körper vorgehe, seinen Grund in den einfachen Theilen desselben haben müßte. Wolf nahm in der Folge diesen Unterschied an. Es gibt vier Gattungen der einfachen Dinge: die Elemente der sichtbaren Welt, die Seelen der Thiere, die Seelen der Menschen und Gott. Weil aber alle diese Dinge in den Graden der vorstellenden Kräfte verschieden seyn können, die Vorstellungen aber

ntweder klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich sind, so lassen sich die Arten dieser Dinge, welche eine Kraft haben, sich die Welt vorzustellen, auf folgende Weise unterscheiden. Die erste Art ist diejenige, die sich die Welt dunkel vorstellt, dergestalt, daß in dieser Vorstellung nichts einzelnes unterschieden werden kann. Und diese haben den geringsten Grad der Vollkommenheit; sie sind sich ihrer nicht bewußt und haben keine Empfindungen noch andere Gedanken. Da nun bei uns der Schlaf ein Zustand der dunkeln Vorstellungen ist, so sind diese Dinge in einem beständigen Schlafe. Die zweite Art besteht aus solchen einfachen Dingen, die sich die Welt klar aber undeutlich vorstellen. Dergleichen sind nach Leibnitz die Seelen der Thiere. Die dritte Art sind solche, welche sich die Welt klar und deutlich vorstellen, wie die Seelen der Menschen. Von der vierten Gattung sagt Wolf: Wenn nun der Zustand aller Welt auf einmal deutlich vorgestellt wird, sowohl dem Raume als der Zeit nach, so hat der Geist den allervollkommensten Grad, welcher möglich ist; und demnach ist er auch der allervollkommenste Geist. — In der Folge behielt man zwar den leibnitzischen Beweis von der Realität der Monaden bei, insofern man schloß, da es zusammengesetzte Dinge gibt, muß es auch einfache oder Monaden geben, wiewohl er auch durch eine unendliche Theilung der Körper bestritten wurde; aber man nahm besonders die Eigenschaften der Monaden, wie nicht weniger ihre Bewegung, Veränderung und Einwirkung in einander in Anspruch. Man sagte: wenn sie keine Ausdehnung, Größe, Figur u. s. w. haben, so sind sie ja für uns so gut wie nichts, mathematische Punkte. Und wie mögen Elemente, die keine Größe, Figur und Ausdehnung haben, durch ihre Zusammensetzung Körper geben, welche Ausdehnung und Größe besitzen? Was eine Sache für sich nicht hat, kann sie durch die bloße Zusammensetzung auch andern nicht geben. Wie können die Monaden, da sie keine Seiten, keine Theile, Größe und Figur haben, einander berühren, damit zusammengesetzte Dinge daraus werden, deren Theile zusammenhängen? Diesen Schwierigkeiten suchte man auf mancherlei Weise auszuweichen. Einige machten einen Unterschied zwischen metaphysischer und mathematischer Ausdehnung, und sprachen den Monaden nur die erstere zu, indem es sich ja nicht denken lasse, daß eine Substanz existire, ohne einen Raum einzunehmen und mathematisch ausgedehnt zu seyn; in einem solchen Raume ließen sich wenigstens Außentheile gedenken, in denen auch vielleicht verschiedne Substanzen seyn könnten, obwohl jetzt nicht sind. Oder man könnte sich die Monaden immerhin als ausgedehnt gedenken, nur nicht so, daß man einen oder einige Realtheile von ihnen absondern wolle; sie wären genau Eins und durch Absonderung eines Theils würde die ganze Monade vernichtet werden. Kant endigte diesen Streit, indem er auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe vom Innern und Aeußern aufmerksam machte. Diese Amphibolie entsteht überhaupt durch Verwechslung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transcendentalen. Leibnitzens Monaden entstanden, indem er das Innere der Körper suchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieses Innere bloß im Verhältniß auf den Verstand vorstellte. Das Innere dieses Zustandes konnte nun nicht in Ort, Gestalt, Berührung oder Bewegung bestehn, weil dies äußerliche Verhältnisse sind. Folglich blieb diesen Substanzen nur der Zustand der Vorstellungen übrig, und sie waren nichts anders als Vorstellungskräfte, wodurch sie eigentlich nur in sich selbst wirksam sind und den Grund-

stoff des ganzen Universums ausmachen müsste. Diese einfachen Wesen waren bloße intelligible Gegenstände, dahingegen die zusammengesetzten, die Materie, Erscheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das bloß Intelligible, bloß für den reinen Verstand Gehörige als Erscheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein sinnliches, sondern durch ein intellectuelles Anschauungsvermögen erkannt, in dessen Ermangelung wir von dergleichen Gegenständen gar nichts wissen können.

Monadelphia, s. Pflanzen.

Monaldeschi, s. Christine, Königin von Schweden.

Monandria, s. Pflanzen.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrschaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegensatze von Aristokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen, oder diejenige Regierungsform, in welcher die oberste, d. h. vorzüglich die executive Gewalt, in der Hand eines Einzelnen, oder einer physischen Person vereinigt ist, diese jedoch in der Ausübung derselben sich durch den Zweck und das Wohl beschränkt. Ist dies nicht der Fall, so entsteht als Ausartung der Monarchie Despotie oder Despotismus (s. d. Art.) Die Monarchie selbst wird wiederum verschieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der obersten Staatsgewalt, in unumschränkte, wo zwar der Monarch an Grundgesetze gebunden ist, aber die drei Zweige der obersten Gewalt, die legislative, richterliche und executive Macht, alle in seiner Hand vereinigt, und in beschränkte Monarchie, wo der Monarch die oberste Gewalt, vorzüglich die legislative Macht mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Repräsentanten entweder eine berathende, oder entscheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannsstamme, oder auch in der weiblichen Linie, so wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge bestimmt ist, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemischte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhängt: so z. B. in Rußland, vor der Successionsordnung Pauls I., so noch jetzt in der Türkei. Unter allen Regierungsformen befördert die Monarchie am meisten den Frieden im Innern, so wie dieselbe am meisten Kraft besitzt, sich durch schnell ausgeführten Willen nach außen zu behaupten. Aber die Herrschaft des Einen artet auch leicht in unumschränkte Willkür — Despotie — und Eroberungssucht nach außen hin aus. Die Beschränkungen durch Constitution, Wahlcapitulation, Landstände, Ephoren rc. befördern, wo die öffentliche Meinung mächtig geworden ist, aber gewähren nicht Sicherheit vor der Willkür, und die Trennung der legislativen und executiven Gewalt ist kein absolutes Sicherheitsmittel. So gewährt die Monarchie die größten Vortheile — wenn in ihr die Achtung des Rechts auf dem Throne und im Volke herrschend ist.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um den ganzen Himmel. Da der Umlauf des Mondes aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er seinen Lauf aus der Gegend irgend eines in seiner Nähe stehenden Fixsternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derselben Stellung gegen jenen Fixstern gesehn wird, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Um-

laufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodischen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, ist der synodische Monat. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser fünf verschiednen Monate bleibt sich gleich, sondern die Dauer von allen ist bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt sich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwischen der größten und kürzesten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar bestimmt auf diese Weise Lalande

den siderischen Monat auf	27 Tage	7 Stunden	43 Min.	12 Sec.
den periodischen	— — 27	— 7	— 43	— 5 —
den synodischen	— — 29	— 12	— 44	— 3 —
den Knotenmonat	— 27	— 5	— 6	— 56 —
den anomalistischen M.	— 27	— 13	— 18	— 35 —

Außer diesen Mondenmonaten gibt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entstanden ist, daß man den Mondwechsel mit dem scheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Verbindung gebracht hat. Man nahm wahr, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnen- oder synodischen Monat, der eigentlich 30 Tage 16 Stunden 29 Minuten und 37 Secunden beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. — Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in sich schließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerst (erleuchtet) wieder erscheint bis zu demselben Zeitpunkt, und welcher in den Neumond, das erste Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. — Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist, und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch üblichen Namen der Monate rühren von den Römern her, welche mit dem März anfingen, daher auch der Name September, October, November, December, der siebente, achte, neunte, zehnte Monat des Jahres. Numa soll die beiden ersten Monate des Jahres, Januar und Februar, hinzugefügt haben. Carl der Große soll statt dieser Namen, die jetzt weniger üblichen deutschen, z. B. Christmonat, Hornung ꝛc. erfunden haben.

Monboddo (J. Burnet L.), ein schottischer Lord, der durch seine Aeltermutter mit der berühmten Familie der Douglas verwandt war, und meistentheils auf seinem ererbten Sitze zu Monboddo lebte. Er zeichnete sich durch viele wissenschaftliche Kenntnisse und das Studium der Alten, unter denen besonders Homer sein Lieblingsschriftsteller war, noch mehr aber durch die Behauptung vieler paradoxen Sätze, die ihn gar häufig zum Gegenstand der Conversation machten, aus. Er war ein Zeitgenosse Goldsmiths, Garriks, Warburtons, Fergusons, Johnsons u. s. w., und hatte mit dem letztgenannten berühmten Manne, obwohl er in Hinsicht seiner Meinungen mit ihm in stetem Widerspruche lebte, eine so große Aehnlichkeit, daß der bekannte Schauspieler Foote, der zu seiner Zeit in dem unbestrittenen Besitze des Ruhms war, sehr treffende und witzige Vergleichungen zu machen, ihn nur eine elzevirische Ausgabe des Johnson zu nennen pflegte. Unter andern behauptete Monboddo, daß das Daseyn eines jeden Dinges möglich sey, mit Einem

Worte, daß Alles, was denkbar ist, auch in der Wirklichkeit gefunden werden könne. Johnson äußerte einst in einem Cirkel gelehrter Freunde, er wolle darüber nicht streiten; er hätte es nicht für möglich gehalten, einen Monboddo zu finden, und gleichwohl sey er da. Ein so großer Antagonist Johnson übrigens von des Lords Sätzen war, ließ er sich doch auf seiner Reise, die er im J. 1774 nach den östlichen Inseln unternahm, bereden, einen Besuch bei demselben abzustatten, und schied mit einer vortheilhaften Meinung von ihm. Er erwähnt dieses Besuches in seiner Reisebeschreibung mit den wenigen Worten, daß die Gesellschaft des Lords eine hinreichende Schadloshaltung auch für einen weitern Umweg gewesen seyn würde. Auch im Deutschen ist Monboddo's Werk on the origin and progress of Language, Lond. 1773—91. 6 Voll. 4. durch den Auszug von Schmidt, Riga 1784—85. 2 Bde. 8. bekannt. DH.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchswesen findet man schon in der vorchristlichen Zeit. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Ob Henoch, der Repräsentant der sechsten Generation nach Adam, weil er ein göttlich Leben führte, nicht der erste Einsiedler gewesen sey, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem stillen, zur Unthätigkeit und Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Tendenz zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen, und nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnosophisten), und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mahomet bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Gongessen, Talapoinen, Bonzen und Derwische, deren Schwärmereien und unsinnige Büßungen mehr heilige Schauspiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit sind. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nasiräern, denen Moses besondre Rechte zugestand, und das Leben der Essäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt, und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwalten sieht. Denn unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmt, und überdies seit dem 3ten Jahrhundert mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde (vergl. d. Art. Heilige), fing das einsame Leben schon im vierten Jahrhundert an, Beifall zu finden. Seit dem fünften Jahrhundert tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Ramificationen ausbildete und bis ins 17te Jahrhundert an Einfluß auf Cultur und Sitten und an politischer Geltung gewachsen ist. Ueber die

Entstehung, Ausbreitung, Oekonomie und welthistorische Bedeutung des christlichen Mönchswesen s. die Art. Klöster und geistliche Orden. E.

Moncey (Bon. Adr. Jean de), vormals Herzog von Conegliano und franz. Reichsmarschall, ist 1754 zu Besançon geboren, und hat sich früh dem Militär gewidmet. Schon 1773 diente er im Regiment Conti, ging dann unter die Marechaussée, unter die Nassau-Siegener Volontairs, ward 1791 Capitain, erstieg schnell die höhern militärischen Grade, und wurde zur Armee der West-Pyreneen geschickt, deren Oberbefehl er zuletzt erhielt. Den 17ten Oct. 1794 schlug er die Spanier zwischen l'Ecumbery und Villa-Nova, und endigte den Feldzug mit glücklichem Erfolg. Im J. 1796 ging er als Divisionsgeneral zur Rheinarmee und von dieser nach Italien, wo er das Commando eines Armeecorps mit dem Generallieutenants-Titel erhielt. 1801 ward er erster Generalinspector der National-Gensdarmerie, und 1804 Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion. In den Jahren 1808 und 1809 commandirte er in Spanien mit abwechselndem Glück. Als Napoleon 1814 Paris verließ, ernannte er Moncey zum Major-General der pariser Garde, was er bis zu dessen Sturz blieb. Den 11ten April gab er seine Zustimmung zur Thronveränderung bei der provisorischen Regierung ein. Ludwig XVIII. machte ihn zum Staatsminister, St. Ludwigsritter und Pair von Frankreich. Da er aber 1815 die Pairwürde auch von Napoleon annahm, traf ihn die Verordnung vom 24sten Juli: er ward aus der Liste der Pairs gestrichen. Wegen seiner Weigerung, dem Kriegsrecht über den Marschall Ney zu präsidiren, hat ihn der König seines Marschallgrades entsetzt. Seitdem lebt er auf seinem Schlosse zu Ham.

Moncrif (François-Augustin Paradis de), geheimer Secretär des Grafen von Clermont, Vorleser der Königin, Mitglied der Academien zu Paris, Nancy und Berlin, war 1687 zu Paris geboren und starb 1770. Ein scharfsinniger Geist, eine einnehmende Bildung, eine sanfte und gleiche Gemüthsart, verbunden mit der Gabe, gut zu lesen, angenehm zu singen und ein Madrigal zu dichten, erwarben ihm früh eine Menge von Freunden. Er wußte sich Zuneigung und Achtung der Großen zu erwerben, indem er den Stolz, der ihre Eigenliebe kränkte, eben so wohl als ein kriechendes Betragen, welches Verachtung erzeugt, zu vermeiden verstand. Ludwig XV. gab ihm die Erlaubniß, am Hofe zu erscheinen, die er Voltaire, dessen schneidenden Blick er fürchtete, versagte. Wenige Menschen waren so dienstfertig und gaben so gern, wie Moncrif. Er ernährte und erzog seine armen Verwandten, ohne sich ihrer je zu schämen. Die vorzüglichsten seiner Werke sind: Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire, eine angenehme, nicht unverdienstliche Anleitung in der Kunst, in der Gesellschaft zu gefallen, wiewohl d'Alembert ihn nicht mit Unrecht tadelt, daß er in ein System habe bringen wollen, was allein die Natur lehren kann. Auch gefiel der Verfasser selbst keineswegs überall. Der Dichter Roi mochte ihn nicht leiden, und als sich Moncrif einst mit dem Grafen von Clermont veruneinigt hatte, verfertigte dieser folgendes Epigramm auf ihn:

> Opprobre du corps littéraire,
> Maussade auteur de l'art de plaire,
> Tu n'en es pas à l'alphabet;
> Clermont te l'a bien fait connoître,
> Le premier point dans un valet,
> C'est de savoir plaire à son maître.

Moncrif fand den Scherz nicht eben angenehm, und als er dem Dichter Roi einmal auf der Straße begegnete, bewillkommnete er ihn mit seinem Stock. Roi ergriff die Flucht, Moncrif aber folgte ihm und sein Stock schlug selten fehl. Roi, der sich erinnerte, daß Moncrif eine Erzählung von Katzen geschrieben hatte, die immer laufen und immer geschlagen werden, rief ihm von Zeit zu Zeit zu: Patte de velours, minet, patte de velours; wodurch aber jener wahrscheinlich angereizt wurde, nur noch derber zu schlagen; 2. Les ames rivales, ein angenehmer kleiner Roman; 3. Les Abdérites, ein mittelmäßiges Lustspiel; 4. Poésies diverses, unter welchen man die Romanzen und die Erzählung, Rajeunissement inutile, besonders auszeichnet. 5. Verschiedene Abhandlungen, die man in seinen vermischten Werken (Oeuvres etc. 1798. Paris. 2 Voll. 8.) findet; 6. L'Histoire des chats, eine Bagatelle, die gegenwärtig vergessen ist. Außerdem hat er verschiedne kleine Stücke für das Theater geschrieben.

Mond nennen wir vorzugsweise den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich seinen Stand unter den Fixsternen am Himmel, und binnen einem Monat scheint er seinen Umlauf um den ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich unter den übrigen Gestirnen der täglichen scheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von seinen verschiednen Gestalten ist unter dem Art. Mondphasen die Rede. Schon früh bemerkte man, daß sich der Mond um die Erde bewege. Die Erde liegt jedoch nicht im Mittelpunkte der Mondsbahn. Mit der Ekliptik macht dieselbe einen Winkel von 5 1/2 Grad. — Der Mond ist unter allen Himmelskörpern der uns bei weitem nächste; seine Entfernung aber ist, da die Erde nicht im Mittelpunkte seiner Bahn liegt, und die Mondsbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, nicht immer gleich. Man bestimmt seine mittlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmesser oder 51,570 geographische Meilen. Bei jedem seiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem der Mond der Erde näher oder entfernter ist, erscheint auch sein Durchmesser, besonders wenn man ihn durch Ferngläser betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derselbe 31 Minuten und 9 Secunden. Der wahre Durchmesser des Mondes wird nach astronomischen Berechnungen auf 3 2/3 Mal kleiner als der Erddurchmesser bestimmt. Hiernach läßt sich leicht berechnen, daß der Mond 14 Mal weniger Oberfläche und einen 50 Mal geringern körperlichen Inhalt habe, als die Erde. Setzt man den Durchmesser der letztern auf 1719 geographische Meilen, so beträgt der Durchmesser des Mondes etwas über 468 solcher Meilen. In Ansehung seines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten. Diese rühren meist von der starken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in seinen verschiedenen Stellungen gegen die Erde her. Erst nach Newtons Entdeckung des Gesetzes von der allgemeinen Schwere klärte sich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die ersten genauen Mondstafeln, welche den wahren Ort des Mondes für jede Zeit durch 13 verschiedne Gleichungen bis auf 1 Minute angeben. Da der Mond seinen periodischen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 Stunden, oder, genau gerechnet, in 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten 5 Secunden zurücklegt, so durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13 Grad 10 Min. 35 Secunden seiner Bahn, welches in jeder Zeitsecunde 3132 pariser Fuß beträgt. — Außer der doppelten Bewegung, mit welcher sich der Mond

um unsre Erde und nebst dieser um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um seine Axe. Er vollendet dieselbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Ursach dieser Gleichheit der Zeit zwischen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde stärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieser Richtung eine länglichere Gestalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß sich die der Erde zugekehrte Mondsfläche periodisch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südwärts, auch öfters bald mehr ostwärts, bald mehr westwärts treten. Diese Erscheinung hat man das Schwanken des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden sind die Ursachen durch die Astronomen untersucht und entdeckt worden. — Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen seiner großen Nähe am genauesten. Daß er ein dunkler Körper sey und sein Licht von der Sonne empfange, sieht man aus den Sonnen- und Mondfinsternissen, besonders aber aus den verschiednen Lichtgestalten (s. Mondphasen). Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehrere Flecken (Mondflecken), die sich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Gränzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Unebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröters haben das Daseyn derselben außer allem Zweifel gesetzt und ihm ist es gelungen, sogar die Höhen der Mondberge zu bestimmen. Die Methode, welcher sich dieser unermüdliche Forscher dazu bedient, ist so sicher und genau, als man nur wünschen kann. Er maß die südliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieser Gegend und nach dem Schatten, den sie wirft, und fand sie 25,000 pariser Fuß hoch, mithin höher als den höchsten Berg auf unsrer Erde. — Die großen dunkeln Flecken des Mondes stellen sich, wenn sie von der Gränzlinie der Erleuchtung durchschnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrscheinlichen Schluß, daß es Ebenen sind, deren Oberfläche aus einer Materie besteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob sie aber Meere sind, ist sehr ungewiß und wird dadurch sogar unwahrscheinlich, daß Huygens große Einsenkungen und Schröter in mehreren dieser Einsenkungen deutliche Spuren von verschiednen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einsenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehrere dieser Einsenkungen maß, fand ihre Durchmesser von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja eine hat viertehalb geographische Meilen im Durchmesser und über 30,000 Klaftern Höhe. Sonst kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt, und viele davon genau untersucht und beschrieben. Einen zusammenhängenden Ocean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Telescop keine Spur von Flüssen. Die zusammenhängenden Bergketten sind nach Schröters wahrscheinlichen Vermuthungen Anschwellungen der Mondsrinde; die Einsenkungen aber mit ihren Wall- und Randgebirgen betrachtet er als Crater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anschwellungen veranlaßt wurden. Die grauen Flecken scheinen ihm wilder zerstörte Gegenden zu seyn, wo vielleicht einige Vegetation Statt findet. Auch nahm er Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr,

welche vulcanischen Ursprungs zu seyn scheinen. Aus allem scheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen sey, die ihre allmälige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Monds Oberfläche noch von heftig brennenden Vulcanen und von Erdbeben aufgerissen und angeschwellt wird, wie dies ehedem mit unsrer Erde ebenfalls geschehen seyn mag. Man hat die wahrscheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unsern Tagen zur Erklärung des seit einigen Jahren so viel Aufsehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallenen mineralischen Massen bei heftigen Explosionen der Mondvulcane auf unsre Erde geworfen worden wären. (Vergl. Meteorsteine.) Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinsten unter allen Planeten, und für den nächsten bei der Erde; sie wußten, daß er ein verborgenes Licht habe, bestimmten schon die periodische Wiederkehr der Mondphasen mit vieler Richtigkeit, und leiteten schon die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt sey, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfasser des unter seinem Namen vorhandenen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten: daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde, und wußte, daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere.

Mondcirkel, Mondcyclus, s. Cyclus.

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß, s. Finsternisse.

Mondflecken, s. Mond.

Mondkalb wird die falsche Frucht genannt, die nicht zum selbstständigen Leben gelangt, und daher auch nicht gehörig ausgebildet wird, selten nur irgend Spuren von menschlicher Gestalt zeigt. Sie entstehen ohne Beischlaf, wenn die Geschlechtstheile oft gereizt wurden, oder nach demselben, wenn er aus irgend einem Grunde, der im Manne oder in der Frau liegen kann, nicht gehörig kräftig wirkte, oder wenn bald nach der Empfängniß Hindernisse der Bildung des Fötus entgegenwirken. Sie verursachen Zufälle, welche mehr oder weniger, bisweilen eine so große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht einmal davon unterschieden werden können; nur nimmt der Leib schneller am Umfange zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfhafte Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten endlich wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein, und diese schaffen nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen die falsche Frucht fort. Eine noch lang andauernde Schwäche, und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben gar oft zurück.

Mondphasen, oder Mond- und Lichtgestalten, sind die abwechselnden Gestalten der erleuchteten Mondscheibe. Sie rühren von der Stellung her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich sehen wir den Mond zu gewissen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten sichelförmig, bald als halbe Scheibe und endlich ganz erleuchtet. Wenn sich der Mond zwischen der Sonne und Erde befindet, d. h. mit der Sonne in Conjunction steht, so wendet er

seine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen. Diese Mondgestalt heißt Neumond. Bald darnach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil seiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte sichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde ist er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erscheint ein Theil seiner erleuchteten Fläche in Sichelgestalt mit der converen oder erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt sich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt seinen Weg immer mehr von Westen nach Osten, erscheint daher Abends immer weiter gegen den östlichen Horizont, und der erleuchtete sichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, wenn diese untergegangen ist, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In diesem Zustande wird er in den Calendern das erste Viertel oder die erste Quadratur genannt. So wie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. sein erleuchteter Theil nähert sich immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber steht und in vollem Lichte, aber als völlig kreisrunde Scheibe erscheint. In dieser Gestalt kehrt er seine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächst der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmonds aber nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. Ungefähr 7 Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Calendersprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieser Gestalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelförmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später und immer mehr östlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Conjunction tritt, und also der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und das letzte Viertel werden auch Syzygien, und die ganze Erscheinung der Mondwechsel genannt. Sowohl vor als nach dem Neumond sehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondscheibe durch ein blasses Licht erleuchtet. Dieses rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade, wenn es am deutlichsten in die Augen fällt, ist bei uns die Sonne des Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längst aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unsre Erde als erleuchtete 14 Mal größere Scheibe am Himmel erscheint, als der Mond sich uns darstellt.

Mondsteine, s. Meteorsteine.

Mondsüchtig nennt man Personen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondswechsel, im Schlafe aufstehn, gleichsam in einem lebhaften Traume herumwandeln, und verschiedene Verrichtungen vor-

nehmen, als wenn sie wirklich wachten. Ihre Augen sind dabei meistens verschlossen; wo sie aber offen sind, sehen sie dessen ungeachtet nicht damit, wie man durch mancherlei Versuche bestimmt weiß. Man hat Beispiele, daß ein solcher Mondsüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgestanden, in die Schenke gegangen ist, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hause gegangen ist und sich zu Bette gelegt hat; alles mit verschloßnen Augen. Andere sind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenster hinaus auf das Dach, gestiegen, wo wachend kein Mensch hinkommen konnte, und sind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, soll man sie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil sie dann leicht in der ersten Bestürzung unglücklich seyn können. Doch soll man ihnen, wenn sie sich schlafen gelegt haben, ein mit Wasser benetztes Tuch vor das Bette legen, um ihnen das Nachtwandeln abzugewöhnen, indem sie, sobald sie beim Heraussteigen auf das Tuch treten, zur Besinnung kommen, und ins Bette zurückgehen. Die Mondsucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems, vermöge welcher ein natürliches, wahrscheinlich vom Einfluß des Mondes entwickeltes magnetisches Schlafwachen eintritt. S. d. Artikel Magnetismus. H.

Mondsviertel, s. Mondphasen.

Mondtafeln, s. Mond.

Mondwechsel, s. Mondphasen.

Monge (G.), Graf von Peluse, vormals Mitglied der französischen Academie der Wissenschaften, nachher des Instituts, Examinator der Zöglinge von der Marine für die Mathematik. Sein Patriotismus, vornehmlich aber die Empfehlung Condorcets erhoben ihn den 10ten August 1792 zum Marineminister; zu gleicher Zeit bevollmächtigte man ihn, das Ministerium des Kriegs bis zur Ankunft Servans zu verwalten. In dieser Eigenschaft unterzeichnete er den 19ten Januar 1793 den Befehl zur Hinrichtung Ludwigs XVI. Den 12ten Februar nahm er seine Entlassung, allein den 17ten wählte ihn der Convent wieder, und Monge bekleidete diese Stelle bis zum 10 April, wo er sich auf eine entschiedne Weise mit der Erklärung zurückzog, daß er sich diesem Posten nicht gewachsen fühle. Doch erschien er fortwährend in dem Jacobinerclubb und ward daselbst 1794 Secretär und Präsident desselben. Aber auch mitten in den politischen Unruhen vernachlässigte er die Wissenschaften nicht. Er wurde Professor der Geometrie an der Normalschule, und im Juli 1796 ernannte ihn das Directorium zu einem der sechs Commissäre, die nach Italien gehen und die Auswahl der im Frieden mit dem Papst bedungnen Handschriften und Kunstwerke treffen mußten. Seitdem schien er sich persönlich an Bonaparte anzuschließen, der ihm bei verschiednen Gelegenheiten Aufträge gab und ihn endlich 1799 in den Erhaltungssenat brachte. Im Jahr 1798 hatte er sich auf Befehl des Directoriums nach Italien begeben, um die römische Republik organisiren zu helfen, und im J. 1804 erhielt er die Senatorie Lüttich und wurde Großoffizier der Ehrenlegion. 1815 ernannte ihn Napoleon zum Pair von Frankreich, die Rückkehr des Königs aber setzte ihn außer Thätigkeit.

Mongolen. Die südöstlichen asiatischen Steppen an der Gränze des heutigen Sibiriens waren der Stammsitz eines Volks, das sich von dort aus über einen großen Theil der nördlichen und südlichen Hemisphäre verbreitet hat. Dieses merkwürdige Volk sind die Mongolen, wichtig als Weltstürmer und Eroberer. Die ältere Geschichte

ker Mongolen ist theils ganz unbekannt, theils fabelhaft. Im neunten Jahrhunderte zogen an der Nordseite von China und Corea drei Völker umher, im Westen die Mong-u oder nachherigen Mongolen; weiter nach Osten die Kitanen und oberhalb Corea bis an das östliche Weltmeer die Niudschen oder Kin, die mit den Mandschu und Tungusen überhaupt Ein Volk sind. Diese drei Völker, die sich nach und nach insgesammt zu großen herrschenden Nationen aufgeschwungen haben, waren damals noch unbeträchtlich und schwach. Im zehnten Jahrhunderte machten sich zuerst die Kitanen die beiden andern Völker, so wie auch die nördlichen Provinzen von China unterwürfig. Die Niudschen empörten sich aber bald mit Erfolge, wurden von den Chinesen zu Hülfe gerufen, und überwältigten nun sowohl diese als die Kitanen. Ein Theil dieser letztern zog hierauf westwärts und nahm von der kleinen Bucharei Besitz, wo man sie seitdem Karakitanen oder Karakitaier nannte. Unterdeß herrschten die Niudschen über Nordchina und die Mongolen bis an das östliche Weltmeer. Die Mongolen waren in mehrere Horden getheilt, die, ungeachtet der Oberherrschaft der Niudschen, ihre eignen Chane hatten. Einer dieser kleinen Fürsten, Temudschin, trat unter dem Namen Dschingis-Chan als Welteroberer und Stifter einer neuen Monarchie auf. I. Dschingisken, (seit 1206). Temudschin wurde, dreizehn Jahre alt, nach seines Vaters Tode (1176) Beherrscher von 40,000 Familien. Die Uneinigkeit der übrigen Chane erleichterte die Ausführung seiner Eroberungsplane. Als ein Gesandter Gottes begann er seine schreckliche Weltstürmerei, die zwanzig Jahre hindurch dauerte, während welcher Zeit er von der Mongolei und von China an bis in das vordere Asien, und in Europa bis an den Dnepr Länder verwüstete und Völker unterjochte. Der Tod machte 1227 seinen fernern Unternehmungen ein Ende (s. den Art. Gengis-Khan). Dschingis hatte seinen Sohn Oktai zu seinem Nachfolger ernannt. Doch sowohl dieser Fürst als die drei ihm folgenden Regenten waren eigentlich nur die Großchane des ungeheuren Mongolenreichs, neben welchen ihre Brüder und Anverwandten in großen Landstrichen zu gleicher Zeit als Fürsten, obwohl vom Großchanat abhängig, regierten. Oktai stürzte das Reich der Niudschen in China und unterwarf sich ganz Nordchina; dann griff er Südchina an, während ein Theil seines Heeres nach Westen zog, und nachdem es die Tscherkassen und Abchasen unterjocht, in die Baschkirei, in Kasan und Bulgarien eingedrungen war, bis nach Moskau vordrang. Die meisten russischen Fürsten flüchteten nach Polen und Ungarn, und überließen das muthlose Volk der grausamen Willkür dieser kriegerischen Barbaren. Ganz Rußland, außer Nowgorod, ward den Mongolen zinsbar, die, ohne die russischen Fürsten zu verdrängen, allenthalben Statthalter einsetzten. Auch Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Servien und Bulgarien wurden mit Raub und Mord heimgesucht. Zu derselben Zeit, da die Mongolen auf diese Weise in Europa wütheten, und den Krieg in Corea und Südchina fortsetzten, überschwemmten sie auch Vorderasien mit ihren zahllosen Heeren. Oktai hatte den seldschuckischen Sultan von Iconium vergeblich zur Huldigung auffodern lassen; jetzt ließ er ein starkes Heer durch Tscherkassien in Armenien einbrechen. Die Mongolen drangen bis in die Gegend von Arbela, gingen durch Ninive, näherten sich Bagdad, eroberten Erzerum, verwüsteten und unterjochten viele Städte und Gegenden in Klein-Asien, und machten (1242) den Sultan von Iconium zu ihrem Vasallen. Im folgenden Jahre fielen sie in Syrien ein und kamen bis Aleppo. Doch in eben diesem

Jahre starb Oktai und sein Tod rettete Asien für eine Zeitlang und Europa für immer. Nach einem Zwischenreich von vier Jahren folgte *Kajuk*, dessen Kriegsrüstungen der Tod unterbrach. Sein Nachfolger *Manku* vernichtete das Chalifat, und unterwarf den Sultan von Iconium und ganz Klein-Asien bis an die Meerenge von Constantinopel der mongolischen Herrschaft, während sein Bruder Koblai als Vicekönig in China den Krieg gegen die Song mit Nachdruck fortsetzte. Nach Manku's Tode (1259) ward Koblai zum Großchan gewählt. Dieser Fürst blieb aber in China und ward in Sitten und Kenntnissen ein Chineser. Seine Entfernung von den übrigen mongolischen Staaten, die sich vom östlichen Weltmeer bis an den Dnepr und das mittelländische Meer erstreckten, beschleunigte die Auflösung dieser ungeheuern Monarchie, welche jetzt in folgende noch immer sehr große Staaten zerfiel: 1. China, 2. Iran (Persien bis Vorder-Asien), 3. Dschagatai, 4. Kaptschak, 6. Turan. — II. Timuriden (seit 1369). *Timur* oder *Tamerlan*, ein naher Verwandter der Dschingisiden, war Fürst zu Kesch bei Samarcand um die Zeit, als die Mongolen überall ohnmächtig und aus China ganz vertrieben waren. Seinen Entschluß, die verfallene Monarchie wiederherzustellen, führte er bald als mongolischer Weltverwüster, bald als mahomedanischer Schwärmer aus. Sein Reich nahm in der großen Bucharei, einem Theile des vormaligen Dschagatai, auf dem fast allein dieser Name jetzt ruhte, den Anfang. Bei den Unruhen, die auf die Eroberung der großen Bucharei durch Togluk Timur folgten, kam er als ein Flüchtling in die äußerste Dürftigkeit; er, der zwanzig Jahre hernach die drei Erdtheile in Furcht und Jammer versetzte. Nach glücklichen Schicksalen erholte sich endlich Tamerlan wieder. Mit seinem Schwager Hussain verjagte er (1363) den Elias Chodscha, des Togluk Timur Sohn, der sich nach seinem Vater zum Großchan von Dschagatai aufgeworfen hatte, und ließ auf einem Reichstage den Kabul-schah zum Großchan wählen. Aber zwei Jahre nachher verlor Hussain das Leben, und noch in demselben Jahre (1369) wurde Tamerlan feierlich gekrönt. Ob er gleich wirklicher Herr von Dschagatai war, so ließ er doch immer noch Großchane aus Dschingischans Hause neben sich wählen. Nunmehr ward Tamerlan ein eben so gewaltiger Weltverwüster, als Dschingischan gewesen. Er fiel (1371) in Chowaresm ein, eroberte (1373) Kasgar, stürzte (1376) den Chan in Kaptschak vom Throne und setzte einen andern ein, nahm (1379) die Stadt Chowaresm ein, eroberte (1382) ganz Chorasan und (1383) Sedschestan, so wie sein Feldherr die Afganen schlug und Candahar einnahm. Im J. 138[illegible] fiel er in Persien ein und drang erobernd bis nach Armenien; 138[illegible] züchtigte er die Aufrührer in Chowaresm, ging über den Sihon, verheerte (1389 und 1390) alle Länder von Ili bis an den Irtisch, schlug (1391) den Chan von Kaptschak, kam bis an die Wolga und ging (1392) nach Samarcand zurück. Hierauf unternahm er einen neuen Feldzug in Persien, rottete die Ismaeliter aus, machte (1393) in Südpersien Eroberungen, nahm Bagdad und verschiedne andre Städte in Mesopotamien und Georgien, und (1395) Tiflis, die Hauptstadt von Georgien ein; drang durch Derbent in Kaptschak ein, züchtigte den Chan dieses Landes, rückte bis an den Dnepr vor, verwüstete Moskau, nahm Asow ein, setzte dann (1396) seine Eroberungen in Georgien, so wie sein Sohn am persischen Meerbusen fort, und kam wieder nach Samarcand zurück. Im J. 1398 unternahm er einen Zug nach Indien bis über den Ganges und kam (1399) wieder zu Samarcand an, ging aber von da gleich wieder nach Georgien. Im J. 1400 schloß der Kaiser von Constanti-

nopel ein Bündniß mit ihm wider Bajazed. Hierauf fiel Tamerlan in das mameluckische Syrien ein, eroberte Aleppo, gewann (1401) die Schlacht bei Damask, nahm diese Stadt und noch einmal auch Bagdad ein, wandte sich wieder nach Georgien; drang in Natolien ein, schlug (1402) bei Ancyra den Bajazed aufs Haupt, machte ihn zum Gefangnen und rettete dadurch Constantinopel; bemächtigte sich Natoliens und zwang den Kaiser, den Sultan der Osmanen und der Mamelucken zum Tribut; that (1403) noch einen Zug nach Georgien und begab sich (1404) wieder nach Samarcand, wo ihm ein Gesandter des Königs von Castilien Geschenke überreichte. Noch rüstete sich Tamerlan zu einem Zuge wider China, um daselbst die Herrschaft der Mongolen wieder herzustellen, als der Tod den alten Eroberer ins Grab riß. Die Timuriden (seit 1404) verloren durch ihre Uneinigkeit alle ihnen von Tamerlan hinterlaßnen Länder wieder bis auf die Bucharei und Chorasan; und auch diese mußte (1498) Babur verlassen, der hierauf aus einem Flüchtlinge der Stifter des Staats der Groß-Mongolen in Hindostan wurde. — Jetzt gibt es nur noch Ueberreste der im 14ten Jahrhundert durch die Dynastie der Ming aus China vertriebnen Mongolen; sie stehen jetzt größtentheils unter dem mandschurischen Beherrscher dieses Reichs, ein kleinerer Theil aber unter Rußland. Letztere bewohnen in der Statthalterschaft Irkutsk die Gegenden um die Selenge und beliefen sich 1766 auf etwas über 7000 männliche Köpfe.

Moniteur. Mit dem 28sten November 1793 entstand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die sowohl über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen bestimmt war, und welche seitdem fortdauernd die wichtigste franz. politische Zeitung geblieben ist, vorzüglich seitdem sie am 7. Nivôse des Jahres VIII förmlich für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieser Zeit ist sie das einzige durchaus officielle Blatt der Regierung geblieben. Unter ihrem ersten Namen erschien sie bis zum ersten Januar 1811, seit diesem Tage hat sie den Titel Gazette nationale weggelassen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalversammlung sind nachmals in einer im Jahre IV (Paris Agasse. 1 Bd. in Fol.) erschienenen Introduction nachgetragen, auch erschien über das gesammte Blatt im Jahre IX (Paris Girardin. 2 Bde. Fol.) die Revolution françoise ou Analyse complette et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique und im folgenden Jahre ebendaselbst, gleichfalls in zwei Foliobänden, die Table alphabétique du Moniteur; leider gehen die Analyse sowohl als das Register nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muster des französischen Moniteurs entstanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demselben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutschland ist vorzüglich der westphälische Moniteur bekannt geworden. Der pariser Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen stark, und nicht selten noch mit Supplementen versehen, erscheint, enthält in zwei Abtheilungen für das Innere und für die Fremde, nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Absetzungen, Standeserhöhungen u. s. w., sondern auch diejenigen politischen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß sie in Frankreich als officielle Nachrichten angesehen werden sollen. Unter den Tagsblättern der neuern Zeit behauptete der Moniteur eine traurige Berühmtheit, man möchte ihn die Histoire scandaleuse von Frankreich und einer

grossen Theil von Europa nennen. In dem Zeitraum von etwa 25 Jahren stellt er uns unter einer und derselben Nation das Gemählde der unbändigsten Volkswuth und des ärgsten monarchischen Despotismus dar, enthält zugleich die Geschichte des Untergangs des europäischen Gemeinwesens, der schamlosesten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundsätze, auf welche allein ein Staatensystem cultivirter Völker gebaut zu werden vermag. In jeder Rücksicht bleibt er eins der wichtigsten Actenstücke, und für den Geschichtschreiber der grossen Catastrophe, welche Europa im Innern und Aeussern seit dem Anfange der französischen Revolution in allen seinen Theilen erlitten, unentbehrlich. Der Ton allein, der in diesem Blatte nicht nur gegen feindliche, sondern überhaupt gegen fremde Mächte herrscht, scheint uns in die barbarischen Perioden des Mittelalters zurückzuversetzen. Anders ist sein Geist jetzt. Cz.

Monk (George), Herzog von Albemarle, war 1608 zu Pothendge bei Torrington von angesehnen Aeltern geboren, und that sich in der Armee Carls I., Königs von England, hervor. Nachdem er von Fairfax gefangen genommen worden, und mehrere Jahre im Tower zugebracht hatte, commandirte er ein Regiment gegen die catholischen Irländer. Nach Carls I. Hinrichtung befehligte er die Truppen Cromwells in Schottland. Er unterwarf dieses Land. In dem gegen Holland ausgebrochenen Kriege erfocht er 1658 einen Sieg gegen die holländische Flotte, wobei der Admiral Tromp blieb. Nach Cromwells Tode im J. 1658 liess Monk den Sohn desselben, Richard, zum Protector proclamiren. Carl II., der Monks Denkart kannte, schrieb an ihn und foderte ihn auf, für ihn thätig zu seyn. Sogleich beschloss Monk, diesen Fürsten wieder auf den Thron zu setzen. Er nahm insgeheim seine Maasregeln, stellte sich im J. 1660 an die Spitze einer ihm ergebnen Armee, zerstreute die noch übrigen Anhänger Cromwells, zog in London ein, wo er das Parlament auflös'te und ein andres versammelte, und sein Vorhaben bekannt machte. Man nahm ihn mit Enthusiasmus auf. London erklärte sich zu Gunsten Carls. Monk liess ihn zum König proclamiren und ging ihm nach Dover entgegen. Der dankbare Carl ernannte ihn dafür zum General seiner Armeen, Grossstallmeister, Staatsrath, Schatzmeister und Herzog von Albemarle. Monk fuhr fort, dem Könige die wichtigsten Dienste zu leisten, bis im J. 1679 der Tod seiner Thätigkeit ein Ende machte. Er wurde in Westminster beerdigt. — Seine politischen und militärischen Beobachtungen, in lateinischer Sprache geschrieben, haben keinen besondern Werth. Seine Gemahlin, ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, hat Poesien hinterlassen, die in Ansehung der Harmonie und eines glücklichen Ausdrucks gutgewählter Gedanken nicht ohne Verdienst sind. Sie wurden nach ihrem Tode herausgegeben.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezognes, inwendig hohles Instrument, ungefähr 1 1/2 Elle lang und 1/4 Elle breit, worauf vermittelst des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniss der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemessen werden kann. Diese Saite nannten die Alten den Canon. Es pflegt ein solches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemessener Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben, so wie man auch dasselbe, um des bessern Klanges willen mit einem Resonanzboden und mit Tasten zum Anschlagen versieht. Der Gebrauch dieses Instruments, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird, dient besonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Ab-

und weniger als einen halben Ton beträgt (s. Intervall), wiewohl hier größtentheils die durch Verrückung abgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entstehende Berechnung mehr dem Verstande einzuleuchten, als durch ihren merklichen Abstand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden scheint. — Uebrigens führt auch die sogenannte Trompette marine den Namen Monochord. —

Monodrama ist seines künstlerischen Charakters wegen, sowohl von Seiten der Poesie als der Musik, durchaus eins und ebendasselbe mit Melodrama (s. d. Art.) und Duodrama. Das Melodrama ist dann ein Monodrama, wenn es von einer, und ein Duodrama, wenn es von zwei Personen dargestellt wird. In poetischer Hinsicht wird die Schwierigkeit, dem Melodrama ein wahrhaft dramatisches und bis zum Ende stets steigendes Interesse zu geben, bei dem Monodrame, in welchem die ganze Handlung nur auf eine einzige Person beschränkt ist, um so bedeutender und fast unübersteigbar, weil, wie wir bereits im Artikel Melodrama gezeigt haben, man sich genöthigt gesehn hat, dieser Gattung Schauspiele statt der activen dramatischen Handlung eine bloß passive lyrische Stufenfolge von Empfindungen und Gefühlen unterzulegen, bei welchen man wenigstens in etwas für die Entbehrung des eigentlichen dramatischen Interesses entschädigt wird, wenn die Darstellung dieser Empfindungen in sich selbst consequent und nicht mit den Erfahrungen, die uns die Psychologie an die Hand gibt, in offenbarem Widerspruche befangen ist. Was übrigens in Hinsicht des Interesses, welches diese Gattung Dramen zu erwecken vermag, für oder gegen dieselbe anzumerken seyn dürfte, haben wir im erwähnten Artikel Melodrama ausführlicher darzuthun versucht, weswegen wir hiemit auf jenen verweisen. Pq.

Monogamie, s. Polygamie.

Monogramm (signum, manus propria, chifre, Namenszug, Handzeichen) ist, im eigentlichen diplomatischen Sinne genommen, eine Figur, welche alle (oder auch nur einige) einzelne Buchstaben eines oder mehrerer, den Namen, Titel rc. bezeichnender Worte, in verschiedner Ordnung gestellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verschiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteste, und der in Urkunden, in welchen sich nicht nur geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Magistratspersonen und Notare ihrer bedienten, der jüngste war. Das erste bis jetzt bekannte Monogramm in Urkunden ist vom ostrogothischen König Theodorich (493-526); ihr beständiger Gebrauch aber wurde erst durch Carls des Großen Beispiel, der sich ihrer stets bediente und ihnen eine schönere Gestalt gab, eingeführt, und erhielt sich in allen den Ländern, welche zum ehemaligen großen Frankenreiche gehört hatten, mehrere Jahrhunderte, bis er vom 12ten Jahrhundert an wegen des veränderten Geschäftsgangs abkam. Am längsten erhielt er sich in Deutschland, wo er erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeschafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieser Art ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit, und bildet daher einen besondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieses Wort auch auf alle und jede Namenschiffern, Züge und sonstige Zeichen, mit welchen Künstler, vorzüglich Mahler und Kupferstecher, ihre Arbeiten bezeichnet haben, übergetragen. Eine sehr schätzbare, wiewohl bei weitem noch nicht vollständige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern

findet sich in Joh. Friedr. Christs Anzeige und Auslegung der Monogrammatum 2c. Leipzig 1747, 8. A - s.

Monolog heißt in der Schauspielkunst diejenige Rede, welche ein Schauspieler für sich selbst spricht, und ist dem Dialoge, in welchem sich mehrere Personen unterreden, entgegengesetzt. Da es in den Dramen Situationen geben kann, wo die handelnden Personen diejenigen Gedanken, welche sie unter sich selbst nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müssen, um einen nothwendigen Zusammenhang in die Begebenheiten zu bringen; so haben sich die Dramatiker in der Nothwendigkeit gesehen, die Monologe zu erfinden, um auf diese Weise das Stück und die Zuschauer in Verständlichkeit mit einander zu setzen. So lange in unsrer Aesthetik noch diejenige Kritik vorherrschend war, welche sich die eigentlich materielle, quantitative Wahrscheinlichkeit zum Gesetz gemacht hatte, war man geneigt, den Monologen, an sich selbst und im Ganzen genommen, ungehört den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, diesen oder jenen berühmten Monologen, wie z. B. dem im Hamlet, nothgedrungen seinen Beifall zu schenken. Es war nämlich nichts Ungewöhnliches, jene Kritiker bei Verwerfung der Monologe von dem Grundsatze ausgehn zu sehn, daß niemand im wirklichen Leben geneigt seyn dürfte, eine fortgesetzte, Seiten lange Unterredung mit sich selbst zu halten, und daß nur der höchste Grad von Leidenschaftlichkeit im Stande wäre, gleichsam aus dem Uebermaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus sich selbst hervorzustoßen. Dabei haben nun jene Kritiker allerdings nicht bedacht, daß es doch wahrlich der Natur ihr Recht nicht nehmen heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehn, sich auch durch die Zunge aussprechen und versinnlichen läßt, da sie in der Natur bestimmt dasselbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlassung dazu gegeben worden wäre. Nun ist aber die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet ist, seine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder sie in sein Herz zu verschließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunst nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), sondern im eigentlichen Verstande eine durch ganz lockere äußere Veranlassungen bedingte Nothwendigkeit, und es ist gerade die Pflicht jeder künstlerischen Bestrebung, an die Stelle des Bedingten, welches in der Natur, die nach keinen Kunstgrundsätzen verfährt, allerdings vorhanden seyn darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles dessen, was künstlerisch ist, zu setzen. Obgleich also die Monologen, streng genommen, als Monologen in der Natur nicht vorhanden sind, so können sie doch füglich ein Gegenstand der dramatischen Kunst werden, weil die zufällige Veranlassung, jemanden neben sich zu haben, dem man seine Gedanken mittheilt, nicht wohl über die Möglichkeit, sie sich selbst mitzutheilen, ein Verbot aussprechen sollte. Und so ist es denn auch wirklich. Die dramatische Kunst muß ein Mal von außen her zur Verständlichkeit des Publikums, dann aber auch zweitens in wahrhaft künstlerischem Sinne sich der Monologe bedienen, um ihre möglichsten Zwecke zu erreichen. Wenn wir aber damit die Möglichkeit und selbst unerlaßliche Statthaftigkeit der Monologe dargethan zu haben glauben, so wollten wir nichts destoweniger keinesweges in Abrede seyn, daß die gewöhnlichen dramatischen Schriftsteller einen argen, wahrhaft Ekel erregenden Mißbrauch mit den Monologen treiben, und daß sie bei ihnen zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentlosigkeit und Geistesarmuth dienen. Denn es scheint allerdings leichter zu seyn, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung stehende und sich auf

nichts beziehende Ausrufe zu ersinnen und diese einer dramatischen Person in den Mund zu legen, als den Inhalt eines Gesprächs, in welchem der Austausch und der Wechsel der gegenseitigen Ideen doch eine Art von freier Kunstbehandlung voraussetzt, zu erfinden. Da nun auch diese Monologe, in so fern ihnen nämlich die äußere, so nothwendige Abwechselung entzogen ist, im Ganzen genommen, nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den eigentlichen Dialog erreicht werden kann; so folgt daraus, daß auch selbst die genialsten Dramatiker sich derselben mit weiser Sparsamkeit zu bedienen und denselben, wenn sie nun einmal Statt finden sollen, die nothwendigste Zweckmäßigkeit und den möglichsten innern Zusammenhang zu geben haben, um nicht aus ihnen außerwesentliche Dinge zu schaffen, die mit nichts in Verbindung stehen und zu keinem andern Zwecke dienen, als den Zuschauer den Zusammenhang und das Interesse an der Darstellung verlieren zu lassen und also zu langweilen. Es sind einige Monologe vorhanden, welche zu Mustern dienen können, wie man dergleichen Scenen zu behandeln habe; wir nennen davon den berühmten Monolog, „Seyn oder nicht seyn," aus Hamlet, und die beiden bekannten Monologe der Jungfrau von Orleans und der Marie aus den beiden schillerschen Stücken gleiches Namens. In künstlerischer Hinsicht dürfte vielleicht noch zu erinnern seyn, daß der Inhalt des Monologs, um das gehörige Interesse des Publicums zu erregen, mehr dramatischer als lyrischer Natur seyn müsse. Pq.

Monomotapa, ein Kaiserthum, welches den nördlichen Theil der Küste Sena in Afrika ausmacht. Es ist im Innern fruchtbar, wiewohl es große Gebirge hat. Die Einwohner sind Neger, von mittlerer Größe, aber behend und kriegerisch. Der Monarch gebietet über mehrere benachbarte Fürsten, war aber ehedem noch weit mächtiger als jetzt. Es begriff zu Anfang des 16ten Jahrhunderts die Staaten Quiteve, Manica, Sabia und Inhabana. Mongas, das ehedem auch dazu gehörte, ist längst getrennt. Sofala fiel 1507 davon ab. Monomotapa hat eine Zeitlang an Abessynien Tribut bezahlt. Im J. 1570 entdeckten die Portugiesen die Bergwerke von Manica und 1641 besetzten sie einen Theil des Reichs um den Cuama. Es ist nächst Sofala die reichste Goldgrube für die Portugiesen, die daher auch daselbst eine ganze Reihe von Niederlassungen haben. Das wichtigste Volk in Monomotapa sind die Mokaranji, welche nicht kriegerisch sind. Von Götzen und Bildern findet man keine Spur bei ihnen.

Monopole. Darunter versteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken. Sie können nur auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten gelten. Erstere lassen sich in gewissen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelswegs sehr wohlthätig wirken, eben so wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichtesten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorsicht gebraucht werden. Letztere sind immer höchst ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die sie ausschließen, sondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken sehr verderblich auf den Nationalreichthum eines Landes.

Monophysiten heißen die Anhänger derjenigen Partei unter

den Christen, die nach dem im 5ten Jahrhundert aufgekommenen und besonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine Mensch gewordene göttliche Natur in der Person Christi annahm und die Orthodoxie dieses Sprachgebrauchs auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 440 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Constantinopel und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seyen, der Streit nicht ausgemacht werden. Der asiatische und ägyptische Clerus war meist monophysitisch gesinnt, dagegen der occidentalische den chalcedonischen Beschluß verfocht. Des Kaisers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, sie zu versöhnen, und nach langen oft blutigen Kämpfen über diese verschiednen Ansichten mußte die orthodoxe Kirche sich es gefallen lassen, daß die Monophysiten sich förmlich von ihr absonderten. Es gibt daher noch jetzt unter den orientalischen Christen vier monophysitische Parteien: die Armenier, Jacobiten, Kopten oder ägyptischen Christen und die Abyssinier (vergl. d. Art.). Verwandt mit diesem Streite war die im Anfang des 7ten Jahrhunderts angeregte Frage, ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Zank, den der Kaiser Constans durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Constantinopel 680, daß zwei Willen in Christo wirksam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, so nannten sich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberresten die Secte der Maroniten (s. d. Art.) sich bildete. K.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengesetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die ältesten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Ueberlieferungen der ältesten Völker lassen uns diese Religion als die älteste und ursprüngliche betrachten. Die mosaische Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Wesen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichsam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchsten Gottes angesehen werden, nämlich dem Parabrama, den sie durch alle Prädicate der Gottheit sehr rein und vollkommen schildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches sie der Finsterniß gegenüberstellten, noch an ein höheres, unentstandenes Licht, das ewig, allmächtig, weise und gütig ist, und aus welchem erst das körperliche Licht hervorging. Die Perser stellten über ihrem Orimuzd und Ariman noch den Mithras, als höchsten Gott, ein beseeltes und verständiges Feuer, dessen Strahlen durch die ganze Welt strömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpunkte concentrirt sind. Deo soli et invicto Mithrae war die Aufschrift an seinem Tempel. Selbst die Aegypter hatten an ihrem Fictou ein höchstes Grundwesen, wenigstens für ihre geheime Religion. Alle diese verschiednen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit sie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchsten, mehr oder weniger bestimmt gezeichnet, stets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Ueberall aber sehen wir in diesen Mythologien die Götter sich erst allmälig vermehren, so wie der Mensch sich um-

ner weiter von der einfachen und ursprünglichen Offenbarung in die Vielheit der sinnlichen Anschauung verlor. Aber auch abgesehen von diesen historischen Andeutungen, so ist der Mensch zur Wahrheit bestimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit schon voraussetzt, in seinen Ueberzeugungen das Ursprüngliche und Erste, weil sie einfach ist, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchströmt. In der Auffassung der Wahrheit aber verirrten sich die Menschen, wenn sie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken versuchten. Ersteres war die frühere in der alten Welt verbreitete Verirrung, weil sich Sinn und Phantasie früher zur Herrschaft erheben, und daraus entsprang der in der alten Welt herrschende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienst, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, sich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, sondern durch Zeugungen, wie selbst nach der griechischen Mythologie, Alles entstand; die Verschiedenheit aber des Polytheismus richtete sich nach der Verschiedenheit der Naturanschauung und des Charakters der Nationen. Aber auch in diesen Verirrungen konnte die Wahrheit nicht ganz verschwinden. Spuren derselben erblicken wir in den oben angeführten Thatsachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidnischen Philosophen, z. B. eines Plato, und vieler spätern Platoniker, des ägyptischen Philosophen Psammon, der, nach Plutarch im Leben des Alexander, die mit dem Christenthum ganz übereinstimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sey, der sich die bessern derselben zu seinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir in der Geschichte der Hebräer, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen sie durch das umgebende Heidenthum hauptsächlich veranlaßt worden, dennoch die Ueberlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufzubewahren bestimmt waren, bis sich aus ihrer noch etwas engherzigen Ansicht von dem Jehovah, den sie größtentheils nur als Stammesgott des erkornen Volkes betrachteten und verehrten, der reinere und umfassendere Monotheismus des Christenthums entwickelte, welcher die herrschende Religionsansicht in der neuern Welt wurde. T.

Monotonie (aus dem Griechischen). Unter diesem Worte versteht man eigentlich die Einförmigkeit des Tons in der mündlichen Rede, oder den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verschiedenheit der Gegenstände und der Affecte verschieden seyn muß. Dieser Fehler findet sich bei Individuen wie bei ganzen Nationen, und ist gewöhnlich eine Folge der Unbiegsamkeit der Sprachorgane, oder eines Mangels an Lebhaftigkeit des Gefühls. So wirft man Individuen und ganzen Völkern Monotonie vor, wenn man sagt, daß sie in einem singenden oder schneidenden oder gezogenen und geraden Tone reden. Wenn die Monotonie in dieser Bedeutung schon in der gewöhnlichen mündlichen Rede eine unangenehme Erscheinung ist, so ist sie ein noch weit auffallenderer und widrigerer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredsamkeit. Unter den politischen, gerichtlichen, geistlichen Rednern, Schauspielern und Declamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich bei uns am häufigsten in den Fehler der Monotonie. In Frankreich verspottete man vor der Revolution deßhalb sehr häufig die Parlaments-Advocaten, denen man eine gewisse conventionelle Monotonie in ihrem mündlichen Ausdrucke vorwarf. Dieser Fehler fällt am mei-

sten auf, wenn er sich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erscheinung ist es, daß alle Kinder in ihren ersten Leseübungen sich gleichsam von Natur zur Monotonie hinneigen. — In einer andern hiervon abstrahirten, nicht mehr physischen, sondern geistigen Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den schönen Künsten und Wissenschaften eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung der Gegenstände offenbart. Auch in diesem Sinn hat man sowohl ganzen Nationen als einzelnen Künstlern und Schriftstellern Monotonie vorgeworfen. Im Grunde gibt es äußerst wenige Schriftsteller, welche nicht dieser Vorwurf träfe, indem äußerst wenige jene Vielseitigkeit — nicht etwa der Kenntnisse oder Talente, denn diese Art der Vielseitigkeit ist häufig — sondern jene Vielseitigkeit des Genies besitzen, mit der man allein eine gewisse Monotonie vermeiden kann. So häufig also im Grunde die Monotonie ist, so wird sie bei dem Künstler und Schriftsteller von einem einseitigen Genie interessant, während sie nur ein Fehler bei denjenigen ist, die ohne Genie auf gewisse Lieblingsbilder, Lieblingsausdrücke, Lieblingswendungen, auf eine gewisse Lieblingsmanier immer wieder zurückkommen. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer schönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der französischen Tragödie. Allein bei keiner Art des Urtheils sollte man vorsichtiger seyn, als bei dieser, indem unendlich viel Geist, Geschmack und genaue Kenntniß einer fremden Literatur dazu gehört, um Vorwürfe dieser Art nur zu erörtern, ohne sich in den Augen der gebornen Kenner dieser Literatur lächerlich zu machen.

Monsieur, ein Titel, welcher ohne Zusatz dem ältesten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von seinen Kindern und Enkeln mit Monsieur angeredet.

Monsigny (Pierre-Alexandre), den man den französischen Sacchini nennen könnte, ist 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, wo seine Verwandten ihn für das Finanzfach bestimmten. In einem Alter von neunzehn Jahren wurde er in den Rechnungsbureaux der Geistlichkeit angestellt, aber das in ihm nur schlummernde Genie für die Musik erwachte plötzlich, als er einer Vorstellung der Serva Padrona von Pergolesi beiwohnte. Er beschloß, sich der Musik ausschließlich zu widmen, und studirte die Composition unter Giannotti. Schon nach fünf Monaten entließ ihn sein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie sehr erstaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abschied seine Oper, Les aveux indiscrets, zeigte, die er, ohne ihm ein Wort zu sagen, componirt hatte. Giannotti, der diese Arbeit prüfte, erkannte trotz vielfältiger Fehler den Stempel des Genies darin, und bat Monsigny inständig, ihm ein Geschenk damit zu machen. Der Verfasser wollte aber nicht darein willigen; drei Jahre nachher (1759) brachte er seine Oper gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall, gab er im Jahr 1760 Le Maître en droit und Le Cadi dupé. Die niedliche Oper, On ne s'avise jamais de tout, welche 1761 erschien, vollendete die musikalische Revolution auf dem Theater de la Foire, welches damals den Namen der italienischen Oper annahm. Monsigny verfertigte hierauf gemeinschaftlich mit Sedaine folgende Werke, welche der glänzendste Erfolg gekrönt hat: Le Roi et le Fermier; Rose et Colas; Aline, reine de Golconde; L'isle sonnante; Le Déserteur; Le Faucon; Félix ou l'enfant trouvé. Mit Favart hatte er 1775 gegeben La belle Arsène. — Am 22sten September 1798, als am Neujahrstage

der französischen Republik, genoß Monsigny, nebst Cherubini, Lesueur und Martini die Ehre, daß er auf dem Marsfelde als ein ausgezeichneter Tonkünstler erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen wurde. Indeß würde dieser öffentliche Beweis von Achtung ihm in seiner durch die Revolution verursachten mißlichen Lage wenig Trost gewährt haben, wäre nicht die Bitte damit verbunden gewesen, eine Pension von 2400 Livres auf Lebenszeit anzunehmen. Im J. 1800 erhielt er nach Piccini's Tode dessen Directorstelle am Conservatorium zu Paris.

Monstranz, das Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wohl auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem bei den Catholiken die geweihte Hostie aufbewahrt, und welches in dem Tabernakel des großen Altars verschlossen wird. (S. Messe.)

Montague (Marie Worthley), die älteste Tochter Evelyns, Herzogs von Kingston, war im Jahr 1690 zu Pierre-Pont geboren, erhielt eine classische Erziehung und erlernte sehr jung das Griechische, Lateinische und Französische. Im Jahr 1712 vermählte sie sich mit Lord Edward Worthley und folgte ihm nach Constantinopel, wohin er als Gesandter ging. Während einer Abwesenheit ihres Gemahls kam sie auf den Einfall, sich in den Harem des Großherrn einführen zu lassen; sie erhielt diese Gunst unter der Bedingung, daß Achmet III. sie als Favoritsultanin behandelte. Sichtbare Zeichen verriethen bald dem Lord Worthley ihre Unbesonnenheit. Der bisherigen Eintracht zwischen beiden Gatten folgte gegenseitige Abneigung. In Constantinopel hatte sie ihrem dreijährigen Sohne, dem nachmals so berühmten Sonderling Eduard Worthley Montague, die Blattern einimpfen lassen; bei ihrer 1718 erfolgten Rückkehr führte sie die Impfung in England ein, und wurde so eine Wohlthäterin des Menschengeschlechts. Einige Zeit darauf erhielt sie von ihrem mißvergnügten Gemahl ein Jahrgeld von 5000 Pfund mit der Erlaubniß zu reisen. Sie besuchte Italien, wo sie größtentheils lebte, und kehrte von dort erst 1751 zurück. Sie starb 1762. Im J. 1763 erschienen die Briefe, welche sie während ihres Aufenthalts in der Türkei und auf ihrer Reise dahin geschrieben hatte, in 3 Bänden, wozu 1768 noch ein vierter Band kam. Diese interessanten Briefe empfehlen sich durch Lebendigkeit der Darstellung und Schönheit des Styls in einem hohen Grade, und wurden bald in die meisten gebildeten lebenden Sprachen übersetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts ist jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden. Eine vollständige, sehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. Sie führt den Titel: The lettres and other works of the right honourable Lady Mary Worthley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the most noble, the Marquis of Bute u. s. w. 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern jetzt zuerst bekannt gemachten, sind von den Jahren 1739 bis 1760 geschrieben. Ueberall verräth sich die Frau von gebildetem, und man kann sagen, männlichem Geiste, überall fällt sie scharfe und bestimmte Urtheile. Wie wenig es ihr an gelehrten Kenntnissen fehlte, beweisen die meisten ihrer Briefe; nie aber prunkt sie damit. Daß der Umgang einer solchen Frau gesucht wurde, ist wohl natürlich; sie stand auch wirklich mit den schönen Geistern ihrer Zeit, vorzüglich mit Pope, in genauen Verhältnissen. Aber die anfängliche Freundschaft verwandelte sich in bittre Feindschaft, wozu die eigentliche Veranlassung nicht genau bekannt ist. Wahrscheinlich lag

ein Hauptgrund in Pope's kleinlicher, sehr reizbaren Eitelkeit, und in der Verschiedenheit der politischen Meinungen. Uebrigens enthält jene, mit vielen Facsimiles von den Handschriften berühmter Männer gezierte Ausgabe auch mehrere Briefe von Pope, die aber, so wie überhaupt die Briefe dieses in andrer Hinsicht vorzüglichen Schriftstellers, tief unter denen der Montague stehn, welche die ihrigen gar nicht einmal zum Drucke bestimmt hatte. Dagegen sind die Gedichte der Letztern, und alles das, was die andre Hälfte des 5ten Bandes in der neuen Sammlung ausmacht, von keiner Bedeutung.

Montaigne (Michel de **Montagne**, oder vielmehr), war 1538 auf dem Schlosse gleiches Namens in Périgord geboren. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf seine Erziehung ganz besondre Sorgfalt. Schon seine Kindheit verrieth die glücklichsten Anlagen und sein Vater bildete sie auf alle Weise aus. Sobald der Knabe nur sprechen konnte, übergab er ihn einem Deutschen, der beständig lateinisch mit ihm sprach, so daß er diese Sprache schon in einem Alter von sechs Jahren vollkommen verstand. Man unterrichtete ihn darauf im Griechischen ebenfalls auf eine Weise, daß ihm jede Anstrengung und Beschwerlichkeit dabei erspart wurde. Sein Vater trieb seine Aufmerksamkeit für ihn bis aufs äußerste; er ließ ihn des Morgens nur durch musikalische Instrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiste der Kinder nachtheilig sey. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichste Verehrung für das Andenken seines Vaters. Er bewahrte sorgfältig die Möbeln, die er im Gebrauch gehabt, und trug, wenn er ritt, einen Mantel, der ihm angehört hatte, „nicht," wie er sagte, „aus Bequemlichkeit, sondern aus Wohlgefallen. **Ich glaube mich in ihn zu hüllen.**" In einem Alter von dreizehn Jahren hatte er seine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Grouchy, Buchanan und Muret beendigt. Seine Fortschritte unter den gelehrten Männern mußten sehr schnell seyn. Sein Vater hatte ihn für den richterlichen Stand bestimmt, und verheirathete ihn mit Françoise de La Chassaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenntniß des Menschen war das Studium, das ihn vor allem anzog. Um ihn genauer zu beobachten, ging er auf Reisen. Er besuchte Deutschland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römischen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieser Stadt waren mit seiner Verwaltung so wohl zufrieden, daß sie ihn 1582 an den Hof sandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieser Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er sagt, darum angehalten hatte, geschmückt. Nach verschiednen Geschäftsreisen kehrte er endlich auf sein Schloß zurück, um sich dort ganz der Philosophie zu widmen. Indeß wurde hier seine Ruhe durch die bürgerlichen Unruhen zuweilen gestört. In seinen letzten Jahren litt er an Steinschmerzen und Nierenübeln, aber sein Haß gegen die Aerzte und ihre Kunst, und sein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur waren Ursach, daß er hartnäckig jede ärztliche Hülfe von sich wies. Er starb 1592. — Montaigne hat sich in seinen Versuchen selbst geschildert, aber er gesteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, womit Mancher sich sogar brüstet. Er gibt zum Beispiel zu, daß er indolent und träge sey, daß er ein sehr

treues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang hasse. Er schmeichelte sich, die Menschen zu kennen, und glaubte, sie besser in der Freude eines Festes als in dem Ernst einer Rathsversammlung zu erkennen. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten Freunden hing er mit Leidenschaft. Er suchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er sich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de gaieté et d'amitié. Auch liebte er den Umgang mit schönen und sittsamen Frauen, wiewohl man dabei ein wenig auf seiner Hut seyn müsse, besonders derjenige, setzte er hinzu, en qui le corps peut beaucoup comme en moi. Die Phantasie betrachtet er als eine reiche Quelle von Uebeln. „Der Landmann," sagt er, „hat kein andres Uebel, als das wirklich vorhandene; ein Andrer hat oft den Stein schon im Kopfe, ehe er noch in den Nieren ist." Ueber die Erziehung hatte er Ideen, die man in unsern Tagen wieder in Anregung gebracht hat, so wie manche andre, ohne daß man ihn genannt hat. Er wollte, daß sich die Freiheit der Kinder auf das Moralische und Physische erstreckte. Das Einwindeln und Einbündeln sah er als schädlich an. Er meinte selbst, daß wir, wenn wir daran gewöhnt würden, aller Kleider entbehren könnten. Er tadelte eine so genaue Lebensweise, wodurch der Körper unfähig werde, Beschwerden zu ertragen. Seine Ansichten über Gesetzgebung und Rechtsverwaltung haben seine Zeit aufgeklärt und der unsrigen genutzt. Er dringt auf mehr Einfachheit in den Gesetzen und Formen. Er bemerkt sehr richtig, daß die Gesetze oft durch ihre Strenge unnütz und schädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen," ruft er aus, „habe ich gesehn, die verbrecherischer waren als das Verbrechen!" Seine fast immer nachgiebige und nachsichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten sehr streng. Die speculative Philosophie verwarf er. „Was für ein Philosoph ich auch seyn mag, ich will es anderwärts seyn," sagte er, „als auf dem Papier." Er hatte den Vorsatz, nicht sein Alter, sondern sein ganzes Leben seinen Vorschriften gemäß einzurichten; und er beabsichtigte nicht „den Zopf eines Philosophen an den Kopf und an den Körper eines Taugenichts zu heften." Aufrichtig genug sagte er von sich selbst: „Ich bin zuweilen verständig, zuweilen libertin, zuweilen wahrhaft, zuweilen Lügner; keusch, schamlos, dann freigebig, verschwendrisch und geizig, und das alles, je nachdem ich mich drehe." Ein besondres Vergnügen fand er darin, den Menschen in Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beobachten und zu studiren. Eben so weit entfernt von denen, die alles für ungewiß, wie von denen, die alles für gewiß halten, gefällt er sich, Möglichkeiten statt Behauptungen aufzustellen, und seinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Devise war nach dem damaligen Gebrauch: Que sais-je? — Das Hauptwerk Montaigne's sind seine Essais, die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart ist allerdings weder rein noch correct, weder genau noch edel; aber sie ist einfach, lebhaft, keck, energisch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und diese Naivetät gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfassers lieb, man hört ihn gern, unterhält sich gern mit ihm, und folgt seinen verschiedenen Meinungen. Ein geistreicher Dichter hat ihn in folgenden Versen geschildert:

> Plus ingénu, moins orgueilleux,
> Montaigne sans art, sans système,
> Cherchant l'homme dans l'homme même,
> Le connoît et le peint bien mieux.

Montaigne ist vielleicht der ungezwungenste Schriftsteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenstand, und schreibt sie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leisesten Berührung steht, so verfolgt er diesen, kehrt zu seinem Gegenstande zurück und verläßt ihn aufs neue, oft ohne darauf zurückzukommen. Er berührt alles, was ihm aufstößt; unaufhörlich schweift er ab von seinem Wege, und mit Recht sagt Balzac, daß er einem Führer gleicht, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er versprochen hat. Man kann von ihm sagen, was Quintilian in einem andern Sinn vom Seneca sagt: Dulcibus abundat vitiis (er ist voll anmuthiger Fehler). Da nur ein feiner Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, so hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigsten Zeugen haben sein hohes Verdienst anerkannt. „Welche schreiende Ungerechtigkeit," sagt Voltaire, „zu sagen, daß er nur die Alten commentirt habe? Er citirt sie zur rechten Zeit, und das thun die Commentatoren nicht; er denkt, und diese Herren denken nicht; er stützt seine Gedanken auf die Gedanken der großen Männer des Alterthums; er beurtheilt, er bestreitet sie; er unterredet sich mit ihnen, mit seinem Leser, mit sich selbst; immer originell in der Art, wie er die Gegenstände schildert, immer voll Phantasie, immer darstellend, weiß er, und das liebe ich, stets zu zweifeln. Uebrigens möchte ich wohl wissen, ob er von den Alten entlehnt hat, was er über unsre Moden, unsre Gebräuche, über die fast zu seiner Zeit entdeckte neue Welt, über die Bürgerkriege, deren Zeuge er war, über den Fanatismus der Secten, die Frankreich zerrütteten, sagt." La Harpe beurtheilt ihn noch gründlicher. „Montaigne hatte viel gelesen," sagt er, „aber er verbreitete seine Gelehrsamkeit über seine Philosophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er sich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu sprechen, und verliert den aufgestellten Punkt der Untersuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungne oder falsche Anwendung. Er beschränkt zu sehr die Gränzen unserer Kenntnisse von verschiednen Gegenständen, die später Erfahrung und Verstand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, ist alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie sehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schriftsteller hat er der französischen Sprache eine Energie aufgedrückt, die sie vor ihm nicht besaß, und die nicht gealtert hat, weil sie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiste der Sprache angemessen ist. Als Philosoph hat er den Menschen geschildert, wie er ist. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgend sonst findet. Man glaubt nicht ein Buch zu lesen, sondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er spricht oft von sich, aber auf eine Weise, um uns mit uns selbst zu beschäftigen. Er ist weder eitel, noch heuchlerisch, noch langweilig; drei schwer zu vermeidende Dinge, wenn man von sich selbst spricht. Er ist nie trocken; allenthalben ist er mit seinem Herzen, mit seiner Gesinnung, und welche Masse von Gedanken über alle Gegenstände! welcher Schatz von Verstand! welche vertraute Mittheilungen, wo seine Geschichte auch die unsrige ist! Glücklich, wer seine eigne in dem Capitel von der Freundschaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund unsterblich gemacht hat." — Außer den Essais verdienen noch seine Voyages einer Erwähnung. Es ist viel Anziehendes und Unter-

haltendes darin, und man ist dem Herausgeber für die Be
chung Dank schuldig, wenn auch das Ganze die Spuren vo
ser Flüchtigkeit an sich trägt.

Montalembert (Marc-René, Marquis de), gebore
goulême im Jahr 1714, trat mit seinem achtzehnten Jahre i
mee, machte den Feldzug von 1736 mit, und zeichnete sic
Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empf
nige Zeit nachher die Compagnie der Garden des Prinzen vo
Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften
trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieser Gesells
einer Menge von Aufsätzen bereichert, die sich eben so sehr d
Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichn
J. 1750 ging er nach Angoumois und Périgord, wo er zun
der Schiffskanonen sehr bequeme Oefen einrichtete. Während
benjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den russischen u
dischen Heeren angestellt. Nachher wurde er nach Bretagne
der Insel Oleron geschickt, welche letztere er nach seinem S
festigte. Besonders wendete er bei den Belagerungen von Hann
Braunschweig seine Neuerungen mit Erfolg an. Im J. 177
auf der Insel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Fest
Vollkommenheit in Erstaunen setzte. Durch Aufwand hatt
Vermögensumstände zerrüttet, und mußte im J. 1790 sein G
goumois verkaufen. Es wurde ihm in Assignaten bezahlt, und
er den Rest seiner Tage in Dürftigkeit verleben. Als ein Anh
Revolution hatte er 1789 der Nationalversammlung die Pensi
lassen, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt
Er bot mehrere Male den verschiednen Gesetzgebungskörpern
beiten an; erschreckt jedoch durch die Fortschritte der Revolu
er mit seiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er
kam in dem stürmischen Zeitpunkt nach Paris zurück, und n
einige Zeit verhaftet. Nachdem er seine Freiheit wieder erlan
ließ er seine Scheidung aussprechen und verheirathete sich wie
Jahr 1795 erwähnte der Convent seiner Art défensif supérieu
offensif auf ehrenvolle Weise und bewilligte ihm Aufmunterun
Jahr 1796 geschah ein Gleiches von Seiten des Raths der
dert in Ansehung seiner Werke. Er starb 1802, nachdem er
vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Institut
hatte. Er hat auch Réflexions sur le siége de Saint-Jean d
schrieben. Außer den verschiednen Memoiren oder Correspond
les généraux et les ministres depuis 1757 jusqu'en 1761, ei
en Werke über die perpendiculäre Befestigung, und der Art
hat Montalembert auch einige kleine Komödien, La Statue,
gère de qualité, La Bohemienne, ferner Erzählungen und
hinterlassen, die eine heitere Phantasie verrathen.

Montblanc, in Savoyen, südöstlich von Chamouni, ist
unter allen europäischen Bergen, indem er sich 14,676 Fuß
Oberfläche des mittelländischen Meers erhebt. Seit dem J.
Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg auf d
blanc zu finden, waren viele vergebliche Versuche gemacht wor
1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Bolma; im
Jahre bestieg ihn Saussure selbst und stellte verschiedne Beob
n; einige Andre sind ihm noch gefolgt, indeß sind die Sch
en ungeheuer. Der höchste Gipfel des Montblanc ist ein schn

cken, ungefähr sechs Fuß breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modenesischen im J. 1608 von angesehnen Aeltern, trug anfänglich die Waffen als gemeiner Soldat unter seinem Oheim, Ernst Montecuculi, welcher die Artillerie des Kaisers commandirte, und kam erst zum Commando, nachdem er alle Militärgrade durchgegangen war. Die erste glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im Jahr 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarsch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihre Bagage und Artillerie ab. Banner eilte auf die Nachricht dieses Ereignisses herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Muße seiner zweijährigen Gefangenschaft, durch beharrliches Studium seine Kenntnisse zu bereichern. Kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, als er sich durch die Niederlage des Generals Wrangel rächte, der in einer Schlacht in Böhmen blieb. Nach dem westphälischen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte. Dieses Fest ward durch ein für ihn höchst trauriges Ereigniß bezeichnet. Er hatte das Unglück, in einem Caroussel seinen Freund, den Grafen Manzani, zu tödten. Der Kaiser knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an seinen Dienst. Dem König Johann Kasimir von Polen, der von Ragotzki und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe gesendet, schlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Cracau. Als König Carl Gustav von Schweden darauf seine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi so glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Copenhagen von der Landseite zu befreien, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf seine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Besieger Ragotzki's wurde dessen Beschützer gegen die Türken. Er zwang sie Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch eine weise Langsamkeit alle Unternehmungen einer furchtbaren Armee bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St. Gothard im J. 1664 erfechten halfen. Dieser Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präsidentenstelle des kaiserlichen Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche sich den Fortschritten der Franzosen widersetzen sollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung seiner Armee mit der Armee des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortschritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre das Commando, aber 1675 erhielt er es wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was sein Gegner thun werde, nach dem, was er an seiner Stelle thun würde; und sie täuschten sich nie. Sie setzten einer dem andern Geduld, List und Thätigkeit entgegen. Die Meister der Kunst bewunderten die geistreichen und tiefen Manoeuvres der beiden Helden, ohne zu sehn, wohin sie führen würden, als eine Kanonenkugel den französischen Feldherrn tödtete, und so den glänzenden Schauplatz entblößte. In dem Briefe an den Kaiser, worin Montecuculi von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht umhin

könne, den Verlust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zur Ehre gereichte. Diese Worte hatte er bei der Nachricht von dem Tode Turenne's mehrere Male wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Ueberlegenheit streitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieser Fürst am Rhein einige Verluste, bald aber hielt er den kaiserlichen Feldherrn auf, welcher diesen letzten Feldzug als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden. Der Vertheidigungskrieg, sagte er, erfodert mehr Kenntniß, mehr Vorsicht als die Offensive: der geringste Fehler ist hier tödtlich, und die Unfälle werden durch die Furcht vermehrt, welche das Mikroscop der Uebel ist. Montecuculi verlebte den Rest seiner Tage am kaiserlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beschützte die Wissenschaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforschung gestiftet wurde. Er starb zu Linz 1680. Montecuculi verstand nicht nur Krieg zu führen, sondern auch sehr gut darüber zu schreiben. Seine Memoiren, die er italienisch schrieb, sind für den Militär, was die Aphorismen des Hippocrates für den Arzt sind. Es gibt wenige Werke, deren Studium so nützlich ist. Er ist zugleich gelehrt und gründlich, kurz und deutlich.

Montemayor (Georg de), ein berühmter castilianischer Dichter, geboren zu Monte-Mayor, woher er den Namen annahm. Diese Stadt gehörte unter Coimbra im Königreich Portugal. Die Zeit seiner Geburt ist nicht genau bekannt, man setzt sie gewöhnlich in das Jahr 1520. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde einigermaßen dafür durch sein angebornes Genie entschädigt. Er verstand vollkommen mehrere lebende Sprachen und übersetzte sie mit eben so viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In seiner Jugend betrat er die militärische Laufbahn, obgleich seine Neigung ihn einzig zur Musik und Poesie hinzog. Darauf begab er sich nach Castilien und ließ sich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Musiker in die Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise nach Deutschland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach seiner Rückkehr scheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er seine Diana. Die Königin Catharine, Schwester Carls V. und Regentin dieses Reichs, berief den Dichter zu sich und ertheilte ihm einen sehr ehrenvollen Posten an ihrem Hof. Er starb frühzeitig, denn aus einer von Francisco Marcos Dorantes gedichteten Elegie, die sich in allen Ausgaben der Diana findet, ersieht man, daß er im J. 1562 seine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugiese, wird Montemayor doch in der spanischen Literatur genannt, da er in der castilianischen Sprache geschrieben hat. Er war bei den Spaniern der Erfinder des Schäferromans in seiner Diana, einem Werke, das seinen Namen unsterblich gemacht hat. Cervantes, der gültigste Beurtheiler von Dichterwerken, nennt die Diana das schönste Muster in ihrer Gattung. Außerdem besitzen wir von Montemayor eine Gedichtsammlung und die Werke des Troubadouren Ausias March.

Montenegriner ist der Name der Bewohner des Gebirges **Montenegro** (in der Landessprache Tschernagora), welches die Gränze zwischen Dalmatien und Albanien macht und sich von Antivari an der Küste bis nach Bosnien erstreckt. Sie zählen 30- bis 40,000 waffenfähige Männer, sprechen die slavonische Sprache und sind der griechischen Religion zugethan. Ihr Patriarch steht bei ihnen und selbst bei der russischen Kirche in großem Ansehn. Uebrigens sind sie sehr wild

und räuberisch, fügen den Türken durch unvermuthete Einfälle häufigen Schaden zu, haben auch wegen der natürlichen Festigkeit ihres Landes nie ganz können bezwungen werden. Indeß stehen sie doch jetzt theils unter österreichischer, theils unter türkischer Oberherrschaft. Im J. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab, und einen Aufstand anstiftete, der nur mit vieler Mühe und nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montenotte, in dem ehemaligen Departement gleiches Namens, welches 1805 aus dem westlichen Theile des genuesischen Gebiets, dem Bezirk Ceva und dem Bezirk Acqui, gebildet wurde, ist in der Geschichte des Kriegs von 1796 bekannt geworden. Die Oesterreicher unter Beaulieu hatten am 11ten April die Franzosen unter Bonaparte angegriffen; der Sieg war unentschieden geblieben. Aber am folgenden Morgen erneuerte sich der Kampf; Bonaparte, von Berthier und Massena begleitet, fiel den Oesterreichern in Rücken und Flanke und erfocht nach der hartnäckigsten Gegenwehr den Sieg.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brède und de), aus einer vornehmen Familie von Guienne, war 1689 auf dem Schloß Brède bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte sich sein philosophischer Geist. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren sammelte er Materialien zu seinem Esprit des lois. Ein Oheim, welcher Präsident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge sein Vermögen und sein Amt. Im J. 1721 trat er zuerst mit seinen Lettres persanes, die er auf dem Lande angefangen, und in den Erholungsstunden, die ihm seine Amtsgeschäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieses bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftsteller an. Er liefert darin das lebendigste und wahrste Gemälde der französischen Sitten; mit leichtem und keckem Pinsel schildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laster, und weiß allem einen originellen Charakter zu geben. Indeß sind nicht alle Briefe von gleichem Werth; auch sind dem Verfasser einige Paradoxen und zu derbe Satiren auf Ludwig XIV. und seine Regierung vorzuwerfen. Diese Briefe öffneten Montesquieu die französische Akademie, obgleich gerade dieses Institut wenig darin geschont wird, auch der Cardinal Fleury, den die Spöttereien des Persers über die christliche Religion mit Recht verdrossen hatten, sich seiner Aufnahme widersetzte. Die Rede, welche er bei seinem Eintritt hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Absicht, welche Montesquieu hatte, in seinem Esprit des lois die Nationen zu schildern, nöthigte ihn, sie gründlich zu studiren. Er besuchte dem gemäß Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, und verweilte gegen zwei Jahre in England. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß Deutschland geeignet sey, um daselbst zu reisen, Italien, um daselbst zu verweilen, England, um daselbst zu denken, und Frankreich, um daselbst zu leben. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, legte er die letzte Hand an sein Werk: Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben diesem oft behandelten Gegenstande den Werth der Neuheit. Der Verfasser findet die Ursache von der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdisciplin; in dem Grundsatze, nur nach erfochtenen Siegen Frieden zu schließen. Die Ursachen ihres Verfalls findet er in

der Vergrösserung des Reichs, darin, daß man so vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in dem durch den Luxus Asiens verursachten Sittenverderbniß; in den Proscriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundsätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Tiberius bis auf Constantin fast ununterbrochen regierten; endlich in der Verlegung der Residenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geist, der in diesem Werke glänzt, erscheint noch mehr in dem Esprit des lois, welcher 1748 herauskam. In diesem Werke, das mehr ein Geist der Nationen als der Gesetze ist, unterscheidet der Verfasser drei Arten der Regierungsform; die republikanische, monarchische und despotische, und zeigt, daß die Gesetze der Natur und den Principien jeder dieser Formen angemessen seyn müssen. Diese Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit, und führt den Verfasser auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu seyn, ist kraftvoll. Treffende Bilder, geistreicher Scherz, wenig bekannte, lehrreiche und unterhaltende Thatsachen machen die Lectüre angenehm. Man kann dieses Werk das Gesetzbuch des Völkerrechts und seinen Verfasser den Gesetzgeber des Menschengeschlechts nennen. Man fühlt, daß es aus einem freien, das Menschengeschlecht mit Liebe umfassenden Herzen entsprungen ist. In Rücksicht auf diese Gesinnungen hat man es Montesquieu verziehn, daß er, statt bloß zu räsonniren, alles auf ein System zurückführen wollen, daß er dem Clima und den physischen Ursachen vor den moralischen zu viel Einfluß zugeschrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und zu oft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geschlossen habe. Man war unzufrieden, in diesem Meisterwerke zu lange Abschweifungen über die Lehnsgesetze, Zeugnisse aus unzuverlässigen Reisenden, Paradoxen statt Wahrheiten, Scherze statt Reflexionen zu finden. Man hat ihm Unzusammenhang und Unbestimmtheit, und zuweilen geschraubte und gesuchte Wendungen vorgeworfen. Aber wenn er nicht immer den Grammatikern genügt, gibt er doch stets den Philosophen zu denken. Niemand hat so tief wie Montesquieu nachgedacht über die Natur, die Principien, die Sitten, das Klima, den Umfang, die Macht und den eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und schlechten Gesetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel. Nichts desto weniger fehlte es nicht an strengen Kritiken; eine derselben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete er mit seiner Défense de l'Esprit des lois. Der Kummer über diese Anfeindungen, noch mehr aber die Lebensweise, die er auf seinem Standpunkte zu führen genöthigt war, zerstörten nach und nach seine Gesundheit, und führten eine Brustkrankheit herbei, an der er im J. 1755 in einem Alter von 66 Jahren starb. Sein Tod erweckte die allgemeinste Theilnahme, denn er wurde nicht nur wegen seines Genies verehrt, sondern auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften geliebt. Ob er gleich von Natur ökonomisch war, verstand er doch auch großmüthig zu seyn. Die wohlthätige Handlung, die er zu Marseille ausübte, indem er einem jungen Schiffer seine Börse gab und ins geheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der den Corsaren in die Hände gefallen war, loszukaufen, ist durch die Zeitungen bekannt geworden und hat zu dem Schauspiele Le Bienfait anonyme Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren stets gleich; seine Unterhaltung leicht, lehrreich und anziehend. Da er nie glänzen wollte und den gasconischen Dialect nicht abgelegt hatte, erschien er geistreicher in

seinen Büchern als im Gespräch. — Man hat nach seinem Tode zu London eine Sammlung seiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erschien eine sehr gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den im Jahr 1798 erschienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollständigsten Ausgaben sind die basler von 1799 in 8 Bänden und die pariser von 1796 in 5 Bänden. Es finden sich in Montesquieu's Schriften einige Werke, von denen wir noch nicht gesprochen haben, unter andern der Temple de Gnide, eine Art von Gedicht in Prosa, das zwar bei seiner Erscheinung Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz ist. La Harpe's Kritik ist hart, aber gerecht. Eine Geschichte Ludwigs XI., welche Montesquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfasser sie aus Irrthum verbrannte. Von seinen Lettres familières, welche 1767 erschienen, gewähren einige eine interessante Lectüre.

Montezuma war der Kaiser von Mexiko, als Cortez im Jahr 1518 einen Einfall in sein Reich machte. Jene kriegerischen Thiere, auf welchen ein Theil der Spanier ritt, jener künstliche Donner, der sich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlösser, welche sie über das Meer gebracht, das Eisen, worein sie gekleidet waren, alles dies waren den Mexikanern so unerhörte und unerklärliche Wunder, daß Cortez mit seinem kleinen Heer bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daselbst von Montezuma als sein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menschliche Natur der Ankömmlinge. Montezuma, der sich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, suchte sie durch Freundschaftsbezeigungen in Mexiko sicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung sann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaisers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff sie an, und tödtete, obgleich er zurückgeschlagen wurde, 3 bis 4 Spanier. Der Kopf eines derselben wurde an Montezuma geschickt, um ihn unwidersprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zu dem Kaiser, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen sich in seine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Fesseln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Carls V. anzuerkennen. Zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber wurde er ein Opfer seiner Nachgiebigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenschaft ihres Kaisers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvarado. Montezuma wollte sich seinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu stillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sclaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden. Aber durch nichts war er über die von seinen eignen Unterthanen erlittene Beschimpfung zu trösten, riß den Verband ab, und starb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), war 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc geboren, und widmete sich in seiner Jugend den Waffen, indem er als Cadet in das Regiment von Perpignan trat. Nach dem Tode seiner Aeltern aber zog er sich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benedictiner in der Congregation von Saint-Maur.

Seine Talente erwarben ihm bald einen berühmten Namen sowohl in seinem Orden als in ganz Europa. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebendige Sprachen. Im J. 1698 machte er eine Reise nach Italien, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen und die bei seinen Arbeiten ihm nützlichen alten Handschriften zu untersuchen. Am längsten verweilte er zu Rom. Papst Innocenz XII. und die vornehmsten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem Montfaucon seine Nachforschungen beendigt hatte, und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daselbst sein Diarium italicum heraus, worin er eine genaue Beschreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechischen und lateinischen Handschriften liefert. Er beschäftigte sich unablässig bis an seinen Tod, welcher 1741 erfolgte, mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen. Die Zahl seiner Werke in Folio steigt allein auf 44. Wir nennen von seinen Schriften nur einige der wichtigsten: 1. Analecta graeca, gemeinschaftlich mit Pruget und Lopin; 2. Palaeographia graeca, ein treffliches Werk; 3. L'Antiquité expliquée (lateinisch und französisch). Dieses Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden besteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30- bis 40,000 Figuren abgebildet sind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es gesammelt wurde, an sich; nichts desto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man wo anders vergebens suchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt; 4. eine Ausgabe des Johannes Chrisostomus, wie auch des heiligen Anasthasius. — Montfaucon hat zu viel geschrieben, um seinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben; man muß ihn mehr als Gelehrten betrachten. Als solcher hat er die entschiedensten und bleibendsten Verdienste.

Montgelas (Maximilian Joseph, Graf von), gehört unstreitig in die Reihe der ersten Staatsmänner Deutschlands, die in ihrem öffentlichen Wirkungskreise eben so ruhmwürdig, als in ihren Privatverhältnissen durch vielseitige Geistesbildung musterhaft und achtungswürdig erscheinen. Montgelas ward als Sohn einer bayerischen Mutter und eines Vaters, der churfürstlich bayerischer General war, 1759 in München geboren. Von frühen Zeiten her stammt das Geschlecht seiner Voráltern (genannt Garnerin, Herrn von Thuiller, Freiherrn von Montgelas) aus Savoyen; Franz Garnerin de la Thuiller, sein Urältervater, war Staatsrath und Parlamentspräsident zu Chambery. Nach dem Genusse einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung, und einem vortheilhaften Gymnasial-Unterrichte in München, worin er schon hervorstechende Talente seines Geistes sichtbar und glücklich entwickelte, reis'te Montgelas nach Frankreich, um dort seine höheren Studien zu pflegen, und zeichnete sich aus, bereichert mit Kenntnissen in allen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit, vorzüglich durch das Studium aller Zweige der Geschichte, in deren Heiligthum er durch den gelehrten Professor Koch zu Straßburg, dessen Umgang und Belehrung er sehr reichlich genoß, eingeführt wurde. Nach Vollendung seiner academischen Studien erhielt Montgelas im J. 1777 eine Hofrathsstelle in München; 1779 ward er churfürstlicher Kämmerer und Büchercensurrath, und als er sich 1785 von München wieder trennte, wanderte er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. von Zweibrücken zu einer Hofcavaliersstelle bei seinem Hofe beförderte. Nach dem Tode dieses Prinzen folgte in der Regierung dessen Bruder, Maximilian Joseph

jetziger König von Bayern, welcher den Freiherrn von Montgelas schon früher in seine Dienste genommen hatte. Hier ward dem jungen thätigen Manne die erwünschte Gelegenheit, gleich anfangs durch seine tiefen Einsichten, seine Gewandtheit in Geschäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals, indem die Franzosen im Besitze seines Erbes waren, sich in keiner beneidenswerthen Lage befand, treffliche Dienste zu leisten, um so mehr, nachdem Abbé Salabert und der geheime Rath von Cetto nicht mehr an dem herzoglichen Hofe lebten. Einige Tage nach dem Hintritte des Churfürsten Carl Theodors, den 16. Febr. 1799, zog Montgelas, seinen Herrn, als neuen Churfürsten von Pfalzbayern begleitend, in München ein, und wurde demnächst zum Minister der auswärtigen Verhältnisse ernannt. Von nun an erscheint Montgelas als treuer, weiser Rathgeber seines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; im J. 1802 ward er zum churfürstlichen Commissär ernannt bei den Maltheserordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgischen Landtage beordert, 1803 ihm die concentrirte Finanzverwaltung der churfürstlichen Staaten, und 1804 und 1807 die Commission bei Schließung einer Convention über die Freizügigkeit der Pensionen mit Oesterreich übertragen; 1806 ward er zum Minister des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Tractats zwischen den Königreichen Bayern und Italien, in Bezug auf Festsetzung der Militärlinien in dem italienischen Tyrol, als Gränze des Königreichs Italien; 1807 zum Commissär bei verabredeter Aufhebung des in den königl. bayerischen und k. k. österreichischen Staaten auf das Vermögen der Privaten und bestehenden Stiftungen gelegten Sequesters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Oesterreich zu schließenden Convention über die freie Benutzung der Familien- oder Localstiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzministers, Freiherrn von Hompesch, zum Minister der Finanzen ernannt. So stehen nun drei Ministerien, das der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Finanzen, unter Montgelas höherer Leitung, allerdings schwer lastend auf eines einzigen Mannes Rücken, aber gewiß mit desto mehr Weisheit verwaltet, als sie, bei der bestehenden Verwaltung der innern und äußern Verhältnisse in Bayern, getrennt, kaum denkbar, vereinigt aber desto umfassender und deutlicher überschaut werden können von dem Geiste eines Mannes, der nun genau erkennt, was die Staatskräfte zu leisten, und was sie nicht zu leisten vermögen, und so fort, bei Vermeidung häufiger Collisionen, der innern Verwaltung leichter den sichern Charakter von Ordnung, Zusammenhang und Kraft in der Einfachheit zu geben vermag. In der Ueberzeugung von der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit sowohl, als auch von den wichtigsten Diensten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, die seiner obern Leitung übertragen sind, selbst in den gefahrvollsten Zeiten, dem Vaterlande geleistet hat, und mit anhaltendem Eifer durch seine tiefen Einsichten noch zu leisten fortfährt, hat Bayerns edelmüthiger Beherrscher denselben 1810 in den Grafenstand erhoben. Schon früher war er zur dankbaren Auszeichnung mit den Insignien des Großkreutzes und Großkanzlers der königl. Orden vom heil. Hubertus und der bayerschen Krone, dann des Ehren-Großkreuzes des heil. Johanniterordens, eines Großkreuzes der französischen Ehrenlegion und des königlich sächsischen Kronordens, und eines Groscommandanten des Ordens der westphälischen Krone u. a. geschmückt worden. In den Jahren 1809, 1810, 1811, 1812 u. folg. hat der König, bei seiner Entfernung von seinen Staaten, sein vol-

kommnes Vertrauen auf dessen bewährte Treue und erprobte Kenntnisse auch dadurch bewiesen, daß er, während seiner Abwesenheit, demselben unumschränktere Vollmacht in der Geschäftsführung übertrug. Die Verdienste, die sich Montgelas um seinen König und um den baierischen Staat erworben hat, und noch immer erwirbt, machten ihn aller dieser Auszeichnungen werth. Daß ein Mann auf seinem Posten, zumal in der Zeit, in die sein öffentliches Leben fiel, das Mißvergnügen vieler Menschen erregt, und auch oft einen scheinbar gerechten Tadel auf sich zieht, gehört zu dem Unvermeidlichen. Dagegen bleibt Mongelas der unauslöschliche Ruhm, daß er den löblichen pädagogischen Charakter, der die jetzige baierische Regierung so glänzend auszeichnet, und den in ihr waltenden Geist von Energie, Thätigkeit, Rechtlichkeit und Liberalität gebildet, und durch eine verständige Politik das regierende Haus und den Staat auf ihren jetzigen herrlichen Standpunkt erhoben hat. Diese Politik hat sich besonders in den kritischen Tagen von 1813 bewährt, wo das Schicksal von Baiern auf einer drohenden Spitze stand. Aber Montgelas nahm, in einem Augenblicke, wo der Fall der französischen Macht noch nicht entschieden war, mit scharfer Voraussicht des Ganges der Ereignisse, den rechten Entschluß, und bewirkte dadurch den Vertrag von Ried, der einige Tage später geschlossen, ganz andere Resultate gegeben haben würde, nun aber dem baierischen Staate die Selbstständigkeit und die Macht vollkommen sicherte, zu der er sich während einer wilden Zeit des herrschenden Unrechts und der Zerrüttung erschwungen hatte. Dieser Vertrag ist eine Hauptepoche in der Geschichte von Baiern — und wegen seiner Folgen, in der Geschichte von ganz Deutschland — und so bleibt der Name des Ministers, durch den er zu Stande kam, einer der glänzendsten in den Annalen seines Volkes. Später (1816) wollte es ihm freilich nicht gelingen, die Provinzen, die an Oesterreich zurück gegeben wurden, durch solche zu ersetzen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Körper des Staates stunden. Aber gerade die Widersprüche, die man in diesem Bestreben fand, beweisen, welche Begriffe in den auswärtigen Cabineten von der Macht Baierns herrschend geworden waren. Sie scheuten sich, diese Macht zu verstärken. — Seinem Herrn nie etwas rathend, was gegen Pflicht und Ehre wäre; nie etwas Minderes, als das Vollkommne wollend, ist Montgelas zugleich gefällig und zuvorkommend gegen Jeden, der an ihn sich wendet mit Bitten oder Beschwerden, mit Ansprüchen auf Ehre und Verdienste, und obschon durch Anderer giftigen Neid und Undank öfters gekränkt, zeigt er sich, weit entfernt von Rache und Vergeltungssucht, immer schonend, nachsichtig, großmüthig, sogar gegen unwürdige Feinde. Immer thätig und nützlich, ist er während des Sommers in seinem Landhause in Bogenhausen, einem Dorfe nächst München, schon am frühesten Morgen, und zur Winterszeit in der Hauptstadt ebenfalls Morgens und nach der Tafel, jederzeit zu sprechen, wenn man ihn zu den bekannten Stunden gewärtigen will. Außerdem hat er zwei Audienztage wöchentlich in der Residenz angeordnet, und nimmt täglich Gelegenheit, mit den vorzüglichsten Staatsdienern, die er in abwechselnder Reihe an seinem Tische oder in seiner Gesellschaft sieht, über Angelegenheiten des Staats zu sprechen. Als Mann von vorzüglichen Talenten, geübtem Scharfsinne, richtiger und schneller Beobachtungsgabe, von ungemein ausgebildetem Gedächtnisse, im Besitze eines reichhaltigen Schatzes von Literatur, besonders aber gründlichen Kenntnissen in Sprachen und allen Zweigen der Geschichte, von einer, durch vielfältige Erfahrung vollkommen gebildeten Politik, und ent-

flammt von Patriotismus, ist er ein vollendeter Staatsmann, dem Bayern viel, sehr viel zu verdanken hat, indem er, bei so vielen Erschütterungen und Gefahren des Staats, bei dem rastlosen Wälzen und Treiben der politischen Verhältnisse jedes Tags, bei den Mühseligkeiten so vieler neuen Gestaltungen, immer mit Rath und That den sichersten Zeitpunkt treffend, durch glücklichen Tact das Weiseste auffand, deutlich erkannte, standhaft ausführte, streng consequent in allen Beziehungen darnach handelte, und so mit sinnender Klugheit und ausharrender Geduld auf tiefem, festem Grunde ein Gebäude aufführte, das groß in seinem Umfange, stark durch die Verbindung seiner Theile, blühend durch die Regsamkeit seines innern Lebens, geschmückt — erhaben durch seine alte wieder erworbene Würde, und geachtet — und beglückt durch seine Verfassung ist.

Montgolfier (Jacques-Etienne und Joseph), die Erfinder des Luftballons, s. Aërostat.

Montgommery (Gabriel Graf von), berühmt durch seine Tapferkeit und seine schönen Handlungen, noch mehr aber durch sein Unglück. Er ward in seiner Jugend die unschuldige Ursach an dem Tode Heinrichs II. Dieser Fürst hatte in einem Tournier am 26sten Juni 1559, das bei der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgommery, damals Lieutenant der schottischen Garde, machen wollte. Als habe er eine böse Ahnung, weigerte sich Montgommery mehrmals, und gab erst nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf so heftig auf das Visir des Königs, daß dasselbe aufsprang und die zurückprallende Lanze ins Auge traf. Der König starb nach elf Tagen, verbot aber, Montgommery im geringsten wegen dieses Vorfalls zu beunruhigen. Dieser zog sich auf seine Güter in die Normandie zurück, ging sodann auf Reisen und kam zur Zeit der ersten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Protestanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen die königliche Armee. Als die Stadt endlich erstürmt worden, warf er sich in eine Galeere und flüchtete sich glücklich nach Havre. Im Jahr 1569 ward er nach Bearn geschickt, das die Catholischen unter Terrides fast ganz der Königin von Navarra entrissen hatten. Er vollzog seinen Auftrag mit solcher Schnelligkeit, daß die protestantischen und catholischen Schriftsteller ihm gleiches Lob darüber ertheilen. Zur Zeit der Bartholomäus Nacht 1572 war Montgommery zu Paris und wohnte in der Vorstadt St. Germain. Er wurde zeitig genug benachrichtigt, um sich auf ein Pferd schwingen und mit einigen andern bei ihm wohnenden Edelleuten retten zu können. Die Schnelligkeit seines Pferdes entzog ihn seinen Verfolgern; er legte dreißig Stunden Weges in Einem Ritt zurück, begab sich nach Jersey und von da nebst seiner Familie nach England. Im folgenden Jahre führte er eine bedeutende Flotte, die er zum Theil selbst ausgerüstet hatte, zum Beistand von Rochelle herbei, das von den Catholiken belagert wurde. Allein ohne etwas ausgerichtet zu haben, verließ er die Rhede, um Belle-Isle auf der Küste von Bretagne zu plündern. Er kehrte sodann nach England zurück, wo er einen Eidam hatte. Als 1573 wieder zu den Waffen gegriffen wurde, ging Montgommery, der damals auf Jersey war, nach der Normandie und verband sich mit dem protestantischen Adel dieser Provinz. Er war in Saint-Lo, als Matignon, Generallieutenant in Nieder-Normandie, plötzlich erschien, und die Stadt belagerte. Nachdem die Belagerung

vierzehn Tage gedauert hatte, benutzte Montgommery die Dunkelheit der Nacht, um mit sechzig bis achtzig Reitern die feindlichen Posten zu sprengen und durchzubrechen. Er entkam, ohne einen Mann verloren zu haben, und erreichte am 7ten Mai 1574 Domfront mit zwanzig Reitern. Während er sich einigermaßen erholte, führten ihm einige Edelleute noch vierzig Mann zu. Mätignon war indeß auch mit einem Theil seiner Reiterei aufgebrochen, und kam am 9ten früh vor Domfront an. Er griff sogleich die offne Stadt von allen Seiten an und nöthigte Montgommery, sich mit etwa 150 Mann in das Schloß zu werfen. Hier bestand er einen wüthenden Sturm; man sah ihn den Tod suchen und wie einen Löwen in der Bresche kämpfen; da aber sein kleiner Haufe täglich mehr schwand, sah er sich genöthigt, den 27sten Mai zu capituliren. Catharine von Medicis, welche nach Carls IX. Tode Regentin war, gab Befehl ihn nach Paris zu führen. Hier wurde er in die Conciergerie und zwar in den Thurm gebracht, der seinen Namen führt. Commissarien wurden ernannt, um ihm den Proceß zu machen. Sie verurtheilten ihn zum Tode, und dieses Urtheil wurde den 26sten Juni 1574 auf dem Greveplatz vollzogen. Montgommery benahm sich dabei ganz mit der eines Helden würdigen Fassung. Er redete die Zuschauer an, grüßte seinen Freund Fervaques, den er unter der Menge erblickte und empfieng den Todesstreich mit unverbundnen Augen.

Monti (Vincenzo), gebürtig aus dem Ferrarischen, lebte lange zu Rom als Secretär des Prinzen Don Luigi Braschi Onesti, und wurde nachher Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst auf der von Bonaparte neuorganisirten Universität Pavia. Er gehört zu den energischsten unter den italienischen Dichtern unserer Zeit. Im J. 1787 erschien bei Bodoni eine Sammlung seiner Gedichte, deren beide ersten Bände vermischte Poesien, größtentheils lyrischer Gattung, und der dritte das Trauerspiel Aristodemo enthält, welches in Italien mit großem Beifall aufgenommen worden, wiewohl es außer einer schönen Diction eben kein hervorstechendes Verdienst hat. Sein Trauerspiel Galeotto Manfredi gefiel weniger. — Zwei ältere Dichter gleiches Namens, Giambatista (geb. 1688 und gest. 1766) und Giulio Monti (gest. 1747) sind nicht mit ihm zu verwechseln.

Montmorency (Anne de), der zweite Sohn von Guillaume de Montmorency, war 1493 geboren. Ein würdiger Erbe der Tapferkeit seiner Vorfahren that er sich in der Schlacht von Marignan im J. 1515 hervor. Im J. 1521 vertheidigte er die Stadt Mézières gegen die Armee Carls V. und nöthigte den Grafen von Nassau, die Belagerung schimpflicher Weise aufzuheben. Mit dem französischen Marschallstabe belohnt, folgte er Franz I. nach Italien, und nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen seinen Rath geliefert worden. Die wichtigen Dienste, die er hierauf dem Staate leistete, wurden mit dem Schwerte des Connetables von Frankreich im J. 1538 belohnt. Die Einwohner von Gand, unzufrieden mit Carls V. Regierung, erboten sich, Franz I. als König anzuerkennen, und der Staatsrath war bereit, diesen Vorschlag anzunehmen, als Montmorency sich widersetzte, indem er zeigte, daß man den mit dem Kaiser beschwornen Waffenstillstand halten müsse, und daß es schimpflich sey, den Aufstand von Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrn benutzen zu wollen. Einige Zeit darauf fiel der Connetable in Ungnade, weil er Franz I. gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei seiner Reise durch Frankreich die Rückgabe von Mailand versprochen hatte.

Unter Heinrich II. gewann Montmorency sein ganzes Ansehn wieder. Er war dessen würdig durch seine großen Ansichten und seine tiefen Kenntnisse in allen Theilen der Administration. Auf seinem Sterbebette empfahl ihm Heinrich II. das Reich und seine Kinder. Der Connetable nahm im J. 1550 das Boulonnais, im J. 1552 Metz, Toul und Verdun. Auf Catharinens Antrieb fiel er aufs neue unter Franz II. in Ungnade, während die Prinzen von Lothringen allmächtig geworden waren. Catharine haßte ihn, weil er Heinrich II. gerathen, sie in den ersten Jahren ihrer Ehe als unfruchtbar zu verstoßen, und weil er geäußert hatte, daß von allen Kindern des Königs allein seine natürliche Tochter Diana ihm ähnlich sehe. Da indeß seine Talente ihn unentbehrlich machten, rief man ihn 1560 unter Carl IX. wieder an den Hof. Er versöhnte sich mit den Guisen und erklärte sich mit Kraft gegen die Calvinisten. Im J. 1562 kam es zur Schlacht bei Dreux. Der Connetable gewann sie, wurde aber gefangen genommen. Nachdem er im folgenden Jahre seine Freiheit erhalten, entriß er Havre de Grace den Engländern. Als einige Zeit darauf die Calvinisten unter dem Prinzen Condé wieder im Felde erschienen, schlug Montmorency sie am 10ten November 1567 bei Saint-Denys. Plötzlich sah der Sieger das Corps, das er anführte, in Unordnung gerathen; er sah sich von den Seinigen, die der Schrecken ergriffen hatte, verlassen. Der edelmüthige Greis raffte alle seine Kräfte zusammen, um in diesem Augenblick der Entscheidung sein langes Leben durch eine heldenmüthige That zu beschließen. Er empfing acht gefährliche Wunden, verlor sein Pferd, und zerbrach seinen Degen, indem er einen calvinistischen Offizier durchbohrte. Ein schottischer Edelmann, Namens Stuart, foderte ihn auf, sich zu ergeben. „Ich mich ergeben?" antwortete der Connetable, „Du kennst mich wohl nicht? — „Weil ich Dich kenne," erwiederte jener, indem er seine Pistole auf ihn abdrückte, „geb' ich Dir dies." — Brantôme versichert, daß er, obgleich tödtlich verwundet, sich nach jenem hingekehrt und ihm das Degengefäß ins Gesicht geschlagen habe. Als sein Beichtvater ihn zum Tode vorbereiten wollte, sprach er: „Denkst Du, daß ich fast achtzig Jahre mit Ehren gelebt habe, um nicht eine Viertelstunde sterben gelernt zu haben?" — Der Connetable starb drei Tage darauf in seinem Hotel zu Paris, nachdem er eine lange Unterredung mit dem Könige gehabt hatte. Er war 74 Jahre alt und hatte unter fünf Regierungen gelebt. Man behauptet, daß die Königin mit einem fröhlichen Ton zu einigen ihrer Vertrauten gesagt habe: „Ich habe an diesem Tage dem Himmel für zwei große Verbindlichkeiten zu danken: die eine, daß der Connetable Frankreich an seinen Feinden gerächt, und die andre, daß die Feinde es von dem Connetable befreit haben." So starb dieser berühmte Feldherr, gleich unerschrocken am Hofe wie unter den Waffen, ausgestattet mit großen Tugenden und großen Fehlern, unglücklich, aber geschickt, von Gesinnung streng, unbeugsam, hartnäckig, aber redlich und hochherzig. Lesen und schreiben hatte er nicht gelernt. Er war in acht Schlachten gewesen, und hatte in vieren den Oberbefehl mit mehr Ruhm als Glück geführt. Voll Eifer für die Religion beobachtete er mit Strenge die geringsten Uebungen derselben, vergaß aber dagegen ihre heiligsten Vorschriften. Sein Leichnam wurde zu Paris mit beinahe königlichen Ehren bestattet; den Körper brachte man an sein Schloß zu Ecouen, das Herz aber zu den Cölestinern in Paris, wo auch das Herz Heinrichs II. bewahrt wurde.

Montmorency de Damville (Henri I. de), Duc, Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, Gouverneur von Langue-

doc u. s. w., des Vorigen Sohn, zeichnete sich schon bei seines Vaters Lebzeiten unter dem Namen Damville aus. In der Schlacht bei Dreux im J. 1562 nahm er den Prinzen von Condé gefangen, und diente an diesem Tage Frankreich mit vielem Ruhme. Im J. 1593 wurde er Gouverneur von Languedoc und drei Jahre darauf erhielt er den Marschallstab. Im J. 1567 wurde er in der Schlacht bei Saint-Denys gefangen. Da er bei der Königin Catharine von Medicis in Ungnade gefallen war, suchte er eine Zuflucht bei dem Herzog von Savoyen und stellte sich an die Spitze der Unzufriednen, welche Languedoc unter Heinrich III. zerfleischten. Er wurde das Haupt der Politiker, wie man die mißvergnügten Catholiken nannte, die unter dem Vorwand, den Fortschritten der Ketzerei und den Mißbräuchen der Regierung Einhalt zu thun, vom Hofe Aemter und Pensionen zu erhalten suchten. Montmorency verfuhr als Souverän in seinem Gouvernement; er entschied über Krieg und Frieden mit den Hugenotten. Als Heinrich IV. auf den Thron gestiegen war, unterwarf er sich, empfing das Connetableschwert und starb zu Agde 1614. Berühmter ist sein Sohn

Montmorency (Henri II., Duc de), geboren 1595 und in seinem achtzehnten Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calvinisten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedne feste Plätze entrissen hatte, besiegte er sie zur See bei der Insel Re, deren sie sich bemächtigt hatten und die er ihnen wieder abnahm. Im J. 1628 trug er einen bedeutenden Vortheil über den Duc de Rohan, Anführer der Hugenotten, davon. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont als Lieutenant-general geschickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürsten Doria an und schlug sie, ob sie ihm gleich an Zahl überlegen waren, in die Flucht. „Ich habe aus der Geschichte meiner Vorfahren gelernt,“ äußerte er einst, „daß das ruhmvollste Leben dasjenige ist, das mit dem Gewinn einer Schlacht endigt, und daß, da es nur von kurzer Dauer ist, der Mensch ihm so viel Glanz als möglich geben muß.“ Diesem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Casal; sein Lohn war der Marschallstab. Sein Glück erhob seinen Muth, er schmeichelte sich, der Gewalt Richelieu's Trotz bieten zu können. Gaston, Duc d'Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab sich zu Montmorency nach Languedoc, und diese Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König schickte die Marschälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Castelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten sah, stürzte sich mitten in die königlichen Bataillone, wurde geschlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das seiner Dienste, seiner Tugenden und seiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Gesetze zu seinen Gunsten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beschlossen, an dem schönsten, liebenswürdigsten, tapfersten und freigebigsten Manne von Frankreich ein Beispiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouse den Prozeß machen, und dieses verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geschehen sollte, und so geschah sie am 30sten October 1632 im Stadthause von Toulouse. Er litt den Tod mit gefaßter Seele; sein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüste begleitete, gestand, daß diese Augenblicke ihm lehrreicher gewesen wären, als alle Betrachtungen während seines ganzen Lebens.

Montpellier, am Fluß Lez, vormals die Hauptstadt in Nieder-Languedoc in Frankreich, jetzt die Hauptstadt im Departement des He-

rault und der Sitz des commandirenden Generals der neunten Militärdivision. Sie liegt am Abhange eines Hügels. Die Luft ist rein und selbst im Winter gelinde, doch verursacht bisweilen ein vom Meere wehender Wind dichte und kalte Nebel, die der Brust sehr beschwerlich und schädlich sind. Der Bischof, dessen Kirchsprengel sich über die Departements des Herault und des Tarn erstreckt, steht unter dem Erzbischof von Toulouse. Die Einwohnerzahl beträgt über 30,000. Die berühmte medicinische Universität dieser Stadt, das Ludovicеum nach Ludwig von Anjou benannt, verdankt ihren Ursprung den aus Spanien vertriebnen arabischen Aerzten. Sie wurde während der Revolution aufgehoben, im J. 1801 aber als eine Specialschule der Medicin wieder hergestellt. Sehenswerth sind das anatomische Theater und der botanische Garten. Außerdem ist hier ein Lyceum und eine 1706 errichtete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste. Die Domkirche enthält mehrere ausgezeichnete Gemählde. Die Einwohner verfertigen vielen und guten Grünspan, wollene Decken und Barchent; sie handeln stark mit Wolle, Wein, Liqueuren und wohlriechenden Wassern. Auch die Manufacturen mit Baumwollenstoffen und Leder sind von Wichtigkeit, so wie die Druckereien der Wollenzeuge. Sehr ausgezeichnet sind die hiesigen Wachsbleichen. Die Citadelle liegt auf einem Hügel.

Montpensier (Anne-Marie-Louise d'Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiselle de), war die Tochter Gastons, Ducs von Orleans, und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein sonderbarer, ungestümer und ränkevoller Fürst, vererbte seine Fehler auf seine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Bastille aus die Truppen Ludwigs XIV. beschießen zu lassen. Diese gewaltsame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, welche sich einer jeden Vermählung, die sie annehmlich fand, widersetzten und ihr dagegen solche Vorschläge machten, die sie ablehnen mußte. Endlich in einem Alter von 44 Jahren beschloß sie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demselben ein Vermögen von 20,000,000, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu, und das Palais Luxembourg zu. Sie behielt sich nichts vor, indem ihr die Idee schmeichelte, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geschlossen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorstellungen, wie sehr diese Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die schon gegebne Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die unglücklich Liebenden, sich heimlich zu vermählen. Lauzun aber, der sich gegen Frau von Montespan, der er seine Widerwärtigkeiten zuschrieb, Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er zehn Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß seine Gemahlin die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu dem Duc du Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit diesem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten vereint zu leben; aber auch jetzt war dies Glück von sehr kurzer Dauer. Lauzun sah in ihr nur ein heftiges, eifersüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenschaft glühendes Weib, sie sah in ihm einen unbescheidnen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverschämtheit erbitterte die Prinzessin so sehr, daß sie ihm endlich verbot, wieder vor ihr zu erscheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und starb 1693, wenig bedauert und fast

vergessen. Man hat von ihr Memoiren, die manche interessante Details enthalten und in einem ziemlich reinen Styl geschrieben sind. Die vollständigste Ausgabe ist vom Jahr 1755 in 8 Bändchen. In dieser Ausgabe ist ferner enthalten: 1. Ein Recueil des lettres de Mademoiselle de Montpensier à Mad. de Motteville; 2. Les Amours de Mademoiselle et du comté de Lauzun; 3. Eine Sammlung von Porträts, des Königs, der Königin und vieler andern Personen vom Hofe; 4. Zwei Romane, La relation de l'île imaginaire und La Princesse de Paphlagonie.

Montroß oder Montrose (James Graham, Graf und Herzog von), verdient wegen seiner Anhänglichkeit an seinen König, den unglücklichen Carl I. und seiner Vaterlandsliebe einen Platz in dem Andenken der Nachwelt. Als Generalissimus und Vicekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieses Reichs. Er that sich in der Schlacht von York hervor, schlug Cromwell mehrere Mal und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlassen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch sein Geld und sein Ansehn ein Heer zusammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, schlug den Grafen Argyle und machte sich Meister von Edinburg. Als Carl seine Zuflucht zu den Schotten genommen und diese ihn auszuliefern beschlossen hatten, erhielt er den Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutschland, wo er als Reichsmarschall seinen Muth an der Spitze von 12,000 Mann bewährte. Bald darauf rief Carl II., der einen Versuch auf Schottland machen wollte, ihn zurück, und schickte ihn mit einem Corps von 14- bis 15,000 Mann dahin ab. Montroß besetzte die orcadischen Inseln und stieg mit 4000 Mann ans Land. Allein er wurde geschlagen und suchte sich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, sich einem Schotten, Namens Brimm, der einst unter ihm gedient hatte, zu entdecken, und dieser Elende lieferte ihn dem General Lesley aus, der ihn nach Edinburg bringen, daselbst richten und zufolge des Urtheils am 21sten Mai 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte sich eben so groß in diesem Unglück, als er sich groß im Glück gezeigt hatte. Das Urtheil besagte, daß seine Glieder an die Thore der vier Hauptstädte angeheftet werden sollten. „Ich wollte," sagte er, „daß ich deren so viel hätte, daß man sie an die Thore aller Städte von Europa heften könnte, zum Zeichen meiner Ergebenheit gegen meinen König."

Monvel (Boutet de), berühmt als Schauspieler und dramatischer Dichter, Mitglied der vierten Classe des Instituts, war im Jahr 1749 zu Paris geboren; sein Vater war ein Schauspieler ohne Ruf. Der junge Boutet betrat, durch eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht vorbereitet, unter dem Namen Monvel die Bühne und fand den Beifall, den er verdiente. Er spielte seine Rollen mit einer Wahrheit und Energie, welche die größten Wirkungen hervorbrachten, obwohl seine einfache und natürliche Manier weniger blendete. Er gefiel eben so sehr in der Tragödie wie in der Komödie; noch in seinem Alter bewunderte man ihn in der Rolle des Abbé de l'Epée. Als Dichter erschien er zuerst auf dem Théatre françois mit dem Amant bourru; Les Amours de Bayard und Clémentine et Désormes fanden Beifall wegen ihres edeln und gefühlvollen Styls. Mit nicht minderm Glück arbeitete er für das Théatre Italien, jetzt l'Opera comique. Les trois Fermiers, Blaise et Babet, Alexis et Justine, Sargines, Cré-

qui, Philippe et Georgette wurden vielmahl wiederholt und haben sich auf dem Theater erhalten. Einige Jahre vor der Revolution verließ Monvel Frankreich, besuchte Rußland, dann Schweden, wo er durch die Vermittelung eines Gönners als königlicher Bibliothekar angestellt wurde, kehrte sodann nach Frankreich zurück, betrat hier von neuem die Bühne und erregte den allgemeinsten Enthusiasmus. Allein sein Gedächtniß verließ ihn in dem Grade, daß er einst in der Rolle des Augusts im Cinna, ohne ein Wort gesprochen zu haben, abtreten mußte. Dies bewog ihn, das Theater zu verlassen, auf dem er 40 Jahre lang allgemein gefallen hatte. Er starb im Februar 1812.

Moore (Sir John), ein durch seine Thaten und seinen Tod in Spanien berühmt gewordener englischer General, war geboren im J. 1760 zu Glasgow, wo sein Vater als Arzt und Gelehrter lebte. Nachdem er hier den ersten Unterricht genossen und mit seinem Vater den jungen Herzog von Hamilton von 1773 bis 78 auf seinen Reisen begleitet hatte, trat er in das 15te Infanterieregiment und ging alle Grade bis zum Generalmajor durch, wozu er 1798 ernannt wurde. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fand er als Obristlieutenant im mittelländischen Meere 1793. Nachdem er zu Toulon gedient hatte, wurde er von Lord Hood nebst dem Major Köhler zu einer geheimen Sendung nach Corsica gewählt, um wegen der Uebergabe der Insel an die Engländer mit Pasqual Paoli zu unterhandeln. In Folge dieser Unterhandlungen wurde ein englisches Corps unter General Dundas auf Corsica gelandet, wobei sich auch der Obristlieutenant Moore befand. Dieser eroberte nach großen Anstrengungen den befestigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erstürmung von Calvi den entscheidendsten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze seiner tapfern Grenadiere in den Platz und ward vom General Stuart, dem gültigsten Richter kriegerischen Muths, öffentlich umarmt. Die Unterwerfung der ganzen Insel war die Folge dieser glücklichen Unternehmungen; eine General-Consulta unter Paoli's Vorsitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Der Obristlieutenant Moore wurde unmittelbar darauf zum Generaladjutanten ernannt; allein aus unbekannten Gründen zog er sich das Mißfallen des Vicekönigs, Sir Gilbert Elliots, nachmaligen Lords Minto, zu, der seine Zurückberufung bewirkte. Moore, der 1795 zum Obersten in der Armee befördert worden, und zugleich Obristlieutenant im 51sten Regimente war, ging darauf mit der Expedition unter dem Earl of Eglintouna nach Westindien. Die Armee, die unter Abercromby's Befehl stand, kam im Jan. 1796 auf Barbadoes an, und begann sogleich die Operationen. Moore wurde zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach seiner Rückkehr nach Europa wurde er abermals unter dem tapfern Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angestellt. Moore hatte bei dieser Expedition, die völlig mißlang, weniger Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Inzwischen eroberte Bonaparte Aegypten; England schickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande ab. Moore, der kurz zuvor General-Major geworden war, befand sich bei demselben. Er erhielt zunächst den Auftrag, sich zum Groß-Vezier nach Jaffa zu begeben, kehrte aber von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß von dem türkischen Heere keine Mitwirkung zu erwarten sey. Der englische Feldherr beschloß demnach, allein zu handeln, und bewerkstelligte am 5ten März 1801 bei Abukir die Landung seiner Truppen. Moore commandirte die Reserve, und war kaum ans Land gestiegen, als er an der Spitze seiner Brigade mit

gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgestellten Franzosen angriff und nach Alexandria zurückwarf. Er empfing dafür den öffentlichen Dank des Oberbefehlshabers. In dem blutigen Gefecht am 21. März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehn, und wurde, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Er genas zeitig genug, um an der Belagerung von Cairo und den folgenden Ereignissen bis zur Capitulation der französischen Armee Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, diese Armee bis an den Ort ihrer Ausschiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooß seiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzosen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über eine in Kent zusammengezogne Armee. Im J. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, wurde aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu seyn. Die Begegnung, die ihm, der kurz vorher Ritter des Bathordens geworden war, hier wiederfuhr, seine Verhaftung und seine Flucht sind Gegenstände, die noch ein Dunkel verhüllt, dessen Aufklärung erst von der Folgezeit zu erwarten ist. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in England wurde Moore mit einem Truppencorps nach Portugal abgeschickt. Er war kaum ans Land gestiegen, als er sich zur Unterstützung der Spanier in Marsch setzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Toro; den 21sten December 1808 stand er bei Sahague. Auf die Nachricht, daß Marschall Soult mit 16,000 Mann bei Saldana stehe, beschloß er, ungeachtet die Wege vom Regen fast unwegsam gemacht worden, einen Schlag auszuführen. Er gab den 23sten Abends den Truppen Befehl, in zwei Colonnen aufzubrechen. Aber zu derselben Zeit ging nicht nur die Nachricht von der Verstärkung des soultschen Corps, sondern auch von Romana die Meldung ein, daß ein französisches Corps von Madrid entweder auf Valladolid oder Salamanca marschire. Moore, der das Gefährliche seiner Lage vollkommen einsah, trat sogleich den Rückzug auf Corunna an, um sich dort einzuschiffen. Selten hat ein Heer mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsch. Mit dem Verlust des größten Theils ihrer Pferde und Bagage kamen sie endlich am 16ten Januar 1809 vor Corunna an, aber um die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht ihnen auf der Ferse folgende Feind zurückgeschlagen werden. Moore stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung, und vereitelte durch seine meisterhaften Anordnungen alle Versuche, welche die Franzosen abwechselnd auf die Flügel und das Centrum richteten. Aber in dem Augenblick, wo er nach einer kurzen ermunternden Anrede an der Spitze des 42sten Regiments gegen den Feind vordrang, schmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und das Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow.

Moose machen in dem System der Botanik die zweite Ordnung der 24sten Classe aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimmt das Wort in einem weitern Sinne und begreift darunter auch die Aftermoose, welche jedoch von den eigentlichen Moosen sehr verschieden sind. Wiewohl sich diese Gewächse ihrer einfachen Organisation wegen, allmälig nach der Gränze der unorganischen Körper zu neigen scheinen, so herrscht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Man-

nichfaltigkeit, wie sich schon dem bloßen Auge, noch mehr bei Betrachtung durch Vergrößerungsgläser zeigt. Man bemerkt an ihnen die wesentlichen Theile einer Pflanze, nämlich Wurzel, Stängel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztere waren zu Linné's Zeiten noch wenig untersucht, und sind erst in neuern Zeiten durch die Bemühungen Hedwigs genauer bekannt geworden. — Die Moose, so verschieden auch die einzelnen Gattungen unter sich gebildet sind, unterscheiden sich von andern, ihnen zunächst ähnlichen Gewächsen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern besetzt ist, und die Wurzel eben da steht, wo sie sich an andern Pflanzen befindet. Die mehrsten bekannten Moose tragen büschelartige verschlossene Kapseln, die wie kleine gestielte Knöpfchen erscheinen. In denselben sind gleichsam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroscopische Samenkörnchen enthalten, welche vermittelst des kleinen spitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoffe befruchtet werden. Dieser erzeugt sich auf besondern theils rosenförmigen, theils sternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapsel enthaltnen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt sind, hebt sich der Deckel, und der Saame wird verschüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Fast alle Moose haben eine sehr dauerhafte Natur; sie sind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Moose können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Moral, Moralphilosophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateinischen Worte mores, Sitten, bezeichnete man gewöhnlich die Sittenlehre, im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit selbst, indem man Moral statt Moralität gebraucht. Nur die erstere Bedeutung ist geltend. Da man aber bei immer näherer Untersuchung fand, daß der Sprachgebrauch mit dem Worte Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anstandes als auf eine Gesinnung des Rechten und Guten hindeute, wonach ein sehr gesitteter Mensch doch ein unmoralischer Mensch seyn könnte; so suchte man einen angemessenern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre, Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Statt uns unnöthig bei den abweichenden Meinungen verschiedner Philosophen hier aufzuhalten, wollen wir lieber bei dem weilen, worauf es wesentlich ankommt, und dies ist folgendes. Der Mensch ist ein empfindendes, begehrendes, denkendes Wesen; sein Daseyn ist mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von diesen soll er die Zügel anvertrauen? Es ist angenehm, sich seinen Gefühlen hinzugeben; es ist angenehm, seine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maaß, sondern auch über die Art und Weise dieser Dahingebung und Befriedigung die ernste, gesetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entsteht eine Art von Zwiespalt in unserm innern Wesen, eine Collision zwischen unsern Empfindungen und Neigungen mit unserm denkenden, überlegenden, prüfenden Geiste, kurz zwischen unserer sinnlichen und unserer vernünftigen Natur. Dieser Zwiespalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine bestimmte Ausmittelung des Verhältnisses, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlvermögen und den Handlungen der Menschen überhaupt steht. Das Geschäft dieser Ausmittelung hat die Moralphilosophie, welche

aus dem Wesen der Vernunft selbst die Gesetze für die Handlungen und Bestrebungen der Menschen in Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen entwickelt, und auch die practische Philosophie genannt wird, weil sie es mit den Vernunftgesetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem immer Begehren mit eingeschlossen ist. Aus diesem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwischen den Auffoderungen der Vernunft und dem Fodern der Neigungen, Begierden, Leidenschaften oder überhaupt der Sinnlichkeit bestimmtes, mit Freiheit und Bewußtseyn geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphilosophie alles dieses ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel gestellt, so läßt sich die Moral selbst aufstellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menschen gegebnen und mit freiem Willen zu erfüllenden Gesetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menschen liegt, denn sonst wäre sie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend, wird der Mensch beurtheilt als ein moralisches Wesen, d. h. als ein Wesen, welches, des Guten oder Bösen, der Tugend oder des Lasters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgesetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in seine Gesinnung aufnimmt oder von ihr ausschließt. Einige Philosophen gebrauchen Moralphilosophie und Moral als gleichbedeutend, Andere nehmen Moral als einen Theil der Moralphilosophie, und nennen das, was wir Moralphilosophie nannten, Metaphysik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphilosophie im weiterem Sinne genommen, so kann man sie abtheilen: 1. in die Metaphysik der Sitten, welche die Gesetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchsten Gründe aller Moralität aus der moralischen Natur des Menschen entwickelt; 2. in die Ethik oder Moral, welche ein vollständiges System der Vernunftgesetze für das Handeln der Menschen, ihrer Pflichten, der aus diesen folgenden Tugenden und deren Verhältnisse gegen einander aufstellt; 3. in die Ascetik, d. i. ein System der Tugendmittel. Wird diese Wissenschaft in der höchsten Allgemeinheit dargestellt, wie sie aus dem Wesen der Vernunft für alle vernünftige Wesen verbindend sich ergibt, so nennt man sie die reine Moralphilosophie; wird sie dargestellt in besondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beschaffenheit und Lage des Menschen, die angewandte Moralphilosophie, die sich wieder in die allgemeine und specielle eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder besondern menschlichen Verhältnisse darin berücksichtigt werden. Man spricht auch wohl in eben solcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck reine Moral bezeichnet man öfters auch eine solche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundsätze und Regeln aufstellt, als die sich in der That aus dem höchsten Grundsatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegensatz solcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenschaften, dem irdischen Vortheil und Gewinn, gleichsam unter der Decke spielen läßt. Zu bestimmen, welches der höchste Grundsatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip sey, ist demnach für die Moralphilosophie von höchster Wichtigkeit. Wir besitzen darüber zwei besondere Werke von Kiesewetter und Henrici, welchen beizufügen ist Garve's Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre (Bresl. 1798). Ein Hauptwerk sind Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berl. 1805). Statt die zahlreichen Werke zu nennen, in denen die Moralphilosophie und Moral abgehan-

delt wird, und die man in den meisten Compendien aufgeführt findet, begnügen wir uns, den Freunden dieser Wissenschaft nur noch eins namhaft zu machen: Dreve's Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit. (Jena 1797).
dd.

Morales (Cristobal Perez, nach Andern Luis de), wurde im Jahr 1509 zu Badajoz geboren, und kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Mahlers aus Brüssel, welcher nach Spanien berufen worden war. Durch verschiedne Werke, mit denen er nach und nach ans Licht trat, gelangte er in seiner Vaterstadt zu sehr großem Ruhme. Man belegte ihn mit dem Beinamen des Göttlichen, entweder wegen seiner vortrefflichen Arbeiten, oder weil er nur immer religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte: die Straße, wo er wohnte, nannte man nach seinem Namen. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er in großer Dürftigkeit, weil er seine Gemählde so fleißig und sauber ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinsels, mit der fleißigsten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen die Arbeiten dieses Künstlers, von denen man mehrere in Toledo, Valladolid, Burgos und Grenada sieht, aufs vortheilhafteste aus. Er starb in seiner Vaterstadt im Jahr 1586.

Moratorium ist ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft dessen ein Schuldner ungekränkt auf eine Zeit zur Berichtigung seiner Angelegenheiten am Orte bleiben kann. Soll durch ein solches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Creditor entstehen, der den Debitor deshalb nicht auspfänden, noch sich an seine Person halten darf, so muß der Debitor nachweisen können, daß sein Passivstand den Activstand nicht übersteigt, ob für den Moment gleichwohl eine Zahlung aus Gründen unmöglich ist. Im entgegengesetzten Fall würde ein solches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkosten eines andern begünstigen.

Mord. Das grausamste Thier ist der Mensch. Der Fluch, der den ersten Mörder traf, verfolgt unser Geschlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichstes Triumphgelächter, der Krieg, schallt durch alle Menschenalter hin. Die Einbildungskraft des Dichters erbaut auf Mord ihr tragisches Kunstgerüste; der Gesetzgeber wägt Dolch und Gift in der Wagschaale der ewigen Gerechtigkeit; der Philosoph enthüllt die dunkeln Tiefen der Seele des Mörders; aber die Liebe trauert und schweigt. Das uralte Gesetz: du sollst nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die mosaische Strafe: wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden, schreckte keinen Ravaillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Coligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtschlage aus Nachlässigkeit und Schuld, bis zum Meuchel-, bis zum Vatermorde! Und wie erfindungsreich an Mitteln ist der Wille zu der furchtbaren That! Der Todtschlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hierher. Den Selbstmord richtet der ewige Richter; (s. Selbstmord.) Der Todtschlag aus vernachlässigter Pflicht, aus keckem Leichtsinn (culposum), aus blinder Leidenschaft ist höchst strafbar, und für das Bewußtseyn eine unabwälzbare Last, aber kein Mord. Dieser raubt das Leben mit Vorsatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entschlusses, das Mittel und die Art der Ausführung unterscheiden den Todtschläger durch vorsätzliches Unterlassen, wenn man absichtlich einen Menschen, den man retten und erhalten könnte, umkommen läßt, von dem Todtschläger durch ab-

...liche That; den Banditen und den Mörder aus Leidenschaft, Eifersucht, Zorn, Rache, Blutdurst, Wollust, von dem, der kalt, mit Klugheit und List einen Zweck des Verstandes beabsichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten mordet, von dem unmittelbaren, der selbst vollbringt, was er beschlossen; den qualificirten oder gefährlichen Todtschlag des Straßenräubers, des grausamen und hinterlistigen Meuchelmörders, des Giftmischers, des muthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grausamkeit begangen wird. Die größere oder mindere Unverletzlichkeit des Gemordeten endlich bestimmt den Unterschied zwischen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Kindesmörder, Regicida, Königsmörder und jedem andern Todtschläger. Ueber das verschiedne Maß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der Thatsache (corpus delicti), über Beweisführung, Zurechnung, Urtheil, Strafe u. s. f. belehren Quistorp, Grolmann, Feuerbach, Stübel u. A. Auch verdient Michaelis mosaisches Recht Th. 6. über diesen Gegenstand nachgesehn zu werden. Insbesondere machen auf die beim Morde vorkommenden psychologischen Erscheinungen Feuerbachs merkwürdige Criminalrechtsfälle aufmerksam, wo man unter andern auch Beispiele findet von der schrecklich seltsamen Verwandtschaft zwischen Mordlust und Wollust, welche schon die indische Mythe von Siwah und Durga (Tod und Wollust) ausgesprochen hat. Doch drängt sich hier die Bemerkung auf, daß unsere Staatskunst das Problem der Gesetzgebung, was Mord und wie er zu bestrafen sey, in den meisten Ländern nur sehr unvollkommen gelös't hat; daß die Gesetze über den Mord mit den Aussprüchen der sittlichen Vernunft nicht allemal übereinstimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward noch im J. 1814 der, welcher einen Sclaven gestohlen hatte, gehangen, der Mörder seines eigenen Sclaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. So hielt auch das Alterthum die Ermordung eines Sclaven für kein Verbrechen. Man erinnere sich z. B. an die berüchtigte Kryptia bei den Spartanern (s. Plutarchs Lykurg c. 28.) und an das Loos der Sclaven bei den Römern (Seneca de Ira, I. III. c. 40.). Das Christenthum macht keinen Unterschied zwischen Freien und Sclaven, wie das mosaische Recht es thut; und dennoch konnte es unter sogenannten Christen eine classe de vilains geben; und noch im J. 1814 ist das Leben der Leibeignen in manchen Länder nicht viel geachteter als im heidnischen Alterthume! Wie schwach ist der weltliche Arm der Kirche in Italien, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die sogenannten Buli oder Bravi, die Banditen ausrotten kann; und was vermag die Weisheit europäischer Gesetzgeber gegen den frevelnden Unsinn des Zweikampfs? Die Corsen hielten unlängst, wie die Montenegriner jetzt noch, die Blutrache für erlaubt, und rohe Mütter glauben auch unter uns das Tödten, oder Abtreiben der Leibesfrucht sey kein Todtschlag. Indeß gibt es Fälle, wo Umstände und Absichten des Thäters die beim Todtschlage vorkommende Schuld sehr mindern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus zu weit getriebner Verabscheuung einer bevorstehenden Entehrung desselben begangen wird. Wenn Virginius seine Tochter mordet, damit sie nicht als Sclavin der Wollust eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn Jubellius bei der Einnahme von Capua aus gleichen Ursachen Frau und Kinder tödtet, wenn die cimbrischen Weiber, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geschlagen ist, ihre Kinder und sich selbst entleiben, um nicht in die römische Gefangenschaft zu gerathen; wenn die ame-

rikanischen Wilden ihren betagten Aeltern das Leben nehmen, um sie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langsam verschmachten zu lassen; wenn jemand einem Unglücklichen, der verstümmelt auf dem Schlachtfelde ihn selbst um den Gnadenstoß anfleht, aus Mitleiden seine Qual verkürzt: wer möchte diese Todtschläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unschuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie, die Gewissensruhe eines Menschen mordet: der ehrlose, tückische Verläumder, der einschmeichelnde, giftige Versucher, der gefühllose Richter und Scherge: sind diese keine Mörder? Der Seiltänzer und Equilibrist, der Kinder durch Mißhandlungen zu seinen Künsten abrichtet, der Uebermuth, welcher sonst so viele männliche Geschöpfe entmannte, um sie zu Sängern zu bestimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Gesundheit, die das Schwert des Gesetzes nicht erreicht, sind oft strafbarer als der Todtschläger, den die Verzweiflung zum Aeußersten trieb. War endlich Cäsar, der um der Herrschaft willen Bürgerblut vergoß, oder war Brutus ein Mörder? — K.

Morea, eine bergige Halbinsel, welche der südlichste Theil von Griechenland ist und vormals Peloponnesus (Pelopsinsel) hieß. Sie wird durch einen schmalen Landstrich (den corinthischen Isthmus) mit dem eigentlichen Griechenland verbunden, und von dem Golfo di Lepanto, dem griechischen Meere und dem Archipelagus bespült. Den Namen hat sie unter den letztern griechischen Kaisern bekommen, wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griechischen Morea heißt. Die Luft ist warm, aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getraide, edeln Baumfrüchten, Wein, Oel, Seide, Baumwolle, Schafwolle, Galläpfel u. s. w. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind die unter dem Namen Corinthen bekannten kleinen Rosinen; man schätzt die jährliche Ausfuhr auf 800,000 Centner. Morea wird eingetheilt in die vier Provinzen Clarenza, Saccania, Belvedere, und Zaconia oder Braccio di Maina. Es kam mit dem Fall des oströmischen Kaiserthums in die Gewalt der Türken. In dem Kriege gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts wurde es von den Venetianern erobert, aber im J. 1715 von den Türken wieder genommen und im passarowitzer Frieden von ihnen behauptet. Im Jahre 1770 machten die Russen vergebliche Landungen und Angriffe auf Morea; sie konnten sich gegen die Anstrengungen der Türken und Albaneser nicht erhalten, welche in der Folge an den Griechen, als erklärten Rebellen, strenge Rache nahmen. Die ganze Halbinsel steht unter einem Pascha von drei Roßschweifen, welcher seinen Sitz zu Tripolitza hat. Außer ihm gebietet der Pascha von Napoli di Romania von zwei Roßschweifen über den nordöstlichen Theil des Landes, und in den übrigen Gegenden sind mehrere Sandschiaks und Bey's, welche selten die Befehle des Pascha's anerkennen. Im Süden wohnen die Mainotten (s. d.). Ohne dieselben schätzt man die Bevölkerung auf 400,000 Griechen, 15,000 Türken und 4000 Juden.

Moreau, in der Kunstgeschichte unter dem Namen des Jüngern bekannt, königlicher Cabinetszeichner, starb zu Paris gegen Ende des Jahres 1814. Er war zu Paris 1741 geboren, legte sich zuerst unter dem Mahler Le Lorrain auf die Mahlerei, und ging, als derselbe zum Director der petersburger Kunstakademie nach Rußland berufen wurde, als dessen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erst siebzehn Jahre alt war. Zwei Jahre nachher aber starb Le Lorrain und nun kehrte Moreau nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Mahlerei, und erlernte unter

ebas die Kupferstecherkunst, weil diese schneller als jene zum Broderwerb verhilft, zumal da Moreau zugleich ein sehr geschickter Zeichner war, und das, was er in Kupfer stechen wollte, selbst zeichnete. Er erlangte in seiner neuen Laufbahn bald einen solchen Ruf, daß wenn ein Buch mit Kupfern geziert erscheinen sollte, diese von Moreau gezeichnet und gestochen seyn mußten, wenn das Buch Glück machen sollte. Er hat zu nachstehenden Werken französischer und alter classischer Autoren Kupferstiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crebillon, Rousseau, Montesquieu, Marmontel, Raynal, Mably, Gresset, Barthelemy, Saint-Pierre, Voltaire und Moliere, zu jedem der beiden Letztern zwei verschiedne Suiten von Kupfern (die zusammen aus mehr als hundert Blättern bestehn), ferner sechzig Blätter zu Geßners Schriften, achtzig für das neue Testament, und hundert und sechzig zur französischen Geschichte. Die große Verschiedenheit in diesen Gegenständen setzt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntnissen voraus, um einem jeden derselben den erfoderlichen Charakter zu geben; auch besaß Moreau diese Kenntnisse in so hohem Grade, daß er gleichsam für eine lebendige Kunst-Encyclopädie gelten konnte. — Im J. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Festen erfoderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königlichen Prinzen. Im J. 1775 gab er seine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen von ihm selbst in Kupfer gestochen heraus und ward darauf zum Mitgliede der Mahlerakademie aufgenommen, auch zum königlichen Cabinetszeichner ernannt. Von seinem ungeheuern Fleiß zeigt die Menge seiner Kunstarbeiten, denn nächst dem, was er als königlicher Cabinetszeichner angefertigt hat, beläuft sich die Zahl seiner zu Kupferstichen gelieferten Zeichnungen auf nicht weniger denn 2400 Blätter. Im J. 1784 unternahm er eine Reise nach Italien, die in seinen Kunstansichten und Kunstproducten Epoche machte; alles, was er seit dieser Zeit lieferte, ist freier, edler und weniger manierirt. Noch im J. 1810 zierte er die Kunstausstellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Vermögen zu sammeln. Er starb an einem krebsartigen Geschwür am rechten Arm.

Moreau (Jean Victor), geb. von bürgerlichen Aeltern zu Morlaix im Departement Finisterre im J. 1761, starb an seinen Wunden den 2ten September 1813 zu Laun in Böhmen. Er ward feierlich begraben in St. Petersburg den 12. October. Seine abgelös'ten Beine aber wurden beigesetzt unter dem Denkmale, was ihm der Generalgouverneur von Sachsen, Fürst Repnin, auf der Höhe vor Dresden, wo er gefallen, am 4ten November 1814 errichtet hat. (S. deutsche Blätter 5ter Bd. 32stes St.) Als Mensch, Bürger und Feldherr vereinigte Moreau in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthum neuer Bildung und mit der Anmuth des französischen Charakters. Sein Leben tritt wie ein Stern aus der Nacht der französischen Revolution hervor; und neben Napoleon steht Moreau, wie Ormuz neben Ariman. Der Sieg kränzte Moreau's Panier mit Bayards Ruhm; aber das Unglück gab dem ersten Helden des freien Frankreichs Unsterblichkeit. Er kämpfte nie als Soldat, sondern stets als Bürger, den Blick gerichtet auf sein Vaterland. Unter allen Verhältnissen handelte er selbstständig, wie ein freier, und bescheiden, wie

ein tugendhafter Mann. Wahrheit, sittliche Ehre galten ihm mehr als Alles: seine Größe war seine Menschlichkeit. Das Schicksal wollte nicht, daß Moreau auch als Staatsmann seinen Charakter und seinen Geist entfaltete. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm sich öffnete, im Angesichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu seyn, und der Wiederhersteller der Freiheit. Sein Leben im Feldlager, in der Verbannung und an der Seite Alexanders ist ein Epos, reich an tragischem Interesse. Der Leser findet eine ausführliche Erzählung in Jochmus Geschichte des Générals Moreau, Berlin 1814, und in Beauchamps vie politique, militaire et privée du Général Moreau, Paris 1814. Sein wohlgetroffnes Bildniß nach Gerard steht vor Ouwarows Eloge funèbre de Moreau, St. Petersbourg 1813. Einen gedrängten Abriß des Lebens Moreau's enthält die in Dresden 1815 erschienene Schrift: Johann Victor Moreau und seine Todtenfeier (vom Prof. Hasse), mit einer Abbildung des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals, dessen einfacher und anspruchloser Styl dem Charakter des gefeierten Helden ganz entspricht. Der Kammerherr und Amtshauptmann von Carlowitz hat die Ausführung desselben vorgeschlagen und besorgt. Moreau studirte zu Rennes die Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich so aus, daß er Prévôt en droit, d. h. der Erste ward unter seinen Cameraden. Früher hatte ihn seine Neigung zum Militärstande bewogen, Soldat zu werden; allein sein Vater, der als Sachwalter das Vertrauen seiner Mitbürger besaß, kaufte ihn los, und bestimmte ihn demselben Berufe. Die akademische Bildung gab seinem Geiste wissenschaftliche Reife und seiner Denkart jene Achtung für die Gesetze, die er in allen Verhältnissen bewährte. Er blieb stets Bürger; denn, wie er selbst sagt, er wurde Krieger, weil er Bürger war. So konnte in ihm die Revolution nur die Tugenden eines Republikaners entwickeln. Die Volkssache war stets Moreaus Sache. Daher trat er im Mai 1788 an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers in die Verfassung der Provinz. Der Befehlshaber der königlichen Truppen wagte nicht, Moreau mit Gewalt zu verhaften. Als aber am Ende des Jahrs dieselben Stände aus Castengeist den königlichen Befehl in Ansehung der von der Nation gefoderten Versammlung der Reichsstände zu vollziehen sich weigerten, da erklärte sich Moreau gegen sie, im Namen der bewaffneten Bürger von Rennes und Nantes, so fest und klug, daß jene gehorchten, diese aber ruhig auseinander gingen. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn bald nachher die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurde die Kriegskunst sein Hauptstudium. Er verband damit Geschichte, weil sie die öffentliche Meinung ausspricht und würdigt. Bald gehörte sein Bürger-Bataillon zu den geübtesten Truppen. Er trat mit ihm ein in die Linie der Nordarmee. Da entzündete die erste Schlacht, die von Neerwinden am 18ten März 1793, in ihm, wie einst die von Rocroy in Condé, das Genie des Feldherrn. Er kam in Souhams Generalstab, unter Pichegru's Oberbefehl. Schon im Juli ward er Brigade- und im April 1794 Divisionsgeneral. Er führte den rechten Flügel der Nordarmee, nachdem er mehrere Festungen genommen, über die zugefrorne Waal. Pichegru, sein Oberbefehlshaber und Freund, eroberte Holland, und Moreau erwarb mit jenem zugleich den Ruhm der Tapferkeit, des Edelmuths und der Uneigennützigkeit. Er rettete schwimmend einem französischen Offizier das Leben bei dem Angriff auf die

Insel Cadsand; er vollzog nicht Robespierre's Blutbefehl a
fangenen Soldaten Georgs III.; er blieb menschlich, und l
die Würde geistiger Bildung, mitten unter Sansculotten un
risten. Sein Vater, ein 74jähriger Greis, ein Wohlthäter de
blutete an dem Tage, wo sein Sohn Cadsand und Sluis
unter der Guillotine, weil er das Vermögen eines ausgew
Freundes verwaltete; da wollte Moreau Frankreich verlassen
Pichegrus Freundschaft ermuthigte seinen Vaterlandssinn, er b
die Ehre des französischen Namens, welche die Machthaber d
lik aus ihrer Mitte verjagt, flüchtete sich unter die Fahnen,
reau dem Gesetz gehorchte. Als Oberbefehlshaber der Nordar
März 1795 stellte er die Mannszucht wieder her und sah f
redliche Verwaltung des Gemeinguts der Armee. Sein R
Feldherr aber bewährte sich rein und groß, auch in der gefah
Lage, von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und
armee trat, bis zu dem Tage, wo er, der Sieger von Hohen
durch den Waffenstillstand zu Steyer, den Frieden von Lünevill
Vaterlande gab; vom 24sten April 1796 bis zum 25sten Decemb
Dreimal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den
im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim,
April 1800 bei Kehl und Breisach. Eben so gewandt als kü
er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Uebergän
seine Rückzüge, im October 1796 vom Lech bis Hüningen,
Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, würden alle
ihn gleich stellen den größten Feldherrn der alten und der neu
Doch eben so hoch stellen ihn, wenn er kalt und ruhig entsch
Schlachten schlug, und in das Herz der feindlichen Länder ei
die glänzenden Erfolge seiner wohl berechneten Märsche, die str
Umsicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vor
ner Bewegungen, die Bestimmtheit seiner Anordnungen, und
wißheit des Siegs. Vor seinem hellen Blick entwirrte sich sch
verwickeltste Lage. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer, und
zwei Mal aus den Trümmern des geschlagenen ein neues. Ueb
Schicksal erhoben, gebot er still und frei dem Sturme des
Nicht Mars bewegte seine Brust, sondern Pallas Athene. S
er 1796 den General Latour den 5ten Juli bei Rastadt, den E
Carl den 9ten Juli bei Ettlingen; so siegte er auf seinem R
von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach
October; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das
Thal des Schwarzwaldes; so behauptete er, selbst geschlagen,
Emmendingen den 19ten October und bei Schliengen den 24ste
ner den Ruhm und die Trophäen siegreicher Waffen. Als er
über den Rhein zurückzugehn gezwungen ward, weil Jourda
durch Carls von Oesterreich Siege vernichtet war, da hielt er
Kehl und Hüningen, durch standhafte Vertheidigung dieser sch
festigten Plätze, den Sieger vier Monate lang auf, und dadu
Italien ab, wo indeß die französischen Waffen Mantua sich
warfen. So wurde Moreau nur dann geschlagen, wenn fremde
es ihm unmöglich machte, der Schlacht auszuweichen. Aber
er Preis die Ehre der Waffen; und mit den Trümmern ein
leistete er dem Staate oft mehr Dienste als mancher Andre m
siegreichen Armee. Allein über jeden Feldherrn seiner Natio
ihn, der bescheiden wie Catinat, edelmüthig wie Turenne, t
wie Luxemburg war, die Menschlichkeit, mit welcher er den Kr

ter seiner Anführung, durfte er selbst sagen, war der Krieg nur
n „Schlachtfelde eine Geisel." Er verschmähte, sich zu berei-
er jagte räuberische Generale, wie Vandamme, von seinem Heere
strafte betrügerische Beamte nach der Strenge des Kriegsrechts.
:siegten achteten ihn; und in Prag 1814, drückte ihm der Kai-
n; die Hand, daß er seine Völker in Deutschland und Italien
ich behandelt. So streng er war in der Kriegszucht, so mild
im Umgange mit seinen Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig
ıfach, theilte er mit den Soldaten Mangel und Noth. Sie
ı ihn, auch dann noch, wenn sie geschlagen, wild und unzu-
waren, Vater, Erretter. Er allein hielt die Empörten zusam-
ie gehorchten ihm, er mochte an ihrer Spitze, oder selbst unter
ı Befehle stehn. In Frankreich schwur der Krieger bei Moreau's
. Ein Feldherr von diesem Charakter konnte nicht gefallen den
raubsüchtigen Directoren. Reubel war sein Feind. Als daher
ı den 3ten September 1797, dem Director Barthelemy meldete,
hegru durch eine dem Feinde vor vier Monaten schon abgenom-
Sammlung von Briefen des Einverständnisses mit den Bourbons
:ig geworden, da hielt auch ihn, weil er gemäßigt dachte, und
u's Angeber zu seyn, so lange verschoben, die Partei der hefti-
publikaner des Royalismus für verdächtig. Er rechtfertigte sich
ıch dem Siege, den jene Partei über die Gemäßigten am 18ten
or, 4ten September 1797, davon trug, allein man nahm ihm
erbefehl; denn er und das Heer hatten unterlassen, den Gewalt-
durch öffentliche Erklärungen, die Moreau als gesetzwidrig und
nend ansah, ihren Beifall an gewaltsamen politischen Maßre-
erkennen zu geben. Aber das Heer und die Noth der Republik
ihn zurück. Man stellte ihn im November 1798 als zweiten
linspector bei der italienischen Armee unter Jouberts, hierauf
Scherers Oberbefehl. Moreau gehorchte, und that seine Pflicht,
ner Liebe zu seinem Vaterlande. Er rieth Scherern, Macdo-
Heer aus Neapel an sich zu ziehn. Dies geschah nicht, und der
mißlang durch Scherers Fehler. Damals war Moreau'n in der
ıt bei Magnane an der Etsch durch des Obergenerals Schuld
:g vereitelt; und als dieser endlich seinen Abschied gab, konnte
ı, der an seine Stelle trat, nichts thun, als mit 20,000 Mann
000 Mann Russen und Oesterreichern, die Suwarow anführte,
iemont und ins Genuesische sich zurückziehn. Er that dies so,
dem in Unter-Italien abgeschnittenen Heere unter Macdonald
ckzug sicherte. Als dieser aber, vor seiner Vereinigung mit Mo-
ie Straße über Modena und Parma wählte, wo er dem Feinde
chlacht liefern mußte, da sandte Moreau zu seiner Unterstützung
ivisionen ab, und drang selbst in den Rücken und gegen den
Flügel des Feindes vor, um dem ehrgeizigen Macdonald den
ı sichern. Moreau schlug auch wirklich den 19., 20. und 21.
ı der Ebene von Marenzo die Generale Bellegarde und Secken-
llein Macdonald, der am 17ten, 18ten und 19ten an der Tre-
Niederlage erlitten, konnte durch Moreau's Seitenangriff nur
teren Verfolgung befreit werden, indem Suwarow sich jetzt ge-
oreau wandte, der ihm auswich, und bei Novi im Besitze der
ta mit 14,000 Mann eine Stellung nahm, die Macdonalds ge-
es Heer rettete. Er stellte hierauf die Armee wieder her, so we-
h das Directorium ihn thätig unterstützte. Schon war er im
sie zu neuen S[illegible] zu führen, als die Regierung ihn zurük-

rief. Sein Nachfolger Joubert lieferte hierauf die Schlacht bei Novi den 15ten August, der Moreau auf seine Bitte als Freiwilliger noch beiwohnte. Jener blieb im Anfang der Schlacht; die französischen Generale stellten sich einmüthig unter Moreau's Oberbefehl. Dieser mußte zwar nach zwanzigstündigem Kampfe, in welchem er selbst verwundet wurde und drei Pferde verlor, das Schlachtfeld, wie er vor der Schlacht vorausgesagt, räumen; allein er sicherte den Rückzug des Heers durch geschickte Anordnungen. Hierauf ging er nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm die erste Stelle im Staate an. Er lehnte sie ab, und unterstützte den Plan, welchen Bonaparte am 18ten Brumaire ausführte. Bald aber mißfiel ihm der Geist der neuen Consularregierung. Bonaparte übertrug ihm daher den Befehl über die Rheinarmee. Von Carnot unterstützt, bildete sie Moreau aufs neue, und führte sie nach den gewonnenen Schlachten bei Engen den 3ten Mai 1800, bei Möskirch den 5ten, bei Biberach den 9ten Mai, und nach dem Treffen bei Memmingen bis an den Lech, zwang den österreichischen Obergeneral Kray, die feste Stellung bei Ulm zu verlassen, ging über die Donau und schlug ihn bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg. Kray zog sich bis Ingolstadt zurück; Moreau aber drang bis Regensburg vor, und besetzte München und Feldkirch. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, in dem Waffenstillstand zu Parsdorf ihm Regensburg und den tyroler. Paß Reutti zu übergeben. Er verlängerte hierauf denselben zu Hohenlinden, den 20sten September gegen die Einräumung von Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, auf 45 Tage. Nach der Aufkündigung zog er von München gegen den Inn, schlug die österreichische Armee unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden den 3ten December, ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und schloß auf den Antrag des Erzherzogs Carl mit diesem einen Waffenstillstand zu Steyer den 25sten December, durch den er als Unterpfänder des abzuschließenden Friedens die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein und Scharnitz erhielt. Er ging hierauf nach Paris, zog sich aber nach dem lüneviller Frieden von allen öffentlichen Geschäften zurück. Im Genusse seines Ruhegehalts, lebte er auf seinem Landgute Grosbois bei Paris glücklich und anständig von seinem rechtlich erworbenen Vermögen. Seine Gemahlin, eine geborne Frank oder Hulot, und ein Sohn, einige Freunde und ländliche Beschäftigungen schlossen den Kreis, in welchem Moreau einfach, edel und liebenswürdig, mit Offenheit und Heiterkeit sich bewegte, ohne an Unternehmungen der Ehrsucht zu denken. Zwar behauptet der Verfasser der Geschichte der Philadelphen, Moreau habe an der Spitze einer schon im Jahr 1800 gebildeten geheimen Gesellschaft von Militärpersonen, deren Zweck der Umsturz der Regierung Bonaparte's gewesen, gestanden; allein wenn auch diese vorhanden, und selbst Moreau'n bekannt war, so ist es doch gewiß, daß er nichts that, was ihn verdächtig oder strafbar hätte machen können. In Paris sah er wöchentlich Freunde bei sich. Im muntern Scherze erlaubte er sich auch wohl Anspielungen auf des Obercensuls Gnadenbezeigungen, und lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, weil, wie er bemerkte, er schon seit zehn Jahren zu derselben gehöre; allein nur gegen Vertraute, wie Garat, den er an einem dritten Orte sah, schüttete er sein Herz aus. Hier erklärte er sich über seine politischen Grundsätze, nach welchen er, an sich republikanisch gesinnt, in Frankreichs Verhältnissen eine constitutionelle Monarchie am zweckmäßigsten fand. Hier klagte er über Bona-

parte's Tyrannei und über das Unglück seines Vaterlandes; allein er verabscheute Bürgerkrieg und Meuchelmord; daher sprach er nie das Wort aus, das man so oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. Lächelnd gab er damals Garat zur Antwort: wir taugen nicht zu Verschwörungen; aber ich kenne einen Verschwörer, dem er nicht entgehen wird, der ist er selbst; er wird sich in seinen Thorheiten vernichten." So lebte Moreau schuld- und furchtlos. Aber der Oberconsul fürchtete seinen kalten, stummen Ernst, seine sittliche Größe und die Liebe, die alle Franzosen zu dem bescheidnen Feldherrn hinzog. Er haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte. Diese war vorhanden; und Bonaparte zitterte, daß Moreau, der nie sein Freund war, jener Stimme folgen möchte. Es gelang ihm nicht, durch verkleinernden Spott ihn herabzusetzen, noch durch Späher strafbare Verbindungen oder Handlungen von ihm zu entdecken. Da entdeckte endlich ein Meuchelmörder, damit er sich vom Tode rettete, Georges Cadoudal und Pichegru seyen in Paris versteckt, um Bonaparte zu tödten, und Moreau wisse darum. Auch hatte sich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinschaftliche Freund Pichegru's und Moreau's an letztern geschrieben, um ihn mit Pichegru auszusöhnen, damit er sich dessen Absicht, von der Emigrantenliste ausgeschlossen zu werden, nicht widersetzen möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen, und David nebst einem andern Unterhändler Pichegru's, dem Exgeneral Lajollais, verhaftet. Dies schien dem Oberconsul genug, um Moreau den 15ten Februar 1804 plötzlich als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen zu lassen. Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei der Armee, herabzusetzen. Auch hob sie durch einen Senatsbeschluß vom 28sten Februar die Form der Geschwornen bei Untersuchungen wegen Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein aus sechs von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehendes Criminalgericht. Hierauf ward Pichegru den 29sten Febr. und Georges am 9ten März verhaftet. Der Justizminister verhörte Moreau'n vorläufig den 16ten Februar, wo Moreau nichts eingestand, weil er dem Oberconsul unmittelbar sich mittheilen wollte. Auch erfuhr er nicht einmal die Punkte seiner Anklage genau, welche der Großrichter ihm vorzulegen, von einer Woche zur andern verschob, indem die Regierung erst Beweise für ihren Argwohn zu sammeln bemüht war. Moreau schrieb hierauf den 8ten März, vor dem Anfange der gerichtlichen Untersuchung, an den Oberconsul: „Eröffnungen seyen ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzuzeigen, sey seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sey, oder mit denen er ehemals in Freundschaft gestanden." Der Oberconsul gab diesen Brief zu den Acten. Indeß dauerten die geheimen Verhöre fort, und den 14ten April machte Murat den Truppen bekannt, die Schuld Moreau's bestätige sich immer mehr. Aber erst den 26sten Mai wurden die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet und die Anklageacte übergeben, die bei Moreau'n als dem Haupt der Verschwörung nebst Georges, und bei zweiundvierzig Mitverschwornen auf die Todesstrafe antrug. Pichegru, der jede Verbindung mit Moreau, Georges, Lajollais und A. standhaft abgeläugnet, und den Richtern starke Wahrheiten gesagt hatte, war den 6ten April früh im Bette erdrosselt gefun-

den worden. Man wußte von ihm selbst nur so viel, daß er, um seine Ausstreichung von der Emigrantenliste zu bewirken, nach Paris gekommen. Georges gestand frei, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, und seinen Plan mit den französischen Prinzen verabredet; weigerte sich aber andre Mitschuldige zu nennen, und läugnete jede Verbindung mit Moreau. Dieser war unter allen Angeklagten der einzige Republikaner. So wie er sah, daß der Oberconsul auf seinen Brief nicht antworten wolle, erklärte er schon am 11ten April offen vor den Richtern, was er vorher nicht bekannt, Pichegru sey zwei Mal zu ihm gekommen, habe beim zweiten Besuche ihm einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Kein Zeuge sagte gegen Moreau aus, kein schriftlicher Beweis klagte ihn an, kein freiwilliger Schritt machte ihn verdächtig. Die Anklage beruhte auf Vermuthungen und auf widersprechenden, unzusammenhängenden, selbst widersinnigen Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber zum Theil im ersten öffentlichen Verhöre am 28sten Mai ihre Aussagen als erzwungen zurücknahmen, oder daß sie im Protocolle des geheimen Verhörs entstellt worden, erklärten. Gleichwohl bestand der Generalprokurator am 3ten Juni auf seiner Anklage, daß Moreau die Nation verrathen, indem er die Bourbonen habe wiederherstellen, oder sich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beschuldigung war einem Mitangeklagten und ehemaligen Bekannten Moreaus, einem gewissen Rolland, bei welchem Pichegru zwei Nächte gewohnt, und der ihn als Unterhändler an Moreau abgeschickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre, wie das Protocoll bewies, in den Mund gelegt worden: „Wir wissen, sagte der Richter, daß Sie zu Pichegru gesprochen, Moreau habe einen starken Anhang im Senate; wir wissen, daß man gesagt, Moreau stehe an der Spitze einer Volksbewegung. Besinnen Sie sich, sonst hält man Sie nicht für einen Vertrauten, sondern für einen Mitschuldigen." Rolland sagte nun aus, daß Moreau sich auf diese Art gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von sich gewiesen, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Aus allen Umständen ergab sich bei der Untersuchung, daß Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegru zusammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen seinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegru'n gerathen, nach Deutschland zu gehn, um von dort seine Ausstreichung zu bewirken, daß er beiden sein Haus verboten, und da Pichegru dennoch ein zweites Mal zu ihm gekommen, und ob er den Bourbons geneigt wäre, zu erforschen gesucht, ihm widersprochen und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegru darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeschickt, der aber ebenfalls abgewiesen worden, wobei Moreau als thöricht jede Unternehmung für die Bourbons ihm lebhaft vorgestellt habe. Lajollais und Rollands Aussagen waren an sich und durch das persönliche Interesse, das beide dazu bewogen haben konnte, höchst verdächtig. Die bei David gefundenen Briefe aber unterstützten mehr die Vertheidigung Moreau's als dessen Anklage. Daß er endlich die Anzeige unterlassen, war durch kein französisches Gesetz verboten, Moreau also auch deshalb nicht strafbar. Die öffentliche Meinung erklärte sich laut, selbst im Gerichtssaale, für seine Lossprechung. Die wachthabenden Gensdarmen d'Elite, Generale wie Macdonald und Lecourbe, Personen aus allen Ständen, bezeugten dem großen Manne, welcher ruhig und würdevoll mitten unter den Angeklagten, von diesen selbst geach-

ret, die allgemeinste Theilnahme erregte, ihren Beifall. Als nun am 5ten Juni Moreau selbst mit dem edlen Gefühl seiner Unschuld und seines Verdienstes vor den Richtern sprach, als er sein ganzes Leben der Anklage entgegenstellte, und seine Unschuld vor dem Angesichte des Himmels und der Menschen bethauerte, da wurden alle Zuhörer hingerissen von Bewunderung, und viele ergriff der Vorsatz, ihn zu retten. Man drang des Nachts in sein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß für ihn auch nur *ein* Tropfen Bluts vergossen würde. Die Vertheidigungsrede, die Bonnet hielt, widerlegte jeden Schein des Verdachts, und beschämte den Ankläger. Endlich ward nach achtzehnstündiger Berathung das Urtheil den 10ten Juni gesprochen. Von zwölf Richtern erklärten sieben den General Moreau für unschuldig und frei; fünf aber für schuldig. Allein der Präsident und der berichterstattende Instructionsrichter drangen gegen die Prozeßform auf die Fortsetzung der Berathschlagungen. Savary, Real und andre Boten der Regierung gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau *durfte* nicht losgesprochen werden; der Kaiser wagte es aber nicht, bei der lauten Stimmung der Soldaten, Offiziere und des Volks von Paris, den edelsten Bürger Frankreichs als ein Opfer seines Hasses und seiner Eifersucht zum Tode verurtheilen zu lassen. Die Richter wankten; aus politischen Gründen erklärte endlich der Mehrtheil, daß Moreau, auch wenn er unschuldig wäre, um die Regierung nicht in Gefahr zu setzen, als ein Opfer des Staats fallen müsse: sie verurtheilten ihn zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie sie sagten, sein Leben zu retten. Nur Lecourbe, der das Protokoll dieser merkwürdigen Sitzung bekannt gemacht hat, Rigoud und Dameuve beharrten standhaft, im Gefühl ihrer Pflicht als Richter, bei ihrer ersten Abstimmung für Moreau's gänzliche Freisprechung. Sie wurden in der Folge aus Paris verwiesen. Moreau unterwarf sich schweigend diesem Urtheil. Er begab sich allein, ohne Wache unter dem Rufe des Volks: Keine Haft, Freiheit für Moreau! während Alles seine Flucht zu begünstigen schien, in das Gefängniß zurück. Georges ward zum Tode verurtheilt. Rolland zu zweijähriger Haft, Lajollais aber vom Kaiser begnadigt. Die Polizei fürchtete einen Aufstand zu Gunsten Moreau's, und hatte Gegenanstalten getroffen. Der Kaiser ließ hierauf durch Fouché dem Gefangenen die Freiheit anbieten, unter Bedingungen, welche Moreau verwarf. Da beschloß er, ihn zu verbannen; und der Justizminister machte den 21sten Juni bekannt, der Kaiser habe Moreau'n die verlangte Erlaubniß ertheilt, in freiwillige Verbannung nach Amerika zu gehen, doch durfte er, ohne des Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn hierauf unter Bedeckung nach Spanien. Er schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein. Seine schwangere Gemahlin folgte ihm nebst dem Sohne, nach Bezahlung der Prozeßkosten, mit dem Reste des Vermögens. Jetzt lebte Moreau, seinem Geiste und seinem Herzen gemäß, in glücklicher Einsamkeit vom J. 1805 bis zum Juni 1813. Er reiste viel, und kaufte sich endlich zu Morisville am Delaware bei Trenton, unweit Philadelphia und Neu-York an. Den Winter über lebte er in Neu-York, im Sommer beschäftigten ihn Jagd, Fischerei und Landbau. Seine Familie, wenige Freunde, unter diesen sein Adjutant, der Oberst Rapatel, und ein gutes Buch waren seine liebsten Freunde. Er beobachtete den Gang der Begebenheiten, urtheilte freimüthig, ohne Partei zu nehmen, und sagte den Ausgang mancher ehrgeizigen Unternehmung voraus. Da verlor er im December 1811 durch

rand sein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Sein Sohn
arb. Seine Gemahlin war in Familienangelegenheiten nach Frankreich
reis't, durfte aber Bordeaux, wo sie unter Aufsicht gestellt wurde,
icht verlassen. Jetzt lud ihn sein Freund, der Kronprinz von Schwe-
n zu sich nach Stockholm ein. Napoleon unternahm damals den
rieg gegen Rußland, und der Exgeneral Malet entwarf den Plan zu
ner Revolution in Paris. Moreau, dessen Ankunft in Europa jeder-
ann erwartete, sollte als Präsident an der Spitze der provisorischen
Regierung stehn. Aber Moreau lehnte des Kronprinzen Einladung ab,
und wußte wahrscheinlich nichts von den Entwürfen Malets, dessen
ühner Plan den 22sten October 1812 verunglückte. Im December die-
es Jahrs begab sich Moreaus Gemahlin mit ihrer Tochter Isabella,
um ihre Gesundheit herzustellen, abermals nach Frankreich, durfte aber
nicht ans Land treten. Sie mußte sich wieder einschiffen, und begab
ich nach England. Indeß hatte Moreau, durch die Aufopferung der
ranzösischen Armee in Rußland aufs tiefste empört, sich entschlossen,
uf des Kaisers Alexander Einladung sich zu ihm nach Europa zu be-
geben. Er nahm keinen Grad noch Gehalt an, sondern beschloß, als
reier Weltbürger zu dienen der gerechten Sache Europa's, die auch
die Sache seines unterdrückten Vaterlandes war. Nur ein Ehrgeiziger,
ur der Selbstling wird es wagen, deßhalb einen Mann zu tadeln, der
in so guter Bürger, so edel, so uneigennützig, so erfahren und so ein-
flußreich war, als Moreau. Sein Name, sein Aufruf und sein Kriegs-
plan würden wahrscheinlich Napoleons Macht schon in Deutschland ver-
nichtet haben. Mehr wollte Moreau nicht. Aber die göttliche Welt-
egierung hatte es anders beschlossen. Moreau landete den 26sten Juli
1813 in Gothenburg; den 7ten August kam er in Stralsund an, wo
er Kronprinz drei Tage mit seinem alten Freunde im innigsten Ver-
rauen lebte. Jener ging hierauf in sein Hauptquartier nach Oranien-
urg, und Moreau über Berlin und Züllichau nach Prag ab. Hier
esuchte ihn den 17ten, am Tage nach seiner Ankunft, der Kaiser Ale-
ander. Ein seltenes Verhältniß bildete sich jetzt zwischen dem Monar-
hen und Moreau. Jener sah den letztern als seinen Rathgeber und
Freund an; und Moreau, durchdrungen von Bewunderung und Liebe,
weihte dem Kaiser sein Leben, ohne in seinen Dienst zu treten. Doch
rug er die Uniform eines kaiserlichen Generaladjutanten. Er begleitete
en Kaiser zu Pferde auf dem Marsche gegen Dresden, am 25sten und
6sten August. Denn von Dresden abgeschnitten, sollte Napoleons
Macht an der Elbe gebrochen werden. Aber im Fluge eilte der fran-
ösische Kaiser mit seinem Heere nach Dresden. Langsamer brach das
eer der Verbündeten aus Böhmens Gebirgspässen hervor. Um wenig
Stunden zu spät erfolgte der Angriff; der Rückzug war, nachdem man
ie Stadt vergebens beschossen, nothwendig. Moreau kühn und thätig,
mitten im Feuer, sah den 27sten, daß Napoleon den linken Flügel der
Oesterreicher umging. Eine Kanonenschlacht sollte dem französischen
eere die Wege nach Pirna und Freiberg öffnen. Standhaft warf das
Mitteltreffen und der rechte Flügel der Verbündeten des Feindes An-
riffe zurück. Da eilte Moreau von den äußersten Punkten der Schlacht-
nie zum Kaiser Alexander zurück. Er traf ihn Mittags hinter einer
reußischen, von zwei französischen, vorn und seitwärts bestrichenen,
Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen sich befand.
ndem er hier zu Pferde mit dem Kaiser über die Schlacht sprach,
türzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel hat-
ihm beide Beine zerschmettert. Standhaft und ruhig ertrug er die

Ablösung. Er ward, da das Heer den 27sten Abends seinen Rückzug antrat, über das Gebirge getragen, blieb thätig für die allgemeine Sache, klagte nie, tröstete seine Freunde, und starb ohne Reue, ohne Furcht, mit einem Herzen voll Liebe für Frankreich, und voll Achtung und Bewunderung für Alexander von Rußland. Ueber die Beweggründe und Absichten, welche Moreau vermochten, sein Schwerdt, wie es schien, gegen sein Vaterland zu ziehen, und über welche nicht selten, auf einseitigem Standpunkte, schiefe Urtheile gefällt worden sind, haben wir neuerlich seine eigene Erklärung vernommen. Er sagte nämlich vor seiner Abreise nach Europa, zu Herrn Hyde de Neuville, der sein Exil in den vereinigten Staaten theilte, und dieß Wort nachher bekannt gemacht hat, folgendes: „Man muß nichts für den großen Haufen thun, aber alles für das Vaterland und die Nachwelt. Es giebt Umstände, wo man nur von seinem Gewissen Rath annehmen darf. Bleibe ich ruhiger Zuschauer der großen Krise, worin Europa sich befindet, welches Recht würde ich dann haben, zur Rettung dieses unglücklichen Frankreichs aufzutreten, wenn einmal die brausende Fluth es zu verschlingen drohen sollte? Und dieser Augenblick wird kommen. Der Tyrann wird zuletzt unsre tapfersten Landsleute seinem grausamen Ehrgeize aufgeopfert haben; nur noch Kinder, oder Männer, die des Jochs müde sind, das auf ihnen lastet, werden ihm bleiben. Fieberhafter Enthusiasmus ist auf der andern Seite. Ich werde also an die Vertheidiger der Menschheit mich anschliessen: und wenn es mir gelingt, ihnen zur Rettung Deutschlands behülflich zu seyn, werden sie mich in der Rettung Frankreichs unterstützen. Ja, ich werde die guten Franzosen, meine tapfern Waffengefährten zu mir rufen, und sie werden mir glauben, wenn ich ihnen sagen werde: Ich habe treu der Republik gedient, so lange diese bestand; ich habe sie weder verlassen, noch verrathen; da aber die Monarchie allein für Frankreich paßt, so werde ich redlich für die einzige Monarchie kämpfen, die ein ehrlicher Mann vertheidigen wollen kann." G.

Moreri (Louis) Doctor der Theologie, geb. den 25sten März 1643 zu Bagemont, einer kleinen Stadt in der Provence, studirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controversprediger. Moreri hatte sich durch eine schlechte Allegorie Le Pays d'Amour betitelt, schon in seinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. Im Jahr 1673 erschien in einem Foliobande das Dictionnaire, das seinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erste Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte dasselbe aus Dankbarkeit dem Bischof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schwester dieses Prälaten verschaffte ihm eine Stelle bei dem Staatssecretär Pompone, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber sein ununterbrochener Fleiß, womit er an einer neuen Auflage seines Dictionnaire's arbeitete, erschöpfte seine Kräfte, so daß er 1685 in einem Alter von 38 Jahren zu Paris starb. Der erste Band der neuen Auflage war bereits erschienen; der zweite folgte einige Monate nach seinem Tode. Moreri war ein Litterator, kannte die neuern Bücher, die er benutzen mußte, und verstand ziemlich gut italienisch und spanisch; aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, unrichtige Angaben, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik und Präcision und Geschmack, haben diesem nützlichen Wer-

e geschadet, das ungleich angenehmer seyn würde, wenn man sich auf das Nothwendige und Interessante beschränkt hätte. Die geographischen Artikel sind besonders mangelhaft. Die geschätztesten Ausgaben sind vom J. 1718 (fünf Bände), von 1725 (sechs Bände) und von 1732 (ebenfalls sechs Bände). Der Abt Gougel hat ein Supplement in 4 Foliobänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 Bänden 1759 umgearbeitet hat. — Die übrigen Werke Moreri's sind von einer großen Wichtigkeit.

Morgagni (Giambattista), ein gelehrter Anatom, geboren zu Forli in Romagna im J. 1682, war Mitglied der Akademie zu Bologna, wo er studirt hatte. Die Republik Venedig berief ihn von Forli, wo er sich auf einem zu beschränkten Schauplatze befand, auf den Lehrstuhl der Anatomie nach Padua mit einem Gehalt von 6000 Franken. Morgagni vermehrte den Ruhm dieser Universität durch seine Entdeckungen und seine Schriften. Die wichtigsten derselben sind: 1. Adversaria anatomica omnia. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet sich überdies noch Nova institutionum medicarum idea; 2. Epistolae anatomicae; 3. De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libri V.; 4. Verschiedene Briefe in der neuen Ausgabe von Valsava. — Morgagni hat seinen Namen einer kleinen Oeffnung der Zunge und einem Muskel des Zapfens gegeben, weil er sie zuerst entdeckte. Er starb im J. 1771 in einem Alter von 90 Jahren. Seine Werke sind von ihm selbst gesammelt 1765 in 5 Foliobänden zu Venedig erschienen.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morgarten. An der Gränze des Landes Schweiz befindet sich der Ageri-See. Er ist nur eine Stunde lang, aber sehr tief und reich an Fischen allerlei Art. An der Ostseite dieses Sees erhebt sich der Berg in dem Morgarten, dessen größter Theil dem Canton Zug angehört. Er ist durch eine Schlacht merkwürdig, die durch nachfolgende Ereignisse herbeigeführt wurde. Im Jahre 1273 gelangte Graf Rudolph von Habsburg, nach Kaiser Richards Tode, zu dem erledigten Throne. Zu seinen Bundesgenossen gehörte die Schweiz, der er die Aufrechthaltung ihrer alten Freiheit versprach. Sein Sohn und Nachfolger, Herzog Albrecht, ging von andern Grundsätzen aus. Er hegte den Plan, Helvetien in ein besondres Herzogthum umzuwandeln, das (wie die Geschichte will) einem seiner Söhne zugedacht war, und kaufte in dieser Absicht von dem Abte von Murbach die Stadt Lucern und seine Gerechtsame in verschiednen Dörfern des Ortes Schweiz. Dieser sein Plan war vor allen übrigen den drei Orten (Cantons), Uri, Schweiz und Unterwalden verhaßt. Sie zogen sich dadurch den höchsten Unwillen des Kaisers zu, der ihnen die Bestätigung ihrer Privilegien versagte, und sie der Willkür (oder vielmehr der Barbarei) seiner Reichsvögte überließ. Es zeichneten sich unter diesen Tyrannen vorzüglich aus: Geißler (nach andern Schriftstellern Grisler, und nach andern Geßler) Vogt von Schweiz und Uri, und Bilger von Landerberg, Vogt von Unterwalden, welcher letztere dem Heinrich von Melchthal, wider alles Recht, beide Augen ausstechen ließ. Durch diese und andere Grausamkeiten wurden drei eben so muthige als kluge Männer, Werner von Stauffach aus Schweiz, Walther Fürst aus Uri, und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, veranlaßt, sich zu verschwören, das österreichische Joch zu zerbrechen, es koste, was es wolle; denn kein Preis, und wäre es das Leben, war ihnen zu hoch. So entstand die Eidgenossenschaft. Mit diesem Namen benennt man noch die Schweiz bis auf den heutigen Tag. Kai-

ser Albrecht griff zur Gewalt, wurde aber von dem Sohne seines Bruders, Johann von Habsburg, ermordet. Die verbündeten drei Cantone, mit denen sich demnächst andere vereinten, hingen dem Kaiser Ludwig von Baiern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiser Friedrich von Oesterreich im hohen Grade ergrimmt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Bischof von Constanz schleuderte den Bannstrahl auf sie herab. Kaiser Ludwig und der Erzbischof von Mainz sprachen von beiden sie los, und Kaiser Friedrich sah also wohl ein, daß wirksamere Mittel nothwendig wären. Er zog im Jahre 1315 ein aus 20,000 Mann bestehendes Heer zusammen, dessen Oberbefehl seinem Bruder, Leopold von Oesterreich, anvertraut wurde. Er rückte damit auf die Orte Schweiz, Uri und Unterwalden vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dies Häuflein besetzte einen schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem Aegeri-See hinschlängelte. Ein Theil desselben stand an der Seite des steilen Berges, und so sah man dem Feinde entgegen, der unvorsichtig genug war, sich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu seiner Grabstätte bestimmt war, und recht dazu geeignet zu seyn schien. Kaum war Leopolds Heer, wo man es erwartete, als die Schweizer große Steinmassen auf selbiges herabrollten, dadurch seine Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Oesterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und so eine furchtbare Macht und einen Plan vernichteten, dessen Zweck die Unterjochung eines Landes war, das nichts verbrochen hatte, als daß es einer Herrschaft nicht huldigen wollte, die ihm durch eine unerhörte Grausamkeit verhaßt worden war. Der Sieg am Fuße des Berges Morgarten legte einen festen Grund zu dem Bunde der Schweiz. Die drei Cantone, die sich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden sich am 8ten December 1315 auf immer. Ihnen schlossen sich demnächst die andern Cantone an, und so entstand, so wuchs der bis jetzt noch bestehende eidgenossensche Bund und Verein. DH.

Morgen oder **Morgengegend** ist diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehn. Bei den Schiffern führt sie den Namen **Osten**. Sie liegt dem zur Linken, der sein Gesicht gegen Mittag gerichtet hat, und der Abendgegend gegenüber. — **Morgen** heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstehn. — **Morgenpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen, und heißt bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten. Die nach diesem Punkte hin liegende Gegend ist die **Morgengegend**. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21sten September und 20sten März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, so wie sie in diesen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahrs geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunkts nach Norden hin, und im Winter diesseit desselben nach Süden auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weitesten gegen Norden, und am kürzesten Tage am weitesten gegen Süden entfernt.

Morgenröthe. Diese herrliche Erscheinung am Osthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne ist eben das, was die **Abendröthe** am Westhimmel kurz nach dem Untergange derselben ist. Daß die Sonnenstrahlen und Dünste oder Wolken zur Entstehung beider Phänomene

nöthig sind, lehrt der Augenschein. Nicht immer sind Morgen- und Abendröthe gleich schön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter ist, nur eine schwache Röthe und bei sehr dichtem dunkeln Gewölk gar nichts. An einer befriedigenden Erklärung dieser Erscheinungen fehlt es uns noch; doch ist wahrscheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her und also durch eine große Strecke von Luft kommt, zuerst die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verlohren gehn; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigern Gegenden gelblich und an der Gränze des Horizonts röthlich erscheint, und Dünste und Wolken auf gleiche Weise färbt. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben regenhaften, und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meistentheils mit Grunde angesehn. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmasse verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Osten nach Westen über den Horizont heraufziehe; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte sich entfernende Wolkenmasse bedeute.

Morgenstern, s. Venus und Planeten.

Morghen (Rafael), geboren zu Neapel im Jahr 1758, stammt aus einer Familie, die sich in der Kupferstecherkunst bereits früher hervorgethan hat. Er genoß den ersten Unterricht in dieser Kunst von seinem Vater, kam aber bald nach Rom unter die Leitung des so berühmten Volpato. Hier nahm er Theil an der Bearbeitung der Folge von Blättern, welche Volpato nach Rafaels Stanzengemälden im Vatican herausgab, und welche immer als eine der vorzüglichsten und bedeutendsten Arbeiten des Grabstichels werden angesehen werden. Eines von jenen Blättern, das Wunder der Messe zu Bolsena, ist unter seinem Namen erschienen. Wenn auch in diesem Blatte eine gewisse Härte und Aengstlichkeit noch unverkennbar ist, so zog dennoch die Reinlichkeit und Zartheit der Behandlung schon damals Aller Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler. Aber erst durch seine spätern Arbeiten, die Aurora nach Guido, die Dianenjagd nach Domenichino, den Parnaß nach Mengs, vor allen aber durch eine heilige Familie und die Stunden nach Poussin, ingleichen eine Madonna nach Fra Bartolomeo bewährte er die Hoffnungen, welche man sich von ihm gemacht hatte. Richtigkeit der Zeichnung, Bestimmtheit der Umrisse, Klarheit und Reinheit, mahlerischer Effekt, verbunden mit der größten Zartheit der Behandlung, sind die Verdienste, welche diesen Künstler zu dem größten Kupferstecher der neuern Zeit machen. Während dieser Zeit verheirathete sich Morghen mit einer Tochter seines Lehrmeisters Volpato. Im Jahr 1792 folgte er einem Ruf nach Florenz, und unternahm für den dasigen Hof die Arbeit, die schönsten Gemählde der dortigen Gallerie in Kupfer zu stechen. Zuerst erschien seine Madonna della Sedia nach Rafael, unter der großen Menge von Copien nach diesem Meisterwerk der Kunst unstreitig diejenige, die dem Original am nächsten kommt. Nach der Zeit gab er seinen ersten Kupferstich nach Rafaels Verklärung heraus, welches Blatt jedoch zum großen Theil von seinem Bruder Anton gearbeitet ist, weil Rafael Morghen an einer langwierigen Augenkrankheit litt. Er unternahm späterhin ein zweites Blatt, welches von ihm allein herrührt, und im J. 1812 erschienen ist. Es folgte sodann das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, welches als eines seiner Hauptwerke schon jetzt weit über den frühern Preis bezahlt wird; eine Magdalene nach Murillos, die Bildnisse Rafaels, Dante's, Petrarcha's und Tasso's, und außer mehrern kleinern Arbeiten sein oberwähntes

Blatt, die Verklärung. Morghen ist im Jahr 1803 zum Mitglied des französischen Nationalinstitutes ernannt worden, und lebt noch gegenwärtig in Florenz. BL.

Morhof. (Daniel Georg), wurde am 6ten Februar 1639 zu Wismar geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin, und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte, wobei er auch die humanistischen Wissenschaften trieb. Ein lateinisches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Akademie zu Kiel vertauschte, wo er solchen Beifall fand, daß sein Hörsaal oft die Menge seiner Zuhörer nicht fassen konnte. 1670 machte er eine zweite Reise nach Holland und England, wurde nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar, und starb am 30sten Juli 1691 auf einer Rückreise von Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck im 58sten Jahre. Durch sein allbekanntes Werk: Polyhistor. (Lubec. 1688, 4. 4te Ausg. ebendas. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literargeschichte auf. Es war lange Zeit die Hauptquelle aller literarischen Notizen, und ist unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. Wirklich enthält es auch einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle seine Urtheile die Probe halten, und namentlich seine Ansichten von der Literargeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind, so macht es doch noch mancher methodologische Wink (z. B. über die Kunst des Lullus) auch für unsre Zeiten schätzbar. Sein Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze, sammt dessen deutschen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) ist besonders von der historischen Seite wichtig. Seine deutschen, so wie seine lateinischen (Lubec 1697. 8.) Gedichte hingegen sind von geringem Belang, und enthalten nur selten einen gelungenen Einfall oder eine glückliche Wendung. A—z.

Moritz, Churfürst von Sachsen, war der Sohn Herzogs Heinrich zu Sachsen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in seiner Jugend kündigte er sich als den großen Fürsten an, der einst der Retter seines Vaterlandes seyn sollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Diese Eigenschaften schienen nicht wohl vereinbar mit der Beschränkung, die das kleine väterliche Erbe ihm anwies. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er verschiedene deutsche Höfe besuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er sich mit der Tochter des berühmten Philipps, Markgrafen von Hessen. In demselben Jahre starb sein Vater. Er übernahm darauf selbst die Regierung seiner Lande, und überlegte, was er bei den großen Uneinigkeiten, worin Deutschland damals durch die Religionsstreitigkeiten gesunken war, für ihn zu thun sey. Obgleich selbst ein Bekenner des Lutherthums, weigerte er sich dennoch, der Sache der übrigen protestantischen Fürsten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, und dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, entweder weil er schon damals geheime Absichten auf die Churwürde hatte, und sich also dem Kaiser gefällig machen wollte, oder weil er voraussah, daß die schlechte Organisation dieses Bundes seinen baldigen Fall nach sich ziehen würde. Carl V. freute sich der Ergebenheit des tapfern Moriz und be-

lohnte ihn durch vielfache Gunstbezeigungen, ja er foderte ihn sogar auf, sich der Lande des Churfürsten Johann Friedrichs, der bei dem Bundesheere Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich die Churwürde. Der Kaiser, der einen der mächtigsten Reichsfürsten für sich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß seine ehrgeizigen Plane, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen. Aber wie künstlich er auch seine Absicht verbarg und unter dem Schein, das Interesse der Catholiken zu beschützen, nur sein eignes selbst förderte: so erkannte der in den krummen Gängen der Politik selbst wohlerfahrne Moritz doch bald genug das eigentliche Ziel der Bestrebungen des herrschsüchtigen Carls. Er sah ein, daß ihm nur mit offener Gewalt zu widerstehen sey, und trug kein Bedenken, als Feind des Kaisers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne Arglist. Seine Rüstungen betrieb er im J. 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, schloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten 1551 geheime Bündnisse, und wußte seine Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß er Carln, der zu Inspruck am Podagra darniederlag, fast gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieser unerwarteten Fehde führte Moritz an, daß der Kaiser gegen sein ausdrückliches und feierliches Versprechen den Landgrafen Philipp von Hessen (Moritzens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiser, den Alter und Krankheit beugten, eilte, durch seinen Bruder Ferdinand ihm Vorschläge zur Aussöhnung thun zu lassen. In Folge dieser Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Passau am 31sten Juli 1552 zu Stande. Moritz, der sich dadurch mit den Protestanten ausgesöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit geben zu müssen, und wohnte noch in demselben Jahre einem Zuge gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachsen zurück. Bald darauf verlor er am 9ten Juli 1553, zu frühzeitig für seine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wenn man auch über den Charakter dieses ersten Churfürsten in Sachsen aus der albertinischen Linie nicht glimpflich urtheilen will und kann, so muß man doch gestehen, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente besaß, die ihn zu einem der ersten deutschen Fürsten machen. Ungeachtet seiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachsen viele nützliche Einrichtungen. Um die Bildung seines Volks und um die Wissenschaften erwarb er sich hohe Verdienste durch die Stiftung der Fürstenschulen und mancher nützlichen Institute der leipziger Universität.

Moritz, Fürst von Anhalt-Dessau, königlich preußischer Generalfeldmarschall, geboren zu Dessau den 31sten October 1712, war der jüngste Sohn des großen Feldherrn, Leopolds I., Fürsten von Anhalt-Dessau. Er trat mit funfzehn Jahren in preußische Kriegsdienste, wurde Hauptmann, und war bis 1758 in allen Feldzügen der drei ersten Kriege gegenwärtig. Er wohnte auch 1734 und 35 den Feldzügen am Rhein als Volontär bei. In den Schlachten von Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Prag, Kollin, Roßbach, Zorndorf und Leuthen, in welcher letztern ihn Friedrich II. auf dem Schlachtfelde zum Generalfeldmarschall ernannte, bewies er vorzüglich Tapferkeit und Klugheit und ahmte in beiden Eigenschaften seinem Vater nach. Er beobachtete die strengste

zucht, war aber übrigens ein wahrer Menschenfreund, ein Va-
Soldaten, so wie ein eifriger Bekenner der reformirten Religion.
h unvermählt den 4. April 1760. Friedrich Wilhelm III. hat
denken durch eine marmorne Statue geehrt, welche Schadow
führt hat, und welche den Lustgarten zu Berlin ziert.

oritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Mar-
von Sachsen. Dieser große Feldherr war der Sohn des Königs
II. von Polen und der schönen Gräfin Aurora Maria von
mark, die ihn im J. 1696 auf einem Dorfe unweit Magdeburg
Er zeigte früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche,
nem Vater geerbte Stärke. Im J. 1711 ertheilte ihm August
Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen, und machte
ld darauf zum Obristen über ein neuerrichtetes Cürassierregiment,
er nach einigen Jahren reducirt wurde. Die ersten Waffen trug
Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeu-
Einnahme von Lille, und zeichnete sich sowohl bei den Be-
ngen von Tournay und Mons als in der Schlacht bei Malpla-
us. Neuen Ruhm und öffentliche Lobsprüche von Eugen und
orough erwarb er sich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr
belagerte der König von Polen Stralsund; der junge Graf zeigte
e größte Unerschrockenheit. Er setzte, die Pistole in der Hand,
ngesicht des Feindes durch den Strom. Nach diesem Feldzuge
athete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Grä-
en; aber der Graf liebte zu sehr das Vergnügen und den Wech-
m sich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter
usschweifungen, denen er sich zuweilen ergab, verlor er das Waf-
dwerk nicht aus den Augen. Er hatte stets eine militärische Bib-
bei sich, mit der er sich täglich, wenn auch nur eine oder zwei
en, beschäftigte. Im J. 1717 hatte er sich nach Ungarn bege-
o Eugen den Türken entgegenstand. Er nahm an der Belage-
on Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als
8 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von
den weißen Adlerorden. Moritz, dem der in ganz Europa wie-
rgestellte Friede keine Gelegenheit gab, sich ferner auszuzeichnen,
ß 1720, nach Frankreich zu gehn, da er die geselligen Eigenschaf-
r Franzosen liebte; auch hatte er in seiner Jugend von fremden
hen nur die französische lernen mögen. Der Graf beschäftigte sich
hr eifrig mit dem Studium der Mathematik, der Kriegs- und
gungskunst, und der Mechanik, für die er ein ausgezeichnetes
hatte. Schon in seinem sechzehnten Jahre hatte er ein neues
ium erfunden und es in Sachsen anwenden lassen. Nachdem er
n Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte
elbst nach seiner neuen Methode. Im J. 1726 wählten die Stän-
Curland ihn zu ihrem Fürsten. Polen und Rußland bewaffne-
gegen ihn. Menzikoff, der nach dem Herzogthum strebte, schick-
Mann Russen nach Mitau, die den Grafen in seinem Palast
ten. Dieser, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich
oßem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Russen
ten sich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht
ande war, zwei so mächtigen Reichen die Spitze zu bieten, so
er 1729 eine günstige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukeh-
Man behauptet, daß die verwittwete Herzogin von Curland, An-
anowa, zweite Tochter des Czars Iwan Alexiewiz, Bruders
des Großen, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nach-

ner aber ihm wegen seiner Unbeständigkeit entsagt habe; so brachte ihn diese Eigenschaft nicht nur um Curland, sondern auch um den Thron von Moskau, den jene Fürstin in der Folge bestieg. Angeführt zu werden verdient es, daß als der Graf von Curland aus nach Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen schrieb, die berühmte Schauspielerin Le Couvreur alle ihre Kostbarkeiten zum Versatz schickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres zustellte. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich beschäftigte sich Moritz eifrigst mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers seine Rêveries (beste Ausgabe, Paris 1757. 2 B. 4.), die er nachher ausfeilte. Dieses Werk, würdig eines Cäsar und Condé, ist nicht in einem correcten, aber in einem männlichen Styl geschrieben, voll tiefer kühner und neuer Ansichten, die dem Feldherrn und Soldaten gleich nützlich sind. Er entwickelte neue Grundsätze, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegsführens bewährt. Er beweis't die Nützlichkeit der leichten Artillerie, die schnell von einem Orte zum andern geschafft werden kann; den sichern Vortheil des Angreifens, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewisse Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn sie den Angriff derselben mit Entschlossenheit erwartet, so wie ihren sichern Untergang, wenn sie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, seines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Der Churfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Bruder, den Oberbefehl aller seiner Truppen an, dieser aber zog es vor, als Maréchal-de-camp in der französischen Armee zu dienen, und ging zur Armee des Marschalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Ettlingen an, in der er an der Spitze eines Grenadierdetachements durch seine Tapferkeit den Sieg entschied. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn seiner Dienste. Dem Tode Carls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demselben Monat nahm es der Graf von Sachsen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte sich aller Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marschall von Frankreich geworden war, (doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen) befehligte er als Chef ein Armeecorps in Flandern. Dieser Feldzug, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellte den Marschall von Sachsen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warschau zwischen der Königin von Ungarn, dem König von England und Holland ein Bündniß geschlossen worden. Trotz einer schweren Krankheit übernahm der Marschall den Oberbefehl der französischen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi den 11ten Mai 1745. Er schien dem Tode nahe; dennoch stieg er während des Gefechts zu Pferde; aber seine Schwäche ließ jeden Augenblick für sein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gand, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel folgte. Letztere Stadt ergab sich den 28sten Februar 1746. Im April desselben Jahres ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturalisationspatent in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocoux, den 11ten October 1746, schenkte ihm der König sechs Kano-

nen, und das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marschall aller sein
Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberte
Niederlanden. Dieses Jahr wurde mit den glänzendsten Erfolgen be
zeichnet, vornehmlich mit der Einnahme von Mastricht; das Jahr vo
her war durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Berg-o
Zoom bezeichnet worden. Holland, für seine Staaten zitternd, bot de
Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18ten Oct
ber 1748 geschlossen, und man kann sagen, daß Europa seine Ru
den Talenten des Marschalls von Sachsen verdankte. Derselbe z
sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ih
zum Gebrauch überlassen hatte. Er machte von hier eine Reise na
Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollsten Auszeich
nung behandelte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in de
Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen, und starb a
einem Blutsturz den 30sten November 1750. Dieser Mann, dessen Na
me durch ganz Europa erschollen war, verglich auf dem Sterbebet
sein Leben mit einem Traum. Man erzählt, daß ihn mehrere schimäri
sche Plane beschäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Jude
wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald sich zum König von Corsi
zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien
zu gründen. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Straßbur
in der lutherischen Kirche St. Thomas beigesetzt, und 1777 ihm a
Ludwigs XV. Befehl durch Pigal ein Denkmal daselbst errichtet. Zu
Erben hatte er den sächsischen General Bellegarde eingesetzt. Den Preis,
welchen die französische Akademie auf die schönste Lobrede des Marschal
setzte, gewann Thomas.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn au
der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Di
lenburg den 13. November 1567, studirte zu Leiden, als sein Vater 158
meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn in seinem achtzehn
ten Jahre die Provinzen Holland und Seeland, und nachher auch Ut
recht zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten
ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen und ver
lieh durch seine Siege und Eroberungen der neuen Republik Festigkeit.
Er machte mit dem Ueberfall von Breda 1590 den Anfang zu einer
Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch ganz Geldern, Ober-Yssel,
Friesland und Gröningen von den Spaniern befreit wurde. Dadurch
erlangte er nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller
vereinigten Provinzen zugleich noch die Statthalterschaft von Geldern
und Ober-Yssel, dagegen die von Friesland und Gröningen seinem Vet
ter, Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, zu Theil wurde. Moritz
setzte seine glücklichen Feldzüge fort und nahm den Spaniern unter be
ständigen Kriegen bis zu dem im J. 1609 auf zwölf Jahre geschlossenen
Waffenstillstand gegen 40 Städte und mehrere Festungen ab, und schlug
sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, die er durch
seine Viceadmirale an den spanischen und flandrischen Küsten erfocht.
Seine Tapferkeit und sein Waffenglück lockte alle, die als Krieger glän
zen wollten, zu seiner Armee als zur ersten Schule der Kriegskunst. Er
war der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks und
auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Dien
lich zur Erreichung seiner längst genährten Absichten schien ihm die
kluge Benutzung der theologischen Zänkereien der Arminianer und Go
maristen, oder der Remonstranten und Contra-Remonstranten. Er un
terstützte die Gomaristen mit großem Eifer und sogar mit eigenmäch

ger Gewaltthätigkeit (vergl. Barneveld), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, sah er sich doch endlich genöthigt, von der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe abzustehn. Er starb im Haag den 23sten April 1625, und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger, sowohl in Oranien als in der Statthalterschaft von fünf Provinzen und in der Würde eines Generalcapitains der Union zu Wasser und zu Lande. — „Das Leben dieses Statthalters," sagt Raynal, „war eine selten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Mittelmäßig in allem, verstand er den Krieg meisterhaft und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben seinen Ruhm noch vermehrt. Wie Montecuculi besaß er die seltne Kunst der Märsche und Lager; wie Vauban das Talent der Befestigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geschicklichkeit, die zahlreichsten Heere in den unergiebigsten und erschöpftesten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei dem Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Carl XII. die Fähigkeit, die Truppen fast unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beschwerden zu machen, wie Turenne, das Menschenleben zu schonen." — Nach Folards Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral seit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt, und erweiterte sie, indem er theils eigne, theils fremde Erfindungen anwandte.

Moritz (Carl Philipp), zuletzt königlich preußischer Hofrath und Professor zu Berlin, ward zu Hameln 1757 von armen Aeltern geboren, und in Folge der obwaltenden Umstände auf eine Weise erzogen, *die seinem Innern nothwendig eine bizarre, phantastische, ja selbst mystische Oberfläche geben mußte, in Vereinigung mit einer immerwährenden Kränklichkeit, die dem Knaben jeden Ausflug in das kräftige Jugendalter untersagte.* Nachdem er in Hannover einigen gelehrten Unterricht genossen, wurde er von seinem Vater nach Braunschweig zu einem Hutmacher in die Lehre geschickt, wo er jedoch, in allen seinen vorgefaßten Erwartungen getäuscht, sich so unglücklich, wie möglich, fühlte, weswegen er auch, da er kein Hutmacher, sondern ein großer, berühmter Mann zu werden gedachte, von seinem Meister im vierzehnten Jahre zu seinen Aeltern zurückgesandt wurde. Hier gelang es ihm, den damaligen Commandanten von Hannover, den nachherigen Herzog von Mecklenburg-Strelitz, dergestalt für sich zu gewinnen, daß dieser eine beträchtliche Summe für seine gelehrte Erziehung aussetzte. Nachdem er einige Zeit in dieser günstigen Lage ausgedauert und sich ihrer würdig gezeigt hatte, erhielt sein ihm angeborner Hang zur Bizarrerie und Regellosigkeit neue Gewalt über ihn, so daß er die Liebe seiner Wohlthäter verscherzte und von allen seinen Bekannten als unheilbar aufgegeben wurde. Nachdem er durch Zureden einiger derselben bewogen worden war, sich für einen Augenblick aus dieser Lage herauszureißen, verfiel er dennoch kurze Zeit nachher von neuem in seine alte Sinnesart und verließ, Aeltern und Freunden unbewußt, Hannover, um Schauspieler zu werden. In dieser Absicht kam er, nach vielen Schicksalen, nach Erfurt, wo er sich für einen Candidaten der Theologie ausgab und es ihm gelang, unentgeldlich Matrikel, den Freitisch und freie Wohnung zu erhalten. Dieser nicht ungünstigen Lage ungeachtet, fing Moritz, von einer stets unruhigen, bizarren Laune getrieben, abermals an, sich in Erfurt zu mißfallen, wozu ihn am meisten der Gedanke veranlaßte, daß

er nur von anderer Leute Wohlthaten lebe. In Folge dieses Mißgefühls ließ er sich von seinem Hange zum Theater abermals verleiten, Schauspieler zu werden und obgleich einer seiner Lehrer ihn bereits einmal von diesem Vorhaben abgebracht hatte, einer Schauspielertruppe nach Leipzig zu folgen. Als er diese aber bei seiner dortigen Ankunft bereits aufgelös't und sich also abermals in seiner Erwartung getäuscht fand, scheint ihm dieses Ereigniß den Gedanken, Schauspieler zu werden, auf immer verleidet zu haben; wenigstens ist so viel gewiß, daß unter den sich ewig durchkreuzenden Projecten seines Lebens die Schaubühne nie wieder das Ziel seiner Wünsche wurde. Somit abermals ohne Hoffnung und Ausweg in eine weite Welt geworfen, verließ er Leipzig, in düstre Schwermuth versunken, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Ohne sein Zuthun zeigte ihm jedoch sein gutes Geschick schon im ersten Dorfe nahe Hülfe; ein Herrnhuter aus Barby nahm sich seiner mit väterlicher Sorgfalt an und beherbergte ihn. Allein Moritz gefiel sich auch hier, trotz seiner Anlage zur Mystik und Schwärmerei, nur sehr kurze Zeit, und faßte dann den Plan, in Wittenberg seine Studien zu vollenden, wozu ihm dann die Brüdergemeinde ihren Segen und einen Zehrpfennig mit auf den Weg gab. Auch in Wittenberg lächelte ihn das Glück an und führte ihm eine Menge Freunde und Gönner sowohl von den Studenten als von den Professoren zu. Hier verlebte er zwei Jahre, in welchen er abwechselnd sich bald einer musterhaften Thätigkeit ergab, bald aber dem strafbarsten Müßiggange fröhnte, bald das wildeste, regelloseste Leben führte, und bald wieder in sich gekehrt und einsam mit seinem Grame den Gedanken seines eingebildeten Unglücks nachhing. So geschah es denn abermals, daß er sich auch hier mißfiel und, von dem Rufe, der damals von Basedows' pädagogischer Unternehmung ausging, angezogen, sich nach Dessau begab und von diesem mit offnen Armen empfangen wurde. Das gute Einverständniß unter beiden dauerte aber nur eine kurze Zeit: denn Basedow glaubte in Moritzen nicht Kraft und Selbstständigkeit genug zu finden, und Moritz wurde es bald herzlich müde, sich von Basedow tyrannisiren zu lassen. Von hier wandte er sich nach Potsdam, um daselbst eine Predigerstelle zu erhalten zu suchen. Da ihm diese Bemühung fehl schlug, und er nun abermals ohne Hoffnung und Lebensunterhalt war, so faßte er einmal den Entschluß sich todt zu hungern; eine Lehrerstelle am großen potsdamer Waisenhause rettete ihn. Da ihm aber auch diese Stelle bald wieder unangenehm wurde, so überließ er sich abermals allen Ausschweifungen seiner mit schwarzen Vorstellungen angefüllten Einbildungskraft, war unthätig und unbrauchbar zu jedem Geschäfte und irrte wie wahnsinnig Tage und Nächte unter freiem Himmel umher. Endlich verschafften ihm Teller und Büsching eine Lehrstelle an der Klosterschule zu Berlin mit zweihundert und funfzig Thalern Gehalt. So lange ihm dieses Amt neu war, verwaltete er es mit großem Eifer und nicht geringem Beifalle seiner Vorgesetzten. Als er aber auch die dunkle Seite des Lehrstandes kennen lernte, wurde er dieser Lage ebenfalls überdrüßig. Auch die Beförderung zum Conrector am grauen Kloster im J. 1780 machte ihn um nichts zufriedner, ob er gleich durch kleine schriftstellerische Versuche und durch häufige Wanderungen in die umliegenden Gegenden in das ihm so verhaßte Einerlei seines Lebens Mannichfaltigkeit zu bringen suchte. Jetzt erhielt seine Phantasie neuen Stoff durch die Freimaurerei, in welche er um diese Zeit aufgenommen wurde. Ob man ihn gleich bald zum Bruder Redner machte und das Amt des Sprechers in einer Versammlung Geweihter seiner Eitelkeit sehr schmei-

then mußte: so wurde er dieser Beschäftigung dennoch auch bald wieder müde. Diesem Gefühle von Unbehaglichkeit war es vornehmlich zuzuschreiben, daß er im J. 1782 auf einige Monate nach England reis'te. Die Kosten dazu bestritt er größtentheils von seiner deutschen Sprachlehre, welche ihm, seiner eignen Angabe nach, durch Pränumeration nahe an fünfhundert Thaler einbrachte. Aus der berühmten Höhle zu Castleton brachte er einen bösen Husten mit, der in der Folge auf seinen Körperzustand Einfluß gehabt zu haben scheint. Bald nach seiner Zurückkunft nach Berlin hoffte er, Prorector an der cöllnischen Schule zu werden; allein es wurde ihm nur das Conrectorat mit einigen Lehrstunden am Gymnasium zuertheilt. Diese getäuschte Hoffnung war Ursach, daß er wieder in jenen Zustand der üblen Laune und des Unmuths verfiel, in welchem wir ihn schon so oft gesehen haben. Um dieselbe Zeit glaubte er auch an einem Brustübel so krank zu seyn, daß er sich auf seinen nahen Tod vorbereitete und mit seinen Freunden viel über die Unsterblichkeit der Seele sprach. Indessen genas er wieder; auch wurde ein Theil seiner Wünsche in so fern erfüllt, als man ihm im J. 1784 auf sein Anhalten eine außerordentliche Professur am Gymnasium mit hundert und zwanzig Thalern Gehalt ertheilte. Seine Eitelkeit war nun befriedigt, und ob er gleich jetzt weit weniger festen Gehalt, wie vorhin, hatte, so gelang es ihm doch, sich durch Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften eine ansehnliche Einnahme zu verschaffen. Ohne sich je mit Geschichte beschäftigt zu haben, widmete er sich jetzt derselben als Hauptwissenschaft und hielt Vorlesungen darüber. Seine Ruhe ward theils durch wirkliche Kränklichkeit, theils auch durch Einbildung abermals unterbrochen; er warf viel Blut aus. Nachdem er sich wieder in etwas erholt hatte, glaubte er zu seiner völligen Genesung reisen zu müssen. Seine erste Ausflucht ging zu Bahrdt, der ihm Tisch und Wohnung anbot, und wo er, statt zu sterben, wie er sich vorgenommen hatte, wieder vollkommen gesund ward. Heiter und kraftvoll ging er nach Berlin zurück, mit der völligen Rückkehr seiner Lust zu Geschäften. Jetzt unternahm er es, die vossische Zeitung nach einem neuen Plane zu schreiben. Da aber dieser Plan zu phantastisch aufgefaßt und zu bizarr ausgeführt war, er auch nicht hinlänglichen Fleiß auf die Ausführung verwandte; so war es natürlich, daß die Leser die alte Form zurückwünschten. Nun ereignete sich ein Umstand, dessen Sonderbarkeit an sich selbst und dessen Einwirkung auf Moritz ihn einer Erwähnung an diesem Orte würdig machen. Einstens läßt sich nämlich ein italienischer Graf bei ihm melden, der in Folge der Unterredung, welche sich zwischen ihm und Moritzen über Erfahrungsseelenkunde entspinnt, die Behauptung äußert, daß es allerdings Ahnungen und Vorhersagungen gebe, und daß er nicht allein die Möglichkeit derselben behaupte, sondern sich auch sogar schmeichle, aus der Gesichtsbildung eines Menschen manche Umstände seines Lebens vorhersagen zu können. Als Moritz dies in Zweifel zieht, sagt der Graf im Weggehn mit feierlichem Tone: „Die Zukunft sey Richter zwischen uns. Nicht lange mehr bleiben Sie in Ihrer jetzigen Lage. Sie werden sogar Deutschland verlassen, in Italien den Anfang Ihres Glücks blühen sehen, doch einst nach Berlin zurückkehren." Auf so unsichern Grund nun auch diese Prophezeiung begründet war und mit so geringer Mühe sie auf eine ganz natürliche Weise erklärt werden konnte; so stand dennoch Moritz, der in seinem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde allen Aberglauben muthig bekämpft hatte, im geringsten nicht an, den Gaukeleien jenes Grafen Glauben beizumessen. Als nun gar diese Prophezeiung er-

ner Reise nach Italien wirklich in Erfüllung gegangen war, da warf sich Moriz öffentlich zum Vertheidiger von Ahnungen und schwärmerischem Mysticismus auf. Nachdem er vorher noch in Gesellschaft mit einigen Freunden eine Reise nach der Schweiz unternommen, aber nur bis zur Hälfte ausgeführt hatte, ging eine neue und zwar anfangs sehr heilsame Revolution in seinem Innern vor: er verliebte sich mit allem Enthusiasmus seiner Einbildungskraft in eine verheirathete Frau, die ihn zwar nicht wieder liebte, aber doch durch ihre Freundschaft höchst glücklich machte. Nichts desto weniger ward diese Liebe Veranlassung zu bizarren Verirrungen in Moritzens damaligem Leben: er fand nämlich eine Aehnlichkeit zwischen sich und Werther, kleidete sich, wie uns dieser von Göthe geschildert wird, redete und schrieb in dem Tone desselben, und wäre vielleicht im Stande gewesen, auch zu enden, wie sein Vorbild, wenn nicht glücklicher Weise die längst ersehnte Reise nach Italien eine heilsame Diversion in seinem Leben gemacht hätte. Er selbst hat in der Folge die Geschichte seiner unglücklichen Liebe in *Hartknopfs Predigerjahren* unter der Geschichte der Liebe, Ehe und Trennung Hartknopfs und der Schwester des Pachter Heit darzustellen, aber auch zu verhüllen gesucht. Nun reis'te er im Juli 1786 ohne Urlaub von Berlin ab und bat von Braunschweig aus um seine Entlassung, die er auch erhielt. Dort schloß er mit Campe einen Vertrag ab, welchem zu Folge er ein Werk über die römischen Alterthümer, zu dessen Hervorbringung es ihm jedoch an hinlänglicher Kenntniß der alten Sprachen, so wie der alten Literatur gänzlich gebrach, nebst einigen andern Arbeiten in dessen Verlage herausgeben wollte, und erhielt von Campe den nöthigen Vorschuß dazu. Jetzt flog er nach Italien und verweilte in Rom zwei Jahre, wo er seine Zeit zwar sehr thätig zubrachte, doch aber, eben weil er ganz unvorbereitet zu seinem eigentlichen Zwecke geeilt und diesen stets mit Phantasie, und nie mit strenger anschauender Reflexion aufzufassen im Stande war, ohne eigentlichen tiefern Gewinn für diesen seinen Zweck, seine Zeit und sein Wirken in Außerwesentlichkeit versplitterte. Doch einen persönlichen Gewinn hatte er von dieser Reise, nämlich die Bekanntschaft mit Göthe, den er in Italien traf, und enthusiastisch verehrte und von dem er auch wieder sehr ausgezeichnet wurde. Auch seine dortige Bekanntschaft mit Angelica Kaufmann förderte seine Kenntnisse über Kunst und Kunstsachen ungemein. Als er das Unglück hatte, den Arm zu brechen, nahm sich Göthe seiner sehr thätig an und brachte ganze Nächte vor seinem Krankenbette zu. Auch wurde er durch Biesters thätige Verwendung von seinen Freunden in Berlin mit einer ansehnlichen Summe unterstützt. So war es auch Göthe, der ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt machte, durch welches Letzteren Vermittelung er zum Mitgliede der Akademie zu Berlin ernannt wurde, mit der Erlaubniß sich noch länger in Italien aufhalten zu dürfen. Nun aber reis'te Göthe nach Deutschland zurück und Moritz gerieth in Italien in eine solche dringende Verlegenheit, daß er gezwungen war, sich ebenfalls auf die Rückreise zu begeben. Im härtesten Winter von 1788 bis 89 kam er, von Geld und Kleidern entblößt und in dem unglücklichsten Aufzug, nach Weimar, wo ihn Göthe bei sich wohnen ließ, ihm Mittel an die Hand gab, in einem seiner würdigern Zustande nach Berlin zurückzukehren, und ihm dort vielvermögende Gönner verschaffte. Nun entspann sich der bekannte Streit zwischen ihm und Campe. Dieser war nämlich mit der ihm von Moritz aus Italien zugesandten *Abhandlung über die Nachahmung des Schönen* nicht zufrieden gewesen, und hatte dem Ver-

ke über die Alterthümer, von welchem jene Abhandlung nur ein Vorläufer seyn sollte, ein ungünstiges Schicksal prophezeit. Dies nahm Moritz übel und gab letzterwähntes Werk einem andern Buchhändler in Verlag, nachdem er jedoch Campen den Vorschuß nebst Zinsen zurückgezahlt hatte. Hierauf erschienen nun jene beiden polemischen Schriften, von denen die campesche, Moritz, ein abgenöthigter trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde, und die moritzische, über eine Schrift des Herrn Schulrath Campe und über die Rechte des Schriftstellers und Buchhändlers, zu ihrer Zeit groses Aufsehn erregten. Jedoch versöhnten sich beide nachher in Braunschweig und blieben von dieser Zeit an stets in gutem Vernehmen mit einander. Moritzens Lage fing hierauf an, sich merklich zu verbessern: er ward in den Senat der Akademie der bildenden und mechanischen Künste als Professor der Theorie der schönen Künste und der Alterthumskunde aufgenommen. Von nun an schien sein bürgerliches und künstlerisches Leben, das er bis dahin gleichsam in steten bizarren Versplitterungen verschwendet hatte, sich zu einer wahrhaft thätigen und zweckmäßigen Anstrengung umbilden zu wollen, wodurch er den ausgezeichnetsten Beifall fand, zum Theil sehr bedeutende Gönner erhielt, so wie sich denn auch von nun an sein Gehalt und sein übriger Erwerb, überhaupt seine Vermögensumstände bedeutend verbesserten. Nun faßte er auch den Plan, sich zu verheirathen; die Tochter des Buchhändlers Matzdorf, ein sehr junges, gut gebildetes Frauenzimmer, fesselte ihn. Er bewarb sich um ihre Hand und erhielt das Mädchen zur Gattin. Ob er nun gleich mit wahrer Leidenschaft an seiner jungen Frau hing; so war der Abstand ihrer Jahre, so wie besonders die gänzliche Verschiedenheit ihrer innern Persönlichkeit doch zu widersprechend, als daß diese Ehe hätte vollkommen glücklich seyn können. Aus den Ereignissen, die eine so ungleiche Vereinbarung nothwendig nach sich ziehn mußte, und zu welchen die junge Frau nicht geringe Veranlassung gegeben zu haben scheint, folgte bald nachher die gänzliche Trennung der beiden Eheleute. Nichts desto weniger fühlte Moritz sich jetzt, ohne ihren Besitz so unglücklich als möglich, weßwegen er es auch kurz darauf versuchte, seine Gattin wieder mit sich auszusöhnen. Dies geschah und er hing von neuem mit ganzer Seele an ihr. Nachdem er darauf im April 1793 in Gesellschaft derselben seine letzte Reise nach Dresden gemacht hatte, überfiel ihn kurz nach seiner Zurückkunft eine Unpäßlichkeit, in deren Folge er einige Tage nachher an einer Lungenvereiterung, und zwar mit mehr Seelenruhe starb, als man bei seiner Lebenslust von ihm hätte erwarten können. Dies ist in einigen allgemeinen Zügen das äußere Bild eines Mannes, dessen wahrer innrer Charakter seinen Zeitgenossen sehr häufig gänzlich unerklärbar gewesen ist, ja selbst öfters einen bedeutenden Anstoß gegeben hat. Ob wir es nun gleich für eine verwegene, ja für eine nie zu lösende Aufgabe halten, über den Charakter von Personen im Allgemeinen, und besonders über Naturen, wie Moritz eine war, absprechen zu wollen, wozu nämlich allerdings eine gänzlich untrügliche Allwissenheit gehören würde, der sich kein Sterblicher zu rühmen vermag; so glauben wir es doch wagen zu dürfen, über Moritzen das Urtheil zu fällen, daß er, von früher Jugend auf, ohne Einheit und einen fest ins Auge gefaßten Zweck erzogen, niemals zu einer eigentlichen klaren und einfachen Anschauung seines Lebens gekommen ist und daß aus dieser Verwirrung, in welcher er stets mit sich befangen gewesen, alle jene Inconsequenzen hervorgehn, welche man so häufig in seinem Leben bemerkt und durch welche er sein ganzes

Leben hindurch so häufigen Anstoß gegeben hat. Dieses Urtheil gilt eben so sehr von Moritzen dem Menschen, als von Moritzen dem Schriftsteller. Nun wäre, um ein positives Urtheil über Moritzen aufstellen zu können, allerdings nöthig zu entscheiden, wie viel von den excentrischen Bizarrerien seines Wesens auf Rechnung seiner einmal so und nicht anders organisirten Persönlichkeit, und wie viel auf Rechnung der Reflexion und absichtlichen Bezweckung, Aufsehn zu erregen und Ruhm zu erlangen, zu schreiben seyn möchte. Auch dürfen wir uns, trotz unserer Liebe zur Unparteilichkeit und Mäßigung im Urtheil, den Ausspruch erlauben, daß Moritz sein ganzes Leben hindurch, sittlich genommen, in einer steten Unwahrheit gelebt, sich selten natürlich gezeigt und fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens gemacht hat. Daher die schroffe, gezwängte Erscheinung seiner äußern Persönlichkeit, die stets mit den bürgerlichen Verhältnissen in Streit befangen war und sich fortwährend von diesen beengt zu seyn wähnte; daher der Haß, den er überhaupt auf die Menschen, besonders aber auf seine eigne Existenz geworfen hatte, und daher endlich die Schroffheit, durch welche er Bekannten und Unbekannten fast stets unzugänglich wurde. Was seine Schriften anbetrifft; so erlaubt es uns der Raum nicht, diese hier sämmtlich anzuführen, und wir müssen uns daher begnügen, nur die merkwürdigern derselben namhaft zu machen. Sechs deutsche Gedichte, 1780 (zweite Auflage 1781); Blunt oder der Gast, ein Drama, 1781; Andreas Hartknopf, ein Roman, 1786; Andreas Hartknopfs Predigerjahre, 1790 (welche beide Schriften, neben seinem Anton Reiser, 1785—90, als ein Versuch, sein eignes Leben zu beschreiben, angesehen werden können); Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers, 1786 (welche durch Moritzens Reise nach Italien unterbrochen wurden und auch hernach stets Fragment geblieben sind); die große Loge, oder der Freimaurer mit Wage und Senkblei, 1795 (enthalten Reden, die er wahrscheinlich als Redner selbst in den Logen gehalten hat); Magazin zur Erfahrungsseelenkunde (wovon er die vier ersten Bände selbst, die drei folgenden der Rath Pockels und die letzten er wiederum mit Maimon zugleich herausgab); Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen, 1786; Beiträge zur Philosophie des Lebens (welche drei Auflagen erlebten); die schon oben erwähnte Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen, 1788; Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, 1793; Reise nach England und Reise nach Italien; Anthusa, oder Roms Alterthümer, 1791; Götterlehre, 1791; Mythologischer Almanach für Damen, 1792; Italien und Deutschland in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Literatur und Kunst (eine mit Hirt in Verbindung herausgegebene Zeitschrift); Unterhaltung mit seinen Schülern, 1780; Kleine practische Kinderlogik, 1785; Neues Abc-Buch, 1790; Lesebuch für Kinder; Italienische Sprachlehre; Englische Sprachlehre; Deutsche Sprachlehre für Damen; Versuch einer Deutschen Prosodie; Vorlesungen über den Styl und sein grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Pq.

Morla (Don Thomas), ein in der neuesten Geschichte bekannt gewordener Spanier. Schon früh durch Talente und Kenntnisse ausgezeichnet, ward er unter Carl III. in das Ausland gesandt, um seine militärischen Kenntnisse zu vermehren. Er durchreis'te Frankreich, England,

ußland, Schweden und Deutschland, und hielt sich lange in Preußen auf, wo er sich Friedrichs II. Achtung erwarb. Nach seiner Rückkehr nach Spanien verbesserte Morla die Artillerieschule und Stückgießereien. Er zeichnete sich in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien 1793 aus und ward 1795 zum Generallieutenant ernannt. Seit dieser Zeit ward er der Vertraute des Friedensfürsten in Militärangelegenheiten, und zum Chef des Generalstabs des Generalissimus und zum Generalinspector der Artillerie ernannt. Er war der Urheber der 1803 erfolgten neuen Organisation der spanischen Armee. Da er unter den spanischen Generalen einer der ersten war, der sich für die Insurrection und gegen die Franzosen erklärte; so ernannte ihn die Junta von Madrid zum Generalcapitain von Andalusien, an die Stelle des unglücklichen Solano, der vom Pöbel ermordet worden war. Morla bemächtigte sich in diesem Posten der französischen Flotte, die sich im Hafen von Cadix befand. Bei Annäherung der Gefahr von Madrid wurde er dahin berufen, und hatte vor der Besitznahme der Hauptstadt durch die Franzosen eine Unterredung mit Napoleon, in deren Folge er in die Dienste Joseph Bonaparte's trat und Präsident des Kriegs- und Marine-Ministeriums wurde. Er ist übrigens Verfasser eines trefflichen, auch ins Deutsche übersetzten Werks über die Artillerie.

Morlachen, eine Nation, welche in Dalmatien wohnt. Ihre Wohnplätze sind die angenehmen Thäler von Chotar, am Meere, längs der Flüsse Therca, Cettina und Narenta, und zwischen den Gebirgen des mittelländischen Dalmatiens. Diejenigen, welche in den Thälern von Chotar und in einigen andern Ebnen wohnen, sind fast insgesammt blond, haben blaue Augen, einen weiten Mund und eine platte Nase, und sind größtentheils von einem angenehmen, gelehrigen und höflichen Wesen; diejenigen hingegen, welche in den Gegenden von Duare und Bergaraz wohnen, haben braune Haare und länglichte Gesichter, sind olivenfarbig und gutgewachsen, aber unbeugsam, übermüthig, kühn und raubgierig. Sie sind geschworne Feinde der Türken, haben denselben im Kriege stets Abbruch gethan, reden die slavonische Sprache, und bekennen sich meist zur griechischen Religion.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Marly, geboren zu Buhy oder Bishuy in der Normandie 1549; wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften und in der Theologie. Man bestimmte ihn anfänglich der Kirche, aber seine Mutter, eine heimliche Protestantin, verschloß ihm die geistliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereis'te er Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der damals das Haupt der protestantischen Partei war, diente er mit seinem Degen und seiner Feder. Er war sein Gesandter bei der Königin Elisabeth und betrieb die Angelegenheiten seines Herrn, an den ihn wahre Freundschaft knüpfte, mit Treue und Glück. Er wirkte aus allen Kräften mit, diesen Fürsten auf den Thron zu heben. Als dieser aber zur catholischen Religion übertrat, machte er ihm lebhafte Vorwürfe und zog sich vom Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Protestanten; man nannte ihn ihren Papst. Er verfocht die Lehrsätze seiner Partei mündlich und schriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete Mornay eine Akademie für seine Glaubensgenossen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine seiner Schriften über die Mißbräuche der Messe empörte die ganze catholische Geistlich-

keit; Mornay wollte seinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Diese Conferenz fand 1600 in Fontainebleau Statt. Du Perron, Bischof von Evreux, war sein Gegner, dem es theils durch überlegne Gelehrsamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunstgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch diesen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er später gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm sehr dringende Vorstellungen machte, um ihn von gewaltsamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 sein Gouvernement von Saumur. Er starb 1623. Ein schönes Denkmal hat ihm Voltaire in der Henriade gesetzt; weniger günstig beurtheilt ihn Huet. Wenn aber auch Letztern sein bischöflicher Eifer oft zu weit führt, so hat er doch Recht, wenn er Mornay Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit vorwirft. — Unter seinen Schriften war die über die Wahrheit des Christenthums (la vérité de la religion chrétienne) die geschätzteste; aber die über das Abendmahl (De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie) machte das meiste Aufsehen. Schätzbar für den Historiker sind seine Memoiren, 4 Bände in Quart, so wie seine Biographie.

Morpheus (wörtlich übersetzt der Nachbildende), war nach der Götterlehre der Griechen und Römer ein Diener des Gottes des Schlafs, und wohnte bei demselben in Cimmerien (s. Cimbern) in einer stillen, dämmernden und nie von den Sonnenstrahlen erleuchteten Höhle. Er war Vorsteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafes zahllos umschwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, besonders zu den Vornehmen gesandt, um ihnen im Traume auf Befehl der Götter ihr Schicksal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menschliche Gestalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten sich die Götter des Phobetor oder Icelos, und um leblose Gegenstände darzustellen, des Phantasus.

Mörser, eine Art Geschütz, womit die Bomben und glühenden Kugeln geworfen werden. Sie sind kurz und weit, und ruhen auf einer Lafette. In frühern Zeiten hatte man nicht nur hölzerne, sondern auch lederne Mörser, auch Handmörser, die von den Grenadieren getragen und mit Handgranaten geladen wurden, welche man 3-, 4- bis 500 Schritte weit werfen konnte. An die Stelle der Breschmörser, aus welchen man Granaten auf die Wälle schoß, um sie zu sprengen, sind die Haubitzen getreten. Eine eigene Art Mörser sind die Schiffsmörser, deren man sich auf den Bombardier-Galliotten bedient. — Die kleinen Mörser, welche bloß zu leeren Schüssen dienen, werden auch Böller genannt.

Mortier (Eduard Adolph Casimir), Marschall von Frankreich, Duc de Trevise, betrat die militärische Laufbahn als Hauptmann in einem Bataillon Freiwilliger seines Departements, ward Obristlieutenant und erhob sich von Stufe zu Stufe bis zum Divisionsgeneral. Den 15ten März 1800 erhielt er das wichtige Commando der 17ten Militärdivision (Paris) und zeigte seine Anhänglichkeit an Bonaparte unter andern auch nach dem verunglückten Versuch auf das Leben des ersten Consuls am 3ten Nivose, indem er ihm an der Spitze seines Generalstabes Glück wünschte, dieser Gefahr entgangen zu seyn. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England 1803 besetzte er fast ohne allen Widerstand das Churfürstenthum Hannover. Nach seiner Rückkunft aus diesem Lande ward er einer von den vier Generalen der Consulargarde, präsidirte im März 1804 das Wahlcollegium des Norddepartements, wurde den 19ten Mai zur Würde eines Reichsmarschalls

und sodann zum Chef der zweiten Cohorte der Ehrenlegion erhoben, und erhielt den 1sten Februar 1805 das rothe Band und nachher den portugiesischen Christorden. Im September übernahm er das Commando einer Division der großen Armee, ging im October auf das linke Donauufer und wurde in dem blutigen Gefecht von Dürnstein geschlagen. In dem darauf folgenden Kriege mit Preussen nahm er am 1ten November das Churfürstenthum Hessen in Besitz, zog sich sodann durch das Hannövrische an die Küsten der Ostsee, besetzte die Hansestädte, und leitete die Feindseligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Antheil nahm. Er wurde zum Duc de Trevise ernannt, kehrte 1808 nach Frankreich zurück, commandirte sodann in Spanien, seit 1812 in Rußland, Deutschland und Frankreich bis zur Thronentsagung Napoleons. Im März 1815 begleitete er den König auf seiner Flucht, bis an die Gränze Belgiens und ging dann wieder nach Paris zurück. 1816 erhielt er die Gouverneursstelle bei der 15ten Militär-Division.

Mortificiren heißt für ungültig erklären. So wird ein Wechsel, der verloren gegangen ist, mortificirt, indem der dermalige Inhaber gerichtlich vorgeladen, um seinen rechtmäßigen Besitz zu beweisen, außerdem aber der Wechsel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldschein, der nicht qualificirt ist, ohne weiteres aus einer Hand in die andre zu gehn, wird gültiger Weise auch privatim mortificirt.

Morus (Sir Thomas), Canzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, gleich ausgezeichnet durch seine Talente und durch seine Rechtschaffenheit, war im J. 1480 zu London geboren. Wissenschaft und Tugend waren die einzigen Gegenstände seines Ehrgeizes und er wußte sich beide zuzueignen. Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedne Gesandtschaften, besonders zeigte Morus seine glänzenden Talente in den Berathschlagungen über den Frieden von Cambrai im J. 1529. Das Amt des Großkanzlers war der Lohn für seinen Eifer im Dienste seines Herrn. Morus verwaltete diesen wichtigen Posten mit der strengsten Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Seinen Kindern die sich gegen ihn beklagten, daß er sein Ansehen nicht zu ihrer Beförderung benutze, antwortete er: „Laßt mich gerecht seyn gegen alle; euer Ruhm und mein Wohl hängen davon ab; seyd unbesorgt, ihr werdet immer dabei das beste Theil haben, den Segen Gottes und der Menschen." — Wirklich besaß er, als er von seinem Posten abtrat, nichts als sein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als Morus damals die Gunst des Königs in einem solchen Grade besaß, daß dieser ihn oft in Stunden der Muße zu sich rufen ließ und auf das vertrauteste mit ihm umgieng. Zum Beweise dieser Gunst empfieng er das Reichssiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in seinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenschaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römische Kirche knüpften. Morus war genöthigt, im J. 1531 sein Amt niederzulegen, da er auf keine Weise zu bewegen war, den Suprematseid, den der König von allen seinen Unterthanen foderte, zu leisten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man setzte ihn ins Gefängniß; man beraubte ihn seiner Bücher, seines einzigen Trostes. Seine Freunde, die ihn zu gewinnen suchten, stellten ihm vor, daß er Unrecht habe, andrer Meinung seyn zu wollen, als der Staatsrath. „Ich habe für mich," antwortete er ihnen, „die

Kirche; sie ist der Staatsrath der Christenheit. — Seine Gattin beschwor
ihn, dem Könige zu gehorchen, um sein Leben für seine Kinder zu er-
halten. „Wie viel Jahre," fragte er sie, „glaubst Du, daß ich noch
leben kann?" — „Ueber 20 Jahre," antwortete sie. — „Willst Du,"
erwiederte er darauf, „daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?"
— Sein Todesurtheil wurde ausgesprochen. Am Vorabend der Voll-
ziehung schrieb er an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin sich
seine christliche Fassung auf das deutlichste ausspricht. Denselben Gleich-
muth zeigte er, als er am 6ten Juli 1535 das Blutgerüste bestieg. Er
hat folgende Werke hinterlassen: 1. Utopia, worin er sein Ideal einer
Republik aufstellt; 2. die Geschichte Richards III. und Eduards V.;
3. eine lateinische Uebersetzung von drei Dialogen Lucians; 4. eine sehr
heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Rosseus; 5. ei-
nen Dialog Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epi-
gramme. — Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, ent-
wirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches Gemählde von ihm.
Beide hatten schon mit einander Briefe gewechselt, als Erasmus nach
London reis'te, um ihn persönlich kennen zu lernen. Der Zufall führte
sie zum ersten Male bei dem Lord-Major zusammen. Keiner hatte dem
andern seinen Namen genannt. Sie vertieften sich in ein Gespräch.
Erasmus, über den Scharfsinn seines Gegners erstaunt, ruft endlich
aus: Aut tu Morus es aut nullus! Worauf jener mit gleicher Lebhaf-
tigkeit antwortet: An tu es Erasmus aut Diabolus!

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ward am 30sten Novem-
ber 1736 zu Lauban in der Oberlausitz geboren und erhielt auf der dor-
tigen Stadtschule seine erste wissenschaftliche Bildung, von wo er 1754
die Universität zu Leipzig bezog. Hier suchte er, da er sich dem Schul-
fache gewidmet hatte, besonders Ernesti's Unterricht zu nützen, dessen
gepriesener Methode und der ganz besondern Gabe desselben, überall den
eignen, bestimmten und deutlichsten Ausdruck zu finden und mit ihm
auf einmal der Seele den Gegenstand einzuprägen, Morus, seinem eig-
nen Geständnisse nach, seine feurige Lust zu den Wissenschaften zu ver-
danken hatte. Nachdem er nach Verlauf von drei Jahren seine Stu-
dien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem damaligen Profes-
sor der Medicin in Leipzig, Ludwig, der ihn mit ausgezeichnetem Wohlwol-
len behandelte. Im Jahre 1760 wurde er Magister, und las ein Jahr
später nach einer öffentlich vertheidigten, geschmackvollen Schrift, über
die Verwandtschaft der Geschichte und Beredsamkeit
mit der Dichtkunst, Collegia über griechische und lateinische Schrift-
steller. Indessen erwarben ihm seine vorzüglichen Kenntnisse und die
Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung und öffneten ihm
den Weg zu Aussichten auf eine Anstellung zu Leipzig. Im Jahre 17[illegible]
erhielt er eine Collegiatur im großen Fürstencollegio, 1768 eine außer-
ordentliche philosophische Professur, 1771 wurde er ordentlicher Profes-
sor der griechischen und lateinischen Sprache und 1780 Ephorus der chur-
fürstlichen Stipendiaten. In allen diesen Aemtern fand er Gelegenheit,
das neue Testament in sich selbst und in der eignen Sprache ihrer Ver-
fasser und nie außer dem Zusammenhange zu durchdenken, und das
ganze Feld der Theologie gelehrt zu bearbeiten, womit er zugleich ein
reifes Studium der alten Kirchenlehrer zu verbinden wußte. Auf die-
sem Wege des tiefen gründlichen Forschens war er mehr als hinreichend
vorbereitet, im Jahre 1782 beim Tode Ernesti's eine Lehrstelle der Theo-
logie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite
theologische Professur einrückte, Decemvir der Akademie und Domherr

des hohen Stifts Meißen und das Jahr darauf auch Beisitzer im leipziger Consistorium wurde. Es ist schwer, bei einem so geistig-vollendeten Manne, wie Morus unstreitig war, die einzelnen Eigenschaften des Geistes und Herzens, und die verschiednen Vorzüge, die in seinen Verhältnissen als Mensch und Gelehrter an ihm bemerkt wurden, in der Aufzählung und Betrachtung gehörig von einander zu trennen. Denn eben darin bestand sein Hauptvorzug, daß alles in ihm zu einem schönen moralischen Ganzen verbunden war, wo jede Eigenschaft mit der andern in der engsten Verbindung stand, wo eine durch die andere erhöht wurde, und wo Vernunft und Ueberlegung, selbst aus den zufälligsten Umständen allen Vortheil gezogen hatten, um den edlen, pflichtmäßigen, wahrhaft und in aller Rücksicht tugendhaften Mann zu vollenden, den seine Zeitgenossen in diesem ruhmwürdigen Verstorbenen schätzten und verehrten. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, sondern vielmehr die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßig eingerichteten Studiums, so, daß er nicht eher in das nächst gelegene Feld der Gelehrsamkeit überging, bis er auf dem vorigen ganz einheimisch geworden war. Es lag in seiner geistigen Anlage das Vermögen und die Neigung, sich durch gründliches Wissen, durch sorgfältige Untersuchung, durch vorsichtige Prüfung ein Verdienst um die Wissenschaften zu erwerben, nicht aber durch Aufstellung neuer und kühner Gesichtspunkte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen sich auszuzeichnen. Gründliche Genauigkeit im Untersuchen und Bescheidenheit in Behauptung der Resultate seiner Untersuchungen machten den Charakter seines Geistes und seiner Studierart aus. Die Bestätigung dieses Urtheils liegt, in so fern es auf seine Lehrart der eigentlich sächlichen Wissenschaft sich bezieht, theils in der Wahl der Schriftsteller, die er zur Interpretation aussuchte, wie des **Kaisers Antonin Betrachtungen**, **Longin über das Erhabne**, **Plutarch über den Unterschied zwischen einem Freund und Schmeichler**, theils auch aus der im Drucke erschienenen Bearbeitung einiger Classiker, und aus andern in die Philosophie und Aesthetik einschlagenden Aufsätzen, besonders sein Libellus animadversionum ad Longinum 1773, bei dem sich eine Abhandlung über den verschiedenen Begriff des Erhabnen findet, ferner seine Aufsätze in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und unter diesen die Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi. Unter seinen übrigen Schriften wird besonders seine treffliche **Uebersetzung des Briefs an die Hebräer**, so wie seine 1789 erschienene Epitome Theologiae Christianae ausgezeichnet. Dieser thätige und um seine Wissenschaft so sehr verdiente Mann starb in Folge eines Schlagflusses am 11ten November 1792, und sein Tod war vielleicht nach Gellerts und Zollikofers Hinsterben der allgemein betrauertste in Leipzig, in so fern Morus nicht allein von allen Ständen seines so volkreichen Wohnorts, sondern auch in nahen und entfernten Gegenden Deutschlands gleich sehr geliebt wurde.

Mosaik, mosaische, musaische, musivische Arbeit, ist die Art Mahlerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glasund Marmorstücken, ja selbst Hölzern von verschiedener Farbe ihre Gemälde so fein und künstlich zusammensetzt, daß man gar oft getäuscht sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moses, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von **Musa**, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit gedacht ward, bald von μουσεῖ-

Museum, welches bedeutet 1. einen den Musen geweihten Ort, 2. ein Studirzimmer, 3. eine den Musen geweihte Grotte. Vielleicht weil man in solchen Grotten solche Arbeit zuerst anbrachte, bezeichnete man sie mit demselben Namen. Das italienische Wort Musaico ist von dem Wort *Musaikon* entstanden, dessen sich die byzantinischen Griechen bedienten, welche diese Kunst nach Italien brachten. Der französische Name Mosaique ist aus dem italienischen entstanden, und wir Deutschen brauchen bald diesen, bald jenen. Nicht viel Gewisseres wissen wir von der Erfindung und Geschichte dieser Kunst im Alterthum. Wahrscheinlich entstand sie im Morgenlande; bei den Griechen aber erhielt sie ihre Ausbildung, und kam von diesen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Als im 5ten Jahrhundert die Künste und Wissenschaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt sich auch diese Kunst unter den byzantinischen Griechen, und kam von ihnen zu Ende des 13ten Jahrhunderts wieder nach Italien zurück, wo sie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, besonders seit Clemens VIII. zu Anfange des 17ten Jahrhunderts sie dadurch beförderte, daß er die ganze Kuppel der Peterskirche inwendig mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambatista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehrere nachfolgende Künstler wendeten diese Kunst an, Originalgemählde berühmter Meister zu copiren und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, denn eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemählde ist keiner ihrer geringsten Vorzüge. Auf diese Weise erhielten sich des Guercino Marter der heiligen Petronilla und des Dominichino Abendmahl des sterbenden heiligen Hieronymus. Peter Paul von Christophoris legte zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zu Rom eine Kunstschule in Mosaik an, und hat viele große Schüler erzogen, welche die Kunst zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neuern Zeiten sind besonders zwei Arten der Mosaik berühmt, die *römische* und *florentinische*. Bei jener setzt man die Gemählde aus kleineren Steinen zusammen, wodurch nicht nur eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht, sondern man auch in den Stand gesetzt wird, größere historische Gemählde zu verfertigen; die florentinische, welche sich größerer Steine bedient, ist ungleich mühsamer, und kann nur kleinere Gemählde darstellen. Mosaik in Holz, welche im 15ten Jahrhundert Phil. Brunelleschi und Jo. de Verrona zu großer Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener *Tansia* oder *Tarsia*, die Franzosen *Marqueterie*. Das mechanische Verfahren bei der Mosaik ist folgendes. Man legt einen Grund von starken Plattsteinen, und klammert diese mit Eisen zusammen. Dieser Grund von starken steinernen Platten wird von einer noch dickeren Einfassung eingeschlossen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen und, so lange dieser weich ist, werden die Marmor- oder Glasstücke, der auf dem Grunde vorgezeichneten Figur gemäß, eingesetzt, wobei der Künstler das zu copirende Gemählde beständig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt so fest wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neuesten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Mosaikgemählde in 2 bis 3 Platten quer durchzusägen, und auf diese Weise das Gemählde zu vervielfältigen, weil alle Platten dasselbe Gemählde enthalten. Sollte Rauch, Schmutz oder sonst etwas die Oberfläche verdorben haben, so braucht man ein solches Gemählde nur abschleifen zu lassen, um es wieder in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten.

Mosaisk, (Schlacht bei). Napoleon war mit seiner Heeresmacht bereits bis in das Gouvernement Moskwa vorgedrungen. Das Treffen

am 5. Sept. hatte ihn zum Meister der Anhöhen von Borodino (s. d. A.) gemacht. Beide Heere bereiteten sich mit aller Kraft, das eine um die alte Hauptstadt der Czaare gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen, das andere, um diese Hauptstadt, in der es Erholung und neue Hülfsmittel zu finden hoffte, zu erreichen. Der rechte Flügel und das Mitteltreffen der Russen, unter Barclay und Bennigsen standen vorwärts von Mosaisk, wo ein tiefer Hohlweg ihre Stellung deckte; der linke Flügel, den Bagration befehligte, hatte sich nach dem Treffen bei Borodino, auf die anstossenden Höhen zurück gezogen, und mit einem starken Gurt von Batterien umgeben. Die russische Macht bestand aus 120,000 Mann; Napoleon hatte in ihrem Angesichte 150,000 Mann und 1000 Kanonen aufgestellt. Er war entschlossen, am folgenden Tage, (7 Sept.) durch einen allgemeinen und kräftigen Angriff, dem Feldzuge seine Entscheidung zu geben. Morgens um 3 Uhr erschien er, umgeben von seinen Marschällen, vor den Linien der Armee. Den Abend zuvor schon hatte Kutusow das aus Smolensk gerettete heilige Bild durch die Reihen seiner Krieger tragen lassen, und sie ermuntert, treu und tapfer gegen den „Erztyrannen" zu fechten, der in das Heiligthum ihres Landes eingebrochen. Die Franzosen und ihre Bundesgenossen gingen entschlossen in die Schlacht, weil nur sie die Armee von ihren langen Entbehrungen und Leiden befreyen, und ihr den Eingang in das verheissene und mit Ungeduld ersehnte Paradis von Moskwa eröffnen konnte. Diese Entschlossenheit befeuerte Napoleon noch mehr, indem er seinen Kriegern eine Proclamation vorlesen ließ, worinn er sie an die Hoffnungen dieses Tags und an ihre frühern Thaten erinnerte, und indem er auf die in herrlicher Klarheit strahlende Sonne hinwies, mit den Worten: Sehet da die Sonne von Austerlitz! Um sechs Uhr setzten sich die französischen Colonnen in Bewegung. Poniatowsky, an der Spitze des rechten Flügels, rückte vor, um den Wald zu umgehen, an den sich der feindliche linke Flügel anlehnte, während Davoust sich längs dem Walde hinzog. An ihn schloß sich das erste Corps mit der Cavallerie Murats und an dieses das dritte Corps unter Ney an. Im Mittelpunkt marschirte die Wirtembergische Division voraus. Der Vicekönig, mit den Italienern und Kroaten nahte sich dem Dorfe Borodino. Der Hauptangriff ward, unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer, auf den linken Flügel der Russen gerichtet. Trotzig bot Bagration, in seiner wohl verschanzten Stellung, ihm seine Fronte entgegen. Man beschoß einander in geringer Entfernung. Die französische Cavallerie stürmte bis an die Mündungen der Kanonen vor. Es fielen eine Menge Streiter auf beiden Seiten. Drey Stunden wankte ohne Erfolg der Kampf. Da ließ Napoleon noch 50 Kanonen herbei bringen, und die Streitenden durch die Division Morand und das vierte Cavalleriecorps verstärken. Der Angriff wurde erneuert, und das Gefecht noch heftiger. Bagration, von der Uebermacht gedrängt, und durch den Vicekönig in seiner Flanke bedroht, gab das Zeichen zum Rückzuge. Die Franzosen besetzten seine Schanzen, und feuerten aus den eroberten Kanonen auf seinen Nachzug. Schon schien der Sieg für sie entschieden. Aber bald wandte der linke Flügel der Russen, nachdem Kutusow ihm mächtige Verstärkung aus der zweiten Linie zugesandt hatte, wieder um, und erneuerte die Schlacht. Angriff und Vertheidigung wurden noch heftiger, als zuvor. Das Ungestümm der Russen ward unwiderstehlich. Sie drangen wieder in die verlohrnen Schanzen ein. Es eilt Murat mit der Wirtembergischen Reuterey herbei. Unter großem Verlust behauptet dieses brave

Corps seinen alten Ruhm, und entreißt durch kühnen Muth seinen Anführer der Gefangenschaft. Die Wirtembergische Infanterie greift mit dem Bajonet an. Zugleich dringen russische Heeresmassen zwischen den rechten französischen Flügel und den Mittelpunkt ein, und vermehren die Verwirrung. Tutschkof stürmt mit der moskowitischen Miliz herbei, und mit Lanzen und Beilen fallen die russischen Bauern über die gehaßten Feinde her. Der Kampf wird immer allgemeiner und fürchterlicher, und das Blutbad größer, ohne daß der Sieg sich entscheidend für einen Theil erklärte. Es waren wohl 30,000 Todte und Verwundete, die jedes Heer an diesem blutigen Tage verlohren hatte. Unter den russischen Anführern waren Bagration — nach den herrlichsten Erweisungen des edelsten Muthes — Tutschkof und Konowitzin gefallen; unter den Franzosen die Generale Montbrun, Caulincourt, Compere, Plausonne, Martin und Huart. Sehr viele der obersten Befehlshaber der Heere fanden sich unter den Verwundeten. Am meisten hatten die Bundestruppen, die Wirtemberger, die Sachsen, die Westfalen ꝛc. verlohren, indem man sie, um die Franzosen zu schonen, immer dahin führte, wo die Gefahr am größten war. In der Nacht räumte Kutusow das Schlachtfeld, und zog sich, während Platow mit seinen Kosaken den Rückzug deckte, durch Mosaisk, das in den Flammen aufloderte, gegen Moskwa zurück. Die Schlacht hatte seine Kräfte so sehr geschwächt, daß er es nicht mehr wagen durfte, den Kampf zu erneuern. Deßhalb beschloß er, erst dem Feinde die Mittel zu entziehen, die er in der Hauptstadt finden konnte, und dann eine Stellung zu nehmen, in der er die reichen Provinzen des Südens deckte, und zugleich die Kräfte um sich vereinigen konnte, die er zur Erneuerung der Offensive bedurfte. Der Erfolg hat gelehrt, wie zweckmäßig dieser Entschluß war. Napoleons Heere folgten ihm auf den Straßen von Mosaisk, Zowenigorod und Kaluga nach. Am 14. Sept. zogen sie in das brennende Moskwa ein.

Moscheen (eigentlich Medsched, Mesdschiret), ein türkisches Bethaus. Im Aeußern unterscheiden sich die Moscheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. s. w. Sie sind viereckigt und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abdet oder Abwaschen. Die Eingänge sind von außen dergestalt mit Ketten verhangen, daß nicht nur kein Vieh, sondern auch die Menschen nur gebückt hindurchkommen können. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einige Sprüche des Corans, die an die weisse Wand geschrieben sind. Der Boden ist meistentheils mit Tapeten belegt, ohne einige Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südosten ist ein Stuhl in Gestalt eines Predigtstuhls, auf welchem der Iman sitzt, wenn er das Gebet abliest. Nach der Gegend zu, wo Mecca liegt, ist eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abschriften des Corans liegen, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihren Blick richten sollen. Dieses heißt die Kebla. Unterschieden von den Moscheen sind die Dschami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiser (Kutba) verrichtet wird. Die schönste unter den kaiserlichen Moscheen in Constantinopel ist die Sophienmoschee. Gewöhnlich darf niemand, als wer sich zur Religion Mahomeds bekennt, in eine Moschee gehn. Doch leidet dies seine Ausnahme. So wurde die Sophienmoschee, einem alten Herkommen zu Folge, jedem venetianischen Gesandten, für einige Ducaten auch wohl andern Personen, geöffnet. Die

kaiserlichen Moscheen haben vielfältig öffentliche Schulen (Mädräs), Hospitäler (Imärets), auch wohl Küchen, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte sind auf gewisse Districte und Grundstücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, und Gefälle angewiesen.

Moscherosch (Johann Michael), einer der vorzüglichern deutschen Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, war im J. 1600 zu Wilstädt, einem Flecken in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte zu Straßburg, wurde 1624 Magister, 1626 Hofmeister der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen, und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croi zu Vinstingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungemach des Krieges, in welchem er schon sein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehn. Darauf wurde er königlich schwedischer Kriegsrath, wie auch späterhin Secretär und Fiskal zu Strasburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedrich Casimir von Hanau zu seinem Rathe, und in der Folge zum Präsidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb den 4ten April 1669 zu Worms. — Moscherosch war seit dem J. 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu seiner Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigste, was wir von ihm haben, ist folgendes satirische Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist, Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Wilstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellet und gesehen werden u. s. w. Straßburg 1650." — (Eine andre Ausgabe, Leiden 1646 und 47, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verfasser nicht anerkannt.) Moscherosch hat zwar die Idee zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben bloß nachgeahmt. Man erkennt darinn viel originelle Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satire, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist körnicht und lobenswerth, wiewohl nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechseln ist übrigens dieser Schriftsteller mit seinem Bruder Quirinus Moscherosch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war, und ein poetisches Blumenparadies drucken ließ.

Moschus, s. Bion.

Moschus oder Bisam, eine starkriechende Substanz, welche von dem männlichen Bisamthiere gewonnen wird. Ursprünglich ist sie weich; getrocknet ist sie zerreiblich, von Farbe schmutzig, schwarzbräunlich, und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geschmack ist etwas harzig und bitterlich. Der Moschus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Ostindien und Persien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus seinen asiatischen Provinzen viel Bisam; allein dieser, so wie der ostindische, ist viel schlechter, als der tibetanische. Wegen seiner Kostbarkeit wird er auf verschiedne Weise verfälscht. In der Medicin bedient man sich des Moschus als eines Reizmittels. Seine Verwendung zu Wohlgerüchen ist bekannt.

Mosel, ein ansehnlicher Fluß, welcher oberhalb Riremont in dem Vogesengebirge entspringt, bei Charmes für kleinere Fahrzeuge schiffbar

zu werden anfängt, bei Metz völlig schiffbar wird und sich bei Coblenz in den Rhein ergießt.

Moselland, das, ist der südliche Theil des preussischen Großherzogthums Nieder-Rhein, zu beiden Seiten der Mosel gelegen, der unter der Regierung zu Koblenz steht. Es enthält, auf dem linken Rheinufer, die Kantone Kronenburg, Malmedy, St. Veit, den preussischen Antheil an den Departements der Wälder und der Saar, letztern mit Ausnahme des zu Cölln gelegten Kantons Reiferscheid; das ganze Departement Rhein und Mosel, mit Ausnahme der zu Cölln gelegten Kantone Rheinbach und Bonn; dann alles was Preussen auf dem rechten Moselufer besitzt. S. d. Art. Nieder-Rhein.

Moser (Joh. Jacob), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, wurde zu Stuttgart den 18ten Januar 1701 geboren, besuchte das Gymnasium daselbst, und bezog 1717 die Universität Tübingen, wo er 1720 Licentiat der Rechte und noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor der Jurisprudenz wurde. Da er jedoch nicht den gehofften Beifall fand, so ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher auf sein Ansuchen der Charakter eines herzoglich wirtembergischen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien war der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, sein vorzüglicher Gönner, und verschaffte ihm bei dem Kaiser Carl VI. mehrere Audienzen. Da er aber weiter nichts für ihn wirken konnte, so kehrte Moser in sein Vaterland zurück, verließ aber dieses bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofes ansah, und ging aufs neue nach Wien. Da eine nochmalige Reise nach Wirtemberg ihn überzeugte, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sey, so wendete er sich 1725 ganz nach Wien, und legte seine wirtembergischen Dienste nieder. Weil jedoch das wirtembergische Ministerium von seinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so wurde er schon im folgenden Jahre als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen bestellt. Der Fleiß, welchen er hier auf seine Vorlesungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegen zu, welche ihn endlich sogar bewogen, seine Stelle niederzulegen. Unterdessen wurde er schon 1733 von dem neuen Herzog Carl Alexander wieder in seine vorige Regierungsrathsstelle eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preußischen Geheimeraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät auf der Universität zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Verschiedne Verdrießlichkeiten bewogen ihn aber, diese Aemter 1739 niederzulegen, und in dem Dorfe Ebersdorf, im reußischen Voigtlande, zu privatisiren. Hier lebte er acht Jahre sehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutischen Secte an diesem Orte, welche ihn und seine Familie vom Abendmahl ausschlossen, auch von hier vertrieb. Er wurde nun 1747 vom Landgrafen zu Hessen-Homburg als Geheimerath und Chef der Kanzlei berufen; allein der Widerstand, den er hier in der Ausführung seiner Cameral- und andern Grundsätze erfuhr, bewog ihn, seit 1749 zu Hanau zu privatisiren. Hier legte er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie an, welche ihm seine Tage sehr angenehm machte, und von welcher ihn nichts zurückzuziehn vermochte, als der Ruf, welchen er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwischen dem Herzog von Wirtemberg und den wirtembergischen Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden und Moser von dem Herzoge für den Ur-

[illegible]ienten der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, so ließ ihn der Herzog am 12ten Juli 1759 durch einen geheimen Cabinetssecretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm selbst den Festungsarrest an. Noch am selbigen Tage wurde er unter der schärfsten Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in einem sehr engen Arrest gehalten, in welchem ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Gesangbuch weder Bücher noch Feder, Dinte und Papier zugestanden wurden. Seine Erzählung, wie er sich in dieser Lage, welche über fünf Jahre dauerte, die Zeit zu vertreiben suchte, ist sehr interessant. Ohne ein einziges Mal während seiner Gefangenschaft befragt worden zu seyn, mußte er am 25sten September 1764 auf Befehl des kaiserlichen Reichshofraths losgelassen werden. Er begab sich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für schuldlos erkannt, sondern auch als Landschaftsconsulent wieder betrachtet zu werden, wiewohl er als solcher nachher wenig, und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften nahm, sondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Pension von 1600 Gulden den Rest seiner Tage als Privatmann, größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten, verlebte. Am 30sten September 1785 in seinem 84sten Jahre beschloß er endlich sein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geschäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen sichern practischen Blick und Tact, der gegen die Kunstgebilde der schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, so wie durch seinen ganz einzigen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit und Gradheit und seine Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn zu einer rühmlichen Erwähnung in der Geschichte des deutschen Staatsrechts berechtigt, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller seiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland, Tübingen 1754, 8.; deutsches Staatsrecht, 50 Theile nebst 2 Bänden Supplemente und einem Band Register, Nürnberg 1737 ff. 4. Ein ausführliches und vollständiges Werk vom ganzen deutschen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutsches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. s. w. Seine eigne Lebensbeschreibung (3. Aufl.) erschien in 4 Theilen, Frkf. u. Leipz. 1777-83. 8. Noch möge hier das Urtheil einen Raum finden, welches sein ebenfalls trefflicher Sohn, Friedrich Carl von Moser, in seinem patriotischen Archiv (4r B. Frkf. u. Leipz. 1786, 8.) S. 550 f. über ihn fällt: „Wer mehr, denn Er, kann sich unter unsern Zeitgenossen so (einen ehrwürdigen Patrioten) nennen lassen, der länger, denn ein gewöhnliches Menschenalter, mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheit unsers allgemeinen und seines besondern Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr denn Einem Kampf den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrer-Kranz errungen, und selbst am Ziel seiner ehrenvollen Laufbahn, da sein silbergraues Haupt nur noch Ruhe fodern zu dürfen schien, seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten funfzigjähriger Erfahrung, unsern Nachkommen Zeugniß und

Weissagung zu hinterlassen: wer *wir* waren? was wir jetzo sind? und was Deutschland *nach uns* zu werden beginne? Zu groß, um eines andern Sclave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter *Einer* Partei zu seyn, leiteten ihn in seinen Lehren und Rathschlägen nur das Gesetz und der große Gedanke von der *allgemeinen* Wohlfahrt, diese allein erfüllte seine reine, edle Seele, dieser allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennutz, alle andre Rücksichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden, mit gleich standhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden seiner Zeit, selbst von dem Fürsten, der ihn *hart* behandelt, mit dem Ehrennamen des *ganz ehrlichen Manns* belohnt, ein Ruhm, den sein ganzes langes Leben durch eine Reihe sich stets gleicher Handlungen verdient und den die Nachwelt noch mit dem unzerstörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird." A—s.

Möser (Justus), Nationalschriftsteller, geschicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann und *geheimer Justizrath*, mit Recht *Deutschlands Franklin* genannt, war geboren den 14ten December 1720 zu Osnabrück, starb daselbst den 8ten Januar 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident, ein geachteter und thätiger Geschäftsmann. Die Mutter, eine brave deutsche Hausfrau, unterrichtete ihren Liebling, den gutmüthig feurigen, schalkhaft wilden Justus, in der französischen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutschen Sinn zu verschrauben. Der talentvolle Knabe faßte schnell und verwandelte das Erlernte, ohne mühsamen Fleiß, bald in sein Eigenthum. Schon im zwölften Jahre errichtete er mit seinen Gespielen eine gelehrte Gesellschaft, in der er sich einer eignen, von ihm erfundenen Sprache bediente. In den Jahren 1740-1742 studirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft; aber das wichtigste Studium für seinen hellen Beobachtungsgeist war das offne Buch des menschlichen Lebens. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der englischen, französischen und italienischen Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme und Freimuth der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkühr des Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher im J. 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretär und zum Syndicus der Ritterschaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs. Er ersparte durch weise und redliche Thätigkeit seinem kleinen, hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegskasten mehrere hunderttausend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des edlen Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungs-Zahlgeschäft für die von England besoldete alliirte Armee. Dieser Aufenthalt unter den merkwürdigen Insulanern gab seinem Geiste jenen seltnen Reichthum an practischen Blicken. Ueberall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel; er dachte aber nicht bloß, sondern *arbeitete* auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann; und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. Als Schriftsteller brachte er aus dem Lande der Freiheit und des Wohlwollens (the land of freedom and benevolence) jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die seinen Schriften classischen Werth gibt. Jetzt trat er in ein eben so schwieriges als wichtiges Verhältniß als Staatsdiener. Zwanzig Jahre lang war er, so lange die Minderjährigkeit des Prinzen von

England, welcher als protestantischer Bischof im J. 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derselbe. Nur Mösers ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und sein Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, kluger Billigkeit und der reinsten Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen, gut, verständig, welterfahren und unterrichtet, wie er war, verschmähte er den Schleichweg, entdeckte er schnell den Irrthum, sah er leicht verborgne Mängel, und erklärte sich fest und großherzig für alles Gemeinnützige, das er mit Kraft und Klugheit beförderte. Sein Wissen unterstützte seinen Scharfsinn, ohne je den ihm eigenen richtigen Blick zu verwirren. Von 1762 an war er sechs Jahre lang Justitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er diese Stelle niedergelegt, geheimer Referendär bei der Regierung bis an seinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er im J. 1783 den Titel eines geheimen Justizraths an. So groß sein Ruf in seinem Wirkungskreise war, so achtungs- und liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Seinen Pflichten unermüdet treu, für geistigen Genuß stets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande — wie er selbst mit Rührung bekannte — erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode seiner trefflichen Gattin im J. 1787, und seines hoffnungsvollen Sohns weihte ihm die zarteste Sorgfalt der Liebe und geistiger Unterhaltung seine Tochter, vermählte von Voigt. Im J. 1792 feierte die osnabrücksche Ritterschaft sein funfzigjähriges Dienstjubiläum, wo sie sein ausgezeichnetes Verdienst als Mensch, Bürger, Staatsdiener, Gelehrter und Schriftsteller, der die Zierde seiner Nation und Vaterstadt, der Freund seiner Mitbürger, der wirksame Beförderer des Guten, Wahren und Schönen sey, öffentlich anerkannte. Möser war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Sein Vater wagte daher nicht, ihn vor dem J. 1740, wo Friedrich Wilhelm I., König von Preußen starb, der bekanntlich alle junge Leute, die höher als fünf Fuß sieben Zoll waren, seiner Grenadiergarde einzuverleiben wünschte, außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken. Er flößte durch sein Aeußeres schon Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher; sein Wesen ernst und freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und herzlich, daß es jedem Zutrauen einflößte. Möser lachte selten, aber fast immer schwebte auf seiner Stirn und um seinen Mund jenes heitre Lächeln der homerischen Götter. Ohne alle Habsucht und Eigennutz hatte er doch ein Mal in jüngern Jahren den Wunsch, Gold machen zu wollen; wohl die einzige Verirrung seines gesunden Verstandes! So lebte er einig mit der Natur, mit der Welt und mit seinem Gewissen. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur gesunde Luft und geistig heitres Gespräch. Krankheitsanfälle wollte er durch Ruhe besiegen; denn er bildete sich ein, die Natur kämpfe selbst das Uebel nieder, daher dürfe er sie nicht stören. Erst in seiner letzten Krankheit, im 74sten Jahre, erkannte er seinen Irrthum; er fühlte die Nähe des Todes, und sagte eingedenk seiner Meinung, voll Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ seiner Tochter danken, sagte:

er sey nun müde und wolle schlafen, — und entschlief. Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, freiem hellen Weltblick, aus warmer voller Brust und mit unerreichbarem Humor schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, staats- und bürgerliches Recht; und sowohl der innere Gehalt seiner Schriften, als seine treffliche, originelle Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. — Seine osnabrückische Geschichte 2 Th. bis zum J. 1192 (Neue Aufl. Berlin 1780), ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen wichtigen Aufschluß geben, z. B. daß die Schutzpflicht der Verwandten der Hauptgrund der deutschen Erbfolge sey; daß selbst in den neuern Reichsmatrikeln noch das Dienstmannschaft-Cataster durchblicke u. a. m. Als deutsches Nationalwerk aber werden seine patriotischen Phantasien, herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt (3r Thl. 3te Aufl. Berl. 1804, 4r Th. 1786, mit Mösers Bildniß), stets allgemein gelesen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche Möser für Osnabrück von 1766-1782 schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Landes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen, und zu ihrer Cultur in aller Hinsicht mitzuwirken. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von seiner Gelehrsamkeit, seinem Geschäftskreise und von seiner Lectüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernst aufheiterte, und das milde, herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menschliche sich menschlich aussprach. Alle, die für die Nation schreiben, sollten Mösern studiren. Seine vermischten Schriften, 2 Thle., nebst Mösers Leben, herausgeg. von Fr. Nicolai. Berl. 1797 folg., enthalten Aufsätze voll Laune und Menschenkenntniß, z. B. den auch ins Englische übersetzten Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, über die deutsche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenschaft steht mit Mösers Geist und Herzen im Widerspruch. Man vgl. Mösers Leben in Schlichtegrolls Nekrolog 1794. II. K.

Moses wurde um 1600 vor Christo unter dem damals hart bedrückten hebräischen Volke in Aegypten geboren, und schon drei Monate nach seiner Geburt mußten seine Aeltern — der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi — zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling aussetzen. Aber von tausend ermordeten hebräischen Knaben wurde gerade er wunderbar, wie Cyrus und Romulus, gerettet. Die lustwandelnde Tochter des ägyptischen Königs (Thermutis nennt sie die Sage beim Josephus) findet im wohlverwahrten Rohrkästchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt sich sein und gibt es, da seine nahe stehende Schwester Mirjam die Mutter herbeiruft, dieser zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle seines unglücklichen Volks eingeflößt, und erst als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Wasser geretteten (Mo-üdsche im Aegyptischen, daher das hebräische Moscheh) nannte und an Kindesstatt annahm. Dadurch wurde er dem Priesterstande, zu dem die königliche Familie gehörte, einverleibt und konnte nun als Priesterlehrling zu allen den Künsten und Wissenschaften, die dieser erste Stand des Reichs in streng

verhüllten Mysterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchste, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß, und daß Moses sich ihrer bemächtigte, und noch tiefer als seine Lehrer in die Geheimnisse ihrer Religion, Naturkunde, Gesetzgebung und Regierungskunst eindrang, leuchtet aus seinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge gegen Aethiopien, bei dem er in seinem vierzigsten Lebensjahre als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der besiegten Prinzessin Tharbis erobert und diese zum Weibe genommen haben soll, spricht nur die jüdische Sage beim Josephus, wahrscheinlicher aber machen die großen tactischen Kenntnisse, die seine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer voraussetzen, daß er im ägyptischen Heere diente und sich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes sein Volk nicht vergessen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägyptischer Vogt sich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich um. Aber diese That wurde bekannt, und er entgieng den Nachstellungen des Königs nur (die Apostelgeschichte sagt im 40sten Lebensjahre) durch eine schnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitischen Hirtenfürsten und Priester, Aufnahme, und erhielt dessen Tochter Zipora, die er beim ersten Zusammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Sohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers, und die Geschichte sagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorschweben mußte ihm das Elend seines Volks, und nicht umsonst konnte er auf dem ungewöhnlichsten Wege in das Heiligthum der ägyptischen Weisheit geführt und mit den seltensten Kräften und Kenntnissen ausgestattet worden seyn. Sie beschäftigten seinen Geist in der Einsamkeit, sie deuteten ihm die Natur, die ihn an Räthseln und Wundern reich mit Schrecken und Pracht in den Wüsten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben sein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als seine Väter. Doch lange bildete sich bei diesem stillen Hirtenleben der Keim des großen Unternehmens in seiner Brust, ehe er hervorbrach und in das Bewußtseyn eines tiefdurchdachten Plans trat. Moses hatte schon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geschah. Am Horeb weidend, sieht er einst einen Dornbusch im Feuer und forschend, warum der Busch nicht verbrennt, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der sich ihm als den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, sein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehova, unter dem sich Gott ihm offenbart, war ihm schon aus den ägyptischen Mysterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieser Name in sich schließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse der Vorsicht und Bescheidenheit entschließt er sich, diesem Rufe zu folgen: Pharao ist hart und ungläubig, er selbst geächtet, sein Volk roh und unfähig die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen soll, zu fassen; man wird den Worten seines unberedten Mundes, den eine schwere Zunge im Sprechen hindert, ohne sinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt Gott ihm die Macht, seine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und stellt ihm seinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüstet kehrt Moses im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht, ein Greis von 80 Jahren, ans Werk. Alte und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgesehen, stellen sich ihm hier ent-

gegen. Zwar wird Aaron sein Mund, und das Volk Israel muß in seinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtschaft entmuthet und ausgeartet, schwankt es noch zwischen Glauben und Zweifel. Umsonst bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberstab in seiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunst der ägyptischen Weisen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höherer Kräfte erkennen muß; erst die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinsterben aller Erstgeburt bewegt Pharao's verstocktes Herz, die Hebräer ziehen zu lassen. Moses stellt sich an ihre Spitze und führt sie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabischen Meerbusen, in dem der treulos nachsetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde ist nur der Anfang seines Unternehmens, gährend wogt um ihn die rohe Masse eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kennt. Der Mangel in der Wüste erregt lautes Murren, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinen-Völkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Aeltesten innere Empörungen wider den Führer; sein Leben kommt nicht selten in Gefahr und die Macht, die sein Beruf erfodert, kann er oft nur durch gewaltsamen Zwang und schreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewunderungswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindsamkeit verfolgt er trotz alles Widerstrebens seinen Plan, die störrische Menge zum gesitteten, frommen und selbstständigen Volke zu machen. Er schafft den Hungrigen Brot vom Himmel *) und öffnet den Durstigen neue Quellen aus den Felsen Horebs, nicht als ein Zaubrer mit betrüglichen Künsten, sondern als ein Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf sein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moses nicht angesehen seyn, bei allen seinen Anordnungen beruft er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernst väterlich an sich ziehen und bilden will. Religion ist der Geist des Gesetzes, das Moses im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk sich lagern, er selbst aber besteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Gesetzen Israel leben soll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, sind diese Gesetze mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. Moses hat das Verdienst, sie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der aus einer Familie zum großen, unbändigen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Das Centrum seiner Gesetzgebung ist die Lehre, daß Jehova der einige Gott, der weder einen andern Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volks seyn und es durch Priester regieren wolle. Daher haben die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staats-

*) Man oder Manna, ein vegetabilischer Saft, den die Israeliten von der Cameelstaude (arabisch Charl Schuter) in der arabischen Wüste sammelten und zur Speise bereiteten. Er sieht wie Coriandersamen aus, schmeckt süß wie Honig, und heißt jetzt bei den Persern Terengabina.

erfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei der Hebräer constituirt, insgesammt göttliche Autorität und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grundfoderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, sind sie auf die Individualität des Volks, auf das Clima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes, und auf den Plan der Vorsehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einst über das ganze Menschengeschlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein scharf abgeschloßner Gottesstaat soll es gesondert von allen Nachbarvölkern, selbstständig, wie sein Gott und Herr, frei und allein stehen. Sie nöthigen es durch fest bestimmte, bis in die geringsten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geselligen und häuslichen Verhältnisse eingehende Vorschriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speisen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergessen ist, zur Gewöhnung an die seinem Charakter und seiner religiösen Bestimmung angemeßne Civilisation. Sie legen ihm durch ein streng geregeltes Ritual, das aus tausend an sich kleinlichen und stark in die Sinne fallenden Ceremonien zusammengesetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellt und bedeutsam von Handlung zu Handlung fortschreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geschäftigkeit im Dienste seines himmlischen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moses angehört, überträgt er die Verwaltung dieses Dienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze, und nicht seinen Söhnen, die er mit weiser Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, sondern dem Geschlechte seines Bruders Aaron das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohepriesterthum. (Vergl. d. Art. Hoherpriester.) Diesem von allem Grundeigenthume ausgeschloßnen Stamme macht er die übrigen 12 Stämme zehntpflichtig, untergibt sie eignen Stammältesten und Richtern und sichert die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsam zu feiernde Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geschmückte und im Innersten nur dem Hohenpriester zugängliche Wohnung Jehova's, das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation wird. Dies sind die Hauptpunkte der Gesetzgebung Mosis, die, wenn auch Züge ägyptischer Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben, die Hebräer von den ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen und zur politischen und religiösen Selbstständigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umstände ihrer Entstehung an Originalität und Hoheit der Principien, an Consequenz, Nachdruck und Dauer und, was am meisten für ihren göttlichen Ursprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die gepriesnen Legislationen Solons und Lycurgs weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, sah Moses sich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen und 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in der Wüste mußten vergehen, die harten Strafen, die sein Gesetz dem Uebertreter droht, mußten mit eiserner Strenge vollzogen werden, alle die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten absterben,

e das Gesetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachsenen G
lechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moses, der m
orgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, den
lbst um eines einzigen Zweifels willen, den er sich im Gedränge d
Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen lassen, die vollkomm
usführung seiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Fe
rrn Josua zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke sei
h Abschied genommen hatte, besteigt er einen Berg in Peräa jens
s Jordans, von dem er das gelobte Land, das er selbst nicht betret
llte, überschaut und sein mühevolles Leben im 120sten Jahre beschließ
er abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den B
hl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und niemand kennt d
Stätte seines Grabes. Doch das herrlichste Denkmal seines Geistes u
iner Verdienste hinterließ er der Welt in den Büchern, die er zur E
ltung empfangener Traditionen von der Geschichte der Urwelt u
m Gedächtnisse seiner Thaten, Schicksale und Gesetze niederschrie
in unbekannter Hebräer späterer Zeit hat sie in die 5 Bücher geordn
e wir unter dem Namen Moses besitzen, aber bis auf wenige Zusä
d Einschaltungen, die dieser spätern Redaction angehören, tragen s
s Gepräge der Echtheit in ihrer veralteten Sprache, in ihrer zugleich
nfachen und kräftigen Darstellungsweise und in der ungekünstelten
ie ein Tagebuch fortschreitenden Anordnung der Geschichten an sich
infalt und Naturwahrheit ist die historische Kunst ihres Verfassers
erall blickt seine Größe und Kraft hervor, und welches hohen dich
schen Schwunges er fähig war, bezeugen die herrlichen Lieder, m
nen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor sein
ode segnet und entläßt. Vergeblich bemüht sich daher die neueste K
k, diese Bücher in den Nebel der mythischen Dichtung zu stellen (v
Art. hebräische Literatur), dem Unbefangnen haben sie
eltung einer historischen Wirklichkeit, und er überzeugt sich bald, d
in anderer als Moses und auch dieser nur, um das Geschehene z
berichten, sie niederschreiben konnte. Wie hätten auch die Gen
nen von mehr als drei Jahrtausenden nach einem Mährchen i
erfassungen ordnen und die zehn Grundgebote aller Religion und S
l, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und
ngesetze von einem andern annehmen mögen, als von dem erhab
sandten Gottes, den in der Geschichte der Menschheit unter a
en Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. E.

Moses Mendelssohn war 1729 zu Dessau von jüdischen Al
n geboren. Sein Vater Mendel, daselbst Schulmeister und Ze
otschreiber (Sopher), gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Er
ng. Er unterrichtete ihn in der hebräischen Sprache und den An
gsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit selbst; im Talmud ließ er ihn
Andern unterrichten. Nächst dem war das alte Testament der
telle seines Unterrichts und seiner Bildung. Besonders zogen ihn die
tischen Bücher desselben an. Das berühmte Werk des Maimonides
ore Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände
legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung der Wahrheit und
freimüthiger Denkungsart. Er studirte dieses Buch, das gleichsam
Metaphysik der Bibel ist, mit einem Fleiße und einer Wißbegierde,
er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachlässige Be
lung ein gekrümmtes Rückgrath und eine stets schwächliche Ge
heit behielt. Da sein Vater ihn nicht ernähren konnte, so mußte
742 in seinem vierzehnten Jahre nach Berlin wandern, wo er

ringen Wohlthaten einiger Glaubensgenossen verschiedene Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Das Schicksal führte ihn hier mit Israel Moses, einem tiefsinnigen Denker und großen Mathematiker, zusammen, der, wegen seiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieser Mann disputirte oft mit Mendelssohn nach Maimonides Grundsätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräischen Uebersetzung in die Hände und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verstand des Jünglings schärfte und ausbildete. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Kisch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateinischen und gab ihm selbst einigen Unterricht darin: durch den Doctor Aaron Salomon Gumpert bekam er Gelegenheit, mit der neuesten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verschiedne talentvolle Jünglinge kennen, mit denen er zu seinem, wie zu ihrem Vortheil umging. — So lebte Mendelssohn der Weisheit und Wissenschaft ohne alle andre Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne gewissen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation in Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, und nach und nach zum Aufseher, Factor, und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. Im J. 1754 machte er die Bekanntschaft Lessings, die auf seine Bildung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Lessing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerksam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erste Frucht der Uebung des hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die abbtische Correspondenz, eine Sammlung zwischen Abbt, Mendelssohn und Nicolai gewechselter Briefe, ist ein herrliches Denkmal von der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. An der Bibliothek der schönen Wissenschaften, so wie an den Briefen, die neueste Literatur betreffend, nahm Mendelssohn wichtigen Antheil, auch für die ersten Bände der Allgemeinen deutschen Bibliothek war er thätig, wie einige sehr vorzügliche Recensionen von ihm beweisen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philosophischer Schriftsteller mit Werken auf, die seinen Ruhm nicht nur über Deutschland, sondern auch ins Ausland verbreiteten. Die Auffoderungen und dringenden Vorstellungen des enthusiastischen Lavaters, der ihn dem Christenthum gewinnen wollte, wußte Mendelssohn mit Feinheit und Delicatesse abzulehnen, wie seine Correspondenz mit Lavater zeigt; aber der Verdruß, sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehn, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. Nur langsam genas er. Er versuchte jetzt wieder ein zusammenhängendes Werk zu schreiben. Auf eine geringe Veranlassung legte er in seinem Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum der Welt die trefflichsten Ideen vor, die zum Theil deßwegen so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, geradezu angriffen. Er hatte seinem ältesten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenstunden aus einander gesetzt. Die Resultate seiner Untersuchungen machte er jetzt in einem Werke, unter dem Titel, Morgenstunden, bekannt, von dem, seines dazwischen eintretenden Todes wegen, nur der erste Band erschien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelssohn glaubte seinen todten Freund Lessing gegen die

Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu seyn, vertheidigen zu müssen. Sein Herz war tief verwundet; ohne seiner erschöpften Kräfte zu achten, eilte er, den ersten Eindruck der jacobischen Beschuldigung zu vertilgen, und arbeitete die Schrift aus: Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Er befand sich in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben ein Ende zu machen. Er starb den 4ten Januar 1786. — Deutschland hat diesem großen Lehrer seiner Nation, dessen Vorbild Sokrates war, um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen großen Theil ihrer Bildung und Würde. Im philosophischen Dialog machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Er gab zuerst den Untersuchungen der systematischen Philosophie Eleganz und ästhetisches Interesse. — Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: seine philosophischen Schriften, 2 Bände; seinen Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, und seine Uebersetzung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen u. s. w.

Mosheim (Johann Lorenz von), Kanzler und Professor der Theologie in Göttingen, aus einem steyermärkischen Geschlechte entsprossen und den 9. Oct. 1694 zu Lübeck geboren. Er studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und im folgenden Jahre Beisitzer der philosophischen Facultät, da er sich schon durch Lehren und Predigten, und durch gelehrte Schriften einen Namen machte. Er erhielt deßwegen mehrere ehrenvolle Vocationen, die er aber aus verschiedenen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Professor der Theologie nach Helmstädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er in Verbindung mit diesen Stellen zuletzt noch das General-Inspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und sich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetsten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Universität (die vor und nach ihm niemand bekleidete) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorlesungen über die Kirchengeschichte und über die meisten Theile der Theologie fortfuhr bis an seinen Tod den 9ten September 1755. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften machen ihn unsterblich. Er war der Vater und Wiederhersteller der Kirchengeschichte, und verbesserte Arnolds nicht allzuglücklich gerathenen Versuch. Er gab ihr neben der Zuverlässigkeit eine pragmatische Gestalt. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer, und wußte die künstlichsten Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmstädt 1755, 4, die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übersetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4te Aufl. 5 Th. Helmstädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen der durchaus practischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, in welcher sie ihre moralischen Wahrheiten vorträgt, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und sein geschickter Fortsetzer, J. P. Miller, hatte noch vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedsamkeit machte Mosheim Epoche, theils durch seine Anweisung, erbaulich zu predigen, 2te Aufl. 1771, 8.

vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften Religionsvorträge. Er vereinigte Gründlichkeit und Popularität, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur ist der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunst der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Seine lateinische Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag floß ohne Anstoß, bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch sein moralischer Charakter war alles Lobes werth.

Moskau. Die alte ehrwürdige Hauptstadt des mächtigen russischen Reichs hat in unsern Tagen eine neu erhöhte Wichtigkeit erhalten; Moskau ward die Fackel der neuen Freiheit für den gesammten, durch langen, schmählichen Druck der Tyrannei unterjochten Continent von Europa. Als im J. 1812 Napoleons unstäter Eroberungsgeist Rußland zum Kriege gezwungen, das Reich, welches allein noch dem Despoten einen mächtigen Damm gegen seine Universalherrschaft über den europäischen Continent entgegenzusetzen schien, drang er mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehn, unaufhaltbar in das Innre des russischen Reichs vor. In zwei blutigen Schlachten, der einen bei Smolensk den 17ten August, der zweiten an der Moskwa bei Mosaisk am 7ten Sept. 1812, suchte vergeblich das russische Heer den raschen Zug des Gefürchteten aufzuhalten. Die heroischste Tapferkeit sah sich gezwungen, der Uebermacht zu weichen, und Napoleon hielt am 14ten Sept. desselben Jahrs seinen triumphirenden Einzug in Moskau. Doch schon stand die große Kaiserstadt in Flammen, und bald einsam unter den dampfenden Ruinen von Moskau zwangen den Eroberer der Mangel und der nahende Winter und die drohende Nähe des verstärkten russischen Heeres zu jenem unvergeßlichen Rückzuge aus Rußland, der die zahllosen Schaaren des Uebermüthigen vernichtete und für Europa die Morgenröthe besserer Tage ward. — Moskau, die alte und erste Hauptstadt des russischen Reichs, wiewohl die Residenz seit der Erbauung von Petersburg durch Peter den Großen nach letzterm Orte verlegt war, liegt an zwei Flüssen, der Moskwa und der Neglina, und enthält in einem Umkreise von fünf deutschen Meilen, vier Haupttheile, deren jeder beinahe wiederum eine eigne Stadt für sich bildet, nämlich 1. den Kreml, mit dem alten kaiserlichen Residenzschlosse und der Kathedralkirche, in welcher die Kaiser gesalbt und gekrönt werden, nebst mehrern andern ansehnlichen Gebäuden; 2. Kitaigorod; 3. Belgorod, mit den Gebäuden der in unsern Tagen vollkommen neu organisirten Universität, und 4. Semlänoigorod. Die ganze Stadt ist in 90 Quartiere abgetheilt, und hat einen Flächeninhalt von 16,120,800 Quadratklaftern. Die Bevölkerung betrug vor dem Brande nahe an 400,000 Einwohner; im J. 1814 zählte man aber deren nur 172,991. Vor dem Brande waren 9158 nachher 2626 Häuser vorhanden. Die Wiederherstellung des Zerstörten ging aber, unter der Leitung des thätigen Gouverneurs Tormasow, mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten, wie denn schon im J. 1813 2180, im Jahr 1814 2798 Gebäude theils neu errichtet, theils ausgebessert wurden. Dieser Eifer dauerte auch in den folgenden Jahren fort, und die Stadt stieg viel regelmäßiger und schöner, als sie zuvor gewesen war, aus ihren Ruinen empor. Ueber die Wiederherstellung des Kreml s. d. Art. So machen denn noch immer eine Menge Kirchen, der Sitz verschiedener hohen Reichscollegien, Erziehungs- und wissenschaftlicher Anstalten, der vornehmsten Fabriken und Manufacturen des Reichs, Moskau zu einer der ersten und prächtigsten Städte der Welt, und sie war und

bleibt die Hauptstadt von Rußland, der Sitz des innern Handels, und der Ort, wo die russischen Nationalsitten und der russische Nationalcharakter sich am längsten unvermischt erhalten hatten, wozu die Gegenwart eines zahlreichen, begüterten Adels, der vom Hofe unabhängiger bleiben wollte, vorzüglich mit beitrug. Cz.

Moslemin, Rechtgläubige, ein religiöser Beiname der Mahomedaner.

Motette ist ein über einen biblischen Text in Prosa, meistens nur für Singstimmen, gesetztes und nach Fugenart behandeltes Tonstück. Man findet dergleichen vier-, fünf- sechsstimmig, auch mit abwechselnden Chören. Von einer andern Gattung sind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich sind; diese werden alle mit Instrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, besonders aus den Psalmen, jedoch meistentheils in gereimten lateinischen Versen, so daß sie mit Arien und Recitativen abwechseln und am gewöhnlichsten nur von einer Stimme gesungen werden.

Motion heißt ein jeder Antrag oder Vorschlag, den im englischen Parlament ein Mitglied zur Berathschlagung vorlegt. In gleicher Bedeutung wurde es auch in Frankreich zur Zeit der Revolution genommen, indem jeder Conventsdeputirte oder sonstiges Mitglied einer Volksversammlung das Recht hatte, eine Motion zu machen; jedoch durfte über keinen Gegenstand, wenn nicht vorläufig ein Conventsdecret die Gültigkeit der Berathschlagung anerkannt hatte, deliberirt werden.

Motte (Antoine Houdard de la), ein bekannter französischer Dichter, war 1672 zu Paris geboren, studirte die Rechte, entsagte aber der juristischen Laufbahn, die seiner Denkungsart nicht entsprach, und widmete sich der Poesie. Seine Neigung zog ihn zum Theater. Er war einundzwanzig Jahr alt, als (1693) sein erstes Stück auf dem italienischen Theater aufgeführt wurde. Es war eine Farce in drei Acten, gemischt aus Prosa und Versen, betitelt Les Originaux ou l'Italien. Der Fall dieses Stücks verursachte ihm solchen Kummer, daß er sich nach La Trappe flüchtete. Aber der berühmte Abbé Rancé versagte dem Jünglinge die Aufnahme und entließ ihn nach einigen Monaten. La Motte ging nach Paris zurück und arbeitete zunächst für die Oper, welche Gattung ihm vielleicht am besten gelungen ist. Wenigstens ist er ein besserer Verskünstler und selbst mehr Dichter in seinen lyrischen Werken als in seinen Tragödien. Dagegen machte ihn seine Uebersetzung der Iliade Homers, die er 1714 herausgab, fast lächerlich. Ohne ein Wort griechisch zu verstehn, hatte er sich an diese Arbeit gemacht, die von dem Geiste und den Schönheiten des Originals nichts ahnen läßt. Die Abhandlung, die er hinzufügte, ist mit Feinheit und Eleganz geschrieben, aber Homer wird sehr übel darin mitgenommen. Madame Dacier stellte ihr eine andre, voll Pedanterei und beleidigender Unhöflichkeiten Des causes de la corruption du goût, entgegen, welche La Motte durch seine Réflexions sur la critique mit eben so viel Witz als Anmuth beantwortete. Diese Antwort erschien 1715 und entzweiete alle Gelehrte. Der Streit wurde so hitzig und spaßhaft zugleich, daß man die Hauptpersonen sogar auf die Bühne brachte. Einen neuen Streit erregte La Motte's Behauptung, daß man in jeder Schreibart, selbst in der Tragödie, sich in Prosa besser ausdrücken könne als in Versen. So endigte dieser Dichter, der sein Leben hindurch Verse gemacht hatte, damit, sie verdächtig zu machen und das Versificiren für eine sinnreiche Narrheit zu erklären. Um seine Behauptung noch anschaulicher zu machen, schrieb er einen Oedip in Prosa, den er mit seinem frühern

in Versen contrastiren ließ. Den Spott, den er für diese
reichlich einerntete, ertrug er als Philosoph. Er starb im
1731. Seine Werke sind 1754 zu Paris in 11 Duodezbänden
erschienen. Die wichtigsten darunter sind: 1. vier Tragödien,
chabées, Romulus, Inès de Castro und Oedipe. Allen fe
Reinheit, Klarheit, Kraft, Adel und Eleganz; 2. die Lustsp
mant difficile; Minotolo; Le Calendrier des vieillards; Le
La Matrone d'Ephèse und Le Magnifique. Letzteres ist ein M
Zartheit und Geschmack, voll Geist, Wahrheit und Anmuth,
den Beifall, den es bei seiner Erscheinung fand, sich erh
Opern, von denen l'Europe galante; Issé; L'Amadis de Gr
phale; Le Carnaval et la Folie; Alcyone und einige andre
Erfolg gegeben werden. Sie sind nach dem Urtheil der Fran
er allen seinen Werken wegen ihrer edeln Eleganz und Liebli
vorzüglichsten, obgleich eine gewisse Einförmigkeit in ihnen nich
kennen ist; 4. Oden, mehr philosophisch als poetisch; unter de
en finden sich mehrere treffliche, in denen sich die Natur m
Feinheiten der Kunst zeigt; 5. zwanzig Eklogen, die größtent
Preis in den Blumenspielen gewonnen haben. Die Annehmlich
Unschuld des Landlebens sind darin höchst reizend geschildert
beln, die jedoch nicht großen Beifall fanden, da es ihnen in
an Natürlichkeit fehlt. Theils sind sie von ihm erfunden, th
frühern bearbeitet; 7. verschiedne Abhandlungen, als über di
über die Ode, die Ekloge, die Fabel, die Tragödie. Sie sind
lich verkappte Apologien seiner verschiednen Werke; in allen
man den Philosophen und Mann von Geist; 8. mehrere Reden
Akademie und eine Lobrede auf Ludwig XIV., schätzbarer w
Form als wegen des Inhalts; 9. Plan des preuves de la
trefflich geschrieben; 10. ein kleiner Roman, betitelt Salneld et
eine Bagatelle voll Geist und Empfindung. — Alle sowohl
nannten als übergangnen Werke verdienen nicht, unter die
der Franzosen gesetzt zu werden. Sie haben einzelne Schönhei
nicht den Stempel des wahren Genies. Wenige Schriftstell
mehr Anhänger gehabt, und das konnte nicht anders seyn;
man lobte ihn wieder. Das richtige Urtheil kann dadurch ve
zert werden, aber es erfolgt unausbleiblich. La Motte ist nac
den aus der Reihe der Dichter ausgeschlossen und in die C
schönen Geister verwiesen worden.

Motte (Marie Anne de Saint Remy de Valois, vermä
lin de la), geboren zu Fontette den 22sten Julius 1756, war e
ter des James de Saint Remy de Valois, der verarmt im H
zu Paris im Jahr 1802 starb, nachdem er sich 1755 mit M
el, mit der er schon vor seiner Verehelichung einen Sohn erzei
heirathet hatte. Er stammte in gerader Linie und im 6ten G
Heinrich II., Könige von Frankreich und Navarra, ab, der m
e Savigny einen Sohn, Namens Heinrich de Saint Remy
hatte. Dies Geschlechtsregister und diese Abstammung der G
war von französischen und deutschen Schriftstellern hin und w
gefochten worden, allein mit keinem zureichenden Grunde, inde
er ununterbrochne Besitz des Gutes Fontette bis auf den V
Gräfin, der durch üble Wirthschaft solches verschleuderte, als
von dem Wappenrichter des französischen Adels am 13ten Oc
Jahrs 1785 unterzeichnete Urkunde für die Richtigkeit dieser
nung mehr beweisen, als die bis jetzt dagegen vorgebrachten G

Völlig hülflos und verlassen, fand Marie Anne de Saint Remy de Valois in ihrer zarten Kindheit an der Marquise von Boulainvilliers eine Beschützerin, die sie für eine rechtmäßige Besitzerin des Namens, welchen sie führte, erkannte, und auf deren Rath sie auch im J. 1779 ihre Ansprüche auf das Gut ihrer Vorfahren geltend zu machen suchte. Da sie sich deshalb nach Bar sur Aube begab, wurde sie hier mit dem jungen Grafen de la Motte bekannt, der bei den Gensd'armes angestellt war, und vermählte sich mit Bewilligung ihrer Beschützerin mit demselben. Nach dem Tode ihrer Beschützerin wußte sie sich die Gunst und Protection des Cardinals von Rohan zu verschaffen, wurde in dessen Angelegenheiten geflochten, und besonders von ihm in der im J. 1785 zur Sprache gekommenen Halsbandgeschichte gebraucht, bei der sie den mit den Juvelieren über dasselbe abgeschlossenen Contract mit der Unterschrift Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnete. In dem ihr im Jahr 1785 deßhalb gemachten Proceß wurde sie als eine Betrügerin behandelt, die die Leichtgläubigkeit und Schwäche des Cardinals von Rohan benutzt, und das von demselben erkaufte Halsband, welches sie der Königin zustellen sollte, unterschlagen und auf den Grund dieser Betrügereien und den Mißbrauch des erhabnen Namens der Königin, die von der Person der Gräfin keine Kenntniß haben wollte, zum Staubbesen, Brandmark und Gefängniß verurtheilt, und dieses Urtheil ungeachtet ihrer Berufung auf ihre königliche Abstammung vollzogen. Sie entwischte aus ihrem Gefängniß und floh nach London, wo sie zur Zeit des Ausbruchs der Revolution Memoiren herausgab, in denen sie zu zeigen sich bemühte, daß sie allerdings von der Königin gekannt, und daß sie das Halsband auf ihren Befehl an die von derselben bestimmte Person abgeliefert. Es ist ihr nicht gelungen, die Welt von ihren Angaben und Anführungen zu überzeugen, obwohl bei dem wider sie geführten Prozeß Unregelmäßigkeiten obgewaltet haben, und immer herrscht über manche Theile dieser Geschichte ein noch nicht aufgeklärtes Dunkel. Die großen Ereignisse der Revolution machten, daß man die Gräfin de la Motte gewissermaßen aus den Augen verlor. Sie nahm auch an den Begebenheiten derselben außer durch die Herausgabe ihrer Memoiren keinen weitern Antheil, und starb, während der Brand in ihrem Vaterlande am heftigsten wüthete, zu London, wo sie einige Gönner und Wohlthäter gefunden hatte, beinahe unbemerkt. DH.

Mounier, Secretär der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz zu den Generalständen, war ein Mann von seltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beste. Er hatte mitgewirkt, die französische Revolution zu beschleunigen, aber er war vielleicht der erste, der davon zurücktrat, als er diese Revolution einen Gang nehmen sah, der seiner Denkungsart widerstritt. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung spielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20sten war er einer von den Anstiftern der berüchtigten Sitzung und des Eides im Ballhause, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Er votirte eine Adresse an den König und trug auf die Entfernung der Garde, welche die Versammlung umgab, an. Am 1sten Juli widersetzte er sich mit Beredsamkeit jeder Einmischung der Versammlung in die Militärdisciplin, die ausschließlich dem Könige zustehe. Ein Gleiches that er am 6ten. Am 9ten erstattete er einen langen Bericht über das Verfahren bei Abfassung der Constitution, und war der Meinung, ihr eine Erklärung der Menschenrechte voranzuschicken. Am 23ten schlug er vor, wiewohl

er das Recht des Königs, seine Minister zu wechseln, vollkommen anerkannte, den König zu bitten, die eben entlaßnen Minister zurückzurufen, beschuldigte wegen der öffentlichen Unordnungen die Feinde der Freiheit, die den König umlagerten, und foderte die Versammlung auf, dem Könige zu erklären, daß sie zu dem neuen Ministerium kein Zutrauen haben könne. Er bestritt jedoch diejenigen, die Neckers Zurückberufung fodertey, und behauptete, daß man sie dem Könige nur rathen dürfe. Zu gleicher Zeit bestand er auf die Entfernung der Truppen, die der König nach der Hauptstadt berufen hatte. Am 27sten verlas er im Namen der Constitutionscomité, in die er den 14ten getreten war, den Entwurf einer Erklärung der Menschenrechte und einen Abriß der Grundsätze, auf welche die Comité eine beschränkte monarchische Verfassung zu entwerfen gedenke. Den 31sten Juli erhob er sich gegen die willkürlichen Proscriptionen des Volks in der Hauptstadt. Den 10ten August setzte er gegen Mirabeau eine Eidesformel für die Truppen und ein Decret durch, das die Obrigkeiten bevollmächtigte, das Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu requiriren. Den 20sten legte er eine neue Ausfertigung der ersten Artikel der Menschenrechte vor, welche decretirt wurden. Den 29sten sprach er für das königliche Veto. Den 31sten verlas er im Namen der Constitutionscomité einen Organisationsentwurf für den gesetzgebenden Körper, und den 4ten September sprach er über zwei Artikel dieses Entwurfs. Der eine betraf das unbedingte Veto, das er dem Könige bewilligen wollte; der zweite die Bildung eines permanenten gesetzgebenden Körpers, bestehend aus der Kammer der Repräsentanten und dem Senat. Letzteres gab zu vielen Streitigkeiten Anlaß. Am 28sten wurde Mounier zum Präsidenten gewählt, und als solcher war er Zeuge der Ereignisse in der Nacht vom 5ten auf den 6ten October, ohne im Stande zu seyn, sie zu hindern. Aber diese Ereignisse öffneten ihm die Augen über die Plane der verschiednen Factionen; sogleich kehrte er in die Dauphiné zurück, sandte den 21. Nov. seine Entlassung ein und gab eine Darstellung seines Betragens heraus. Zu Genf, wohin er sich begab, ließ er unter dem Titel Appel à l'opinion publique ein mit noch mehr Freiheit und Kühnheit geschriebenes Werk drucken, worin er die Ereignisse des 5ten und 6ten Octobers entwickelte und den Bericht Chabrouds zu Gunsten des Herzogs von Orleans und seiner Mitschuldigen widerlegte. Darauf begab er sich nach Deutschland, und fand in Weimar Aufnahme und Unterstützung. Der Herzog räumte ihm das Lustschloß Belvedere zu einer Erziehungsanstalt ein, welche besonders aus jungen Engländern bestand. Nach dem 18ten Brumaire wurde Mounier zurückberufen, 1802 zum Präfecten des Departements der Ille und Vilaine ernannt, 1804 zum Candidaten für den Erhaltungssenat erwählt, und 1805 in den Staatsrath berufen. Er starb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Folgendes sind seine Schriften: 1. Procès-verbal de l'assemblée générale des trois états du Dauphiné, tenue à Romans; 2. Pouvoirs des députés du Dauphiné; 3. Nouvelles observations sur les états-généraux; 4. Considérations sur les gouvernemens et principalement sur celui qui convient à la France; 5. Rapport sur le même sujet; 6. Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné; 7. Appel au tribunal de l'opinion publique; 8. Examen du Mémoire du Duc d'Orléans etc; 9. Recherches sur les causes qui ont empêché les François de devenir libre et sur les moyens qui leur restent pour acquérir la liberté; 10. Adolphe ou Principes élémentaires de politique et résultats de la plus cruelle des expériences; 11. De l'in-

fluence attribuée aux philosophes, aux franc-maçons et aux illuminés sur la révolution de France.

Mouradgea d'Ohsson, geboren zu Constantinopel, trat frühzeitig in die Dienste der schwedischen Gesandtschaft bei der ottomanischen Pforte, und schwang sich durch seine Verdienste und Talente zu den ersten diplomatischen Würden empor. Er wurde zum Chargé d'Affaires und Ritter des Wasaordens und endlich zum bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Botschafter ernannt. Seine Kenntniß der arabischen und türkischen Sprache setzte ihn in den Stand, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Er nahm sich vor, eine Geschichte Selims II. zu schreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemählde des ottomanischen Reichs. Der Ausführung dieser Unternehmung widmete er sich mit unermüdetem Fleiß, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubischen, knechtischen und mißtrauischen Volk zuverlässige Nachrichten einzusammeln, dergleichen noch bis dahin fehlten. Mit den zusammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete sie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände seines Tableau général de l'Empire ottoman erscheinen. Dieses Werk entsprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographische Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Absatz nicht decken konnte, allein d'Ohsson, der ein bedeutendes Vermögen besaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausschmückung seines Werks brachte. Die Revolution unterbrach seine literarische Thätigkeit; d'Ohsson begab sich nach Constantinopel. Selim III., der die Gelehrsamkeit schätzte, nahm ihn günstig auf, ließ sich die beiden erschienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimnisse unzufrieden zu seyn, daß man den gelehrten Forscher bei seiner Arbeit durch Willfährigkeit in Herbeischaffung der Materialien und Quellen unterstütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Constantinopel kam d'Ohsson nach Paris zurück, wo er von seinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbst die Niederlagen, worin er die Exemplare seines Werks nebst den Platten, Zeichnungen u. s. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne sich durch diese Unfälle niederschlagen zu lassen, entwarf er vielmehr jetzt einen noch weitern Plan, der ein historisches Gemählde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung desselben beschäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique de l'Orient erscheinen lassen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Unterbrechung seiner Arbeit fürchten ließ. Er suchte und erhielt von seiner Regierung die Erlaubniß, sich aufs Land zurückziehn zu dürfen. Hier setzte er seine Beschäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundzwanzigjährigen Bestrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für sich bestehenden Abtheilungen eine vollständige Darstellung des ottomanischen Reichs enthält. Diese drei Abtheilungen führen die besondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geschichte aller Völker unter ottomanischer Botmäßigkeit; Tableau général de l'empire ottoman, eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w. endlich l'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1789. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohsson 1807 starb.

Mousqueton, insgemein Muskedonner, eine veraltete Art gro-

serer Musketen mit kurzem Lauf und weiter Mündung, w
mehrere Kugeln auf einmal schoß.

Mouton-Duvernet (Regis Barthelemy), französi
sionsgeneral, merkwürdig als eines der ausgezeichneten Opfer,
französische Justiz nach der zweiten Entthronung Napoleons
Er wurde 1769 von adelichen Aeltern zu Puy geboren, tr
Kriegsdienste, und zeichnete sich in den Feldzügen seit 1792
seinem Ruhme aus. In dem Preußischen Kriege, am 10. J
wurde er zum Obersten des 65sten Linieninfanterieregiment
ging später nach Spanien, und machte sich in der Schlacht v
;a so bemerkbar, daß er bald nachher zum Brigadegenera
wurde. Im Feldzuge von 1813 fiel er in österreichische Gefa
und erhielt seinen Aufenthalt in Ungarn. Mittlerweile besti
XVIII. den Thron seiner Väter wieder. Mouton bat n
Zurückkunft den König um eine Anstellung, und wurde
Commandanten der zweiten Unterabtheilung der siebenten Milit
n Valence ernannt. Nach Napoleons Landung traf er al
ichen Anstalten, die seine Anhänglichkeit an den rechtmäßigen
bewährten, erstattete mehrere Berichte und ertheilte Befehle
Sinne, und erließ noch am 7ten März einen heftigen Aufruf
Usurpator. Um diese Zeit erhielt er von dem Kriegsminister
trag, sich zu Monsieur nach Lyon zu begeben. Als er am
n der Vorstadt Guillotiere ankam, ward sein Wagen von
zieren und Dragonern umringt, die wissen wollten, wer d
Man erkannte den General, nöthigte ihn auszusteigen, riß ihm
Kokarde vom Hute, führte ihm ein Dragonerpferd vor, und
s zu besteigen. Dann wurde er von dem Truppenschwarm
Vorstadt hinausgezogen, wo ihnen Bonaparte's Soldaten b
Am 11. ließ ihn dieser vor sich fodern, fuhr ihn hart an ü
Aufruf vom 7ten, und erklärte ihm, um sein Unrecht gut z
bleibe ihm nichts übrig, als entweder den Befehl über seine
bis Paris, oder das Commando von Lyon zu übernehmen.
weigerte sich gegen beydes, und Bonaparte hieß ihn nach Gr
gen, und dort seine Befehle erwarten. Beim Hinausgehen
der General Marchand bei Seite, und gab ihm einige g
Befehle, die er zu Valence und im Departement bekan
assen sollte, um den übeln Eindruck seines Aufrufs vom 7te
chen, unter dieser Bedingung wäre er von andern Dienstleist
Bonaparte frei. Sey es nun, daß der General, wie er b
froh war, auf solche Art verwiesen zu seyn, oder daß er wirkli
Sieg der Sache des Usurpators glaubte, er machte den Aut
Valence in einem Schreiben „die Fortschritte des Kaisers
hänglichkeit aller Volksklassen an ihn, und die Ernennung
als Debelle zum Commandanten des Departements" bek
ügte hinzu: „das Volk wolle Napoleon zum Souverain;
Thorheit, ihn nicht zu unterstützen. Die, die Lyon gegen ihn
wollten, haben sich durch feige Flucht gerettet; ihre Sache
mehr die der Franzosen!" — Er begab sich dann nach P
rstattete dort, unter dem 28sten März, einen Bericht an d
minister über seine Sendung nach Grenoble. Zum Mitglied
präsentantenkammer erwählt, gab er bei verschiedenen Gelegen
e Anhänglichkeit an Napoleon zu erkennen. Am 8. Jun.
r einen Aufruf an die Lyoner, worin er den Usurpator de
von Frankreich nannte. Dem am 23. Jun. gemachten Vorsch

poleon II. anzuerkennen, gab er seinen lauten Beifall mit den Worten: „Ich bin kein Redner, bin nur Soldat, der Feind zieht auf Paris los, ihr müßt ihm Heere entgegen zu setzen haben. Ruft Napoleon II. zum Kaiser aus, und ihr werdet alles zu den Waffen eilen sehen. Die Nationalarmee weiß, wie tief sie unter Ludwig VIII. erniedrigt worden; sie erinnert sich, wie man ihre dem Vaterlande geleistete Dienste nur als Räubereien betrachtet hat. Wollt ihr dieser Armee ihren ganzen Muth geben, und sie mit Erfolg den Feinden entgegenstellen: Ruft Napoleon II. zum Kaiser aus!" — Dies waren Moutons Verbrechen! Der König kehrte zurück, und es erfolgte die Ordonnanz vom 24. Jul. 1815, die die Verhaftung des Generals und seine Stellung vor ein Kriegsgericht verfügte. Er erklärte in einem Schreiben an den König, daß er sich als Gefangener nach Montbrison stelle, um die Gerüchte zu zerstreuen, welche die Aufrührer, um ihre Partei zu vergrößern, über ihn ausbreiten. Er wurde dann vor das permanente Kriegsgericht zu Lyon gezogen, wo sein Prozeß am 15. Jul. begann. Er vertheidigte sich mit Anstand und Würde, und sämmtliche Zuschauer geriethen in Entrüstung, als ihn der Vicomte de Briche, einer seiner Richter, bekannt wegen seines Ultraroyalismus, mit den Worten unterbrach: „Alles das ist überflüssig. Sie haben dem Könige geschworen, und dem Usurpator gedient, Sie sind schuldig." — „Ich habe," sprach er, „mich freiwillig in Ihre Hände geliefert. Ich hätte in fremdem Lande Zuflucht nehmen können, aber meine Ehre war angegriffen; diese wollte ich rechtfertigen. Das Ausland, wo ich Schutz gesucht hätte, würde gedacht haben, daß ich nur einer verdienten Strafe entfliehen wollte. Ohne Vermögen hätte ich fremde Dienste annehmen, vielleicht suchen müssen, und dadurch in den Fall kommen können, einst die Waffen gegen mein Vaterland und gegen den König führen zu müssen. . . . Ich hoffe, der König, dem ich mich auf Treue und Glauben freiwillig ausgeliefert, wird in mir mehr einen Unglücklichen, als einen Schuldigen finden, indem ich gerade da, wo ich für seinen Dienst am thätigsten war, in Bonaparte's Hände fiel." Es wurden mehrere schriftliche Zeugnisse zu Gunsten des Angeklagten vorgelesen, namentlich er habe zu Marseille den Royalisten und der Nationalgarde große Dienste erzeigt, in Issengeaux die Plünderung der Stadt verhindert und die Ruhe hergestellt, in Montbrison der Plünderung, welche die Alpentruppen bereits begonnen hatten, Einhalt gethan, die königliche Fahne aufgepflanzt, und große Beweise von seiner Ergebenheit gegen den König abgelegt, zu Lyon den Grafen d'Albon und de Laurencin von Bonaparte's Befehl, sie zu verhaften, Nachricht gegeben, und den Befehl nicht vollziehen lassen, als bis er sie in Sicherheit wußte, und eben daselbst den Kaufmann Margaron aus den Händen wüthender Soldaten befreit, der Plünderung eines Hauses vorgebeugt, und den königlichen Präfekten Chabral und den Maire de Fargues in ihren Amtshandlungen unterstützt. Seine beyden Advocaten trugen darauf an, daß er losgesprochen und in seinen Grad wieder eingesetzt werden sollte. Dessen ungeachtet erkannten ihn seine Richter, beinahe lauter ehemalige Vendeer Offiziere, einmüthig des Hochverraths schuldig, und sprachen das Todesurtheil über ihn aus. Er duldete diese Strafe mit religiöser Resignation. Bestürzung und Mitleiden erfüllten die Herzen derer, welche die Zeugen seiner Hinrichtung waren. Jedermann hatte erwartet, daß er entweder losgesprochen oder begnadigt werden würde.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang Ama-

ens Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er studirte zu Salzburg und trat 1743 als Hofmusikus in die Kapelle des Erzbischofs. Im J. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirectors der Capelle dieses Fürsten. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Composition und auf der Violine. Im J. 1756 erschien zu Augsburg sein Versuch einer gründlichen Violinschule, ein Werk, das nach dem Zeugniß der größten Meister von dem ausgebreitetsten Nutzen gewesen. Die trefflichsten Violinisten, welche Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts besessen, sind durch dasselbe gebildet worden. Außerdem hat er mehrere Oratorien und andre Kirchenstücke, mehrere Theatermusiken u. s. w. geliefert.

Mozart (Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus), ward zu Salzburg am 27sten Januar 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, vermochte er schon von selbst, Terzen auf dem Claviere zu greifen, worauf er dann eine ausnehmende Freude darüber bezeigte, diese Harmonie gefunden zu haben. Im vierten Jahre seines Alters fing sein Vater gleichsam spielend an, ihn einige Menuetten und andere Stücke auf dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuett brauchte er eine halbe Stunde, zu einem größern Stücke eine Stunde, um es zu lernen und es dann mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Tacte zu spielen. Von nun an machte er so schnelle Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und dann von diesem zu Papiere bringen ließ. Psychologisch merkwürdig ist es, daß er, ehe ihm die Musik bekannt war, für alle Kinderspiele sich so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken und alles andere darüber vergessen konnte, so wie er dann auch mit kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann sich anschloß. Aber von der Zeit an, wo er Musik zu lernen begonnen hatte, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit. Ob er nun gleich auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; so blieb dennoch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu seyn schien. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe seiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und darüber, wie über ein Wunder, in Erstaunen gesetzt wurde. Dies war einstens der Fall mit einem Clavier-Concerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunst gesetzt, aber auch zugleich so schwer war, daß es kein geübter Künstler, viel weniger der junge Mozart selbst, hätte spielen können. Dieser war nun in seinem sechsten Jahre bereits so in der Musik fortgeschritten, daß sein Vater dadurch bewogen wurde, mit ihm und seiner Schwester, die ebenfalls ein musikalisches Wunder war, eine Reise nach München, wo sie eine sehr schmeichelhafte Aufnahme fanden, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Die beispiellose Fertigkeit, die für sein damaliges Alter von allen als ein Wunder angestaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas sehr Interessantes, daß er nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil kommen lassen sollte; dies geschah, und der junge Mozart spielte diesem zu dessen Ueberraschung eins seiner Concerte mit bewunderswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt, außer dem Clavier, noch kein anderes musikalisches Instrument

ten gehabt. Aber es schien, als ob das Clavier allein schon in
r Spielraum seines ausgezeichneten Genies geworden wäre. Zu
atte man ihm eine kleine Geige geschenkt, auf der er bereits, als
ilie nach Salzburg zurück gekehrt war, wider Wissen des Va-
liche Fortschritte gemacht hatte, daß er zum Erstaunen aller An-
die zweite Geige zu einem Trio mit Präcision und Nettigkeit
gen im Stande war. Von nun an zeigte es sich auch, daß das
nere Seyn, die eigentliche Individualität des jungen Mozart,
ik hingegeben und nur durch sie vorhanden sey; denn nur Mu-
äftigte ihn, nur Musik war das Mittel, wodurch die Seele im
ich kundbar machte. Auch ist es schon aus dieser Periode höchst
swerth und gibt uns über den Charakter aller seiner Werke ei-
höchst befriedigenden Aufschluß, daß seinem Gehöre jeder Miß-
a sogar schon jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammen-
g nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, un-
h war, ja, daß er sogar, wie wirklich einmal geschah, davon
leblos und in Verzuckungen zur Erde sank. Finden wir die
g von diesem, nur für das Schöne und Reizende der Kunst em-
en Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht
otz der gewohnten Vollstimmigkeit, so zu sagen, in jedem Tacte
eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst in ihren kühnsten Mo-
n und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen
ur Wollust wird? Bewirkt nicht eben diese klare Verständlich-
mozartischen Werke, daß sie alle, ohne Ausnahme, dargestellt,
r und von Allen mit gleichem Entzücken genossen werden? Ue-
erzählt man noch aus dieser Periode, daß er einstens die, um
lben Viertelton verschiedene Stimmung seiner eignen Geige von
dern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt
um Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen,
n wußte. Im Jahre 1763, also im siebenten Jahre des jun-
zart, machte die Familie die erste große Reise außer Deutsch-
odurch nun der Ruhm des jungen Künstlers sich allgemein ver-

Nachdem sie mehrere große Städte besucht und überall mit
m Enthusiasmus aufgenommen worden war, kam sie im No-
desselben Jahrs in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte
besonders der junge Mozart mit Ruhm und Unterstützung gleich-
rschüttet wurde. Hier war es, wo er in einem Alter von sie-
ren seine beiden ersten Werke verfertigte und sie öffentlich be-
achte. Im April 1764 reis'te sie über Calais nach England
ich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon am
pril desselben Jahres ließ sie sich am königlichen Hofe hören,
wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel des
spielte. Alle schätzten hier sein Orgelspiel. In einem darauf
n öffentlichen Concerte wurden nur Symfonien von der Compo-
s jungen Mozart gespielt. Hier sowohl, wie bereits in Paris,
ihm die schwersten Clavierstücken von Bach, Händel u. s. w.
t, die er alle vom Blatte und zwar im angemessenen Tacte und
größten Präcision vortrug. Als er einst beim Könige spielte,
eine bloße Baßstimme und trug eine vortreffliche Melodie dar-
. So nahm ihn Joh. Christian Bach, der Lehrmeister der Königin
die Knie und spielte einige Tacte einer Sonate, worauf Mozart
thät; und so immer abwechselnd spielten beide die ganze Sonate
r solchen Präcision, daß jeder, der nicht zusah, glauben mußte,
ück werde nur von einem einzigen Spieler vorgetragen. Wäh-

rend seines Aufenthalts in England, und folglich im ach
nes Alters, componirte er sechs Sonaten, die er in Lond
und der Königin widmete. Im Julius 1765 reis'te sie d
derlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbstatthalter
auf ging sie wieder nach Paris, und, nachdem sie zweimal
gewesen war, über Lyon durch die Schweiz nach München,
fürst dem jungen Mozart ein Thema vorsang, welches dies
Gegenwart und ohne Clavier und Geige, ausführte und zu P
Als er damit fertig war, spielte er es und wurde dafür
staunen und der Bewunderung des Churfürsten und aller
belohnt. Endlich kam sie nach einer Abwesenheit von no
Jahren zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an,
n das Jahr 1768 blieb und darauf eine zweite Reise nach W
Hier spielten die beiden Kinder vor dem Kaiser Joseph, der
Mozart auftrug, eine komische Oper, la finta semplice, i
etzen. Sie erhielt den Beifall des Capellmeisters Hasse ur
io's, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einn
dortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertoriu
Trompeten-Concert, und dirigirte als ein zwölfjähriger K
feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Im
rat Mozart, der Concertmeister beim salzburgischen Hoforc
n Gesellschaft seines Vaters eine Reise nach Italien an. Hat
n andern Ländern so viele Bewunderung erregt, so kann
denken, wie sehr seine Erscheinung in Italien willkommen se
wo die Musik, wie in ihrem eignen Boden, gedeiht, und wo
höher als jedes andere menschliche Bestreben geschätzt wird.
ma bewunderte insbesondere der Pater Martini den Knaben
Stande war, ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle
beiten und es augenblicklich auf dem Claviere auszuführen.
erregte er auf eine andere Weise die Bewunderung der ganze
Er unternahm es nämlich, das berühmte Miserere, welches
n der Charwoche in der sixtinischen Capelle gesungen und dan
ehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren
hm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaf
vere sang, der Sopranist Christofori, der es in der Capelle
atte und in der Gesellschaft zugegen war, die lebhaftesten Be
er Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten di
es Conservatorio della pietà, in seinem Ringe stecke die Za
eines Spiels: er zog ihn ab, und nun wurde erst die Bew
echt groß. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und
Militiae auratae eques, und in Bologna wurde er, nachdem e
chlossnen Thüren und in einer halben Stunde ein vierstimmi
hona gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Capellmeiste
armonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur
ion der ersten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gema
s nöthigte ihn dieses, ähnliche Anerbietungen zu Bologna, N
Rom ablehnen zu müssen. Er kam zu Ende Octobers 1770
and an und componirte daselbst in seinem vierzehnten Jahr
Oper, Mithridat, die schon am 26sten December aufgeführt
mehr als zwanzig Mal nach einander wiederholt wurde. Auf
all, den diese Oper erhielt, kann man auch schon daraus schl
ie Unternehmer ihm sogleich auch die Composition der Oper
Jahr 1773 schriftlich zusagten. In Verona überreichte man
alls das Diplom als Mitglied der philarmonischen Gesellsch

so verließ er Italien, wo man ihm allenthalben mit ausgezeichneter Ehre begegnet war und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief vor, in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Composition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag, reis'te im August wiederum auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten stets mit der Oper, die von Hasse componirt war, und mit Mozarts Serenata abgewechselt wurde. Im Winter 1773 setzte er darauf eben daselbst die ihm übertragne erste Oper, Lucio Silla, die sechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er nun noch nach und nach eine komische Oper, la finta giardiniera, zwei große Messen, eine Serenate, il Re Pastore, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symfonie für das dortige Concert spirituel gesetzt hatte, ging er in seinem vierundzwanzigsten Jahre nach Wien, wo er in kaiserliche Dienste trat und auch seit der Zeit stets geblieben ist. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie das ganze musikalische Publicum berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward, um mit wenigen Worten alles zu sagen, der Lieblingscomponist seiner und, wie zu erwarten steht, aller künftigen Zeit. Dies war Mozart, der Tonkünstler. Kein Forscher der menschlichen Natur wird sich aber wundern, wenn ein großer, ja möchte man sagen, vollendeter Künstler nicht auch gleich groß in allen übrigen Künsten und Wissenschaften, und überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens erscheint. Eben darin ist, wie uns dünkt, die Natur des wahren umfassenden Genies begründet, daß dieses, für keine Außendinge-Sinn habend, nur auf sich selbst beschränkt ist und nur seiner Kunst lebt, keinen Einfluß der äußern Einwirkungen und der Einzelnheiten anerkennend, die nur den bloßen Verstand, entblößt von allem eigentlichen Genie, zu interessiren vermögen. So hat man Mozarten häufig seinen Mangel an allem, was Wissen heißt, zum Vorwurfe gemacht; ein Vorwurf, der, dünkt uns, durch das, was wir so eben gesagt haben, vollkommen widerlegt, ja sogar bei ihm zu einem ehrenden Verdienste wird. So wie dieser seltne Geist früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und vernünftige Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn. Aber eben dieser immer zerstreute, dieser immer in sich zurückgezogne Mensch schien ein ganz andres, ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Clavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für welchen er geboren war, auf die Harmonien der Töne. Die Musik machte so sehr das Hauptgeschäft seines Lebens aus, daß er im eigentlichen Verstande nie etwas that, als was entweder mittel- oder unmittelbar auf dieselbe Bezug hatte. Ja beim Essen spielte er sogar, als hätte er ein Clavier unter den Händen, auf dem Tische, und kam dadurch außer Stand, sich das Fleisch zu schneiden, ein Geschäft, welches gewöhnlich seine Frau für ihn verrichtete. Am liebsten spielte er jedoch bei der Nacht und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von sechs oder sieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meistentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn er

was dringendes zu verfertigen war. Außer der Musik schien er nur noch eine Leidenschaft zu haben; dies war das Billard, welches er mit dem höchsten Interesse zu spielen pflegte. Was seine Körperbildung anbetraf, so zeichnete sich diese durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts außerordentliches in seiner Physiognomie. Zum Schluß soll hier noch seiner Theatercompositionen eine flüchtige Erwähnung geschehen, bei denen wir uns, zu unserm Bedauern, jede eigentliche und strenge Analyse untersagen müssen. Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben und auf ewige Zeiten das Entzücken der deutschen Nation machen werden, componirte er seinen Idomeneo, Rè di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welches 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu Mozart: „diese Musik ist zu schön für unsre Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!" „Gerade so viel, als sich gehört," antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten und allgemeinsten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daselbst componirte Mozart in demselben Winter seinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaros Hochzeit. Nichts destoweniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen keinen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieser Gelegenheit Mozarten für den größten aller damals lebenden Componisten erkannte. Nachdem er nun noch 1790 Così fan tutte und während der Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem gesetzt hatte, starb er am 5ten December 1792 im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters. Von seinen Instrumental-Compositionen zu sprechen, verbietet uns der Raum, und wir können nur anmerken, daß Mozart auch in dieser Gattung das Vorbild aller Nationen und Zeiten seyn und bleiben wird. Endlich wollen wir noch der Entstehung seines Requiem, so wie die darüber vorhandne Anekdote dieselbe erzählt, erwähnen, und dann diesen Artikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das einzige und vielleicht nie wiederkehrende Genie Mozarts schließen. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Composition einer Seelenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fodert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts destoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im voraus, und verspricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wiederzukommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu schreiben, und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erscheint und an das Requiem mahnt. Mozart entschuldigt sich und verspricht, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung stören zu lassen. Der Bote scheidet. Mozart beginnt nach seiner Zurückkunft aus Prag die Composition der Seelenmesse mit einem Enthusiasmus, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keins seiner andern Werke eingeflößt hat, so daß seine Gattin von einer so ungewöhnlichen Anstrengung für seine ohnehin schon kränkliche Gesundheit alles befürchten zu müssen glaubt; ja, Mozart äußert einstens mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattin entreißt

ihm die Partitur und gibt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten und nach einer anscheinend völlig wiederhergestellten Gesundheit wieder; Mozart endet die Arbeit bis auf ein geringes, fällt in seine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und stirbt am 5ten December 1792. Gleich nach seinem Tode erscheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es ist. Süßmayer soll hernach die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dies die Entstehung dieses Werks, die aber auf vielfach verschiedne Art erzählt wird. Nun noch einige Bemerkungen über Mozarts Künstlerthum im Allgemeinen. Wenn man die kurze Dauer seines Lebens und die Zahl von vollendeten Meisterwerken, welche er geliefert hat, betrachtet; so kann man sich der innigsten, tiefsten Klage über seinen so frühen Tod um so weniger enthalten, als man sich nothwendig fragen muß, ob Mozart bei längerm Leben nicht noch genialere Werke geschaffen haben würde? Wer ist im Stande, zum Troste der ganzen musikalischen Welt diese Frage zu verneinen, oder unsern Schmerz um Mozarts frühen Tod gleichsam immerdauernd zu machen und jene Frage zu bejahen? Uebrigens will Mozart nicht besprochen, nicht erklärt, sondern bloß genossen werden; er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verstande berührt werden darf. Deßgleichen seine Werke, die, ungeachtet ihres ganz neuerschaffnen, alle bis dahin betretene Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Musiker, gleich mächtig anziehen. So ist sein Don Juan der Schlüssel, mit dem sich Mozart den Tempel des Nachruhms für ewige Zeiten geöffnet hat, ein Werk, in dem alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Geist der Welt selbst mit seinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Tendenz zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewissen die Posaune (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes ertönende Musik anders?) in schrecklichen, alles zermalmenden Tönen spricht. Dies ist Mozart, der, nebst Shakspeare und Cervantes, den Beweis liefert, daß wahrhaft geniale Werke keiner Zeit, keiner Mode unterworfen, sondern für die Ewigkeit geschaffen sind und so lange dauern werden, als die jetzige Bildung des Nordens keine Revolution und gänzliche Umgestaltung erleidet. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den ersten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit seines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porsena, König der Etrusker, belagerte (um das Jahr der Stadt 255) Rom, und schon litt man hier an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen sollte, den römischen Senat um die Erlaubniß bat, sich in das feindliche Lager zu begeben. In der Absicht, den König zu ermorden, bewaffnete er sich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber statt des Königs, tödtete er dessen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da sprach er mit unerschrockner Miene zu Porsena: „Ich bin ein römischer Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Morde hatte, so viel habe ich auch zum Sterben. Ich bin nicht

der einzige, der diesen Entschluß gegen Dich gefaßt hat; eine große Anzahl römischer Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm zu erlangen suchen. Diesen Krieg kündigt die römische Jugend Dir an." — Zornig und erschrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anschläge gegen ihn im Werke seyen. Mucius aber erwiederte: „Damit Du siehst, wie wenig diejenigen die Schmerzen des Körpers achten, welche nach Ruhm streben, so siehe, was ich thue." — Und mit diesen Worten hielt er seine Hand in eine auf dem Altar stehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porsena ließ ihn gewaltsam hinwegreißen. „Gehe fort von hier," sagte der König zu ihm, „der Du feindseliger gegen Dich selbst als gegen mich handelst. Ich würde Dich belohnen, wenn Dein Muth sich so für mein Vaterland gezeigt hätte; so aber schenke ich Dir die Freiheit und entlasse Dich." — Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichsam aus Dankbarkeit, daß sich dreihundert Jünglinge verschworen hätten, ihn zu ermorden. „Mich," sagte er, „hat das Loos zuerst getroffen. Die übrigen werden jeder, so wie das Loos sie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günstiges Schicksal Dich einem überliefert." — Geschreckt durch diese Worte, hob Porsena die Belagerung auf und schloß Frieden. Mucius, der weil er sich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola erhielt, wurde durch ein Stück Landes und durch eine Ehrensäule vom Senat belohnt.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Sheikh-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), ist in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Gesetze, und dem Range nach der nächste Reichsbeamte nach dem Großvezier. Er genießt sogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieser nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiser ab; so lange er in seinem Posten steht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur absetzen kann ihn der Kaiser, jedoch kann sein Vermögen dabei nicht confiscirt werden. Der Mufti wird als Ausleger des Coran über alle gerichtlichen Handlungen, besonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und gibt gewöhnlich seine Meinung ganz kurz, und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen setzt er noch hinzu: „Gott weiß, was besser ist." In der Unterschrift nennt er sich den armen Knecht Gottes. Ein solcher schriftlicher Ausspruch heißt **Fetfah**; und daher der Mufti selbst Sahibi Fetive, d. h. Herr der richterlichen Aussprüche, und sein Secretär Fetfah-Emini. Dieser geht ihm an die Hand, setzt auch wohl in Sachen, womit sich der Mufti nicht selbst bemüht, den Spruch auf und legt ihm denselben bloß zur Unterschrift vor. Die festgesetzten Einkünfte des Mufti belaufen sich täglich auf 2000 Asper. Da er aber viele Stellen an den kaiserlichen Moscheen zu besetzen und bei allen Beförderungen der Gesetzverständigen zu thun hat, so fließen ihm noch ansehnliche Accidenzen zu. In großen Städten ist ein Untermufti, der seine Stelle vom Großmufti nicht ohne große Geschenke erhält.

Muggendorf, ein Flecken in einem tiefen Thal an der Wiesent zum Mainkreise des Königreichs Baiern, Landgericht Ebermanstadt gehörig. Merkwürdig ist dieser Ort wegen der vielen Höhlen, die in den rings umhergelegnen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllers-Höhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die Gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen

Eingängen. Sie enthält in tiefen Felsengängen große Massen halbverhärteten Thons, und in demselben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Rosenmüller und Goldfuß haben Beschreibungen dieser Höhlen geliefert.

Mühlberg, Stadt und Amt in Meißen. Die Stadt, welche auf der Ostseite der Elbe liegt, zählt über 1500 Einwohner, welche außer dem Getraidebau, besonders auch vom Hopfenbau leben. Das Amt enthält etwa 8000 Seelen. Unweit Mühlberg, in der lochauer Haide wurde 1547 der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen von Kaiser Carl V. gefangen genommen. (S. Sachsen und schmalkaldischer Bund.)

Mühlen nennt man in der weitesten Bedeutung des Worts eine Menge Maschinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt und zu verschiedenen Zwecken gebraucht werden. Im engern Sinne des Worts aber versteht man darunter vorzüglich solche Maschinen, die entweder zur Zermalmung des Getraides, oder zur Bereitung des Oels oder zum Schneiden des Holzes, oder zur Bereitung irgend eines Kunstproducts gebraucht werden. Man kann daher die Mühlen sehr verschieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck sind sie: a) **Mahlmühlen**, wenn sie zur Verarbeitung des Getraides zu Mehl gebraucht werden, b) **Graupenmühlen**, c) **Oehlmühlen**, d) **Schneidemühlen**, e) **Pulvermühlen**, f) **Papiermühlen** u. s. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. **Wassermühlen**, und zwar je nachdem das Wasser auf das Rad wirkt, a) **oberschlächtige**, b) oder unterhalb bloß durch Stoß **unterschlächtige**; je nachdem sie fest stehen, oder nicht: a) **Pfahlmühlen**, b) **Schiffsmühlen**; erstere sind entweder **Panstermühlen**, wenn das Wasserrad mit seiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Wassers höher oder niedriger gestellt werden kann; oder **Stabermühlen** oder **Straubemühlen**. Bei allen Wassermühlen unterscheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Wasser zugeführt wird. Letzteres setzt nicht selten sehr bedeutende Wasserbauten voraus. B. **Windmühlen**. Diese sind entweder so eingerichtet, daß das ganze Mühlengebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Wind gedreht werden kann, und heißen dann **Bockmühlen**, oder das Gebäude steht fest und nur das Dach (Haube) nebst der Welle und den Flügeln wird nach dem Wind gedreht: **holländische Windmühlen**. Letztre haben unstreitig vor den erstern bedeutende Vorzüge, denn sie stehen nicht bloß ungleich fester gegen den Wind, sondern enthalten im Innern auch viel mehr Raum und es können bei ihnen alle Arten von Mühlwerke, als **Oel-**, **Schneide-**, **Papiermühlen** u. s. w. angelegt werden, während man in den erstern selten mehr als **Mahl-** und **Graupenmühlen** anlegen kann. Man nennt diese Mühlen holländische Mühlen, weil sie zuerst in Holland erfunden wurden und dort überhaupt sehr üblich sind. Die **horizontalen** Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht sind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen. C. **Hand-** und **Roßmühlen** werden bloß durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt. Die Handmühlen sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leisten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochsen bewegt werden, nicht selten sehr gute Dienste. Sie sind so eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maschine bewegt. Außer diesen genannten Kräften, welche man

zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man sich in neuerer Zeit auch der Dampfmaschinen als bewegenden Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer gewöhnlichen Mahlmühle ist gewöhnlich sehr einfach. An einer Welle befindet sich das Wasserrad und hinten ein Kammrad, dieses greift in ein Getriebe am Mühleisen, welches in dem obern Mühlstein (Läufer) befestiget ist, dieser dreht sich dadurch auf dem untern Stein (Bodenstein), und zwischen diesen Steinen wird das Getraide zermalmt und dann das Mehl durch eine andere Vorrichtung von der Kleie abgesondert. Die Erfindung der Mühlen ist für die Menschheit eine der wohlthätigsten. Die ersten Mühlen waren Handmühlen, und höchstwahrscheinlich unsern Caffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Wassermühlen. Letztere hatten die Römer schon zu den Zeiten Augusts nach Vitruv. Oeffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen sind 536 von Belisarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 11te Jahrhundert, die der Graupenmühlen ins 16te. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14ten Jahrhunderts. Es dürften hier noch einige Worte zu erklären seyn. Dahin gehört: Mühlenregal, das vom Staate sich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu besitzen, oder ihre Anlage zu erlauben oder zu verbieten. Mühlenzwang, Zwangmühlen, Mühlen, auf welchen die Einwohner eines Orts genöthiget sind, ihr Getraide zu mahlen. Mühlenordnung, das schriftliche Verzeichniß aller Gesetze und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen. Mahlmetze ist der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getraides als Lohn. Sie ist nicht aller Orten gleich hoch. In einigen Ländern beträgt sie den 32sten, in andern den 30sten und 24sten Theil. Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehenden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch gesetzlich bestimmt, und beträgt etwa von 1 Pfund 1 Loth also den 32sten Theil.

Mühlhausen, eine ehemalige freie Reichsstadt, in einer fruchtbaren Gegend Thüringens an der Unstrut gelegen. Die Einwohner, deren Zahl über 7000 beträgt, sind lutherischer Religion; sie beschäftigen sich mit der Verfertigung wollener Zeuge, Wollenfärbereien, Lederbereitung und dem Feldbau; mit dem erbauten Getraide, Anis, Saflor, Waid, Flachs und dem daraus gesponnenen Garn treiben sie einen bedeutenden Handel. Der Rath bestand sonst aus 48 Personen, von denen alle Jahre 16 ans Regiment kamen. Das Stadtgebiet betrug 4 Quadratmeilen mit 21 Dörfern und etwa 8000 Bewohnern. Die Einkünfte schätzte man auf 64.000 Gulden. Im J. 1802 wurde die Stadt sammt ihrem Gebiete zum Eichsfelde gezogen und kam als Entschädigung an Preußen, gehörte seit 1807 zu Westphalen und fiel nach dessen Auflösung an Preußen zurück.

Mühlheim, eine Stadt im preußischen Herzogthum Berg, eine Stunde unterhalb Cöln, mit 3200 Einwohnern. Hier geht eine fliegende Brücke über den Rhein. Der Ort hat sein Emporkommen größtentheils den aus Cöln vertriebnen Protestanten zu danken. Es giebt hier beträchtliche Wollen-, Sammt- und Seidenmanufacturen, ansehnliche Färbereien, Seifensiedereien und Tabacksfabriken. Der Speditionshandel ist beträchtlich. Die Gegend hat Weinbau und ansehnliche Viehzucht.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Wei-

sen oder Europäer zum Vater und eine Schwarze oder auch Eingeborne zur Mutter haben, und umgekehrt. Die Spanier nennen diejenigen gleichfalls Mulatten, die einen Schwarzen oder Neger zum Vater und ein indianisches Weib zur Mutter haben, und umgekehrt, desgleichen die Kinder eines Mohren oder mahomedanischen Afrikaners aus der Barbarei und einer Spanierin, und umgekehrt.

Müller (Johannes von), ist ein Name, der den Zeitgenossen nur genannt werden darf, um Achtung und Theilnahme zu erwecken. In einer ehrhaften Bürgerfamilie wurde er den 3ten Januar 1752 zu **Schafhausen** geboren, wo sein Vater Prediger an einer Filialkirche und Lehrer an der lateinischen Schule war. Mehr als von diesem redlichen, doch sonst nicht ausgezeichneten Manne ging von dem aufgeweckten Geiste und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über und ihr Vater, ein geschichtskundiger Geistlicher, **Johannes Schoop**, gab ihm zuerst die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Noch ehe der Knabe lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen dieses freundlichen Greises, um den er am liebsten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt und von seiner Kindheit an blieb ihm das Alles umfassende Wohlwollen, die heitre Weltansicht und leidenschaftliche Neigung zur Geschichte als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge seines Alters suchte er wenig. Unbehülflich in Spielen und körperlichen Uebungen wurde er durch seine zappelnde Lebhaftigkeit, sein kurzes Gesicht und seine kleine zarte Gestalt ein Gegenstand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von seiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geisteskraft die schönsten Hoffnungen faßten. Uebrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe und bildete unter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt wenig Reitz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, leicht und treu zu behalten und ingeniös zu combiniren, bewies er schon im 9ten Jahre durch einen Versuch, auf eigne Hand die Geschichte von Schafhausen in Frag und Antwort nach Hübners Manier zu schreiben. Aus der Lectüre dieses Historikers hatte er bald die Epochen der Universal- und Staaten-Geschichte inne, Rollin und Boysen fielen ihm glücklicher Weise in die Hände, um dieß Fachwerk auszufüllen und den alten Classikern, die er im 13ten Jahre verstohlen zu lesen begann, verdankte er Begeisterung für Freiheit und sittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken und Geschmack und Kraft im Ausdruck; Eigenschaften, deren Spuren schon aus seinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie bestimmt, ging er 1769 nach **Göttingen**, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in dessen Hause er wohnte, seine Lehrer, ein Theolog wie Michaelis zu werden sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaften wurden. In seiner Dissertation: Nihil esse regno Christi ecclesiae metuendum 1770, spricht noch ganz der Eifer für das alte System, und erst **Schlözers** Umgang machte ihn freier von diesen Fesseln und gewann ihn für immer der historischen Forschung. Sichtbar ist dieser Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutsch von Dippold 1810), die erste Probe, die Müller, nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von seinen historischen Studien gab, und das gezwungne Latein dieser Schrift hinderte die Kenner nicht, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfassers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall und übernahm 1772 die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium

zu Schafhausen; seine Theilnahme an der allgemeinen deutschen Bibliothek, worin Lessings Berengar seine erste Recension war, und der Briefwechsel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden und seine Muße gehörte schon jetzt schweizerischen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entschluß, die Geschichte seines Volks zu schreiben, erst durch den Einfluß, den *Carl Victor von Bonstetten* auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann. Mit diesem um sieben Jahr älteren, höchst liebenswürdigen Manne schloß Müller den 9ten Mai 1773 zu Schinznach den berühmt gewordnen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den *Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund* (herausgegeben 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Was das Gefühl der Freundschaft nur Zartes und Edles, das Streben nach wissenschaftlicher Bildung und Celebrität nur Mächtiges und Begeisterndes, die Liebe zur Tugend und zu allem Großen und Schönen nur Erhabnes und Anregendes hat, ist in diesen herrlichen Briefen neben einer Menge gelehrter und geistreicher Bemerkungen mit einer Frische und Innigkeit ausgesprochen, die jedes edle Jünglingsherz ergreifen und zur Nacheiferung anfeuern muß. Auf Bonstettens Empfehlung kam Müller im Februar 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calandrini in *Genf*; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder seinem Geiste angemessen war, mußte er bald inne werden, und vertauschte schon im März 1775 Tronchins Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis *Kinloch* aus Südcarolina zu gemeinschaftlichen Studien zog. Zu Chambeisy, einem Landhause am Genfersee, brachte er mit diesem gleichgesinnten Jünglinge das glücklichste Jahr seines Lebens zu, und stiftete mit ihm und seinen Verwandten in England eine dauernde Freundschaft. Voltaire und mehrere andre Heroen der neuen französischen Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforscher *Bonnet*, der zu Genthod am Genfer See einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in sein Haus. Stärkende Fußreisen in der Schweiz zu und mit Bonstetten wechselten in den Jahren 1777 und 78 mit diesem reizenden Aufenthalte im Kreise der feinsten Geselligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er sich auf Bonstettens Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die schon 1774 angefangnen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der hallerschen Urkundensammlung und aus andern Handschriften zur Schweizergeschichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator *Robert Tronchin*, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in dessen Umgange an Schärfe des politischen Ueberblicks und Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann. Um sich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meist Engländer, unter denen sich auch der Sprecher des Unterhauses, *Charles Abbot*, befand, Vorlesungen über die Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann synchronistisch in französischer Sprache vor, arbeitete sie in den Jahren 1779 zu Genf, 1781 zu Cassel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in deutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie unter dem Titel: *24 Bücher allgemeiner Geschichten* in den 3 ersten Bänden seiner Werke 1810 erschienen sind. Der Beifall seiner Zuhörer, unter denen die Militärs, bei denen er immer den meisten geraden Sinn für das Wahre und Edle fand, ihm die liebsten waren, belohnte ihn für diese Arbeit, die in ih-

rer letzten Redaktion zwar noch die Spuren jener ersten flüchtigen Entstehung, aber auch das Gepräge seines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt historischen Unpartheilichkeit und Ruhe, die jede Erscheinung in der Geschichte nach Zeit, Ort und Umständen würdigt, an sich trägt. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein andres größeres Werk bestimmen. Während jener Abwechselungen, die seine Lage in den Jahren 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geselligkeit, abhängig von edelgesinnten, doch nicht selten launischen Beschützern, mehrere Male zu störenden Nebengeschäften um Gunst und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Enthusiasmus bedurfte, um sein Talent zu behaupten, hielt er doch durch Bonstettens aufopfernde Freundschaft und die bereitwillige literärische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, unverrückt im Auge. Von dem mehrjährigen Kampfe mit den Zumuthungen seines Vaters, der ihn immer noch dem geistlichen Stande zu erhalten und nach Schafhausen, wo ihm seine Professur offen gelassen worden war, zurückzuziehen dachte, befreite ihn endlich 1779 der Tod dieses allzusorgsamen und den innern Beruf des Sohnes ganz verkennenden Mannes. Unter mehreren Zerstreuungen dieses Jahres, dessen Sommer er im Saanenlande mit Bonstetten nicht ohne eine schöne Frucht (*die Geschichte der Landschaft Saanen* im 12ten Bd. seiner Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederhohlung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den ersten Band der Schweizergeschichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reise in Geschäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienst der Dankbarkeit geleistet, wandte er sich nach *Bern*, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Censur sein Werk endlich unter dem falschen Verlagsorte Boston 1780 ans Licht kam. Ein beßrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reise, die er nun nach *Berlin* unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei sechs Monate blieb, seine Essais historiques herausgab, und in Folge derselben mit Friedrich II., dessen Stern ihn hingezogen, den 12ten Februar 1781 eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anstellung in der berliner Akadamie gefaßt, sah er sich nach langem Sollicitiren mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch schon 1773 das ihm auf Nicolai's und Merians Empfehlung angetragne Rectorat am joachimsthalschen Gymnasium ausgeschlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämische Recension in den göttingischen Anzeigen und vaterländische Mißurtheile über seine Schweizergeschichte. In *Gleims* Armen zu Halberstadt und in der Auszeichnung des herzoglichen Hofes zu Braunschweig fand er den Trost, dessen sein reizbares Herz so sehr bedurfte und nahm nun ohne Bedenken die Anstellung, die ihm der General und Staatsminister von *Schlieffen* als *Professor der Geschichte am Carolinum zu Cassel* verschafte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundschaft dieses großen Kenners der Geschichte und des classischen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in seinen Vorlesungen gaben hier seinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht seiner Aufnahme in die Société des Antiquités zu Cassel waren zwei im 8. Bde. seiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8. siècle. Immer

geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publicum zu sprechen, wie er schon in seinen Essais über die Genfer Unruhen gethan, stellte er hier in den Reisen der Päpste, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstlichen Despotismus und Präponderanz dar. Sie verschafte ihm in dem durch Kaiser Josephs Reformen geängstigten Rom und catholischen Deutschland bald viele Freunde, und eine Anstellung in Rom würde ihm damals offen gestanden haben, wenn er der päpstlichen Gunst seinen Protestantismus hätte aufopfern wollen. Wie sehr es ihm aber mit diesem und mit der Religion überhaupt Ernst war, zeigen seine Briefe aus dieser Periode und ein Gespräch mit Aglaja über das Christenthum, das er 1782 niederschrieb. Seine noch in diesem Jahre erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schliessens Fürsorge zu danken, doch da dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältnisse zu Cassel auf, ihm zu behagen und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 seine Entlassung, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. So trat er nun nach einer dreijährigen Abwesenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältnisse zurück, und wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über die Universalhistorie. Aber je stärker inzwischen im öffentlichen Amte und bei steigender Celebrität das Gefühl seines Werthes und Berufes geworden war, desto drückender empfand er nun auch bald die alten Uebel dieser Lage: Zeitverlust in der Gesellschaft und des gealterten, kränklichen Tronchins Launen, der die Erfüllung seines Versprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufschob. Müller ging daher im October 1784 auf Bonstettens Gut Valeires in die Einsamkeit, wo er den ersten Band der Schweizergeschichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten rasch vorwärts rückte, um sich dann im Sommer 1785 durch Reisen Erholung zu schaffen und den Winter in Bern zu seyn. Kaum hatte er hier die während der Fortsetzung seiner Hauptarbeit um seiner Subsistenz willen gehaltnen Vorlesungen über die alte Geschichte mit einer Abschiedsrede voll des glühendsten Patriotismus (s. d. 12ten Bd. seiner Werke) beendigt, als ihn der Churfürst Friedrich Carl Joseph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Cassel her befreundeten Anatomen Sömmering hatte diesen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil die ihm angemeßne feste Anstellung in der Schweiz sich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Pension vom berner Adel ab, und trat im Februar 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Maynz an, wo er noch in diesem Jahre die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der Schweizergeschichte zu Stande brachte und vom Churfürsten immer mehr in die öffentlichen Geschäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürstenbund verwickelt, suchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutschen Museum 1786, zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darstellung des deutschen Fürstenbundes 1787, welcher Geist ihn beseelen solle, und sprach in den Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde 1788 das Leid der Edlen über den Trümmern dieses hohen Gebäudes aus. In diesen anonym erschienenen Schriften erkannte man bald die Meisterhand des staatsklugen Geschichtschreibers und den

Grund des seltnen Vertrauens, mit dem sein Churfürst ihn beehrte. Ein reformirter Protestant und Laie wurde er von diesem 1787 wegen Dalbergs Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angestellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannichfaltigsten, das ihm neue Studium des deutschen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeschäften, für deren Mühseligkeit ihn die väterliche Freundschaft des Churfürsten nicht ganz entschädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürstenbund und den Briefen zweier Domherrn 1787, worin er dem Institute der Domcapitel eine veredelte, zeitgemäßere Bestimmung anwies, auch die erste Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeschichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewissenhaften Gebrauch seiner Zeit und für die Anstrengung, mit der er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um wieder bei Leopolds Kaiserwahl 1790 sich in das Gewühl der Geschäfte zu stürzen und in Frankfurt zu repräsentiren. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten und besonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieses Jahres seinen Abschied zu suchen. Doch hier zeigte sich, in welchem Grade Müller wegen seiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Churfürsten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Pensionen anzuziehen suchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Churfürst durch die Bestallung zum geheimen Staatsrath, Staatsreferendar und Director der churrheinischen Kreisarchive fest, und eine ganz ungesuchte Gunst des Kaisers erhob den schlichten Johannes Müller im Januar 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in diesem weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Maynz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskrieges über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes nach Wien gemachten Reise fand Müller im October 1792 Maynz in französischen Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das seine Verdienste um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergessen konnte und Custine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kam ihm hier entgegen. Müller aber, der französischen Revolution vom Anfange an abhold, und seinem für die Erhaltung der alten Verfassungen entschiednen politischen Charakter treu, verweigerte jede Theilnahme, und ging mit seinen größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem sein Churfürst ihn endlich dem Kaiser überlassen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine seinen Fähigkeiten weniger als seiner Neigung angemeßne Anstellung fand. Daß Georg Forster, den Müller in Cassel kennen gelernt und in seinen Platz als Bibliothekar zu Maynz gezogen hatte, sich von republikanischem Fanatismus verleiten ließ, die Maynzer mit dem ganz grundlosen Vorgeben zu täuschen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte diesem in Wien weit weniger schaden, als seine Abneigung gegen einen Uebertritt zur katholischen Kirche, der daselbst zuversichtlich erwartet worden war. Gleichwohl hatte Oesterreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795: die [illegible]

llungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preußischen Separatfriedens, von 1796 die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797 das sicherste Mittel zum Frieden, waren Meisterstücke der politischen Beredsamkeit, den demosthenischen Philippiken vergleichbar, in denen Müller für Oesterreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend, leider aber auch vergeblich sprach. In jenen unruhigen Tagen, wo nur die Stimme der Leidenschaft gehört ward, und unter dem Zwange der engherzigsten Censur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte sich seiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltraum und eine gewisse Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten ins Publicum hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3ten Bds. der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die jenaische Literaturzeitung. Neuen Kummer machte ihm das Schicksal der Schweiz. Da Oesterreich 1796 im Begriffe schien, sie zu occupiren, begehrte der gewissenhafte Mann seinen Abschied, weil, wenn sein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oestreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch in dem Jahre 1798, das er im Jammer über das untergehende Vaterland fast ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes, wozu Schaffhausen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den französischen Terrorismus und in der Hoffnung ab, der Schweiz besser in Wien die Dienste zu leisten, die seine Stellung möglich zu machen schien. In der That war er den Eidgenossen, die sich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beschützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden schweizerischen Jünglingen der sorgsamste Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch sein Einfluß am kaiserlichen Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgaben und die meisten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da sein Widerstand gegen die wiederholten Versuche der Proselitenmacherei jede Aussicht auf höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbst 1800 in Denis Stelle als erster Custos der kaiserlichen Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder in seinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realcatalog dieser prächtigen Bibliothek aus und setzte dabei seine Schweizergeschichte munter fort. Dieß Behagen wurde jedoch im Mai 1803 schmerzhaft gestört. Ein junger Mensch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug vermittelst falscher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundschaft eines geachteten Mannes von hohem Stande gesehen, um den größten Theil seines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht hatte. Da an Ersatz nicht zu denken war, mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschheit durch Geldverlegenheiten bis zum Tode büßen. So wurde ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den ehemaligen Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literari-

schen Wirksamkeit im Ganzen armen Aufenthalte; der ihm nur erst gegen das Ende durch die Anerkennung und Freundschaft der Edlen angenehm zu werden anfieng, verließ er daher Wien im Mai 1804, sah in der Schweiz noch seinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den eben in Genf anwesenden Amerikaner Kinloch zum letzten Male, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geschichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Versuch über die Zeitrechnung der Vorwelt im 8ten Bde. seiner Werke abgedruckt sind, waren die Herausgabe der Herderschen Werke, zu denen er die Geschichte des Cid und schätzbare Noten zu Persepolis lieferte, der 4te Band der Schweizergeschichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei ersten Bände, die 1806 erschien, die Frucht seines Fleißes. In diesem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und war eben daran, die schon erhaltne Erlaubniß *) zum freien Gebrauch der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit weg auf eine gewaltsam entscheidende Gegenwart zog. Wie in Müllers Vaterlande verschiedne Sprachgenossen und die Deutschen die zahlreichsten sind so hatte auch in seinem, die ganze europäische Menschheit umfassenden Gemüthe Deutschland das Uebergewicht. Er war aber lange genug darin, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabsäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremder Präponderanz zu warnen und noch zur letzten Zeit, da andre Wege versperrt wurden, in der Vorrede zu Mahomeds Posaune des heiligen Krieges von Hammer und in seinen Recensionen kräftig auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerksamen nicht? — wurde nun klar, die Zeit der alten, so lange sie bestanden, von ihm hochgehaltenen Formen sey nun vorüber und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott, der sie kommen ließ, entgegenzugehn, denn als ein Einzelner unsinnig wider die Gewalt anzustürmen, der das von sich selbst verlaßne Volk nichts mehr entgegenzusetzen wußte. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, da die Sieger einzogen, die Humanität, mit der sie ihn vor den Lasten des Krieges schützten, erheischte seinen Dank, Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20sten November berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößte ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den discreten Politiker in ihm, der nur gegen das System, doch nie gegen Personen gesprochen; von den Privatabsichten und Planen, die den französischen Kaiser und seine Diener bei diesen Antragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug sich zu, ohne daß er es im mindesten gesucht, und er baute auch nicht darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29sten Januar 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den gesunkenen Muth der Preußen durch stärkende Mahnungen, und die Schonung des Sie-

*) Der letzte Cabinetsbefehl hierüber war vom 6ten October 1806.

ers, der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht un-
ähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen ansprechen zu müssen.
Diese Rede, an Kunst und Gemüth dem Trefflichsten, was die Alten
in selbiger Gattung geleistet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger
den Zeitumständen ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutschland
sie mit Bewunderung aufnahm und Göthe sie übersetzte, in Berlin ein
Anlaß zu den gehässigsten Verläumdungen gegen den Verfasser. Man
wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäsar obsiegte, dem
Schicksale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und seinen Nei-
gungen ganz entsprechend seine Lage in Berlin gewesen war, konnte es
ihm unter solchen Umständen und Aussichten doch nicht schwer werden,
auf einen Ruf des Königs von Wirtemberg an die Universität zu Tü-
bingen, wenn auch mit wenigem Gehalt und mehr Berufsarbeit,
einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin be-
reit, erhielt aber seine wiederholt gesuchte Entlassung von Memel erst
im October. Auf der Reise nach Tübingen erreichte ihn ein französi-
scher Courier, der ihn schon dort und in Berlin aufgesucht hatte, den
6ten November in Frankfurt mit dem Befehl, schleunigst nach Fontai-
nebleau zu kommen und ein wichtiges Amt zu übernehmen. Müller,
von einem Rufe, an den er so wenig gedacht, daß er sogar seine ganze
fahrende Habe, an 120 Centner schwer, nach Tübingen vorausgeschickt
hatte, aufs äußerste überrascht, gab im ersten Erstaunen, daß Napo-
leons eigene Wahl auf ihn gefallen und in der Nothwendigkeit sich auf
der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme. Am 12ten November
war er in Fontainebleau und schon mit sich einig, Tübingen und die
literarische Thätigkeit jeder andern Bestimmung vorzuziehen. Allein
umsonst wendete er sich mit den dringendsten Gegenvorstellungen an den
Minister Maret; der Wille des eben in Italien beschäftigten Kaisers, der
den Westphalen einen angenehmen Minister zu geben dachte, litt keinen
Widerspruch, und schon den 17ten November erhielt Müller zu Paris
die Bestallung als königlich westphälischer Minister Staats-
secretär. In diesem mit Scheu und Gram übernommnen Amte muß-
te er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz
des holländischen Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im
December nach Cassel gehn. Doch hier zeigte sich es bald, wie sehr
der Beruf, dies neue Königreich zu organisiren und Geschäfte zu füh-
ren, zu denen eben so viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das
Wohl der Einzelnen erfoderlich war, seiner ganzen Natur widerstrebte.
Seine Gesundheit litt, mehrere Mal verlor er die Besinnung, und einst
mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine drin-
genden Bitten um Entlassung gehört und im Januar 1808 ernannte
ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öf-
fentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser seinen Wünschen an-
gemeßnern Stelle sah er sich in den Hoffnungen, die er von der neuen
Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht. Die Hinder-
nisse, die dem Gedeihen der Wissenschaft im vormaligen Königreich
Westphalen in den Weg gelegt wurden, sind bekannt. Anstatt zu bauen,
mußte Müller gegen gewaltsames Zerstören ankämpfen und für seine
Amtstreue die bittersten Kränkungen erfahren, indeß erhielt er doch man-
ches zum Untergang bestimmte wissenschaftliche Institut durch seine
Mühe und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt Marburg ihm sein
Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung seiner Dotationen, und
das Corps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue An-
stellungen oder die Fortdauer ihres Gehalts. Ungeachtet dessen nagte

Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schulden-
last, in welche die letzten Veränderungen ihn gestürzt hatten, der herz-
zerreißende Anblick der unter dem französischen Geistesdrucke um sich
greifenden Barbarei an seinem Leben, und brach die Kraft seines In-
nersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschie-
nen ersten Abtheilung des 5ten Bandes der Schweizergeschichte aufflam-
men. Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen
Herzens mit seinen Erfahrungen sind seine vertrauten Briefe aus die-
ser Zeit. Sein großer, bald nach ihm vollendeter Freund Heyne
schrieb davon an Müllers Bruder: Hätte der Kummer ein Gewicht,
das sich in Summen bringen ließe, wie viele tausend Centner würden
in diesen Blättern auf einander liegen! Noch einen Trost gab ihm die
alte Anhänglichkeit und Sorgfalt seiner Freunde in der Schweiz. Sie
machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Pension ins Vaterland zu
ziehen, wo er sich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung seiner
Schweizergeschichte widmen sollte. Er war bereit; die Tagsatzung, die
hierüber Beschluß fassen wollte, versammelte sich den 5ten Juni 1809
und erfuhr den 8ten seinen Tod. An den Folgen seiner sitzenden Le-
bensart und starken Anstrengung hatte Müller schon in frühern Jahren
gelitten und seine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht
geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen
Auflösung vertrauter, und schrieb in diesem Gefühle sein Testament,
das unverdächtigste Zeugniß seiner Denkungsart nieder, worin er mit
der Gewissenhaftigkeit eines einfachen rechtlichen Bürgers sein Haus be-
stellte und über die Tilgung seiner Schulden verfügte. In solchen Sor-
gen, doch gestärkt durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit, starb er nicht
älter als 57 Jahre an einem mit Entzündung des Gesichts und unauf-
hörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29sten
Mai's 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was ist, ist von
Gott und alles kommt von Gott. Bei seiner Beerdigung hielt
der Minister Simeon, der nebst dem französischen Gesandten Rein-
hard, dem Staatsrathsauditor von Bosse, Müllers Secretär und
den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu sei-
nen wenigen Vertrauten in Cassel gehörte, eine Standrede voll von
Beweisen, wie sehr sein Werth und sein Verdienst auch auf dem letz-
ten Schauplatze seines Wirkens anerkannt ward. Müllers äußere Dar-
stellung war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine cor-
pulente Gestalt, ein rundes Gesicht, eine heitre erhabne Stirn und ein
Paar hervorstehende große blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkom-
mender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit seines Geistes. Mit
dem Anstande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden
zu erfreuen und in die angenehmste Lage zu versetzen wußte, verband
er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menschenfreundes und eine
Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu
rasch im Vertrauen wohl bisweilen gemißbraucht ward und ihn unfä-
hig machte, Intriguen anzuspinnen und Beleidigungen zu erwiedern.
Besonders nahm er sich gern aufkeimender Talente an und stand mit
Rath und That edlen Jünglingen bei, die sich an ihn anschlossen. Der
berühmte Orientalist von Hammer in Wien, ein junger Theolog
Stäkling in Prenzlau, die Historiker Pfister, Verfasser einer Ge-
schichte von Schwaben, von Hormayr und Dippold, von denen
der erstere im Quellenstudium, die beiden andern in der Manier und
Darstellung seine Schüler wurden, bildeten sich unter seiner aufopfern-
den, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie, die Stelle der

Weiberliebe füllten die Wissenschaften und die Freundschaft in seinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgesinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die Besten unter den Zeitgenossen standen mit ihm in diesem glücklichen Verhältnisse; am nächsten sein würdiger Bruder, der Oberschulherr, *Johann Georg Müller* zu Schafhausen, außer ihm *Bonstetten*, *Gleim*, *H. Fr. Jacobi*, *Herder*, *Heinrich Füßli*, *Graf d'Antraignes*, *Alexander v. Humbold*, *Niclas Voigt*, *Heyne* und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen seine vertrauten Briefe, die im 4ten bis 7ten und 13ten bis 18ten Bande seiner Werke aufbewahrt sind und einen Schaz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch der *Erzherzog Johann*, der bei Saalfeld gefallne *Prinz Louis* von Preußen und der *Kronprinz von Bayern* unter seine Freunde gehörten, gereicht diesen Prinzen nicht weniger als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl seines eignen Werthes nicht ohne Antheil an diesen Bündnissen und seine von Jugend auf entschiedne Vorliebe für den Umgang der höchsten Stände, seine Freude an hohen Ehrenstellen, sein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht selten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht stolz nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wissen wollte, wirklich besaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung, Eigenschaften, wie sie die Natur und der menschliche Wille selten hervorbringt und noch seltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wissens und führte die Werke seiner historischen Kunst auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten selbst auf, die er beschrieb. So entstand die *Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft*, ein Werk, das von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug ist, seinen Verfasser unsterblich zu machen. Selbstständigkeit, Tiefe, Vollständigkeit, ein reines, starkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienstbar ward, und eine Bescheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verschrienen Quelle noch Goldkörner historischer Wahrheit finden ließ, zeichnen seine *Forschung*, hohe Würde und Originalität, Leben und Feuer, gedrungne Kraft und fruchtbare Kürze seinen *Vortrag* aus. Was dieser hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müllers Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem Viel zu sagen, als irgend einer Nachahmung zugeschrieben werden. Die durch eigne Studien erworbne Kenntniß der Kriegskunst und die lebenvolle Anschaulichkeit in seiner Beschreibung von Schlachten ist ganz einzig in ihrer Art und unter den Vorzügen seiner historischen Methode hervorragend das Verdienst, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte das ganze Leben der Vorwelt mit allen seinen Bedingnissen in das Gebiet der Geschichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menschengeschlechts wieder gegeben zu haben. In diesem Sinne wollte er die Weltgeschichte schreiben, und begann zu dem Ende 1781 *alle Alten*, deren die meisten und besten schon seine Vertrauten waren, von Moses und Homer an nach der Zeitfolge in den Ursprachen zu lesen und historische Materialien daraus zu excerpiren. Bei diesem großen Unternehmen ging ihm aus der Lectüre der biblischen Schriften über den unendlichen Werth der positiven

Religion und des Christenthums insonderheit, den ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der französischen Literatur seit 1771 in Etwas verschattet hatte, ein neues Licht auf und die Begeisterung der Religiosität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerschütterlichen Frömmigkeit heran, die seinem nie unterlaßnen Morgengebete erfrischende Kraft, seinem Innern die Weihe eines heiligen Ernstes und seinem Leben mit der Welt die bei den großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feste Haltung des guten Christen und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen seiner äußern Verhältnisse und ohne den Erzeugnissen der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das ganze Gebiet der hebräischen, griechischen und römischen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftsteller des Mittelalters im Orient und Occident und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833sten Autor excerpirt, als der Tod diese unermeßliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeschriebene Folioseiten anfüllt, unterbrach. Diesem Hauptgeschäfte seines Lebens, auf das der Plan seiner gesammten geistigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrsamkeit, in der kein Historiker seiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtausende der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtnisse vollkommen geordnet, eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von gestern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geschlecht, dessen Geschichte er nicht wußte. Bei solch gründlichem Wissen des wirklich Geschehenen und einer gereiften Einsicht in den Zusammenhang aller menschlichen Dinge konnte sein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünstler und gegen den Terrorismus philosophischer Construenten in der Geschichtschreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre scholastische Spitzfindigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Principien, der höhern Kritik und der innern Gründe auf diesem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwohl voll Achtung für wahre Philosophie und der Unzulänglichkeit seines Talents zu speculativen Forschungen gern geständig, sich laut und stark erklärt. Es scheint daher mehr das Bemühen, den Widerspruch gegen eigene Ansichten zu rächen und eine überlegene Größe herabzuwürdigen, als eine urtheilsfreie Einsicht in das Wesen der echten historischen Kunst und redlicher Wahrheitssinn gewesen zu seyn, was dem allzuscharfsichtigen Woltmann in seinem mit eben so viel Bosheit als Geist geschriebenen Werkchen über *Johannes von Müller* (übrigens dem Besten, was Woltmann jemals leistete) die Feder geführt hat. Gerechter und mit mehr Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben *Heeren*, der befugteste Richter unter allen, in seiner Schrift: *Müller, der Historiker*, und der Akademiker *Roth* zu München in seiner *Lobschrift auf Müller* das Verdienst und die Mängel dieses großen Geschichtschreibers gewürdigt, den der Parteigeist und die Unbilligkeit einiger kritischen Blätter wohl verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenossen erreichen konnte. Mit den unsterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächsten steht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muse der Geschichte begeistern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben seines Genies, seiner Kenntnisse und Entwürfe zu hinterlassen.

K.

Müller (Friedrich), unter dem Namen **Mahler Müller** bekannt, verdient als Mahler, Kupferstecher und Dichter einer rühmlichen Auszeichnung. Er ist 1750 zu Kreuznach geboren, stand früher in herzogl. zweibrückischen Diensten, und gab schon von seinem achtzehnten Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie stellen meist Thiere, Compositionen in niederländischem Geschmack, Hirtenscenen rc. vor, und wurden wegen ihrer originellen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. Im Jahr 1776 ging er nach Rom, um seine angefangnen Studien als Künstler fortzusetzen. Dort studirte er besonders nach Michel Angelo, allein auch er scheint an dieser, für junge Künstler so gefahrvollen Klippe gescheitert zu seyn. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast allemal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Styls, bloß seine Manier aufgreifend, ins Uebertriebene zu verfallen.“ So ging es auch unserm jungen Künstler, und so kam es, daß die gute Meinung und Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine spätern Arbeiten, welche sich durch wilde romantische Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Desto größere Verdienste hat sich Müller aber als Dichter erworben, ungeachtet auch sie nicht sogleich erkannt worden sind. Zu einer Zeit, wo unsere Literatur sich in einer faden Langweiligkeit gefiel, wo die Dichtkunst größtentheils in eine versificirte Prosa ausgeartet war, traten kräftige sinnige Männer auf, welche einen neuen Schwung in die Literatur brachten; Göthe, Bürger, Herder, Stollberg, Heinse, Klinger, und unter ihnen auch unser Müller, welcher mit den meisten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, mit einigen seiner Gedichte auftrat, schienen seine Poesien noch zu früh gekommen zu seyn, und sie wurden nur unter großem Widerstreit, und nicht mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Jetzt erst, nachdem Müller mit seinen, nunmehr gesammelten Poesien im Jahr 1811 aufs neue hervorgetreten ist, hat man sein Verdienst gebührend gewürdigt. Schon unter Müllers Idyllen findet man einige vortreffliche, wie z. B. die echt deutschen „Ulrich von Koßheim,“ „die Schafschur,“ und „das Nußkernen.“ Allein seine Meisterwerke bleiben doch die „Niobe,“ sodann „Faust,“ und seine „Genoveva“; Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieks Bearbeitungen bestehen. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und fragmentarisch. Müller lebt noch gegenwärtig in Rom, und beschäftigt sich mehr damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunst vertrauter zu machen.

Müller (Johann Gotthard und Friedrich), Vater und Sohn, zwei der vortrefflichsten Kupferstecher Deutschlands. Der Vater wurde im Jahr 1747 zu Bernhausen in Würtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunst führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er sich eigentlich widmen sollte, ab, und nach Stuttgart. Da sein Talent sich bald in ganzer Größe zeigte, so erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand setzte, im Jahr 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unsers berühmten Landsmannes Wille Leitung die schnellsten Fortschritte. Sechs Jahre später nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitglied auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildnisse der beiden Professoren dieser Akademie, des Lerambert und Dalloche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Professor der dasigen Kunstschule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit seine Meister-

werke, durch die er sich so berühmt gemacht hat. Vor allen verdient unstreitig den Vorzug sein Bildniß Ludwigs XVI., welches in Hinsicht der Reinheit und Zartheit des Grabstichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den berwikschen Kupferstich, der eben diesen Monarchen vorstellte, noch übertrifft, ungeachtet man das Letztere hinsichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Als seine Hauptblätter im historischen Fach verdienen genannt zu werden: das Treffen bei Bunkershill, wobei General Waren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbulls; und die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das Musée françois lieferte. Für das beckersche Augusteum hat Müller ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. 1808 wurde er Ritter des Württembergischen Civil-Verdienstordens. In der, von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehrere sehr vorzügliche Künstler gebildet, vorzüglich auch sein Sohn. Gebildet unter Leitung seines vortrefflichen Vaters, erregten schon seine ersten Arbeiten, womit er auftrat, z. B. das Bildniß Hufelands rc., große Erwartungen. Er ging hierauf ebenfalls nach Paris, verweilte dort mehrere Jahre, und kehrte im Jahr 1806 nach Stuttgart zurück. Hier gab er einige Jahre später sein allgemein bekanntes und bewundertes Blatt, Johannes der Evangelist, nach Domenichino, heraus, durch welches er sich als vollendeten Künstler bewährt hat. Auch die beiden Portraits, das des damaligen Kronprinzen von Württemberg und des Königs von Westphalen erwiesen sein ausgezeichnetes Talent. Acht Jahre lang beschäftigte er sich fast ausschliessend damit, die herrliche Rafael'sche Madonna in der Gemäldegallerie zu Dresden, in Kupfer darzustellen. Während dieser Zeit wurde er (1814) von dem damaligen provisorischen Gouvernement als Professor bei der Akademie der Künste in Dresden angestellt. Wenige Tage aber, nachdem er das besagte Meisterwerk vollendet hatte, wurde er von einer traurigen Gemüthskrankheit befallen. Man übergab ihn der Pflege des D. Pienitz, Vorstehers der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein; aber ein früher Tod endete das irdische Daseyn des trefflichen Künstlers und des edeln Menschen am 4. Mai 1816 in seinem 33ten Lebensjahre. Wenige Stunden nach seinem Tode war der Abdruck seiner Madonna, aus der Presse des Pariser Kupferdruckers Rauhoz, angekommen. Man stellte denselben bei der Leiche des Künstlers aus, so wie man bei Rafaels Beerdigung seine Transfiguration, gleichsam als seine eigene Wetklärung, zum Haupte des Verstorbenen gestellt hatte.

Mumien, einbalsamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalsamiren vor der Verwesung geschützt worden sind. Ihre Farbe ist braun, der Körper so trocken und hart, wie Holz, und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiednen Farben über und über eingewickelt, wozu an manchen Mumien über tausend Ellen Bänder gehören sollen. Gewöhnlich ist das Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen in ihrer völligen Gestalt geblieben sind. Die Binden sind so fest umgewickelt, und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, und eben so braun, wie die Mumien gefärbt, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu seyn scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile von Aegypten, theils in den bei einer großen Sandwüste stehenden ungeheuern Gebäuden, welche man die Pyramiden nennt, theils in deren Nahe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen entle-

[leerten] den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken, und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper siebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen, der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Oelen getränkt waren. Die Kosten betrugen gegen 4000 Thaler, daher auch auf diese Art nur die Leichen der Vornehmern und Reichen einbalsamirt wurden. Der Körper wurde nun in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Mahlerei verzierten Sarg gethan, dessen Deckel gemeiniglich mit einer Mumiengestalt bemahlt war. Die Mumie wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Byssus, oder einer Art Kattune, war sehr künstlich gearbeitet, und ebenfalls mit Mahlerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hiernach mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, da man bloß die Körper siebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. — Noch zu unserer Zeit werden zuweilen die Leichen fürstlicher Personen durch Einbalsamiren der Verwesung entrissen. Auch ist in einem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unsrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es ist nämlich in demselben ein unterirdisches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt ist. An den Wänden sind nach der Reihe hohe schmale Nischen angebracht, in welchen mehrere hundert menschliche Körper aufrecht stehen, die hinten an der Wand befestigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet sind. Die Mönche dieses Klosters wissen durch besondere Mittel, die sie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verwesung zu erhalten, und es werden deren noch immer daselbst aufgestellt. — Außer den künstlich gemachten Mumien, giebt es auch an verschiedenen Orten natürliche, welche es ohne künstliche Nachhülfe durch Austrocknung der Luft geworden sind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin schmelzte, die nach der Zeit darin beigesetzten Leichen noch unverwes't. In dem St. Bernhardskloster auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reisenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen sind, in einer Capelle, welche mit Gittern versehene offene Fenster hat, versammelt, wo sie in sitzender Stellung, einer an des andern Brust lehnend, aufbewahrt werden. Die scharfe, kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper, und läßt sie nur langsam eintrocknen. — Außer den menschlichen Körpern machten die alten Aegypter den Körper eines gewissen von ihnen verehrten Vogels, des Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. — Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten sind, und

welche zu den kostbarsten gehören. Auch in der leipziger Rathsbiblio-
thek bewahrt man eine auf. H.

Mumme, s. Bier.

München, die Haupt- und Residenzstadt vom Königreiche Bayern, breitet sich beinahe in der Mitte des Isarkreises, auf dem linken Ufer der Isar und in einer Ebne aus, welche nur auf der östlichen Seite von niedrigen Hügeln umgränzt ist. Sie nimmt einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein, der aber, die Vorstädte abgerechnet, von 60,000 Menschen bewohnt ist. Die innere Stadt umgeben fünf Vorstädte: die Au, die St. Anna-Vorstadt (Lehel), das Schönfeld, die Max-Vorstadt, die Ludwigs-Vorstadt und die Isar-Vorstadt. Seiner südlichen Lage (= 48° 8' 20'' nördlicher Breite) verdankt München kein so angenehmes und freundliches Clima, als andere, mit ihm unter gleicher Breite liegende Städte des südlichen Europa's. Das Clima ist wegen der hohen Lage der Stadt über der Meeresfläche, und der Nähe der tyroler Gebirge, mehr rauh als mild, und wegen der Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. Die Winter sind meistens streng und anhaltend; die Frühlinge spät und wenig angenehm; die Sommer kurz, öfters ungemein heiß und veränderlich; der Herbst gewährt meistens sehr angenehmes und andauerndes Wetter. Auf die schwülsten Sommertage folgen öfters kalte Abende und Nächte; bisweilen ist der Uebergang von einem Extreme zum andern so schnell, daß man glaubt, in einem Tage die vier Jahreszeiten zu haben. Im 11ten, und im Anfange des 12ten Jahrhunderts war München schon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Zu seiner Erweiterung, Verschönerung und seinem Wohlstande trugen folgende bayerische Regenten sehr viel bei: Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Strenge, die Herzoge Ludwig und Rudolph, des Vorigen Söhne, Herzog Wilhelm V., Herzog Maximilian I., Albrecht IV., der jetzt regierende König Maximilian I. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen; in den Vorstädten gehen nicht nur immer neue Häuser, wie durch magische Kraft, hervor, sondern hier und dort wird auch das alte Geschmacklose, sofern es in den allgemeinen Plan der Verschönerung nicht paßt, zerstört und durch gefälligere Anlagen ersetzt. Ueberall an den Gebäuden zeigt sich ein guter Geschmack, und der Ausdruck bescheidner Bequemlichkeit; das Aushängeschild eines rauschenden Luxus ist nirgends zu finden. Die vorzüglichsten öffentlichen Plätze in München sind: der Marktplatz, auch schlechthin Platz genannt, der Max Josephplatz, der Promenadeplatz, der Maximiliansplatz, der Carolinenplatz, der Königsplatz und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetsten Kirchen gehören: die Theatiner- oder catholische Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau, die Peterskirche, die königliche Hofkirche zum h. Michael, einer der schönsten Tempel in Deutschland, die königliche Hofcapelle und die evangelische Hofkirche in der Residenz, und der Bürgersaal. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das königliche Residenzgebäude, ein herrlicher, weit umfassender Palast, voll Ernst, Würde und Hoheit, im dorischen Style, im Innern auf das prächtigste und geschmackvollste geschmückt; der Herzog-Maxpalast, der Herzoggarten, der fuggerische, oder Herz. Wilhelmspalast, und mehrere Hotels von dem hiesigen hohen Adel. München ist der Sitz der fünf Ministerien, und der bei denselben angeordneten Sectionen, dann aller obern Behörden und Einrichtungen in politischer, finanzieller, juridischer, militärischer und kirchlicher Hinsicht. In der Reihe der Anstalten für Beför-

erung der Wissenschaften steht die königliche Akademie der Wissenschaf-
ten oben an, welche schon im J. 1759 vom Churfürsten Maximilian
Joseph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. im J. 1807 mit
einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der
Aufsicht der königl. Akademie stehen: die Hofbibliothek, das Museum der
Naturgeschichte, und die physikalischen, mathematischen und polytechni-
schen Sammlungen, der botanische Garten, das Münzcabinet, das An-
tiquarium u. A. Die königliche Studienanstalt, als Lehranstalt für
höhere Bildung, besteht aus einem Lyceum, Gymnasium und Realin-
stitute; ferner blühen hier als besondere Lehr- und Erziehungsanstalten
die königliche Pagerie, das Cadetencorps, das Studenten-Seminar und
die Maximilians-Anstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als
Lehranstalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schu-
le, die Central-Veterinärschule, die männlichen und weiblichen Feier-
tagsschulen. Anstalten zur Bildung in Künsten besitzt München nicht
minder in bedeutender Anzahl. Obenan steht die Akademie der bilden-
den Künste, mit der Kunstcomité; hierzu gehören: der Antikensaal, die
Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferstich-Cabinet.
Eine der sehenswürdigsten hiesigen Kunstanstalten ist die königliche Bil-
dergallerie, deren kostbare Sammlungen in sieben, theils größern, theils
kleinern Sälen auf eine so planmäßige Art vertheilt sind, daß die Auf-
merksamkeit des betrachtenden Kunstfreundes stufenweise, von einem
Saale zum andern, von den niedern bis zu den höhern Fortschritten und
Vollkommenheiten der Kunstwerke jedes Meisters erhoben wird. Sehr
interessant sind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Minia-
tur-, Email- und Musivgemählden und elfenbeinernen Schnitzwerken.
Unter den übrigen zahlreichen Kunstanstalten daselbst zeichnen sich be-
sonders aus: das mechanische Institut von Reichenbach und von Utzschnei-
der, wo vortreffliche astronomische und mathematische Instrumente ver-
fertigt werden, die den englischen nicht nur nicht nachstehen, sondern
unstreitig manche derselben weit übertreffen; ferner die lythographischen
Anstalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter sich ausdehnen
und an bewunderungswürdiger Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit
gewinnen. In vielen Bureaus wird diese Kunst mit Nutzen angewen-
det; vorzüglich schön werden bei der königlichen Steuer-Catastercom-
mission die Plane auf Stein geschrieben und abgedruckt; die Nachah-
mungen der Albrecht dürerschen Handrisse und anderer Kunstwerke von
Strixner, Piloti, Stunz, Murel u. A. erregen gerechte Bewunderung.
Im Gebäude der männlichen Feiertagsschule blüht ebenfalls eine lytho-
graphische Anstalt, aus welcher zuerst vollkommen reine Kunstabdrücke
aller Art hervorgegangen; auch in der Beschäftigungs- und Industrie-
anstalt auf dem Anger wird diese Kunst mit vielem Fleiße und großer
Geschicklichkeit betrieben. Eine besondere wissenschaftlich-artistische Merk-
würdigkeit von München ist das von dem Kronprinzen aus eignen Mit-
teln, nach dem Plane des Hofarchitekts Klenze aufgeführte Gebäude,
Glyptothek genannt, dessen Bau 1816 angefangen wurde, mit der
Bestimmung, die reiche Sammlung der Antiken des Stifters aufzuneh-
men. Dieß Gebäude, im edelsten Style, wird sich an der Nordseite
des großen Königsplatzes, in der Max-Vorstadt erheben. Vier Flügel
werden einen innern zum Garten benützten Hofraum bilden, um wel-
chen sich die Säle herumziehen. Die nach dem Platze gerichtete Haupt-
façade wird 225 Fuß lang, ganz aus Marmor, und hat in ihrer Mit-
te ein Peristil von 22 Marmorsäulen, welche in der Breite von 3 Zwi-
schenweiten eine freie Durchsicht in den innern Hofraum des Gebäudes

gewähren. Die Antiken werden in zwölf gewölbten Sälen, in histori-
scher Ordnung, nach den Epochen der plastischen Kunst aufgestellt. Was
die Veredlung und Verschönerung des Lebensgenusses und der Gesellig-
keit betrifft, so steht München im Besitze der auf diesen Zweck berech-
neten Anstalten gewiß keiner Stadt in Deutschland nach. München be-
sitzt zwei stehende Theater; an dem Museum und der Harmonie zwei
Gesellschaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes, den
Mitgliedern auch Gelegenheit zum Genusse geselliger Freuden und Un-
terhaltungen verschaffen; zu verschiedenen Zeiten werden musikalische
Akademien und Concerte gegeben; der englische Garten ist das für Mün-
chen, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin, und die
Au für Cassel ist; unter den Wintervergnügungen verdienen die Car-
nevals-Belustigungen den ersten Platz, und wer München so recht in
seinem vollen Freudengenusse beobachten will, der muß zu dieser Zeit
in dessen Mitte seyn. Bequeme, reinliche Wohnung, prompte und gut-
müthige Bedienung mit möglichster Billigkeit in den Preisen gehören
mit zu den vorzüglichen Gegenständen, die einem Fremden den Aufent-
halt in dieser Stadt, wo nicht in allen, doch gewiß in den meisten Gast-
häusern, angenehm machen. Um die Stadt herum liegen viele Gärten,
wo ebenfalls Erfrischungen und Belustigungen aller Art zu genießen
sind. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe von München
sind: Großhesselohe, Oberföhring, Bogenhausen, Hartaching, Grünwald
und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen: Nymphenburg,
Schleisheim und Fürstenried, drei königliche Lustschlösser, in welchen
erstern der königliche Hof gewöhnlich seine Sommerresidenz nimmt. Nicht
weniger als die bisher genannten Anstalten für wissenschaftliche und ar-
tistische Bildung und für Genuß geselliger Vergnügungen, verdienen auch
eine ausgezeichnete Erwähnung die in München befindlichen Unterstü-
tzungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, welche nicht nur durch die Groß-
muth bayerscher Regenten, sondern auch durch menschenfreundliche Ge-
schenke und Vermächtnisse reicher Privatpersonen entstanden. Die wich-
tigste und zugleich umfassendste Anstalt dieser Art ist das allgemeine
Krankenhaus — einzige Anstalt für die Aufnahme, Verpflegung und
Heilung solcher Kranken beiden Geschlechts aus dem Civilstande der
Einwohner Münchens und dessen Umgebungen, welche nicht an unheil-
baren und sehr langwierigen körperlichen Krankheiten leiden. Es ent-
hält einen Raum für die Aufnahme von 7- bis 800 Kranken, 54 Com-
mun-Krankensäle, und überdieß 60 abgesonderte Zimmer, für Gäste,
die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anstalten dieser
Art sind: das Militär-Lazareth, das heilige Geist-Spital, das Jo-
seph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waisenhaus,
das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanstalt. Das könig-
liche Strafarbeits- (Zucht-) Haus ist bestimmt zur Strafe und Besse-
rung grober Verbrecher, die alle zur Arbeit angehalten werden. Eine
der vorzüglichsten und zugleich kunstvollsten Wohlthätigkeitsanstalten
sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke. Das Wasser wird aus
der Isar hergeleitet; die Canäle, ungemein zahlreich und mit vielen Ko-
sten unterhalten, treiben Maschinen, Mühlen, bewässern Wiesen und
Gärten, dienen zum Flößen, und sichern vor Ueberschwemmungen. Die
Consumtion von Speisen und Getränken in dem, verhältnißmäßig sehr
bevölkerten München, ist ungemein beträchtlich; nicht nur die benach-
barten Orte, sondern auch entfernte Kreise und das Ausland liefern
hierzu ihre Beiträge. Fabriken und Manufacturen sind in München
nicht zahlreich; man findet daselbst einen Kupfer- und zwei Eisenham-

ner, eine Kattun- und Bitzfabrik, zwei leonische Spitzenfabriken, drei Meubelnfabriken, zwei Papier-, zwei Siegellack- und fünf Tabaksfabriken, sechs Lederfabriken, unter welchen sich besonders die von utzschneidersche auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten- und zwei Seidenstrumpffabriken, eine Farben- und eine Pinselfabrik u. A. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen sieben an der Zahl. Die zahlreichsten Gewerbe niederer Art bestehen in vierundsechzig Bäckereien, in neunzehn Branntwein- und sechzig Bierbrauereien, hundert dreiundfunfzig Bierwirthschaften, zweiunddreißig Caffeeschenken, achtunddreißig Kistlern, sechsundsechzig Metzgern, hundertsieben Schneidern, neunundsechzig Schuhmachern, vierundfünfzig Tändlern, neunzehn Weinbranntschenken, hundertvierzehn Kaufleuten, neunundzwanzig Melbern, einundsiebzig Leinwebern, sechszehn Käsekäuflern, zweiundzwanzig Schäfern u. s. w. Die in der Vorstadt Au bestehenden Gewerbe sind hier nicht mitgerechnet. München hält des Jahrs zwei große Dulten (Messen), von welchen die eine im Winter, um heilige Dreikönig, die andere im Sommer, um Jakobi, ihren Anfang nimmt; jede dauert vierzehn Tage. Schrannen- oder Getraidemarkt wird wöchentlich jeden Samstag, oder wenn dahin ein Feiertag fällt, den Tag zuvor gehalten. Roßmärkte sind an den ersten drei Mittwochen in der Fasten und am Jacobitage; Holzmärkte täglich, Sonn- und Feiertage ausgenommen. Um das Publikum über die Beschlüsse der Regierung, über Beförderungen, Belohnungen und wichtige Staatsveränderungen zu belehren, erscheint zu München ein Regierungsblatt. Unter der Leitung der Polizeidirection wird ein Polizeianzeiger herausgegeben, durch welchen das Publicum von Nachfragen, Dienstanerbietungen, Polizeiverfügungen, Warnungen u. s. w. Kenntniß erhält. Außer diesen Schriften erscheinen noch im Drucke: die königlich bayersche Nationalzeitung, die politische Zeitung, das Gesellschaftsblatt für gebildete Stände, das Wochenblatt für den landwirthschaftlichen Verein in Bayern, der musikalische Jugendfreund, das Theater-Journal, die Isarblätter, und andere minder bedeutende Schriften.

Münchhausen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat sich als Premierminister des hannöverschen Landes und als Curator der Universität Göttingen einen unsterblichen Ruhm erworben. Er stammte aus einem der ältesten und verdienstvollsten adeligen Geschlechter, und wurde den 19ten October 1688 geboren. Nachdem er seine akademischen Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, wurde er im Jahr 1714 Appellationsrath in Dresden, im Jahre darauf Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannöverscher Comitialgesandter in Regensburg. Vom Jahr 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienste, die er entwickelte, erhoben ihn im Jahr 1765 zum Premierminister, in welcher Stelle er den 26sten November 1770 zu Hannover starb, nachdem er in einer Reihe von 55 Dienstjahren den drei Herzogen die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die blühende Periode der im Jahr 1734 gestifteten Universität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhausens Werk war. Eine Menge von Instituten dieser Universität, als z. B. die Errichtung der Akademie der Wissenschaften, die Festsetzung der von ihr vertheilten Preise, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die göttingischen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptsaal noch jetzt sein wohlgetroffnes Bildniß zeigt, verdanken ihm theils ihre Entstehung, theils ihren Flor. Was aber für die Blüthe der Universität wohlthätiger war als alle die-

se Institute, war der liberale große Geist, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anstellung der Lehrer leitete. Bloß Münchhausens Scharfblick und seiner nicht etwa durch den Einfluß eines Lieblingsgelehrten bestimmten Wahl ist es zuzuschreiben, daß Göttingen unter Münchhausens Curatel eine so große Anzahl von Männern aufzuweisen hatte, von denen jeder in seinem Fache groß und original war. Hier fand nicht die Ursache statt, welche so oft den Ruhm der Universitäten allmälig verdunkelt, daß irgend ein Lehrer der Universität selbst den Curator in der Besetzung der Stellen leitet, um sie mittelmäßigen Creaturen und dienstbaren Geistern ertheilen zu lassen. Münchhausen besaß selbst einen großen, aufgeklärten und universellen Geist. In der Verwaltung des Landes zeichnete er sich durch seine Milde und die Sorgfalt aus, alles zu befördern und zu unterstützen, was nur auf eine entfernte Weise zum Flor des Landes beitragen konnte. Indessen konnte er sich in diesem Zweige seines Dienstes in Hinsicht der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke nicht über die cammeralistischen Ansichten seiner Zeit erheben. In der Leitung der Universität hingegen zeigte er sich fast über sein Zeitalter erhaben.

Mund ist diejenige natürliche Vertiefung des menschlichen Körpers, welche zum Athmen, zum Essen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut begränzt ist, welche letztere sie gänzlich bekleidet und sich in die Luftröhre und den Schlund fortsetzt. Vorn zeigt er eine Oeffnung in die Queere, die durch die Trennung der Lippen sich vergrößert, und sich durch ihre Zusammenfügung völlig schließt; hinten geht er in den Schlund. Man unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von dem aus den Drüsen, deren äußere Canäle sich in seinem Innern öffnen, fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln sich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der eustachischen Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Ohre zusammen; eine andere Verbindung findet mit der Nase Statt durch die innern Nasenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes, dessen Zustand einer besondern Aufmerksamkeit in der Arzneikunde bedarf, gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verschiedenen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleisch, die sogenannte Fröschleingeschwulst, die Verletzungen der Speichelkanäle und die pathologischen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerstörung der Gaumenbedeckung, und die Durchbohrung seines Knochengewölbes selbst in syphilitischen Krankheiten.

Mungo Park, s. Park (Mungo).

Municipal, Municipalitäten. Das Wort Municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit städtisch gleichbedeutend gebraucht, so Municipalverfassung statt städtische Verfassung, Municipalbehörde statt städtische Behörde. Eben so versteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unsern Tagen hat jedoch dies zuerst in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine verschiedne Bedeutung erhalten, indem man mit diesem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zusammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Oerter Städte waren oder nicht. So besteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehreren Polizeicommissarien

neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath findet, der seinem ursprünglichen Zwecke gemäß die Controllen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge thun sollte, der aber gegenwärtig größtentheils zu einer leeren Form geworden ist. Cz.

Münnich (Burkhard Christoph Graf von), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, ward zu Neuhuntorf im Herzogthum Oldenburg am 9ten Mai 1683 geboren, wo sein Vater, Anton Günther, als ostfriesischer Geheimerath lebte. Nach einem sorgfältigen Unterrichte machte er eine Reise nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmstädtischen Truppen. 1705 begab er sich in casselsche Dienste, und avancirte in denselben, nach seiner Befreiung aus der französischen Kriegsgefangenschaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, bis zum Obersten, und baute den Canal und die Schleuse zum Carlshafen; 1716 trat er als Oberster in sächsische Dienste, und wurde 1717 zum königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Generalmajor ernannt. Von hier durch die Intriguen und den Neid des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in schwedische, und nach Carls XII. Tode 1720 in russische Dienste. Im Februar 1721 begab er sich nach St. Petersburg, wo ihn sein Glück erwartete. Schon am 22sten Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, sondern auch am 25sten Februar 1728 sogar in den russischen Grafenstand; 1731 ward er Generalfeldzeugmeister, und im folgenden Jahre Generalfeldmarschall und Präsident im Reichskriegscollegium, als welcher er der russischen Landarmee eine neue Verfassung gab und das adelige Cadettencorps einrichtete. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei seiner Rückkehr nach Warschau gesandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und unternahm 1735 den Feldzug gegen die Türken. In demselben verwüstete er 1736 die Crimm, eroberte Otschakow, ging am 30sten Aug. 1739 bei Sinkowza über den Dnepr, legte den engen Weg bei Prekop zurück, schlug am 28sten August die Türken bei Stewutschan, und bemächtigte sich am 30sten der Festung Chotschin. Die Frucht dieses Siegs war die Moldau, und Münnich ging noch mit großen Gedanken um, welche aber durch den Frieden, den der deutsche Kaiser mit den Türken schloß, vernichtet wurden. Darauf erfolgte der Friede zwischen Rußland und der Türkei am 18ten Sept. 1739 zu Belgrad, dessen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden ist. Münnich wurde bei seiner Rückkehr nicht nur zum Oberstlieutenant der preobraschenskischen Garde erklärt, sondern die Kaiserin überreichte ihm auch eigenhändig einen kostbaren Degen, ein diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte seinen Gehalt. Als diese Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernst Johann von Curland von ihr zum Regenten des russischen Reichs erklärt wurde, in der Hoffnung, der Herzog solle bloß den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben. Da er sich aber in dieser Hoffnung getäuscht fand, so stürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn durch Manstein (s. oben Manstein) gefangen nehmen, worauf die Prinzessin Anna dem Scheine nach die Regentschaft führte. Weil er nicht Generalissimus werden konnte, so ließ er sich zum Premierminister erklären, und betrieb als solcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien

und Dresden in Verbindung trat, fand er sich so beleidigt, daß er Mai 1741 seinen Abschied foderte. Ehe derselbe erfolgte, schenkte die Großfürstin die Herrschaft Wartenberg, und nach demselben ... sie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, so daß er jährlich 7... Rubel Einkünfte hatte. In demselben Jahre erhob ihn auch der Chur... von Sachsen als Reichsvicarius in den deutschen Reichsgrafenstand, erhielt aber wegen seines dazwischen fallenden Unglücks die Urkunde 1762. Nach Erhaltung seines Abschieds wollte er nämlich nach ...nigsberg, ward aber, als Elisabeth den Thron bestieg, auf der Reise retirt, erst zum Tode verurtheilt, aber mit Verlust seiner Güter be...digt, und nach Pelim in Sibirien gebracht, wo er bis 1762 sehr ...tig mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln zubrachte, bis ihn ...ter III. zurückberief. Als er am 24sten März 1762 in Petersburg traf, schickte ihm der Kaiser seinen Degen, setzte ihn wieder in den ...sitz seiner vorigen Würden, und gab ihm am 31sten März Audienz, welcher er ihm den Andreasorden umhing. Catharina II. ernannte 1762 zum Generaldirector vom baltischen, revalischen und narv... Hafen und einigen Canälen und Wasserfällen. Endlich starb er 26ten October 1767 in der Residenz, da eben der Hof in Moskau ... im 84sten Lebensjahre. Man hat von ihm: Ebauche pour donner idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie. Copen... 1774. 8. A—s.

Muñoz (Juan Baptista), ein berühmter spanischer Gelehrter, ...boren 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Madrid und w... schon in einem Alter von zwanzig Jahren Professor der Philosophie ... Valencia. Er war es, der die aristotelisch-scholastische Philos... stürzte, und eine gesunde Logik, eine gründliche Physik und eine ... Methode, in die Wissenschaften einzudringen, an ihre Stelle setzte. ... er zweiundzwanzig Jahre alt war, schrieb er die Vorreden zu der ...werk des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Verney, in ... er eine umfassende Gelehrsamkeit entwickelte. In der Folge ern... ihn die Regierung zum Cosmographen von Indien. Diesem Amte ... er mit Auszeichnung vor, bis der Minister Galvez ihm den Auf... gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Um die Materialien ... für zu sammeln, untersuchte er die Archive von Simancas, Se... Cadix, Lissabon u. s. w., deren reiche Schätze noch völlig unbe... und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Aus... dieser Nachforschungen waren 130 Bände von Documenten, Origi... briefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. s. w. Auf dieser Basis ...gann er sein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach 1799 ... Arbeit, von der nur der erste Band erschienen ist (Historia del ... mundo, Madr. 1793, deutsch von Sprengel); von dem zweiten ha... zwei Bücher ganz, und das dritte fast ganz beendigt hinterlassen.

Münster-Meinhövel (Ernst Friedrich Herbert), Reichs... zu Münster, Freiherr von Grothaus, Herr zu Ledenburg, Holte u. s. ... geboren den 1sten März 1766 im Hannöverschen, stammt aus einem ...ten reichsgräflichen Geschlechte, welches sich vormals in mehrere ... theilte, und dessen allgemeiner Stammvater, Hermann I., der Er... der Erbburg Meinhövel, und Heerführer der Sachsen war. ... wurde im J. 782 von Carl dem Großen bei Harstatt erschlagen. ... Schwester Tasta war mit König Harald I. in Norwegen verm... Es blüht jetzt nur eine Linie, deren Stammvater Edgard, edler ... zu Meinhövel und Rinen, 1522 starb. Diese aber theilt sich in ... Aeste: Langelage, Königsbrück und Ledenburg. Aus letzterm sta...

der hier genannte Königl. hannövversche Minister. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienstes durchgemacht, war zuerst Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner churhannöverscher Gesandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender churfürstlicher Minister in London. So hat er sich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet, und er ist es, der auf dem wiener Congresse patriotisch und nachdrücklich für die neue Gestaltung des deutschen Gemeinwesens wirkte, ohne jedoch seine liberalen Grundsätze immer geltend machen zu können, und dann in gleichem Sinne die Anordnung der innern hannoveranischen Angelegenheiten einleitete und betrieb. Die ihm von seinem Souverain verliehene Ehrenstelle eines Landmarschalls des Königreichs Hannover ist eine neue Würde, indem es sonst nur Special-Marschälle gab. DH.

Münster (Straßburger). Der Name Münster ist aus dem lateinischen verdorbnen Worte monasterium (Kloster) entstanden, und bedeutet also eigentlich den abgeschlossenen Ort, wo die Mönche zusammenleben. Sodann ist aber auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen dieser Name beigelegt worden, weil nämlich anfangs die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das straßburger Münster, mit dem cölner Dom und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern bewähren, das erhabenste Denkmal der sogenannten gothischen, richtiger, der altdeutschen Baukunst. Wenn es nicht zu läugnen steht, daß manche dieser Dome und Kirchen dem geistreichern und dabei unbefangenen Beobachter in ihrer nackten Colossalheit ein düstres, feindliches Bild von dem Charakter damaliger Religiosität machen müssen, so ist dieses doch mit dem straßburger Münster keineswegs der Fall. Es ist ein Riesengebäude von ungeheuern Dimensionen, die beiden Thürme werden schon fernhin dem Wanderer sichtbar, noch lange, ehe er etwas von den übrigen gottesdienstlichen Gebäuden und Thürmen Straßburgs gewahrt, allein wie Göthe sagt, hier ist die unnatürliche und scheinbar unmögliche Verbindung gelöst, zu dem Ungeheuern das Gefällige sich gesellen zu lassen. In dem Grundriß hat der Münster nichts besonders von ähnlichen Gebäuden abweichendes. Von Morgen tritt man in einen Hofraum, der ungefähr drei Mal so breit als tief ist und von des Bischofs Wohnung und dazu gehörigen Gebäuden so wie der Geistlichen Zellen umschlossen wird. Von da stößt man auf die Kirche selbst, in welche drei in gleichmäßige Zwischenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelsten ist der Chor der Geistlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen, zwischen ihnen ist der Predigtstuhl, dem gegenüber an der entgegengesetzten Wand eine Thür gegen Abend, in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten und den die Griechen Nanthea nannten. Aus diesem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren rechts und links von jener mittlern sind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsseite die Abtheilung der Kirche für die Weibspersonen, gegen Mitternacht die für die Mannspersonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt neben dem beschriebenen Raum für die Büßenden gegen Abend eine Thür. Ueber die Ausführung des Gebäudes läßt sich schwerlich etwas Besseres sagen, als was sich in Göthe's Leben B. 2 S. 411 ff. darüber findet, so wie in dessen dem Baumeister des Münsters Erwin von Steinbach gewidmeten Aufsatz, der in Herder von deutscher Art und Kunst aufgenommen worden ist. Wir

vergnügen uns, hier nur das Resultat seiner Anschauung, da es kein
Gebildeten zu viel zugemuthet seyn kann, wenn man ihn auf Gö
verweis't, mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was m
sonst ohne allen Unterschied jedem Werk der sogenannten gothisch
Baukunst zur Last legen zu können glaubte) „nicht nur das richti
Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Ver
rung bis in das Kleinste; er erkennt auch die Verknüpfung dieser ma
nichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Hau
theile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger an Gesta
aber doch höchst abwechselnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Un
geheuer, vom Blatt bis zum Zacken." Schon 504 nach Chr. Geb. war
wo jetzt das Münster steht, ein solcher unter dem fränkischen Kön
Chlodwig erbaut und in sechs Jahren, schlecht aus Stein und H
aufgeführt, vollendet. 1015 fing der Bau des jetzigen Münsters da
an, daß man ein neues Fundament legte. Der Bau selbst ward un
gottesfürchtiger Unterstützung und Mitwirkung des ganzen Landes a
lauter gehauenen Quadern aufgeführt, 260 Jahr wurde daran ge
beitet, bevor der Bau des sogenannten neuen Thurms anhub, welch
von Erwin von Steinbach visirt und angelegt worden ist. Nach des
Tode, den 16ten Februar 1318, setzte sein Sohn Johannes das W
fort. Er ward von seiner Schwester Sabine dabei unterstützt, als we
che der Vater ebenfalls in der Baukunst unterrichtet hatte. Von ihr
eignen Hand ist das schöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräb
bei dem Uhrwerke gehauen. Hier ist zur rechten Hand die christlich
Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargestellt, die in der Link
das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdisc
Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgesenktem Haupte und verbun
nen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der
Linken die Gesetztafeln Mosis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen
herabfällt. Zu beiden Seiten stehen die heiligen zwölf Apostel. Auch
Johannes von Steinbach erlebte die Vollendung des Werks nicht. E,
sein Vater und seine Mutter liegen im Kreuzgange des Münsters an
St. Johannis Capelle begraben. Erst im J. 1365 war der Münster zu
seiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeister Johann Hil
zen von Cöln, nebst noch einem andern Meister aus Schwaben dessen
Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münter (Balthasar), geboren zu Lübeck im J. 1735, besuchte
zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich besonders in der
lateinischen Beredsamkeit und Poesie auszeichnete, und ging 1754 nach
Jena, um Theologie zu studiren. Hier entwickelten sich seine Anlagen
zum systematischen Denken und zugleich erwarb er sich Fertigkeit im
Predigen. Nachdem er öfters durch akademische Schriften, meist philo-
sophischen Inhalts, und durch ihre öffentliche Vertheidigung seine Fä-
higkeit bewährt hatte, wurde er 1757 Privatdocent, und bald darauf
Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Mit einer fast un-
glaublichen Anstrengung hielt er täglich acht bis zehn Vorlesungen, und
würde sich dem akademischen Leben ganz gewidmet haben, wenn er nicht
1760 als Waisenhausprediger und Hofdiaconus nach Gotha wäre beru-
fen worden. Hier genoß er die Gunst des Hofes und die Liebe Aller
während seines drittehalbjährigen Aufenthalts, worauf er als Superin-
tendent nach Tonna versetzt wurde. Aber schon 1765 erhielt er den Ru
als Prediger bei der deutschen Petrigemeinde in Copenhagen. Dieses Am
bekleidete er bis an seinen Tod 1793. Seine Verdienste beschränkte
sich nicht auf seine Gemeinde, für deren religiöse und moralische Aus
bildung er zunächst thätig war; er hat überhaupt zur Verbreitung g

läuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutschland mächtig bei-
getragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtsammlungen, die
er selbst herausgab, zeichnen sich besonders die Vorträge über die
Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evange-
listen aus. Sie enthalten einen Schatz von practischen Bemerkungen.
Die Talente zur religiösen Poesie, die Münter schon in seinen Schul-
jahren gezeigt hatte, bildeten sich bei reiferem Alter immer mehr aus,
wozu der vertraute Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg, Funk
nicht wenig beitrug. Zuerst gab er 1769 seine geistlichen Cantaten,
dann in den Jahren 1773 und 74 zwei Sammlungen geistlicher Lieder
heraus. Sie sind zum Theil von den besten Meistern der damaligen
Zeit in Musik gesetzt worden. Die Bekehrungsgeschichte des Grafen
Struensee, welche er 1772 herausgab, und welche eine Folge seiner mit
seltner Einsicht gepflognen Unterhaltungen mit diesem unglücklichen
Staatsmanne war, machte seinen Namen durch ganz Europa rühmlich
bekannt. In seinen letzten Lebensjahren erwarb sich Münter durch Ein-
richtung des Armenwesens in seiner Gemeine und durch Errichtung
einer Freischule für Töchter ein neues und großes Verdienst. Außer
einem in der Literatur mit Ruhm aufgetretnen Sohn, Friedrich Mün-
ter, ordentlichem Professor der Theologie zu Copenhagen, ist auch seine
Tochter, Friedrike Brun, dem Publicum als geistvolle Dichterin be-
kannt.

Münzen, Münzkunde, Numismatik. Münzen nennt man solche Stücke edlen und unedlen Metalls, denen allerhand Zeichen aufgeprägt sind, wodurch sie als gemeinschaftliches Maß für den Werth und Preis der Dinge bezeichnet werden. Als solche kündigt sie schon ihr Name an, denn unser deutsches Wort Münze kommt her von dem lateinischen Moneta, welches ursprünglich ein Erinnerungszeichen bedeutet, dessen nämlich, was ein solches Metall im Handel gilt. Von diesem Gelten heißt im Deutschen eine gewisse Art von Münzen auch Geld, von welchem wir die Denkmünzen oder Medaillen (von metallum) unterscheiden. Die Geldmünzen hießen bei den Römern auch Nummi von dem griechischen Worte Nomos (dorisch Numos) oder Nomisma, welches eigentlich alles bedeutet, was durch Sitte oder gesetzliche Bestimmung angenommen oder gebräuchlich ist, und hier den gesetzlich geltenden Werth einer Münze bezeichnet. Nach diesem Worte wird die Wissenschaft von den Münzen oder die Münzkunde auch Numismatik genannt. Diese lehrt die verschiedenen Gattungen der Münzen kennen und beurtheilen, 1. nach ihrem Gehalt und Handelswerthe, 2. nach ihren geschichtlichen Merkmalen, und ist demnach entweder a) bürgerliche oder b) historische Numismatik. Die bürgerliche, welche den Werth der Münzen nach ihrem Gehalt und im Handel bei allen Völkern bestimmt, hat auf drei Stücke zu sehn, 1. auf die Materie, 2. das Gewicht, und 3. den Werth der Münzen. Was die Materie betrifft, so war Metall fast überall der eigentliche Stoff zum Prägen der Münzen, denn andrer Stoffe scheint man sich bloß im Nothfall bedient zu haben, wie in neuer Zeit des Papieres. Unter den Metallen gebrauchte man vorzüglich Gold, Silber und Erz, worunter man alle Arten Münzen von niedrigem Metalle, Kupfer, Messing, Composition u. a. versteht. Von Eisen hatten die Spartaner und Byzantiner, von Zinn die Syrakuser Münzen. Schrot und Korn, d. i. Gewicht (weil mit Schroten gewogen wird) und innerer Gehalt der Münzen bestimmen deren Werth als Kaufmannswaare, was sie aber als gangbare Münze in einem Staate gelten sollen, bestimmt

die Staatsgewalt. Die bürgerliche Münzkunde hat demnach die Gewichte und deren Unterschiede bei den verschiednen Völkern und die Verschiedenheit des Münzfußes anzugeben. Den Geschichtsforscher interessiren an den Münzen vorzüglich die historischen Data, das Alter, Vaterland und Gepräge derselben. In Rücksicht des Alters theilt man die Münzen in *antike* und *moderne*. Antike werden alle genannt, welche vor 1400 unserer Zeitrechnung geprägt sind, moderne, die aus den letzten vier Jahrhunderten. Bei den Phöniciern, als dem vorzüglichsten Handelsvolke der alten Welt, dürfte mit Wahrscheinlichkeit der Ursprung der Münzen zu suchen seyn. Indeß bedienten sie sich wohl nur gestempelter Silberbarren, die Griechen aber hatten eigentliche Münzen; doch sind Erfinder und Zeit der Erfindung ungewiß. Von Königen, Republiken und Städten wurden die griechischen Münzen geschlagen. Bei den Römern war Numa oder Servius Tullius der erste Einführer der Münzen, welche *pecunia* hießen, weil Bildnisse von Thieren (pecus) darauf geprägt waren. Im Jahre Roms 244 fingen die consularischen, und die kaiserlichen Münzen mit Julius Cäsar an, welcher gegen das Verbot des Staats, zuerst sein Bild auf die Münzen prägen ließ. Diese theils lateinischen, theils griechischen Kaisermünzen dauerten bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken im J. 1453. Außerdem hatten auch die römischen Colonien ihre eignen Münzen. Das Land oder die Münzstätte, wo sie geprägt sind, nennt man das Vaterland der Münzen. Das Vaterland der ältern Münzen war gewöhnlich Griechenland oder Italien. Münzen mit griechischer Schrift wurden größtentheils in Griechenland selbst oder den griechischen Inseln geschlagen, und das eigentliche Vaterland bestimmt näher der Name des Volks, der oft ganz, oft mit den Anfangsbuchstaben ausgedrückt ist, oder die aufgeprägten Symbole der Völker und Städte. Die römischen Münzen lassen sich zwar an Inschrift und Gepräge leicht erkennen, die Münzstätte selbst hingegen läßt sich schwer bemerken. Bei den modernen Münzen hat es hierin eben so wenig Schwierigkeit als in Ansehung des Alters, weil dieses meist durch die Jahrzahl, jenes durch die Aufschrift und, wenn ein Land mehrere Münzstädte hat, durch ein besondres Zeichen bestimmt wird. Das Gepräg auf den Münzen besteht entweder aus *Bildwerk* oder *Schrift*, und zwar, die Bracteaten oder Hohlmünzen ausgenommen, auf beiden Seiten, deren eine die *Vorderseite*, *Avers*, die andre die *Kehrseite*, *Revers*, genannt wird. Auf der Vorderseite findet man die Bilder von Göttern, Helden, berühmten Weisen und Gelehrten, Regenten, Frauenzimmern und verschiednerlei Symbole und Monumente. Die Bilder der Fürsten prägten schon die Griechen auf ihre Münzen, bei den Römern erst die Kaiser seit Julius Cäsar. Die Consularmünzen trugen indeß als Hauptfigur das Bild des berühmten Urhebers eines römischen Geschlechts, z. B. die julische Familie die Venus, die Familie Calpurnia den Numa u. s. w. Auf der Kehrseite der ältesten Münzen waren Thiere oder Schiffsschnäbel (daher pecunia und nummi ratiti von ratis), dann prägte man verschiedne Gottheiten und ihre Attribute darauf, oder als Siegeszeichen eine im Wagen fahrende Victoria (nummi Victoriati, Bigati, Quadrigati), allerlei Denkmale und Denkzeichen, Triumphe, Gebäude u. s. w., und wenn sich ein Gegenstand nicht auf natürliche Weise bildlich darstellen ließ, allerhand symbolische Zeichen, worunter eine Menge personificirter Tugenden und andre Abstracta sich befinden. Bei den modernen Münzen füllen Wappen diese Stellen aus, die ebenfalls als Sinnbilder von Ländern und Städten zu betrachten sind. Außerdem findet man auf den Münzen, mit Ausnahme der allerältesten,

auch Schrift, und zwar kreisförmig am Rand umherlaufende Umschrift, welche man Legende nennt, und horizontale Inschrift auf der Mitte. Die Legende der Vorderseite stellt Namen, Titel oder Würde dessen dar, dessen Bild die Münze trägt, und wenn die Kehrseite keine Forsetzung davon ist, so enthält sie entweder Erklärung des Symbols, oder einen Wahlspruch u. dergl. Bei den griechischen Münzen findet man viele ohne Legende auf der Vorderseite, besonders wenn sie das Bild einer Gottheit tragen; seltner findet sich dies bei den römischen. In der Regel sind diese Legenden schwer zu entziffern, weil sie meist mit blossen Anfangsbuchstaben geschrieben, und wohl auch mit Monogrammen untermischt sind. (S. Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique.) Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß diese Münzkunde für den Geschichtforscher von erheblicher Wichtigkeit ist, allein sie ist es auch für den Alterthumsforscher, den Künstler und Archäologen, und man hat deßhalb nicht Unrecht gethan, die antike Numismatik als einen Theil der Archäologie zu betrachten. Natürlich kommen hier nicht bloß die Geld-, sondern auch die Denkmünzen in Betrachtung, die vor andern eine ästhetische Würdigung verdienen. Aus diesen und jenen aber lernen wir mit grösserer Sicherheit als sonst, die Gottheiten der Alten mit ihren Attributen und Beinamen, die Ceremonien und Geräthschaften ihres Cultus, das Costum ihrer Priester, kurz fast alles, was mit ihren religiösen, bürgerlichen und militärischen Gebräuchen in Beziehung steht, kennen. Auf Denkmünzen findet man mehrere berühmte Kunstwerke des Alterthums dargestellt, z. B. den farnesischen Hercules, die knidische Venus u. a. m., und auch hier findet man Gelegenheit, die verschiedenen Epochen des Styls zu unterscheiden, die Fortschritte der Kunst bei den civilisirten Völkern zu beobachten, und sie mit dem Zustande bei den Barbaren zu vergleichen. Grund genug, eigene Sammlungen von ihnen anzulegen. Die berühmtesten Cabinets dieser Art sind zu Paris, Wien und Gotha. (Stieglitz Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläut. d. Gesch. d. Kunst des Alterthums. Leipzig 1809.) Ueber die Literatur dieses Zweigs der Gelehrsamkeit und Kunst etwas zu sagen, ist um so weniger nöthig, da man in den Werken von Banduri, Hirsch und Lipsius Befriedigung findet. Ueber die alte Numismatik sind die Werke von Spanheim, Morelli, Frölich, Wachter, Eckhel, Millin und Rasche's Lexicon, über die Numismatik überhaupt, die von Jobert, Olearius, Praun, Hirsch und Joachim, über die neuere die von Dödderlin, Köhler, Ludewig u. A. die nahmhaftesten. Mit ihnen kann man verbinden Harls Encyclopädie der Geldwissenschaft 1r Thl. (Erlangen 1806). Wichtig sind für dieses Studium die Beschreibungen verschiedner Münzsammlungen von Lazara, Beger, Liebe, Venuti, Havercamp, Pellerin, Eckhel, Sestini, Hayn, Zoëga u. A. m. Eben so die Beschreibung einzelner Arten von Münzen, z. B. Lilienthals Thalercabinet, das köhlersche Ducatencabinet, das höllesche Groschencabinet u. A. dd.

Münzfuß heißt die obrigkeitliche Bestimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korns) der gangbaren Münze. Er gibt 1. das Verhältniß an des Goldes und Silbers, 2. den Preis der feinen Mark der edlen Metalle, 3. die Legirung derselben zu jeder Münzart, 4. die Kosten der Legirung und Münzung (Schlagschatz), 5. die Anzahl der Stücke jeder Art, die aus einer feinen und

rauhen Mark gemacht werden sollen. Die merkwürdigsten Veränderun-
gen des deutschen Münzfußes sind folgende: 1. der zinnische Fuß vom
J. 1667, wonach Sachsen und Brandenburg die feine Mark Silber zu
10 1/2 Thlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2. der leipzi-
ger Fuß von 1690, oder der 18 Fl. Fuß, wonach die feine Mark Sil-
ber zu 12 Thlr. oder 18 Fl. ausgebracht wurde. Im J. 1738 war
dieser zum Reichsfuß angenommen; 3. der preußische oder graumannische
Fuß, wonach im J. 1750 die feine Mark Silber zu 14 Thlr. ausgeprägt
wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Fl. Fuß vom J. 1753, wonach
die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. 3 44/77 Pf. und die feine Mark
Silber zu 20 Fl. ausgebracht wird; 5. der 24 Fl. Fuß, wornach Bayern
1766 die Mark fein Silber zu 24 Fl. zu vermünzen anfing. BC.

Münzer (Thomas). Dieser berühmte Schwärmer war zu Stol-
berg am Harz geboren, in welchem Jahre ist unbekannt. Wäre die un-
verbürgte Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stolberg
ungerechter Weise hingerichtet worden, so würde sich daraus die Rich-
tung, die sein Geist später nahm, um so leichter erklären lassen. Wahr-
scheinlich studirte er zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Nach
geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aschersleben. In Halle
war er Caplan in einem Nonnenkloster, ging dann wieder nach Stol-
berg, wo er mit Beifall predigte, ward im J. 1520 als erster Prediger
nach Zwickau berufen, ging schon im folgenden Jahre nach Prag, um
sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward ein oder
zwei Jahre später Prediger zu Altstedt. An jedem Orte, wo er sich auf-
hielt, zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden und
fanatischen Gegner des Papstthums. Anfangs erwärmte ihn die Lesung
mystischer Schriften, wie des Taulerus, des prophetischen Abts Joachim
und Andrer. Sein Eifer gegen scholastische und päpstliche Theologie
brach zuerst in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er eine
noch vorhandne heftige Intimation contra Papistas an, die er mit ei-
ner Hand geschrieben hatte. Luthers Lehre fing um diese Zeit an, die
Gemüther von der Tyrannei des päpstlichen Gewissenzwangs zu entfes-
seln, aber auf der andern erhob sich ein Geist der Schwärmerei. Wäh-
rend Luther zurückgezogen auf Wartburg lebte, Karlstadt in Wittenberg
die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten beging, bildete sich zu Zwickau
die Secte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze
Klaus Storch, ein Tuchmacher, stand, und zu welcher sich bald Mark
Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer gesellten. Sie dran-
gen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte,
brachte es durch sieben Predigten so weit, daß Storch und Karlstadt
Wittenberg verlassen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hin-
gegen Münzer seine Lehre zu Altstedt in Thüringen aus, wo er seit 1523
Prediger war. Er bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch Lu-
thers Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre
Obrigkeiten, besonders wenn sie ihnen verboten, seine geistlichen Reden
zu besuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott seine Christen-
heit bald von dem Joche, unter welchem sie seufze, befreien werde. Mit
jedem Tage mehrten sich seine Anhänger und wuchsen bald so sehr an,
daß der Churfürst von Sachsen, Friedrich, und der Herzog Johann zu
Weimar im J. 1524 Münzern nach Weimar fodern ließen, um sich zu
verantworten. Man entließ ihn und begnügte sich, dem Amtmann und
Rathe zu Altstedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe so gefähr-
lichen Schwindelkopf aus ihren Mauern zu entfernen. Münzer entwich
aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von sich hören, und trat zu

erst wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schafhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt. Im J. 1525 kam er nach Sachsen zurück. Er predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und proclamirte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit Münzer. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hätten, entflammten Münzers Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldschen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herrenstand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. In dieser Crise starb Churfürst Friedrich der Weise. Sein Nachfolger Johann entschloß sich zu kräftigern Maßregeln. Er, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und beorderten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren an Zahl überlegen — gegen 8000 Mann — und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden, und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15ten Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die übrigen, worunter auch Münzer war, warfen sich nach Frankenhausen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses, warf sich in ein Bette, und stellte sich krank. Die fürstlichen Truppen besetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieser Zufall entdeckte ihn. Er wurde gefangen genommen, und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, wurde bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern nebst vierundzwanzig andern Rebellen das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth; er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor. Ein andrer Geschichtschreiber erzählt, daß er auf dem Todtengerüste noch 12 Maß Wasser ausgetrunken habe. Sein Körper wurde nach der Enthauptung gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeister und Rathsherrn, hingerichtet.

Murat, s. Joachim.

Muratori (Lodovico Antonio), war zu Vignola im Modenesischen im J. 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichsten Fähigkeiten ertheilt und geschickte Lehrer entwickelten sie. In einem Alter

von 22 Jahren wurde er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des ambrosianischen Collegiums und der damit verbundnen Bibliothek. Muratori studirte hier die Alten und machte sich mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit bekannt. Im J. 1700 rief ihn der Herzog von Modena als seinen Unterthan zurück, und machte ihn zu seinem Bibliothekar und Archivar. In diesem doppelten Amte widmete sich Muratori mit dem größten Eifer seinen Studien. Die Zahl seiner Freunde vermehrte sich. Der berühmte Cardinal Noris, die Ciampini und Magliabecchi, die Benedictiner Mabillon und Montfaucon, der Jesuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Cardinal Quirini und viele andere ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihren Mitgliedern zu zählen. Die Akademie der Arkadier, die Akademie der Crusca, die etruscische Akademie zu Cortona, die königliche Gesellschaft zu London, die kaiserliche Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verleumdungen seiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheist sey, fanden bei einem so aufgeklärten Papst, wie Benedict XIV., keinen Eingang, welcher vielmehr Muratori in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori starb im J. 1750. Er besaß die umfassendsten Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neueren Geschichte u. s. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Octavbände enthalten seine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende nahmhaft machen können: 1. Anecdota, quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores; 4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Murcia, ein ehemaliges Königreich, und jetzt eine Provinz Spaniens, welche gegen Osten an Valencia, gegen Norden an Castilien, gegen Westen an Granada, gegen Süden aber an das mittelländische Meer gränzt. Sie hat auf einem Flächenraum von 240 Quadratmeilen gegen 340,000 Einwohner, und ist gebirgig, jedoch fruchtbar an Citronen, Pomeranzen, Oliven, Mandeln, Maulbeeren, Reiß, Hülsenfrüchten und Zucker, und wird daher der **Lustgarten des Königs von Spanien** genannt. Die Hauptstadt **Murcia**, am Segura gelegen, zählt 44,000 Einwohner, hat außerhalb ein Castell, Monteagudo genannt, und treibt ausgebreiteten Handel mit Seide. Auch ist hier eine große Salpetersiederei. Die Kathedralkirche ist ein prachtvolles Gebäude. Der hier residirende Bischof hat aber die Benennung nicht von dieser Stadt, sondern von Carthagena. Die Inquisition hat hier ein Tribunal.

Muret (Marcus Anton), wurde am 12ten April 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch seinen Namen haben soll), geboren. Seine ersten Studien trieb er wahrscheinlich zu Limoges. Von seinem 18ten Jahre an lehrte er die humanistischen Wissenschaften zu Agen, auch Villeneuve, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse, an welchem letztern Orte er sich auch auf die Jurisprudenz legte. 1554 ging er nach Venedig (wovon nach den unwahren, von seinen Feinden ausgesprengten Gerüchten die Ursache gewesen seyn soll, weil er in Toulouse wegen Sodomiterei in einer Untersuchung befangen gewesen, die für ihn nachtheilig abgelaufen sey). Hier und zu Padua lebte er wechselsweise sechs Jahr, und theilte seine Zeit zwischen Unterricht und Bücherschreiben, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este zu sich nach

[ih]m berief, um ihn zu verschiednen Geschäften zu brauchen. Mit ihm [m]achte er 1562 eine Reise nach Frankreich, und fing nach seiner Rückkehr [n]ach Rom im J. 1563 an, sowohl über Classiker und Philosophie, als [ü]ber das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er sich zum [P]riester weihen, und 1584 legte er seine Lehrerstelle nieder, und brachte [i]n stiller und frommer Ruhe sein übriges Leben zu, das er am 4ten [J]uni 1585 in seinem 59sten Jahre beschloß. Er war ohne Widerrede [e]iner der trefflichsten lateinischen Stylisten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfsinn und Geschmack, und verdient unter den Philologen und Kri[ti]kern einen ausgezeichneten Rang. Neben seinen variis lectionibus [(]von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr 8. neu herausgegeben) und Er[k]lärungen einzelner Classiker hat er sich vorzüglich durch seine Reden [b]erühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des classischen Alterthums [a]n sich tragen. Seine sämmtlichen Werke sind zusammengedruckt zu [V]erona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte [d]erselben enthält, und äusserst nachlässig gemacht ist. Weit vollständi[g]er, genauer und kritischer ist die schöne von David Ruhnken zu Lei[d]en 1789, in 4 Großoctavbänden besorgte Ausgabe. A — s.

Murillos (Bartholomeo Stephano), ein berühmter spanischer Mahler, geboren zu Sevilla im J. 1618, zeigte schon früh eine außer[o]rdentliche Kunstanlage, und empfing den ersten Unterricht im Zeichnen [v]on seinem Anverwandten, Juan del Castillo. Murillos machte schnelle Fortschritte. Er arbeitete, als sein Lehrer sich in Cadix niedergelassen [h]atte, für sich allein, was ihm aufgetragen wurde, und erwarb sich eine [g]roße Fertigkeit des Pinsels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Co[l]orit. Aus dieser ersten Periode sieht man mehreres von ihm zu Se[v]illa. Eine Menge von ihm gemahlter Heiligenbilder ging nach In[d]ien; von dem daraus gelös'ten Gelde ersparte er ein hinlängliches Rei[s]egeld, um nach Madrid zu gehn, wo sein Landsmann Velasquez ihn [s]ehr wohlwollend aufnahm, und ihm die Erlaubniß verschaffte, die Mei[s]terwerke von Titian, Rubens, Vandyck, Ribera, so wie seine eignen, [z]u copiren. Nach einigen Jahren kehrte er nach Sevilla zurück, wo er [d]urch seine Gemählde im Kloster Francisco allgemeines Erstaunen er[r]egte. Sie waren in dem den Spaniern noch unbekannten Style der Vandyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollste Periode war indeß von 1670-80, wäh[r]end welcher er neben andern acht große Werke für die Kirche des Ho[s]pitals San Jorge della Caridad mahlte. In diesen Bildern zeigt sich ein großes Verdienst; seine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die schönen Massen seines Licht- und Schat[t]enspiels in der Erscheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter seiner Köpfe, besonders von Christus und Moses, und dem Vater des verschwenderischen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieses Letztern; die herrliche Composition, die richtige Perspective, [u]nd das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit [w]ar diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloster [d]er Capuziner. Für eben diesen Orden mahlte er zu Cadix ein großes [A]ltarblatt, aber noch vor Vollendung desselben that er einen unglück[li]chen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und starb daselbst 1682. Nicht nur durch seine zahl[re]ichen und trefflichen Arbeiten brachte er die Mahlerkunst in Spanien [i]n Aufnahme, sondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm [tr]otz aller Hindernisse gelang, und deren Präsident er seit 1660 war.

Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem grosen Styl ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen.

Murky ist eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Octaven besteht, daher Murkybässe. In dem 36sten der kritischen Briefe über die Tonkunst findet man die komische Entstehungsart dieser Tonstücke.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geboren zu Cork im Jahre 1727. Nachdem er zuerst in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten sein Glück versucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel The Gray's-Inn journal, zu der Zeit wo Johnson den Rambler herausgab. Dieses, wiewohl oberflächliche, Werk fand Beifall und verschaffte ihm Johnsons Freundschaft. Bald darauf fing er an, für das Theater zu arbeiten; er trat selbst in der Rolle des Othello auf, fiel aber durch. Dagegen gefielen seine Stücke. Sein griechisches Mädchen gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine besten Komödien sind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind seiner selbst; die Wahl u. s. w. Diese Stücke sind als ziemlich treue Gemählde der Sitten anzusehn. Mehr komisches Talent hat der Verfasser in seinen Farcen als in seinen Lustspielen gezeigt. Die beste derselben ist betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er starb 1805 zu Brompton.

Murr (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher gleich berühmt, wurde in Nürnberg im J. 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin aber auf der hohen Schule zu Altorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erstern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erste größre Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine Bibliotheque de Peinture etc., welche im J. 1770 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein, im J. 1775 angefangnes, und bis zum J. 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" aus. Es umfaßt siebzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 1799 angefangne Fortsetzung dieses Werks unter dem Titel: „Neues Journal" ꝛc., wurde schon mit dem zweiten Bande beschlossen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmahlerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften ꝛc. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unpartheilichkeit und würdige Darstellung aufs vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst; denn Nürnberg, als der Vaterort der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so viel Glück behandelten Untersuchungen hat brechen helfen. In spätern Jahren gab der unermüdete Literator noch andre sehr interessante Schriften heraus: die Abbildungen der herculanischen Alterthümer; seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 seine Schrift: Die mediceische Venus und Phryne. Sein, im J. 1809 erfolgter Tod

wurde von allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste betrauert. BC.

Murray, s. Mansfield.

Murten (französisch Murat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murten, an dem durch die Broye mit dem neuburger See Gemeinschaft habenden Murter-See belegne Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiß genannt) residirt. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlassungen eine heftige Fehde entsponnen zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im J. 1467 starb. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Wad (Pays de Vaud) ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommne Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne (von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihn zum Marschall bestellt habe, und das war, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurüstungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich sehr naiven Rath (von dem man wohl wünschen möchte, daß er auch in neuern Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er also keine große Beute zu erwarten berechtigt sey. Der Herzog achtete dieser Lehre nicht, weil er dem Grafen von Romont, ihn zu rächen, versprochen hatte. Der Krieg begann. Carl ging über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson (deutsch Gransee), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuenburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuenburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als funfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, und selbst seine Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen wieder genommen, und, leider! versichert die Geschichte, daß sich die Schweizer, anstatt den verwegnen, bösen Herzog durch Edelsinn zu beschämen, sich auf das grausamste gerächt haben. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommne burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem neuenburger See. Nun nahm dieser Krieg einen noch böseren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Carl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht. Der kühne Herzog stand an ihrer Spitze, und schon am

10ten des Brachmonats zeigte er sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Kaisersberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfridt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann. Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und seinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete den noch den Kühnen und Verwegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Vorwachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, dergleichen es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geschützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den besiegten Carl als Gefangnen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichtete sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich zu Soigne, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegnen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Es befand sich in einem, eine Viertelstunde von der Stadt an der Reichsstraße belegenen Dorfe Meerlach eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln, an welcher man folgende Inschrift las: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit, Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

> Dieß Gebein ist der burgundischen Schaar,
> Im vierzehnhundert sebzig und sechsten Jahr,
> Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft,
> Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
> Auf der zehntausend Rittern Tag
> Geschah dies große Niederlag.

Dieses Gebäude ist 1798 von den Franzosen zerstört worden. Von dem Herzoge von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren.“ DH.

Musäus (Johann Carl August.) Dieser beliebte Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hause seines Vetters, des Superintendenten Weißenborn zu Altstädt, der nachher als Generalsuperintendent nach Eisenach kam, bis in sein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann studirte er vierthalb Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Er sollte Landpfarrer bei Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich, — weil er einmal getanzt hatte. — Der Grandison machte damals allgemeines Aufsehen und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen dieses Unwesen schrieb Musäus im J. 1760 seinen Grandison den Zwei-

len, eine satirische Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister am weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabey gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er endlich wieder als Schriftsteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu strafen, die Physiognomik, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den seltsamsten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen, die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, den er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch sie wurde er ein Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das gelangweilte Publikum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangnen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, die er 1788 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzpolypen, den 28sten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kotzebue herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er jedoch wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondre bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird und wahrscheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist.

Musagetes, ein Beiname des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indeß findet man in spätern

Zeiten den Beinamen Musagetes noch öfter dem Hercules sowohl in Inschriften, auf Gemmen u. s. w. als auch bei Schriftstellern ertheilt: eine Ehre, die man nur gewissermaßen aus der Verbindung körperlicher Vorzüge und Vollkommenheiten mit geistigen erklären kann.

Muscatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muscatennußbaumes, der sonst auf allen moluckischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Neira, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es stehen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birn, und der Länge nach wie die Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach andern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muscatenblüthe ist also uneigentlich. Dieses kostbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, besprengt es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüsse enthalten unter einer schwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgesetzt und dann aufgeschlagen, sortirt, in Körbe geschüttet und einige Mal in ein Gemisch von Kalk- und Seewasser getaucht, um sie vor dem Ranzigwerden zu verwahren. — Man sammelt die Früchte drei Mal des Jahres, im Julius und August, im November und im März und April. Die letztere Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare Muscatenöl.

Muscheln, s. Conchylien.

Muschenbroek (Peter von) oder Musschenbroek, war 1692 zu Leyden geboren, und starb daselbst 1761. Er studirte an seinem Geburtsort Medicin, Physik und Mathematik, und promovirte daselbst 1715. Nachdem er eine Reise nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte und von Desaguliers manchen Aufschluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angestellt wurde. Die Universität Utrecht war seit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muschenbroek, der zum Professor der Physik und Mathematik ernannt worden, erwarb sich auch in diesen Wissenschaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denselben Lehrstuhl einzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die pariser und londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark versuchten umsonst, ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb sich Musschenbroek bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. In seinen Versuchen wie in seinen Rechnungen sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind:

Elementa Physices; Tentamina experimentorum; Compendium physicae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae.

Musen, die Göttinnen der vorzüglichsten schönen Künste und Wissenschaften. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Auch in den Namen und Personen der Musen selbst findet sich große Verschiedenheit. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiters und der Mnemosyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter soll Eupheme gewesen seyn. Eigentlich stammten diese Göttinnen aus Pierien in Thrazien; von da kamen sie nach Böotien und dann ins übrige Griechenland. Anfangs kannte man nur drei Musen: Melete (das Nachsinnen bei der Arbeit); Mneme (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten); und Aoida (der Gesang zur Begleitung der Erzählung). Andre nennen diese Cephisos, Boristhenis und Apollonis. Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Musen nach Thespien, die man für seine Töchter hielt und daher auch nach Pausanias Pierides nannte. Andre leiten diesen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo sie am frühesten verehrt wurden. Ihre Namen waren Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope; nach Andern aber Kallichore, Eunice, Helice, Thelxinoe, Terpsichore, Euterpe, Encelade, Dia und Eunope. Nach Varro sollten die neun Musen aus den drei ursprünglichen durch folgenden Zufall entstanden seyn. Man hatte (vermuthlich in Sicyon) drei geschickten Künstlern aufgetragen, die Bildsäulen der drei Musen zu verfertigen, von denen man die schönsten zum gottesdienstlichen Gebrauche heiligen wollte. Jeder Künstler verfertigte drei Statuen. Bei der Besichtigung fand man sie alle so schön, daß sie insgesamt geweiht und in dem Tempel des Apollo aufgestellt wurden. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemosyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in diesen die neun Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter sie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus ist ihr Palast neben den Palästen der Grazien und des Himeros, wo sie singen und tanzen. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber werden auch Geliebte und Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß sie bei Eustathius die Mutter des Linus genannt wird. — Unter den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich drei Wettstreite erzählt, die sie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris, hatten. Die Sirenen mußten, als sie überwunden wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, woraus sich die Musen Kränze machten. Die Töchter des Pierus flogen beschämt als geschwätzige Elstern hinweg. Als die Musen in dem Wettstreite mit ihnen sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die Flüsse und das Meer still, und der Berg Helicon hüpfte vor Wonne, so daß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmlischen steigen möchte, den Pegasus abschickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel schlug; bei dem Gesange der unglücklichen Pieriden aber deckte schwarze Finsterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettstreit mit ihnen begann, hatte als Bedingung desselben festgesetzt, daß, wenn er Sieger wäre, jede von ihnen eine Nacht in seinen Armen ruhen sollte; würde er aber besiegt, so sollten sie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor

zur Strafe für seine Vermessenheit die Augen und die Kunst, die Ci-
ther zu spielen. Ausserdem werden noch folgende Geschichten erzählt.
Eine gewisse Völkerschaft hörte den Gesängen der Musen mit so vielem
Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß, und dem Hunger-
tode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwan-
delt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nah-
rung zu bedürfen. — Einst machten sich die Musen bei regnichtem Wet-
ter nach dem Parnaß auf, und traten unterwegs zu Daulis im Hause
des Pyreneus ab, um sich vor dem Regen zu schützen. Als sie aber
bei wieder erheitertem Himmel ihren Weg fortsetzen wollten, verschloß
ihnen Pyreneus den Ausgang und wollte sie zwingen, seine Umarmung
zu leiden. Sie nahmen Flügel an, und retteten sich dadurch oben zum
Hause hinaus; Pyreneus aber, der ihnen nacheilte, stürzte zur Straße
hinab, und blieb auf der Stelle todt. — Die gewöhnliche und gemein-
schaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in
spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondere Verrichtung zu,
wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin
des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die
Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredsamkeit und des
Gesanges schenkte. Clio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der
Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der
Gestirne, Erato der Liebesgesänge, Polyhymnia der Beredsamkeit und
Terpsychore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so könnte
Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlge-
fallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpo-
mene die Gernsingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Gesan-
ges, Terpsichore die Tanzliebende, und Clio den Ruhm bezeichnen.
Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Heli-
con, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst. Im All-
gemeinen werden sie als liebliche Jungfrauen mit Kränzen von Palm-
laube oder Lorbeern oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebil-
det. Sie fassen sich bei den Händen und tanzen um den Apoll. Ihre
Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; in Rom hat-
ten sie verschiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren
waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuschrecken heilig.

Musette (lateinisch Musa, italienisch Musetta), bedeutet 1. eine
Sackpfeife (Dudelsack), ein Instrument von sehr alter Erfindung. Im
vorigen Jahrhundert eigneten sich die Franzosen die Erfindung derselben
zu, und nannten sie Musette de Paris. Ein Schweizer, Hirt, aus
Solothurn, brachte das Instrument nachher nach Rußland an den Hof
der Kaiserin Elisabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein klei-
nes Tonstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich in 6/8
Tact, von etwas langsamer Bewegung, von naiver Einfalt und einem
sanften schmeichelnden Gesange; oft auch über einen anhaltenden Baß-
ton gesetzt. Der Tanz selbst ist für naive ländliche Lustbarkeit bestimmt,
paßt aber auch sowohl zu edeln Schäfercharakteren, als zu niedrigen
bäuerischen. Die Musik richtet sich genau nach dem Charakter dessel-
ben.

Museum, eine Sammlung seltner und interessanter Gegenstände
aus dem ganzen Umkreise der Naturgeschichte und Künste, und in Zim-
mern oder Gebäuden zur Ansicht der Kenner und Liebhaber entweder
auf Kosten einer Privatperson oder einer Regierung aufgestellt. Ursprüng-
lich wurde diese Benennung, die einen Ort zum Studiren bezeichnet,
dem Theile des königlichen Palastes in Alexandrien gegeben, welcher

tolemäus Philadelphus für die Gelehrten und die Bibliothek bestimmte. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, aller bedeutenden Museen unsrer Zeit, geschweige der Vorzeit, zu erwähnen; wir beschränken uns daher auf die Museen im Vatican, zu Florenz, Paris, Oxford und London. — Das Museum im Vatican nahm ursprünglich gewissermaßen alle Zimmer dieses ungeheuren Palastes ein. Die Gemählde, Bücher, Handschriften, Statuen, Reliefs, und überhaupt alle ausgezeichneten Werke der Alten waren daselbst vereinigt. Hier befand sich der Laocoon, derselbe (wie man vermuthet), der einst den Palast des Titus schmückte und den Plinius ein Opus omnibus et picturae et statuariae artis praeferendum nennt. Diese unschätzbare Sammlung wurde mehrere Jahrhunderte lang bis auf unsre Zeit vermehrt, wo Rom von den heutigen Vandalen erobert und der Vatican seiner schönsten Zierden, Dank ihrer Eitelkeit mehr als ihrem Kunstsinn, nicht durch Zerstörung, sondern durch Entführung beraubt wurde; doch gab das siegreiche Jahr 1815 den Raub wieder zurück. — Die Großherzoge von Toscana waren lange Zeit eifrige Bewunderer und Beförderer der Künste, und scheuten keinen Aufwand, die schönsten Kunstwerke zu erwerben; ihr Museum zu Florenz wetteiferte mit dem vaticanischen, und übertraf es in einigen Stücken selbst. Seine schönste Zierde war die mediceische Venus, dann der farnesische Hercules. Auch aus dieser Sammlung sind die schönsten Stücke nach Paris gebracht, aber 1815 zurückgegeben worden. — Wir kommen auf das Musée central des arts zu Paris, für welches die schönsten Kunstsammlungen Europa's geplündert worden, und welches auf diese Weise das erste in der Welt geworden ist. Die Gemählde waren sehr verständig nach den Nationen geordnet, so daß das Auge stufenweis zu dem Gipfel der Kunst in den Werken der italienischen Meister geführt ward. In dem Stockwerk unter der Bildergallerie waren die Antiken aufgestellt. Um eine allgemeine Idee von dem Inhalt zu geben, führen wir die Namen der verschiednen Abtheilungen an; diese sind: La Salle des Saisons, la Salle des hommes illustres, la Salle des Romains; la Salle de Laocoon, la Salle d'Apollon und la Salle des Muses. Da im Jahr 1815 die geplünderten Kunstschätze wieder zurückverlangt wurden, so verlor das Musée seine größten Zierden; aber noch immer ist es eine der wichtigsten Sammlungen in Europa. Außerdem hat Paris noch ein Museum von Nationaldenkmälern. Die tolle Wuth des Pöbels hatte in den ersten Perioden der Revolution viele dieser Denkmäler zerstört oder verstümmelt. Diesem Frevel thaten endlich strenge Verfügungen des Nationalconvents Einhalt. Le Noir, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, schlug vor, alles noch Vorhandene, das der Aufbewahrung werth sey, zu sammeln; und da sein Plan angenommen wurde, brachte er eine bewundernswürdige Menge vaterländischer Denkmäler aus allen Theilen des Reichs zusammen, die jedoch in einem nicht vortheilhaften Local aufgestellt sind. — Unter den Museen, welche England besitzt, ist das oxforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt und verdankt einen großen Theil seiner Schätze Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das brittische Museum zu London endlich darf freilich mit dem aus der Beute von ganz Europa zusammengebrachten zu Paris an Reichthum nicht verglichen werden, indem es nur durch Schenkungen und Ankäufe vermehrt worden ist; betrachtet man es aber aus diesem Gesichtspunkt, so muß es bewundernswürdig reich erscheinen. Sir Robert Cotton legte den Grund zu dem brittischen Museum, indem er seine treffliche Handschriftensammlung dem öffentlichen Gebrauch widmete; der nächste Zuwachs

waren die Bücher, Handschriften und übrigen Seltenheiten [illegible] [illegible] für 20.000 Pfund angekauft wurden. [illegible] die Regierung keine Gelegenheit vorbei, das Museum zu [illegible] [illegible] die Handschriften des Lord Oxford für 10.000 [illegible] [illegible] Sammlungen [illegible], die Marmor und Basreliefs [illegible] eine große Menge seltener Münzen, Fossile, Mineralien [illegible] [illegible] und Antiken.

Musik. Wenn wir uns von dem Wesen und der wahren Natur der Musik [illegible] einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir [illegible] ihren Ursprung in der Natur aufzuforschen. Dieses [illegible] dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch [illegible] sehen [illegible] wie wir denn auch die erste, ganz rohe [illegible] [illegible] durch den Geschmack gegenwärtig bei allen noch [illegible] Völkern antreffen. Die Natur scheint eine ganz unmittelbare [illegible] zwischen [illegible] dem Herzen und dem Gehöre gestiftet zu haben. [illegible] leidenschaftliche Empfindung [illegible] durch eigne, ihr angehörige Töne an, und [illegible] diese Töne erwecken in dem Herzen dessen, der sie vernimmt, [illegible] [illegible] Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. [illegible] [illegible] setzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne [illegible] [illegible] in uns. Während die übrigen Sinne nur bloße [illegible] [illegible] in uns zu erwecken und nur auf unsern Körper [illegible] [illegible] [illegible], was uns das Gehör und das Gesicht [illegible] auf die [illegible] unsers Herzens und Geistes ab; daher [illegible] diesen beiden Sinnen Dolmetschern zu verständigen und [illegible] [illegible]. Von diesen beiden edlen Sinnen hat aber das Gehör [illegible] [illegible] die [illegible] Kraft, und dies ist bei weitem der [illegible] [illegible] [illegible] zu erwecken. Denn wer wird sagen können, daß ihm [illegible] [illegible] von unharmonischen oder widrigen Farben eine [illegible] Empfindung verursacht habe? Aber das Gehör kann durch [illegible] [illegible] Töne so widrig angegriffen werden, daß man darüber in [illegible] [illegible] gerathen möchte. Dieser Unterschied rührt ohne Zweifel daher, daß die Materie, wodurch die Nerven des Gehörs in Bewegung gesetzt werden, nämlich die Luft, um vieles gröber und körperlicher ist, als das [illegible] Element des Lichts, das auf das Auge wirkt. [illegible] [illegible] [illegible] die Nerven des Gehörs wegen der Gewalt der äußern [illegible] [illegible] [illegible], eine größere Wirkung auf das ganze System aller Nerven hervorbringen, als es bei dem Gesichte der Fall ist. [illegible] [illegible] daß in vielen Fällen der im [illegible] [illegible] Mensch [illegible] in derselben zu bestärken, daß er sich [illegible] [illegible] immer mehr und mehr zu äußern, [illegible] z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und auch in andern [illegible] [illegible]; so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie selbst Kinder, die noch nichts überlegen, darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Töne sich selbst in der Leidenschaft zu bestärken und sie noch immer mehr und mehr zu entflammen. Dies ist nun freilich noch kein Gesang, aber der erste natürliche Keim dazu. Wenn zu dieser Äußerung noch einige eben so leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geschmack hinzukommen; so wird man bald [illegible] [illegible] [illegible] entstehen sehen. Die Bemerkungen, von denen [illegible] hier reden [illegible] die Kraft der abgemessenen Bewegung, oder [illegible] Rhythmu[illegible] [illegible]ie sehr enge Verbindung welche zwischen dieser und den [illegible] [illegible]rhanden ist. Die abgemessene Bewegung, die [illegible] gleich[illegible] [illegible]ch weit [illegible], und ihre Schritte durch den [illegible] Nachdru[illegible] [illegible] beim [illegible] bekommt, merklich macht, ist [illegible]

rhaltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfordern, die tactmäßige Bewegung, als z. B. bei denjenigen, die Schiffe ziehen, oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt diese taktmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h., wenn in den zu jedem Schritt oder Tact gehörigen kleinen Rückungen verschiedne Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind und aus mehrern Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreschen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelst der Lust, die es an Einförmigkeit, mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese taktmäßige und rhythmische Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine solche Folge stets den Begriff von Bewegung mit sich führt. Und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit Tact und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Musik ist also eine Kunst, die so wie jede andere Kunst, in der Natur des Menschen begründet ist. Obige Ideen über die Entstehung der Musik, d. h., der Instrumentalmusik, sind die bisher gangbarsten gewesen und aus dem Grunde hier angedeutet worden. So verdienstlich nun auch darin besonders die Nebenbemerkungen über den Ursprung des Tacts und der Ereignisse desselben sind, so möchte der letzte Grund aller Erfindung der Instrumentalmusik doch vielleicht bloß in dem Triebe der Nachahmung zu suchen seyn, der eine unerläßliche Bedingung der menschlichen Natur, und, was man auch dagegen sagen möchte, der Ursprung aller Kunst ist (s. d. Art. Instrumentalmusik). Der Gesang, der vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht selbst ist, war ursprünglich der Trieb des Menschen, seine Gefühle und Empfindungen, besonders wenn deren Heftigkeit ihn vorzüglich stark afficirte, gleichsam aus dem Herzen durch den Mund auszustoßen und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls sowohl als des angenehmen zu entledigen. Wir schreiben es mit vollkommener Ueberzeugung nieder, daß die geistige Natur des Menschen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich sehr gestört, beider Empfindungen Herr zu werden und sie zu unterdrücken strebt. Wir wollen dies durch einen Erfahrungssatz zu beweisen suchen. Wir sehen täglich, daß Menschen, wenn ihnen ein glückliches Ereigniß begegnet, nicht im Stande sind, die Regungen, die ihnen dadurch verursacht werden, in ihrem Busen zu bergen; sie müssen sie, oft gegen ihren eigenen Willen, einem Dritten mittheilen. Warum dies? Weil ihnen das Gefühl dieser Freude zu drückend gewesen ist und sie deßhalb gezwungen worden sind, zur eigenen Erleichterung es auf einen Gegenstand außer ihnen zu übertragen. Der Gesang also, sowohl der der Freude als der des Schmerzens, ist das Bestreben, sich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigste Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stimme nämlich, zu entledigen. Auf welche Weise nun eine äußere, gesetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieselbe übergetragen worden, ist bereits theils durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils ist dabei hier noch nachzuholen, daß der Geist des Schaffens, der in der menschlichen Natur verborgen liegt, stets darin strebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und somit mußte nun bald in dem Gesange Tact

und Rhythmus entstehen, die vielleicht auch bereits in dem Pulsschlage ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Gesanges war nun die Instrumentalmusik, wie wir dies in diesem Artikel ausführlicher gezeigt haben. Nachdem wir nun bisher im Allgemeinen über die physiologische Entstehung der Musik gehandelt haben, wollen wir zu dem Besondern und Angewandten dieser Kunst übergehen. Da die Musik nicht in so fern auf den Menschen wirkt, als er denkt, als er Vorstellungskräfte hat, sondern in so fern er empfindet; so ist es dem Zwecke derselben gänzlich unangemessen, eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Tonstück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Kunst. Dies ist der wahre Zweck derselben. Nächstdem kommen nun auch die Mittel in Betrachtung, in deren Kenntniß und Gebrauch eigentlich die Kunst besteht. Diese Mittel sind dreifach: der Gesang, die Tonart, die metrische und rhythmische, und endlich die Harmonie. Der Gesang, oder die Folge einzelner Töne, in so fern sie nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gestoßen, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern solcher Töne nun, die in und durch sich selbst zu einem Ganzen verbunden sind, entstehen Sätze, aus mehrern solcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht der Gesang. Die Tonart, in welcher ein Gedanke vorgetragen wird, ist in so fern wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen sehr starken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme; nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, sondern sie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende, oder harmonische Stimmung. Dieses empfindet man, wenn man solche Menschen, die in Affect gesetzt sind, reden hört. Wenn also unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige ausgesucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, so wird dadurch der natürliche Ausdruck dieser Empfindung noch mehr verstärkt. Das Metrische und Rhythmische der Bewegung in dem Gesange dient dazu, um Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit in derselben zu erhalten. Der Gesang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge desselben fortdauernde Aufmerksamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft. Die Harmonie, d. h., derjenige Theil derselben, welcher dem Gesang zur Unterstützung und Begleitung dient, schließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck desselben in sich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und durch sie also schon allein kann Ruhe oder Unruhe und Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies sind, im Ganzen genommen, die Erfordernisse, die dazu gehören, eine Musik in ihrer Art vollkommen zu machen; sie müssen angewandt werden, wenn die Tonkunst die unerklärbaren Wirkungen, deren sie fähig ist, in vollkommenem Maße hervorbringen soll. In Betreff dieser Wirkung ist die Tonkunst, wie gesagt, wahrhaft unerklärbar. Wenn jede andere Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangenen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag; so wirkt dagegen die Musik nur einzig und allein auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Wer, der für Musik empfänglich ist, hat nicht irgend

mal in seinem Leben beim Anhören derselben Thränen der Freude
gossen, ohne daß die Musik in diesem Augenblicke gerade eine be-
mte Situation ausgedrückt hätte? Die Musik erweckt also in uns
t durch den Verstand begreifliche Gesinnungen und Meinungen, sie
gänzlich entfernt von der Hervorbringung logischer Begriffe in unse-
Seele, sondern sie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße
ung in uns; und dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik
t wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt. Sie ist
rein romantisch, d. h., sie hat keine Verbindung mit dem Vor-
ndenen, mit dem Gegebnen, sondern ihre Wirkung geht lediglich auf
Unbekannte, auf das bloß von den Menschen Geahnete. Wenn wir
sen Begriff des Romantischen streng auffassen und ihn auf die Mu-
übertragen, so muß uns deutlich werden, daß die Griechen, deren
ldung nichts weniger als romantisch war, die im Gegentheile, statt
as Unbekannte zu ahnen, das Bekannte besaßen und genossen, in die-
m Sinne keine Musik gehabt haben können. Und so scheint es denn
uch wirklich zu seyn; ihre Musik war ein Erzeugniß des Verstandes,
enn sie wurde ja als vierter Theil der Mathematik betrachtet, und es
ing ihr, wovon wir an unserm Theil vollkommen überzeugt zu seyn
lauben, alle Melodie und alle Harmonie, in so fern letztere den mehr-
immigen Satz bedeutet, gänzlich ab, so wie denn auch der Vortrag
essen, was sie Musik nannten, besonders im Gesange, nur recitativisch,
lso etwa eine notirte Declamation war, in der kein Ton eigentlich eine
irkliche musikalische, sondern nur eine declamatorische Länge hatte, bei
er jedoch Rhythmus und Tact, in so fern dies mathematische Gegen-
ände sind, vorhanden waren. Der Ton an sich selbst ward überhaupt
ei ihnen nie ästhetisch, immer nur mathematisch und also als Sache
es Verstandes und nie des Gefühls betrachtet. Dies haben wir über
en Unterschied der alten und neuen Musik besonders für diejenigen an-
merken zu müssen geglaubt, welche noch in unsern Tagen von der grie-
hischen Musik einen Begriff haben, als könne sie immer ein Muster
yn, nach welchem sich die neuere Musik zu bilden habe. Man suche
iese unsere Meinung nicht etwa durch Anführung der besondern Ein-
rücke widerlegen zu wollen, welche, wie hin und wieder erzählt wird,
ie griechische Musik hervorgebracht haben soll. Angenommen, daß die-
: Wirkungen historisch erwiesen sind, so erzählt Sulzer, der übrigens
nsere Meinung in Betreff der griechischen Musik durchaus nicht theilt,
s seiner Theorie im Artikel Musik Folgendes: „Ich habe zu meiner
igenen Verwunderung erfahren, daß die unregelmäßigste Musik, die
öglich ist, die hundert unwissende Türken, jeder mit seinem Instrumen-
nach Gutdünken geleiert oder geraſ't hat, worin nichts Ordentliches
ar, als daß eine Art Trommel dieses Geräusch nach einem Tacte ab-
aß, daß diese Musik, besonders in einiger Entfernung, mich in leb-
afte Empfindung versetzt hat.“ So weit Sulzer. Wenn nun ein mu-
kalisch gebildetes Ohr, wie wir doch bei Sulzer voraussetzen müssen,
on einer solchen Unmusik dergestalt erregt werden konnte, welche Wir-
ung mag dann nicht die sogenannte griechische Musik, die doch Tact,
hythmus und eine nach Regeln bestimmte Tonfolge hatte, zu machen
n Stande gewesen seyn? Daß die neuere Musik überhaupt einer ganz
ßerordentlichen Wirkung fähig ist, sehen wir sogar an Thieren, von
nen einige, wie das Kameel, nur dann ihre erdrückenden Lasten fort-
agen wollen, wenn man sie mit Musik unterhält; andere, wie der
lephant, sogar zur Aeußerung verliebter Gefühle erregt werden, wo-
n man sonst bei diesen Thieren in Gegenwart von Menschen durch-

Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen.

Murky ist eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Octaven besteht, daher Murkybässe. In dem 36sten der kritischen Briefe über die Tonkunst findet man die komische Entstehungsart dieser Tonstücke.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geboren zu Cork im Jahre 1727. Nachdem er zuerst in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten sein Glück versucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel The Gray's-Inn journal, zu der Zeit wo Johnson den Rambler herausgab. Dieses, wiewohl oberflächliche, Werk fand Beifall und verschaffte ihm Johnsons Freundschaft. Bald darauf fing er an, für das Theater zu arbeiten; er trat selbst in der Rolle des Othello auf, fiel aber durch. Dagegen gefielen seine Stücke. Sein griechisches Mädchen gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine besten Komödien sind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind seiner selbst; die Wahl u. s. w. Diese Stücke sind als ziemlich treue Gemählde der Sitten anzusehn. Mehr komisches Talent hat der Verfasser in seinen Farcen als in seinen Lustspielen gezeigt. Die beste derselben ist betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er starb 1805 zu Brompton.

Murr (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher gleich berühmt, wurde in Nürnberg im J. 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin aber auf der hohen Schule zu Altorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erstern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erste größre Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine Bibliotheque de Peinture etc., welche im J. 1770 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein, im J. 1775 angefangnes, und bis zum J. 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" aus. Es umfaßt siebzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 1799 angefangne Fortsetzung dieses Werks unter dem Titel: „Neues Journal" rc., wurde schon mit dem zweiten Bande beschlossen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmahlerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften rc. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unpartheilichkeit und würdige Darstellung aufs vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst; denn Nürnberg, als der Vaterort der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so viel Glück behandelten Untersuchungen hat brechen helfen. In spätern Jahren gab der unermüdete Literator noch andre sehr interessante Schriften heraus: die Abbildungen der herculanischen Alterthümer; seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 seine Schrift: Die mediceische Venus und Phryne. Sein, im J. 1809 erfolgter Tod

wurde van allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste betrauert. BC.

Murray, s. Mansfield.

Murten (französisch Murat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murten, an dem durch die Broye mit dem neuburger See Gemeinschaft habenden Murter-See belegne Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiß genannt) residirt. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlassungen eine heftige Fehde entsponnen zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im J. 1467 starb. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Wad (Pays de Vaud) ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommne Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne (von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihn zum Marschall bestellt habe, und das war, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurüstungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich sehr naiven Rath (von dem man wohl wünschen möchte, daß er auch in neuern Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er also keine große Beute zu erwarten berechtigt sey. Der Herzog achtete dieser Lehre nicht, weil er dem Grafen von Romont, ihn zu rächen, versprochen hatte. Der Krieg begann. Carl ging über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson (deutsch Gransee), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuenburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuenburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als funfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, und selbst seine Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen wieder genommen, und, leider! versichert die Geschichte, daß sich die Schweizer, anstatt den verwegnen, bösen Herzog durch Edelsinn zu beschämen, sich auf das grausamste gerächt haben. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommne burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem neuenburger See. Nun nahm dieser Krieg einen noch böseren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Carl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht. Der kühne Herzog stand an ihrer Spitze, und schon am

10ten des Brachmonats zeigte er sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbündeten rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Kaisersberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann. Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und seinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete dennoch den Kühnen und Verwegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Vorwachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, deren es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geschützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den besiegten Carl als Gefangnen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichtete sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich zu Soigne, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegnen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Es befand sich in einem, eine Viertelstunde von der Stadt an der Reichsstraße belegenen Dorfe Meerlach eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln, an welcher man folgende Inschrift las: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit, Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebein ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft,
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag.

Dieses Gebäude ist 1798 von den Franzosen zerstört worden. Von dem Herzoge von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren." DH.

Musäus (Johann Carl August.) Dieser beliebte Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hause seines Vetters, des Superintendenten Weißenborn zu Altstädt, der nachher als Generalsuperintendent nach Eisenach kam, bis in sein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann studirte er vierthalb Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Er sollte Landpfarrer bei Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich, — weil er einmal getanzt hatte. — Der Grandison machte damals allgemeines Aufsehen und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen dies Unwesen schrieb Musäus im J. 1760 seinen Grandison den Zw

n, eine satirische Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister am weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabey gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er endlich wieder als Schriftsteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu strafen, die Physiognomik, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den seltsamsten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen, die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, den er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch sie wurde er ein Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das gelangweilte Publikum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangnen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, die er 1786 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzpolypen, den 28sten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kotzebue herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er jedoch wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondre bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird und wahrscheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist.

Musagetes, ein Beiname des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indeß findet man in spätern

Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem grossen Styl ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen.

Murky ist eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Octaven besteht, daher Murkybässe. In dem 36sten der kritischen Briefe über die Tonkunst findet man die komische Entstehungsart dieser Tonstücke.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geboren zu Cork im Jahre 1727. Nachdem er zuerst in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten sein Glück versucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel The Gray's-Inn journal, zu der Zeit wo Johnson den Rambler herausgab. Dieses, wiewohl oberflächliche, Werk fand Beifall und verschaffte ihm Johnsons Freundschaft. Bald darauf fing er an, für das Theater zu arbeiten; er trat selbst in der Rolle des Othello auf, fiel aber durch. Dagegen gefielen seine Stücke. Sein griechisches Mädchen gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine besten Komödien sind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind seiner selbst; die Wahl u. s. w. Diese Stücke sind als ziemlich treue Gemählde der Sitten anzusehn. Mehr komisches Talent hat der Verfasser in seinen Farcen als in seinen Lustspielen gezeigt. Die beste derselben ist betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er starb 1805 zu Brompton.

Murr (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher gleich berühmt, wurde in Nürnberg im J. 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin aber auf der hohen Schule zu Altorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erstern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erste größre Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine Bibliotheque de Peinture etc., welche im J. 1770 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein, im J. 1775 angefangnes, und bis zum J. 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" aus. Es umfaßt siebzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 1799 angefangne Fortsetzung dieses Werks unter dem Titel: „Neues Journal" 2c., wurde schon mit dem zweiten Bande beschlossen. In diesem Journal ist ein grosser Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmahlerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften 2c. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unparteilichkeit und würdige Darstellung aufs vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst; denn Nürnberg, als der Vaterort der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so viel Glück behandelten Untersuchungen hat brechen helfen. In spätern Jahren gab der unermüdete Literator noch andre sehr interessante Schriften heraus: die Abbildungen der herculanischen Alterthümer; seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 seine Schrift: Die mediceische Venus und Phryne. Sein, im J. 1809 erfolgter Tod

wurde von allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste betrauert. BC.

Murray, s. Mansfield.

Murten (französisch Murat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murten, an dem durch die Broye mit dem neuburger See Gemeinschaft habenden Murter-See belegne Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiß genannt) residirt. Im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlassungen eine heftige Fehde entsponnen zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im J. 1467 starb. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Römont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Wad (Pays de Vaud) ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommne Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne (von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihn zum Marschall bestellt habe, und das war, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurüstungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich sehr naiven Rath (von dem man wohl wünschen möchte, daß er auch in neuern Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er also keine große Beute zu erwarten berechtigt sey. Der Herzog achtete dieser Lehre nicht, weil er dem Grafen von Romont, ihn zu rächen, versprochen hatte. Der Krieg begann. Carl ging über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson (deutsch Gransee), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuenburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuenburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als funfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, und selbst seine Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen wieder genommen, und, leider! versichert die Geschichte, daß sich die Schweizer, anstatt den verwegnen, bösen Herzog durch Edelsinn zu beschämen, sich auf das grausamste gerächt haben. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommne burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem neuenburger See. Nun nahm dieser Krieg einen noch böseren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Carl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht. Der kühne Herzog stand an ihrer Spitze, und schon am

10ten des Brachmonats zeigte er sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Kaisersberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfridt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann. Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und seinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete dennoch den Kühnen und Verwegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Vorwachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, deren es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geschützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den besiegten Carl als Gefangnen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichtete sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich zu Soigne, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegnen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Es befand sich in einem, eine Viertelstunde von der Stadt an der Reichsstraße belegenen Dorfe Meerlach eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln, an welcher man folgende Inschrift las: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit, Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebein ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft,
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag.

Dieses Gebäude ist 1798 von den Franzosen zerstört worden. Von dem Herzoge von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren.“ DH.

Musäus (Johann Carl August.) Dieser beliebte Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hause seines Vetters, des Superintendenten Weißenborn zu Altstädt, der nachher als Generalsuperintendent nach Eisenach kam, bis in sein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann studirte er vierthalb Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Er sollte Landpfarrer bei Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich, — weil er einmal getanzt hatte. — Der Grandison machte damals allgemeines Aufsehen und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen dieses Unwesen schrieb Musäus im J. 1760 seinen Grandison den Zwei-

ten, eine satirische Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister am weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabey gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er endlich wieder als Schriftsteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu strafen, die Physiognomik, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den seltsamsten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen, die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, den er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch sie wurde er ein Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das gelangweilte Publikum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangnen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, die er 1786 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzpolypen, den 28sten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kotzebue herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er jedoch wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondre bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird und wahrscheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist.

Musagetes, ein Beiname des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indeß findet man in spätern

Zeiten den Beinamen Musagetes noch öfter dem Hercules sowohl in Inschriften, auf Gemmen u. s. w. als auch bei Schriftstellern ertheilt, eine Ehre, die man nur gewissermaßen aus der Verbindung körperlicher Vorzüge und Vollkommenheiten mit geistigen erklären kann.

Muscatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muscatennußbaums, der sonst auf allen moluckischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Neira, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es sitzen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüte zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birn, und der Länge nach wie die Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nachher röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muscatenblüthe ist also uneigentlich. Dieses kostbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, besprengt es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüsse enthalten unter einer schwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgesetzt und dann aufgeschlagen, sortirt, in Körbe geschüttet und einige Mal in ein Gemisch von Kalk- und Seewasser getaucht, um sie vor dem Ranzichwerden zu verwahren. — Man sammelt die Früchte drei Mal des Jahrs, im Julius und August, im November und im März und April. Die letztere Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare Muscatenöl.

Muscheln, s. Conchylien.

Muschenbroek (Peter von) oder **Musschenbroek**, war 1692 zu Leyden geboren, und starb daselbst 1761. Er studirte an seinem Geburtsort Medicin, Physik und Mathematik, und promovirte daselbst 1715. Nachdem er eine Reise nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte und von Desaguliers manchen Aufschluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angestellt wurde. Die Universität Utrecht war seit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muschenbroek, der zum Professor der Physik und Mathematik ernannt worden, erwarb sich auch in diesen Wissenschaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denselben Lehrstuhl einzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die pariser und londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark versuchten umsonst, ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb sich Musschenbroek bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. In seinen Versuchen wie in seinen Rechnungen sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind:

Elementa Physices; Tentamina experimentorum; Compend
icae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturale
ationes physicae.

Musen, die Göttinnen der vorzüglichsten schönen K
Wissenschaften. Ihre Abstammung wird verschieden angegeb
n den Namen und Personen der Musen selbst findet sich g
chiedenheit. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiters und
osyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt w
Pflegemutter soll Eupheme gewesen seyn. Eigentlich stamm
Göttinnen aus Pierien in Thrazien; von da kamen sie nach
und dann ins übrige Griechenland. Anfangs kannte man
Musen: Melete (das Nachsinnen bei der Arbeit); Mnem
dächtniß zur Verewigung großer Thaten); und Aoida (d
ur Begleitung der Erzählung). Andre nennen diese Cephi
ißhenis und Apollonis. Endlich brachte Pierus, ein
ier, neun Musen nach Thespien, die man für seine Töchter
daher auch nach Pausanias Pierides nannte. Andre le
Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her,
rühesten verehrt wurden. Ihre Namen waren Clio, E
Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyh
Urania und Kalliope; nach Andern aber Kallichore,
Helice, Thelxinoe, Terpsichore, Euterpe, En
Dia und Eunope. Nach Varro sollten die neun Muse
drei ursprünglichen durch folgenden Zufall entstanden seyn.
(vermuthlich in Sicyon) drei geschickten Künstlern aufgetr
Bildsäulen der drei Musen zu verfertigen, von denen man
len zum gottesdienstlichen Gebrauche heiligen wollte. Jede
verfertigte drei Statuen. Bei der Besichtigung fand man
schön, daß sie insgesamt geweiht und in dem Tempel des A
gestellt wurden. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit
osyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in diesen
Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und
den Olymp, wo Jupiter sie zur göttlichen Würde erhob.
von der Spitze des Olympus ist ihr Palast neben den P
Grazien und des Himeros, wo sie singen und tanzen. Gewöh
den sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber werden au
und Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfr
daß sie bei Eustathius die Mutter des Linus genannt wird.
den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich drei Wettstre
te sie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem
den Thamyris, hatten. Die Sirenen mußten, als sie ü
wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, wora
Musen Kränze machten. Die Töchter des Pierus flogen be
geschwätzige Elstern hinweg. Als die Musen in dem Wet
hnen sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die
das Meer still, und der Berg Helicon hüpfte vor Wonne, so
un, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmlischen ste
e, den Pegasus abschickte, der ihm mit dem Fuße auf d
schlug; bei dem Gesange der unglücklichen Pieriden aber deck
Finsterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris,
Wettstreit mit ihnen begann, hatte als Bedingung desselben
daß, wenn er Sieger wäre, jede von ihnen eine Nacht in
nen ruhen sollte; würde er aber besiegt, so sollten sie ihm
ürliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, un

zur Strafe für seine Vermessenheit die Augen und die Kunst, die Cither zu spielen. Ausserdem werden noch folgende Geschichten erzählt. Eine gewisse Völkerschaft hörte den Gesängen der Musen mit so vielem Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß, und dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. — Einst machten sich die Musen bei regnichtem Wetter nach dem Parnaß auf, und traten unterwegs zu Daulis im Hause des Pyreneus ab, um sich vor dem Regen zu schützen. Als sie aber bei wieder erheitertem Himmel ihren Weg fortsetzen wollten, verschloß ihnen Pyreneus den Ausgang und wollte sie zwingen, seine Umarmung zu leiden. Sie nahmen Flügel an, und retteten sich dadurch oben zum Hause hinaus; Pyreneus aber, der ihnen nacheilte, stürzte zur Erde hinab, und blieb auf der Stelle todt. — Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondere Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredsamkeit und des Gesanges schenkte. Clio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Gestirne, Erato der Liebesgesänge, Polyhymnia der Beredsamkeit und Terpsychore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpomene die Gernsingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende, und Clio den Ruhm bezeichnen. Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helicon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst. Im Allgemeinen werden sie als liebliche Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube oder Lorbeern oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie fassen sich bei den Händen und tanzen um den Apoll. Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; in Rom hatten sie verschiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuschrecken heilig.

Musette (lateinisch Musa, italienisch Musetta), bedeutet 1. eine Sackpfeife (Dudelsack), ein Instrument von sehr alter Erfindung. Im vorigen Jahrhundert eigneten sich die Franzosen die Erfindung derselben zu, und nannten sie Musette de Paris. Ein Schweizer, Hirt, aus Solothurn, brachte das Instrument nachher nach Rußland an den Hof der Kaiserin Elisabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein kleines Tonstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich in 6/8 Tact, von etwas langsamer Bewegung, von naiver Einfalt und einem sanften schmeichelnden Gesange; oft auch über einen anhaltenden Baßton gesetzt. Der Tanz selbst ist für naive ländliche Lustbarkeit bestimmt, paßt aber auch sowohl zu edeln Schäfercharakteren, als zu niedrigen bäuerischen. Die Musik richtet sich genau nach dem Charakter desselben.

Museum, eine Sammlung seltner und interessanter Gegenstände aus dem ganzen Umkreise der Naturgeschichte und Künste, und in Zimmern oder Gebäuden zur Ansicht der Kenner und Liebhaber entweder auf Kosten einer Privatperson oder einer Regierung aufgestellt. Ursprünglich wurde diese Benennung, die einen Ort zum Studiren bezeichnet, dem Theile des königlichen Palastes in Alexandrien gegeben, welchen

Ptolemäus Philadelphus für die Gelehrten und die Bibliothek bestimmte. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, aller bedeutenden Museen unsrer Zeit, geschweige der Vorzeit, zu erwähnen; wir beschränken uns daher auf die Museen im Vatican, zu Florenz, Paris, Oxford und London. — Das Museum im Vatican nahm ursprünglich gewissermaßen alle Zimmer dieses ungeheuren Palastes ein. Die Gemählde, Bücher, Handschriften, Statuen, Reliefs, und überhaupt alle ausgezeichneten Werke der Alten waren daselbst vereinigt. Hier befand sich der Laocoon, derselbe (wie man vermuthet), der einst den Palast des Titus schmückte und den Plinius ein Opus omnibus et picturae et statuariae artis praeferendum nennt. Diese unschätzbare Sammlung wurde mehrere Jahrhunderte lang bis auf unsre Zeit vermehrt, wo Rom von den heutigen Vandalen erobert und der Vatican seiner schönsten Zierden, Dank ihrer Eitelkeit mehr als ihrem Kunstsinn, nicht durch Zerstörung, sondern durch Entführung beraubt wurde; doch gab das siegreiche Jahr 1815 den Raub wieder zurück. — Die Großherzoge von Toscana waren lange Zeit eifrige Bewunderer und Beförderer der Künste, und scheuten keinen Aufwand, die schönsten Kunstwerke zu erwerben; ihr Museum zu Florenz wetteiferte mit dem vaticanischen, und übertraf es in einigen Stücken selbst. Seine schönste Zierde war die mediceische Venus, dann der farnesische Hercules. Auch aus dieser Sammlung sind die schönsten Stücke nach Paris gebracht, aber 1815 zurückgegeben worden. — Wir kommen auf das Musée central des arts zu Paris, für welches die schönsten Kunstsammlungen Europa's geplündert worden, und welches auf diese Weise das erste in der Welt geworden ist. Die Gemählde waren sehr verständig nach den Nationen geordnet, so daß das Auge stufenweis zu dem Gipfel der Kunst in den Werken der italienischen Meister geführt ward. In dem Stockwerk unter der Bildergallerie waren die Antiken aufgestellt. Um eine allgemeine Idee von dem Inhalt zu geben, führen wir die Namen der verschiednen Abtheilungen an; diese sind: La Salle les Saisons, la Salle des hommes illustres, la Salle des Romains; la Salle de Laocoon, la Salle d'Apollon und la Salle des Muses. Da im Jahr 1815 die geplünderten Kunstschätze wieder zurückverlangt wurden, so verlor das Musée seine größten Zierden; aber noch immer ist es eine der wichtigsten Sammlungen in Europa. Außerdem hat Paris noch ein Museum von Nationaldenkmälern. Die tolle Wuth des Pöbels hatte in den ersten Perioden der Revolution viele dieser Denkmäler zerstört oder verstümmelt. Diesem Frevel thäten endlich strenge Verfügungen des Nationalconvents Einhalt. Le Noir, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, schlug vor, alles noch Vorhandene, das der Aufbewahrung werth sey, zu sammeln; und da sein Plan angenommen wurde, brachte er eine bewundernswürdige Menge vaterländischer Denkmäler aus allen Theilen des Reichs zusammen, die jedoch in einem nicht vortheilhaften Local aufgestellt sind. — Unter den Museen, welche England besitzt, ist das oxforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt und verdankt einen grossen Theil seiner Schätze Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das brittische Museum zu London endlich darf freilich mit dem aus der Beute von ganz Europa zusammengebrachten zu Paris an Reichthum nicht verglichen werden, indem es nur durch Schenkungen und Ankäufe vermehrt worden ist; betrachtet man es aber aus diesem Gesichtspunkt, so muß es bewundernswürdig reich erscheinen. Sir Robert Cotton legte den Grund zu dem brittischen Museum, indem er seine treffliche Handschriftensammlung dem öffentlichen Gebrauch widmete; der nächste Zuwachs

waren die Bücher, Handschriften und übrigen Seltenheiten Sr. Hans Sloane's, welche für 20,000 Pfund angekauft wurden. Seitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit vorbei, das Müseum zu bereichern; sie kaufte sie die Handschriften des Lord Oxford für 10,000 Pfund, die Sammlungen Hamiltons, die Marmor und Basreliefs Townley's, und eine große Menge kostbarer Münzen, Fossile, Mineralien, Handschriften, Bücher und Antiken.

Musik. Wenn wir uns von dem Wesen und der wahren Natur dieser Kunst einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir versuchen, ihren Ursprung in der Natur auszuforschen. Dieses wird uns dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch täglich entstehen sehen, so wie wir denn auch die erste, ganz rohe Bearbeitung des Gesanges durch den Geschmack gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur scheint eine ganz unmittelbare Verbindung zwischen dem Herzen und dem Gehöre gestiftet zu haben. Jede Leidenschaft kündigt sich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und diese Töne erwecken in dem Herzen dessen, der sie vernimmt, die nämliche leidenschaftliche Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. Ein Angstgeschrei setzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit in uns. Während die übrigen Sinne nur blinde Lust und Unlust in uns zu erwecken und nur auf unsern Körper einzuwirken vermögen, zielt dasjenige, was uns das Gehör und das Gesicht überliefern, auf die Wirksamkeit unsers Herzens und Geistes ab; daher liegen in diesen beiden Sinnen Triebfedern zu verständigen und sittlichen Handlungen. Von diesen beiden edlen Sinnen hat aber das Gehör bei weitem die wirksamste Kraft, und dies ist bei weitem der tauglichste Sinn, Leidenschaft zu erwecken. Denn wer wird sagen können, daß ihm irgend eine Art von unharmonischen oder widrigen Farben eine schmerzhafte Empfindung verursacht habe? Aber das Gehör kann durch unharmonische Töne so widrig angegriffen werden, daß man darüber in wahre Verzweiflung gerathen möchte. Dieser Unterschied rührt ohne Zweifel daher, daß die Materie, wodurch die Nerven des Gehörs in Bewegung gesetzt werden, nämlich die Luft, um vieles gröber und körperlicher ist, als das ätherische Element des Lichts, das auf das Auge wirkt. Daher können die Nerven des Gehörs wegen der Gewalt der äußern Anreizungen, die sie bekommen, eine größere Wirkung auf das ganze System aller Nerven hervorbringen, als es bei dem Gesichte der Fall ist. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Leidenschaft versetzte Mensch sich gern in derselben zu bestärken, daß er sich zu bestreben scheint, diese Leidenschaft immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und auch in andern Affecten geschieht; so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie sogar Kinder, die noch nichts überlegen, darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Töne sich selbst in der Leidenschaft zu bestärken und sie noch immer mehr und mehr zu entflammen. Dies ist nun freilich noch kein Gesang, aber der erste natürliche Keim dazu. Wenn zu dieser Andeutung noch einige eben so leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geschmack hinzukommen; so wird man bald den förmlichen Gesang entstehen sehen. Die Bemerkungen, von denen wir hier reden, betreffen die Kraft der abgemessenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die sehr enge Verbindung welche zwischen diesem und den Tönen vorhanden ist. Die abgemessene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, ist un-

haltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden
rde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfor-
n, die tactmäßige Bewegung, als z. B. bei denjenigen, die Schiffe
hen, oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung
t diese taktmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h., wenn
den zu jedem Schritt oder Tact gehörigen kleinen Rückungen ver-
schiedne Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind und aus meh-
en Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfal-
g wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hämmern der
Schmiede und in dem Dreschen, das Mehrere zugleich verrichten. Da-
rch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelst der Lust,
e es an Einförmigkeit, mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fort-
zung derselben ermuntert wird. Diese taktmäßige und rhythmische
wegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbun-
n werden, weil eine solche Folge stets den Begriff von Bewegung mit
h führt. Und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit
ct und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbin-
ng mit dem Tanze begreiflich. Die Musik ist also eine Kunst, die
wie jede andere Kunst, in der Natur des Menschen begründet ist.
bige Ideen über die Entstehung der Musik, d. h., der Instrumental-
usik, sind die bisher gangbarsten gewesen und aus dem Grunde hier
gedeutet worden. So verdienstlich nun auch darin besonders die Ne-
nbemerkungen über den Ursprung des Tacts und der Ereignisse dessel-
en sind, so möchte der letzte Grund aller Erfindung der Instrumental-
usik doch vielleicht bloß in dem Triebe der Nachahmung zu suchen
yn, der eine unerläßliche Bedingung der menschlichen Natur, und,
as man auch dagegen sagen möchte, der Ursprung aller Kunst ist (s.
. Art. Instrumentalmusik). Der Gesang, der vielleicht so alt
ie das Menschengeschlecht selbst ist, war ursprünglich der Trieb des
Menschen, seine Gefühle und Empfindungen, besonders wenn deren Hef-
igkeit ihn vorzüglich stark afficirte, gleichsam aus dem Herzen durch
en Mund auszustoßen und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls
owohl als des angenehmen zu entledigen. Wir schreiben es mit voll-
ommener Ueberzeugung nieder, daß die geistige Natur des Menschen,
urch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleich-
ewichte gleich sehr gestört, beider Empfindungen Herr zu werden und
e zu unterdrücken strebt. Wir wollen dies durch einen Erfahrungssatz
u beweisen suchen. Wir sehen täglich, daß Menschen, wenn ihnen ein
lückliches Ereigniß begegnet, nicht im Stande sind, die Regungen, die
hnen dadurch verursacht werden, in ihrem Busen zu bergen; sie müs-
en sie, oft gegen ihren eigenen Willen, einem Dritten mittheilen. War-
um dies? Weil ihnen das Gefühl dieser Freude zu drückend gewesen ist
nd sie deßhalb gezwungen worden sind, zur eigenen Erleichterung es
uf einen Gegenstand außer ihnen zu übertragen. Der Gesang also,
owohl der der Freude als der des Schmerzens, ist das Bestreben, sich
er Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräf-
igste Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stim-
me nämlich, zu entledigen. Auf welche Weise nun eine äußere, gesetz-
mäßige Zweckmäßigkeit in dieselbe übergetragen worden, ist bereits theils
durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt wor-
den, theils ist dabei hier noch nachzuholen, daß der Geist des Schaffens,
der in der menschlichen Natur verborgen liegt, stets darin strebt, das,
was er wiederholt thun muß, nach einer gewissen Ordnung und Regel-
mäßigkeit zu thun. Und somit mußte nun bald in dem Gesange Tact

und Rhythmus entstehen, die vielleicht auch bereits in dem Pulsschlag ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Gesangs war nun die Instrumentalmusik, wie wir dies in diesem Artikel ausführlicher gezeigt haben. Nachdem wir nun bisher im Allgemeinen über die physiologische Entstehung der Musik gehandelt haben, wollen wir zu dem Besondern und Angewandten dieser Kunst übergehen. Da die Musik nicht in so fern auf den Menschen wirkt, als er denkt, oder als er Vorstellungskräfte hat, sondern in so fern er empfindet; so ist es dem Zwecke derselben gänzlich unangemessen, eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Tonstück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Kunst. Dies ist der nähere Zweck derselben. Nächstdem kommen nun auch die Mittel in Betrachtung, in deren Kenntniß und Gebrauch eigentlich die Kunst besteht. Diese Mittel sind dreifach: der Gesang, die Tonart, die metrische und rhythmische, und endlich die Harmonie. Der Gesang, oder die Folge einzelner Töne, in so fern sie nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gestoßen, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern solcher Töne nun, die in und durch sich selbst zu einem Ganzen verbunden sind, entstehen Sätze, aus mehrern solcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht der Gesang. Die Tonart, in welcher ein Gedanke vorgetragen wird, ist in so fern wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen sehr starken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme; nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, sondern sie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende, oder harmonische Stimmung. Dieses empfindet man, wenn man solche Menschen, die in Affect gesetzt sind, reden hört. Wenn also unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige ausgesucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, so wird dadurch der natürl. Ausdruck dieser Empfindung noch mehr verstärkt. Das Metrische und Rhythmische der Bewegung in dem Gesange dient dazu, um Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit in derselben zu erhalten. Der Gesang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge desselben fortdauernde Aufmerksamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft. Die Harmonie, d. h., derjenige Theil derselben, welcher dem Gesang zur Unterstützung und Begleitung dient, schließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck desselben in sich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und durch sie also schon allein kann Ruhe oder Unruhe und Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies sind, im Ganzen genommen, die Erfordernisse, die dazu gehören, eine Musik in ihrer Art vollkommen zu machen; sie müssen angewandt werden, wenn die Tonkunst die unerklärbaren Wirkungen, deren sie fähig ist, in vollkommnem Maße hervorbringen soll. In Betreff dieser Wirkung ist die Tonkunst, wie gesagt, wahrhaft unerklärbar. Wenn jede andere Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangenen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag; so wirkt dagegen die Musik nur einzig und allein auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Wer, der für Musik empfänglich ist, hat nicht irgend

mal in seinem Leben beim Anhören derselben Thränen der Freude
gossen, ohne daß die Musik in diesem Augenblicke gerade eine be-
mmte Situation ausgedrückt hätte? Die Musik erweckt also in uns
e durch den Verstand begreifliche Gesinnungen und Meinungen, sie
gänzlich entfernt von der Hervorbringung logischer Begriffe in unse-
Seele, sondern sie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße
nung in uns; und dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik
wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt. Sie ist
rein romantisch, d. h., sie hat keine Verbindung mit dem Vor-
ndenen, mit dem Gegebnen, sondern ihre Wirkung geht lediglich auf
Unbekannte, auf das bloß von den Menschen Geahnete. Wenn wir
sen Begriff des Romantischen streng auffassen und ihn auf die Mu-
übertragen, so muß uns deutlich werden, daß die Griechen, deren
ldung nichts weniger als romantisch war, die im Gegentheile, statt
as Unbekannte zu ahnen, das Bekannte besaßen und genossen, in die-
em Sinne keine Musik gehabt haben können. Und so scheint es denn
uch wirklich zu seyn; ihre Musik war ein Erzeugniß des Verstandes,
enn sie wurde ja als vierter Theil der Mathematik betrachtet, und es
ing ihr, wovon wir an unserm Theil vollkommen überzeugt zu seyn
lauben, alle Melodie und alle Harmonie, in so fern letztere den mehr-
stimmigen Satz bedeutet, gänzlich ab, so wie denn auch der Vortrag
essen, was sie Musik nannten, besonders im Gesange, nur recitativisch,
lso etwa eine notirte Declamation war, in der kein Ton eigentlich eine
irkliche musikalische, sondern nur eine declamatorische Länge hatte, bei
er jedoch Rhythmus und Tact, in so fern dies mathematische Gegen-
tände sind, vorhanden waren. Der Ton an sich selbst ward überhaupt
ei ihnen nie ästhetisch, immer nur mathematisch und also als Sache
es Verstandes und nie des Gefühls betrachtet. Dies haben wir über
en Unterschied der alten und neuen Musik besonders für diejenigen an-
merken zu müssen geglaubt, welche noch in unsern Tagen von der grie-
chischen Musik einen Begriff haben, als könne sie immer ein Muster
seyn, nach welchem sich die neuere Musik zu bilden habe. Man suche
diese unsere Meinung nicht etwa durch Anführung der besondern Ein-
drücke widerlegen zu wollen, welche, wie hin und wieder erzählt wird,
die griechische Musik hervorgebracht haben soll. Angenommen, daß die-
se Wirkungen historisch erwiesen sind, so erzählt Sulzer, der übrigens
unsere Meinung in Betreff der griechischen Musik durchaus nicht theilt,
in seiner Theorie im Artikel Musik Folgendes: „Ich habe zu meiner
eignen Verwunderung erfahren, daß die unregelmäßigste Musik, die
möglich ist, die hundert unwissende Türken, jeder mit seinem Instrumen-
te nach Gutdünken geleiert oder geras't hat, worin nichts Ordentliches
war, als daß eine Art Trommel dieses Geräusch nach einem Tacte ab-
maß, daß diese Musik, besonders in einiger Entfernung, mich in leb-
hafte Empfindung versetzt hat.“ So weit Sulzer. Wenn nun ein mu-
sikalisch gebildetes Ohr, wie wir doch bei Sulzer voraussetzen müssen,
von einer solchen Unmusik dergestalt erregt werden konnte, welche Wir-
kung mag dann nicht die sogenannte griechische Musik, die doch Tact,
Rhythmus und eine nach Regeln bestimmte Tonfolge hatte, zu machen
im Stande gewesen seyn? Daß die neuere Musik überhaupt einer ganz
außerordentlichen Wirkung fähig ist, sehen wir sogar an Thieren, von
denen einige, wie das Kameel, nur dann ihre erdrückenden Lasten fort-
tragen wollen, wenn man sie mit Musik unterhält; andere, wie der
Elephant, sogar zur Aeußerung verliebter Gefühle erregt werden, wo-
von man sonst bei diesen Thieren in Gegenwart von Menschen durch-

aus auch nicht die leiseste Spur bemerkt hat. Was man in neuern Zeiten von der durch Musik zu bewirkenden Heilung der Nervenschwäche und Krampfkrankheiten geschrieben und geredet hat, wollen wir, da dergleichen Behauptungen ohne alle Beweise sind und seyn müssen, nur erwähnen und weiter daraus keine Schlüsse auf die Wirkung der Musik ziehen. Pq.

Musik (Geschichte der). Da die Musik nicht unwahrscheinlich die älteste aller schönen Künste und mehr als irgend eine andere ein unmittelbares Erzeugniß der Natur ist; so wäre es ein vergebliches Unternehmen, dem historischen Ursprung derselben in seinen allerersten Veranlassungen nachspüren zu wollen, um so mehr, da die Mechanik dieser Kunst sowohl als aller übrigen Künste eher ausgeübt worden ist, als man an die Theorie derselben, die doch allein einen völligen historischen Ursprung nachweisen könnte, gedacht hat. Mit höchster Gewißheit darf man übrigens annehmen, daß die Töne, welche die Natur erzeugt, wie z. B. der Wind, das Geräusch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräusch des Wassers, die Stimmen der Menschen und Thiere, besonders aber der Gesang der Vögel, Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben haben. Die Vocalmusik, oder die Hervorbringung künstlicher Töne durch die menschliche Stimme, ist die älteste Art der Musik, und Athenagoras meldet, daß Ponticus Chameleon behauptet habe, der Gesang der Vögel habe zur Erfindung der Singekunst Veranlassung gegeben, indem die Menschen die Töne derselben mit ihrer Stimme nachzuahmen gesucht hätten. Eben dieses behauptet Lucretius, und man hält es für wahrscheinlich, daß die Menschen die Stimmen der Vögel eher gehört haben, als ihre eignen. Eben dieser Lucrez sagt auch, daß die Hirten die Instrumentalmusik erfanden, indem sie der ins Schilf blasende Wind lehrte, daß das hohle Rohr einen Laut gäbe, daher sie es alsdann versucht hätten, ob sie wohl durch das Blasen mit dem Munde in ein solches Rohr einen ähnlichen Laut hervorzubringen im Stande wären. Pythagoras meint gar, daß das Getön, welches die Himmelskörper durch ihren Umlauf verursachen, zur Erfindung der Musik Gelegenheit gegeben habe. Nach Varro soll die Musik entweder durch das Geräusch des Wassers, oder durch die Zurückprallung der Luft, oder durch die menschliche Stimme entstanden seyn. Historisch gewiß ist übrigens, daß schon vor der Sündfluth Jubal, der Sohn Lamechs, eine Art von Instrumentalmusik ausgeübt hat, welche nicht allein auf Blasinstrumenten, sondern auch auf mit starken Thierhaaren bespannten Saiteninstrumenten hervorgebracht wurde. Laban kannte bereits den Gesang und den Gebrauch der Pauken und eines andern Saiteninstruments, so wie Hiob die Pauken, Cither und Harfe, und Moses mußte schon zwei silberne Trommeln machen. Das älteste Denkmal der Vokalmusik ist der Lobgesang der Mirjam, der Schwester des Moses, der nach dem Durchgange durch das rothe Meer gesungen und von derselben mit der Pauke begleitet wurde. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht. Der Dienst ihrer Leviten bestand vornehmlich im Singen. Bei den Christen bestand die Musik anfänglich bloß in Gesängen, die aus den Psalmen Davids und aus den im alten Testamente befindlichen Lobgesängen bestanden, an welche die Judenchristen bereits gewöhnt waren und sie deshalb beibehielten. Besonders wurde bei den Agapis oder Liebesmahlen der Christen gesungen, aber nicht, wie Justinus aus dem zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt meldet, bei dem Abendmahle. Doch gedenkt Eusebius, der um 340 n. Christi Geburt

ch, bereits des Gesanges beim Abendmahle. Auch müssen bereits vor r Kirchenversammlung zu Laodicea (365 oder 370) geistliche Lieder sungen worden seyn, da man auf derselben die eigenmächtig eingeführten Gesänge verbot und nur die canonischen gestattete, welche aber cht von dem unmusikalischen Volke, sondern von eigens dazu bestellten Cantoribus und Canonicis, die hinter Pulten standen, nach Noten gesungen werden sollten. Schon im Jahr 370 (nicht 170) führte der apst Damasus in der abendländischen Kirche den abwechselnden Gesang und das Psalmen- und Halleluja-Singen an den Festtagen ein. ie älteste Art der eigentlichen Kirchenmusik wurde jedoch im Orient on Ephrem Syrus (starb 373 oder 378) und im Occident von Ambrosius (starb 397) verbessert; daher der Letztere auch der ambrosianische Gesang genannt wurde. Dieser Ambrosius, Erzbischof von Mailand, ehielt nur diejenigen Melodien bei, die man authenticas nannte, und heilte die Psalmen so ab, daß sie wöchentlich geendigt wurden. Der harmonische Gesang ist erst eine Erfindung der spätern Zeiten, über dessen Ursprung man überhaupt nicht einig ist; nur der melodische Gesang soll, nach Isidors Bericht, mehr einer bloßen notirten Declamation, als inem wirklichen Gesange ähnlich gewesen seyn. Das Absingen der Psalmen durch Antiphonien vor der Messe (wo sich, wenn es der Psalm erforderte, zwei Chöre einander wechselseitig antworteten) verordnete zuerst er Papst Cölestinus im Jahr 424. Gregor der Große (590 — 604) machte zuerst eine Auswahl der Psalmen, zog daraus die Introitus und Responsoria, fügte den Melodien, die man authenticas nannte, noch die sogenannten plagales bei, und gab überhaupt dem ganzen Kirchengesange, der auch daher der gregorianische oder römische Gesang genannt wurde, eine bessere Einrichtung; daher ihm vorzugsweise die Erfindung der Choralmusik zugeschrieben wird, wie er denn auch eine Akademie der Sänger stiftete. Ein großer Beförderer der Kirchenmusik war Johann Damascenus (starb 760), welcher die Intervalla erfand, durch welche die steigende und fallende Stimme bestimmt, und also der Gesang nach Noten erleichtert wurde. In den deutschen Kirchen herrschte lange Zeit die Choralmusik allein, welche einstimmig oder in Octaven gesungen wurde. Die vielstimmige oder figurirte Musik war bei den Alten nicht bekannt, sondern sie wurde erst in den mittlern Zeiten erfunden. Die vielstimmige oder Figuralmusik, d. h. die Kunst, mit vier Stimmen zu singen, soll der Engländer Dunstan, Erzbischof von Canterbury (starb 988) in seiner Jugend erfunden haben. Andere behaupten, daß es eine spätere Erfindung sey, die von Guido Aretin, der um 1024 lebte, herrühre und die vielstimmige Musik, d. h. diejenige, wo eine oder mehrere Stimmen mit den dazu gehörigen Instrumenten, auf verschiedene Weise eingeführt werden, eine Note immer mehr als die andre gilt und die Zeichen derselben eben so wenig als der Takt gleich sind, zuerst erfunden habe. Dieser Guido Aretin, ein Mönch n einem Kloster bei Ravenna, hat seine Erfindung in dem Buche Micrologus beschrieben. Der deutsche Kirchengesang wurde übrigens erst von Luthern eingeführt. Die Erfindung der Figuralmusik nach Noten schreibt man dem Johannes de Muris (Jean de Moeurs, oder de Muris) zu. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts kam die Figuralmusik aus Italien nach Deutschland. Nicolaus Dechius (Degius) führte zuerst im 16ten Jahrhundert zu Braunschweig mehrstimmige Musikstücke auf, die damals etwas unerhörtes waren. Bei den Chinesen verliert ch die Erfindung der Musik in die fabelhafte Zeit ihres Kaisers Tschoang; bei den Aegyptiern soll Cham und sein Sohn Mizraim die Mu-

sik gelehrt haben. Die Aegyptier selbst aber schreiben diese Erfindung dem Thoyt, einem Freunde des Osiris, zu. Osiris, den man in die Zeiten Abrahams setzt, soll die einfache Pfeife, nach Andern aber Maneros, den man für den Linus, den frühzeitig verstorbenen Sohn des ersten Königs der Aegyptier, hält, die Musik bei diesen erfunden haben. So viel ist gewiß, daß die Erfindung der Musik in Aegypten uralt seyn muß, da man schon in dem Grabe des Osymanduas bei Theben musikalische Instrumente abgebildet gefunden hat. Osymanduas lebte [illegible] Generationen vor dem Sesostris, der nach Einigen 1363, nach Andern 1485 vor Christi Geb. regiert haben soll, woraus folgt, daß die Aegyptier bereits 2000 Jahre vor Christi Geb. musikalische Instrumente gehabt haben. Die Griechen schrieben die Erfindung der Singkunst der Muse Melpomene und die Erfindung der Instrumentalmusik der Muse Erato zu, die beide Töchter des Jupiter und der Mnemosyne waren. Andre sagen, Epimetheus, noch Andere sein Bruder Prometheus, beide Söhne des Japetus, hätten die Musik bei den Griechen erfunden. Die erste Periode der griechischen Musik fing mit dem Cadmus an, der etwa 2461 die Musik aus Phönizien mit nach Griechenland brachte. Doch bestand diese Musik bloß in Anwendung des Rhythmus auf Klapper, Trommel und Klingel, welche man bei den Opferfesten ertönen ließ. Unter den Griechen war in ihren fabelhaften Zeiten Apollo in der Musik berühmt, dessen Name, wie Einige wollen, aus dem Worte Jubal entstanden seyn soll. Er soll einstens an dem Bogen seiner Schwester, der Diana, zufällig einen Laut vernommen haben und dadurch auf die Erfindung der Harfe gekommen seyn. Zu seiner Zeit, wie auch zur Zeit der Minerva und des Amphion, war die Musik der Griechen weiter nichts, als eine Anwendung des Rhythmus auf Cither und Pfeife, und der Gesang war ein rhythmisches Schreien. Andere aber schreiben die Erfindung der Saiteninstrumente unter den Griechen nicht dem Apollo, sondern dem Hermes zu, den die Römer Mercurius nannten, welcher am Nile die Lyra erfand. Wieder Andere machten den Bacchus oder Dionysus zum Erfinder der Musik, wie auch den Amphion und seinen Bruder Zethus; ersterem soll bereits Mercur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben. Dieser Amphion, der mit dem Cadmus zugleich gelebt haben soll, lernte bei den Lydiern die lydische Musikart und führte dann diese in Griechenland ein. Einige eignen die Erfindung der Musik den Vorfahren der Arkadier zu; diese waren Hirten und der Gesang diente ihnen zu ihrer Unterhaltung. Daher lehrten sie auch ihre Kinder von Jugend auf Singen, um ihnen ihre rauhe Lebensart in etwas erträglicher zu machen. Sie hatten weiter keine Instrumente, als die siebenröhrige Flöte und die Cyther. Einige sagen, Pan, der Sohn des Mercurius, habe die einfache Flöte und Pfeife, Andere, er habe die siebenröhrige Pfeife erfunden, deren Röhren am Munde in gleicher Höhe standen, aber nach unten zu kürzer waren. Daraus, daß die Pfeife des Pan sieben Röhren und die Lyra des Mercur in einigen Gegenden Griechenlands sieben Saiten hatte, schließt man, wiewohl mit Unrecht, daß man schon in den ältesten Zeiten Griechenlands sieben Töne in der Singkunst kannte. Unter diesen Tönen waren wahrscheinlich mehrere Octaven. Nach Andern soll nicht Pan, sondern Minerva die einfache Flöte erfunden, aber bald, weil dieselbe sie entstellte, weggeworfen haben, da sie alsdann Marsyas fand, dem man auch die Erfindung der Doppelflöte zuschreibt. Einige Schriftsteller melden sogar, daß Sekrites die Pfeife zuerst in Lydien erfunden habe; also wäre sie, dieser Angabe zu folge, aus dem

Auslande zu den Griechen gekommen. Andre schreiben ihre Erfindung den Thebanern, Andere wieder den Cretensern zu. Midias in Phrygien machte sich durch Erfindung der Querpfeife um die Musik verdient. Linus von Chalcis, ein Sohn des Apollo und der Nymphe Psamate, soll nach einigen die Cither erfunden, nach Andern aber die vom Apollo erfundne Lyra bekommen haben. Da er aber statt der flächsernen Fäden ordentliche Saiten darauf zog, wurde er dafür vom Apollo getödtet. Der Phrygier Marsyas erfand die phrygische Tonart und der Thrazier Thamyras oder Thamyris, der acht Menschenalter vor dem Homer gelebt haben soll, die dorische Tonart. Vor dem trojanischen Kriege werden noch Orpheus, Musäus, Olympus und Philämon bei den Griechen als Musiker genannt. In Böotien, in dessen sumpfigem Thale es viel Rohr und Schilf gab, war die Flöte das gewöhnlichste Instrument. Die zweite Periode der Musik der Griechen fängt mit dem trojanischen Kriege an und geht bis auf die Erneuerung der pythischen Spiele. Der Gesang bestand hier anfangs in einer Declamation, wobei die Instrumente den Rhythmus der Töne unterstützten. In dieser Periode wurde zuerst der Gesang mit Tanz verbunden. Auch soll der Phrygier Olympus, der aber nach Einigen früher gelebt haben soll, in diesem Zeitpunkte das enharmonische Klanggeschlecht erfunden haben. In der dritten Periode, die 580 vor Christi Geb. anfängt und bis auf Alexander geht, wurde das enharmonische Klanggeschlecht wieder abgeschafft, die Töne wurden musikalisch abgetheilt und Vocal- und Instrumentalmusik von einander getrennt. In dieser Periode soll sich Saccades als der erste Solospieler auf der Flöte ausgezeichnet haben. Lasus von Hermione im Peloponesus, der 546 unter Darius Hystaspis lebte und der Lehrmeister des Pindarus war, ist unter den Griechen der erste, der über die Theorie der Musik etwas geschrieben hat. In dieser Periode zeichnete sich Pythagoras, der ein Schüler des Thales und Pherecydes war, am meisten in der Musik aus, die er von den ägyptischen Priestern erlernt hatte. Er erfand zuerst die mathematische Musik, oder die Abmessung der Töne durch Zahlen, wozu ihm folgender Zufall die erste Veranlassung gegeben haben soll. Er gieng vor einer Schmiede vorbei und nahm während der Arbeit den Wohllaut von vier Hämmern wahr, deren fünften er aber dissonirend fand. Er wog darauf diese Hämmer, um die Ursach ihrer Consonanz und Dissonanz zu entdecken und fand, daß sich das Gewicht der consonirenden Hämmer wie 1; 1/2; 2/3; 3/4 verhielt, daß aber der fünfte Hammer kein so einfaches Verhältniß zu den übrigen hatte. An dem Laute der Hämmer fand er, daß der, welcher halb so schwer war, als der erste, die Octave, der, welcher 2/3 vom ersten war, die Quinte und der, welcher 3/4 vom ersten war, die Quarte desselben ausmachte. Dadurch nun, daß er das Gewicht der Hämmer auf die Saiten anwandte, entstanden die Accorde und die theoretische Musik. Da er zuerst das Verhältniß der Töne mathematisch bestimmte; so wurde das Instrument, dessen man sich zur Untersuchung derselben bediente, der pythagoräische Canon oder Helicon genannt. Er lehrte zuerst, daß mathematisch genommen und nach der Octave eingetheilt, ein halber Ton gar nicht für die wahre Hälfte eines ganzen Tons zu nehmen sey, sondern daß er dem ganzen Tone viel näher komme. Er setzte auch zu der alten Harfe die achte Saite und diese Abstufung der Töne wurde die musikalische Leiter genannt. Nachher setzte man noch über die oberste Saite drei Saiten und eben so viele unter die unterste des Instruments, wodurch nun das Instrument vierzehn Saiten bekam. Um nun zwei

Octaven herauszubringen, brachte man unten noch eine Saite an, woraus die Tonleiter von funfzehn Saiten entstand. Nach dem Pythagoras that sich zu Anfang der griechischen Herrschaft besonders Aristoxenus als Theoretiker hervor, und nach ihnen beiden theilten sich die damaligen Musiker in Pythagoräer und Aristoxenianer. Der Athenienser Damon, der Lehrer des Perikles und Sokrates, erfand die harmoniam remissam. Er war in seiner Kunst so berühmt, daß seine Musik, nach Plato's Ausspruche, nicht geändert werden konnte, ohne die öffentliche Verwaltung der Republik mit zu verändern. Phrynis, der zur Zeit des Socrates lebte, war der erste, der die Musik durch matte und weibische Melodien verdarb, die wir aber jezt zärtlich nennen. Andere meinen, er habe die griechische Musik mit mehrerm Kunstsinne den sanftern Empfindungen des Herzens anzuschmiegen gesucht. Auch Plato machte sich um die Musik verdient. Nach Einigen soll seine musikalische Leiter schon zu vier Octaven und einer Sexte aufgestiegen seyn; Andere behaupten jedoch, sie habe nur drei Octaven und einen Ton gehabt. Mit dem Anfange der griechischen Monarchie fing sich die dritte und vorzüglichste Periode in der Singkunst an und dauerte bis ans Ende dieser Monarchie. Zur Zeit Alexanders des Großen that sich, wie schon oben gesagt, Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus, und Aristoteles hervor. Er schrieb 453 Abhandlungen über die Musik, wovon noch drei übrig sind, daher er der älteste musikalische Schriftsteller ist, dessen Schriften auf unsere Zeiten gekommen sind. Er soll zu der musikalischen Leiter von funfzehn Saiten noch drei andre hinzugesezt haben, die eine fünfte Quarte ausmachten, daher dann auch seine Leiter achtzehn Saiten hatte. Dieser Aristoxenus war, wie ebenfalls bereits oben gemeldet worden ist, der Urheber der zweiten Secte der theoretischen Musiker, und seine Anhänger verwarfen die Verhältnisse der Pythagoräer in der Musik gänzlich, indem sie sich bloß auf die Empfindung beriefen und alle Intervalle nach ganzen und halben Tönen berechneten, ohne sich darum zu bekümmern, was ein Ton in mathematischer Hinsicht und ob gerade jedes Intervall eines ganzen oder halben Tons so groß als das andere sey. Zu dieser Zeit bestand das Tonsystem der Griechen in Tetrachorden und Pentachorden; sie hatten, wie so eben gesagt, achtzehn Haupttöne und drei Klanggeschlechter, das enharmonische, chromatische und diatonische, von denen wieder jedes funfzehn Tonarten hatte. Zur Zeit des Aristoxenus wurde nun das enharmonische Klanggeschlecht abgeschafft und dafür das chromatische eingeführt, dessen Erfindung Einige dem Epigonus, andere dem Timotheus Milesius (starb 357 vor Christi Geb.) zuschrieben. Euclides ist übrigens der erste und älteste Schriftsteller, der 277 vor Christi Geb. die mathematische Klanglehre in einer gewissen Ordnung behandelt hat. Als die griechische Herrschaft zu Ende ging und die Griechen unter römische Herrschaft kamen, fing auch die Musik an, bei ihnen zu sinken. Die Römer erhielten die Vocalmusik, besonders die, deren sie sich bei ihren Opfern bedienten, von den Hetruskern. Die Instrumentalmusik bekamen sie von den Griechen, besonders von den Arkadiern, welche die bei ihnen üblichen Instrumente dahin brachten. Vorher kannten die Römer nur die Schäferpfeife. Die ersten Saiteninstrumente kamen 186 Jahre vor Christi Geb. in Rom auf, von denen vermuthlich die Lyra der Arkadier das erste war. Unter den Römern hat zuerst Vitruv, in seinem Werk von der Baukunst, etwas über die Musik geschrieben. Unter ihren Nachkommen, den Italienern, hat, wie wir im Artikel Musik gesehen haben, eine von der alten Musik ganz verschiedne Gattung

der Tonkunst begonnen, welche man daher, vorzüglich von 1022 an, da Guido Aretino lebte, musicam antiquo-modernam nennt. Von diesem behauptet man, daß er die alte musikalische Leiter von funfzehn Saiten, wie sie kurz vor dem Aristoxenus war, vermehrt und unten eine, oben aber noch vier hinzugefügt hätte, woraus dann die musikalische Leiter von zwanzig Stufen entstand. Wenn man aber behauptet, daß Guido Aretino eine bloß funfzehnsaitige Tonleiter vorgefunden habe; so vergißt man, daß bereits von Aristoxenus diese Tonleiter zu achtzehn Saiten vermehrt worden war. Warum war also zu Aretins Zeiten nur eine funfzehn- und keine achtzehnsaitige Tonleiter vorhanden? Bei den Deutschen war bereits Bardus I., der fünfte König der alten Gallier, ein großer Freund der Musik und Dichtkunst. Von ihm sollen auch die Barden den Namen haben, welche bei den Deutschen die ersten Lehrer der Musik waren. Notkel Labeo (Notker Balbulus) zu St. Gallen im achten Jahrhundert schrieb unter den Deutschen zuerst von der Musik und componirte auch zuerst sequentias missales. Huygens erfand ein System der Musik, so wie Sauveur ebenfalls ein ganz neues System der Musik angab und es 1701 bekannt machte. Die Harmonie, oder die Zusammenstimmung mehrerer einander begleitenden Stimmen ist den Alten ganz unbekannt gewesen, unter den Neuern aber anfangs bloß nach Gehör und Empfindung behandelt, und erst von Rameau 1722, wiewohl mit vielem Willkürlichen vermischt, in ein System gebracht worden. Euler hat 1739 die Tonkunst ganz mathematisch behandelt und zuerst über die vorher bloß durch Proben und durch Erfahrung verbesserten Blasinstrumente etwas gründliches gesagt. Uebrigens sollen wir, nach einer Tradition, die durch eine lange Reihe von Jahrhunderten bis auf uns gekommen ist, in den noch jetzt gebräuchlichen Kirchentonarten die meisten modos musicos der Griechen besitzen. In wie fern diese Behauptung gegründet sey, wollen wir nicht entscheiden, eben so wenig, als die Frage, ob einige in den Schriften aufbehaltene Gesänge der Alten, die man glaubt, entziffert zu haben, nach dem Effecte, den sie machen würden, wenn man sie jetzt sänge, mit der ihnen bei den Griechen wirklich eignen Melodie übereinkommen dürften. Daß aber einige, noch jetzt in catholischen Kirchen üblichen Gesänge ein hohes Alter von tausend Jahren und darüber haben, ist nicht unwahrscheinlich. Ueber die eigentliche Beschaffenheit der griechischen Musik sind von den Neuern erstaunlich viel Untersuchungen angestellt worden, aus denen allen sich aber nichts besonders Erhellendes für die Aufklärung der eigentlichen Natur der griechischen Musik ergeben hat. Man findet in den griechischen Schriftstellern, die besonders über die Musik geschrieben haben, nicht nur an verschiednen Stellen undurchdringliche Finsterniß, sondern auch ganz offenbare Widersprüche. Wer begierig ist, diesen Gegenstand näher zu untersuchen, den verweisen wir auf die alten Schriftsteller über die Theorie der Musik, die Meibom in einer Sammlung herausgegeben hat und auf den Claudius Ptolemäus. Noch ist hier nachzuholen, daß einige dem Guido Aretin (von Arezzo), der, wie wir schon oben angemerkt haben, 1022 lebte, die Erfindung unsers Liniensystems zuschreiben, um die Töne, die vorher bloß durch Buchstaben, welche man über Sylben setzte, angedeutet wurden, durch die verschiedne Lage auf denselben nach ihrer Höhe und Tiefe zu bezeichnen. Aus dieser höchst glücklichen Erfindung entstand nachher, durch allmählige Zusätze und Verbesserungen, die jetzt übliche Art, die Töne in Noten zu schreiben, wodurch nicht nur jeder Ton nach seiner Höhe und Tiefe, sondern auch nach seiner Dauer und

andern Abwechselungen auf eine sehr bequeme Art bezeichnet wird, was den Vortrag eines Tonstücks ausnehmend erleichtert und eben darum auch die Musik selbst in ihren wesentlichen Theilen ungemein befördert hat. Im vierzehnten Jahrhunderte soll darauf der bereits erwähnte Jean de Moeurs (de Muris) die Art, ein Tonstück durch Noten zu bezeichnen, noch mehr vervollkommnet haben. Wenigstens schreibt man ihm die Erfindung der verschiednen Formen der Noten zu, wodurch die Dauer der Töne angezeigt wird. Pq.

Musikalische Wettstreite. Die Griechen feierten zu bestimmten Zeiten Volksfeste, bei welchen auch Preise für wettstreitende Tonkünstler ausgesetzt wurden. Die vorzüglichsten dieser Feste waren die **olympischen, pythischen, nemeischen** und **isthmischen Spiele**, von denen die einzelnen Artikel zu vergleichen sind.

Musivgold ist ein Produkt, welches größtentheils aus Zinn, dann aus Quecksilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Mahlen und Verzieren von den Mahlern gebraucht wird, welche es auch meistentheils selbst bereiten. Auf gleiche Weise wird auch das **Musivsilber** von Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt und angewendet.

Muskeln, sind eigentlich alles dasjenige, was wir Fleisch nennen, und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln bestehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden feuchten, weichen, nur wenig elastischen, halb durchsichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und sind durch Zellstoff in einander verwebt. Durch sie hin laufen in mannigfaltigen Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruhestande sind sie schlaff, äußern aber im lebenden Zustande bei der Berührung eine eigne Bewegung. — Ueberhaupt ist die Bewegung des thierischen Körpers doppelter Art, **willkührlich** und **unwillkührlich**; als eine dritte Art kann man die **gemischte Bewegung** ansehn. Unwillkührlich ist z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. s. w. Die willkürlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung; zu den gemischten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen u. s. w. Alle diese Bewegungen geschehn durch ein wechselweises Zusammenziehn und Erschlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf sie wirkt, ziehn sie sich zusammen, d. i. sie verkürzen sich, werden breiter, dicker, runzlich oder erzittern auch. Die Zusammenziehung geschieht allemal nach der Richtung, in welcher sich die Fäden oder Fasern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, also meistentheils in gerader Linie. Dieses Spiel der Muskeln ist wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Hallers Versuchen eine Person in einer Minute Worte von 1500 Buchstaben ausspricht, so erfodert dies in derselben Zeit wenigstens 1500 Zusammenziehungen mit eben so viel Erschlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erstaunenswürdig als die Schnelligkeit ist die Kraft, mit welcher sich die Muskeln bewegen. Doch ist diese Kraft nicht in allen Muskeln gleich stark. Zu den stärksten gehören die Muskeln, welche die Kinnladen in Bewegung setzen. Es gibt Menschen, welche Pfirsichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfodern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hieher die Arm- und Beinmuskeln, die um so mehr unser Erstaunen erregen müssen, wenn wir erwägen, daß die durch sie in Bewegung gesetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten sind, wobei die Kraft eine sehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine schiefe Richtung, mithin ein sehr geringes Moment oder Product der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft sehr groß seyn muß, um nur einen ge-

gen Widerstand zu überwältigen. — Sowohl die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändert sich mit den Jahren. Geschwächte Körper sind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeschwächte. Dies gilt auch von natürlich schwächern; daher ist der weibliche Körper im allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln stärken und schwächen; jenes geschieht durch mäßige, dieses durch übermäßige Spannung oder Zusammenziehung. — Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, ist noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man sie von dem Einflusse der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erscheinungen zu sprechen scheinen, so setzt das Herz, der allerreizbarste Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demselben bekanntlich fast gar keine Nerven sind. Bei den willkürlichen Bewegungen scheint der Einfluß der Nerven erforderlich zu seyn, denn wenn man den in einem Muskel sich verbreitenden Nerven abschneidet oder unterdrückt, so ist der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenstamm seinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypothesen zu beantworten gesucht. Andre haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einflusse des Bluts herleiten zu müssen, wogegen jedoch der Augenschein bei Insecten und Würmern streitet. Neuerlich hat man die Ursach der Muskelbewegung in einem eignen chemischen Prozesse finden wollen, der im thierischen Körper vorgehn soll. Dies ließe sich hören; aber wo ist dieser Prozeß und worauf beruht er? Sauvages nimmt die Electricität als Ursach an. Nach Girtanner ist die Reizbarkeit der Muskelfibern das Lebensprincip und der Grundstoff dazu der Sauerstoff, der sich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbinde und durch den Umlauf desselben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieser Meinung auch beitreten, so bleibt doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerstoff auf das Lebensprincip? — Die neuern Entdeckungen des Metallreizes (s. Galvanismus) scheinen diesen Gegenstand einigermaßen ins Licht zu setzen. Versuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüssigkeit im thierischen Körper anzunehmen, die man einstweilen galvanisches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip stehe. — Mit dem Leben hört sowohl die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Absonderung gesunder Muskeln von einem lebendigen oder frisch getödteten Körper noch so lange fort, als sie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme besitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateinischen Muschetus, der Sperber, herkommen soll, indem man anfänglich die Geschosse nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldschlangen, Falconet u. s. w. Der Herzog von Alba führte die Musketen zuerst im J. 1567 bei seinen Kriegsvölkern ein. — **Mousquetaires** hießen die Reiter von der ehmaligen königl. französischen adelichen Leibgarde.

Mustapha Bairaktar. Dieser in der neuern Geschichte der Türkei merkwürdig gewordne Mann war zu Rasgrad von armen Aeltern geboren, und anfangs Bauer, hernach Pferdehändler gewesen. Der Umstand, daß er in dem vorletzten Türkenkriege eine Fahne, deren Träger gefallen und die in Feindeshände gerathen war, wieder nahm und ungeachtet seiner Wunden behauptete, hatte ihm den Namen Bairaktar (Fahnenträger) und das Vertrauen seines Vorgesetzten, des Ayan von

Rutschuk erworben, dem er in allen seinen Fehden, vorzüglich wider Paswan-Oglu, zur Seite war und dem er 1804 in seiner Statthalterschaft folgte. Am 29. Mai 1807 ward Sultan Selim III., dessen Reformen, besonders die Bildung des Militärs nach europäischem Fuße, misfielen, der Regierung entsetzt, und sein Neffe Mustafa IV. auf den Thron erhoben. Da erregte Bairaktar eine Empörung um den gefangen gehaltenen Selim zu restituiren, was aber mißlang, indem Mustafa den letztern ersticken ließ. Darüber verlor jedoch Bairaktar den Muth nicht, sondern erklärte den Sultan für unfähig zu regieren, und rief seinen jüngern Bruder Mahmud als Kaiser der Osmannen aus, welcher auch sogleich den Pascha zum Großvezier ernannte. Alle Macht war nun in der Hand des klugen und kraftvollen Mannes; aber seine Anstalten, um den Staat und das Militär nach europäischer Weise zu bilden, führten auch ihn, nach einer nur 4 monatlichen Herrschaft zum Untergange. Die Janitscharen empörten sich und rückten (16. Nov. 1808) vor seinen Pallast. Nach fruchtlosem Widerstande zog er sich in ein für einen solchen Fall schon eingerichtetes Gebäude, worin viel Pulver aufgehäuft lag, zurück, vertheidigte sich lange gegen die anstürmenden Rebellen, und sprengte sich endlich mit mehrern Hunderten seiner Feinde in die Luft. Die von ihm errichteten neuen Soldaten — Seymens — um seinen Tod zu rächen, ergriffen die Waffen; es entstand ein fürchterliches Gemetzel; eine Feuersbrunst zerstörte mehrere tausend Gebäude; der gefangene Mustafa IV. verlor im Tumulte das Leben. Die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie und die Einsetzung eines neuen Ministeriums stellten die Ruhe wieder her, und Mahmud behauptete sich auf dem Throne. — So fiel Bairaktar als Opfer in dem verdienstlichen Streben, der europäischen Cultur den Eingang bei seinem Volke zu eröffnen, und indem er sein Leben an einen Plan setzte, durch dessen Ausführung sich das Reich der Osmannen allein wird erhalten können, erscheint er als einer der ausgezeichnetsten Männer in den Annalen seiner Nation.

Muth ist die aus Kraftgefühl entspringende Empfänglichkeit für große Unternehmungen, für Unternehmungen, die nicht nur das Maß gewöhnlicher Kräfte übersteigen, sondern auch mit Hindernissen und Gefahren verbunden sind. Aus dem Muthe stammen wie aus ihrer Wurzel die Geduld, die Unerschrockenheit und die Beständigkeit. Die Geduld ist die ruhige und vernünftige Ertragung aller Beschwerden und Schmerzen, die in dem menschlichen Leben vorkommen; Unerschrockenheit ist die Gegenwart und Festigkeit des Geistes in der Mitte der Gefahr. Beständigkeit ist das Beharren in allen Bestrebungen, die er mit Ueberlegung gewählt oder übernommen hat. Wer nicht leicht in Furcht gesetzt wird, ist unerschrocken. Das Gegentheil ist Feigheit. Wer nicht erschrickt, ist herzhaft; dessen Muth in Gefahren anhaltend ist, heißt tapfer. Wer sich leichtsinnig in Gefahr begibt, ist ein Wagehals; wer bei sichtbarer Unmöglichkeit der Gefahr zu entkommen, sich darein begibt, ist tollkühn.

Muthen, ein altdeutsches Wort, welches so viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Gesell um das Meisterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich ansucht; im Lehnswesen, ein Lehen muthen so viel als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Investitur) ansuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundne Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthzettel im Bergbau ein

zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. s. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthzettel, Muthschein, ein dem Lehnsmann, wenn er um die Lehnreichung gehörig angesucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geschehene Ansuchen bescheinigt wird.

Muttermahle. Wenn neugeborne Kinder gewisse Besonderheiten der Farben, Flecken auf der Haut u. s. w. mit auf die Welt bringen, so hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache selbst spricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute schreiben dies einem Versehen der Mutter zu. Bringt das Kind einen dunkelrothen Fleck auf der Haut mit, so heißt es die Mutter müsse in ihrer Schwangerschaft an dem Orte, wo das Kind den Fleck hat, eine Kirsche getroffen haben. Zum Beweise für die Richtigkeit des Versehens beruft man sich sogar auf Jacobs Kunst, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philosophen haben versucht, nicht allein die Muttermähler, sondern auch andre Besonderheiten, als Verstümmelung, Gestalt, Vermehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. s. w. aus dem Einfluß der Einbildungskraft und also der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue und richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehn, welches doch erfoderlich wäre, wenn die Seele der Mutter auf die Bildung des Kindes einen Einfluß haben sollte. Vielmehr haben genaue Beobachtungen gelehrt, daß die Besonderheiten und Verunstaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginarischen Idee hält, natürliche Wirkungen solcher Beschaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlassung der imaginarischen Idee schon anwesend waren, theils selbst nach der Hypothese derer, welche diese Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entstanden seyn konnten. Man sieht auch dergleichen Besonderheiten ohne vorhergegangne Einbildung der Mutter, ingleichen auch bei Geburten im Pflanzenreich, wo keine Seele und also auch keine Einbildungskraft an der Bildung Antheil haben kann. Es sind mithin alle dergleichen Dinge weiter nichts, als eine Folge einer vorhergegangenen Unordnung in dem mechanischen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylius (Christlob), geboren 1722 in dem Dorfe Reichenbach bei Camenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte zuerst die Schule zu Camenz und ging von da nach Leipzig. Hier schloß er sich bald an die beiden Schlegel, Gellert, Zachariä und jene Jünglinge an, die vereinigt damals für Kunst und Wissenschaft thätig waren. Lessing, der ihn wegen seines Witzes schätzte, ward sein vertrauter Freund, ohne darauf zu achten, daß Mylius in Ansehung seiner Sitten nicht in dem besten Ruf stand. Eigentlich hatte Mylius sich der Arzneikunst gewidmet, legte sich aber zugleich mit Eifer auf die Mathematik, Astronomie, Naturlehre und Naturgeschichte. Die schönen Wissenschaften hatten von jeher viel Reize für ihn gehabt. Im J. 1748 ging er nach Berlin, um dort hauptsächlich seine astronomischen und physikalischen Kenntnisse noch mehr zu erweitern. Eine Zeitlang schrieb er die rüdigersche, jetzt vossische Zeitung. Bald aber entstand in ihm die lebhafte Begierde, die Welt zu sehn. Eine Gesellschaft von Naturfreunden vereinigte sich, um ihn auf ihre Kosten nach Amerika reisen zu lassen. Er sollte Beobachtungen der Natur anstellen, Naturalien sammeln und endlich sein Tagebuch durch den Druck bekannt machen. Haller dirigirte die Sache. Mylius reis'te im Frühling 1753

von Berlin ab, und begab sich über Niedersachsen nach England, um von dort aus nach Amerika zu gehn; aber Kränklichkeit und Widerwärtigkeiten hielten ihn in London zurück, wo er im März 1754 in traurigen Umständen starb. — Im Allgemeinen fehlt allen Werken von Mylius die volle Reife; aber man erkennt in einigen derselben einen forschenden, kenntnißreichen Geist, in andern eine kecke und treffende Satire; seine Poesien, worunter sich mehrere dramatische Arbeiten befinden, sind nicht von Bedeutung. Seinen literarischen Nachlaß hat Lessing nebst Nachrichten von seinem Leben, Charakter und Schriften herausgegeben.

Myologie, s. Anatomie.

Myops, s. Kurzsichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntausend; in der poetischen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine große Zahl.

Myriagramm, s. französisches Decimalsystem.

Mysore, ein Land von mäßigem Umfang in der vordern ostindischen Halbinsel, westlich von Carnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinsel von Norden nach Süden laufen. Es hatte seine einheimischen Raja's, bis ungefähr um das J. 1760 **Hyder Ali**, ein Mahomedaner, die Herrschaft an sich riß und den rechtmäßigen Regenten einschloß. Der neue Fürst von Mysore wußte sich bald der meisten umliegenden Herrschaften zu bemächtigen. Sein Sohn Tippo Saib, der 1782 auf dem Throne folgte, setzte die Eroberungen fort, und machte sich allen seinen Nachbarn: den Engländern, Maratten und dem Nizam von Golconda, furchtbar. Seine regulirten Truppen, deren Anzahl sich auf 73,000 Mann belief, waren die besten, die ein indischer Fürst hatte; unter ihnen befanden sich auch Europäer, die von französischen Offizieren commandirt wurden. Mit den unregelmäßigen Milizen stieg die ganze Kriegsmacht auf 155,000 Mann. Die Furcht vereinigte die vorhin genannten Mächte wider ihn, die ihn auf allen Seiten angriffen und 1792 zu einem Frieden nöthigten, in welchem er beinahe die Hälfte seiner Staaten (1500 Quadratmeilen mit 12 Millionen Rupien jährlicher Einkünfte) nebst den Gebirgspässen verlor. Tippo Saib, der diesen Verlust nicht verschmerzen konnte, gab den Einflüsterungen der Franzosen Gehör, welche durch ihn den Engländern einen empfindlichen Streich in ihren ostindischen Besitzungen beizubringen hofften. Diese aber, durch Tippo's Rüstungen aufmerksam gemacht, foderten eine Erklärung und brachen, als dieselbe zweideutig ausfiel, 1799 unvermuthet in seine Staaten ein. Die Energie des General-Gouverneurs Wellesley hatte alle Schwierigkeiten, die Geldmangel und Muthlosigkeit ihm entgegenstellten, überwunden. Im Februar 1799 drangen zwei Heere, von Bombay und Madras, gegen die Gränzen von Mysore vor. Am 4ten März traf General Stuart von Bombay auf Tippo, und schlug ihn in zwei blutigen Schlachten bei Landsnor und Periapatnam, den 4ten und 6ten März, so daß er sich in seine feste Hauptstadt Seringapatnam zurückziehn mußte. Den 7ten April stand Harris von Madras vor der Stadt, beide brittischen Heere vereinigten sich, fingen die Belagerung an, und nahmen am 4ten Mai das für unüberwindlich gehaltne Seringapatnam mit Sturm. Tippo Saib selbst verlor dabei das Leben, und das ganze Reich Mysore von 2500 Quadratmeilen mit neun Millionen Rupien jährlicher Einkünfte war in der Gewalt der Engländer. Diese nahmen für sich 764 Quadratmeilen mit 2,331,000 Rupien Einkünften

das beste Land, die ganze Seeküste zwischen Cochin und Goa, und Seringapatnam und alle bedeutenden Festungen; 229 Q. Meilen mit 791,000 Rupien gaben sie den Maratten, die aber damit nicht zufrieden waren; 80 Q. Meilen mit 1,821,000 Rupien dem Subah von Dekan; und einem fünfjährigen Knaben, dem Erben der von Hyder Ali abgesetzten Regentenfamilie gab man den Rest, 1190 Quadratmeilen mit vier Millionen Rupien Einkünften, aber unter Aufsicht und Mitregierung der Engländer, deren Truppen er zum Theil unterhalten, und zu deren Kriegen er einen Theil der Kosten hergeben muß.

Mysterien waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöse Zusammenkünfte, ein geheimer Gottesdienst, denen kein Ungeweihter und Unbefugter sich nahen durfte. Ihre Entstehung fällt in die allerältesten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung solcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren vielleicht auch ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, seine Unwissenheit und seine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden sie auch von den Regierungen nicht allein geduldet, sondern selbst geschützt. Alle Mysterien wurden Nachts gefeyert. Ihr erstes Grundgesetz war tiefe Verschwiegenheit. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu derenn Ehre sie gefeyert wurden. Die wichtigsten griechischen Mysterien waren: 1. die eleusinischen, welche von der Ceres gestiftet und den Menschen mitgetheilt worden seyn sollen; wenigstens wurden sie, ihrer ersten einfachen Gestalt nach, dieser Göttin zu Ehren und als Dankfeste für eine reiche Ernte gefeyert. Das Philosophische und Mysteriöse ihrer Verfassung erzielten sie späterhin, vermuthlich unter der Regierung des atheniensischen Königs Erechtheus, durch den Thrazier Eumolpus, einen Schüler des Orpheus. Man hatte große und kleine eleusinische Mysterien; die letzten wurden sechs Monate vor den großen gefeyert, und waren gleichsam eine Vorbereitung zu diesen. Keiner konnte in diese zugelassen werden, der nicht schon in jene aufgenommen war. Der Aufzunehmende mußte sich eine Zeitlang vor der Weihung dem Geräusche der Welt entziehen, sich aller Geschäfte enthalten, und durch Stille und Einsamkeit seine Seele zur Andacht und Frömmigkeit stimmen. Die großen Mysterien wurden neun Tage lang zu Eleusis im Tempel der Ceres gefeyert. Die Hauptpersonen bei denselben waren: der Hierophant, Enthüller der Geheimnisse, das Haupt des ganzen Instituts; der Dadophoros, der Träger der heiligen Fackel, er mußte die Einzuweihenden vorbereiten und reinigen; der Herold, der die Ungeweihten entfernen und für Stillschweigen und Ordnung sorgen mußte; endlich der Altarwärter, der die übrigen bei ihren Verrichtungen unterstützte. Die Ceremonien waren theils öffentlich, theils geheim. Jene wurden am Tage begangen, und bestanden in Aufzügen, Tänzen, festlichen Wettspielen; am sechsten Tage wurde die Bildsäule des Bacchus figürlich von Athen nach Eleusis, und von da zurück nach Athen gebracht, unter Absingung eigens dazu verfertigter Hymnen und Darbringung von Opfern. Das Volk, unter dessen Augen dieses geschah, nahm daran Theil, und alle Ceremonien waren gänzlich der Landesreligion gemäß. Die Geheimnisse bestanden in Symbolen und Unterricht. Jene bezogen sich auf

die mythische Geschichte der Ceres und Proserpina, oder auf die Erfindung des Ackerbaues; auf den Uebergang der Menschen zur Cultur von dem Stande der Rohheit. Es wurden auch bei diesem Theile der Feier die Mitglieder der kleinen Mysterien in die großen aufgenommen, die vorher gewisse Prüfungen bestehen, und sich auf mannichfaltige Weise reinigen mußten, bis sie endlich in den Vorhof des Tempels, welcher bis zum Blenden erleuchtet war, eingeführt wurden. Hierauf erfolgte dann der **Unterricht**, der zuerst in der Erklärung der Symbole und deren Beziehung auf den gesellschaftlichen und religiösen Zustand der Menschen bestand, und demnächst zu dem moralischen oder philosophischen Unterrichte in den Mysterien überging. Von diesem haben wir keine bestimmte Nachrichten; doch läßt sich fast mit Gewißheit behaupten, daß richtigere Begriffe von der Gottheit, philosophische Erklärung der Entstehung der Vielgötterei, vielleicht die Lehre von der Einheit des göttlichen Wesens selbst, der Hauptinhalt desselben gewesen sind. Es scheint ferner, daß Unsterblichkeit der Seele und Belohnung oder Strafe in einem künftigen Zustande darin gelehrt worden, welches folgende Stellen aus dem Isokrates, Cicero und Plato, welche sämmtlich eingeweiht waren, deutlich genug beweisen: „Die Eingeweihten haben fröhlichere Hoffnungen vom Ende des Lebens und der ganzen Ewigkeit." **Isokrates** Panegyr. Cap. 6. — „Ich habe aus den Mysterien nicht nur die Kunst gelernt, glücklich zu leben, sondern auch mit freudigen Hoffnungen zu sterben." **Cicero** von der Ges. II. 14. — „Der Zweck der Mysterien ist, die Seele zu vervollkommnen, und sie ihrer Bestimmung näher zu bringen." **Plato** im Phädon. — So drangen die Mysterien auch bei ihren Mitgliedern auf ein reines tadelloses Leben, und machten sie daher besser, ruhiger und glücklicher, und es ist unläugbar, daß sie in ihrem ersten reinern Zustande herrliche und ehrwürdige Institute waren. Indessen geriethen sie bald in Verfall; denn schon um die 70ste bis 80ste Olympiade wurden in die eleusinischen Mysterien Männer, Weiber, Kinder, ohne Unterschied des Standes und Alters, aufgenommen, wenn sie die Gebühren bezahlen konnten. Die von ihnen gehegten Meinungen und Grundsätze kamen allmählig allgemeiner in Umlauf, und durch die ungeheuere Menge der Mitglieder wurde ihr Hauptzweck gänzlich vereitelt. 2. Die **samothrazischen Mysterien** stammten aus Creta und Phrygien her, und wurden im erstern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeyert. Aus diesen Ländern kamen sie zu den Thraziern oder Pelasgern auf der Insel Samothrazien, und pflanzten sich von da weiter in Griechenland fort. Man konnte sich hier nicht recht über die eigentliche Gottheit, der sie galten, vereinigen, und feyerte sie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionysus, bald der Ceres. 3. Die **dionysischen** kamen aus Thrazien nach Theben, und haben mit den vorigen große Aehnlichkeit. Man feyerte sie ein Jahr um das andre, und es sollte in ihnen gleichfalls der Uebergang des Menschen aus der rohen Wildheit zu der Cultur vorgestellt werden. Die Weiber kleideten sich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundne Stäbe (Thyrsus) in die Hände, und zogen so auf den Berg Cithäron, wo nach begangnen religiösen Ceremonien wilde Tänze angestellt wurden, die sich mit Zerstreuung der Priesterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch sie hatten Symbole, die sich größtentheils auf den Bacchus oder Dionysus bezogen, welcher der eigentliche Held dieser Mysterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig schon zu Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4. Die **orphi-**

schen zeichnen sich als wahrscheinliche Grundlagen der eleusinischen, von diesen nicht aus. 5. Die Mysterien der Isis fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, besonders in Rom vielen Beifall. Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlich-komischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien. In einer guten Mysterie dieser Art mußten wenigstens vier Teufel erscheinen, woher das französische Sprichwort entstanden ist: faire le Diable à quatre, einen teuflischen Lärm machen. DH.

Mysticismus ward bisher allgemein diejenige Verirrung des religiösen Gefühls genannt, vermöge welcher der Mensch das Göttliche, das er nur im Glauben zu ergreifen vermag, entweder durch den innern oder auch durch den äußern Sinn anschauen zu können wähnt und in eine fühlbare Verbindung mit der übersinnlichen Welt zu treten strebt. Einige neuere Schriftsteller indeß wollen alles das, was in der Religion Sache des Gefühls oder, wie sie sich lieber ausdrücken, des Gemüthes ist, Mysticismus genannt wissen, und da die Religion aus dem Gefühle eben sowohl als aus dem Verstande hervorgeht, so ist der Mysticismus, wenn man das Wort in diesem Sinne nimmt, mit der Religion unzertrennlich verbunden. Gewöhnlich aber versteht man unter Mysticismus die beschriebne Verirrung des religiösen Gefühls, welche aus einer ungezügelten Phantasie und einem überspannten Gefühle entspringt, durch sinnliche Religionsvorstellungen genährt wird, und oft mit der Flucht der Welt und der Ertödtung des Fleisches verbunden war. Nicht immer indeß ist der Mysticismus finster und in sich zurückgezogen, es gibt auch einen heitern, das Gemüth beglückenden Mysticismus; die Sprache aber, welche er redet, ist allemal, aus leicht erklärbarem Grunde, dunkel und bilderreich, oft verworren und spielend. Am besten lernt man den Mysticismus theils aus der Geschichte des Neuplatonismus, theils aus der Kirchengeschichte kennen. Spuren der Mystik zeigen sich schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit. Vorzüglich aber ward sie durch die unter dem Namen Dionysius des Areopagiten im vierten Jahrhundert verbreiteten Schriften befördert. Als die Scholastiker im Mittelalter die Religion ausschließend als Verstandessache behandelten, war es sehr heilsam, daß neben ihnen Mystiker auftraten, und unläugbar haben ein Johann Tauler und ein Thomas a Kempis mehr als ein Petrus Lombardus oder ein Albertus Magnus für die Beförderung der Religiosität gewirkt. N.

Mythen. Mythologie. Der aus dem Griechischen entlehnte Ausdruck Mythus, Mythen, bedeutet im Grunde nichts anders als Sage, wie Fabel, (fabula, von fari, sagen), Sagenerzählung, Sagengeschichte. Gewöhnlich aber macht man eine Einschränkung dabei, die aus Griechenland stammt, und zwar aus der Zeit, wo Sagenerzählung, in der Poesie vorgetragen, der eigentlichen Geschichte (λογια) wich, die durchaus auf Wahrheit der erzählten Thatsachen ging. Da befaßte man denn unter Mythologie eine Sammlung mündlicher Ueberlieferungen alles dessen, was die Vorwelt bis auf die Zeit, wo man andre Mittel kannte, Geschehenes auf die Nachwelt zu bringen, in ihrer Vorstellungsart und Sprache Denkwürdiges aufbewahrt hatte. Was der ungebildete Natursohn über Welt, Natur und Leben fühlte und dachte, was er erfahren hatte, was er als Vorstellung oder Erfahrung der Väter wußte, und was er von der Zukunft zu wissen glaubte, darin bestand dieses Denkwürdige, und dies wäre also

der Inhalt der Mythologie. Man sieht, daß sie aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, und auf eine eigne Weise vergeniegen seyn muß. Die Bestandtheile der Mythologie sind 1. historisch, denn sie bewahrte die Begebenheiten der Urzeit auf, wo sie den Enkeln von den Vätern überliefert wurden; 2. philosophisch, denn sie enthält die frühesten Versuche des menschlichen Denkvermögens, sich die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur am Himmel und auf der Erde, die Ursachen dieser Erscheinungen, die Triebfedern des menschlichen Willens, die Fügungen und Verkettungen des in Dunkel gehüllten Schicksals zu erklären. Man könnte deshalb den philosophischen Bestandtheil der Mythologie wieder zerlegen in den physikalischen oder naturphilosophischen, den astronomischen, moralischen und metaphysischen. Hieraus folgt, daß in der Mythologie enthalten ist: 1. die älteste, in Dunkel gehüllte, Geschichte unsers Geschlechts, und 2. die älteste Philosophie. Schon in dieser doppelten Beziehung erscheint sie ungemein wichtig; noch wichtiger aber, wenn wir die Art des Vortrags der Mythologie berücksichtigen. Ist Mythologie Erzählung der Begebenheiten oder Meinungen der Nationen in ihrem Kindesalter, in der Sprache dieses Kindesalters vorgetragen, so fragt sich hier: wie war diese Sprache beschaffen? Ungeübt im abstrakten Denken, zeigt sich bei dem Naturmenschen die Phantasie desto lebhafter, sie, die alles Innere veräußert, alles Aeußere verinnert. Anfangs mangelt der eigentliche Ausdruck des Geistigen gänzlich. Was in dieses Gebiet gehört (Empfinden, Vorstellen, Begreifen, Schließen u. s. w.), wird in die Körperwelt übergetragen. Aber auch, was als äußere Erscheinung sich den Sinnen darstellt, muß meistentheils erst umgeprägt werden, ehe es Eigenthum dieses dürftigen Beobachters werden kann. Die Einbildungskraft trägt hier auf Gegenstände der Natur oder menschlicher Kunst die innern Zustände des Menschen über, leiht ihnen menschliches Gefühl, Bewußtseyn und Sprache. In dem einen Falle wird der Verstandesbegriff als Anschauung dargestellt, in dem andern ein Gedanke aus einer Sphäre in eine andere übergetragen, also symbolisirt, allegorisirt. Der Kreis von Wahrnehmungen, woran jener Naturmensch sein Bezeichnungsvermögen übt, ist so enge, daß auch das minder Seltne aus Mangel einer Benennung für die Erinnerung verloren wäre, wenn er sich dasselbe nicht durch ein Symbol in seine Nähe rückte. So wird in dieser Sprache der Mensch der Maßstab aller Dinge, und stellt gleich die Phantasie das Unbekannte als übernatürlich vor, so wird doch selbst das Uebernatürliche vermenschlicht. Nichts als anschauliche Vorstellungen der Einbildungskraft also, und nichts als anschauliche, für den Sinn bezeichnende, Ausdrücke finden wir in jener Sprache, die deßhalb die Sprache der Poesie ist. Der Mensch lernte also in der Poesie zuerst seine Gedanken und Empfindungen ausdrücken und ordnen; ihr übergab jedes frühere Zeitalter den ganzen Schatz seiner Erfahrungen und Gedanken. Daß hiedurch die historischen Sagen zu poetischen wurden, springt in die Augen, aber eben diese poetische Ansicht und Darstellungsart der Dinge wurde auch die Mutter jener ältesten Philosophie, die man mit Recht die poetische nennt. Auch sie ermangelte natürlich der abstracten Begriffe, und verkürzte sich daher ihre Untersuchungen durch dichterischen Ausdruck. Da ihr nun für die sehr abstracten Begriffe von Ursache und Wirkung der Ausdruck mangelte, so gab die Phantasie das Gegenbild von Vater und Sohn, wodurch die ganze Speculation über Entstehung der Dinge und Wechselwirkung derselben zur Genealogie wurde, die

wenn die Speculation sich zur Weltentstehung erhob, nothwendig die Cosmogonie (Weltentstehungslehre) in Theogonie (Göttererzeugung) verwandeln mußte, da alle Kräfte zu einer menschenähnlichen Kraft geworden waren. Unausbleiblich mußte nun diese Philosophie zu einer Theologie werden, nach welcher, wenn die Speculation den höchsten Punkt erreichte, die Natur der Körper des Göttlichen, die Gottheit Seele der Welt, der Mensch aber Maßstab der Gottheit wurde. Durch solche Theologie wurde der Mensch des mythischen Zeitalters der Religion in die Arme geführt, und mehrere Umstände vereinigten sich, dieser einen bleibenden, alles besiegenden Einfluß zu verschaffen. Glaube an eine Gottheit ist dem Menschen natürlich, Ergreifen einer Religion unentbehrlich. Mag nun, wie ein Alter sagt, Furcht die Götter geschaffen haben, oder Dankbarkeit, oder überwältigende Bewunderung, so kam der Mensch zur Idee von höheren Wesen doch gewiß immer auf dem Wege des Gefühls. Einmal von dem Gefühl erzeugt, hielt die Begierde diese Idee fest; Hoffnung und Furcht fesselten Menschen an sie. Wohlseyn ist der Wunsch des Menschen, den er nur mit dem Leben selbst aufgibt, und ahnet oder weiß er nun, sein Wohlseyn hange von unsichtbaren, höheren Mächten ab; so ist sein Verhältniß zu ihnen unauflöslich, und dringend der Wunsch, jene Mächte sich geneigt zu machen. Wer, wenn der Mensch bis auf diesen Punkt geführt war, über den Andern durch eine größere Kraft des Geistes stand, der unterwarf sich jetzt den ungebändigten Sinn. Wer zuerst ordentlich zu beten, durch Zauberformeln zu wirken vermochte, der erschien jetzt als ein Vertrauter jener höheren Mächte und selbst ein Wesen höherer Art. Der Priester entstand, Schamane, Seher, als Mittler zwischen Gottheit und Menschheit, zugleich Arzt, Richter, Prophet, Dichter und Aufbewahrer dessen, was die Vorzeit wußte. Im Gesange ließ er die Sagen der Vorzeit leben, gab in Liedern Rath, Lehre, Warnung, Gesetz, und dichtete den feierlichen Hymnus am geweihten Festtag. So entstand denn aus dieser poetischen Philosophie die Religion, die in ihren Elementen eben so poetisch als die Philosophie, also keineswegs eine Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, sondern eine Religion der Einbildungskraft war. Entblößt von allem, was eine tiefere Betrachtung, langbewährte Erfahrung, Erkenntniß der Natur ihr bieten können, stand auch ihr nichts zu Gebot, als eine dürftige Kenntniß der Menschennatur in ihrem Begehren und Verabscheuen, Streben und Wirken, und diese Erkenntniß trug die Einbildungskraft über in die Natur, dichtend, wo die wirkliche Erkenntniß noch versagt war. Ein Schein trat an die Stelle des Wesens, ein schöner Traum an die Stelle der Wahrheit. Alle Religion jener Zeiten konnte nichts anders als Mythologie werden, weil die Cosmogonie sich als Genealogie der Götter gestaltet hatte. Demnach erscheint als einer der wichtigsten Bestandtheile der Mythologie noch 3. der religiöse, der bald so vorherrschend darin wurde, daß er der alleinige schien, weßhalb man Mythologie geradezu als Götterlehre oder Theologie der polytheischen Religionen erklären zu können glaubte. Der Grund jenes vorherrschend Werdens liegt in der unbezweifelbaren Hierarchie jener Zeiten. Durch die Priester und ihr Amt trat die eigentliche Sagengeschichte, die Philosophie, die Astronomie in enge Verbindung mit der Religion, alles erhielt ein religiöses Colorit, Sagengeschichte und Philosophie wurden dadurch geheiligt, und verflossen endlich zu der Zeit, wo man nöthig fand, das bisher Vereinzelte in ein System zusammenzufassen, so ganz in die Religion, daß sie nun wirklich Theile derselben aus-

machten. Daß dies bei verschiednen Nationen auf eigenthümliche Weise geschah, läßt sich leicht denken, im Ganzen und Wesentlichen aber geschah es überall, und daher kommt es, daß die Mythologie zugleich als älteste Religionsgeschichte betrachtet werden muß. Nach dieser Entwickelung des Wesens der Mythologie springt ihr Nutzen und ihre Wichtigkeit von selbst in die Augen; freilich aber wird sie in einem ganz andern Geiste behandelt werden müssen, als sie fast bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt wurde, wo man die Mythologie nur bei den Griechen und Römern, höchstens noch bei den Aegyptiern suchte, und bald als ein Spielwerk für müßige Köpfe, bald als ein nothwendiges Uebel zum Verständniß der alten Dichter betrachtete. Heyne, mag er auch im Einzelnen mannichfaltig geirrt haben, hat hier um besseres Verständniß und Würdigung unsterbliche Verdienste sich erworben; so wie auch Meiners durch seine zusammenstellenden Vergleichungen. Nur nach solchen Vorarbeiten waren Untersuchungen möglich, wie sie jetzt Böttiger und Creuzer anstellen. Allerdings gibt es noch überall im Einzelnen gar viel zu thun, weshalb man mit reinem Danke allem begegnen wird, was hier ein Voß, Eichel, Zoega, Dornedden, Buttmann, Lobeck, Manso, Kanne, Gurlitt u. A. geliefert haben und noch leisten; allein einzig auf dem historischen Wege ist doch am Ende zu gewinnen, was hier gewonnen werden kann und soll. Die Mythologie hat keinen geringern Umfang als die Geschichte selbst, denn jede Nation, die sich aus sich selbst heraus ausgebildet hat, hat ihre Mythologie, andere Nationen haben zwar keine ursprüngliche, aber eine climatisch umgebildete. Ob alles von einer einzigen Urmythologie ausgegangen sey, ist freilich noch problematisch. Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie und Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt, obschon im Detail noch nicht völlig befriedigend, zeigen doch beide den Weg, der fortan zu verfolgen seyn dürfte. Zur näheren Kenntniß des Details nach dem jetzigen Zustande der Mythologie dient das allgemeine mythologische Lexicon, dessen erste Abtheilung von F. Majer die indische, tibetanische, chinesische, japanische, persische, hebräische und nordische Mythologie nebst der der Völkerschaften Amerika's und Afrika's, die zweite Abtheilung aber von J. G. Gruber die Mythologie der Aegypter, Araber, Phönicier, Syrer, Babylonier, Phrygier, Lydier, Scythen, Griechen, Etrusker, Römer und Gallier, oder die classische Mythologie enthält. Thöricht würde es seyn, die ganze Mythologie nur als ein Gewebe willkürlicher Erdichtungen anzusehen, alle Mythen entweder wörtlich zu verstehen, oder sie sämmtlich auf eine und dieselbe Art (historisch, astronomisch, physikalisch, moralisch u. s. w.) zu deuten, oder überhaupt sich anzumaßen, alle ohne Unterschied erklären zu können.

dd.

N.

N. Der Buchstabe N, welcher der dritte unter den Zungenbuchstaben ist, und zu den sogenannten Halbvocalen oder flüssigen Consonanten (l, m, n, r,) gehört, wird auch wegen der besondern Art seiner Aussprache der Nasenlaut genannt, ungeachtet der Nasenton bei der Aussprache desselben in den verschiednen Sprachen und selbst in den verschiednen Wörtern einer und derselben Sprache bald stärker, bald schwächer ist. Fast in allen Sprachen scheint sich das N vorzüglich gern mit

n harten Gaumenbuchstaben G und K und mit den beiden Zungen-
chstaben d und t zu verbinden. — Auf den französischen Münzen
das N ein Zeichen, daß die Münzen in Montpellier geprägt worden.
Im Lapidarstyl bedeutet es außer mehrern kleinen mit n anfangen-
n Wörtern in ältern Zeiten so viel als 900 und mit einem darüber
setzten Striche 90,000, auf den griechischen Münzen hingegen 50. NN
reibt man, wenn man den Namen eines besondern Individuums oder
egenstandes nicht angeben kann oder will. Diese Bedeutung soll durch
en Mißverstand im 11ten Jahrhundert üblich geworden seyn, indem
an statt Ille oder Illa (jener oder jene) die Abkürzung Ill mit einem
rāg laufenden Querstrich durch die beyden ll zu gebrauchen pflegte,
lches Zeichen dann unwissende Abschreiber für NN hielten. N2/3tel
deutet die sogenannten feinen neuen Zweidrittelstücke, welche vorzüg-
h im Hannöverschen in Klausthal geschlagen werden. Auf den Re-
pten bezeichnet das N mit der hinzugefügten Zahl die Anzahl der
Stücke, welche von einer Ingredienz genommen werden sollen. N. S.
bedeutet so viel als Notre Seigneur, unser Herr und Heiland Jesus
Christus. N. T. bedeutet Neues Testament oder Novum Testamentum.

Nabob. Unter diesem Worte, welches eigentlich eine Verfälschung
on Nawaub ist, und einen Deputirten bedeutet, versteht man in In-
dien den Statthalter einer Provinz, oder den Befehlshaber über die
Truppen einer Provinz, ungeachtet in Indien viele Personen den Titel
Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Der Nabob war
nach der alten indischen Verfassung dem Soubadar, dem Vicekönig ei-
ner großen Landschaft, untergeordnet. So sehr die Nabobs auch in ge-
wissen Stücken den Soubadars untergeordnet waren, so dienten sie doch
auf der andern Seite zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen
Anmaßungen der Soubadars. Die Nabobs machten sich zwar seit dem
Einfalle des persischen Schah's Nadir unabhängig vom Großmogol,
allein bloß um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu
gerathen. In der Conversationssprache, vorzüglich in England, nennt
man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Indostan er-
worben hat, oder der überhaupt mit einer gewissen orientalischen Pracht
cht, einen Nabob.

Nachahmung. Die Nachahmung, welche häufig ein Gegen-
stand der Unterhaltung und des Streits wird, wenn von schönen Kün-
ten und Künstlern die Rede ist, kann aus einem doppelten Gesichts-
punkte, einem objectiven und einem subjectiven, betrachtet werden. Im
rsten Falle wird untersucht, in wie fern die Nachahmung an und für
ch selbst zum Wesen der schönen Künste gehöre, im zweiten, in wie
ern der Künstler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als
twas Objectives in den Künsten betrifft, so hat es Theoretiker in der
Aesthetik gegeben, welche die Theorie der schönen Künste auf den Be-
griff der Nachahmung, der Nachahmung der Natur oder der Nachah-
mung der schönen Natur zurückführen wollten. Selbst das Vergnügen,
as uns Werke der schönen Kunst gewähren, wollte man aus dem
Wohlgefallen über die gelungene Nachahmung der Natur herleiten.
llein diese Ansicht war zu wenig in der Sache selbst gegründet, als
aß sie sich lange hätte halten können, und sie hat auch im dramati-
chen Fache sogar wirkliches Unheil angerichtet. Die zeichnenden Künste
nd wahrscheinlich die einzigen, welche aus der Nachahmung der Natur
ntstanden sind, ungeachtet auch ihr Wesen nicht allein auf Nachah-
mung der Natur beruht. In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, in
ie fern der Künstler andere Werke und Meister seiner Gattung nach-

ahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sclavischen und von der kindischen Nachäffung. Nachäffungen oder kindische Nachahmungen waren z. B. so viele neuere anakreontische Trink- und Liebeslieder. Der sclavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der ohne Genie und oft ohne im Gefühl das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden mit Absicht und Mühe irgend einem Vorbild nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthume die meisten rhetorischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbild begeistert, dasselbe oft, ohne es zu wollen, mit seinen eignen Hervorbringungen verschmelzt. So ahmten Plautus und Terenz die griechischen Komiker, so ahmte Wieland mit eigner Grazie oft die Alten und die Franzosen nach. Wie groß ist nicht Molière, wenn er Terenz und die Spanier nachahmt! In der Musik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodische, auf einander folgende Sätze. Die strengern Nachahmungen dieser Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Musikstücken vor.

Nachdruck, s. Büchernachdruck.

Nachdruck in der Rede, so wie in den Künsten der Rede und des Tons, heißt jeder Ausdruck von besondrer Kraft und Bedeutsamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verstärkt, dem ersten Druck gleichsam ein zweiter hinzugefügt wird. Daß dies nur in Fällen von Wichtigkeit geschehen solle, springt in die Augen; denn wer wird sich selbst überbieten, wenn er es um den ersten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, sind sehr verschieden, allein wir zweifeln nicht, daß alle unter folgende vier Classen zu bringen seyn werden: 1. Wiederholung, sey es, um nur überhaupt etwas dem Gedächtniß tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenideen, die sich bei einer Hauptidee aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei sogar eine Art von Zergliederung Statt finden kann, wie z. B. in Hamlets berühmtem Monolog: Seyn oder Nichtseyn; 2. Verstärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht genugsam angemessen scheint; hieher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation); 3. Abbrechung, sey es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, wie z. B. in Virgils Quos ego! oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu sagen, es aber nur so weit sagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4. ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Lessings Nathan, Schillers Fiesko, Göthe's Tasso werden dies jedem zur Genüge beweisen. Den Nachdruck, welcher durch diese Mittel hervorgebracht wird, nenne ich den Gedanken-Nachdruck, von welchem noch unterschieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entsteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent hervorgehoben wird, je nach seiner größern oder geringern Bedeutsamkeit. Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedanken-Nachdruck zusammenfallen müsse, versteht sich übrigens von selbst, so wie es von selbst in die Augen springt, daß die Musik des Nachdrucks so fähig sey, als die Poesie. Falsch ist es hingegen, von einem Nachdruck in den bildenden Künsten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig sind; die Mimik allein, als eine successiv darstellende Kunst, theilt diesen Vorzug mit der Musik und Poesie. Die ganze Lehre von dem Nachdruck ist aber eine von denen, worin noch die irrigsten Meinungen herrschen, weil man Nachdruck theils mit

Ausdruck, theils mit dem verwechselte, was die griechischen Rhetoriker Emphasis nannten. Daß diese aber keinesweges mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, sondern höchstens entfernt mit ihr verwandt sey, hätte jedem schon die Erklärung Quintilians zeigen können, der zufolge Emphasis ein Ausdruck ist, der einen höhern Sinn bei sich führt als die Worte an sich bezeichnen. Er nimmt zwei Arten derselben an; eine, welche mehr bedeutet als sie sagt, und eine andre, die auch etwas bedeutet, was sie nicht sagt. (Instit. or. 8. 3, 83. 9, 2, 64.) Da die erste Art Quintilians offenbar auf einer versteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, so könnte man allenfalls, diese der dritten, jene der vierten der obigen Classen zurechnen; jedoch nur allenfalls, obschon es eher gebräuchlich ist, Emphase für Nachdruck, und emphatisch für nachdrücklich zu nehmen. dd.

Nachgeburt, s. Geburt.

Nachschlag wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils diejenige Spielart genannt, bei welcher an eine melodische Hauptnote eine oder mehrere kleine Noten angeschleift werden, deren Dauer von der Hauptnote abgezogen wird.

Nacht. In der Sprache des gemeinen Lebens bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergange bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Erde von diesem Weltkörper nicht erleuchtet wird. In astronomischer Bedeutung ist es der Zeitraum zwischen Aufgang und Untergang der Sonne. Dieser Zeitraum ist bekanntlich eben so verschieden in Hinsicht der verschiednen Jahrszeiten, als in Hinsicht der verschiednen Länder, welches von dem verschiednen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt, wie man ohne alle gelehrte astronomische Demonstrationen einem Kinde durch Bewegung eines runden Körpers um ein Licht begreiflich machen kann. Unter der Linie herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche, so daß der Tag zwölf Stunden und eben so viel die Nacht dauert. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zwei Mal im Jahre, und zwar um den 21sten März und 23sten September die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längste und kürzeste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden den 21sten Junius und den 21sten December. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreise gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein eben so langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der Nacht richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der scheinbaren Sonnenscheibe unter den Horizont herabsinkt, indem bekanntlich ein optischer Betrug die Sonne oft noch schwebend am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die eigentliche Scheidewand der Nacht in astronomischer Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. — Man kann die Nacht auch in diätetischer, poetischer, mythologischer und philosophischer Hinsicht betrachten, und hier bietet sich ein reichlicher Stoff zu Betrachtungen dar.

Nachtgleiche, s. Aequinoctium.

Nachtstücke sind Gemählde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, sondern

dem Monde oder einem künstlichen Lichte, als Fackeln u. dergl. erleuchtet wird. Ein solches Nachtstück erfodert eine besondre Kunst, vorzüglich deswegen, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslichte herrührt, und die Farbe sich größtentheils nach Beschaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandenen Nachtstücken ist das berühmteste das von Correggio, welches vorzugsweise unter dem Namen der Nacht bekannt ist. Unter den deutschen Mahlern, welche sich in Nachtstücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken besonders geschätzt.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunst 1. den von Kleidung entblößten menschlichen Körper, und sagt dann: das Nackte studiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken; 2. in der Mahlerei insbesondre das Fleisch. Daß das Studium des Nackten auch dann unerläßlich sey, wenn drapirte Figuren dargestellt werden, erhellt daraus, weil der Bekleidungen Form und Verhältnisse durch das Nackte bestimmt werden. Von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit aber erscheint das Nackte in der Mahlerei. Man nennt die Farbengebung, in so fern sie sich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beschaffenheit des Fleisches, beschäftigt, die Carnation, und wem braucht es gesagt zu werden, wie viel auf sie bei mahlerischer Darstellung menschlicher Figuren ankomme? Will der Künstler hierin den Anfoderungen der schönen Kunst Genüge leisten, so muß er zuvörderst die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes so wiedergeben, wie sie auf ihrem Standort erscheint. So sind an einem gesunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Brust, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmählig kälter, und geht an den Gelenken derselben, wegen des durchscheinenden kühleren Blutes, in eine veilchenröthliche Tinte über. Diese verschiedenen Abstufungen müssen aber in dem Hauptone der Carnation harmonisch vereint seyn. Uebrigens kann der Ton der Fleischfarbe unendlich verschieden seyn. Der Nord- und Süd-Europäer haben ein verschiednes Colorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet sich durch seine besondre Farbe aus, und jeder einzelne Mensch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei allen diesen unendlichen Modificationen aber bleibt der Stoff immer Fleisch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieses Stoffes richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden, entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der alten Mahler des 15ten Jahrhunderts, oder durch zu große Mürbheit (Morbidezza), die sich vornehmlich bei Guido Reni findet, dessen Fleisch häufig bläulich, schleimig, grünlich aussieht. Die französische Schule ist darin bis zur Verblasenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleisch, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen meint. In der wahren Carnation ist bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffenes Muster.

Nadelholz, oder auch Schwarzholz, Pinus. Die Nadelhölzer bilden im linneischen System die 9te Ordnung der 21sten Classe, und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Gestalt der Nadeln haben und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen besteht, welcher unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln versehene Nüsse oder Saamenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen ge-

...men; jedoch auf Einem Stamme mit ihnen stehen, und gleich ihnen keine Krone haben, stehen in einem vierblättrigen Kelch, während das Kätzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus spitzigen Schuppen besteht, deren jede zweiblumig ist. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterscheidende Kennzeichen der ersten ist, daß die Nadeln in Büscheln zusammenstehn (Lerchenbaum); bei der zweiten kommen 2 bis 5 Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer); in der dritten stehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten sitzen die Nadeln, welche hier schmal und steif sind, rund um die Zweige.

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei uncultivirten Völkern mußten und müssen Fischgräthen, zugespitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten so hoch geachtet, daß sie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar nach Hygin der Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln im Gebrauch gewesen seyn. Schon um das Jahr 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweig nähren *). Lange Zeit hatten kleine hölzerne Stiftchen statt der Stecknadeln dienen müssen. Die ersten metallenen Stecknadeln wurden in England zuerst um das Jahr 1543 gemacht.

Nadir, ein arabisches Wort, bezeichnet in der Astronomie den Fußpunkt oder Fersenpunkt, welcher sich ergibt, wenn man von unsern Füßen aus in Gedanken eine gerade perpendiculäre Linie durch die Erdkugel hindurch in die entgegengesetzte und von uns nicht gesehene Hemisphäre des Himmels zieht. Dem Nadir ist das Zenith oder der Scheitelpunkt entgegengesetzt. Jeder Punkt auf der Erde hat also sein eignes Nadir und Zenith. Das Wort Nadir findet seine Anwendung bloß in der Astronomie. Hingegen das Wort Zenith wird auch in metaphorischer Bedeutung in der Conversationssprache gebraucht. (Siehe diesen Artikel.)

Nadir Shah, s. Kuhlichan.

Nagelflühe, eine Art von Mengsteinen, welche aus Kieseln von verschiednen Farben bestehn, und aus Jaspis oder verhärtetem Thon zusammengesetzt sind, auch Nagelfels.

Näherrecht, ist das Recht, wonach jemand bei dem Verkauf einer beweglichen oder unbeweglichen Sache ein näheres Recht auf den Kauf derselben hat, sie um eben den Preis, welchen ein Andrer dafür geboten, erhalten kann, und sie auch dann, wenn der Andre schon den Kauf abgeschlossen hat, wieder zurücknehmen kann. Dieses Näher- oder Vorkaufsrecht beruht entweder auf errichteten Vergleichen und heißt dann jus protimiseos conventionale, oder auf Gesetzen, jus protimiseos legale, oder auf Testamenten, jus protimiseos testamentarium. In sehr vielen Fällen ist in manchen Provinzen Deutschlands das Näherrecht eins von den Hoheitsrechten des Landesherrn geworden. Dies ist sogar so weit gegangen, daß die Pächter von Kammergütern sich bei dem Verkauf ihrer Naturalien und Erzeugnisse das Vorkaufsrecht des Landesherrn haben gefallen lassen müssen. So haben die Bürger der Stapelstädte das

*) Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit vierzeiligen Oehren verfertigen.

Näherrecht bei den durchpassirenden Waaren. So hat der Herr das Näherrecht in Ansehung der Dienste, welche seine Unterthänigen andern vermiethen wollen. Zuweilen üben sogar die Gerichtsherrn das Vorkaufsrecht über die Erzeugnisse der zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörigen Bauern aus. In dem Fall, wo das Näherrecht schon verletzt ist, tritt es dadurch wieder in Wirksamkeit, daß derjenige, der es besitzt, die an einen dritten verkaufte Sache wieder zurücknehmen kann (jus retractus). Beruht dieses Zurückfoderungsrecht auf dem Grund einer wahren Blutsverwandtschaft, so heißt es das Erbfreundrecht oder die Erblosung, und diese Art des Näherrechts ist die gewöhnlichste und in ganz Deutschland gebräuchlich. Wenn Miteigenthümer an einer Sache oder die Bürger einer Stadt sich vor einem Dritten oder Fremden das Näherrecht beilegen, so nennt man dieses vorzugsweise die Marklosung* (jus retractus ex condominio seu incolatu). Wenn das Näherrecht von dem Besitzer eines zinsbaren Hauptgutes ausgeübt wird, um einen davon getrennten Theil wieder damit zu vereinigen, so wird es das Gesplitts-Spaltungsrecht, Theillosung oder Zinslosung (jus congrui) genannt. Das Näherrecht kann auch durch ein Privilegium ertheilt werden. Ueberhaupt ist die Art und Weise, wie dieses Recht in Deutschland ausgeübt wird, nach den verschiednen Provinzen sehr verschieden. Die Bestimmungen, unter welchen dasselbe in den königlich preußischen Staaten gilt, finden sich im allgemeinen Landrecht 1r Th. XX. Tit. 3ter Abschnitt §. 568-657. Daß übrigens dieses Näherrecht, welches auch der Vorkauf, der Näherkauf, der Einstand, das Einstandsrecht, und im Oberdeutschen die Nähergeltung, das Nähergeltungsrecht, der Kaufzug, der Abtrieb, das Abtriebsrecht, das Vorgeld, das Zugrecht, die Losung genannt wird, eins der verderblichsten Institute sey, springt von selbst in die Augen. Es gehört zu jenen in Deutschland so zahlreichen Instituten, welche alles Emporkommen des Nationalreichthums hindern, indem sie das Recht der vollkommnen Dispositionsfreiheit über das Eigenthum antasten und beschränken. Wie sehr das Näherrecht die Gewißheit des Eigenthums störe, durch den Reiz des zu hoffenden Gewinns die Habsucht der Retrahenten in Bewegung setze, ist bekannt genug. Für die Advocaten ist die Ewigkeit auch dieses Rechts freilich zu wünschen, indem es eine fruchtbare Mutter von Prozessen ist. Einer der wenigen Vorzüge des Code civile français ist auch dieser, daß er das Näherrecht nicht anerkennt. Nur im 841sten Artikel kommt etwas dem Näherrecht Aehnliches vor, indem darin den theilenden Miterben das Recht zugesprochen wird, einen jeden, welchem etwa einer der Miterben sein Erbrecht abgetreten hat, durch Vergütung dessen, was er dafür bezahlt hat, von der Theilung auszuschließen.

Nahl (Johann August), ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Bildhauer, wurde im J. 1710 zu Berlin geboren. Er bildete sich daselbst unter dem berühmten Schlüter (siehe diesen Artikel), Bildhauer und Director der Kunstakademie zu Berlin. Nachdem er sich auf einer Reise durch Frankreich und Italien weiter ausgebildet, und zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er im J. 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt, so wie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg viele von seinen Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er sich 9 Jahre in der Schweiz, und zwar meistens zu Bern auf. Hier machte er sich vorzüglich berühmt durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmahl, welches er in derselben Kirche der verstorbenen Pastorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland besungen, so wie von unzähligen

Reisebeschreibern geschildert worden, von keinem Reisenden aber unbesucht gelassen werden darf, um so mehr, da die schlechte Beschaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet ist, die allmählige Vernichtung desselben befürchten läßt. Im J. 1755 wurde er Professor an der Akademie der Künste zu Cassel, welche damals unter Leitung des kunstliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das J. 1778 die Bildsäule des Landgrafen, welche mitten auf dem schönen Friedrichsplatz in Cassel, dem Museo Fridericiano gegenüber aufgestellt wurde, und daselbst einen vortrefflichen Effect machte. Nachdem der König von Westphalen das Museum in den Ständepallast verwandelt und dem Friedrichsplatz den Namen Ständeplatz gegeben hatte, wurde jene Statue des Landgrafen von dem Postament heruntergenommen, und in einen Stall neben der Post hingeworfen, wo sie bei offnen Thüren von Pferden, Postknechten und Vorübergehenden verunreinigt und verstümmelt wurde. Nahl erlebte indessen dieses Schicksal seines Werks nicht, indem er schon im J. 1781 zu Cassel starb.

Nahrungsmittel, alle Producte des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann, sie mögen nun roh oder zubereitet genossen werden. (S. den Art. Ernährung.) Man nennt sie auch Lebensmittel (s. d. Art.), indessen sollte man doch den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß man unter der letztern alles das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verstände. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, damit diese die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehn, und sowohl zum Ersatz der verlornen Theile als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden. (Vergl. d. Art. Verdauung.) Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester, oder halb fester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden; roh, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, zubereitet, wenn sie durch Kunst verfertigt genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilische, theils aus dem Thierreiche, animalische Nahrungsmittel. Die vegetabilischen bestehen entweder aus den Wurzeln, z. B. Rüben, Zuckerwurzeln, den an den Wurzeln sich bildenden Knollen, z. B. Erdäpfel, Erdbirnen, oder aus den Stengeln, z. B. der Spargel, oder aus den Blättern, z. B. die verschiednen Gemüse, den Blüthen, z. B. der Blumenkohl, den unreifen Früchten, z. B. die Gurken, den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge ist, wo theils das die Saamen umgebende Fleisch, oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehlichten oder öhlichten Saamen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclassen genommen, manche Thiere werden ganz, und von manchen werden nur besondre Theile dazu gebraucht. Nach Gewohnheit und Herkommen, Clima und Bedürfniß, sind auch die Nahrungsmittel bei verschiednen Völkern sehr verschieden. Bei manchen Nationen sind gewisse Nahrungsmittel sehr gewöhnlich, die bei andern unter die seltenen gehören; bei manchen sind Dinge sehr beliebt, vor denen andre einen Abscheu haben. Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See seyn müssen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fangen sie alle Mäuse und Ratten zusammen, um sie zu essen. Das Hundefleisch wird in China gewöhnlich gegessen; in verschiednen Gegenden von Afrika gehört das Fleisch der Schlangen, namentlich von der Klapperschlange und Riesenschlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Heu-

brocken werden fast überall in Afrika verzehrt, so wie die Neger auf
er Guineaküste außer diesen auch E...echsen, Mäuse, Ratten, Schlan-
en, Raupen und andre Insecten und Gewürme gern verzehren. Von
en Otomaken erzählt Humbold, daß sie eine Art von Letten oder Thon-
rde sammeln, und sie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. Von
llen diesen ungewöhnlichen Nahrungsmitteln kehren wir zu den, bei
ns gewöhnlichen zurück. Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke
ntsprechen sollen, müssen nährende, d. h. solche Stoffe in sich enthalten,
velche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehn, assi-
nilirt und zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können (s.
. Art. Assimilation). Hiezu gehört, daß alles, was als Nahrungs-
ittel dienen soll, solche Theile in sich enthalte, welche den thierischen
Stoffen gleich kommen oder in selbige verwandelt werden können. Da-
in unterscheiden sich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß
etztere ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten,
ich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen lassen, nicht den
hierischen Stoffen gleich werden, sondern als fremdartige Stoffe besondre
Organe oder Systeme des Organismus aufregen. Alle die Dinge, wel-
he als Nahrungsmittel dienen sollen, müssen demnach einen Antheil
on den leicht aufzulösenden Stoffen besitzen, welche den allgemeinen
Grundstoffen des Körpers entsprechen, und ihre eigenthümlichen Quali-
äten durch den Einfluß der Verdauungsorgane verrichten lassen. Diese
Stoffe in ihrer Einfachheit sind Schleim, Gallerte, Kleber, Ei-
veißstoff, Mehl-, Faser- und Zuckerstoff. Davon enthalten die Pflan-
enspeisen am meisten Schleim-, Zucker- und Mehlstoff, welcher be-
onders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur
Gährung geschickt und so zur Auflösung und Verdauung vorbereitet
verden, die Grundlage von sehr nahrhaften Speisen ist. Die Obstarten
ind bloß vermöge ihres Antheils an Zuckerstoff nährend. In den ani-
nalischen Speisen ist besonders die Gallerte reichlich enthalten. Die
Nahrhaftigkeit der Speisen richtet sich also nach dem größern oder ge-
ingern Antheil von jenen Stoffen, und der Verbindung unter einander,
velche ihre Auflöslichkeit befördern oder erschweren. Verdauungsorga-
e, deren Kräfte noch ungeschwächt sind, zerlegen die Nahrungsmittel
eichter in ihre einfachen Stoffe, und nehmen die abgesonderten nahr-
aften reichlicher auf, als solche, deren Energie schon herabgesetzt ist,
velche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen,
nd deren chemische Entwicklung nicht beschränken können. Die Be-
immung, welche Nahrungsmittel gesund und ungesund seyen, bleibt
aher immer relativ, und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftig-
eit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zustand der
Verdauungskraft einer Person angegeben werden. Oft nennt man eine
Speise oder ein Getränk gesund, weil es eine bestimmte Wirkung auf
en Körper äußert, und gerade diese Bestimmung ist falsch, denn als-
ann wirkt dasselbe nicht als Nahrungsmittel, sondern als Medicament,
nd kann daher nur solchen Personen zuträglich seyn, deren körperliche
Beschaffenheit diesem Medicamente entspricht. Die Auflöslichkeit eines
infachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künstliche Zu-
ereitung vermindert, und daher ein an sich gesundes Mittel zu einem
chwer verdaulichen und ungesunden gemacht. Besonders sind diese
ie schon für sich zu fetten, oder mit vielem Fett zubereiteten Speisen
ngesund, weil das Fett schwerer von dem Magensaft aufgelöst und
erdaut wird. Eben so macht der Zusatz von zu vielem Gewürze sonst
esunde Nahrungsmittel ungesund, weil die Gewürze gar keine ernäh-

renden Stoffe sind, sondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten, und als besondre Reize auf besondre Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geschmack leckerhafter Menschen eingeführt, da man nicht mehr um sich zu ernähren, sondern um den Gaumen zu kitzeln, aß; und die Eßlust auch ohne das Bedürfniß aufzuregen suchte. Endlich ist bei Bestimmung der Gesundheit eines Nahrungsmittels noch die Rücksicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz gesunden robusten Menschen ist manche Speise noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein schwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man also nur sagen, ein Nahrungsmittel sey gesund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen versehen, leicht auflöslich und daher verdaulich, und der Verdauungskraft des Menschen angemessen sey. Es ist eine Pflicht der öffentlichen Polizei, darauf zu sehen, daß alle Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine schädlichen Eigenschaften haben. Besonders ist dies bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfnisse sind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getraide nicht verdorben, stockend und angelaufen, das Korn besonders nicht mit dem sogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der vorzüglich oft in der Gerste sich befindet) und dergleichen verunreinigt sey. Das Mehl darf nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl., verfälscht seyn. Das Brot muß gut gesäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die stopfende Eigenschaft wieder aufzuheben, versetzt seyn. Unter den Gemüsen dürfen keine giftigen seyn, z. B. Schierling anstatt der Petersilie, Schierlingswurzeln anstatt der Pastinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obstes muß darauf gesehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingesammelt worden sey, wie z. B häufig mit den Heidel-, Preißelbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geschicht. In Ansehung der Fleischnahrung muß die Polizei darauf sehen, daß kein krankes Vieh geschlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu bestellten Fleischbeschauern erst untersucht werden sollte, ehe es geschlachtet werden darf. Auch den Förstern sollte es durchaus verboten seyn, das sogenannte Fallwildpret, das oft schon in Fäulniß übergegangen, und der Gesundheit höchst nachtheilig ist, aus Gewinnsucht noch verkaufen zu lassen. Auch auf den Verkauf der Fische muß die Polizei Acht haben, damit todte Fische und Krebse, kranke, eingesalzene und verdorbene Fische, solche, die durch betäubende Mittel gefangen worden sind, u. s. w. nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen. Er ist seiner physischen Anlage nach sowohl zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen. Indessen lehrt sowohl Theorie als die Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Energie des Muskelsystems schneller vermehrt, zu entzündlichen fauligen scorbutischen Krankheiten geneigt macht, und selbst zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakters den Grund legt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, aber schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht, und selbst zu Sanftheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordische Nationen sind meistens mehr zu Fleischnahrung, südliche mehr zu Pflanzenkost geneigt. Die südlichen und morgenländischen Nationen sind überhaupt, wenigstens im natür-

lichen, durch Ueberkultur noch nicht verderbten Zustande, zu mäßigerm und einfacherm Genuß der Nahrungsmittel geneigt. H.

Najaden, Najades oder Naïdes (aus dem Griechischen von νάω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (siehe diesen Artikel), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinen Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hat, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unsrer sogenannten Wassernixen herrschen, besonders darin, daß beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas, den Lieblingsknaben des Hercules) entführen.

Naiv, Naivetät. Dieses Wort, welches Gellert zuerst aus dem Französischen (naïf, naïveté) uns zugebracht hat, ist lateinischen Ursprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben es erklärt für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen; allein wenn es nur diese Bedeutung hätte, wie käme es denn, daß es in keiner neuern Sprache durch ein andres erschöpfendes Wort ersetzt werden konnte? Der Begriff, der mit diesem Worte bezeichnet wird, ist viel zusammengesetzter, und diese Zusammensetzung selbst veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem gar nicht füglich vorhanden seyn könnten. Die wesentlichen Bestandtheile der Begriffe, welche durch das Wort Naivetät ausgedrückt werden, sind: natürliche, ungekünstelte Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unverstellten und anspruchlosen Seele, geäußert ohne Rücksicht auf das, was durch Uebereinkunft für schicklich oder unschicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Person selbst dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz kurz fassen, so werden wir wenigstens sagen müssen, es sey das Natürliche im Gegensatz des Künstlichen (bloß durch Uebereinkunft Geltenden). Daraus ergibt sich denn, daß das Naive nur aus einem besondern Standpunkt als solches erscheint, und daß es der am künstlichsten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichtesten bemerkt, weil ihm der Contrast am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Aus dem Verhältniß des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künstlich gebildeten Beobachter erklären sich alle Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt ist. 1. Der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Diese Verstandesüberlegenheit ist die Ursache, warum ihm die Aeußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an sich tragen, als Einfältigkeit erscheinen. Aus derselben Ursache müssen sie ihm als lächerlich erscheinen, zumal wenn sie als Abweichungen von der Verstandesregel ihn bei Personen überraschen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derselben voraussetzen zu müssen geglaubt hatte. Deßwegen aber ist das Naive keinesweges lächerlich an sich, und man kann es nur unter Einschränkungen, nur eine Art desselben, die doch vielmehr eine Abart heißen sollte, als eine Art des Lächerlichen nennen. Ist aber der künstlich gebildete Mensch dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, so steht dagegen 2. der Naive eben so hoch an Gesinnung und Empfindung über dem künstlich Gebildeten, denn Unschuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit, reines Mitgefühl, hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinsicht des Verstandes kindisch, so erscheint er in Hinsicht des Ge-

...lich kindlich, und hat etwas unaussprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verschwundener Kinderjahre tönt uns seine Stimme, denn was er ist, das waren auch wir einst, und sind es nicht mehr, durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unschuldigen, arglosen und reinen Herzens öffnet uns einen Blick in das verlorne Paradies, und der Contrast desselben mit unserer Beschaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verstellung, Falschheit, Verschlagenheit, Arglist und Lüge in gefährlichen Kampf gestellt haben, ist die Quelle jener Rührung. „Das Naive," sagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blöße, und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre theoretische Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursach haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere practische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst aus innrer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigne Erscheinung eines Gefühls, in welchem frölicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen." Indeß bringt das Naive doch nicht überall diese gemischte Empfindung hervor, denn in den Fällen, wo es unsre Ehrfurcht, unsre Bewunderung in Anspruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Erhabenen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt ist. Fassen wir alle diese Umstände genau ins Auge; so erkennen wir, daß zur Naivetät gehöre Unwissenheit des Welttons bei gesundem Menschenverstand, und eine gewisse treuherzige Zuversicht auf die Güte der Menschen, weil ein gutes wohlwollendes Herz seine ursprüngliche Einfalt bewahrte. Diese Eigenschaften sind aber theils nicht jedesmal alle vereinigt, theils erscheinen sie dem Beobachter nicht immer in demselben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorstellungen, die man häufig, wiewohl nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verstandes, oder nur ein Naives des Herzens; jenes und dieses scheint seine Natur zu verändern, wenn der künstlich gebildete Beobachter ihm seine Ansichten, seine Ueberzeugungen, seine Erfahrungen unterlegt, oder den Naiven und das Naive nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naiven des Verstandes der sonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewissen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit selbst in gewissem Betracht als witzig erscheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Dies ist namentlich der Fall bei allen solchen Aeußerungen, wo sich jemand bloß gibt, wider Wissen u. Willen lediglich aus Mangel an Besinnung, bei entwischten Unüberlegtheiten, die man jedoch nur sehr uneigentlich als Naivetäten bezeichnen kann. Z. B. in dem Sinngedicht von J. B. Rousseau:

Huissiers! qu'on fasse silence!
Dit, en tenant audience,
Un président de Baugé;
C'est un bruit à tête fendre!
Nous avons deja jugé
Dix causes sans les entendre.

Mit nicht grösserem Rechte hat man gewisse unanständige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unschuld dafür, daß der Verdorbene ihre reinen Aeußerungen unrein deutet? In dieser Deutung, dieser Unterlegung liegt es aber überhaupt, daß die Aeußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive selbst dabei gedacht hat, und es wäre sonderbar zu glauben, daß keine Aeußerung naiv seyn könne, die nicht einen verborgenen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatische Pointe habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unschuld und Reinheit eines Herzens, welches sich bewußt ist, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwischt nicht auch bisweilen, aus Mangel an Ueberlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenschaft, einem Menschen ein Ausdruck, der, ihm selbst unbemerkt, eine Gesinnung offenbart, die so niedrig ist, daß er das größte Interesse gehabt hätte, sie zu verbergen? Man erzählt folgenden Fall. Ein französischer Kunstrichter hatte das Gedicht eines ihm unbekannten Verfassers gelobt; jetzt hört er, la Motte, sein Feind, sey der Verfasser, und ruft aus: „Das hätte ich eher wissen sollen!" Ist dies nicht eine wahrhaft niederträchtige Naivetät? — Es wäre hier so ziemlich derselbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verstandes war; allein wir müssen auch hier sagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät ist, obschon jede Naivetät in den Augen des künstlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben werd. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verstandes eine wahre Dummheit und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects ist, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abscheu gegen den moralischen Charakter der Person erfüllt. Es ist eine Aufrichtigkeit hier, aber diese unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der schönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, sondern abgestoßen; es ist ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunst und Verstellung, aber diese Natur ist verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht jemand in diesem Fall an Schiller appelliren, so zweifeln wir doch, daß er den Prozeß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterschieden. „Zum Naiven", sagt er, „wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. Im ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt." Jenes Naive würde demnach ein Naives der Ueberraschung seyn, aber — belustigt es? Wer auch nur diesem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Ueberraschung ein Naives des Verstandes seyn müsse, denn nur als solches kann es belustigen oder aus einem andern Gesichtspunkt als lächerlich erscheinen. Ein Naives der Gesinnung, das zugleich ein Naives der Ueberraschung wäre, ist, nach Schiller selbst, im Widerspruch, indem etwas nicht zugleich wider Wissen und Willen und mit völligem Bewußtseyn geäußert werden kann. Es dürfte daher wohl bei der oben gegebenen Erklärung bleiben, und Schillers Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müssen. dd.

Näke (Gustav Heinrich), geboren zu Dresden im Jahr 1786, Sohn des dasigen Hofraths und Oberamtmanns. Sein schon frühzeitig offenbartes Talent zur Kunst bildete er auf der dortigen Mahlerakademie, die er von dem Jahre 1802 an besuchte, und späterhin un-

er besondrer Leitung des würdigen Professors Graffi aus. Schon in seinem 20sten Jahre erhielt ein öffentlich ausgestelltes Gemählde, „Amor, der dem Jupiter den Donnerkeil raubt," vielen Beifall; und im Jahr 1808 wurde dieser ihm ungetheilt gezollt, als er mit einem „Besuch der Elisabeth bei Maria" hervor trat. Die Einfachheit der Darstellung, die besondre Anmuth, Gemüthlichkeit und Lieblichkeit, welche dieses Gemählde umschweben, wirken auf alle Beschauer gleich mächtig, ungeachtet noch diese und jene Mängel daran zu finden waren. Es ist dieses Bild durch einen zwar kleinen aber netten Kupferstich in dem Taschenbuch: Urania für 1810, bekannt. In dem darauf folgenden Jahre stellte der junge Künstler ein zweites Gemählde, welches denselben Gegenstand unter bedeutenden Veränderungen behandelte, aus, und bewährte durch die Fortschritte, welche man im Vergleich seiner frühern Arbeit darin fand, die gemachten Hoffnungen. Nach einer mehrjährigen Pause erschien endlich das Gemählde, welches seinen Beruf zur Kunst vollends bewährte, und seinen Ruf begründete: „Faust und Gretchen," nach Göthe's Dichtung. Alle, welche die Kunstausstellung im Jahr 1811 besuchten, Kenner sowohl als Nichtkenner, waren von dem edlen Charakter, der Wahrheit und Einfachheit der Darstellung, dem tiefen Gefühl, welches überall hervorleuchtete, der Anmuth des Colorits, der ganzen seelenvollen und fleißigen Behandlung, überrascht und entzückt. Keines von allen gleichzeitig ausgestellten Bildern, es mochte noch so kunstgerecht seyn, konnte die Beschauer so oft und so anhaltend beschäftigen, als dieses. Gleichen Beifall fand es auf der Kunstausstellung zu Weimar im Jahr 1812, ja selbst der Dichter des Faust hat ihm diesen Zoll nicht versagt. Es ist dieses Bild ebenfalls in der „Urania für 1815" in Kupfer gestochen zu finden, deßgleichen auch eine von unserm Näke gezeichnete andre Scene aus dem Faust. An einem Oehlgemählde, welches diesen letztern Gegenstand, jedoch mit mehrern Veränderungen, darstellt, arbeitet gegenwärtig der junge Künstler; und es muß dieses Gemählde, der Anlage nach zu urtheilen, noch weit vollkommner werden als das erste. Auch als Mitarbeiter an dem Beckerschen Augusteum, zu welchem er eine Menge Zeichnungen nach den besten Antiken lieferte, hat sich Näcke in der Kunstwelt bekannt gemacht.

Namur, vormals die Hauptstadt der Grafschaft Namur, einer der siebenzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Oesterreich [illegible]wärtig, durch den lüneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; seitdem die Hauptstadt des aus der Grafschaft Namur und einem westlichen Stücke von Luxemburg gebildeten Departements der Sambre und Meuse jetzt wieder gehörig zu den der Herrschaft des Hauses Oranien unterworfenen Niederlanden. Namur liegt am Einflusse der Sambre in die Maas, ist befestigt, und gehört zu den größern und reichern Handelsstädten der Niederlande. Die Zahl der Einwohner hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts bedeutend abgenommen, und man zählt deren jetzt nur noch 15- bis 16,000. Es ist der Sitz eines Bisthums, welches unter dem Erzbischof von Mecheln steht. Vom Jahre 1715 bis 1782 gehörte Namur zu den sogenannten Barriereplätzen. Die Stadt ist in den Kriegen zwischen Frankreich, Deutschland und Holland verschiedene Male belagert und eingenommen worden. In Hinsicht des Handels ist sie vorzüglich durch ihre Messerfabriken ausgezeichnet.

Nancy, vormals die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen, jetzt die Hauptstadt des französischen Departements Meurthe, enthält 6000 Häuser und über 28,000 Einwohner. Die Altstadt

ist schon im Jahre 1070, und die Neustadt 1591 zu bauen angefangen worden. Die schon von Natur schöne Lage der Stadt zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene wird noch durch die Schönheit der Gebäude selbst erhöht, die sie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier seine Residenz hatte, zu verdanken hat. Unter den öffentlichen Plätzen ist vorzüglich la Place d'Alliance zu bemerken, welcher von zwei Säulen den Namen hat, die zum Andenken der berühmten Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich von 1756 errichtet wurden. Der Handel von Nancy erstreckt sich hauptsächlich auf Wein und Getraide. Am bekanntesten sind indessen die Lichter von Nancy, welche wegen ihrer vorzüglichen Güte bis nach Rußland versendet werden.

Nangasaki oder **Nagasacki**, eine Stadt in Japan auf der Insel Kiusju, welche auf dem Flusse Nangasaki liegt, mit einem Hafen und der von Chinesern und deren nächsten Nachbarn bewohnten Vorstadt Jakujin. Da kein Fremder sich in der Stadt selbst aufhalten darf, so haben die Holländer, welche ehemals in diesen Gegenden viel Handel trieben, sich ebenfalls veranlaßt gesehen, einen eignen Wohnort auf der Insel Desima anzulegen, welcher 236 Schritt lang und 32 Schritt breit ist, und durch eine steinerne Brücke mit Nangasaki verbunden wird. Nangasaki selbst liegt auf einem unebnen Boden und hat enge und krumme Straßen.

Nänie, von Nänia, oder welches weniger richtig ist, Nenia, bedeutet 1. den Trauer- und Klaggesang, welcher im Alterthum bei dem Begräbnisse der Verstorbenen gesungen wurde, und hat seinen Namen von dem Klageruf Ναι, Ναι. Gewöhnlich wurden diese Leichengesänge von Weibern gesungen, welche dazu gedungen waren, und sie selbst verfertigt hatten. Da diese Lieder meistens keinen großen Werth hatten, so wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Lied von Ammen und Kindern u. dergl. gebraucht; 2. bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbniß der Greise angerufen wurde, und deren Capelle außerhalb Rom vor dem viminalischen Thore stand.

Nanking, oder Kiangning-fou, die Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiangnan, am Ausflusse des Hoang, war die alte Residenz der chinesischen Kaiser, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, so soll sie doch noch eine Million Einwohner enthalten. Die Einwohner sind mit den feinern Künsten des Luxus bekannt, und zeichnen sich durch ihre Sitten und Cultur aus. In der Nähe der Stadt befindet sich auch der sogenannte Porzellanthurm, welcher von Backsteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen ist*).

Nantes, eine ansehnliche Stadt von 13,000 Häusern und 75,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer der Loire, ungefähr 15 Lieues von der Mündung derselben. Sie ist die Hauptstadt des Departements de la Loire inferieure und gehört zur haute Bretagne. Sie trieb von jeher einen starken Handel. Die größten Schiffe können zur Mündung der Loire hereinkommen, und gehen bis Paimboeuf, wo die Waaren ab-

*) Bei Gelegenheit dieses Artikels muß auch noch bemerkt werden, daß das so lange gesuchte Verfahren, die Nanquins zu färben, zuerst von Herrn Nanquin, dem irländischen Residenten zu Bridge-Town auf der Insel Barbados, entdeckt worden ist, der in dieser Kunst den Chinesern beinahe gleich gekommen ist.

geladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. Der Handel wird von hier vorzüglich stark nach Spanien, Westindien und Afrika getrieben. Zucker, der hier nochmals raffinirt wird, und dessen Verladung allein 150 Schiffe der Stadt selbst beschäftigt, macht einen Hauptartikel dieses Handels aus. In der Geschichte ist diese Stadt vorzüglich wegen des Edicts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. im J. 1598 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion gestattete, welches Edict aber von Ludwig XIV. im Jahre 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat diese Stadt theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grausamen Executionen des berüchtigten Carrier, theils durch die völlige Unterbrechung des Handels sehr gelitten. Eine besondre künstlerische Merkwürdigkeit von Nantes sind die mit den 56 Wunderwerken Christi bemahlten Fensterscheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Liebhabern und Kennern der Glasmahlerei sehr geschätzt werden.

Naphtha, auch Bergbalsam genannt, ist die feinste Art des Bergöls, welches an durchdringender Feinheit beinahe dem Weingeiste gleich kommt, und wegen seiner Leichtigkeit selbst auf geistigen Flüssigkeiten schwimmt. Vorzüglich zeichnet sie sich durch die anziehende Kraft aus, die sie gegen das Feuer zeigt, wodurch sie sich entzündet. Diese Eigenschaft der Naphtha ist von jeher häufig zu Feuerkünsten und Taschenspielereien benutzt worden. Sie verdünstet schnell, riecht stark und durchdringend, ist vollkommen durchsichtig, und hat gewöhnlich eine gelbliche Farbe. Die weiße Naphtha ist die seltenste und vorzüglichste, und scheint in ihrer besten Güte ein eigenthümliches Product von Asien zu seyn, wo sie in Persien und auf einer Insel des caspischen Meers, denen Namen Kämpfer, Hanway, und andre Reisende verschieden angeben, gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in vielen Gegenden des südlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (besonders Elsaß und Lothringen), wo sie, wie andres Bergöl, aus Felsenritzen quillt. Die Chemiker nennen auch den Vitriolather Naphtha, und andre verwechseln dieses Wort mit der mineralischen Mumie (einer seltnen Art des Erdpechs oder Asphalts), welche in Persien gefunden, und hier oft mit Gold aufgewogen, ja sogar demselben vorgezogen wird.

Napier oder Naper (Johann), war der älteste Sohn des Barons Archibald von Marchiston in Schottland, und wurde im Jahr 1550 geboren. Nachdem er von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung erhalten, und auf der Universität St. Andrews seine akademischen Studien vollendet hatte, machte er eine große Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland. Weit entfernt, nach seiner Rückkehr die Bahn des Ehrgeizes in der öffentlichen Verwaltung zu betreten, wozu ihn sein Talent und seine Kenntnisse eben so sehr berechtigten, als ihn sein Rang dazu einlud, überließ er sich ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in den mannichfaltigen Entdeckungen erkennt, die er machte. Mathematik war sein Hauptstudium, und nächst diesem machte die Bibel einen vorzüglichen Gegenstand seiner Forschungen aus, in denen er freilich bei der beschränkten Denkungsart des damaligen Zeitalters und der Kindheit der damaligen Exegese (Erklärungskunst) keine für die Nachwelt interessanten Resultate liefern konnte. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von so großem Einfluß auf die Astronomie, Schiffahrt und practische Geometrie gewesen ist, hat

ihn am meisten berühmt gemacht *) (s. Trigonometrie). Auch diejenigen, welche nicht in das Innere der mathematischen Wissenschaften eingedrungen sind, kennen Napier wenigstens als den Erfinder der naperschen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann **). Wie angesehen Napier schon bei seinen Lebzeiten im Auslande war, und wie sehr ihn Männer von ähnlichem Geist und Kenntnissen zu schätzen wußten, kann man daraus sehen, daß der große Astronom Kepler ihm seine Ephemerides dedicirte. Napier starb auf seiner Baronie zu Marchiston im Jahre 1617.

Napoleon Bonaparte, oder wie seine Familie, und er selbst in seiner frühern Zeit sich schrieb, Buonaparte, ward in Ajaccio, der zweiten, aber ausgezeichnetsten Stadt der Insel Corsica, den 5ten Febr. 1768 geboren. Zur Zeit seiner beginnenden Herrschaft gab er dafür den 15ten August 1769 als seinen Geburtstag an, damit er für einen gebornen Franzosen gelte (denn Corsica war erst im Julius 1769 Frankreich unterworfen worden); vielleicht auch um diesen kirchlichen Festtag, der in Altfrankreich zu Ehren der Jungfrau Maria, als der neuen Schutzheiligen des Reichs, besonders feierlich begangen ward, in einen Ehrentag für sich, den Wiederhersteller der französischen Macht, zu verwandeln. Sein Vater, Carl Bonaparte, aus einer alten, aber herabgekommenen Familie, hatte die Rechtswissenschaft studirt, und zur Zeit des corsischen Freiheitskampfs unter den Fahnen Paoli's, mit dem er eng verbunden war, das Schwert ergriffen. Als Frankreich sich seines Vaterlandes bemächtigte, wollte er dasselbe verlassen, ward aber durch seinen Oheim zurückgehalten und bewogen, der französischen Herrschaft sich zu unterwerfen. Carl Bonaparte war mit Lätitia, gebornen Ramolini, einer zu ihrer Zeit berühmten Schönheit, vermählt, die ihm außer Napoleon noch sieben Kinder gebar. Vater und Mutter hatten, letztere, wie man sagte, besonders die Gunst des französischen Generalgouverneurs auf Corsica, des Marquis Marboeuf gewonnen, der sich des jungen Napoleon mit sichtbarer Vorliebe annahm, und ihm eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne verschaffte, wo er vom J. 1778 bis 1784 sechs Jahr lang durch königliche Unterstützung erzogen und zu einem Offizier gebildet ward. Durch neue Begünstigung erhielt er einen Platz in der Militärschule zu Paris, und schon 1785, im 17ten Jahre seines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angestellt. Mit dieser seiner ersten öffentlichen Anstellung beginnt nach dem Vorspiel der erste Act seines Lebens, zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung schon die nahen Stürme verkündigte, und einem regsamen, entschloßnen Geist große Aussichten eröffnete. Bedeutend war schon das Vorspiel des Dramas gewesen, dessen Held er werden sollte. Der junge Corse hatte in seinem Vaterlande von Kindheit auf den Ruf zu Kampf und Krieg für Freiheit und Selbstständigkeit vernommen, und in einen von Natur verschloßnen, selten sich mittheilenden Geist aufgenommen. Der Knabe hatte hassen gelernt; denn ein unbesiegbarer Haß gegen Genua,

*) Der Titel des Hauptbuchs, worin Napier seine Lehre von den Logarithmen aus einander gesetzt hat, ist: Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc., wovon seit der ersten vorzüglichen Hauptausgabe von 1619 noch viele andere Ausgaben erschienen sind.

**) Napier legte diese Erfindung nieder in dem Werke: Rabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1617.

das die unterjochten Corsen nicht zu bezähmen vermochte, wurzelte in aller Herzen, und ward den jugendlichen Gemüthern eingepflanzt. Dieser Haß richtete sich gegen Frankreich, das im Geburtsjahr Napoleons die Insel von Genua eroberte, und nach muthigem Widerstand der Corsen sie einnahm. Genua und Frankreich hatten nun die freigesinnten Insulaner zu unerschöpflichem Haß und unverstellter Rachsucht entflammt, und beiden sollte durch einen Corsen die Gewaltthat, die sie verschuldet, vergolten werden, in jenem richtenden, oft lange säumenden, aber nie ungestraft gereizten Verhängniß, welches die Alten als Nemesis bezeichneten. Die Corsen sind von Natur ein reizbares, rasches Volk, glühend für Unabhängigkeit und Unbeschränktheit. Abgeschlossen auf ihrer Insel durch das Meer und hohe Gebirge, lernen sie früh von andern Völkern sich scheiden, und die ihnen nahen mißtrauisch beobachten. Der fruchtbare Boden ihres Landes gewährt ihnen üppige Genüsse, die sie zu theilen nicht lieben. Lange Unterdrückung hat sie zurückhaltender, mißtrauischer, verschloßner gemacht, und stets zu Empörung geneigt. Das heiße Clima der Insel treibt glühender und rascher das Blut durch ihre Adern; gesunde Luft und kräftige Nahrung macht stark ihre Körper. Sie lieben ihr Land, weil es ihnen Alles gewährt, was dem sinnlichen Menschen behagt, und hinter der doppelten Reihe rauher Gebirge, die es umkränzen und durchschneiden, trotzen sie aller Gewalt, die ihnen hinderlich seyn möchte. Von ihren Vorfahren haben sie mehr Leidenschaften als Tugenden geerbt, und schon zu der Römer Zeit standen sie im üblen Ruf. Ein altes Epigramm, das man dem Seneca beilegt, sagt von ihnen: „Ihr erstes Gesetz ist die Rache; das zweite die Nahrung durch Diebstahl, das dritte die Lüge, das vierte Verläugnung der Götter. Schon als Knabe scheint Napoleon diese Gesetze sich zu eigen gemacht zu haben. Das Clima seines Vaterlandes, der Sinn seiner Bewohner wirkten mächtig auf seine Seele ein. Die Theilnahme seines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, dessen Freiheitssinn und Haß der Unterjochung, die Bewunderung und Liebe des Helden Paoli mochten des Knaben Gemüth durchdringen. Er aber lernte nur die Menschen verachten, und Groll und Haß und Rache im Busen verbergen; Lust und Liebe zum Kampf wurden eben so vorherrschende Neigung als Paoli's Ruhm nur seine Ehrsucht entzündete. Verschlossen, wie alle, die ihn umgaben, seitdem Franzosen die Insel beherrschten, übte er sich, die Menschen zu beobachten und selbst der Beobachtung Anderer sich zu entziehen, während das gemeinsame Interesse fast zerstört war, nur auf sich zu denken, und das Eigne zu suchen. So gesellte sich der übermächtigste Egoismus zu innrer, verborgner Leidenschaft. Im Knabenalter, wo in hingebender Liebe sich alles Schöne entfaltet, ward der Haß und kalte, berechnende Zurückhaltung um so sichrer ihm anerzogen, als natürliche Anlage dazu schon in ihm lag. Marboeufs Wohlwollen scheint dieselbe wenig gemildert, wohl aber die Selbstsucht gemehrt zu haben, die jede Gunst, woher sie auch komme, begierig ergreift, und den Unterdrücker des Vaterlandes sich zum Beschützer erwirbt. So gestimmt trat Napoleon in die Militärschule ein, mit einem schon viel entschiednern Sinn, als allen seinen jungen Gefährten, die er dort fand, eigen seyn mochte. Denn ein außerordentliches Talent entwickelt in außerordentlichen Verhältnissen sich zu seltner Selbstständigkeit. Er mußte das Uebergewicht über seine Mitschüler empfinden; keiner gewann ihm Liebe, freundliche Neigung, keiner echte Achtung ab. Er zog sich noch mehr in sich selbst zurück, und verachtete, die ihn umgaben. Darum suchte er die Einsamkeit, war fin-

er, hinbrütend, untheilnehmend, und sein Geist, der schon mit andern
Ideen erfüllt war, verachtete die kindischen Spiele seiner Gefährten, wie
ie Spielenden. Keine freundliche Mittheilung konnte ihn aus dem
Vorstellungs- und Phantasienkreis, in den er schon gebannt war, her-
usreißen, und so bannte er sich selbst immer fester. Dazu wirkten nur
uch seine Studien mit. Im Krieg geboren, im ersten Erwachen des
Bewußtseyns an Kampf und Schlachtscenen gewöhnt, warf er sich mit
ntschiedner Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die abstrakten Leh-
en der Mathematik wurden seine Lust, und weil er sie alle auf Kriegs-
unst bezog, die der Mittelpunkt seines Lebens ward, hatten sie für ihn
inen unerschöpflichen Reiz. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte,
ach seiner Anlage, auf seinen Charakter am mächtigsten einwirken, in-
em die Menschen hier ihm immer mehr nur Werkzeuge, lebendige Ma-
chinen wurden, oder Feinde, die man künstlich überlisten oder nach de-
en Regeln der Kunst einengen, unschädlich machen, schlagen mußte.
Siegen, herrschen ward nun seine heftigste Neigung, und nur darum
rat er jetzt seinen Mitschülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen
u führen, den er schon im Großen dachte, und die Stärkern gegen die
Schwächern, oder auch umgekehrt, zu bewaffnen, und selbst schon Füh-
er, Sieger, Gebieter zu seyn. Man berichtet aus dieser Zeit, wie er
eine Gefährten gegen einander aufgereizt, schon Meuterei gegen die Leh-
er angestiftet, und sich ein Ansehn, einen Einfluß unter den Knaben
erworben habe, obwohl die meisten ihn haßten. Bemerkenswerth ist
uch, daß er sich endlich zwei von jenen, und gerade sehr beschränkte
Köpfe zu täglichen Gefährten auswählte, und diese so an sich zu fesseln
ußte, daß sie in demüthiger Bewunderung seiner Ueberlegenheit sich
u Werkzeugen seiner Absichten, und zu Lobrednern seiner Vorzüge ge-
rauchen ließen. Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn
esonders die Geschichte des Alterthums. In allen Heldenthaten, in
llen kühnen Unternehmungen der Vorzeit spiegelte sich das Verlan-
en seiner Seele, und jedes gelungene Emporstreben zur äußersten Hö-
e der Gesellschaft, jeder errungene Sieg befeuerten seinen eigenen Geist,
nd gewannen ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Was
ildsamen und noch freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend und
eredelnd ist, das wird denen, die schon eine einseitige Richtung und ei-
e gewisse Abgeschlossenheit sich angeeignet haben, leicht zur Verführung
nd Bestärkung in selbstsüchtigen Planen. Die Geschichte enthält eben
reiche Nahrung für großherziges Streben und edle Gesinnung als
r Uebermuth und Ehrgeiz. In Napoleons jugendlicher Seele ward
rch dieselbe, zu einem schon übermächtigen Egoismus, nur der Ehr-
iz, nur das Streben nach Thaten, die nicht bloß bewundernswürdig,
ndern mehr noch ihm selbst vortheilhaft seyn, und den höchsten Ge-
inn erwerben sollten, erweckt und ausgebildet. Aus seinem einmal ge-
ßten Gesichtspunkt mußten ihm die Helden der Vorwelt nur als die
tarken erscheinen, die alle ihre Umgebungen, mehr oder minder glück-
h, zu ihren Zwecken zu brauchen wußten, und die Heroen Homers,
e die Helden Plutarchs, dessen Lebensbeschreibungen er mit besonderer
eigung betrachtete, konnten ihn dann minder mit Weisheit als mit
rgeiz, Herrschsucht und Menschenverachtung erfüllen. Denn sie zeig-
 ihm, wie die seltene überlegne Kraft, die er auch in sich empfand,
 allen Zeiten die bewegliche und schwankende Menge, die Mehrzahl
 untergeordneten Geister, am Gängelband geführt, und was sie be-
rlich gewollt, meist glücklich errungen habe; wie aber ein edler, von
meinsinn geleiteter Wille selten erkannt, oft mit Undank belohnt, fast

...e zu seiner Herrschaft erhoben worden. Die Spartaner, die seinem ...ahen Sinn vorzüglich entsprachen, wurden ihm Vorbilder der Selbst-härtung, die alle Beschwerden und Gefahren überwindet; der Kampf-...ust, die am sichersten Furcht und Schrecken verbreitet; jener Wortkargheit, ...ie nur zur rechten Stunde spricht, und über den wahren Sinn ihrer ...emessnen und abgebrochnen Reden Freunde und Feinde in Zweifel läßt. Die ahmte er denn auch in seinen Antworten und Mittheilungen nach, und gewann, ohne je einer Sprache sich vollkommen zu bemächtigen, die große Fertigkeit, mit wenigem viel, immer aber mehr zu sagen, als die Hörer erkannten und erkennen sollten, oder auch [illegible] eine größere und tiefere Bedeutung, als er selbst hineinlegte, muthmaßen zu lassen. Zugleich lernte er auf kleine Umstände achten, nichts, was der eigenen Absicht förderlich seyn könnte, übersehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern und in unbewahrten Augenblicken, wenn sie am sichersten sich wähnten, sie überlisten. So weit brachte es schon der beginnende Jüngling in einem Alter, wo die meisten nur träumen oder spielen, an einen festen Lebensplan noch nicht ernstlich denken. So weit brachte er es schon zu Brienne, wo er denn auch schnell vor allen 150 dort sich bildenden Jünglingen sich auszeichnete, und sich allen überlegen fühlte. Sein Wille, der bereits eine so feste Richtung genommen, ward hier immer beharrlicher, strenger und unüberwindlicher, und seine Lehrer, die seine rege Wißbegier, seine raschen Fortschritte in den Kenntnissen, die seinem Sinn entsprachen, ehren mußten, hatten auch die gegründetste Ursache, seine Einseitigkeit, seine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte, seine Verschlossenheit und Hinterlist, seinen Trotz und seine unbeugsame Hartnäckigkeit, seine schnöde Widersetzlichkeit und eine Leidenschaft, die zu Zeiten schon in wilde Wuth ausbrach, wenn sie Widerstand fand, zu tadeln und vor ihm zu warnen. Wie er selbst keinen liebte, wenige achtete, konnte auch er sich keine Liebe, kein Vertrauen erwerben, und ward darum um so verstockter. Welcher Art dieser Zögling und wessen er fähig sey, ahnete wenigstens der Lehrer, der ihm das Zeugniß ertheilte: „Ein Corse von Geburt und Charakter. Er wird weit gehen, wenn die Umstände ihn begünstigen." — Das war der Jüngling, der mit einem so eisernen Willen, mit großen schon ausgebildeten Talenten in Paris erschien, um dort kurze Zeit in der Militärschule seine Studien fortzusetzen, und dann sogleich als Offizier angestellt zu werden. Er konnte die Franzosen, zu denen er nun gehörte, mit ihrer Beweglichkeit und ihrem Leichtsinn nicht achten; er ahnete schon, wie leicht sie zu gewinnen, zu beherrschen seyen, und das Menschengeschlecht maß er mit dem Maßstab, den diese ihm abgaben, mit dem er auch die Geschichten der Römer gewürdigt hatte. Zum Soldaten geboren, wußte er durch Strenge und Pünktlichkeit im Dienst, durch ausgezeichnete Kenntniß in seinem Fache, durch Vorliebe für alles, was sich darauf bezog, bald Achtung und selbst Vertrauen zu gewinnen, und je mehr er über alle Offiziere seines Alters hervorragte, desto mehr fühlte er sich selbst, und durfte die Hoffnung fassen, sich bald noch mehr auszuzeichnen, und sich eine Laufbahn zu eröffnen, auf die sein damals untergeordnetes Verhältniß noch wenig Ansprüche ertheilte. Alle ungemeine Menschen gewinnen sich schon früh einen festen Mittelpunkt ihres ganzen Wesens, und werden, weil sie immer nur auf das Eine sich richten, darauf alles beziehen, und entschlossen und unbeweglich dies nur wollen, so stark und so ausgezeichnet. Auch als Offizier suchte Napoleon minder die Zerstreuungen und Genüsse der Jugend als die Einsamkeit, in der er mit

unermüdlichem Fleiß sich weiter ausbildete für seinen Beruf, und in un-
zugänglicher Zurückgezogenheit stählte er zugleich Geist und Körper für
die Thaten, zu denen er bald gerufen werden sollte. Der corsische, und
nachher der nordamerikanische Freiheitskrieg, dazu die Unruhen in den
Niederlanden, die wachsende Gährung in Frankreich erweckten in ihm
die Hoffnung großer Revolutionen, in denen er mit seinem Geist, dessen
er sich bewußt war, wohl emporkommen konnte. Als nun die ersten
Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Par-
tei er ergreif[illegible] ob er dem König, dem er verpflichtet war, treu blei-
ben, oder sich [illegible] der Volkspartei wenden sollte. Als General, soll er
selbst gesagt haben, hätte er sich an den Hof gehalten, als Lieutenant
mußte er diese ergreifen. Die revolutionären Clubs boten ihm Gelegen-
heit, schnell bedeutender zu werden, als auf gesetzlichem Wege möglich
war. Schon erhob er in ihnen seine Stimme; erkannte aber bald, daß
seine Zeit noch nicht gekommen sey. Darum zog er sich wieder in sei-
ne Einsamkeit zurück, und brütete über größern Entwürfen. Indeß war
sein tapfrer Landsmann Paoli nach Paris berufen, unter dem lauten
Jubel der Volkspartei dort erschienen, und hatte den Sohn seines al-
ten Freundes und Mitstreiters freundlich aufgenommen. Mit Paoli,
den selbst neue Hoffnungen beseelten, schiffte Napoleon gegen Ende des
Jahres 1790 nach Corsica über, wo ein glänzender Schauplatz sich ihm
zu eröffnen schien. Paoli's Erscheinen regte mächtiger die Corsen auf.
Bald kämpften die Parteien der Aristokraten und Demokraten mit ein-
der. Napoleon zeichnete sich schon unter letztern aus. Paoli konn-
te den ausbrechenden Sturm nicht beschwichtigen, und ward selbst den
wüthenden sogenannten Patrioten auf der Insel und in Frankreich ver-
dächtig, da seine Weisheit ihn lehrte, von den Demokraten sich allmäh-
lig zurückzuziehen. Napoleon aber hatte sich deren Gunst bald so sehr
erworben, daß er zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio er-
nannt ward. Als solcher zeichnete er sich schon durch verwegene Unter-
nehmungen aus, in denen sich nicht gerade der reinste Patriotismus
beurkundete. Damals mochte er den Gedanken hegen, sich unter dem
Wahne der Revolution zum Gebieter seines Vaterlandes zu machen,
zumal Paoli in der Volksgunst immer mehr sank, und dessen Lage
schon bedenklicher ward. Napoleon, der ihm treu anhing, gerieth selbst
in Gefahr, und seine kecke, aber bald mißlungene Unternehmung auf die
Insel Maddelena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen
seiner Landsleute im Namen der Republik besetzte, aber nicht behaupten
konnte, begünstigte ihn um so weniger, als die damit zusammenhängen-
de Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien höchst unglücklich
endete, und den Corsen wie den Franzosen mißfiel. Paoli, der durch
die Revolution sein Vaterland neugefährdet sah, und die zügellosen De-
mokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief um die Hülfe der Eng-
länder an. Napoleon, der unter dem wüthenden Haufen sich nur zu
bemerkbar gemacht, ward 1793 auf Pozzo di Borgo's und Paoli's
Veranstaltung, man sagt, um grober Vergehungen willen, aus Corsica
verbannt mit vielen andern Aufrührern, und schiffte sich mit seiner gan-
zen Familie nach Frankreich ein. Dort war indeß die Revolution rasch
fortgeschritten, die Republik aufgestellt, der König ermordet, und schon
der Kampf gegen die auswärtigen Mächte unter mancherlei Wechsel be-
standen. Der innere Streit der Factionen wüthete noch furchtbar fort.
Arm, hülflos, ohne Aussichten begab sich Napoleon mit seinen Ver-
wandten nach Marseille, wo damals ein allgemeiner hitziger Partei-
kampf herrschte. Dieser allein schien ihm einige Aussicht zu eröffnen.

r warf sich von neuem in die jacobinischen Clubs, und versuchte sich
ich noch einmal (während seines Aufenthalts auf Corsica hatte er ein
runglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit verbreitet) als Schrift-
ller in einem Gespräch, betitelt: Le Souper de Beaucaire, in dem
ausschweifendsten revolutionären Grundsätze vorgetragen waren. Aber
eder diese bald vergessene Flugschrift, noch andre Bemühungen, sich
merkbar zu machen, konnten seine und der Seinigen Lage verbessern,
sehr auch die Unruhen in Marseille, Lyon, Nimes, Bourdeaux und
renoble einen unternehmenden Kopf zu begünstigen schienen. Schon
r Napoleon mit den Seinigen nur von Wohlthaten, die kärglich zu-
ssen, abhängig, als nach der Bekämpfung jener der Revolution ent-
ndeten Städte die republikanische Armee gegen Toulon sich rüstete,
s am 28sten August 1793 sich den Engländern ergeben hatte, um je-
n Preis diesen wieder entrissen, und, schon außer dem Gesetz erklärt,
estraft werden sollte. Jetzt ward Napoleon durch Saliceti,
Mitglied des Convents, an Barras empfohlen, und erhielt ein Com-
mando bei der Artillerie. Hier zeichnete er sich so vorzüglich aus, und
atte auf die Maßregeln der Conventsarmee einen so wichtigen Einfluß,
aß es ihm besonders zuzuschreiben war, als Toulon noch vor Ende des
Jahrs in die Gewalt der Republik zurückfiel. — Hier beginnt der zwei-
e Act seines Lebens. Von nun an tritt er bedeutender hervor. Die
urchtbare Rache, welche die republikanische Armee an den unglücklichen
Bewohnern Toulons geübt, hatte an ihm einen blutigen Vollstrecker ge-
unden. Seine Thaten wurden dem Convent berichtet, und erwarben
hm Gunst und Vertrauen bei den Häuptern desselben. Zum Lohn ward
r mit Anfang des Jahres 1794 zum Bataillonschef bei der italienischen
Armee ernannt, zu der er, nachdem auf seine Veranstaltung die Fe-
tungswerke der durch ihn und seine Gefährten verwüsteten Stadt und
ie benachbarten Küsten wieder in Vertheidigungsstand gesetzt worden,
mit großen Planen abging. Die weite Laufbahn war ihm nun eröffnet.
Zum Revolutionshelden und Soldaten geboren und erzogen, nach sei-
nem Charakter so ehrgeizig als beharrlich, in der Wahl der Mittel
ür seinen Zweck nie bedenklich, keinem seiner Blutgefährten an Leiden-
schaft und Wuth nachstehend, die meisten an Geist und Kriegskunst
übertreffend, trat der sechsundzwanzigjährige Jüngling zwar noch mit
untergeordnetem Rang, aber doch folgereichem Einfluß als Anführer
auf. Sein Vaterland scheint er damals schon aus den Augen verloren
u haben. Die Revolution bot ihm für seinen Egoismus und Ehrgeiz
iel glänzendere Hoffnungen, und er durfte sich schmeicheln, zu einer
Herrschaft zu gelangen, die andre, mit viel geringern Talenten so glück-
ich errungen hatten. So unmäßig und unbändig er in seinen Ansprü-
chen und Bestrebungen war, so mäßig hielt er sich auch jetzt in allen
Genüssen, und ließ sich durch nichts von seinen Planen abbringen. Im
Jahr 1795 war er zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italieni-
schen Armee ernannt worden, und seitdem hatte er auf die Bewegun-
gen derselben sehr günstigen Einfluß. Diese republikanische Armee war
schlecht organisirt, durch öftere Niederlagen muthlos, und durch die
überlegenen Oesterreicher hart bedrängt. Hier entwickelte sich zuerst sei-
ne erfolgreiche Kunst, durch kleine und größere Hindernisse nicht ver-
irrt noch gehemmt, ein unabänderliches Ziel für alle Unternehmungen
s Auge zu fassen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt
auf Einen feindlichen Punkt loszubrechen, durch Kühnheit und festge-
schlossene Gewalt den Feind zu überraschen, und im Fluge ihn zu be-
siegen. Er suchte die Führer der Armee zu überzeugen, daß sie aus ih-

em Vertheidigungssystem herauszutreten, und, obwohl mit viel geringerer und schwächerer Macht, selbst angreifend dem Feind begegnen müßten. Piemont, bis wohin selbst ihre verwegenste Hoffnung sie nicht führte, stellte er als das nothwendige Ziel auf, und rieth, in Einem verheerenden, unaufhaltsamen Strom darauf loszubrechen. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte seinen Flug. Robespierre, und mit ihm die terroristische Regierung war gefallen. Der Nationalconvent wollte dem Terrorismus ein Ende machen, und sendete in alle Provinzen und zu allen Armeen der Republik Abgeordnete, die Terroristen zu entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon sich befand, und eben noch jenes furchtbare System mit gränzenlosem Ungestüm predigte, erschien der Deputirte Beffroi, der ihn sogleich außer Dienst setzte und gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er bald seine Freiheit wieder, verlor aber seinen Posten bei der italienischen Armee. Er eilte nach Paris, dort zu klagen, und sich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er wiederholt sich an Aubry, der damals im Wohlfahrtsausschuß Präsident des Kriegscomité war, und unversöhnlich die Terroristen haßte. Er blieb seiner Stelle entsetzt, und war nun auf einmal aus seiner Laufbahn zurückgeworfen. Wenige Freunde unterstützten ihn bei seinem steigenden Mangel. Vergebens verwendeten sich seine Gönner für ihn. So viele gescheiterte Plane, die Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllten seine Seele noch mehr mit finsterm Unmuth, Menschenhaß und Verachtung. Er beschloß, Frankreich zu verlassen, und sich in die Türkei zu begeben, um dort sein Glück zu versuchen. Er hielt um die Erlaubniß dazu beim Wohlfahrtsausschuß an. Aber Jean Debry und Freron sprachen zu seinen Gunsten, und es ward ihm ein neues Commando bei der Artillerie in Holland übertragen. Eben bereitete er sich, dahin abzugehen, als er zu einem belohnendern Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Der Nationalconvent, welcher die Terroristen gelähmt, nicht vernichtet, fürchtete noch immer bald vor diesen, bald vor einer angeblich royalistischen Partei. Wirklich waren mehrere pariser Sectionen gegen die am 23sten September 1795 proclamirte dritte Constitution der Republik im Bund. Der Convent zog Streitkräfte zusammen, und wählte zuverlässige Generale. Barras empfahl Bonaparte. Jener erhielt den Oberbefehl; diesem ward das Untercommando anvertraut. Er entsprach den Erwartungen, als am 5ten October in Paris der Kampf der royalistischen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach. Er half zum Sieg der letztern am meisten. In Strömen floß unter seiner und seiner Untergebenen Hand das Blut der Mitbürger. So schien er an Einem Tage seinen lang gehegten Groll sich fühlen zu wollen. Noch in demselben Monat ertheilte ihm der Nationalconvent den Oberbefehl über die Armee des Innern. Die neue Directorialregierung aber, die ihn nun fester an sich band, übertrug ihm zu Anfang des Jahrs 1796 das Obercommando der italienischen Armee. So ausgezeichnete Begünstigung ward ihm durch Barras zu Theil. Dieser hatte bis dahin in vertrautem Verhältniß mit der Witwe des General Beauharnois, gebornen Tascher de Lapagerie, gestanden. Napoleon ehlichte dieselbe am 9ten März 1796. Sein Glück schien nun fester gegründet. Seine Seele durfte größere Hoffnungen nähren. Sich der Liebe, des Vertrauens der Soldaten zu versichern, durch rasche glänzende Siege die Bewunderung und den Beifall der Nation zu gewinnen, allmählig selbst den Gewalthabern sich furchtbar zu machen, ohne zu früh Eifersucht und Verdacht zu wecken; durch Erweiterung der Republik selbst und Abwehrung aller Feinde sich Frankreich zu verpflichten: das war und blieb

nur sein großes Ziel, das er nie aus den Augen verlor. Die schönste Zeit seines Lebens war gekommen. Von nun an begann ganz Europa mit Staunen und Bewunderung auf den Mann zu sehen, der in allem außerordentlich erschien, so sehr in Kraft und Thaten als in unbegreiflichem Glück. Bei allen Thaten und Ereignissen, die nun seine Schritte begleiten, suchen wir ihn, den Menschen zu erkennen, ohne in ausführlichere Erörterungen seiner Kriegsthaten, die wir nur andeuten, wie es für diesen Zweck sich eignet, einzugehen. Am 30sten März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherers Nachfolger, die oberste Leitung der italienischen Armee. Geübte und bewährte Generale standen ihm zur Seite. Aber die Armee selbst war schwach und im Vergleich mit der Macht der Gegner viel zu klein, dazu innerlich und äußerlich desorganisirt und in so schlechtem Zustande, daß nur Er mit glücklichen Erfolgen sich schmeicheln konnte. Vor allem suchte er seine Soldaten zu ermuthigen, mit neuer Zuversicht zu erfüllen, und sie ihren elenden Zustand, ihre Gefahr vergessen zu machen. Kühne Unternehmungen sollten ihnen die ersten Siege, diese blindes Vertrauen auf ihn und auf sein Glück gewinnen, dieses sie unbesiegbar machen. Der große Feldherr siegt seltner durch überlegene Macht als durch die Meinung bei Feind und Freund, und glückliche Benutzung derselben und des Augenblicks. Napoleon feuerte durch begeisterte Reden die Seinigen an; als die ersten Angriffe gelungen waren, spotteten sie schon derer, die sie eben noch gefürchtet hatten. Die ihm feindlichen Soldaten zitterten bald vor seinem Namen, und die bis dahin siegreichen Feldherrn, bald aus der Offensive in die Defensive zurückgeworfen, verloren die Haltung, die Sicherheit, die Festigkeit in ihren Maßregeln. Während sie Kriegsrath hielten, handelte er; während sie mit jeder seiner Bewegungen ihre günstige Stellung, die großen Vortheile ihrer Lage, ihre Ueberlegenheit verloren, räumte ihm jeder Schritt neue Vortheile, neue Begünstigungen ein, und selbst seine kleinere Zahl, stets in Einem Geist benutzt, auf Einen Zweck gerichtet, durch keine Bedenklichkeiten und Rücksichten gehemmt, war durch ihre leichtere Beweglichkeit der Kühnheit seiner Plane und Unternehmungen günstig. Selbst die Gefahr und Bedrängtheit seiner Lage ward ihm dadurch günstig, daß sie ihn zu ungewöhnlichen, unerwarteten Maßregeln nöthigte, die er mit seinem Geist wohl zu ergreifen wußte, die Gegner aber, die nach den Regeln früherer Kriegskunst planmäßig fort agirten, in jedem Augenblick irre, zweifelhaft machte, daß sie mehr von der schwächern Macht und ihren Operationen abhängig wurden, statt diese in Abhängigkeit von ihren Bewegungen zu erhalten. Napoleon schuf rasch ein völlig neues durchgreifendes Kriegssystem, das, so wenig regelrecht, ja so einseitig es seyn mochte, doch durch seine Neuheit und Verwegenheit begünstigt, und durch die Erfolge gerechtfertigt ward. Indem er täglich in seinem neuen Kampf Alles aufs Spiel setzte, konnte er allein Alles gewinnen, war aber um so weniger in Gefahr, Alles zu verlieren, als die Gegner sich nie entwöhnten, je größer seine Verlegenheit war, um so größern Rückhalt bei ihm vorauszusetzen, und immer noch zu beobachten, und die weitere Entwickelung abzuwarten, wenn er sein Ziel schon erreicht hatte. Seine muthlosen halbverzweifelnden Soldaten wußte er durch die Schattenbilder der Freiheit und der Ehre aufzureitzen, und ihnen die glänzendsten Aussichten und Hoffnungen zu eröffnen. Es sey Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren; es hänge einzig von ihnen ab, der Schätze der herrlichsten Länder, welche die Feinde ihnen verschlössen, sich zu bemächtigen. Alles fehle ihnen; dort würden sie Alles fin-

den. — So führte er sie in den ersten Kampf. Die Oesterreicher waren bis zum 11ten April 1796 rasch vorgedrungen, und hatten Napoleons ersten Plan, noch ehe er zu handeln angefangen, vereitelt. Am 12ten April aber ging die erste Siegessonne für Napoleon auf. Er schlug den bei Montenotte von dem österreichischen Oberfeldherrn Beaulieu ihm entgegengestellten d'Argenteau, und verbreitete um so mehr Furcht und Schrecken, als man einen solchen Schlag sich kaum als möglich gedacht hatte. Napoleon hatte durch einen glücklichen Flankenmarsch, auch wie nachmals oft durch Umgehung der feindlichen Macht gesiegt. Von nun an ließ er dem Feind keine Ruhe; unaufhaltsam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung der österreichischen von der piemontesischen Armee war sein nächstes Ziel. Am 13ten April griff er von neuem an, und erfocht am 14ten den glänzenden Sieg bei Millesimo und Dego, und am 15ten war die Trennung der feindlichen Armeen vollständig erreicht. Er eilte nun zuerst den schwächern Theil unschädlich zu machen, griff am 16ten das stark verschanzte Lager der Piemonteser bei Ceva an, drängte dieselben nach Mondovi zurück, und am 17ten schlug er im feindlichen Lager sein Hauptquartier auf. Den noch immer mächtigen Feind begegnete er am 22, und zog am Abend desselben Tags siegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin, nun selbst in Gefahr, bot Friedensunterhandlungen an. Der Sieger bewilligte nur einen Waffenstillstand, der unter demüthigenden Bedingungen am 28sten April abgeschlossen ward, ihm die wichtigsten Festen Piemonts einräumte, und ihn zum Meister des ganzen Landes mit seinen Hülfsquellen machte. Indeß hatte der österreichische Feldherr, durch jene Nachrichten geschreckt, sich hinter den Po zurückgezogen, um hinter sichern Verschanzungen den Feind von Mailand abzuwehren, und sich mit Mantua in Verbindung zu erhalten. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuscht, daß dieser zwischen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po versuchen werde. Jener aber bewirkte schon am 8ten Mai den Uebergang seiner Armee von Piacenza aus, und nöthigte den Feind, sich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verschanzten sich die Oesterreicher; das Vordringen über die lange, stark vertheidigte Addabrücke bei dieser Stadt schien unmöglich. Napoleon führte einen Theil seines Heers an die durch ein mörderisches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; der Fluß ward von ihrem Blut geröthet; aber ihre Führer drangen unerschrocken vorwärts, und das ungeheure Wagniß war gelungen (am 10ten October). Am 12ten zog Napoleon in Cremona, am 13ten in Pavia und schon am 14ten in Mailand ein. Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Oesterreicher vereinigten ihre Macht, um Mantua zu decken. So war in wenigen Wochen erreicht, was in Monaten kaum ausführbar schien. Die Fürsten Italiens, durch diese unerwartete Wendung des Kriegsglücks geschreckt, suchten dem Aeußersten zuvorzukommen. Schon am 9ten Mai hatte der Herzog von Parma, der um Frieden bat, einen Waffenstillstand erhalten. Am 17ten folgte ihm der Herzog von Modena nach. Dem König von Sardinien war am 18ten Mai zu Paris der Friede gegeben worden, der der Republik außerordentliche Vortheile sicherte. Diese war ihrem Oberfeldherrn, der das Unglaubliche vollbracht, verpflichtet. Denn außer den errungenen Vortheilen hatte er alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Contributionen bewilligt erhalten, und seine Armee mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünstigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten, von dem Freiheitstaumel ergrif-

ten Italienen, denen er ein goldnes Zeitalter, Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Doch hatte er, als Feldherr, wohlverdiente Bewunderung und Ruhm erworben. In diesem glücklichen Fortgang seiner Waffen hatte er aber auch seine Sinnesart hinlänglich beurkundet. Mit trotzigem Uebermuth empfing er schon die sardinischen Abgeordneten, und alle, die sich bittend an ihn wandten. Ueberall suchte er die Unterthanen ihren Fürsten, ihrer Verfassung zu entfremden, und Aufruhr und Empörung, Meutereien und Zwietracht unter den täuschenden Vorspiegelungen des Republikanismus anzufachen. Fast unerschwingliche Summen foderte er für unsichern Waffenstillstand, dessen Bedingungen stets so gestellt waren, daß sie weitern Foderungen Raum gaben, und nach Gutdünken gedeutet werden konnten. Schon hatte er das furchtbare Raubsystem eingeführt, das den Ueberwundenen oder Bedrohten auch solche Aufopferungen abnöthigte, welche bis dahin in der neuern Kriegsgeschichte unerhört waren. Schon foderte er, selbst in den Waffenstillstandsbedingungen, kostbare Kunstwerke von den Bedrängten, und sendete diese Beute nach Paris, gewiß minder aus eigenem Kunstsinn, als um den eitlen Republikanern zu schmeicheln, ihrer Gunst sich zu versichern, und glänzende Trophäen seiner Siege in der Hauptstadt zur steten Erinnerung an seine Verdienste aufzustellen. Seine an den Convent gerichteten Armeeberichte, abgefaßt in dem damals üblichen Ton der republikanischen Feldherrn, trugen schon ganz das Gepräge seiner spätern Bulletins; nur waren sie minder lügenhaft, weil das wirklich Vollbrachte in der That außerordentlich war. Drum ward er so unglaublich schnell der gefeierte Held seines Vaterlandes und der Nachbarländer. Schon schändete er aber auch seinen Ruhm durch die ungeheuern Gräuelscenen, die er veranstaltete. Bald hatten die Lombarden erfahren, welche Freiheit die republikanischen Cohorten ihnen brachten. Müde der endlosen Bedrückungen, die sie erfuhren, eingedenk der milderen Regierung, der sie entrissen worden, und der gesetzlichen Ordnung, die ihnen Sicherheit und friedliches Gewerbe gesichert hatte, griffen sie zu den Waffen, die übermüthigen und raubsüchtigen Sieger, denen der Feldherr jede Willkür gestattete, zu ermorden oder zu vertreiben. In Pavia und Binasco wurden viele Franzosen ein Opfer des Uebermuths, mit dem sie die Bewohner gereizt. Mit Mord und Brand strafte Napoleon, und trug auf die unglücklichen unterjochten Lombarden das ganze Schreckenssystem der Terroristen über. Durch unerhörte Grausamkeiten gelang es ihm, den Aufstand für jetzt zu dämpfen. Darauf eilte er der österreichischen Armee, die sich am Mincio befestigt, entgegen, ging am 21 Mai über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigsten erwartete, nahm am 1sten Juni Verona ein, und drängte die feindliche Armee bis an die Gränzen Tyrols zurück. Am 5ten Juni schloß er Waffenstillstand mit Neapel, das, während es sich rüstete, den Frieden suchte, und eilte nun um so sicherer, seine Macht gegen die Oesterreicher zu wenden. Diese aber waren in Tyrols Gebirgen gegen seine Verfolgungen gesichert; und vergebens rief er die treuen Tyroler zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen Herrn auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit versprach. In Oberitalien selbst drohten neue Unruhen; schnell erschien er, sie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feste Mantua waren noch in österreichischer Gewalt, und vertheidigten sich tapfer. Letztere schloß er ein, da es ihm an Belagerungswerkzeugen fehlte, und drang, um sich Italiens zu versichern, auch in das päpstliche Gebiet vor. Am 19ten Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in seiner Gewalt,

und der Papst sah sich genöthigt, am 23sten einen Waffenstillstand mit ungeheuern Contributionen und den herrlichsten Kunstschätzen, dazu mit vorläufiger Verzichtleistung auf Bologna, Ferrara und Ancona zu erkaufen. Gleichgültig gegen alle Verbindlichkeiten bekräftigter Verträge drang er nun auch in das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana ein, und besetzte Livorno am 28sten Juni, um sich der englischen, im Hafen liegenden Schiffe zu bemächtigen. Dies gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath englischer Waaren fiel in seine Hände. Mit höhnischem Uebermuth meldete er dem Großherzog den Gewaltstreich und den Bruch der Tractaten. Als nun am 29sten Juni sich auch die Citadelle von Mailand den Franzosen übergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantuas. Dieses zu entsetzen, und von neuem festen Fuß in Italien zu fassen, drangen die Oesterreicher unter Wurmser (der an Beaulieu's Statt das Obercommando erhalten) mit bedeutenden Verstärkungen an die Etsch, und unter Quosdanowich über Brescia vor, und nöthigten mit überlegner Macht Napoleon, die Belagerung Mantua's aufzuheben, und sich an den Mincio zurückzuziehn. Dies rettete ihn, da er von zwei Seiten, und zugleich schon im Rücken bedroht war. Nun zog zwar Wurmser am 1sten August in Mantua ein; Napoleon aber suchte wieder durch raschen Angriff der einzelnen österreichischen Armeeabtheilungen, den Vortheil zu gewinnen, schlug am 7ten August Quosdanowich bei Leonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er selbst führte, 4000 Oesterreicher sich zu ergeben, da sie von seinen Drohungen sich schrecken ließen. Durch einen verstellten Rückzug lockte er nun den Feldmarschall Wurmser aus seiner festen Stellung, schlug ihn am 5ten August bei Castiglione, und nöthigte ihn, da Massena am folgenden Tage ihn auch aus dem Lager bei Peschiera verdrängte, sich nach Tyrol zurückzuziehen. So begann er am 28sten August die Belagerung Mantua's von neuem, und säumte nicht, den wieder mächtig vordringenden Oesterreichern zu begegnen, und sie einzeln zu schlagen. Am 4ten Sept. griff er den rechten Flügel unter Davidovichs Oberbefehl an, schlug ihn, und rückte am 6ten in Trient ein. Rasch wendete er sich auch gegen den linken Flügel unter Quosdanowich, schlug ihn am 8ten bei Bassano, bemächtigte sich der Stadt, und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmser, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeschnitten, faßte den kühnen Entschluß, sich nach Mantua mit seiner ganzen Macht zu werfen; Napoleon, der alles aufbot, ihn früher zu vernichten, und noch bei San Georgio, der Vorstadt Mantua's, ihn erreichte und schlug, konnte die Stadt ihm nicht verschließen, in die er am 29sten Sept. einzog. Während nun Mantua von neuem belagert ward, beschäftigte sich Napoleon, dessen Armee großen Verlust erlitten, mit der Sicherung Italiens. Ein großer Theil desselben war schon republikanisirt. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena, der sich seine Unterthanen abgeneigt gemacht, zu brechen, besetzte das Land, und vereinigte es mit der neugeschaffnen cispadanischen Republik am 8ten October. Nun gab er den neuen Republiken die französische Verfassung, und suchte den Freiheitsschwindel, so weit seine Gewalt reichte, zu verbreiten. Jetzt wendete er auch seine Augen auf sein unruhiges Vaterland zurück, und trug dazu bei, daß Corsica am 29sten October den Engländern durch die französischen und corsischen Republikaner wieder entrissen ward. Am 9ten October hatte sich auch Genua unter harten Bedingungen, die Napoleon vorschrieb, in den Schutz der Republik

geben; am 10ten Neapel den Frieden erlangt, und am 5ten November ging denselben auch der Herzog von Parma, durch Modena's Beispiel geschreckt, mit größern Aufopferungen ein. Aber aufs neue eilen die Oesterreicher herbei, Mantua zu entsetzen. In zwei starken Armeecorps dringen sie gegen Bassano und Roveredo vor, und Napoleon, mit Mantua beschäftigt, von Frankreich aus wenig unterstützt, sieht mit seiner viel geringern Macht sich von neuem bedroht. Auch jetzt rettet ihn ein kühner Streich. Ehe die feindlichen Armeen sich vereinigen können, geht er in der Nacht vom 14ten auf den 15ten November über die Etsch, ungeschreckt durch die ersten Unfälle, und nöthigt die Oesterreicher unter Alvinzy zu der großen dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15ten bis 17ten November, in der allein sein und seiner Generale kecker Muth, das Vertrauen, das sie ihren Soldaten einzuflößen wissen, die Verzweiflung, mit der er sich selbst jeder Gefahr aussetzt, seinen Untergang abwendet, und ihm einen furchtbar blutigen, aber großen Sieg gewinnt. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Indeß hatte Davidovich zwar die Franzosen bei Rivoli geschlagen, ward aber von Napoleon bis nach Tyrol zurückgetrieben. In den ersten Tagen des Jahrs 1797 brachen die Oesterreicher aufs neue gegen Italien auf. Am 13ten Januar stand Alvinzy bei Rivoli, und drohte, die ihm entgegenstehende französische Division einzuschließen. Da eilte Napoleon selbst herbei. Alvinzy ward am 14ten bei Rivoli geschlagen, am 15ten aus der Stellung bei Corona zurückgedrängt, und aufs neue nach Tyrol getrieben. Eine österreichische Colonne unter Provera hatte indeß versucht, nach Mantua vorzudringen; Wurmser that, um sich mit ihr zu vereinigen, einen mörderischen Ausfall aus der Feste; aber Napoleon schlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16ten Januar sich mit mehr als 5000 Mann ihm zu ergeben. Während nun die französischen Generale in Tyrol eindrangen, Trident wieder besetzten, und Italien von dieser Seite sicherten, nöthigte Napoleon am 2ten Februar die Oesterreicher, nach tapfrer Vertheidigung Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien entschieden war. An demselben Tage rückte er, nachdem am 1sten Februar der Waffenstillstand mit dem Papste, der sich gegen Frankreich gerüstet haben sollte, aufgekündigt worden, in das päpstliche Gebiet ein, schlug am Senio des Papstes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der schwergeängstete Papst schloß am 19ten Februar mit neuen ungeheuern Aufopferungen den Frieden, der ihm jetzt bewilligt ward, und einen Schatten von Herrschaft ließ, die, wie selbst Napoleons Proclamationen an die Bewohner des Kirchenstaats zeigten, bei günstiger Zeit ihm auch entrissen werden sollte. Der größere Theil des päpstlichen Gebiets blieb von Franzosen besetzt. Jetzt wendete sich Napoleon mit frischer Kraft zu dem neuen Feldzug gegen die Oesterreicher. Er hatte keinen geringern Plan, als den Kaiser in seinen eignen Staaten zu bekämpfen, und im Herzen derselben die Friedensbedingungen nach Willkühr vorzuschreiben. Der Erzherzog Carl, siegreich aus dem Feldzug in Deutschland zurückkehrend, führte jetzt die schwache italienische Armee, und hatte sich hinter dem Tagliamento befestigt. Napoleon setzte am 10ten März seine bedeutend verstärkte, der österreichischen überlegene Armee in Bewegung, und verkündete diesmal nicht ohne Grund ihnen die Besiegung der Oesterreicher vorher. Während die französische Rheinarmee auch in Deutschland den Kaiser von neuem bedrohte, ging Napoleon über die Piave, erzwang schon am 16ten März den Uebergang über den Tagliamen-

ro und Isonzo, und warf den Erzherzog Carl bis nach Görz und Gradisca zurück. Am 19ten besetzte er Gradisca, am 20ten Görz, und zog am 23sten in Triest ein. Mit reißender Schnelligkeit drangen die siegenden französischen Feldherrn in das österreichische Gebiet vor. Ehe der Monat zu Ende ging, war der größte Theil von Kärnthen und Krain verloren, und schon ein Theil von Tyrol dazu. Napoleon lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben, das die friedlichste Gesinnung aussprach, zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenstillstand, und schlug die Armee des Erzherzogs bis nach Steyer zurück. Napoleons Hauptquartier war in Judenburg. Da erschienen am 7ten April österreichische Abgeordnete, noch einmal einen Waffenstillstand zu suchen. Der Sieger gewährte ihn, seine Großmuth zur Schau stellend, und besetzte am 8ten Grätz und Bruck, die ihm eingeräumt wurden. Indeß ward seine Lage doch bedenklicher. Vor sich ward er von den verstärkten durch den Landsturm und Freiwillige wieder ermuthigten Oesterreichern bedroht, die sich schon wieder Triests bemächtigt, und Tyrol befreit hatten. In Italien regte sich neuer Aufstand, dem er, wenn derselbe ernster ward, nicht gewachsen war. Darum ging er gern den Präliminarfrieden ein, der am 18ten April auf dem Schlosse Eckenwalde bei Leoben geschlossen ward, und schon große Opfer dem Kaiser abnöthigte, die Franzosen aber aufs neue in Besitz Triests setzte, und ihnen gestattete, ihre Absichten auf Venedig, das sich noch nicht gebeugt hatte, auszuführen. Schon am 3ten Mai ward, nachdem der Senat der Republik bereits viele Demüthigungen erfahren hatte, der ganze Staat für erobertes Land erklärt, und die Aufhebung der alten Verfassung gefodert, mit jenen revolutionären Verkündigungen, wie sie damals alle Schritte des Siegers bezeichneten. Vergebens hatte Venedig seiner Neutralität vertraut, vergebens entschuldigte sich der Senat gegen alle Vorwürfe. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, keine Billigkeit, nur seinen eisernen Willen. Am 12ten Mai war die Republik in ihrer alten Verfassung vernichtet, und statt ihrer das Schattenbild einer neuen demokratischen hergestellt. Die venetianischen Lande und die Hauptstadt selbst blieben von den Franzosen besetzt. Am 27sten März war die Constitution der cispadanischen Republik proclamirt worden. Im Mai ward Genua revolutionirt, und ging am 6ten Juni aus den Trümmern ihres alten Glücks, als die ligurische Republik, mit einer französischen Verfassung hervor. Am 28sten proclamirte Napoleon in Mailand die neue cisalpinische Republik, durch welche die cispadanische wieder verschlungen ward. Lucca entging nur durch wiederholte Contributionen, die es leistete, dem nahen Verderben. Der König von Sardinien hatte nicht nur theuer den Frieden erkauft, sondern sogar zu einem schmählichen Bündniß mit Frankreich sich verleiten lassen. Gleichwohl ward auch in seinem Lande der Saame der Empörung ausgestreut, die Flamme der Revolution angefacht und genährt. Schon wendete Napoleon seinen Blick auf das zertheilte Polen, und nicht ohne Bedeutung sammelte er eine polnische Legion; schon erstreckten sich seine verwegnen Absichten bis auf Griechenland und Aegypten, wenigstens suchte er bereits seine Verbindungen bis dahin auszudehnen, und das Künftige vorzubereiten. Unterdeß seufzten alle, die der verkündeten Freiheit vertraut hatten, unter der schwersten Sclaverei und den drückendsten Lasten. Denn sie mußten die Schaaren der französischen Heere nähren, kleiden, bereichern, da der allgebietende Feldherr sich der Republik gefällig, zugleich aber sich so selbstständig zu machen wußte,

e, daß die Armee, ohne Unterstützung aus ihrem Reich, sich selbst erhielt, ja noch unermeßliche Schätze, wenigstens von Kunstwerken, nach Paris sendete. Am 14ten Juli hatte Napoleon allen Feinden der französischen Republik an der Spitze seiner Armee den Krieg erklärt. Im August ging er von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1sten September zu Campo Formido die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich. Am 1sten October ward der Definitivfriede geschlossen, der Oesterreich Belgien und seine schönsten italienischen Provinzen entriß, und vom deutschen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer Preis gab. Zwar ward der Kaiser für unersetzliche Verluste durch Venedig mit seinen Inseln und mit Dalmatien entschädigt. Napoleon aber hatte durch unerhörte Plünderungen und Räubereien in den eroberten Landen dafür gesorgt, daß diese sobald nicht als Hülfsquellen gelten konnten. Das neue Directorium, das durch die Revolution vom 4ten September (18ten Fructidor) alle Gemäßigten von sich entfernt und verbannt hatte, ernannte Napoleon mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Rastadt. Dort traf er (nachdem er von der cisalpinischen Republik mit Aeußerungen geschieden, die der unverstellteste Spott auf ihre Freiheit waren) am 25. November ein. Kaum waren die ersten Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2ten December auf Befehl des Directoriums Rastadt wieder verließ, und nach Paris eilte. Er sollte den Berathschlagungen des Directoriums über die fernern Unternehmungen der Republik beiwohnen; eigentlich aber wünschte man nur, ihn auf einen Platz zu stellen, wo er minder gefährlich scheinen konnte. Denn übermächtig war dieser republikanische Feldherr, der allein eine Armee gegründet, große und folgereiche Siege erfochten, und vom Mutterlande fast sich unabhängig gemacht, den Gewalthabern geworden. Man konnte zahllose eigenmächtige Schritte ihm zum Vorwurf machen; schlimmre standen zu fürchten. Die Republiken, die er gegründet, konnte er, wenn es ihm gut schien, gegen die Stammrepublik bewaffnen. Die Armee folgte ihm blind. Selbst die Bewunderung und Liebe des französischen Volks, dessen Eitelkeit er schmeichelte, konnte zu gefährlichen Unternehmungen ihn verleiten. Darum wünschte man, ihn zu entfernen, auf eine Weise, die für ihn geeignet schien. In Paris angelangt, merkte er bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehrenbezeugungen sey, die man ihm erwies; aber es war wohl auch ihm nicht Ernst, wenn er unwillig seine Entlassung foderte. Man wußte seinen Ehrgeiz zu beschäftigen, und dadurch ihn zu versöhnen. Ein großes Heer ward an den Küsten aufgestellt unter dem Namen der Armee von England, und er zum Oberfeldherrn ernannt. Man übertrug ihm das Commando dieser neuen Macht, die er nicht sogleich für gefährliche, eigenmächtige Unternehmungen gebrauchen konnte. Indeß hatte man schwerlich einen Plan gegen England selbst, das man vielleicht nur schrecken wollte. Auf Aegypten war die Absicht gerichtet, und Napoleon selbst scheint zuerst den Plan einer solchen Unternehmung entworfen, oder doch rasch ergriffen und vollendet zu haben. In Frankreich, das fühlte er, war seine Zeit noch nicht gekommen. Jene Unternehmung eröffnete seinem Ehrgeiz eine weite Bahn, glänzendere Erwartungen. Mit geschäftiger Eile ward Alles dazu betrieben. Bei Toulon war eine zahlreiche Flotte versammelt, und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Hier erschien Napoleon am 9. Mai 1798, beschleunigte die Einschiffung der Armee, suchte diese auf große Thaten vorzubereiten, und schon am 19ten Mai ging die zahlreiche Genannte Flotte unter Segel, während der größte Theil der sogenannten

Armee von England, die am meisten die Aufmerksamkeit beschäftigte, ruhig stehen blieb. Es ist der dritte Act des Heldenspiels, dafern man denselben nicht bloß für ein Zwischenspiel halten will. Dreißig Jahr ist der Mann alt, der binnen zwei Jahren Europa in Staunen gesetzt, mit geringen Mitteln Außerordentliches, Unglaubliches geleistet, in jedem Kampf, an dem er persönlich Theil nahm, Sieg davon getragen, und sich zum ersten Feldherrn der Zeit erhoben hatte. Was der Knabe gewollt, erstrebt, Ruhm, Auszeichnung, Herrschaft, das hatte der Jüngling schon erreicht, und ins Mannesalter nahm er noch kühnere Ansprüche hinüber. Nie hatte er über den jetzigen Augenblick die ergiebigere Zukunft, nie über den jetzigen Gewinn die reizende Hoffnung glänzenderer Früchte vergessen; nie, wenn er nur für das Ganze zu leben und zu wirken schien, sich und seine Vortheile aus den Augen verloren. Egoismus und Ehrgeiz hatten ihn in seine große Laufbahn begleitet, sie hatten in den glücklichsten Erfolgen die reichste Nahrung gefunden. Der finstre, verschloßne Mann schien freundlich und mittheilend geworden; aber seine Freundlichkeit war nur ein angeübtes Mittel für seine Zwecke, und wo er unverstellt sich gab, wie er war, blickte nur zu sichtbar ein Charakter hervor, der von allen zartern Gefühlen des Wohlwollens und der Theilnahme sich völlig entfremdet hatte. Wo er am offensten sich mitzutheilen schien, sprach er nur, was der Augenblick heischte, aus, und der Vertrauteste durchschaute nicht das Geheimniß dieses immer unbefriedigten, nimmersatten Geistes. Die Freiheit verkündet er allenthalben; aber er selbst achtet sie an keinem Menschen. Alles war ihm nur Werkzeug seiner Plane. Seine Menschenverachtung, die innere Gluth seiner Leidenschaft verbarg sich hinter gleißnerischen Worten, und ein unbegränztes Selbstvertrauen, das alles Vertrauen zu Gott und den Menschen verschlang, und mit blinder Zuversicht auf sein Glück sich verwebte, wuchs mit jedem Schritte auf seiner prunkenden Laufbahn. Viele Erfahrungen, selbst der Undank, den er nach den folgenreichsten Thaten in Frankreich erfuhr, erbitterten ihn noch mehr, machten ihn gleichgültig gegen das Urtheil der Welt, außer wo er es zu seinen Gunsten gebrauchen konnte, und lehrten ihn, auf den Trümmern alles menschlichen Glücks seine Macht und Herrschaft zu gründen. Wie sehr ihn die Zeit und die Verhältnisse bei seinen Thaten begünstigten; er erkannte in Allem nur seine Ueberlegenheit, und die Schwäche, Unfähigkeit, die er überall an Andern bemerkte, versenkte ihn immer mehr in dem Wahn, daß er über alle zu herrschen bestimmt sey. Diese Herrschaft durch Kriegsthaten zu begründen, durch Staatskünste, die er im Flug sich zu eigen machte, zu befestigen, durch die Vorurtheile der Menschen, und alles, was ihm als Vorurtheil galt, zu vollenden, war nun sein höchstes Streben geworden. Mit allem Heiligen und Schönen trieb er, wo es ihm dienen sollte, ein schnödes Spiel, und die erhabensten Ideen der Menschheit wurden ihm eben so viele Gängelbänder, an denen er die Menschen leiten wollte. Gleichwohl war diese Zeit, da er als der Sieger Italiens und als Friedensstifter Großes vollendete, die schönste Zeit seines Lebens, weil es noch denkbar blieb, daß ein so außerordentlicher, vom Glück so begünstigter Mensch, so anstößig auch schon viele seiner Mittel waren, doch einen wahrhaft großen Zweck haben möge. Denn die Uebel der Zeit waren ungeheuer; daß er ihnen steuern wolle, verkündete er; sein inneres Wesen war noch zu wenig erkannt. Alles, was er später that und war, spiegelt sich in dieser seiner ersten bewunderten Zeit, die in dem Bild seines Lebens besonders hervorgehoben werden mußte, weil Alles, was er später that und war, auf

Wiederholung und Ausführung seines Jugendlebens ist. Was ihn nach Aegypten trieb, ist schwer, fast unmöglich zu berechnen. Daß nicht ein hochherziger Zweck, als er vorspiegelte, ihn dahin leitete, ward wohl fund. Aber, ob sein Ehrgeiz von träumerischer Hoffnung auf ein neues Reich, das er dort gründen könne, begeistert ward; ob er dort eine Herrschaft erringen wollte, die in Europa unerreichbar schien; oder ob Frankreich und Europa in Aegypten sich unterwerfen wollte: das läßt die Geschichte unentschieden. Seine Flotte durchstrich schon das Meer; aber noch war der Zweck des Unternehmens und das Ziel, selbst seinen Soldaten, ein Geheimniß. Nur England schien bedroht, und war es auch, nur von einer andern Seite als man wähnte. Am 6ten Juni 1798 erschien er vor Malta. Die Erlaubniß, mit seiner Flotte in den Hafen einzulaufen, ward, wie er wünschte, abgeschlagen. Am 10ten landete er auf mehrern Punkten. Verrätherei und die Unentschlossenheit oder Halbheit der Ritter lieferten ihm diese Insel in die Hände. Die fast unüberwindliche Hauptstadt la Valette, mit andern festen Punkten ward schon am 12ten mit einer schmählichen Capitulation, die den Orden und die Insel der Willkür des Siegers bloßstellte, übergeben. Wortbrüchig verletzte dieser bald den geschlossenen Vertrag. Schnell waren die nöthigen Maßregeln zur Sicherung der Insel ergriffen, und schon am 17ten Juni ging Napoleon mit seiner Flotte wieder unter Segel. Indeß war die englische Flotte unter Nelson ihm nachgeeilt, und zwar vor ihm an den Küsten Aegyptens angekommen, aber weil sie ihn dort nicht gefunden, weiter gesegelt. Am 21sten Juni erfuhr die französische Armee mitten auf dem hohen Meer ihre Bestimmung, für die ihr Führer sie zu begeistern suchte. Am 1sten Juli lag die Küste von Alexandrien vor ihnen, und Napoleon bewirkte noch an dem Abend und in der Nacht die Ausschiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tag brach er gegen Alexandrien auf, das schlecht vertheidigt, unvorbereitet war, und sogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündigten Proclamationen, wie die Franzosen nur gekommen, Aegypten von den Mameluken zu befreien, und das Land zu beglücken, und Napoleons Rede schien die eines echten Muselmanns. Denn auch die Religion galt ihm nur als Mittel zum Zweck. Am 6ten Juli stand die ganze Armee auf Aegyptens Boden. Schnell war alles geordnet; am 7ten Juli brach er von Alexandrien gegen Cairo auf. Vier Stunden vor der Stadt, beim Dorf Embabe, fand er am 20sten Juli, nachdem er am vergangnen Tage den mächtigen Bey Ibrahim zurückgedrängt hatte, den Bey Murad mit einem muthigen Haufen von 6000 Mameluken. Am 21sten ward Murad in der Schlacht bei den Pyramiden geschlagen, das Lager mit seinen Schätzen erobert, und am 22sten schon zog der Sieger in Cairo ein. Aegypten ward nun als ein erobertes Land und eine französische Provinz behandelt und organisirt. Napoleon nahm den Schein an, europäische Cultur hieher verpflanzen zu wollen, und die Künste des Friedens zu begünstigen. Aber am 1sten August erschien der tapfere Nelson mit seiner Flotte vor Alexandrien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergestalt die toulonser Flotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dies war Napoleons erster bedeutender Unfall. Am 12ten Sept. erfolgte auch die Kriegserklärung der Pforte. Jener aber schien es nicht zu achten, daß er von Europa abgeschnitten sey, und setzte die Organisirung Aegyptens fort, als gält es nur, ein von außen gesichertes Reich innerlich zu ordnen und zu civilisiren. Doch war es auch im Innern noch nicht beruhigt, noch nicht ganz Aegypten überwunden. Tausende von Franzosen

fielen als Opfer der Rache der Beduinen. Aber am 7ten Oct. schlug General Desaix bei Sedman die neue Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Cairo, nach Bekanntwerdung der Kriegserklärung der Pforte, ausbrach, stillte Napoleon am 21sten Oct. nicht ohne Verlust. Hier schändete er seinen Namen aufs neue durch fürchterliche Grausamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob sich von Syrien her. Dorthin hatte sich der überwundne Ibrahim Bey zurückgezogen, und bei Gaza eine neue Macht gesammelt. Ihn schützte und verstärkte Achmed Dghezzar, Pascha von Acre. Ehe neue Gefahr von andern Seiten gegen ihn ausstehe, eilte Napoleon dorthin, schnell den Sturm zu beschwören. Am 22. Dec. brach er mit 12,000 Mann nach Syrien auf, ließ die Landenge Suez und den Hafen besetzen, und vergaß, als er selbst dort erschien, obwohl er einem gefährlichen Unternehmen entgegenging, doch so wenig andre Rücksichten, daß er mit großer Ruhe untersuchte, ob wirklich jener Canal vorhanden gewesen, der das rothe mit dem Mittelmeer verbunden haben solle. Am 18ten Februar 1799 traf er vor El Arisch ein, das schon vorher vom General Regnier belagert ward, und am 20sten überging. Am 25sten gewann er Gaza mit reichen Vorräthen. Jaffa, das sich länger hielt, ward am 6ten März mit Sturm genommen, und neue Gräuelthaten und Barbareien verübte hier die republikanische Armee sammt ihrem Feldherrn. Am 18ten März stand er, nach Ueberwindung mancher Gefahren, vor Acre, und begann sogleich die Belagerung. Aber tapfer ward der Platz vertheidigt unter Leitung und Unterstützung des englischen Admirals Sidney Smith. Napoleons Armee ward schon durch den Zug in der Wüste geschwächt; die stets erneuten Kämpfe mit den Belagerten, die Anfälle der umherschwärmenden osmanischen Schaaren, noch mehr, verheerende Seuchen, die in seiner Armee ausbrachen, hemmten, so wenig er Menschenblut schonte, seine Unternehmung. Zwar gelang es ihm, am 15ten April am Berge Tabor einen starken Haufen Mameluckenzu schlagen; doch am 21sten Mai sah er sich genöthigt, die Belagerung Acre's aufzuheben, und den Rückzug anzutreten. Tausende seiner treuen Soldaten hatte er vergebens geopfert. Unmuth, Rache trieben ihn nun, auf seinem Rückzug alles zu verwüsten, und Spuren von Gräueln zurückzulassen, die ihm ein gräßliches Gedächtniß stifteten. Jaffa ward geschleift, aber scheußlicher war die Unthat, daß er dort seine pestkranken Soldaten, die seinen Rückzug hemmten, vergiften ließ, um sich ihrer auf einmal zu entledigen. Am 14ten Juni traf er, mit seiner erschöpften und sehr verminderten Armee wieder in Cairo ein. Zugleich von mehrern Seiten bedroht, erhielt nur er den wankenden Muth der Franzosen aufrecht. Eine türkische Flotte war bei Abukir gelandet, und hatte das Fort genommen. Napoleon eilte den Türken entgegen, schlug sie am 26sten bei Abukir, vertrieb sie und bemächtigte sich wieder des Forts. Dies war seine letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, besonders durch seinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, während das Directorium ihn vergessen zu haben schien, sichre Kunde von der Lage der Republik. Schnell war der Entschluß gefaßt, dorthin zurückzukehren, zumal er sich überzeugt haben mochte, wie wenig noch in Aegypten zu hoffen sey. Wie ein Abenteurer gab er die ungeheure Unternehmung auf, welche schon einen großen Theil der zahlreichen Armee gekostet, und die für so hohen Preis nur geringe Ausbeute einiger antiquarischen Erfahrungen eingetragen hatte. Heimlich, treulos verließ er im Elend sein getreues Heer, und bewährte so es von neuem,

…s sein Egoismus ihn überall nur sich suchen, nur sich denken ließ. …e Zeit seiner Schande war gekommen, ob wohl er noch großem schein…ren Ruhm entgegen ging. Lächerliche Großsprechereien und trügerische …ffnungen ließ er den Franzosen in Aegypten und den Bewohnern zu…ck. Er selbst schiffte mit mehrern Generalen und Gelehrten, die ihn …gleitet hatten, am 23sten August sich ein. Am 30sten September war … in seiner Vaterstadt Ajaccio, wo ungünstige Winde ihn zurückhielten, …nd er indeß sich Mühe gab, sein Vaterland unter die französische …rrschaft, gegen die es von neuem sich regte, unabänderlich zu beugen. …m 9ten Oct. stieg er bei Frejus ans Land. Wie im Triumph kehrte … von glänzenden Siegen zurück; gefeiert von allen Städten und Dör…rn, die in ihm den Wiederhersteller der Republik zu sehn wähnten, …g er nach Paris, wo er am 14ten October eintraf. Der neue, …roße Act seines Lebens, der vierte (oder der dritte), beginnt. Der Ju…el der Pariser empfing den Helden, der, wie durch einen Zauberschlag, …lötzlich erschien. Aber erschrocken traten die zusammen, die froh, ihn …ern zu wissen, von seinem Auftreten nichts Gutes ahneten. Wohl …urfte Napoleon dem Directorium vorwerfen, daß er siegreich und mäch…ig die Republik verlassen, und besiegt und ohnmächtig sie wiederfinde. Die Machthaber hatten, uneingedenk der Bedürfnisse und des Wohls …hrer Mitbürger, nur sich gedient, und muthwillige Kriege mit dem Auslande geführt, damit die zahlreichen Soldaten beschäftigt und vom Auslande ernährt würden; aber so wenig für die streitenden Heere gesorgt, und so frech die neuen Republiken, welche die Generale gegründet, mit unerschwinglichen Kosten gedrückt, so schrecklich die verbündete Freiheit gehöhnt, daß die französischen Armeen von Beistand, wie vom Glück, verlassen wurden. Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert, eine neue Constitution geschaffen werden müsse. Bonaparte schien der Mann, der ausführen könnte, was andre wünschten und suchten. In der Stille, geheimnißvoll mit Siéyes verbunden, arbeitete er schon an dem neuen Verfassungsplan, wozu er um so mehr sich geeignet glaubte, als er, mitten im Krieg, gleichsam spielend, für seine in Italien geschaffnen Republiken auch Constitutionen verfaßt hatte. Sahen diese auch alle der französischen, die andre ersonnen, sehr ähnlich, so hatte er doch den Glauben gewonnen, daß er ein eben so großer Staatsmann als Feldherr sey. Und das Schwerdt des letztern lieh dem Worte des erstern Ansehn und Nachdruck. Am 9ten November (18ten Brumaire) 1799 vernichtete die Revolution in Paris die alte Verfassung, und am 10ten ward eine provisorische neue bekannt gemacht. Die Soldatengewalt entschied gegen die bestehende Ordnung. In St. Cloud war der Rath der Alten und der Rath der 500 versammelt worden. Napoleon kam dahin mit der Armee. Diese rettete ihn, als der Rath der 500 gegen ihn auftrat, und selbst sein Leben gefährdete, das ihm, der auf Augenblicke die Geistesgegenwart verloren, sein Bruder Lucian und ein Grenadier erhielten. Die Soldaten vertrieben die obrigkeitliche Gewalt. Lucian, der Präsident, wirkte entscheidend für des Bruders Erhebung. Barras, dem Napoleon schlecht die frühere Begünstigung vergalt, verlor mit den übrigen Directoren allen Einfluß. Napoleon, mit Siéyes und Roger Ducos, Consuls in der provisorischen Verfassung, traten am 11ten Februar ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue Verfassung (die vierte der Republik). Am 15ten December (22sten Frimaire) ward sie proclamirt, und das Volk, des zeitherigen Drucks und der Verwirrung müde, leicht dafür gewonnen. Napoleon ward auf 10 Jahre zum Oberconsul er-

nannt, mit einer Gewalt, wie sie kaum der König besessen; neben ihm standen, fast nur als Figuranten, zwei Consuls. Von nun an entfaltet sich des Oberconsuls Regierungskunst. Seine Brüder, die er früher nicht begünstigt, erhalten bedeutende Aemter. Er selbst findet aus seinen Umgebungen die brauchbarsten Werkzeuge seiner Plane, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus. Talleyrand behauptet als Minister der auswärtigen Angelegenheiten seinen Posten. Durchgreifende Maßregeln sichern das neue Regiment und die Republik nach außen. Dem Volke wird der Friede versprochen. Zwar am 28sten December erklärt der Oberconsul aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tage wird dem Könige von England der Frieden angetragen. Mit dem Anfang des Jahrs 1800 ist die neue Constitution, deren Annahme erst am 7ten Febr. erklärt wird, schon in voller Wirksamkeit. Die Emigrantenliste wird geschlossen, und alles scheint die mildesten Gesinnungen der neuen Regierung zu bezeugen. Aber England hat den Frieden verweigert; auch das deutsche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte stehen noch im Kampf. Eine französische Reservearmee sammelt sich bei Dijon. Am 25sten April wird der neue Feldzug in Deutschland eröffnet. Napoleon langt am 7ten Mai bei der Armee in Dijon an, und führt sie, noch vor Ende des Monats, in kühnem Zug über die Alpen, nach Italien, wo Massena der überlegnen feindlichen Macht gewichen ist. Von den Höhen des Mont Cenis, des Gotthard und St. Bernhard steigen in drei Colonnen die französischen Schaaren herab, und schon am 4ten Juni zieht Napoleon in Mailand ein, wo die von den Oesterreichern vernichtete cisalpinische Republik schnell wieder ersteht. In wenigen Tagen ist ihr Gebiet zurück erobert. Während Moreau siegend in Deutschland vordringt, wird von Napoleons Feldherrn, deren Thaten seinen Ruhm erhöhen, Italien wieder besetzt. Die Oesterreicher, die am 4ten Juni Genua, durch Massena's Capitulation, eingenommen und in Piemont vordringen, sahen sich plötzlich von der überlegnen französischen Macht umgangen, eingeschlossen. Melas, der österreichische Feldherr, findet keine Rettung als in einer allgemeinen entscheidenden Schlacht. Bei Marengo begegnen sich am 16ten Juni beide Armeen, in der weiten Ebene zwischen Alessandria und Tortona. Furchtbar verzweifelnd kämpfen beide Parteien. Gegen Abend scheint der Sieg für Oesterreich entschieden; schon ziehen die Franzosen sich zurück. Da langt Desaix unerwartet an mit einem Theil der Reservearmee und führt mit diesem die Weichenden, Fliehenden, Geschlagenen zum neuen Kampf; die österreichischen Reihen wanken; Desaix Tod wird von den Seinen blutig gerächt, und ehe der Tag sich endet, ist die ungeheure Schlacht zu Gunsten Frankreichs entschieden. Napoleon rühmt sich der Sieger bei Marengo zu seyn, obwohl alles seine Generale gethan haben. Nach diesem unerwarteten Ereigniß verzweifelt Melas an dem Kriegsglück Oesterreichs, und geht am 16. Juni einen Waffenstillstand ein, der den Franzosen aufs neue den größten Theil Ober-Italiens einräumt. Schon am 22sten verläßt Napoleon Italien wieder, nachdem er Massena zum Obergeneral ernannt, und trifft am 1sten Juli in Paris ein, wo ihn so sehr der Volkstaumel als die schmeichlerische Huldigung aller Behörden ihn wie einen ruhmbekränzten Fürsten empfängt und alle Gaukeleien der Siegesfeste ihn verherrlichen. Der republikanische Geist der Franzosen hat sich übersättigt, Napoleon schmeichelt ihm noch, wo es nöthig ist, während er schon auf vielfache Weise das Wesen eines Freistaats vernichtet. Sein Uebermuth, seine Eitelkeit geben sich immer

gewöhnlicher Fund. Am 14ten Juli wird das Bundesfest der Republik mit Napoleons Siegesfesten artig verbunden. Nationaldenkmäler der Eitelkeit werden aufgestellt; Organe der öffentlichen Schmeichelei emporgehoben, und der erste Consul der Republik tritt mit dem Pomp eines orientalischen Despoten einher. Die fremden Gesandten erfahren den Uebermuth des rohen Kriegsmanns, der das Steuerruder Frankreichs führt, eben so sehr, als sehr achtbare Mitbürger, die seinen Unwillen reizen. Bei außerordentlicher Kraft hat er doch nicht Gewalt genug über sich selbst und seine gränzenlose Eitelkeit, dem wahre Größe und echter Ruhm vor dem Reiz unbeschränkter Herrschaft immer mehr entschwinden. Denn nur diese will er erringen; darauf wird vornehmlich hingearbeitet, Alles sich zu unterwerfen, und Sclaverei zu bringen, während der trügerische Mund noch immer, wiewohl schon seltner, von Freiheit redet. Im Innern schreitet die Republik nun einen gemessenern Gang fort. Der Kampf der Parteien wird minder offenbar. Nach außen sichern auch jetzt die siegreichen Heere in Italien und Deutschland eine entscheidende Macht. Der erste Consul darf sichs herausnehmen, Königen und Fürsten Gesetze vorzuschreiben, und empfängt die demüthigen Ehrenbezeugungen und Bitten ihrer Abgeordneten, während die seinigen mit dem französisch republikanischen Uebermuth noch den ihres Gebieters verbinden. Seine Gesandtschaftsposten werden so ergiebige Stellen, daß sein Bruder Lucian in Madrid fürstliche Reichthümer sich zu sammeln vermag. Doch sollte der übermächtige Gebieter auch selbst die Unsicherheit angemaßter Herrschaft erfahren. Schon am 9ten October 1800 wird eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, die sogleich mehrere Verhaftungen nach sich zieht. Schon am 24sten December wird eine zweite, gefährlichere vereitelt, da die berüchtigte Höllenmaschine mitten in Paris ihn in seinem eitlen Prachtaufzug ereilen will, und nur um wenige Secunden ihn verfehlt. Eine furchtbare Inquisition wird deßhalb verhängt. Am 9ten Januar 1801 werden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner, man sagt, zur Erhaltung der Verfassung und öffentlichen Freiheit, meist aber nur als Opfer der Tyrannei des ersten Consuls, deportirt, und am 30sten Januar bluten mehrere Theilnehmer der frühern Verschwörung auf der Guillotine. Und damit kein Zweifel sey über die öffentliche Freiheit, ergeht an alle Präfecten durch ganz Frankreich der Befehl, alle Waffenvorräthe aufzusuchen, und in friedliche Obhut zu nehmen. Zugleich faßt er alle innere und äußere Angelegenheiten des Reichs fest ins Auge. Schon werden die neuen Gesetzbücher vorbereitet. Die Geneigtheit zum Frieden erschallt mitten unter dem siegreichen Fortschritt der französischen Waffen. Schon am 3ten September 1800 war mit den nordamerikanischen Freistaaten ein fester Friede, und zugleich ein Handels- und Freundschaftstractat abgeschlossen worden. Die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich wurden nur darum abgebrochen, weil, nachdem die Präliminarartikel in Paris schon bewilligt waren, der Kaiser nicht ohne England unterhandeln wollte. Das Mißgeschick der österreichischen Waffen nöthigte endlich zu einem Frieden, ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwischen Joseph Bonaparte und dem Grafen Cobenzl kam endlich am 9ten Februar 1801 der Friede zu Lüneville zu Stande, von dem der Oberconsul am 13ten Februar proclamiren durfte, er sey, wie ihn das französische Volk gewünscht habe. Am 28. März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15ten Julius ein Concordat mit dem Papst; am 24sten August ein besondrer Vertrag mit Pfalzbayern; am 29sten August eine Con-

vention mit der batavischen Republik; am 29sten September der Friede zu Madrid, mit Portugall, und am 1sten October ein Präliminarfriede zu London mit dem hartnäckigsten Feinde, Großbritannien; endlich am 8. Octbr. der Friede zu Paris mit Rußland, dem sich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anschließt. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris, am 9ten November (dem wohlgewählten Gedächtnißtag des 18ten Brumaire, der die Consularregierung begründet hatte), war ein neuer Triumph des Consuls, dessen Werk allein alle diese Herrlichkeit genannt ward. Darüber vergaß man den traurigen Untergang der französischen Armee in Aegypten, deren letzte Reste dort am 28sten Juni 1801 capitulirten und bald darauf eingeschifft wurden. Darüber vergaß das französische Volk den Verlust seiner theuer errungenen Freiheit, die immer mehr zu einer leeren Form hinabsank. Napoleon wendete von seinen Planen die Aufmerksamkeit hinweg auf vielerlei Getriebe, die eben sowohl der französischen Eitelkeit schmeichelten, als ein Gewinn für das Ganze schienen. Von Künsten und Wissenschaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe, der Wiederherstellung des Wohlstandes ward es zur Schau gestellt, die Flotte mit großem Aufwand neugeschaffen, und ernstlich der Plan gemacht, auch Colonien für Frankreich zu erhalten. Die Eingriffe in die Verfassung der neuen Republik dauerten fort, und es gefiel den Franzosen, daß ihr Consul, oder, wie es schien, Frankreich durch ihn, noch immer den Fremden Gesetze, Constitutionen und zu Zeiten auch Verweise geben durfte. Wäre noch ein ächter Freiheitssinn unter den Franzosen, wären ihre Augen nicht gar erblindet gewesen, so hätten sie endlich erkennen müssen, welchen Herrscher sie erhalten, als Napoleon am 8ten Januar 1802 mit seiner Gattin, begleitet von der Consulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon ging, dort die Angelegenheiten der cisalpinischen Republik zu ordnen und zu entscheiden. Dort ward er am 26sten Januar zum Präsidenten der in eine italienische umgetauften Republik ernannt, daß er auch öffentlich Herr sey über zwei sogenannte Freistaaten. Der endliche Friede mit Großbrittannien, zu Amiens am 26sten März geschlossen; die Beschäftigung mit den Colonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papst zu einem Reichsgesetz, und die darauf folgende Organisirung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich; die Wiederherstellung einiger Schulen; die ersten wieder gefeierten kirchlichen Feste; die neuen Verfügungen über die Emigrirten: das Alles lieh den Franzosen reichen Stoff zu Unterhaltungen, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Consularwürde ein. Am 8ten Mai beschloß der Erhaltungssenat dem ersten Consul die Verlängerung des Consulats auf neue zehn Jahre. Er aber nahm diese nur unter der Bedingung an, daß das Volk es genehmige. An dieses ward nun, selbst durch die beiden Nebenconsuls, die Frage gerichtet: Ob Napoleon Consul auf Lebenszeit seyn solle? Während die Register zur Volksabstimmung eröffnet wurden, machte Napoleon den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19ten Mai nach lebhaftem Widerspruch genehmigt, neue Gewalt in seine Hände legte, und viele an ihn fesselte. Als darauf am 26sten Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeschlossen ward, durfte er der Republik vorhalten: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2000 Quadratmeilen vergrößert habe. Am 29sten Julius ergab sich die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Consulat. Am 2ten August erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatusconsult, das ihm den Ab-

ust bei einer feierlichen Audienz, die der erste Consul den Gesandten er fremden Mächte ertheilte, vom Senat überbracht, und am 4ten August vom Erhaltungssenat genehmigt ward. Zugleich trat abermals eine neue Constitution in Wirksamkeit, die dem Consul fast völlig monarchische Gewalt sicherte, mit unbedeutenden und unwirksamen Beschränkungen. Der Oberconsul steht nun als oberste Staatsgewalt über alle Behörden, mit willkürlicher Gewalt über die Bürger und alle Corporationen, mit dem Recht, alle Urtheilssprüche der Gerichtshöfe zu cassiren, den gesetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen, und einen Justizminister zu ernennen, durch den alle Justizsachen von der obersten Gewalt abhängig werden. Die Civilliste wird dem Oberconsul über das Sechsfache erhöht, und so ihm jedes Mittel monarchischer Gewalt in die Hand gegeben. Sofort sieht man, nach der feierlichen Proclamation der neuen Verfassung, die Consularregierung mit allem Pomp der königlichen Herrschaft umkleiden, und ein Hofceremoniel in St. Cloud und Paris herstellen, das noch förmlicher ist, als weiland am königlichen Hofe, und das Gedächtniß der Republik allmählig vernichtet. Das Volk wird um so leichter damit versöhnt und befreundet, als Napoleon der Nationaleitelkeit auf alle Weise zu schmeicheln und sie künstlich zu behandeln fortfährt. Die Senatoren schwören ihm am 27sten August den Eid der Treue. Eine scheußliche Polizei verbreitet sich durch das ganze Reich und Tausende von Söldnern sichern den Herrn der Republik. Mit einem durchgreifenden Ansehn wirkt er nun stärker auch nach außen. Das zögernde, stockende, sich selbst verwirrende Entschädigungsgeschäft in Deutschland gab immer neue Veranlassungen und Auffoderungen, einzugreifen, und Frankreichs oder seines Herrschers Ansehn zu beweisen. Selbst deutsche Fürsten flehten des Mächtigen Hülfe, Begünstigung, Vermittlung an. Die Unruhen in der Schweiz machten die vordem unabhängige Eidgenossenheit von Frankreich immer von neuem abhängig. Schon damals war Napoleon der allgemeine Vermittler, der am wenigsten seinen Vortheil vergaß. Es gefiel ihm, am 26sten August die Insel Elba mit der Republik zu verschmelzen. Am 11ten September folgte die eigenmächtige, durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entschuldigte, Einverleibung Piemonts. Mit zuvorkommender Güte erklärte der Oberconsul sich bereit, die dringenden Bitten der Eidgenossen zu erfüllen, und ihre Angelegenheiten zu vermitteln. Die französischen Truppen in der Schweiz und an den Gränzen lassen keinen Zweifel, wie freiwillig die Bitten waren, und gaben der Erfüllung derselben den nöthigen Nachdruck. In Paris mußten die Abgeordneten der Eidgenossenschaft erscheinen, unter scheinbaren Berathschlagungen die Befehle des Oberconsuls zu vernehmen und ihrem Vaterlande eine Verfassung zu geben, welche dieser ihm vorschrieb. Schon am 24sten Januar 1803 ward ihnen der Entwurf einer Mediationsacte, die alle Parteien in der Schweiz vereinigen soll, überliefert, und am 19ten Februar erhielten sie dieselbe bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfassung des Staats, und sehr gemeßne Drohungen verpflichteten sie, unweigerlich dieselbe anzunehmen, und darüber zu halten. Der Friede nach außen gab dem ersten Consul die erwünschte Gelegenheit, seine beglückenden Plane in Frankreich auszuführen. Senatorien wurden in 31 Residenzstädten errichtet (4ten Januar 1803); das französische Nationalinstitut erhielt eine neue Organisation (23sten Januar). Die öffentliche Darstellung der damaligen Lage und Verhältnisse der französischen Republik, am 22sten Februar, und des Zustandes der Finanzen, am 12ten März, überzeugen das Volk, welche

Wohlthaten die neue Regierung über dieselbe verbreitet hat, wiewohl die
)eclamationen gegen England schon auf eine neue Crisis hinwiesen;
eue Canäle, welche die Verbindung der Reichstheile begünstigen, und
ffentliche Bauten beschäftigten die Unterhaltungen der Müßigen. Wäh-
end aber alles die schönsten Aussichten zu eröffnen schien, und die
'anzösische Republik allgefürchtet dastand, blieb England unbesiegt und
ngedemüthigt in feindseliger Stellung. Die englischen Tageblätter
heuten sich nicht, die Consularregierung und den Gewalthaber zu
hmähen, und schon war ein hitziger Federkrieg Vorbote des neuen
ampfs. Diesmal wollte denselben nicht Napoleon, der gern Frieden
it der gewaltigen Seemacht behalten hätte, um erst neue Kräfte zu
ammeln, und eine neue Flotte zu schaffen, damit später, mit sicherern
rfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. England
hien dies nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften sich von beiden
eiten, und nirgend wurden sie abgestellt. Rüstungen beider Mächte.
chon am 13ten März erklärte Napoleon in einer feierlichen Audienz
er Gesandten den nahen Bruch mit England; umsonst versuchte er
eue Unterhandlungen, selbst als der englische Gesandte schon seine Pässe
oderte. Dieser verläßt Paris am 12ten Mai; am 16ten der französi-
he Gesandte London. Am 18ten erfolgt Englands Kriegserklärung,
achdem Napoleon schon am 15ten alle fremden Schiffe in den französi-
schen Häfen mit Embargo belegt, die hannöversche Regierung aber
m 16ten zugleich des Landes Neutralität erklärt, und Verordnungen
ber die bewaffnete Aufrechthaltung derselben gegeben hat. Hannover
tützte sich auf den Frieden des deutschen Reichs mit Frankreich, und
onnte sich nicht als einen Theil Großbritanniens betrachten. Aber die
anzösische Armee, die um Nimwegen lagerte, bricht unter Mortiers
ührung schon am 16ten Mai auf, und schon am 3ten Juni ist Han-
over besetzt, und, durch die Convention von Suhlingen, ohne Kampf
n französischer Gewalt. Nach beharrlicher Weigerung sieht endlich der
annöversche Feldherr Wallmoden, am 5ten Juli, sich zu der Con-
ention genöthigt, welche die hannöversche Armee entwaffnet und auf-
öst, und alle ihre Waffen, Artillerie, Vorräthe und sämmtliche Pferde
en Franzosen überliefert. Alsbald begannen auch die gewohnten Räu-
ereien und Plünderungen, die in Hannover so unerschöpfliche Hülfs-
uellen fanden, daß recht eigentlich die französische Armee hier sich mit
em versah, was sie zur Führung des Kriegs gegen England bedurfte.
Die kleinliche Gesinnung des großen Consuls verrieth sich in all den
Erbärmlichkeiten, in denen seine Willensvollstrecker eine solche Fertigkeit
rlangt hatten, daß, im Angesicht des schändlich beraubten Landes und
es nur zu müßig zuschauenden Deutschlands, die Regierung, unter de-
en Begünstigung, auf deren Befehl Alles geschah, für alle Zeiten sich
ntehrte. England, das die suhlinger Convention nicht ratificirte, konnte
s nicht hindern, daß Hannover ganz als erobertes Land behandelt, und
uf französische Weise desorganisirt ward. Und ernstlich rüstete sich
Napoleon und erzwang zugleich von den neuen Republiken und allen
Verbündeten kräftige Maßregeln gegen England. Am 20sten Juni 1803
erbot er zuerst die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich, und Ca-
erbriefe gegen England wurden freigebig ausgeboten. England aber
ollte in England selbst auch bekämpft und vernichtet werden. Neues
eben verbreitete sich an den französischen Küsten; furchtbare Anstalten
wurden getroffen, sie zu vertheidigen; ja bald sah man noch Größeres
ereiten. Am 24sten Juni verließ Napoleon Paris, um persönlich eine
Landung in England zu betreiben. Schon ging ihm ein Befehl voraus,

mit sorgfältiger Bezeichnung des Ceremoniels, mit dem man ihn auf seiner Reise empfangen sollte. Am 30sten Juni langte er in Boulogne an, und in allen Häfen, von Havre bis Ostende, wurden nun die Vorbereitungen zur Landung rasch gefördert. Eine zahlreiche Armee lagerte an der Küste; unermeßliche Summen wurden aufgewendet, Transportfahrzeuge zu erbauen, welche die Armee von England zu ihrer Bestimmung abführen sollten. Indeß sperrte die englische Flotte mehrere französische und deutsche Häfen, sammt der Elbe und Weser, und alle Verbündeten litten schon unter den Maßregeln ihres Beschützers. Am 12ten August war Napoleon nach St. Cloud zurückgekehrt; aber die große Unternehmung an der Küste ward ernstlich gefordert, und er selbst ging am 4ten November, doch nur auf wenige Tage, wieder nach Boulogne ab. Der Anfang des Jahres 1804 schien ausersehen zur endlichen Ausführung des kühnen Plans. Am 1sten Januar erschien der Oberconsul zum dritten Mal in Boulogne, als man schon seit geraumer Zeit die kostspieligen Rüstungen an der Küste für ein Possenspiel ansah. Und wirklich geschah auch jezt nichts. Schon am 6ten Januar kehrte er nach Paris zurück. Hier ward am 15ten Febr. eine Verschwörung gegen den Oberconsul entdeckt, in der Pichegru und Georges, mit mehrern französischen Emigrirten Hauptpersonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen nach und nach verhaftet. Unter ihnen auch Moreau. Man wollte gefunden haben, daß die Verschwornen mit mehrern französischen Emigranten und englischen Gesandten und Agenten in Deutschland in Verbindung ständen. Dies gab Veranlassung zu Gewaltthaten, die den frechen Uebermuth und die ehrlose Bosheit des furchtbaren Consuls von neuem bestätigten. Zwei französische Militärcommando's gingen in der Nacht vom 14ten auf den 15ten März über den Rhein, besetzten mitten im Frieden im badenschen Lande Kehl und Ettenheim, und nahmen, mit vielen Emigranten, den Herzog von Enghien, Prinzen von Bourbon-Condé, gefangen. Letztrer ward vollends nach Paris gebracht, in Vincennes vor einer Militärcommission (in der Nacht des 20sten März) gestellt, und in derselben Nacht auf Befehl des Oberconsuls im Wald zu Vincennes erschossen. — Diese Gräuelthat verbreitete in Deutschland, ja in ganz Europa tiefen Abscheu, Schrecken und Furcht. Aber nur Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die schändliche Verletzung des Völkerrechts. Die französische Regierung schien sich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche der englische Gesandte, Francis Drake zu München und Spencer Smith in Stuttgart Empörung in Frankreich einzuleiten gesucht hätten. Beide hielten sich in Deutschland nicht länger sicher und eilten nach England zurück. In England ward zwar die ganze Anklage für Verläumdung erklärt, doch war sie gewiß wenigstens nicht ganz grundlos. Der Gewalthaber wußte auch dies Ereigniß zu seinen Gunsten zu gebrauchen. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlassung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt in der Regierung der Republik hinzuweisen. Die Spiegelfechtereien der Versammlungen darüber und der Volksabstimmung beginnen von neuem. Was einige angedeutet, ward von dem ersten Consul sogleich als Willensmeinung jener ausgesprochen, und der bestimmtere Ausdruck des schönen Gedankens angeregt. Am 22sten März 1804 hatte der Senat zuerst von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet. Am 30sten April erfolgte schon der wirkliche Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen, und dieselbe in der Familie Bonapartes erblich zu machen.

Nur Carnot sprach dagegen. Adressen aus allen Departements wurden veranlaßt, die bestimmt denselben Wunsch erklärten. Bereits am 18ten Mai erfolgte das organische Senatsconsult, das der vernichteten Republik eine neue Verfassung, in Napoleon einen Erbkaiser gab. Der vierte Act seines Lebens (richtiger vielleicht der fünfte) beginnt. Am 20sten Mai erschien die feierliche Proclamation der Kaiserwürde und das leichtsinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiserthums und seine Nationaleitelkeit leicht befriedigt. Die angesehensten Generale der Republik versammelten sich als Reichsmarschälle um den Thron, und auch ihnen eröffneten sich glänzende Aussichten. Der Kaiser aber schien die neue Gewalt nur erhalten zu haben, zuerst die Verschwornen zu strafen. Pichegru war schon am 6ten April in seinem Gefängniß todt gefunden worden, wahrscheinlich heimlich ermordet. Moreau vertheidigte sich in allen Verhören mit Würde. Es war offenbar, daß er um die Verschwörung gewußt, ohne selbst Theil zu nehmen, aber auch für seiner unwürdig geachtet, den Angeber zu machen. Tausend Stimmen erklärten sich laut für ihn. Eine neue Revolution schien ausbrechen zu wollen. Der Mächtige wagte nicht, in Moreau's Blut seine Rache zu kühlen. Am Morgen des 10ten Juni wurden die Urtel publicirt: Georges mit 19 Verbundenen zum Tode verurtheilt; Moreau mit vier andern zu zweijährigem Gefängniß; die übrigen losgesprochen; nachher mehrere der Verurtheilten begnadigt; am 25sten Juni Georges mit neun andern hingerichtet. Für Moreau und gegen sein Urtheil sprach laut die Menge. Gern bewilligte Napoleon, daß er nach Nordamerika sich begebe, doch nicht ohne kaiserliche Genehmigung nach Frankreich zurückkehre. Der Sturm war beschworen, und fester, unerschütterlicher die kaiserliche Despotie begründet. Unaufhaltsam schreitet dieselbe nun weiter fort. Das große Ziel ist erreicht; der Charakter des Mannes, der gekommen, die Welt zu verwirren, erschienen. Was ferner geschieht, ist nur Entfaltung, nur Ausdruck dessen, was längst in seiner Seele begründet war. Wie er Frankreich gedemüthigt, hofft er nun auch Europa sich zu unterwerfen. Stufenweis, aber rasch von ungeheurem Glück begünstigt, ist er zu einer Höhe emporgestiegen, von der herab er alles verachtend anschaut; doch reizt das Verachtete seine unersättliche Leidenschaft, die Herrschaft der Welt zu gewinnen. Und Alles begünstigt ihn. Eine geübte siegreiche Armee steht ihm zur Seite. Die Macht seines Staats durch seine eigne allgefürchtete Größe, auch in der Meinung der Menschen, erhöht, wird überall mit geheimem Grauen anerkannt. Die Nachbarstaaten sind durch die langen Revolutionskriege geschwächt, entmuthigt. Künstlich weiß er, was einig ist, zu trennen; was schon zwieträchtig, völlig auseinander zu reißen; was vereint unbesiegbar gewesen wäre, vereinzelt zu übereilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meisten Staaten Europa's seit langer Zeit gefesselt, aus dem sie noch immer nicht völlig aufgeschreckt waren, befördert alle Plane des Nierastenden, Immergeschäftigen. Jeder neue Sieg über den Einen schreckt und lähmt den Andern. Der Glaube an seine Unüberwindlichkeit wird immer allgemeiner, und er ist unüberwindlich um so mehr, als man kaum daran zu zweifeln wagt, daß er es sei. Durch Europa herrscht noch ein Gefühl von Rechtlichkeit; allgemeiner ein Gefühl von Ohnmacht. Während Alle sorgsam ängstlich auf die Mittel sinnen, sich zu erhalten, ergreift er rasch, gleichgültig gegen Ehre, Gesetz und Recht, die seinigen, und ist mächtiger als Alle, weil er Alles für sich zu benutzen versteht, und alle Gewalten der Erde und der Hölle ihm dienstbar werden mußten. Geschickt weiß er überall die brauchba-

Werkzeuge zu finden; wer zu Treulosigkeit und Verrath geneigt; r durch Schwäche der Sclave derer wird, die ihm zu gebieten wis; wer selbst mit edleren Absichten erfüllt, den Versucher und Verörer nicht ahnet, der für gleiche Zwecke zu wirken vorgibt, und unmerkt ihn zum Bösen verleitet; Alle, die ihm hülfreich werden könn, sucht er an sich zu ziehen. Eine Schaar von Emporkömmlingen, ren Existenz bald unauflöslich an die seinige gebunden ist, die in den räueln der Revolution sich abgehärtet, und, ihm verwandt durch Leischaft und Schlechtigkeit, blinde Diener seines Willens sind, arbeitet r seine Plane. Und sein eigner eiserner Wille steht der Willenlosigkeit, entschlossenheit und Halbheit, seine wahrhaft ungeheure Kraft der hwäche, Schlaffheit und Trägheit der Völker und der Cabinetter gegen. So geht er als Sieger aus jedem Kampf hervor, und erngt Alles, was er will, bis die Völker und die Fürsten erwachen, mit inem ernsten Willen, mit beharrlicher Kraft für Recht und Gerechtigeit, vereint sich ihm entgegenstellen, und das Gute über das Böse iegt. — Die letzten langen Jahre der Tyrannei mögen nun nur in kurn Andeutungen an uns vorübergehen, und die Skizze des furchtbaren Trauerspiels beschließen. Am 11ten Juli 1804 war die Ehrenlegion onstituirt, mit Dotationen ausgestattet, und dadurch ein neues Band, as die eitle und habsüchtige Menge an Napoleon fesseln sollte, geschafen worden. Gleich darauf ward das kleinlichste Hofceremoniel für den euen Kaiser vollendet. Am 18ten Juli trat Napoleon mit seiner Gemahlin den eitlen Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Maynz an, wo deutsche Fürsten sich vor ihm demüthigten. Im Ocober ward die Kaiserkrönung auf den 2ten December angekündigt, wou der Papst schon eingeladen, und bereitwillig gefunden worden. Am ten December erfolgte die feierliche Krönung in der Kirche Notre-Dame zu Paris. Napoleon setzte sich selbst, dann seiner Gemahlin die Krone auf, und der Papst vollzog die Salbung. Die neue Constitution ward darauf, so viel die kaiserliche Willkür gestattete, immer mehr n Thätigkeit gesetzt. Das J. 1805 begann Napoleon mit einem Friensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Auch die russische Vermittlung war fruchtlos. Indeß bereitete Napoleon andere Plane. Mit inem elenden Nepotismus hatte er seine Familie begünstigt, und eine Menge kaiserlicher Prinzen um sich versammelt. Seine Absicht entwickelte sich. Jene sollten auf alte und neue Throne steigen, und das Geschlecht der Napoleoniden in Europa herrschend, alle Staaten aber on ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er zuerst seine Gewalt egründet, richtete sich zuerst seine Absicht. Die Republiken, die er geschaffen, sollten aufhören. Am 15ten März erklärte in Paris die Staatsonsulta der sogenannten italiänischen Republik den Kaiser der Franzosen zum König von Italien. Der Titel, der mehr besagte, als r noch enthalten konnte, deutete auf die Zukunft. Am 26sten Mai krönte Napoleon sich selbst in Mailand zum König von Italien, und nannte am 7ten Juni seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vi-König. Seine Schwester Elisa war bereits zur Fürstin von Piombino, e Gemahl Bacciochi ward zum Fürsten von Lucca ernannt, unter aiserlicher Protection. Genua aber, Parma und Piacenza wurn, wie früher Piemont, mit dem französischen Reich verbunden. Während so glänzender Fortschritte standen England in offnem Kampf, Rußland, Oesterreich, und ihre Verbündeten in feindseliger Spannung gen Frankreich. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückkehrt, als er (3ten August) noch einmal in Boulogne erschien, und

dort aus England von neuem bedrohte. Aber Oesterreich und Ruß-
d hatten sich schon mit England neu verbündet, und rasch richtet
die französische Armee gegen Deutschland, in sieben Abtheilun-
. Die Verbindung mit deutschen Fürsten, die gegen Oesterreich auf-
ten, begünstigte ihre Unternehmungen. Am 14ten September wa-
die Oesterreicher in München eingerückt. Erst am 23sten erklärt
poleon dem Senat seine Abreise zur Armee, ordnete die erste Con-
ption für 1806 an, sammt der Organisirung der Nationalgarden,
folgte nun seiner Armee, die am 25sten und 26sten auf verschie-
Punkten über den Rhein ging. Am 2ten October war er in Lu-
sburg, und schloß mit dem Churfürsten von Würtemberg ein
ndniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demselben Tage verei-
ten sich schon die Bayern mit der französischen Armee. Am 3ten
wang sich Bernadotte mit seinem Corps und den Bayern den Durch-
durch die neutralen preußischen Besitzungen in Franken. Durch
sen unerwarteten Gewaltstreich waren die Oesterreicher schon am 4ten
der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8ten ward von Murat bei
ertingen schon ein bedeutender Sieg erfochten. Am 10ten schloß Na-
eon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14ten wurden die
sterreicher bei Ulm angegriffen, und theilweis geschlagen. Napoleons
denschaftliche Proclamationen begeisterten seine Soldaten immer mehr.
n 17ten capitulirte Mack in Ulm, und am folgenden Tage ein an-
s österreichisches Corps bei Trochtelfingen. Doch schien Napo-
ns Glück zu wanken. Am 21sten October wird die neugeschaffne fran-
ische Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet. Erzherzog
arl dringt in Italien vor, und treibt die Franzosen zurück. Preußen
ebt ernstliche Beschwerden über die Verletzung seines Gebiets, und
t seine Armee in Bewegung. Der russische Kaiser erscheint selbst in
erlin, und die persönliche Freundschaft mit dem Könige, bewirkt
ßen Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege. Aber unaufhaltsam
ingen die Franzosen in Oesterreich vor, und treiben Oesterreicher und
ussen zurück. Schon am 13ten November zieht Murat in Wien, Na-
leon in Schönbrunn ein. Ungeheure Contributionen werden dem Land
fgelegt. Am 2ten December wird die Schlacht bei Austerlitz ge-
hten, die beiden Theilen große Opfer kostete und endlich die Russen
m Weichen bringt. Am 4ten December kommt Napoleon mit Kaiser
ranz zur Verabredung eines Waffenstillstandes zusammen, der am
n December geschlossen ward. Am 26sten December folgte der Frie-
zu Preßburg, der Oesterreich aufs neue schöne Provinzen entreißt,
d die Nachbarn, Bayern, Würtemberg und Baden, vergrö-
rt, jenen den Königstitel, diesem die großherzogliche Würde zugesteht.
ereits am 15. Dec. ward in Wien ein Vertrag Napoleons mit Preu-
n abgeschlossen, der diesem Hannover übergiebt, und dadurch Preu-
n mit England entzweit. Immer weiter schreiten Napoleons Plane
J. 1806. Schon muß der neue König von Bayern seine Tochter dem
tiefsohn Napoleons, als Zeugniß der Freundschaft beider Mächte,
r Gattin geben. Des Beinamens der Große, den ein Senatsschluß
m Kaiser beilegt, durfte derselbe um so mehr sich freuen, als am
sten Januar ein gefährlicher Feind, Pitt, gestorben. Am 2ten März
klärt Napoleon dem gesetzgebenden Körper Frankreichs Herrschaft über
talien, und laut wird die Weltherrschaft Frankreichs ausgesprochen.
m 16ten März erhebt er seinen Schwager Murat zum Herzog von
leve und Berg, und am 30sten seinen Bruder Joseph zum König
n Neapel und Sicilien, nachdem die französische Armee Neapel

überströmt, und die königliche Familie vertrieben hat. Venedig wird mit dem Königreiche Italien vereinigt; Guastalla der Schwester Napoleons, Pauline, Neufchatel dem Kriegsminister Berthier übergeben. Das kaiserliche Familiengesetz vom 31sten März bindet alle Glieder der Kaiserfamilie, mit all ihren Herrschaften, noch fester an den Gewaltigen. Am 24sten Mai erhält auch sein Bruder Louis eine Krone, da die batavische Republik in das Königreich Holland umgeschaffen wird. Nun beginnt auch die Belohnung für seine Getreuen. Talleyrand und Bernadotte werden Herzoge. Domainen in den eroberten Ländern, und reiche Dotationen lohnen die Feldherrn und Minister. Am 12ten Juli wird der Grundvertrag des Rheinbundes in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon als Protector desselben ist nun erklärter Gebieter auch über den größern Theil Deutschlands, worauf am 6ten August Kaiser Franz der alten rhenisch-deutschen Kaiserkrone entsagt, und das alte deutsche Reich aufgelös't wird. Welches Reich an dessen Stelle getreten, bezeugte am 25sten August die schändliche Hinrichtung des Buchhändlers Palm aus Nürnberg. Dafür wird den Fürsten des Rheinbundes der Schutz ihres Protectors feierlich zugesagt. Die neuen Gesetzbücher, die Frankreich indeß unter Obhut Napoleons erhalten, werden zugleich empfohlen. Und ehe das Jahr zu Ende geht, ist der Krieg mit Preußen unabwendbar. Denn der Vertrag in Wien war nur auf den damaligen Zustand der französischen Herrschaft berechnet. Fortan sollte keine so bedeutende, von Frankreich unabhängige Macht in Deutschland bestehen. Doch will Napoleon den Schein erhalten, als suche er nur den Frieden. Schon am 13ten October erscheint er selbst in Jena. Am 14ten wird in einer Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt die preußische Armee gänzlich geschlagen. Sachsen wird nun von dem Bund mit Preußen abwendig gemacht, mit Frankreich verbündet, und bald nachher der Churfürst zum König erklärt. Die zerstreuten preußischen Armeetheile unterliegen allmälich der stärkern Macht. Die besten Festungen fallen durch Verrätherei und Feigheit. Am 27sten October hält Napoleon seinen Einzug in Berlin und organisirt gleich darauf die Verwaltung der eroberten preußischen Lande. Am 1sten November sieht auch der Churfürst von Hessen sich genöthigt, aus seinem Land zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wird. Am 21sten November erscheint in Berlin das berüchtigte Decret, welches England in Blokadezustand erklärt, und allen Handel, alle Gemeinschaft mit Engländern streng untersagt. In Posen angelangt, verspricht Napoleon den Polen die Wiederherstellung ihres Reichs. Aber standhaft beharrt der König von Preußen im Kampf. Rußlands Hülfe naht, und noch ist nicht Alles verloren. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26sten December, die Schlacht bei Eylau, am 7ten und 8ten Februar; die Capitulationen der besten Festungen, die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg, die Schlachten bei Heilsberg am 16ten Juni, bei Ostrolenka den 12ten, bei Friedland am 14ten bewirken endlich am 21sten Juni den Waffenstillstand mit Rußland, und am 25sten mit Preußen, darauf am 7ten und am 9ten Juli den Frieden beider Mächte mit Frankreich. Preußen verliert über vier Millionen treuer Unterthanen; ungeheuere, unerschwingliche Contributionen werden dem Land aufgelegt, und die besten Festungen bleiben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warschau wird hergestellt, und dem Könige von Sachsen unterworfen; das Königreich Westphalen geschaffen, und Napoleons Bruder Hierony-

us zum König verordnet. Im Triumph geht Napoleon durch
eutschland nach Frankreich zurück. In Paris empfängt d
bermüthige Sieger die Aufwartung deutscher Fürsten. Willkürlich
nd gewaltsam herrscht er im eignen Reich und im Ausland. Neu
änke werden geschmiedet. Der Prinz Regent von Portugall wird
m 14ten Februar 1807 des Throns verlustig erklärt, und entflieht
ach Brasilien. Hetrurien wird besetzt und mit Frankreich ver
nt, in Frankreich selbst das Tribunat, das dem Gewalthaber läs
worden, aufgehoben, Sprech- und Preßfreiheit immer mehr beschränkt,
nd die geheime Polizei treibt ihr Wesen immer drückender. Was an
e vorige republikanische Verfassung erinnern konnte, wird sorgfältig
rnichtet. Von Mailand aus, wohin die italienischen Angelegen-
eiten Napoleon gerufen, rächt er sich für die strengere Blokadeverfü-
ung der englischen Regierung durch jenes allen Handel, alle Rechte
r Neutralen vernichtende Decret vom 17ten December, das ein an
res vom 11ten Januar 1808 noch nachdrücklicher zu machen sucht.
rankreich, Holland, Deutschland, Italien, und so weit des Mächti
en Einfluß reicht, Alles seufzt unter dem furchtbaren Druck, den das
erbrennen der englischen Waaren, wie es in mehrern Gegenden ge
oten und vollzogen wird, recht anschaulich macht. Sprech- und Preß
eiheit und so viel möglich selbst die Denkfreiheit verschwindet, wie al
r Wohlstand, vor der Tyranney. Im Januar 1808 wird die Stel
ung Frankreichs immer drohender, die Conscription verstärkt gewalt
m die Armee. Auf diese trotzend, vereinigt Napoleon, mitten im
rieden, Kehl und Kastel, Wesel und Vließingen mit dem
anzösischen Reich. Nun war auch die Zeit gekommen, das ehrlose
nternehmen gegen Spanien auszuführen. Schon haus'ten im Lande
e französischen Soldaten. Aufruhr und Empörung ward so viel mög
ch entzündet. Die schon bestehenden Parteiungen beförderten die A
chten gegen einen König, der Frankreichs treuster Bundesgenosse ge
esen, und ungeheure Opfer dieser Verbindung gebracht hatte. Die
evolution in Aranjuez lieh einigen nichtigen Vorwand. Während
e französische Armee in Spanien, die zunächst nur gegen Portugall
richtet schien, sich der Hauptstadt und der festen Plätze zu bemächti
n suchte, und schon viel spanisches Blut floß, der König aber, mit
em Napoleon erst vor wenigen Wochen einen neuen Vertrag geschlos
n, im eignen Reich gefährdet ward, traf Napoleon am 15ten April
308 in Bayonne ein. Dorthin eilten der König von Spanien und
in Sohn. Ein Gewebe von Niederträchtigkeiten trat nun in volle
Wirksamkeit. Die königliche Familie war entzweit; jetzt in des Furcht
aren Gewalt. Am 8ten Mai entsagte der König für sich und seine
amilie den Ansprüchen auf Spaniens Thron, und begab sich in siche
m Gewahrsam nach Fontainebleau; den Prinzen ward Valençay
ngewiesen. Wortreiche Proclamationen verkündeten alsbald den Spa
iern ihr nahes Glück; eine Junta versammelte sich in Bayonne, und
m 6ten Juni ward Napoleons Bruder Joseph zum König von
Spanien ernannt. Aber mit ungeahneter Begeisterung und unbesieg
arer Beharrlichkeit vertheidigten die Spanier ihre Freiheit und ihren
önig, der sich selbst aufgegeben hatte. Der blutige Kampf, der end
s mit abwechselndem Erfolg fortwüthete, mußte den Uebermüthigen
elehren, daß er nicht Alles vermöge. In Spanien scheiterten seine Plane,
rach sich seine Macht. Am 10ten Juli ward sein Schwager Joa
im Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und sein
roßherzogthum Berg an den unmündigen Sohn des Königs von

Holland gegeben. Aber Sicilien war nicht zu erobern, und der neue König von Spanien, wiederholt aus seiner Hauptstadt vertrieben, sehnte sich vergebens nach dem ruhigern Neapel. Indeß war Parma, Piacenza und Toscana mit Frankreich vereinigt, und die Königin von Hetrurien nur mit Worten entschädigt worden. Französische Truppen hatten den Kirchenstaat besetzt. Die anticipirenden Conscriptionen sammelten immer neue Streitkräfte. Keine Macht, kein Recht scheute mehr der freche Usurpator. In Frankreich schuf er einen neuen Adel und Majorate, und verpflichtete auch dadurch sich noch mehr die Diener seiner Plane. Durch die Organisation der Schulen und Studienanstalten bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm echt menschliche Cultur sey, wie er darauf nur sinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitssinnes, ganz Europa eben so unterwürfig zu machen, wie der neue Religionscatechismus für das ganze französische Reich als ein Hauptgebot die blindeste Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. — Doch von neuem sollte es scheinen, als wolle er Europa den Frieden geben. Am 27sten September erschien er in Erfurt, wo auch der Kaiser Alexander mit allen Königen und Fürsten sich einfand. In trügerische Hoffnungen wiegten sich die Leichtgläubigen ein. Am 18ten October war er wieder in St. Cloud eingetroffen; am 29sten ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die Franzosen zu neuen Siegen. Doch war auch er nicht vermögend, Spanien zu unterjochen, und neue Bewegungen in Oesterreich riefen ihn schleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiser Franz eigne Sicherheit und Europa's Freiheit durch entschlossenen Kampf zu vertheidigen suchen. In ungeheurer Wuth betrieb Napoleon die Rüstungen, welche Oesterreichs Macht vernichten sollten. Der Rheinbund ersetzte reichlich die französischen Soldaten, die in Spanien zurückbleiben mußten. Am 9ten April 1809 erfolgte Oesterreichs Kriegserklärung. Selbst von Rußland, wie von Deutschland verlassen, stand allein die österreichische Monarchie. Schon am 18ten April traf Napoleon in Ingolstadt ein. Am 20sten besiegte er an der Spitze der Bayern, Würtemberger und Darmstädter, eine österreichische Armee bei Abensberg. Am 21sten folgte eine Schlacht bei Landshut, am 22sten bei Eckmühl, am 23sten bei Regensburg, und unwiderstehlich drang er in Oesterreich vor. Die Tyroler standen für ihren alten Herrn auf, und vertrieben die Bayern. Napoleon aber suchte die Ungarn gegen ihren rechtmäßigen Fürsten aufzuwiegeln, wie er schon sonst bei Andern versucht hatte, und gewaltsame Maßregeln sollten die besetzten Länder Oesterreichs unthätig machen. In Westphalen erhoben sich die Freunde der Freiheit, und allgemeiner Aufstand drohte. Auch in Preußen zeigten sich gefährliche Bewegungen. Unterdeß benutzte Napoleon die Verwirrung, vernichtete die weltliche Gewalt des Papstes, und erklärte die Einverleibung des ganzen Kirchenstaats in das große französische Reich. Der Papst hatte keine Waffen als den Bann, den er am 11ten und 12ten Juni aussprach. In Oesterreich verfolgte er seinen Siegslauf. Am 21sten und 22sten verlor er zwar die Schlacht bei Aspern und Eßlingen, aber die italienische Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab, am 14ten Juni, verloren die Oesterreicher auch die bei Wagram, am 6ten Juli, welche den Waffenstillstand zu Znaym, am 12ten Juli zur Folge hatte. Ungeheure Contributionen wurden wieder von den eroberten österreichischen Staaten eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort, und der Herzog von Braunschweig-Oels entging glücklich den Verfolgungen ei-

ner überlegnen Macht, auch die Besetzung Walcherns durch die Engländer, und die Capitulation von Vließingen (am 15ten August), die Eroberung der jonischen Inseln (9ten October) erzürnten den Zögling des Glücks, das schon minder ihm treu blieb. Am 14ten October ward der Friede mit Oesterreich geschlossen, der diesem von neuem schöne Provinzen entzog, und bedeutend die alte Macht schwächte. Selbst die geliebte Tochter mußte der Kaiser Franz dem übermächtigen Feinde, der ihm die Thronentsetzung längst verkündet hatte, zur Gattin versprechen. Die illyrischen Provinzen wurden Frankreich einverleibt. Langsam kehrten die Franzosen aus Deutschland zurück. Am 3ten December ward in Gegenwart vieler Könige und Fürsten das Krönungsfest Napoleons in Paris gefeiert. Am 16ten December erklärte er die Ehescheidung von seiner Gemahlin Josephine. Am 11ten März 1810 ward in Wien die Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise gefeiert, und am 2ten April zog die neue Kaiserin in Paris ein. Napoleon wendete nun alle seine Kräfte zur Unterjochung Spaniens und Demüthigung Englands an. Am 6ten Januar 1810 war endlich der Friede mit Schweden, nach Vertreibung des Königs Gustav Adolphs IV. und Erhebung des Herzogs von Südermannland, als Carl XIII., geschlossen worden. Am 1sten März ward der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürsten Primas ernannt; Hannover mit dem Königreich Westphalen vereinigt; am 16ten der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt, die Frankreich anheimfielen. Unerwartet legte der König am 1sten Juli seine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, der Arglist und Bosheit seines Bruders weichend, nieder, und am 9ten Juli ward die Aufnahme des ganzen Königreichs in das französische Reich decretirt. Gleiches Schicksal hatten die deutschen Fürsten an den Mündungen der Ems, Weser und Elbe, die Hansestädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg, und selbst einige Stücke von Westphalen, die der König abzutreten genöthigt ward, während zugleich seine reichsten Domainen ihm entzogen und zu Dotationen für die französischen Generale verwendet wurden. Desto empfindlicher litt das unglückliche Königreich, das in seiner Verarmung einem verschwenderischen Hofe und einem Heere ausländischer Beamten als Beute diente. Ein großer Theil Europa's war nun dem Despoten unterthan. Nur Spanien kämpfte noch immer, obwohl unglücklich in vielen Schlachten, doch unter Held Wellingtons Führung oft siegreich; England blieb sich selber treu, noch jetzt unüberwunden; und Rußland stand noch als eine gefürchtete Macht da. Napoleon sendete immer neue Streitkräfte nach Spanien; die Engländer suchte er durch Hemmung und Vernichtung alles Handels zu kränken, obwohl das feste Land viel schmerzlicher diese Maßregeln empfand. Das gräuliche Continentalsystem lähmte die Staaten; Tausende verarmten. Scheinbar wurden zwar am 28sten April 1811 die Decrete von Berlin und Mayland aufgehoben; aber der Tarif von Trianon, die fortgesetzte Confiscirung und Verbrennung der englischen und Colonialwaaren schlug noch tiefere Wunden. Erbitterung, Wuth, Rach- und Herrschsucht bestimmten allein die Schritte des Tyrannen. Er stand auf der Höhe seiner Macht, als im Jahr 1811 neue Zwistigkeiten mit Rußland und Schweden eintraten. Leicht wurden den Schweden ihre deutschen Provinzen entrissen. Bald sah man ungeheure Rüstungen in Frankreich gegen Rußland. Ein fruchtloses Nationalconcilium in Paris beschäftigte indeß die Franzosen. Unbeschränkt über das weite Fran-

ische Reich, über Italien und Deutschland herrschend, gedachte er, le Kräfte zu bewegen, Rußlands gefürchtetere Macht zu besiegen. In olen sammelten sich die Schaaren der französischen und verbündeten eere; ungeheure Streitkräfte wurden aufgeboten. Die preußischen Fe-ungen waren noch immer von den Franzosen besetzt. Bis an die rus-che Gränze schien Alles Frankreich dienen zu müssen. Das Vertrauen f solche Macht, und eine Leidenschaft, die immer mehr in Wuth erging, verblendeten den Uebermüthigen. Vergebens waren alle War-ungen; er sah nicht die Gefahr, achtete es nicht, daß sein entartetes eer schon minder leicht als sonst zu führen und im Gehorsam zu er-lten sey. Durch kecke Worte und schmeichlerische Hoffnungen begei-rte er für den schweren Kampf die Soldaten, die nicht ohne Grauen n begannen. Er nur ahnete nicht sein Verhängniß, und verließ am ten Mai St. Cloud. Schon am 24sten und 25sten Juni begann der Kampf durch den Uebergang der unübersehbaren französischen und ver-bündeten Armeen über den Niemen. Die Russen wichen nach vielen lutigen Kämpfen immer tiefer in ihr Land zurück. Mord und Brand bezeichneten alle Schritte des nachfolgenden Feindes. Am 7ten Septem-ber raubte die Schlacht bei Borodino und Mosaisk ihm unersetz-liche Streitkräfte. Er aber wich nicht von seinem Vorsatz, auch jetzt durch Einen Gewaltstreich, und unverwandtes Hinwirken auf einen Punkt, die Feinde zu schrecken. Seine Soldaten erkämpften sich die Straße nach Moskau. Aber die Stadt war von den meisten Bewoh-nern verlassen; dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15ten Sep-tember einzog. An demselben Tage brach die gräßliche Feuersbrunst aus, die, fast gedämpft, in den folgenden Tagen verheerend fortwüthete, und die Hoffnung, reichen Unterhalt für die erschöpfte Armee zu finden, vernichtete. Zu wilden Plünderungen zerstreuten sich die Soldaten, und zerstörten bald muthwillig, bald verzweifelnd, was auf längere Zeit sie ernährt hätte. Bald waren alle Hülfsquellen erschöpft; die Vaterlands-liebe und die Rache der Russen verschloß dem Sieger alle Aussichten. Durch kleinliche Verheerungen rächte sich der neue Xerxes. Aber am 17ten October sah er sich genöthigt, Moskau zu verlassen, und der schaudervolle Rückzug begann, der eine der größten und stärksten Ar-meen bis auf geringe Reste vernichtete. Als Napoleon alles verloren sah, verließ er seine unglückliche Armee, und floh durch Polen und Deutsch-land, wie von den Cosaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18ten December in seiner Hauptstadt ein, während die Trümmer seiner Armee der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Aber noch war er nicht zur Besinnung gekom-men, obwohl indeß auch in Spanien seine Angelegenheiten verschlim-mert, seine Armee geschlagen worden. Der alte Uebermuth, der freche Stolz sprach noch aus seinen Worten, und die Verblendung seiner Leidenschaften ging nun in jene Verstockung über, die das Verhäng-niß nie ungestraft läßt. Mit dem Anfang des Jahrs 1813 begannen schon die neuen Rüstungen. Auch Preußen hatte seinen Unwillen ge-zeigt, durch die rettende Convention, welche General York mit den Russen geschlossen. Spanien zu versöhnen, die Meinung wieder für sich zu gewinnen, rang er mit List und Gewalt vom Papst einen vor-läufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28sten Januar), den er so-gleich für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27sten März erklärte Preußen ihm den Krieg. Schaaren von Freiwilligen sammelten sich, und ihr Beispiel schien auch im übrigen Deutschland die Bessern zu erwecken. Die Russen und Preußen waren in Sachsen vorgedrun-

gen. Am 2ten Mai erfolgte die große Schlacht bei Großgörschen und Lützen, in der die heldenmüthige Tapferkeit der Verbündeten endlich dem Glücklichern und Stärkern wich. Denn noch einmal erschien ihm das Glück, und verlockte ihn ins Verderben. Die Verbündeten zogen sich kämpfend zurück. Am 20sten und 21sten Mai errang er einen neuen blutigen Sieg bei Bautzen und Wurschen. Ehe der Mai zu Ende ging, war er schon tief in Schlesien eingedrungen. Da ward am 4ten Juni der Waffenstillstand geschlossen, der ihn noch einmal zu begünstigen schien. Indeß hatte Davoust des befreiten, doch herzigkämpfenden Hamburgs sich wieder bemächtigt, und strafte furchtbar den edlen Muth. Während des Waffenstillstands ward ein Friede unterhandelt; aber ernstlicher rüsteten beide Parteien sich zur Fortsetzung des Kriegs. Das neue Glück hatte neuen Uebermuth in Napoleons Seele entzündet. Aber Oesterreich, das lange den Frechen ertragen und jetzt einen Frieden zu vermitteln gesucht hatte, gesellte sich endlich zur guten Sache der Freiheit, und erklärte am 10ten August den Krieg an Frankreich, nachdem am 27sten Juli Kaiser Franz das Bündniß mit Rußland und Preußen geschlossen hatte. Im September ward dies noch fester geknüpft, und bald durch den Zutritt Englands verstärkt. Die schwedische Armee war schon während des Waffenstillstands in Deutschland erschienen, den gemeinsamen Feind bekämpfen zu helfen. In diesem Gedränge hatte Napoleon seine feste Haltung und die Sicherheit in seinen Maßregeln verloren. Dresden blieb der Mittelpunkt seiner Operationen, und seine Armee wurde durch die immer schwankender werdenden Unternehmungen, durch Angriffe bald in Schlesien, bald in Böhmen geschwächt und entmuthigt. Die tapfern Preußen drangen begeistert vor. Ob auch der erste Angriff der Verbündeten auf Dresden unglücklich für sie geendet, sah Napoleon nach zu langem hartnäckigen Zögern sich endlich doch genöthigt, die Elbe zu verlassen. Deutschland erwachte; allenthalben ertönte der Ruf der Freiheit. Am 16ten October begann die große Freiheitsschlacht bei Leipzig. Am 18ten Abends war Napoleon geschlagen, und flüchtete am 19ten mit seiner aufgelösten Armee. Bei Hanau erwartete ihn Wrede mit der vereinten baierischen und österreichischen Macht, nachdem nun auch sein König der guten Sache verbunden war. Noch einmal kämpften hier die Geschlagnen verzweifelnd, und viele, der Führer an ihrer Spitze, entrannen dem Verderben. Zu Ende des Jahrs war Deutschland befreit, und von Franzosen gereinigt. Nur einige feste Plätze blieben noch in ihrer Gewalt. In der Neujahrsnacht 1814 gingen die siegreichen Preußen über den Rhein. Während in Deutschland so glücklich gefochten worden, hatte Wellington mit der englisch-spanischen Armee auch aus Spanien die Franzosen vertrieben, war schon in Frankreich vorgedrungen, und hemmte seinen Fortschritt auch dann nicht, als Napoleon listig und eilig einen Frieden mit dem gefangnen König Ferdinand gemacht. Am 9ten November war Napoleon nach Paris zurückgekehrt, bemüht, die Lage der Sachen und beunruhigende Gerüchte niederzuschlagen, zugleich aber auch, weil nicht zu läugnen war, daß der Feind an den Gränzen stehe, zu neuen Anstrengungen die Nation geneigt zu machen. Durch neue Friedensunterhandlungen hatte er hinzuhalten gesucht, und noch hätte es in seiner Gewalt gestanden, ein großes Reich, und eine noch immer ungeheure Macht sich zu erhalten. Aber die Klugheit hatte ihn gänzlich verlassen. Von allen Seiten drangen die Verbündeten in Frankreich ein; doch hatten sie noch einen schweren Kampf zu kämpfen. Am

sten Januar hatte Napoleon Paris verlassen, und schon am 27sten einen unbedeutenden Sieg erfochten. Blücher griff ihn am 1sten Februar an, und schlug ihn bei Brienne. Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3ten Februar zu Chatillon eingeleitet. Auch jetzt konnte er noch einen günstigen Frieden erhalten. Aber er beharrte im Kampfe, wie die Verbündeten selbst während der Unterhandlungen mit ihm fortgekämpft hatten. Die überlegene Macht beschäftigte ihn nach allen Seiten; er selbst folgte nur der Laune des Augenblicks, und handelte nicht mehr nach einem festen Plan. Doch brachte er die Verbündeten ins Gedränge. Da entschied Schwarzenbergs entschloßner Zug gegen Paris. Am 31sten März capitulirte die Stadt. Napoleon, zu spät von den Unternehmungen unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten in die Hauptstadt schon eingezogen waren. Am 2ten April ward seine Entthronung, am 6ten die Wiederherstellung der Königswürde in der bourbonischen Familie von den Siegern und den Repräsentanten der Nation erklärt. Am 11ten April unterzeichnete er selbst seine Thronentsagung und den Vertrag, der ihm die Insel Elba mit souverainer Gewalt einräumte. Am 27sten April schiffte er zu Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land gestiegen, sich nach Elba ein; am 4ten Mai stieg er zu Porto Ferrajo ans Land. So schien das fürchterliche Despotenspiel, das ganz Europa zerrissen, alle Welttheile bewegt, und in dem sinnlosen Gedanken des großen Reichs die römische Weltherrschaft herzustellen versucht hatte, beendigt. Aber während Napoleon nur mit der neuen Bildung der Verwaltungsformen seiner Insel, und mit den Bauten, die er daselbst anordnete, beschäftigt schien, sann er, von seinem so enge beschränkten Thätigkeitsdrang und von seiner unbesiegbaren Herrschsucht bewegt, darauf, wie er den verlornen Thron wieder besteigen möchte. Es ist nicht urkundlich bekannt geworden, daß er zur Ausführung dieses Gedankens Verständniße in Frankreich unterhalten habe. Auch hat man keinen von denen, die nachher als Opfer ihrer Anhänglichkeit an ihn fielen, überwiesen, daß sie mit ihm während seiner Entfernung in Verbindung gestanden. Ja seine unmittelbaren Umgebungen wurden von ihm von seinem Vorhaben erst in dem Augenblicke berichtet, als er es ausführen wollte. Er betrachtete und wagte die Sache als ein Werk der Kühnheit und der Ueberraschung, und leicht beredete ihn seine Eitelkeit und der Glaube an sein Glück, daß es ihm gelingen müsse, zumal da die Mißgriffe, die die Bourbons in der Verwaltung des wieder erlangten Reichs machten, ihnen viele Herzen entfremdeten, da keine der Partheien, in welche die Nation sich theilte, mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden war, und da besonders das durch die seinem Stolze und seinem Eigennutze erwiesenen Kränkungen tief erbitterte Heer die größte Empfänglichkeit für jeden Aufruf zur Empörung zu erkennen gab. So geschah es denn, daß, während man in allen Ländern beschäftigt war, die alten Wunden zu verbinden, und während in Wien die Monarchen und ihre Minister beisammen saßen, um Gesetze für die neuen Verhältnisse der Staaten zu geben, unerwartet das Geschrei durch das staunende Europa lief, Napoleon sey, an der Spitze einer bewaffneten Macht, im Süden von Frankreich erschienen, seinen zertrümmerten Kaiserthron wieder herzustellen. Es war am 26. Febr. 1815 Abends um 5 Uhr als er mit 400 Mann von seiner Garde eine Brigg von 26 Kanonen bestieg; auf 3 andern Fahrzeugen folgten ihm noch 500 Mann nach. Am 1ten März landete er, in dem Meerbusen von Juan, an der Küste von Frankreich. Von hier aus erließ er zwei Proclamatio-

nen, die eine an die Armee, die andere an das französische Volk, worinn er sich erklärte, daß er komme, die Dynastie zu stürzen, welche die Fremden Frankreich aufgedrungen, und seine Rechte wieder zu übernehmen. Rasch und ungehindert drang er vorwärts. Am 7ten näherte er sich Grenoble. Die Truppen, die ihm entgegengesandt worden waren, vereinigten sich mit ihm; auch die Besatzung der Stadt steckte die dreifarbige Cocarde auf. Man hatte große Anstalten getroffen, um ihm zu widerstehen; aber überall erklärten sich die Soldaten für ihn und verstärkten sein Heer. Am 10ten zog er in Lyon, am 17ten zu Auxerre ein. Schon war seine Macht 4 Divisionen stark; und nun schloß sich auch noch der Marschall Ney an ihn an. Die Bourbons, verlassen von denen, die sie hatten schützen sollen, ergriffen mit ihren Getreuen die Flucht. Am 20sten März, Abends um 9 Uhr, kam Napoleon in den Tuilerien an. Das ganze Truppencorps, das der Herzog von Berry zusammen gezogen hatte, um die Hauptstadt zu vertheidigen, war zu ihm übergegangen. Der Zug von Elba bis Paris hatte auch nicht einen Tropfen Bluts gekostet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte allmählich das ganze Reich. Auf den Mauern aller Städte und auf den Wällen aller Festungen sah man die dreifarbigen Fahnen wehen. Die meisten großen Staatsbeamten und die Anführer der Heere schwuren Napoleon den Eid der Treue. Dieser betrieb mit äußerster Thätigkeit die Anordnungen, die er in dem wieder eroberten Staate für nöthig hielt. Schon von Lyon aus hatte er mehrere Decrete erlassen, durch welche die meisten Anstalten und Einrichtungen der vorigen Regierung für nichtig erklärt, eine Menge Angestellter bei der Verwaltung und bei der Armee abgeschafft, und beide Kammern aufgelöst wurden. Das Ministerium, der Staatsrath und die übrigen ersten Stellen des Staats wurden neu besetzt. An mehrere auswärtige Höfe gingen Gesandte ab, die aber an den Gränzen wieder zurückgeschikt wurden. Eine Verfassungsurkunde, die man dem Volke zur Abstimmung vorlegte, bestimmte die innern Verhältniße des Reichs. Indessen wurde bald offenbar, wie falsch das von Napoleon verbreitete Gerücht gewesen, daß er mit der Zustimmung der Höfe von Wien und St. James zurück gekommen sey, indem die in Wien versammelten Monarchen, durch die Declaration vom 13ten März, die kräftigen Maaßregeln zu erkennen gaben, die sie gegen ihn ergreifen wollten, und erklärten, daß sie ihn von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnißen ausschliessen, und als den Feind und Störer der Ruhe der Welt betrachten. Diese Erklärung wurde auch sogleich in Kraft gesetzt, indem in allen Ländern ungeheure Heere sich erhoben, um gegen die Gränzen von Frankreich heranzuziehen. Napoleon sammelte und verstärkte seine Kräfte mit äusserster Anstrengung, und schickte seine Hauptmacht gegen die Niederlande, wo die Engländer und Preußen ihn zuerst bedrohten. Nachdem er am 1ten Juni das Schauspiel des Mailagers gegeben, und die Constitution promulgirt, und am 6ten eine Rede vor den beiden Kammern gehalten hatte, reiste er am 12. Jun. zur Armee nach Belgien ab. Die Schlacht von la belle Alliance (s. d. A.) vernichtete alle seine Plane und Hoffnungen. Sein ganzes Heer war zertrümmert; kaum entrann er der Gefangenschaft; seine Ankunft in Paris brachte den obersten Staatsbehörden und dem Volke die Kunde, daß alles für ihn verloren sey; schnell verbreitete sich durch die Hauptstadt der Begriff, daß man sich um der Person Napoleons willen, der Rache der Alliirten nicht aussetzen müße. So kam er in die Nothwendigkeit dem Throne zu entsagen; aber er hat es (am 22. Jun.) zu Gunsten seines Sohnes. Da beide Kam-

ftern auf einer unbedingten Abdication bestanden, so willigte er auch darein. Alle seine Brüder, und auch Murat, waren zu Paris vereinigt. In der Nacht vom 23. auf den 24. giengen 6. Commissaire in das Hauptquartier der Kaiser ab, um auf die Ernennung eines neuen Regenten, mit Ausschluß der Bourbons, und auf die Integrität Frankreichs anzutragen; aber sie wurden mit diesem Antrage zurückgewiesen, und die Auslieferung Napoleons verlangt. Da erbot sich dieser am 27. den beiden Kammern, als General an die Spitze der Heere zu treten, und als dieser Vorschlag mit Murren aufgenommen ward, verlangte er von dem Herzoge von Wellington Pässe für 2 Fregatten, um nach Amerika zu gehen, die ihm verweigert wurden. In der Nacht auf den 29. Jun. als die Engländer bereits in Versailles, und die Preussen vor Paris waren, reiste er endlich von Malmaison ab, nachdem ihm eine Deputation der Repräsentanten die Nothwendigkeit seiner Entfernung dringend vorgestellt hatte. Die provisorische Regierung gab ihm den Generallieutenant Beckers zu seiner Begleitung. Er nahm seinen Weg nach Rochefort, wo gleichfalls auf Befehl dieser Regierung, zwei reisefertige Fregatten seiner warteten. Am 3. Jul. kam er daselbst an, und nahm seine Wohnung in der Seepräfectur. Er verzögerte seine Abreise von einem Tage zum andern, weil er noch immer einen für ihn günstigen Umschwung der Dinge hoffte. Erst am 8. bestieg er mit seinen Leuten die beiden Fregatten. Aber die Wachsamkeit der englischen Kreuzer ließ ihm keine Hoffnung, auf diesen Fahrzeugen zu entkommen. Auch sein Plan, sich auf ein dänisches Schiff zu retten, das ihn in offner See erwarten sollte, erschien als unausführbar. Eine Capitulation, die er am 11ten dem Commandanten der englischen Station, Capitain Maitland, durch Savary und La Cases angetragen hatte, wurde zurück gewiesen. So blieb ihm denn kein andrer Ausweg übrig, als sich der brittischen Großmuth auf Discretion zu überlassen. Nachdem er diesen Entschluß durch den General Beckers hatte erklären lassen, segelte er am 15. Morgens auf einer französischen Brigg ab, und wurde dann an den Bord des Bellerophon aufgenommen. Ehe er denselben bestieg, wollte er noch persönlich unterhandeln; aber Maitland erklärte ihm, er müsse sich ohne Bedingung ergeben, oder er werde mit seinem Schiffchen in Grund geschossen. Es wurde ihm das Officierszimmer zu seiner Wohnung angewiesen, und zwei Schildwachen vor dasselbe gestellt. In einem Schreiben, das er an den Prinzen Regenten von England absandte, sagte er: er komme, wie Themistokles, um bei dem Brittischen Volke einen heimathlichen Heerd zu suchen, und er begehre den Schutz der Gesetze dieses Volks, bei dem mächtigsten, standhaftesten und großmüthigsten seiner Feinde. — Die Personen, die sich an ihn angeschlossen hatten, waren folgende; der Generallieutenant Bertrand, mit seiner Frau und 3 Kindern; die Generallieutenante Savary und Lallemand; die Marechaux de Camp Gourgaud und Montholon Semonville, samt des letztern Frau und Kind; der Staatsrath La Cases und sein Sohn; die Officiere Resigny, Planat, Autric, Schultz, Piontowsky, Mercher; der Chirurg Maingault, und mehrere Domestiken. Am 16. ging der Bellerophon unter Segel; am 23. kam er auf der Höhe von Torbay an, von wo er nach erhaltener Weisung von der Regierung in den Sund von Plymouth segelte. Hier war das Schiff unaufhörlich von Schaluppen umgeben, angefüllt mit Neugierigen, welche den Gefangenen sehen wollten, und denen er sich auch manchmal auf dem Verdecke darstellte. Er selbst

gte sich indessen nur sträubend in sein Schicksal. Noch immer be
t die Haltung eines großen Souverains, und machte auf Ehre
ugungen Anspruch, die nur gekrönten Häuptern gebühren; die E
änder aber achteten in ihm blos den Charakter eines Generals.
9. Jul. erschien der Unterstaatssecretair bei dem Kriegsdepartem
Bunbury, am Bord des Bellerophon, um, in Verbind
it dem Admirale Lord Keith, Napoleon anzukündigen, daß
Prinz Regent, in Gemeinschaft mit den alliirten Mächten, beschlo
abe, ihn auf die Insel St. Helena zu verbannen. Da ihm
r Beschluß schon den Tag zuvor durch die Zeitungen bekannt ge
en war, gerieth er in eine heftige Bewegung des Gemüths, und schri
nen Brief an den Admiral voll der dringendsten Vorstellungen.
er amtlichen Ankündigung seines Schicksals, die er mit todbleich
Gesichte anhörte, wiederholte er seine Protestationen. Noch mehr
man ihn erschüttert bei der Erklärung, daß er nicht anders als
efangener General behandelt, und der größte Theil seiner Begleit
on ihm getrennt werden sollte. Schon waren alle Verfügungen z
Vollziehung dieses Beschlusses getroffen. Der Admiral Cokburn ha
den Befehl erhalten, den Gefangenen auf dem Linienschiffe Nor
umberland an seinen Bestimmungsort überzuführen. Hudson L
e wurde zum Gouverneur von St. Helena ernannt. Das 23. In
nterie-Regiment ging als Besatzung dahin ab. Auch ward verfügt
aß die Insel aus den Händen der Ostindischen Compagnie genommen
nd in einen unmittelbaren militärischen Posten verwandelt, dem Ge
ngenen alle Communication mit den Einwohnern verboten, und da
un an kein neutrales Schiff mehr in den dortigen Hafen eingelassen
erden sollte. Am 4. Aug. gingen sämmtliche Schiffe unter Segel,
achdem Napoleon oft und heftig erklärt hatte, daß man ihn nicht le
endig vom Bord des Bellerophon bringen werde, und legten sich bei
Torbay vor Anker, wo er den Northumberland besteigen sollte. Am
Aug. begaben sich Keith und Cokburn an Bord des Beller
hon. Noch vor ihrer Ankunft hatte man Napoleon, unter heftigem
Widerspruche der ihn umgebenden französischen Officiere, seine Pistolen
nd übrigen Waffen hinweg genommen. Nunmehr wurden die Perso
en, welche ihn nicht begleiten durften, auf die Fregatte Eurotas ge
racht. Napoleon nahm von jedem derselben einzeln Abschied; nur
Bertrand, Montholon, Gourgaud und La Cases, den Fa
ilien der beiden erstern und einigen Bedienten ward erlaubt, ihr
Schicksal mit dem seinigen zu theilen. Als ihm Lord Keith bekannt
achte, daß er sich nun an den Bord des Northumberland zu verfü
n hätte, protestirte er lebhaft dagegen, nannte seine Verbannung ei
n Gewaltstreich der englischen Regierung, und sagte, es sei ihm un
greiflich, wie man ihn hindern könne, den Rest seiner Tage ruhig
England zu verleben. Am folgenden Tage brachte man seine Ba
ge, worunter sich zwei schöne Tischservice von Silber, mehrere gol
ne Gefäße, eine Toilette von Silber, Bücher etc. befanden, auf den
Northumberland; er selbst bestieg dann mit seinen Begleitern das Schiff,
eine geschmackvoll eingerichtete Cajüte für ihn zubereitet war; dem
Lord Keith aber übergab er vor seinem Abschiede noch folgende am
Aug. verfaßte schriftliche Protestation: „Ich verwahre mich feyerlich
Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Verletzung
ner heiligsten Rechte, durch die gewaltsame Disposition über meine
son und meine Freiheit. Ich kam freiwillig an Bord des Beller
n. Ich bin nicht der Gefangene Englands, sondern dessen Gast.

[illegible] am Borde des Bellerophon mich niederlassend, war ich unmittelbar zur Gastfreundschaft Englands berechtigt. Wenn die Regierung, indem sie dem Capitain des Bellerophon Befehl gab, mich und mein Gefolge aufzunehmen, blos die Absicht hatte, eine Schlinge für mich zu legen, so hat sie ihre Ehre verwirkt, und ihre Flagge befleckt. Wenn dieser Act vollendet wird, so wird es vergebens seyn, daß die Engländer gegen Europa von ihrer Loyalität, von ihren Gesetzen und von ihrer Freiheit reden. Treue und Glauben werden durch die Hospitalität des Bellerophon vernichtet seyn. Ich appellire daher an die Geschichte; sie wird sagen, daß ein Feind, welcher zwanzig Jahre gegen das englische Volk Krieg führte, in seinem Unglück freywillig eine Freistätte unter dessen Gesetzen gesucht hat. Welchen treffendern Beweis konnte er von seiner Achtung und von seinem Vertrauen zu diesem Volke geben? Aber wie erwiederte man dieß in England? Sie behaupteten, diesem Feinde ein gastfreundliches Land darzubieten, und als er sich voll Vertrauen ihnen überliefert hatte, opferten sie ihn auf." — So sehr verkannte Napoleon seine Lage, seine Verhältnisse zu den alliirten Mächten, und die Gründe, welche die letztern zwangen, Maaßregeln gegen ihn zur Sicherung der Ruhe der Länder zu nehmen. Indessen segelte der Northumberland, mit den ihn begleitenden Schiffen, aus den Gewässern von Plymouth ab. Die Regierung hatte mit äusserster Freigebigkeit dafür gesorgt, daß eine Menge Effecten und Vorräthe mit eingeschifft wurden, deren der Gefangene in seinem Verbannungsorte bedurfte; zugleich hatte sie aber auch dem Admiral Cokburn die strengsten Instructionen über seine sichere Verwahrung gegeben. Die Reise war durch Winde und Stürme mit vielen Schwierigkeiten verbunden; aber Napoleon ertrug alle Beschwerden mit ziemlichem Gleichmuthe; am 15. Oct. kam er gesund und wohlbehalten auf seiner Insel an. — Noch hatte er sich an den Küsten von Europa befunden, als von Seiten Englands, Oesterreichs, Rußlands und Preussens, zu Paris (am 4. Aug.) ein ihn betreffender Vertrag abgeschlossen worden, vermöge dessen Napoleon als gemeinsamer Gefangener angesehen, seine Bewachung der brittischen Regierung anvertraut, zugleich aber auch von den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin (desgleichen auf geschehene Einladung von Frankreich), Commissarien an seinen Verwahrungsort abgeschickt werden sollten, um sich immer von seiner Anwesenheit zu vergewissern. Diese Commissarien sind auch (von Rußland Graf Balmin, von Frankreich Marquis de Montchenu und von Oesterreich Baron von Stürmer) mit Ausnahme eines preussischen, der nicht geschickt wurde, im Apr. 1816 nach St. Helena abgegangen. Hier waren für den Gefangenen, mit nicht geringem Aufwande, alle erfoderlichen Anstalten getroffen worden, die zu seiner Bequemlichkeit dienen konnten, und es fehlte sogar nicht an Gegenständen von Pracht und Geschmack, die nur die brittische Großmuth ihm gewähren konnte. Dagegen wurde mit äusserster Strenge darob gewacht, daß er seinem Verhafte nicht zu entkommen im Stande war. Allen Schiffen, die Ostindienfahrer ausgenommen, ist verboten, ohne besondere Erlaubniß nach St. Helena zu segeln, oder zu handeln. Wer dagegen handelt, wird als des Hochverraths schuldig angesehen. Auch kein Ostindienfahrer darf auf der Insel zurück bleiben. Schiffe, die durch Seegefahr dahin getrieben werden, dürfen nur so lange verweilen, als es der Gouverneur für gut findet. Kein Schiff kann sich der Insel nahen, ohne von den vielen Posten, welche sie umgeben, entdeckt zu werden. Sobald man ein Segel gewahr wird, gibt man durch Signale den Kreu-

zern davon Nachricht, welche Divisionsweise abgetheilt sind, und einander ablösen. Sie fahren täglich um die Insel herum, und durchsuchen die ankommenden Schiffe. Selbst die Schiffe des Königs und der Compagnie sind den strengsten Maaßregeln unterworfen. Nur Officiere dürfen ans Land kommen; selbst die Capitaine nicht immer. Bei Nacht werden alle Casernen geschlossen, und die Zugbrücken aufgezogen. Auch das Haus Longwood, wo Napoleon wohnt, ist streng bewacht, und schon durch seine Lage sicher. Drei oder vier englische Meilen von James Town gelangt man nämlich, nachdem man einen steilen und steinigten, auf beiden Seiten von Abgründen begränzten Weg hinaufgestiegen ist, auf eine 5/4 Meilen grosse Ebene, die von einem steilen, über der Meeresfläche hoch erhabenen Felsen zugeschlossen ist. Mitten auf dieser Ebene liegt Longwood. Das Haus ist sehr klein, und an allen Ausgängen mit Schildwachen umgeben. Eine halbe Meile davon hat man ein Wachhaus erbaut, wo immer ein Posten ist, den ein Officier befehligt. Das Haus steht 3/4 Meilen vom Felsen. Auf einer Seite ist ein schrecklicher Abgrund, auf der andern unersteigliche Berge. Wenn der Gefangene, auf einem bestimmten, gleichfalls genau bewachten Platze, ausreitet, begleitet ihn ein Officier. Ein anderer schläft neben seinem Zimmer. Uebrigens läßt er sich noch immer von seinen Begleitern eben so behandeln, als umgäbe ihn noch der Glanz des Throns. Ueber sein Schicksal äussert er fortdauernd seine Unzufriedenheit. Seine Zeit theilt er unter Lectüre, Fertigung schriftlicher Arbeiten, Spiel und kleine Spazierritte. — So endigte Napoleon den fünften Act seines Lebens, und bei der Richtung, welche die Politik unserer Zeit genommen hat, und bei den Anstalten, die zur Verwahrung seiner Person, so wie zur Sicherung der Ruhe von Frankreich, getroffen worden, müßte uns alles täuschen, wenn dieser Act nicht auch der letzte wäre. Was indessen die Jetztwelt schon anerkannt hat, das wird auch die Nachwelt anerkennen, daß bei den glänzenden Talenten, welche die Natur Napoleon verliehen, und bei den ausserordentlichen Begünstigungen, welche das Schicksal ihm erwiesen, ein solches Ende das unwürdigste und schmählichste war, mit dem seine Laufbahn irgend sich schliessen konnte. Durch dasselbe ist die alte Lehre der Geschichte auf das nachdrücklichste bestätigt worden, daß ein hochbegabter Geist und ein kräftiger Charakter nur dann auf eine schöne und edle Art die Aufgabe des Lebens vollenden, wenn sie nach dem Gesetze der Mäßigung und nach der Regel der Sittlichkeit thätig sind. Aber wenige Sterbliche haben jenes Gesetz und diese Regel dreister verachtet und frecher verhöhnt als Napoleon. Darum ist erfolgt, was bei solchem Mißbrauche der Talente und des Glücks nothwendig erfolgen mußte. Er, der der Wohlthäter der Menschheit, ein herrlich leuchtendes Gestirn in einer durch ihn beginnenden neuen Periode ihrer Geschichte werden sollte und konnte, ist ihre Geissel und ihr Fluch geworden, und indem sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht ihn hinrissen, durch die ungerechtesten und grausamsten Mittel das Unmögliche zu erstreben, ist sein Werk untergegangen und er von der höchsten Stufe der Macht so tief heruntergesunken, daß er die unersättliche Begierde nach Gewalt nun mit dem Verluste seiner Freiheit büßt, und von dem Gnadenbrode lebt, das ihm seine Feinde zutheilen. Um deswillen wird sein Name jedoch nicht aufhören einer der denkwürdigsten in den Annalen des menschlichen Geschlechts zu seyn; aber die Geschichtschreiber werden ihn nie anders nennen als warnend, und mit dem gerechtesten Abscheu von der Tyrannei, die er über seine Zeitgenossen ausgeübt hat.

Napper Tandy (James), suchte die französischen Revolutionsgrundsätze in Irland, seinem Vaterlande, zu verbreiten. Im Jahre 1791 machte er eine Declaration im Namen des irländischen Volks über die in der Regierung zu machenden Verbesserungen bekannt. Der Geist des Mißvergnügens und der Neuerung, der ihn beseelte, verschaffte ihm, ungeachtet er Protestant war, die Stelle eines Secretärs einer Association von Römischcatholischen in Dublin, die gleich andern Gesellschaften dieser Art in Irland daran arbeitete, den Bekennern der catholischen Religion den Genuß ihrer vollen Bürgerrechte zu verschaffen. Da er auf diese Weise der Regierung bald verdächtig wurde, und sich verfolgt zu sehen erwarten mußte, so flüchtete er sich nach Frankreich, stiftete in Paris einen Club von unzufriednen, verbannten oder geflüchteten Irländern, und entwarf, vom französischen Directorium begünstigt, den Plan zu einer Landung in Irland. Diese Idee wurde ausgeführt. Ein Corps französischer Truppen landete mit jenen verbannten Irländern im August 1798 wirklich an der westlichen Küste von Done Gale. Allein die Proclamation, welche Napper Tandy hier an das irländische Volk erließ, hatte die erwartete Wirkung nicht. Er war genöthigt, auf einer französischen Brigg zu flüchten, und kam nach Hamburg, um von da nach Frankreich zu gehen. Allein in dieser Stadt wurde er mit seinem Bruder O-Connor auf Requisition des dortigen englischen Gesandten Cawford arretirt, da das irländische Parlament beide ausdrücklich von der Amnestie, welche es den Rebellen zugestanden, ausgenommen hatte. Ungeachtet der lebhaftesten Gegenvorstellungen und selbst Drohungen des französischen Directoriums, wurde Napper Tandy vom Senate zu Hamburg den Engländern ausgeliefert, nach Irland gebracht, im Monat Mai 1800 daselbst vor Gericht gestellt, und zum Tode verdammt, welcher Urtheilsspruch jedoch nicht vollzogen wurde. Endlich äußerten die Reclamationen der französischen Regierung zu seinem Besten ihre Wirkung, und Napper Tandy wurde auf ein Schreiben des Bürgers (nachherigen Grafen) Otto an den Staatssecretär Hawkesbury in Freiheit gesetzt. Im März 1802 kam er in Bordeaux an, wo er auch den 24sten August 1803 in einem Alter von 66 Jahren gestorben ist.

Narbonne (Louis), aus dem Geschlechte der alten Grafen von Narbonne, deren Stammtafel bis in das zehnte Jahrhundert hinauf verfolgt werden kann, war unter Ludwig XVI. Kriegsminister. Als die Revolution ausbrach, schlug er sich auf die Seite der Gemäßigten, welche eine constitutionelle Monarchie wollten. Im Jahr 1791 machte er als Kriegsminister in Gesellschaft der Frau von Staël eine militärische Inspectionsreise an die Gränzfestungen vom Rhein und die festen Küstenplätze an der See, von der er der Nationalversammlung nur einen sehr unvollständigen Bericht abstattete. In seinem Ministerium erhielt er sich trotz aller Anfechtungen, die er erfahren mußte, durch die Unterstützung seiner Freunde, und besonders des Abbé Fauchet, bis im März 1792, wo er sich mit dem Bertrand de Moleville, dem Minister der Marine (der später in England sehr interessante Mémoires über die französische Revolution herausgegeben hat), entzweite, und vom König, der den Herrn Bertrand de Moleville sehr schätzte, entlassen wurde. Ein gerichtlicher Angriff, den man auf ihn machte, war fruchtlos, und er erhielt bei seinem Abgange vom Ministerium die Erklärung der Nationalversammlung, daß er das Bedauern der Nation mit sich nehme. Nach einer kurzen Dienstzeit bei der damals errichteten Armee des Centrums kam er nach Paris zurück, wo er einer gegen das Einar-

zielle seiner frühern Ministerialverwaltung gerichteten Anklage auf's unglücklich entging, jedoch, um ähnlichen Stürmen auszuweichen, nach London flüchtete, wo er, während Ludwigs XVI. Prozeß in Paris verhandelt wurde, eine Rechtfertigungsschrift dieses Monarchen herausgab. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Schweiz kehrte er in Folge der Revolution des 18ten Brumaire, gleich einer Menge andern Emigranten, nach Frankreich zurück. Im Jahre 1802 wurde er Divisionsgeneral, im Jahre 1809 auf kurze Zeit Commandant der Festung Raab, nach Beendigung des Kriegs von 1809 französischer Gesandter in München, und im Jahre 1812 an die Stelle des Grafen Otto französischer Ambassadeur in Wien. Er machte den Feldzug nach Rußland mit, und starb bald nach der leipziger Schlacht als Commandant von Torgau in Folge eines Sturzes mit dem Pferde *).

Narcissus, ein schöner Jüngling, der sich in sich selbst verliebte und in die Blume verwandelt wurde, die wir noch jetzt unter diesem Namen kennen. Narcissus war der Sohn des Flußgottes Cephisus und der Nymphe Liriope (oder nach einer seltneren Angabe Lirioessa.) Tiresias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er sich selbst nicht kennen lernen würde. Die schöne Gestalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte sich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu Narciß keine Gegenliebe fand. Aber jetzt hatte auch seine Stunde geschlagen. Von der Jagd erhitzt, will er aus einer Quelle trinken, und erblickt hier zum ersten Male seine eigene Gestalt. Sich sehen und sich lieben ist das Werk eines Augenblicks. Nichts kann den unglücklichen Jüngling von dieser Quelle trennen, die rasende Leidenschaft verzehrt ihn und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narcisse mit gelben Blättern. Dieses ist die gewöhnliche Sage, die am reizendsten von Ovid in den Metamorphosen Lib. III. 339-510 besungen worden ist. Man kann nichts witzigeres lesen als diese Erzählung des Ovid, die noch in keiner Uebersetzung erreicht worden ist und deren Grazie sich nur Malfilatre einigermaßen genähert hat. Nach einer andern Sage war es ein Jüngling Aminias, der sich in Narciß verliebte und von ihm verschmäht sich selbst umbrachte. Als die rächenden Götter hierauf dem Narcissus sein eignes Bild in jener Quelle zeigten, erstach sich der unglückliche Jüngling und aus seinem Blute erwuchs die Blume seines Namens. Nach einer dritten Sage endlich glaubte er nicht sich selbst, sondern seine ihm so ähnliche Zwillingsschwester, die ihn stets auf der Jagd begleitet und die er durch den Tod verloren hatte, in jener Quelle zu erblicken, und stürzte sich in die Wellen oder starb aus Gram. Noch spät zeigte man bei Thespiä in Böotien (in einer Gegend, wo noch jetzt nach Aussage der Reisenden viele Narcissen wachsen) die unglückliche Quelle, die den Narciß zuerst dem Narciß gezeigt hatte. Man sieht aus allem diesen, daß es eigentlich ein Mißbrauch dieser alten Sagen ist, wenn die neuere Conversationssprache oft einen eiteln, selbstgefälligen, und auf seine Gestalt eingebildeten jungen Menschen einen Narciß nennt.

*) Noch kann unter den neuern Gliedern des Geschlechts der Grafen von Narbonne bemerkt werden, Petit Fritzlar, Graf von Narbonne, der sich bei der Belagerung von Minorka unter dem Marschall von Richelieu 1756 und im siebenjährigen Kriege in Deutschland auszeichnete, wo er sich durch die ehrenvolle Vertheidigung von Fritzlar den ihm von Ludwig XV. ertheilten Beinamen Fritzlar erwarb.

Narcissus, ein Freigelassener des Kaisers Claudius. Schon zur Zeit der Republik hatte jeder vornehme und reiche Römer gewöhnlich einen unter seinen Freigelassenen (gewöhnlich war es ein gebildeter Grieche), dem er sein vorzügliches Vertrauen schenkte, der sein Privatsecretär, Kammerherr, Secrétaire de commandemens, kurz, das Factotum des Hauses war. So wie einzelne Römer der Freiheit des Staats gefährlich wurden, so wurden auch ihre ersten Freigelassenen furchtbar. So zitterte Rom vor dem Chrysogonus, dem Freigelassenen des Sulla. Noch furchtbarer und mächtiger mußte ein solcher Freigelassener eines Kaisers seyn, und eines Kaisers, der nur seinen Willen als Gesetz anerkannte. Der schwache und oft blödsinnige Claudius (siehe diesen Artikel) wurde abwechselnd von der Agrippina und den Freigelassenen Pallas und Narcissus beherrscht. Narcissus übte solche Gewalt über ihn aus, daß er sogar die Messalina stürzte. Er war übrigens seinem Herrn treu ergeben, und bloß während seiner Abwesenheit konnte die Agrippina die Ermordung des Claudius vollbringen. Auch auf den jungen und scheinbar tugendhaften Nero, den Nachfolger des Claudius, suchte er seinen Einfluß fortzuerben; es schien zwischen ihm und Nero eine gewisse Sympathie der Charaktere Statt zu finden, durch Schmeicheleien hatte er schon das Herz seines jungen Gebieters umstrickt, als er von der damals noch allmächtigen Agrippina gestürzt wurde und sich im Gefängniß selbst das Leben nahm. In seiner letztern Beziehung als Schmeichler und Verführer des Nero begründet man die Darstellung, die Racine im Britannicus von ihm macht. Es ist überflüssig, zu berühren, wie unermeßlich die Reichthümer eines Mannes seyn mußten, der das Herz des Herrn der Welt in seinen Händen hatte.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten seiner Zeit, ward geboren zu Livorno im Jahr 1725. Er bildete sich zu Padua unter Tartini, und brachte es bald dahin, daß er für den vorzüglichsten Schüler dieses Künstlers, dem ganz Europa den Rang des ersten Virtuosen auf der Violine zugestand, gehalten wurde. Im Jahre 1762 ging er als Mitglied der Capelle an den herzoglich-würtembergischen Hof zu Stuttgart, der sich damals durch seinen Geschmack, seine Prachtliebe und seinen Aufwand für die Künste außerordentlich auszeichnete. Als indessen im Jahre 1767 die herzogliche Capelle eine bedeutende Reduction erlitt, ging Nardini nach Livorno. In den darauf folgenden Zeitraum fällt die Entstehung der eigenen Compositionen Nardini's. Im Jahre 1769 besuchte er seinen Lehrer Tartini zu Padua, und pflegte ihn in seiner letzten Krankheit mit einer wahrhaft kindlichen Zärtlichkeit. Unter sehr vortheilhaften Bedingungen ging er als erster Violinist der Capelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er den 7ten Mai 1796 starb *). Wir haben von ihm viele Compositionen für die Violine, und auch einige Trio's für die Flöte. Seine Compositionen haben im Ganzen einen ernsten Charakter, und verlieren in der Ausführung, wenn sie nicht im Geiste der alten tartinischen Schule vorgetragen werden. Nardini glänzte vorzüglich in der Ausführung des Ada-

*) In Baiters historisch-biographischem Handwörterbuchen wird das Jahr 1725 als Nardini's Geburtsjahr, und 1793 als sein Sterbejahr angegeben. In Gerbers Lexicon der Tonkünstler wird gesagt, daß Nardini 1793 im 71sten Jahre seines Alters verstorben sey (wonach sein Geburtsjahr 1722 und nicht 1725 wäre.) Im Dictionnaire des Musiciens wird 1725 als Geburts- und 1796 als Sterbejahr Nardini's angegeben. Wir sind der richtigsten Angabe gefolgt.

Der Präsident Dupaty, dessen Lettres sur l'Italie man nicht [illegible] lassen muß, hatte Gelegenheit, in Florenz auch Nardini zu [illegible] und sagt in jener enthusiastisch-epigrammatischen Sprache, mit der [illegible] über alle Gegenstände der Kunst in Italien ausdrückt, über [illegible] Spiel: Ce violon est une voix, ou en a une. Il a touché [illegible]bres de mon oreille qui n'avoient jamais frémi. Avec quelle [illegible] Nardini divise l'air etc." (lettr. 29).

[illegible]arkotisch, betäubend, von dem griechischen Wort [illegible] [illegible]äube. Es gibt mehrere Pflanzen, welche ein Gift enthalten, [illegible] [illegible]rrichtung des Nervensystems in so hohem Grade stört, oder [illegible] rückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, [illegible] [illegible]n Fortgang der Wirkung des Giftes der belebende Einfluß des [illegible]nsystems auf den Organismus aufhört und das Leben selbst [illegible] [illegible]ird. (Vergl. den Art. Gift.) Diese Pflanzen enthalten ein [illegible] [illegible]arkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern [illegible]n oder aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. [illegible]irkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist daher auch nicht [illegible] [illegible]anche wirken geradezu betäubend und störend auf das [illegible] wie das Bilsenkraut, der Schierling, andere wirken [illegible] [illegible] [illegible]lutsystem und selbst auf das Gehirn erregend und hinterher [illegible] [illegible] größern Gaben erst betäubend, wie das Opium. Die [illegible] [illegible]inungen von diesen Wirkungen sind verschieden, je nachdem [illegible] [illegible]nen des genossenen Giftes groß oder klein, die Wirkung desselben [illegible]ehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven [illegible] [illegible]e narkotischen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen [illegible] [illegible]r, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen [illegible]enschen toll und rasend, andre versetzen sie in stille Verzuckung [illegible]uf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Absterben [illegible] [illegible]iffenen Nerven. H.

[illegible]arses, ein Verschnittener, dessen Vaterland unbekannt ist, [illegible]am Hofe des Kaisers Justinian I. zu Constantinopel anfangs [illegible]u den Geschäften gebraucht, zu welchen man seines Gleichen zu [illegible]en pflegte. Durch seine Talente schmeichelte er sich bei dem Kai[illegible] ein, daß dieser ihn zum Kammerherrn und kaiserlichen [illegible] [illegible]eister machte. Im Jahre 538 wurde er an die Spitze eines Corps [illegible], welches den kaiserlichen Feldherrn Belisarius in Italien bei der [illegible]ibung der Ostgothen unterstützen sollte. Allein die Uneinigkeit, [illegible] sich bald zwischen ihm und Belisarius zeigte, veranlaßte seine [illegible]berufung. Indessen wurde er im J. 552 aufs neue nach Italien [illegible]t, um den Fortschritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er [illegible]e Rom, nachdem er den Totila geschlagen hatte. Mit gleichem [illegible] besiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila [illegible]m Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer [illegible]emannen Buccelinus. Nachdem Narses auf diese Weise fast ganz [illegible] von den Ostgothen und andern mit ihnen verbündeten Barba[illegible] [illegible]reinigt hatte, erhielt er die Statthalterschaft über dieses Land, [illegible]er fünfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen [illegible] auf alle Weise zu bereichern suchte, erregte er das Mißvergnü[illegible] [illegible]r ihm untergebnen Provinzialen, die ihre Klagen durch Depu[illegible] [illegible] Rom vor den Thron des Kaisers Justinian II. brachten. Nar[illegible] [illegible]rde in schimpflichen Ausdrücken seiner Statthalterschaft entsetzt, [illegible]ächte sich an dem kaiserlichen Hofe dadurch, daß er die Lombarden [illegible] seinem Einfall in Italien einlud, welcher nicht lange nachher [illegible]

er dem Lombarden-König Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftsteller und insbesondere Muratori gezweifelt, ob Narses wirklich Antheil am Einfall der Lombarden gehabt habe. Nach seiner Entsetzung hielt er sich in Neapel und Rom auf, und starb in hohem Alter im J. 567.

Narr. Das Wort Narr hat sehr verschiedne Bedeutungen. In der ersten bezeichnet es einen Menschen, der durch allerhand lustige Streiche, Reden und Possen sich vor andern auffallend macht. In dieser Bedeutung zeigt es sich häufig in den Zusammensetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr und wird im Diminutiv, wo man es besonders vom weiblichen Geschlecht gebraucht, als Närrchen oft etwas Liebenswürdiges. Zweitens versteht man unter Narr einen Menschen, der den Regeln der gesunden Vernunft oder wohl auch bisweilen der Klugheit zuwider handelt, indem in der Regel die Verletzung der Regeln der Klugheit einen Thoren bezeichnet. Dieser Begriff ist in der Anwendung auf einzelne Individuen oft schwer zu erörtern, indem oft einzelne Menschen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden sind, die von einem andern Volke oder zu einer andern Zeit vergöttert wurden, oder vergöttert worden seyn würden, wenn man sie gekannt hätte. Zu dieser zweiten Bedeutung des Worts Narr, wo es einen Mißbrauch der Vernunft oder ein Ueberschreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen soll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engern Sprachgebrauch bezeichnet endlich Narr einen Menschen, der des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich unfähig ist, und ist dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnsinniger. Ueber die psychologischen Erscheinungen an dieser Menschenclasse vergleiche man die Artikel: **Melancholie, Tollheit, Wahnsinn.**

Narrenfest nannte man das Fest, welches vom 5ten bis zum 16ten Jahrhundert in mehrern christlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den größten Narrheiten von Geistlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Culturgeschichte bleibt. Zu den Festen der Heiden, welche die christliche Religion nicht sobald verdrängen konnte, gehörten die bekannten Saturnalien, die in der völligen Mischung und Umkehrung aller Stände und der ausgelassensten Fröhlichkeit selbst unsere freiesten Carnevals übertrafen. Die Narrenfeste waren eine christliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verschieden waren, da diese im December und die Narrenfeste um Weihnachten gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; es dauerte aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakristanen die Hauptacteurs dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbedienten der Kirche und selbst Laien Antheil daran, während der Bischof oder der vornehmste Geistliche des Orts mit den übrigen Canonicis die Zuschauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei diesem Narrenfeste, welches die Schriftsteller der damaligen Zeit auch das Fest der Unterdiakoni, die Decemberfreiheit oder das Fest der Kalendi nennen, spielten, wählten aus ihrer Mitte einen Bischof oder Erzbischof der Narren und weihten ihn unter vielen lächerlichen Ceremonien in der Kathedralkirche ein. Der erwählte Narrenbischof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Bischofs auf dem Thron ein und ließ in seiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog, es selbst zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimassen den Segen zu geben. Während dieser Zeit übten die in allerlei Mas-

[Ve]rkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche tausend Thorheiten und [P]ossenstreiche aus; man sang in der Kirche die obscönsten Lieder, führte [d]ie üppigsten Tänze auf und nahm die verdächtigsten Stellungen an. [W]ie sich dieses alles mit der so gerühmten echten Religiosität des Mit[te]lalters reimen läßt, mag man sich selbst beantworten. Auch die Hei[d]en hatten ausschweifende Feste, aber im Geiste des Heidenthums war [d]ieses eine Art des Cultus, die sich mit dem übrigen sehr gut vereini[g]en ließ. Wenn die Muselmänner im Mittelalter diese Narrenfeste in [c]hristlichen Kirchen gesehen hätten, so würden sie sich noch weit mehr [d]arüber gewundert haben, wie die Christen sie als Ungläubige bekriegen [k]onnten. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach [w]elchen an vielen Orten das Narrenfest begangen wurde. In einem [d]erselben wird die Prose, die man an dem St. Stephanstage auf dem [N]arrenfeste in der Kirche sang, Eselsprose, und die, welche an dem [T]age Johannes des Evangelisten gesungen wurde, die Ochsenprose [g]enannt. Nach dem Ritual des Narrenfestes in der Stadt Sens spiel[te]n die Priester, während der Narrenbischof das Hochamt hielt, auf dem [A]ltar mit Würfeln und warfen stinkendes Räucherwerk in das heilige [R]auchfaß. Die erste Entstehung dieses Festes soll in Frankreich zu su[ch]en seyn. Was Deutschland betrifft, so haben wir nur noch von den [a]m Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfest daselbst [g]efeiert worden, woraus man aber nicht schließen darf, daß es in den [ü]brigen deutschen Kirchen nicht gefeiert worden sey. So allgemein herr[sc]hend indessen das Narrenfest gewesen zu seyn scheint, so ist es doch [v]on einzelnen Päpsten, Bischöfen, französischen und spanischen Concilien [h]äufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es [i]m J. 1444. Aber alle diese Verbote rühren erst aus einer Zeit her, [w]o die Dämmerung des neuen Lichtes schon angebrochen war, welches [E]uropa vom 16ten Jahrhundert an völlig erleuchtete. Indessen fehlte [e]s auch zur Zeit dieser Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des [N]arrenfestes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfest eben so lö[bli]g und Gott angenehm sey, als das Fest der unbefleckten Geburt der [M]utter Gottes.

Narrenschiff, s. Brant.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), als Dichter und Historiker [i]n der Literargeschichte Polens gleich ausgezeichnet, war am 20sten Oc[t]ober 1733 aus einer alten Familie in Litthauen geboren, trat [1]748 in den Jesuiterorden, und ward nach seiner Rückkehr von einer [R]eise durch Deutschland, Frankreich und Italien Vorsteher bei dem da[m]aligen Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhe[b]ung dieses Ordens trug ihm der König, welchem seine vorzüglichen [T]alente nicht unbemerkt geblieben waren, im Jahre 1775 auf, von [d]en ersten wichtigen Theilungsverhandlungen Polens alles gehörig [z]u Papier zu bringen. Diese Arbeit, von welcher nichts gedruckt er[s]chienen ist, fand bei dem König solchen Beifall, daß dieser ihn zu ei[n]er vollständigen Geschichte von ganz Polen ermunterte, und ihn bei ih[re]r Ausarbeitung auf das großmüthigste unterstützte. Diese Geschichte: historya Narodu Polskiego od poczatku Chresciansiwa. 2r — 7r Thl. [W]arschau 1780 — 86, gr. 8. und ebendaselbst 1803 und 1804, gr. 8.) [b]eginnt von Mieczyslaw I. und enthält die Regierung der Piasten. Der [e]rste Theil, der ungewissen frühesten Geschichte Polens bestimmt, den er [z]um Schluß des Werks liefern wollte, ist nicht erschienen. Dieses mit [s]charfsinniger Kritik ausgebreiteter Belesenheit, und in einem gedräng[t]en, schmucklosen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßt[e]

Werk ist das wichtigste, was je über die polnische Geschichte erschienen ist und zugleich ein Meisterstück der polnischen Literatur. Leider ist es bei weitem nicht beendigt. Er hinterließ eine Sammlung von Materialien zu diesem Werke, die er aus verschiednen öffentlichen und Familienarchiven zusammengetragen hat, in 360 Foliobänden. Sie ist nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet, und befindet sich jetzt bei dem berühmten Thadäus von Czaky, dem Verfasser eines trefflichen Werks über die litthauischen Gesetze, der Naruszewicz's Geschichte fortsetzen wird. Als Dichter zeichnete sich Naruszewicz in mehrern Gattungen höchst rühmlich aus, besonders fanden seine Idyllen grossen Beifall. (Seine Gedichte unter dem Titel: Wiersze rozne. Warschau 1804. II. Prosaische Uebersetzung einzelner Stücke daraus in der polnischen Bibliothek 2ter und 5ter Heft.) Noch besitzt man von ihm eine polnische Uebersetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er nicht nur den Geist des Originals sehr richtig aufgefaßt, sondern auch die kräftige Kürze des Styls zum Verwundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des litthauischen Feldherrn Joh. Carl Chodkiewicz (Warschau 1805. II. 8.); Tauryka oder Geschichte der Tataren und mehrere andre Schriften. Er starb aus Gram über das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes am 8ten Juli 1796 zu Warschau im 63sten Jahre, und wurde auch wegen seines edeln und menschenfreundlichen Charakters allgemein bedauert. A — s.

Nassau (die Häuser). Das Haus **Nassau** ist eines der ältesten, zugleich aber auch der berühmtesten aller europäischen Fürstenhäuser. Es gab (wie wir sehen werden) manchem Lande seinen Regenten, manchem siegenden Heere seinen Anführer, manchem Fürsten eine Gattin. Mehrere bänderreiche Werke enthalten seine Geschichte. Hier nur die Hauptumrisse zu einem Gemählde, das selbst in dieser Skizze Interesse haben wird für jeden, der Hoheit und Größe, im schönsten Sinne dieser Worte, zu schätzen versteht. Der erste Ursprung der Dynastie **Nassau** verliert sich in dem düstern Nebel der Vorzeit. Mehrere der vorzüglichsten Geschichtschreiber derselben nehmen an, daß **Otto**, Herr zu **Laurenburg**, des im 10ten Jahrhunderte lebenden Königs der Franken, Sachsen und Thüringer (oder vielmehr der Deutschen), **Conrads I.**, Bruder, deren Stammvater sey. Aeltere Historiographen reden von einem Grafen **Adolph** von **Nassau**, der im J. 703 starb, und behaupten, daß der im Amte **Nassau** an der **Lahn** belegene Freiflecken **Nassau** das Stammhaus des erhabnen Fürstenhauses sey. Durch die Heirathen des Grafen **Otto**, dessen oben Erwähnung geschah, wurden in den Jahren 1061 und 1077 die Grafschaften **Geldern** und **Zütphen** mit der Grafschaft **Nassau** verbunden, die dadurch schon ein stattliches Ansehn erhielt. Sein Sohn **Walram** (nach andern **Walrab**) der Zweite pflanzte durch seine beiden Söhne **Rupert I.** und **Arnold**, die sich bald Grafen, ohne irgend eine weitere Benennung, bald Grafen von **Laurenburg** nannten, den Namen und das bereits erworbene Ansehn seines Stammes fort. **Ruperts** Sohn, **Walram III.**, und **Arnolds** Sohn, **Arnold II.**, nannten sich zuerst unabweichlich Grafen von **Nassau**. **Walrams III.** Sohn war **Heinrich I.**, dessen Sohn **Otto II.** und wieder dessen Sohn **Heinrich II.**, dem der Beiname **Dives** (**der Reiche**) beigelegt ward. Letzterer starb im J. 1253. (Nach andern Geschichtschreibern im J. 1254, und wieder nach andern im J. 1255.). Er machte dadurch, daß er seine Länder unter seine beiden Söhne **Walram** und **Otto** theilte, und dadurch zwei Linien bildete (die **walramsche** und

ottoische), Epoche in der Geschichte der Nassauer, die dadurch immer mehr Interesse gewinnt. Die Burg Nassau, das Gericht (comicia), im Gau Einrich und einige andere Grundstücke des Hauses verblieben anfangs beider Brüder gemeinschaftliches Theil. Als alleiniges Eigenthum bekam Graf Walram Weilburg, Wisbaden und Sostein, Graf Otto, Siegen, Dillenburg, Herborn, Beilstein, Hadamar und Ems. Um aller Verwirrung dieses gewöhnlichen Labyrinthe unvorsichtiger Schriftsteller, auszuweichen, wird es dienlich seyn, die Geschichte dieser Brüderhäuser zu trennen, und dieses dürfte um so rathsamer seyn, weil diejenigen Ereignisse, die die ottoische Linie betrafen, uns das Haus Oranien näher kennen lehren wird, das zu den bedeutendsten aller europäischen Fürstenhäuser gehört. A. walramische Linie. Walrams Sohn, Graf Adolph, war ein tapferer heldenmüthiger Prinz. Er hatte den Herzog Johann I. in fünf Treffen geschlagen, als er in dem sechsten dessen Gefangner ward. Johann schenkte ihm aber die Freiheit, und Adolph erkannte diesen Edelsinn, so lange er lebte, mit einer Dankbarkeit, die seinem Herzen zur großen Ehre gereicht. Im J. 1291, am 15ten Junius, verstarb Rudolph, römischer Kaiser, oder vielmehr, weil er vom Papste noch nicht gekrönt war, nur römischer König. Nach seinem Tode war das Reich neun Monate und einige Tage ohne Oberhaupt gewesen, und es hatte also eine Zwischenregierung Statt gefunden, als die Churfürsten sich mit einem großen Gefolge nach Frankfurt begaben und zur neuen Kaiserwahl der Tag angesetzt ward. Einer derselben (der Churfürst von Maynz), ein feiner hinterhaltiger Mann, war für Adolph, Grafen von Nassau, gestimmt, hielt aber seinen Entschluß so geheim, daß keiner auch nur entfernt ahnete, was ihm im Sinne lag, und brachte es sogar durch seine Gewandtheit dahin, daß er von sämmtlichen Churfürsten das Versprechen, seiner Meinung zu folgen und denjenigen als ihren Kaiser anzuerkennen, der ihm der Würdigste dünken werde, erhielt. Als sie zur Wahl versammelt waren, stand er auf, und rief: „Es lebe Graf Adolph von Nassau, unser rechtmäßig erwählter Kaiser und Herr!" Die Bestürzung war allgemein, die Meinungen über diese Wahl und deren Rechtmäßigkeit waren getheilt, indessen wurde von keiner Seite die geheime Unzufriedenheit laut. Adolph war und blieb römischer Kaiser, und Alle, selbst Albrecht, Herzog von Oesterreich, des letzt verstorbnen Kaisers Rudolph Sohn, huldigten ihm. Adolphs Geschichte kann unter seinem Namen nachgesehen werden. Es wird genug seyn, zu bemerken, daß er im J. 1297 auf einem zu Maynz gehaltnen Reichstage, und zwar (wie es in einem Manifeste desselben hieß) seiner Untüchtigkeit wegen, (die doch wohl unter allen Beschuldigungen, die man gegen ihn hätte richten können, die unbegründetste war), des Kaiserthums entsetzt, und eben der Herzog Albrecht von Oesterreich, den man bei Adolphs Wahl übergangen, und der ihm den Eid der Treue geleistet hatte, zum römischen König erwählt wurde. So leicht nahm man einem Mann, wie Adolph von Nassau war, das kaiserliche Diadem nicht. Er stellte sich an die Spitze seines ihm treu gebliebenen Heeres und rückte bis Oppenheim vor. Albrecht nahm bei dem Kloster Rosenthal seinen Stand. Am 2ten Julius des J. 1298 kam es in der Nähe desselben und des am hohen Donnersberge in der Herrschaft Kirchheim belegnen Fleckens Gellheim zwischen beiden zur Schlacht. Adolph siegte; aber bald ermannte sich Albrecht, sammelte seine versprengte Reiterei, und das Treffen erneuerte sich mit ver-

doppelter Wuth. Adolph ward vom Pferde gestürzt. Diejenigen, die ihn fallen sahn, hielten ihn für todt; aber schnell schwang er sich auf ein andres Roß, [illegible] um desto sicherer erkannt zu werden, seinen Helm von sich, brachte sein weichendes Heer wieder in Ordnung, drang mit dem Vorsatz, Albrechten aufzusuchen und zu durchbohren, wo er ihn finde, auf ihn ein und rief ihm zu, als er seiner ansichtig wurde: „Du sollst mir nicht entkommen. Hier trittst Du mein Kaiserthum mir ab!" Albrecht erwiederte: „Das ist in Gottes Macht!" und in dem nämlichen Augenblick unterlag Adolph dem Schwerte Albrechts. Er sank vom Pferde, ward umringt und mit vielen Hieben niedergemacht. Er fand im Kloster Rosenthal sein Grab, weil Albrecht nicht wollte, daß er zu Speyer neben den andern dort ruhenden Kaisern beigesetzt werde. In der Folge aber wurde von Heinrich VII. seine Leiche dorthin gebracht, wo sie (sonderbar genug!) neben Albrechts Sarge ihre Stelle erhielt. Auf dem Schlachtfelde wurde ihm ein Denkmal mit der Inschrift errichtet: Adolphus a Nassau, Rom. Reg. interficitur apud Gellinheim. Adolph hinterließ fünf Söhne, Heinrich (der in der Blüthe seiner Jahre starb), Ruprecht (der sich mit Gutha, des Königs Wenzels in Böhmen Tochter, vermählte); Gerlach, der ihm in der Grafschaft Nassau nachfolgte, und Adolph und Wallram, deren Schicksal unbekannt ist. Gerlach, auf den hier allein Rücksicht zu nehmen ist, brachte auch die Burg und Stadt Weilnau nebst einem Theile dieser Herrschaft an sich, und hinterließ zwei Söhne, Adolph und Johann I. Ersterer besaß Wisbaden und Idstein. Johann I. erheirathete mit seiner ersten Gemahlin Mohrenberg, Gleiberg und den Hüttenberg, und mit der zweiten die Grafschaft Saarbrück; auch brachte er das halbe Amt Kirberg an sich. Durch seinen Sohn Philipp ward den nassauischen Ländern durch Kirchheim, Stauff, Polanden und Reichelsheim ein neuer Zuwachs ertheilt. Nach seinem Tode erhielt sein ältester Sohn, Philipp II., Mohrenberg und Gleichen, sein zweiter Sohn, Johann II., die Grafschaft Saarbrück; Kirchheim, Stauff und Polanden wurden von beiden gemeinschaftlich regiert. Johanns II. Sohn, Johann Ludwig, brachte durch Heirath die Grafschaft Saarwerden und die Herrschaft Lahr an sich. Philipp II. hingegen führte die weilburgische Linie fort. Derselben fielen, nach Johann Ludwigs Tode, die nassau-saarbrückischen und saarwerderischen Lande nebst der halben Herrschaft Kirchheim anheim. Sein Urenkel, Philipp III., hatte zwei Söhne, Albrecht und Philipp IV. Nach dem Tode ihres Vetters, Johanns IV., des oberwähnten Johann Ludwigs Sohn, fielen ihnen die nassau-saarbrückischen und saarwerderischen Länder, nebst der halben Herrschaft Kirchheim, durch Erbrecht anheim. Albrechts Sohn, Ludwig II., folgte dem obengedachten Johann Ludwig von der wisbadenschen Linie. Er hinterließ drei Söhne, Wilhelm Ludwig, Johann und Ernst Casimir. Dem ältesten fielen Ottweiler, Saarbrück und Usingen, dem mittlern Idstein, Wisbaden und Lahr, und dem jüngern Weilburg, die Herrschaft Kirchheim, Mohrenberg (nassauischen Antheils), ein Drittheil der Grafschaft Saarwerden und ein Antheil an Homburg anheim. Wilhelm Ludwig (der ältere der obengenannten drei Brüder) wurde Vater von drei Söhnen: Johann Ludwig, Graf zu Ottweiler (geb. 1625, gest. 1690), Gustav Adolph, Graf von Saar-

(geb. 1652, gest. 1723, ohne männliche Erben), und Walrad
von Nassau-Usingen (geb. 1635, gest. 1702). Die otto-
nische Linie erlosch mit Friedrich Ludwig, des Grafen
[illegible] Ludwig Sohn, im J. 1728, so wie die saarbrückische
fünf Jahre früher (1723) mit Carl Ludwig, (dem Sohne
[illegible]afen Gustav Adolph) abgestorben war. Walrads Sohn,
[illegible]elm Heinrich, hinterließ seinem ältern Sohne Carl (geb.
[illegible]o), die nassau-saarbrück-usingischen, so wie dem
[illegible] (dem Fürsten Wilhelm Heinrich) die nassau-saar-
[illegible]-saarbrückischen Länder. Beide wurden dadurch die
[illegible]väter zweier nassauischen Linien, deren eine (die nassau-
[illegible]ische) mit dem am 24. Merz 1816 erfolgten Tode des Her-
[illegible]riedrich August erloschen ist. Die zweite (Nassau-Saar-
[illegible]) erlosch mit dem am 27. April 1797 verstorbnen Fürsten Hein-
[illegible]udwig Carl Albert, der mit der Prinzessin von Mont-
[illegible]y, Maximiliane Maria Francisca St. Maurice
[illegible]lt war, von der er aber keinen Erben erhielt. Nach einem zwi-
[illegible]en Stiftern dieser beiden Linien am 23sten Dec. 1735 (nach an-
[illegible]Geschichtschreibern, aber wohl irriger Weise, im J. 1736) errich-
[illegible]Theilungsvertrage erhielt die saarbrück-usingische alle dies-
[illegible]s Rheins belegnen, durch Erbrecht oder sonst ihr anheim gefal-
[illegible]die saarbrück-saarbrückische alle jenseit des Flusses belegenen
[illegible]inder. (Die nassau-saarbrück-usingische Linie erhielt
[illegible]nach: Usingen, Idstein, Wisbaden und Lahr; die
[illegible]rück-saarbrück-ottweilerische bekam Saarbrück,
[illegible]eiler, Saarwerden, Herbitzheim und Homburg,
[illegible]mit Ausschließung des weilburgischen Antheils an diesen
[illegible]anden.) Auch verpflichteten sich beide Linien, ihren Antheil an
[illegible]re Nachkommen nicht weiter zu theilen, sondern die Erbfolge
[illegible]em Rechte der Erstgeburt allein gelten zu lassen, und die ihnen
[illegible]künftig anfallenden nassauischen Länder auf die Erstgebornen
[illegible]igen zu gleichen Theilen kommen zu lassen. Von der wallra-
[illegible]en Linie dürften noch nachfolgende Bemerkungen nachzuholen
Sie wurde später als die ottoische Linie zur reichsfürstlichen
[illegible] erhoben, und in das Fürstencollegium des deutschen Reichs ein-
[illegible] Aus der wallramischen Linie wurden vier Mitglieder der-
[illegible]zu Erzbischöfen und Churfürsten zu Maynz erwählt: Gerlach
[illegible] 1346, gestorben 1371; Adolph im J. 1373, gestorben 1388;
[illegible]nn im J. 1395, gestorben 1419; Adolph im J. 1461, gest.
[illegible] Johann, Graf zu Nassau-Weilburg, erheirathete mit
[illegible]Gemahlin Anna im J. 1363 die Grafschaft Saarbrück, und
[illegible] vom Kaiser Carl IV. (im J. 1366) den Titel eines gefürsteten
[illegible] Johann Ludwig zu Saarbrück bekam, als er sich mit
[illegible]zweiten Gemahlin Catharina vermählte, die halbe Grafschaft
[illegible]rwerden. Im J. 1527 starb der letzte Graf zu Saarwer-
[illegible]Johann Jacob. Der Graf Johann Ludwig nahm nun
[illegible]die andre Hälfte der Grafschaft Saarwerden in Anspruch.
[illegible] Anton von Lothringen setzte sich aber in ihren Besitz.
[illegible]ach einer rechtlichen Behandlung von anderthalb hundert Jahren
[illegible]Streit noch nicht beendigt war, wurde er interimistisch dahin ent-
[illegible]n, daß bis zum völlig beendigten Prozesse Lothringen in dem
[illegible] der Oerter Saarwerden, Bockenheim und Bieber-
[illegible]er, dem Hause Nassau aber der übrige Theil der streitigen
[illegible]haft verbleiben solle. So blüht denn von der walramischen

Hauptlinie nur noch der Ast Weilburg, der nun alle Länder, die die andern Nebenzweige besaßen, unter sich vereinigt. B. Ottoische Linie. Graf Otto von Nassau war (wie wir oben sehn) der jüngste Sohn des im Jahr 1253 verstorbnen Grafen Heinrich des Reichen. Ihm fielen durch die väterliche Theilung die Herrschaften Dillenburg, Beilstein, Herborn und Siegen anheim. Die Stadt Nassau blieb der beiden Brüder (Walram und Otto) gemeinschaftliches Theil. Des Letztern Enkel, Graf Otto II. (Stammvater der nassau-dillenburgischen, demnächst nassau-katzenellenbogenschen Linie) vermählte sich mit Gräfin Adelheid von Vianda, einer Tochter Gottfrieds, letzten Grafen von Vianda, der im J. 1337 verstarb, und bekam mit derselben die Herrschaft St. Veit im Herzogthum Luxemburg, und als deren Schwester Maria, und ihr Sohn Simon, Graf zu Spannheim, mit Tode abgingen, auch die gleichfalls im Luxemburgischen belegne Grafschaft Vianda (oder Vianen). Jutha, des Grafen Gerhard zu Dietz Tochter und Erbin, brachte ihrem Gemahle, Grafen Adolph von Nassau-Dillenburg, der im J. 1420 verstarb, die in der Wetterau belegne Grafschaft Dietz zu. Durch einen seiner Nachkommen, den im Jahr 1442 verstorbnen Grafen Engelbert, der sich mit Johannen, Philipps Freiherrn von Polanen, Tochter vermählte, fielen die Herrschaften Breda und Lech und ein Stück der Herrschaft Grimberg der Linie Nassau-Dillenburg anheim. Ein zweiter im Jahr 1504 verstorbner Graf Engelbert traf einen Tausch mit dem Herzog Wilhelm zu Jülich, und erhielt dadurch Diest, Sichem, Strelheim, und die Vicomté (Burggrafschaft) Antwerpen. Graf Johann von Dillenburg, Gemahl der Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen, wurde wegen der Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz in einen bedeutenden Rechtshandel verwickelt, der sich damit endigte, daß Katzenelnbogen dem Hause Hessen, die Grafschaft Dietz aber dem Hause Nassau erblich. — Hier wird der Ort seyn, des Ursprunges des Hauses Oranien Erwähnung zu thun. Im ehemaligen französischen Gouvernement von Dauphiné, lag das kleine Fürstenthum Orange (Oranien), das in der Länge vier, in der Breite drei Meilen, und dessen jährlicher Ertrag (in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) etwa 10,000 Livres betrug. Einer der ältern Besitzer dieses Ländchens, (Wilhelm, ein Sohn Bertrands des Baux) nannte sich zuerst: Von Gottes Gnaden, Fürst von Oranien. Einer seiner Nachkommen, Philibert von Chalon, verstarb kinderlos im J. 1531, und setzte den Grafen Renatus von Nassau, den Sohn seiner Schwester Claudia, die im J. 1515 an Heinrich, Grafen zu Nassau (von der ottoischen Linie dieses Hauses), vermählt war und im J. 1521 verstarb, zum Erben seiner Verlassenschaft, namentlich des Fürstenthums Oranien, ein. Graf (oder vielmehr Fürst) Renatus fiel aber, ehe er vermählt wurde (im J. 1544), von einem Schusse, den er bei der Belagerung von St. Dezys erhielt. Im Vorgefühle seines Todes hatte er seinen Vetter, Wilhelm I. (einen Sohn des Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg, der sich zur protestantischen Religion bekannt hatte, und im Jahr 1559 sein Leben beschloß), zum Erben des Fürstenthums Oranien und aller seiner übrigen Güter verordnet, der aber erst im Jahr 1570 zum ruhigen Besitze seiner Erbschaft gelangte. Die Souverainität dieses Fürstenthums wurde gleichwohl erst dem Hause Nassau im Jahr 1598 durch den Tractat von Vervins und

nächst im J. 1678 im nimmegischen, so wie im J. 169
zwischen Frieden zugesichert. Wilhelm I. theilte die dem
ssanischen Hause gehörigen Staaten mit seinem Bruder Jo-
nn. Ersterer behielt alles, was seine Vorfahren von der otto-
en Linie in den Niederlanden besaßen. (Vianen, Breda,
iest, Lech, Grimberg und Antwerpen.) Ueberdies kaufte er
n J. 1581) die zwei seeländischen Markgrafthümer Veer und Vlis-
ngen, und erheirathete mit seiner ersten Gemahlin Anna (ein
ochter des Grafen Maximilian von Egmond), die drei Graf-
aften Leerdem in Holland, Baren in Geldern, und Lin-
n in Westphalen. Dem Grafen Johann wurden zu Theil:
assau, Dillenburg, Herborn, Siegen und Diez. Wil-
elm I., der schon unter den Fürsten seines Zeitalters einer der reich-
en und bedeutendsten war, wurde überdies vom spanischen Hofe, der
amals die Niederlande nicht sowohl beherrschte, als tyrannisirte, zum
Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht ernannt. Der
König Philipp II. wollte von keiner andern Religion wissen, als von
er römisch-catholischen. Er verfolgte alle diejenigen, die selbige mit ihrer
Ueberzeugung und ihrem Gewissen nicht vereinbaren konnten, und erbitterte
durch diese seine Intoleranz, nicht weniger aber durch drückende Schatzungen
ein braves Volk, das er durch Güte und Liebe zu gewinnen für unnöthig
hielt. Treulich stand ihm in diesem seinem Unternehmen sein Gouverneur,
Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, bei. Die gedrückten
Niederländer suchten bei dem Prinzen Wilhelm von Oranien
Schutz, und dieser nahm mit seinem Bruder, Grafen Ludwig von
Nassau, sich der Bedrängten mit rastloser Thätigkeit an. Diese tru-
gen ihm dagegen die Statthalterschaft über die Staaten von Holland
an. Er ging mit dem großen Gedanken um, sämmtliche niederländische
Provinzen durch ein festes Band zu vereinen, und erreichte auch im
J. 1576 durch die Pacification von Gent seinen Zweck. Diese Verei-
nigung erhielt aber unter Wilhelms Betrieb und Leitung dadurch
mehrere Dauerhaftigkeit, daß im J. 1579, durch den berühmten utrech-
tischen Bund, die sämmtlichen Niederlande sich in einen Staat verei-
nigten, der neben den europäischen Kaiserthümern und Königreichen
einen Rang einnahm, dessen Freundschaft von manchem mächtigen Für-
ten gesucht, dessen Feindschaft von manchem nicht minder mächtigen
Regenten gefürchtet wurde, und den mehr als zwei Jahrhunderte und
ie zerstörendsten politischen Orkane der ältern und neuern Zeit nicht zu ver-
ichten vermochten. Wilhelm (der wohl des Beinamens: der Gro-
ße, würdig wäre) fiel im J. 1582 (nach Andern im J. 1584) durch
n Schuß eines von den rachsüchtigen Spaniern gedungnen, und vor
r That von den Jesuiten absolvirten Meuchelmörders, Namens Bal-
hasar Gerhard, gebürtig aus der Grafschaft Burgund. Er
terließ drei Söhne: Philipp Wilhelm, Graf von Büren,
als er im J. 1567 zu Löwen studirte, von den Spaniern aufge-
n, erst nach 18 Jahren (1585) wieder in Freiheit gesetzt wurde,
im J. 1619 ohne Erben verstarb; Moritz, der seinem Vater in
Statthalterschaft der Niederlande folgte, seine väterliche Verlassen-
ft im Jahr 1600 mit der Grafschaft Moeurs vermehrte, die ihm
ch ein Testament der Wittwe des letzten Grafen aus dem Hause
uenar vermacht wurde, und im J. 1625 unvermählt starb. Von
m außer der Ehe erzeugten Kinde (Ludwig) stammen die Herren
Leck, von Odyck, und von Owerkerke ab, die mit kaiserlicher
ehmigung sich Grafen von Nassau genannt haben. Wil-

helms I. dritter Sohn, Friedrich Heinrich, (nach Andern Heinrich Friedrich), übernahm nach seines Bruders (Moritz) Tode die Statthalterschaft, und starb im J. 1647, (nach Andern im J. 1644, und noch nach Andern im J. 1645). Er setzte, da er keine Söhne hatte, seine erstgeborne Tochter, Luise, des Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm Gemahlin, und deren Nachkommen zu Universalerben aller Güter seines Hauses ein. In der Statthalterschaft der nunmehr innig vereinten Niederlande folgte ihm sein Sohn, Wilhelm II., der zwar die Freude erlebte, daß in dem im J. 1648 abgeschloßnen Frieden der König von Spanien die Holländer für unquam liberos erklärte, dagegen aber durch innere Unruhen bekümmert wurde, und im J. 1650 auf eine so unerwartete Weise aus der Welt ging, daß die Frage, ob sein Tod durch Veranstaltungen seiner Feinde herbeigeführt sey, noch unbeantwortet ist. Acht Tage nach seinem Hintritte gebar ihm seine hinterbliebne Wittwe Maria, des Königs von England, Carls I., Tochter, einen Sohn, (Wilhelm III.) Die Republik Holland glaubte, daß ihre Statthalterschaft sich mehr Gewalt und Macht angemaßt habe, als ihr eingeräumt sey, vernichtete also im J. 1651 die dieserwegen ausgestellte Acte, und verpflichtete sich durch einen feierlichen Eid, sie niemals wieder einzuführen, beschloß, sich eine rein-republikanische Verfassung zu eigen zu machen, und sich von dem Hause Nassau-Oranien zu trennen, dem sie mit einem Dank verhaftet war, den man doch als eine Schuld ansehen konnte, die sich nie abtragen ließ. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, als schon den vereinigten Staaten im J. 1652 von Seiten Englands der Krieg erklärt wurde, wozu der Heringsfang die Veranlassung gab. Im J. 1657 eilten die Niederländer dem von den Schweden bedrängten König von Dänemark, Friedrich III., zu Hülfe, und entsetzten Copenhagen. Im J. 1661 schlossen sie einen vortheilhaften Frieden mit Portugal ab, mit welcher Krone sie, wegen der ostindischen Handlung und des Besitzes von Brasilien, in einen Krieg verwickelt gewesen waren. Im J. 1665 wurden sie mit England in eine zweite Fehde verwickelt, die im J. 1667 durch den bredaer Frieden beendigt wurde. In eben diesem Jahr aber geriethen sie mit dem König von Frankreich in einen bedeutenden Zwist, verbündeten sich im folgenden Jahre (1668) mit ihren bisherigen Feinden, England und Schweden, stellten im J. 1672 in der Person des 22jährigen Prinzen Wilhelm III. ihre Statthalterschaft wieder her, sahen sich vom treulosen England wieder verlassen, das sich sogar mit dem König von Frankreich und dessen Gehülfen (Münster und Cöln) wider sie verband, und gemeinschaftlich mit ihnen ihnen die drei Provinzen, Geldern, Ober-Yssel und Utrecht entriß, und bis Mayden (kaum drei Meilen von Amsterdam), vordrang. England trat indessen schon im J. 1674 von Frankreich ab, und schloß einen Particularfrieden mit Holland. Prinz Wilhelm, der die Armee befehligte, focht und kämpfte mit einem wandelbaren Glücke, schloß aber im J. 1679 einen Frieden zu Nymwegen, der für Holland eben so ehrenvoll als vortheilhaft war. Bald bot das hin- und herwankende brittische Ministerium unter der Leitung seines catholischen Königs Jacob dem eben so wandelbaren Frankreich eine freundliche Hand. Fürst Wilhelm, dieses Jacobs Schwiegersohn, faßte den kühnen Entschluß, die innern zwischen den Reformirten und Katholiken in England entsponnenen Zwistigkeiten zu benutzen. Er landete daselbst, verjagte den König Jacob, schwang sich auf den erledigten Thron und wurde im J. 1689 gekrönt. Nach einem achtjähri-

gen Kriege, in welchem Jacobs Anhänger und die ihm unterstützenden Irländer und Franzosen der verlierende Theil, der rasche Wilhelm immer der Sieger war, wurde er durch den im Jahr 1697 zu Ryswick abgeschloßnen Frieden beendigt, und in selbigem dem glücklichen Helden nicht nur sein väterliches Eigenthum Orange zurückgegeben, sondern auch er von Frankreich als rechtmäßiger König der vereinten Reiche England, Schottland und Irland erkannt. Im J. 1702 starb König Wilhelm, Fürst von Nassau-Oranien und Statthalter von Holland, und mit ihm erlosch das ursprünglich oranische Haus. Durch ein von ihm schon im J. 1695 errichtetes Testament war der damalige Statthalter in Friesland, Johann Wilhelm Friso, ein entfernter Vetter des Königs Wilhelm aus dem Hause Nassau-Dietz, zum alleinigen Erben seiner Lehn- und Allodial-Güter ernannt, der im J. 1711 aber auf seiner Reise von der Armee nach dem Haag bei Mardyck ertrank. Sein erst nach seinem Tode geborner Sohn, Prinz Wilhelm Carl Heinrich Friso, wurde schon im J. 1722 von der Landschaft Twente und Drente, der Provinz Geldern und Lütschen, und im J. 1728 von Ober-Yssel, Gröningen und Omeland zum Statthalter erwählt. Als im J. 1747 das holländische Flandern von den andringenden Franzosen bedroht wurde, ward er zuerst von den Staaten von Seeland zum Statthalter, Admiral, und General-Capitain ihrer Provinz proclamirt, welchem Beispiel die übrigen sieben Provinzen folgten, ihm die Erbstatthalterschaft auftrugen und selbst seine weibliche Nachkommenschaft an den Vorrechten dieser Würde Theil nehmen ließen. Hier wird ein Rückblick in die Vergangenheit nothwendig seyn. Es ist oben des von einem Meuchelmörder erschoßnen Prinzen, Wilhelm I. von Oranien (des erstgebornen Sohnes Wilhelms des Aeltern, Grafen von Nassau), Erwähnung geschehn. Wilhelm I. hatte einen jüngern Bruder, Namens Johann, der sich zur reformirten Religion bekannte, in der väterlichen Erbtheilung die in der Wetterau belegenen Besitzungen Nassau, Dillenburg, Herborn, Siegen und Dietz erhielt, in Dillenburg residirte und dieserwegen in mehrern geschichtlichen Werken bloß Graf von Dillenburg genannt worden ist. Durch drei Gemahlinnen wurde er Vater von einundzwanzig (nach Andern dreiundzwanzig) Kindern (dreizehn Töchtern und acht Söhnen), von denen, als er im J. 1606 starb, noch fünf Söhne vorhanden waren, von welchen, nach damaliger leidiger Sitte, jeder einen Theil des väterlichen Erbes erhielt. Dem ältern, Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland, der im J. 1720 ohne Erben verstarb, wurden Dillenburg und Herborn, dem zweiten, Johann dem mittlern, der im J. 1623 verstarb, Siegen mit Zubehör, dem dem dritten, Georg der sogenannte Westerwald, dem vierten Ernst Casimir, der im J. 1632 erschossen wurde, Dietz und Nassau, und dem fünften, Johann Ludwig, das Amt Hadamar zu Theil. Nach des ältesten Grafen Wilhelm Ludwig Tode theilten sich seine vier Brüder in seine Verlassenschaft, und stifteten dadurch nachfolgende vier Linien: Johann der mittlere die nassau-siegensche, Georg die nassau-dillenburgische, Ernst Casimir die nassau-dietzische, und Johann Ludwig die nassau-hadamarsche. Der letztern wurde im J. 1648, den drei erstern im J. 1654 die fürstliche Würde ertheilt. 1. Nassau-siegensche Linie. Johann der mittlere hinterließ acht Söhne, unter welche er seinen kleinen Staat zu theilen beschloß. Sein ältester Sohn

Johann, drang aber auf die Vorrechte der Erstgeburt, veranlaßte dadurch einen eben so langwierigen als kostspieligen Rechtshandel, kaufte seinen Brüdern am Ende ihre Rechte und Ansprüche ab, verließ die Religion seines Vaters, und kehrte zum Glauben seiner ältern Vorfahren, zum Papstthum, zurück. Seinem Sohn Johann Franz (Desideratus) erwarb die von ihm befolgte Religionsveränderung seines Vaters, die Gunst des spanischen Hofes und das Gouvernement von Geldern. Mit dessen Sohn Wilhelm Hyacinth, der gleichfalls dem Papstthum treu blieb, wegen übler Regierung aber durch einen Ausspruch des kaiserlichen Reichshofraths und die Execution des cölnischen Domcapitels (im J. 1708) sein Land zu verlassen gezwungen wurde, erlosch, als er im J. 1743 ohne Erben verstarb, das Haus Nassau-Siegen, dessen Länder die nassau-dietzische, oder oranische Linie in Besitz nahm. Des Grafen Johann dritter Bruder, Johann Moritz, diente den Holländern von den Jahren 1636 bis 1644 in Brasilien, wodurch er den Beinamen Americanus erhielt. Er starb als brandenburgischer Statthalter im Clevischen und Westphälischen im J. 1679 ohne Erben und mit Hinterlassung eines Testaments, das abermals zu Rechtshändeln Veranlassung gab. Fünf Prinzen dieses nunmehr gefürsteten Hauses starben ohne eine männliche Nachkommenschaft. Eine, durch des Grafen Johann IV. (der reformirten Religion treu gebliebnen) Bruder, den Grafen Heinrich, fortgepflanzte nassau-siegensche Nebenlinie erlosch, als dessen Urenkel, Fürst Friedrich Wilhelm, im J. 1734 erblos verstarb. 2. Nassau-dillenburgische Linie. Der Enkel des Stifters dieses Hauses (des Grafen Georg), der Fürst Georg Ludwig setzte die dillenburgische Linie fort. Dessen Bruder Adolph stiftete eine nassau-dillenburg-schaumburgische Nebenlinie. Die erstere erlosch mit dem Fürsten Christian, der im J. 1739 verstarb, so wie die letztere mit dem Fürsten Adolph, der die Reichsgrafschaft Holzapfel durch seine Vermählung mit der Tochter des bekannten Grafen Peter von Holzapfel, sonst auch Melander genannt, erheirathet hatte, und im J. 1676 verstarb. 3. Nassau-dietzische Linie. Der Stifter dieser noch bestehenden Linie, eines der ausgebreitetsten und glorreichsten europäischen Fürstenhäuser, war Statthalter in Friesland, fand im J. 1632 vor Ruremont seinen Tod, so wie seinen Sohn, Heinrich Casimir, dies nämliche Loos in Flandern traf, indem er im J. 1640 vor Hulst sein Leben verlor. Ihm folgte beim Versuchen einer Pistole durch einen unglücklichen Schuß im Jahr 1664 sein Bruder Wilhelm Friedrich, der, so wie sein und seines ihm vorangegangnen Bruders Vater, Statthalter in Friesland war. Des Fürsten Wilhelm Friedrich Sohn, Fürst Heinrich Casimir, war der Vater des oben bereits erwähnten Fürsten zu Nassau-Dietz, Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalters in Friesland und Großvater des gleichfalls obenerwähnten Wilhelms IV., Carl Heinrich Friso, der sich in Folge eines mit dem letzten Fürsten von Nassau-Siegen, Wilhelm Hyacinth, getroffnen Vergleichs im Jahr 1742 zu Dillenburg und Siegen huldigen ließ. Des Fürsten Wilhelm IV. Sohn, Wilhelm V., sah sich mit England durch eine vom 20sten December 1780 datirte Proclamation dieser Macht in einen Krieg verwickelt, wodurch die Holländer im Jan. 1782 ihre Truppen aus den Barrierestädten zurückzuziehn und deren Festungswerke zu schleifen sich genöthigt fanden. Indessen wurden schon den 2. Sept. 1783 die Friedenspräliminarien zwischen England und Holland zu

Paris unterzeichnet, und durch den am 20sten Mai 1784 gleichfalls zu Paris abgeschloßnen Definitivfrieden Negapatnam an England abgetreten. In eben diesem Jahre sah sich aber Holland in Streitigkeiten mit dem römischen Kaiser verwickelt, die durch den am 8ten Nov. 1785 zu Fontainebleau unterzeichneten Frieden endigten und in welchem die Sperrung der Schelde bewilligt wurde. Im September eben dieses Jahres (1785) wurde dem Erbstatthalter, Wilhelm V., das Commando vom Haag genommen, wodurch er sich nach Geldern zu begeben veranlaßt fand. Am 10ten November des nämlichen Jahres schlossen die vereinigten Provinzen der Niederlande mit Frankreich einen Allianztractat, und im Sept. 1787 drangen die Preussen in Holland ein, wodurch der verdrängte Erbstatthalter, (des damaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms II., Schwestermann), in seine verlornen Rechte eingesetzt wurde. Als im März 1793 zu London ein Allianztractat zwischen Oesterreich und dem deutschen Reiche, Preußen, Großbritannien, Spanien, Portugall, Neapel, dem Kirchenstaat und Sardinien wider Frankreich abgeschlossen wurde, nahm auch Holland an diesem Bündnisse Theil, welcher Staat sich am 19ten April 1794 durch einen im Haag unterzeichneten Subsidientractat noch näher mit England und Preußen verband. Aber schon am 26sten desselben Monats und Jahres drang der französische General Pichegru in West-Flandern ein, der am 17ten Jannar 1795 in Utrecht und nach zwei Tagen in Amsterdam einzog, und dadurch den Erbstatthalter seine Stelle niederzulegen, und nach England zu flüchten zwang. Am 26sten desselben Monats wurde die alte holländische Constitution aufgehoben, und am 16ten Mai im Haag der Friede zwischen der französischen Republik und den vereinigten Niederlanden abgeschlossen, wodurch die Erbstatthalterschaft abgeschafft, eine Off- und Defensivallianz zwischen Frankreich und Holland begründet, holländisch Flandern, Mastricht und Venloo an Frankreich abgetreten, und eine gemeinschaftliche Schiffahrt auf dem Rhein, der Maas und Schelde bewilligt wurde. Am 16ten Sept. 1795 ging das Vorgebirge der guten Hoffnung an England durch Capitulation über, und am 16ten Aug. 1796 ergab sich die holländische Flotte des Admirals Lucas dem englischen Admiral Elphinstone in der Saldanha-Bay. Am 22sten Januar 1798 brach eine zweite Revolution im Haag aus, in welcher die batavische Republik proclamirt und eine constituirende Nationalversammlung anerkannt wurde. Am 30sten August 1799 ergab sich die aus zwölf Kriegsschiffen bestehende Texelflotte den Engländern, und am 2ten October desselben Jahres erfolgte der Angriff eines vereinten englisch-russischen Armeecorps auf die französisch-holländischen Truppen bei Alkmaar, der aber nicht gelang, und die Feinde Hollands zwang, die batavische Republik wieder zu räumen. Am 20sten August 1801 wurde im Haag eine Convention zwischen der französischen und batavischen Republik, in welcher sich beide wechselseitig Hülfstruppen gegen England versprachen, am 25sten März 1802 ein Definitivfriede zwischen Frankreich, England, Spanien und Batavien, und am 24sten Mai selbigen Jahres eine Convention zwischen Frankreich und dem Hause Oranien zu Stande gebracht, nach welcher letzteres dem Statthalterthum entsagte, und durch Fulda und Corvey entschädigt wurde. Am 15ten März 1805 erhielt Holland eine neue Constitution. Am 9ten April 1806 verstarb Fürst Wilhelm V., und nach einem am 24sten Mai selbigen Jahres zu Paris zwischen Frankreich und Holland abgeschloßnen Tractat wurde Ludwig Napoleon, des Kaisers der Fran-

...en, Napoleons Bruder, zum König von Holland ernannt. In ...m am 7ten und 9ten Julius 1807 zu Tilsit zwischen Frankreich, Rußland und Preußen abgeschloßnen Frieden wurde Jever von Sei... en Rußlands und demnächst Ostfriesland von Preußen an Holland, ...gegen aber am 12ten Nov. desselben Jahres das Marquisat Vlis... ingen, die Grafschaft Heerenberg und der District von Sever... aer, Huissen und Mallburg von Holland an Frankreich abge... reten. Das Haus Oranien (oder wie es eigentlicher hätte heißen ...nnen: Nassau-Dietz) hatte fortwährend in Holland seine Freunde. Im Februar 1813 wurde eine geheime Verschwörung derselben entdeckt. Ein pensionirter Hauptmann, Namens Maas, stand an ihrer Spitze. Ein gewisser Thomas de Longh, ein Wirth Namens Valentin, ...er Brigadier Ihle, der Kaufmann Verschur, der jüdische Arzt Lemon, und der Friedensbeamte Fallee nahmen an selbiger Theil. Am 12ten des erwähnten Monats und Jahres sollte durch das Anzün... en des amsterdamer Leihhauses das Zeichen zum Ausbruche gegeben ...erden. Das Geheimniß wurde verrathen, eine Militärcommission zu ...hrer Untersuchung niedergesetzt, und von dieser für recht erkannt, daß Maas und de Longh des Todes und der Einziehung ihres Vermö... ens schuldig seyn, Valentin und Ihle wurden zur fünfjährigen Gefängnißstrafe, und einer Geldbuße von 2000 Franken, Verschur ...nd Lemon zur zweijährigen Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße ...on 600 Franken verurtheilt. Fallee wurde frei gesprochen und für ...nschuldig erklärt. Am 16ten Nov. 1813 räumten die Franzosen Hol... and, am 18ten selbigen Monats organisirte sich in Amsterdam eine ...rovisorische holländische Regierungscommission, und schon am 30sten des ...ämlichen Monats kam der Prinz von Oranien aus England im Haag an, der am 2ten Decbr. seinen feierlichen Einzug in Amsterdam ...elt. Am folgenden Tage wurde er unter dem Namen Wilhelm I. ...ls souverainer Fürst der vereinigten Niederlande proclamirt. So ge... angte das nassau-dietzische Haus wieder zu dem Besitz seiner ihm ...trissenen Staaten, und vereinigte mit denselben nachher noch das ge... ammte Belgien und Lüttich mit der Königswürde (s. Niederlande, Kö... igreich), so daß es nun unter den großen Herrscherfamilien von Eu... opa eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. 4. Nassau-hadamari... che Linie. Die Herrschaft Hadamar, von der selbige den Namen ...at, liegt in der vormaligen Wetterau. Der Stifter derselben, Jo... ann Ludwig, verließ die reformirte Religion und bekannte sich zur ...ömisch-catholischen, wodurch er sich der Kaiser Ferdinand II. und III. Gunst und Gnade erwarb, als kaiserlicher Plenipotentiarius im J. 1648 den münsterischen Frieden abschloß, und dafür die Würde eines Reichsfürsten erhielt. Mit seinem Enkel, Franz Alexander, der ...m 27sten Mai 1711 starb, erlosch diese Linie. Die ihr zugehörigen Län... er fielen an Nassau, Siegen, Dillenburg und Dietz. Nach dem Absterben des letzten dillenburgischen Fürsten nahm sie der Fürst von Oranien in Besitz. — Noch verdient hier der Vertrag bemerkt zu wer... en, welcher am 24sten Julius 1814 zwischen den beiden Hauptstämmen des Hauses Nassau im Haag abgeschlossen worden, um die innern Staats- und Hausangelegenheiten zu berichtigen, welche seit dem Jahr 1806 aus ihren vorigen bestimmten Verhältnissen verrückt worden wa... ren. Nachdem nämlich die Herzoge von der walramischen Linie schon mit dem Eintritte jenes Jahres dem Prinzen von Oranien die von dem ...etztern in Besitz genommenen Aemter zurückgegeben hatten, so vereinigte man sich jetzt auch hinsichtlich der vormals gemeinschaftlich besessenen

Aemter dahin, sie nach der Bevölkerung dergestalt abzutheilen, daß einem jeden der beiden Hauptstämme die Hälfte dieser Landestheile zur ausschließlichen Regierung untergeben sey. Nur die in dem vormaligen gemeinschaftlichen Amte Nassau, auf dem Gipfel eines ausgezeichneten Berges liegenden Ruinen der Stammburg aller jetztlebenden Fürsten zu Nassau sollten, nach ausdrücklicher Uebereinkunft, fernerhin gemeinschaftlich besessen werden, und das Sinnbild der engen Vereinigung des Gesammthauses Nassau, so wie die sichtbare Urkunde der wechselseitigen Successionsrechte und der Untheilbarkeit der Nassauischen Gesammtlande bleiben. Die durch diesen Vertrag dem Könige der Niederlande zugefallenen Besitzungen sind aber nachher von diesem an den König von Preußen abgetreten worden. — In der Wiener Bundesacte ist bestimmt worden, daß der Familien-Vertrag der Prinzen aus dem Hause Nassau auf das Großherzogthum Luxemburg übertragen werden solle. DH.

Nation. Nationalität. Nationalcharakter. Die Natur begründet mancherlei Verschiedenheiten unter den Menschen, welche erst bei erreichter höherer Cultur erkannt, und immer freier ausgebildet werden. Zu dieser gehört auch die Nationalität (das Nationseyn) oder das Leben der Menschen unter der Form und Eigenschaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter, oder die in dem Leben und in der Geschichte der Nation ausgebildete Eigenthümlichkeit einer Nation hervorgeht, welche wir in gewissen übereinstimmenden und unwillkürlich wiederkehrenden Aeußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Die Bestandtheile der Nationalität aber, oder das, was die Nationalität begründet, ist die gleiche Abstammung und Sprache der auf verschiednen Erdtheilen wohnenden Menschen; daher man auch die Nation beschreiben kann als einen durch gleiche Abstammung und Sprache ausgezeichneten Theil der erdbewohnenden Menschheit. An sich angesehen ist die Menschheit die Idee, welche alle Nationen umschlingt, und die Nationalität sollte nur als Form der Menschheit erscheinen, d. i. als individuell bestimmter, eigenthümlicher Menschheitscharakter. Wie nun aber Abstammung und Sprache vorzüglich so große Verschiedenheiten begründen, kann schon aus folgenden Andeutungen erleuchten. Die Abstammung ist es, welche in Verbindung mit besondern Climaten und Erdtheilen, in welche die anwachsende Menschenmenge sich verbreitete, eine besondere Bildung der Körper vorzüglich begünstigt. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeit einer Nation, z. B. in den Nationalphysiognomien sichtbar hervor. Diese Besonderheit der Bildung steht dann wieder mit einem besondern Verhältnisse der Menschen zur Natur, mit besondern Neigungen, herrschenden Temperamenten u. s. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber ist der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verschiedenheit unter den Menschen mehrere Sprachen nicht möglich seyn würden. Dessen ungeachtet wäre es thöricht diese Verschiedenheit der Sprachen bloß von dem Aeußern, und nicht auch vorzüglich von der innern, unter Raum und Zeitverschiedenheiten sich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zusammenlebens der durch Abstammung und gemeinsamen Erdaufenthalt vereinigten Menschen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Aeußere überall in Wechselwirkung steht, so muß eben sowohl die gemeinsame und verschiedne Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung stehenden Gehörs die Verschiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinsame und verschiedne Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimmt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieser Sprachelemente zu einem ge-

meinschaftlichen Bezeichnungssystem des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache ist es also vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet, und sie von andern Nationen unterscheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Association der Worte mit Begriffen, und in den ihr *eigenthümlichen* Gesetzen der Wortbildung und Wortfügung, so wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks die in ihr herrschende Denk- und Gefühlsweise gegenständlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelste mitgetheilt, und wie sich Wissenschaft, Poesie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verschieden durch die Herrschaft des Begriffs oder der Anschauung, so bestimmt auch wieder die *Sprache* das Denken und Dichten des Gelehrten, Künstlers und Geschäftsmannes auf verschiedne Weise und meist unwillkürlich. Allgemein ist dies auch in unserer Zeit ausgesprochen worden, in dem Satze: die Sprache ist Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und dasjenige, was alle Glieder desselben auf das innigste verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechselt werden. Denn wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrerer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt, so fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keineswegs zusammen. Denn *nicht immer* besteht ein Volk aus einer *Nation*, so wie nicht immer eine *Nation* ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinn nämlich deutet auf einen *Staat* hin, welcher (wie der preußische) eben sowohl *mehrere* Nationen begreifen kann, als *eine Nation* (z. B. die deutsche) mehrere Völker oder Staaten *umfaßt*. Das günstigste Geschick ist einer Nation dann zu Theil geworden, wenn sie (wie die französische) zugleich nur *einen Staat*, mithin ein Volk bildet, das, unter *einer* Verfassung und Oberherrschaft vereinigt, stark und kräftig jedem äußern Feinde widerstehen kann und mit mächtigem Ansehen ausgerüstet ist. Dann wird auch ihr *Nationalcharakter* und die *Nationalehre* fester und entschiedner sich aussprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation vermischt oder geschwächt zu werden, wie dieses z. B. bei den Deutschen der Fall ist. Letzteres ist oft der Grund, warum man einer Nation sogar den *Nationalcharakter* völlig *abgesprochen* hat; obgleich, wie schon aus dem obigen hervorgeht, wo nur immer eine Nation besteht, sie auch nicht *ohne* diesen gedacht werden kann, nur daß derselbe sich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortritt. Ja das Bestehen einer Nation scheint nur durch *Staatseinheit*, *Nationaltugend* und *Religion* vollkommen gesichert. Von dem *Nationalcharakter* scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das *Individuum* habe, oder wie er sich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt, so ist der Nationalcharakter nicht etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verschiedner Nationen, welche sich in nationellen Zügen ähnlich sind, wie Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf diejenigen ein, welche sich desselben nicht *bewußt* werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Masse des Volks, welche (wenn nicht selbst gesellige Kultur die Hauptseite des Nationalcharakters ist), durch gesellige Verhältnisse den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeschliffen,

t. Daraus folgt also das Zweite, daß man das Edle des Natio-
lcharakters in dem kräftigern und unverdorbnern Volke, seine Schat-
nseiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufassen habe.
zeil aber eine Nation nicht bloß aus allen ihren gleichzeitigen,
ndern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern
steht, und jeder Charakter, also auch der Nationalcharakter, eine
e besondre Richtung und Individualität, welche eine Nation als Gan-
s zeigt, und wodurch sie eben sowohl ihre Glieder verbindet, als sie
h eben dadurch von andern Nationen unterscheidet, in dem Leben der
ation sich allmählig entwickelt; so muß, wer den Charakter einer
ation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart ken-
n. Im letztern Falle ist es erst vollkommen möglich, die ur-
rünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten,
wie das Wesentliche von den zufälligen Aeußerungen einer
ation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale)
on dem, was sie mit andern gemein hat, zu unterscheiden. (Ueber
rschiedne Nationalcharaktere siehe Kants pragm. Anthropologie S.
95.) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der National-
harakter etwas sey, was die Natur aus der Nation gemacht,
der vielmehr etwas, was die Nation aus sich selbst gemacht
nd gegeben habe. Denn obzwar Abstammung und Sprache die Grund-
gen der Nationalität sind, welche jedes Nationalglied ohne sein Zu-
un empfängt, so läßt sich doch das Gegebne weiter fortbilden und zur
genthümlichen Gestalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu sa-
en: Dichter und Philosophen bilden die Sprache. Allein
uch hier darf die herrschende Wechselwirkung zwischen Freiheit und Na-
rnothwendigkeit nicht übersehen werden. Wo nämlich irgend in einer
Nation ein großer Geist aufsteht, der nach außen lehrend, bildend
der herrschend wirkt, und dem Staate, der Kunst, der Wissenschaft
uf lange Zeit seinen unsterblichen Geist einhaucht, und seiner Sphäre
inen neuen Schwung und eine feste Richtung gibt, da wird derselbe
rst aus dieser Nation entwickelt und gebildet, und das Gesammt-
eben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius sind Empfäng-
ichkeit und Selbstthätigkeit in gleicher Energie vorhanden) eben so kräf-
ig ein, als er mit Freiheit das Gesammtleben seiner Nation ergreift,
s eigenthümlich gestaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt.
Von großen Geistern sagt man, sie stehen über einer Nation, dies
eißt eben sowohl: in ihnen lebt und sammelt sich die Nationalkraft
n eigenthümlicher Form, (Individualität) und wirkt in der besondern
Sphäre, als: sie bilden und leiten die Nation, und bestimmen so den
Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was ersteres anlangt, so
inden wir oft, daß auch die größten Geister selbst, wo es darauf an-
am, die Beschränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung
uf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die französischen und deut-
chen Dichter), ihre Nationalität nicht verläugnen konnten, und dersel-
en häufig ihren Zoll abtrugen. Eben so finden wir auf der andern
Seite Kunst, Wissenschaft, und jedes wahrhaft Menschliche einer Na-
ion, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geschichte der-
selben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer geniellen Gei-
ster angeknüpft, und von ihnen gleichsam ausgehend und verbreitet. Hier
also zeigt sich, was die Freiheit aus der Nationalität macht, und wie
ie zu der Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen
Freiheit und Nothwendigkeit abermals zusammen. Denn einen großen
Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebnen und ge-

schaffnen Verhältnissen mit eigenthümlicher, ungemeiner Energie durchführt und zu realisiren sich bestrebt. Die Natur oder das Schicksal hat ihm vorgearbeitet, er *findet* Verhältnisse, und sein Platz ist ihm in seiner Nation bestimmt, die er nicht wählen, sondern als die seinige, als mit ihm verwandt, umfassen soll. Auch die hier gegebnen Verhältnisse und das Eigenthümliche seiner Nation faßt der große Geist mit scharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beseelen. Er betrachtet sie nicht als etwas *Zufälliges* und Willkürliches, sondern als etwas *Nothwendiges* und Ehrwürdiges; er sieht in dem *Gegebnen* der Nation Anlage und Bestimmung; er durchschaut, was die Nation in irgend einem Kreise werden kann, und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freieres Eingreifen in die gegebnen Verhältnisse seine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu diesem Ziele hin. Darum scheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer erstanden sind, dieselbe ein schnelleres und bewegteres Leben zu führen, und sich rascheren Gangs ihrer Bestimmung zu nähern, als sonst in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr ist, und es entwickelt sich eine Zukunft, die der Genius schon gesehen, denn vor ihm schließt sich *Vergangenheit und Zukunft* auf. In dieser Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Masse hervor, auf die sein Geist belebend wirkte. — Aus dem oben Gesagten kann auch klar seyn, wie sich die Bildung des Individuums zu der *Nationalbildung* und Erziehung verhält, und wie diese zu Menschheit. Denn wenn *Nationalität die Menschheit* ist, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität seyn soll, so darf auch der Nationalcharakter nie so weit gehen, und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehr der Völker und Menschheit Eintrag thut, und steten Haß zwischen ihnen nähre. Eine Nation, welche sich auf *diese* Weise abschließt und von der Gemeinschaft in der Menschheit absondert, würde selbst geistig zurückbleiben, und sich eine freie humane Entwickelung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellt die alte Zeit in der hebräischen Nation auf. In das *entgegengesetzte* Extrem fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn sie aus vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beschönigend Universalität genannt, sich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter mit der Nationaleinheit zerfallen und verschwinden muß. Die wahre Erziehung ist daher Erziehung des *Individuums* unter der Form der kräftigen Nationalität zur *Menschheit*. Sie ist *individuelle* Erziehung, sofern sie die schon gegebne Individualität nicht vernichten, sondern berücksichtigen und zu einer eigenthümlichen Menschheitsform erheben will. Sie ist *Nationalbeziehung*, sofern dies unter dem Charakter der Nation geschieht, und insofern sie hauptsächlich das Gefühl der Nationalehre und Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten sucht. Eine solche ist auch den Deutschen Noth! T.

Nationalbildung, s. Volksbildung.

Nationalinstitut, s. Institut.

Nationaltheater. In den letzten Decennien sprach man in Deutschland viel von Nationaltheatern, und insbesondre die Berliner nennen ihr deutsches Schauspielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es scheint, daß dieses einer jener dunkeln Begriffe gewesen sey, von

welchen diejenigen vielleicht am meisten Rechenschaft geben könnten, den Ausdruck Nationaltheater am häufigsten brauchten. Nur da[illegible] wann eine Nation eine eigenthümliche dramatische Literatur besitzt, [illegible] sie ein Nationaltheater haben. Eine eigenthümliche nationelle dram[illegible] sche Literatur setzt aber Nationalsitten, Nationalcharakter, Natio[illegible] interesse, große Nationalbegebenheiten, eine vollständig gebildete Na[illegible] nalsprache, einen Nationalgeschmack voraus. Ein Theater, auf welch[illegible] die Stücke einer dramatischen Literatur, die auf diesen Grundla[illegible] beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werd[illegible] In diesem Sinne ist das Théâtre français zu Paris ein wahres N[illegible] tionaltheater, ungeachtet es von den Franzosen nicht so genannt wi[illegible] — Ob es nach diesem Begriff in Deutschland ein Nationaltheater ge[illegible] kann nach dem Obigen von selbst beurtheilt werden.

Nationalversammlung, Nationalconvent, s[illegible] Frankreich.

Natur. Schon dem frühesten Alterthum erschien die Sinnenw[illegible] mit allen ihren mannichfaltigen Elementen und Geschlechtern, theils a[illegible] der einen Seite (und hier war eigentlich zunächst nicht von der jetzig[illegible] Natur, sondern von ihrem Urbild die Rede) als eine Offenbarung [illegible] Erzeugung aus Gott (als Dionysos und Zagreus der ältesten Geheim[illegible] lehren), ein Wort, eine Sprache Gottes zu dem Menschen, theils [illegible] hier war mehr die jetzige Natur gemeint, erkannten die alten Geheim[illegible] lehren in dem bunten Sinnenreich des Dionysos den einstweiligen, [illegible] übergehenden Aufenthaltsort der zu ihrem ewigen Ursprung heimkehren[illegible] den Seelen, reich sowohl an Hülfsmitteln, welche jene Heimkehr be[illegible] günstigen, die Sehnsucht dazu erwecken, als auch an Mitteln, welche die Seele durch ihren falschen Reiz fesseln und von der Heimkehr ab[illegible] führen, sie derselben in sinnlicher Trunkenheit vergessen machen können. Auch unserm Gefühle offenbart sich die Natur in beiderlei Bedeutung. Die Schriftsteller über thierischen Magnetismus erzählen, daß nach der Aussage der Clairvoyanten diesen in den Zuständen ihrer Entzückung öfters schöne Gegenden, reitzende Naturansichten vor den Augen der Phantasie erscheinen, und bei mehrern bestand das Angenehme ihres Zustandes vorzüglich in dem Erscheinen und geistigen Beschauen [illegible] Naturbilder. Auch der ehrwürdige Stilling erzählt von sich selber, daß ihm bei dem Schreiben seines merkwürdigen Heimwehbuchs vorzüglich oft himmlisch schöne Landschaften, reizende Naturansichten vor der Seele geschwebt hätten, und hält diese innern Erscheinungen für Einwirkungen und Rührungen aus einer höheren Region. Die Sprache der Poesie und des Prophetenthums besteht vorzüglich in solchen Naturbildern, und auf der höchsten Begeisterungsstufe des letztern verwandeln sich die Worte ganz in Naturbilder und Gestalten, worin sich einem solchen Clairvoyanten höherer Art die Begebenheiten der Zukunft und die Werke einer höhern Region kund thun. Auch zu uns spricht zuweilen die äu[illegible] ßere Natur bei dem stillen einsamen Betrachten einer schönen, groß[illegible] tigen Landschaft, oder einer vorzüglich imposanten Naturerscheinung, eine solche, nicht leicht in Worte zu übersetzende Geistersprache und das Sehnen, die Vorahnungen, die dann zuweilen in uns erwachen, fin[illegible] den wohl ihre Befriedigung und Erfüllung nicht in dem jetzigen Da[illegible] seyn, sondern sind uns Boten aus einer fernen höhern Zukunft. Sie sind uns jener bessere Becher des Dionysos, der uns die Augen über Gegenwart und Zukunft von neuem öffnet, und die Sehnsucht nach der Heimkehr wieder in uns erweckt. Von dieser Seite ist uns dennoch die Natur noch immer, was sie den Lehrern des Alterthums war; [illegible]

e Bilder- und Hieroglyphensprache, worin die Gottheit
uns redet, uns ermahnt, erweckt, belehrt und tröstet, obglei
en hohen Hieroglyphen viele vermischt und unkenntlich, vi
und zu einer gerade umgekehrten Bedeutung gemißbrauch
Aber auch in der andern oben erwähnten Bedeutung zeigt si
Natur noch jetzt als bergender und wohlthätiger, aber auch
verführerischer, gefährlicher Aufenthaltsort auf der Pilgerreis
en zur Heimath. Ein Theosoph und Philosoph der neuern
Martin) vergleicht die Natur mit einer bergenden Decke,
höhere wohlthätige Hand über die Schrecken und Gefahren ei
baren Abgrundes, die sich öfters durch jene Decke hindur
herauf erheben, hinweggebreitet und gebaut habe, welche ab
auch von oben die Strahlen einer höhern Sonne zwar leich
ieße, aber dieselben auf mannichfaltige Weise bräche und
der That kennt jeder von uns aus der frühern phantastisch
Kindheit jenes Gefühl der Sicherheit und des Schutzes,
nach dem Erzählen und Anhören gespensterhafter Mährche
wandelt, wann wir von dem grausenerregenden einsamen
geräuschvolle, lebhafte Umgebung kommen; jenes Gefühl, da
dann erfüllt, wann nach der lebhaften Furcht einer in Einsam
wachten Nacht auf einmal der helle Tag anbricht, der un
lebendige Umgebung in ihrer bunten Mannigfaltigkeit wie
macht. In solchen nächtlich einsamen oder sonst Furcht er
genblicken war es uns, als ob jener Abgrund, jene Region
kens mit ihren Furchtgestalten uns näher getreten wäre,
darauf folgenden wieder beruhigenden Momenten war es u
ße bergende, schirmende Decke wieder über jenen Abgrund
gen, die Zwischenmauer zwischen ihm und uns von neuem
würde. Auf der andern Seite haben die Mystiker der höhe
dern Art zu allen Zeiten behauptet, daß die möglichste Er
ene Decke, die möglichste Enthüllung derselben nöthig sey,
Strahlen der höhern Region rein und ungetrübt zu uns gela
Jene verhüllende Decke, welche in den Geheimlehren des
als der eine, der Taumel-Becher des Dionysos (des Re
und Herrschers der Sinnenwelt) erscheint, muß in unsrer
die über alle Theile der Naturkunde so reiche Aufschlüsse g
schichte des magnetischen Hellsehens und der damit verwand
nungen eine neue Deutung erhalten. Wenn die Seelen jen
cher des Dionysos leeren, heißt es, vergessen sie der Heima
n ihnen die schmerzliche Sehnsucht nach ihrem Ursprung,
die Kenntniß ihrer Vergangenheit, bis der andre bessere
gereicht wird, der auf einmal die entschlafene Sehnsucht
lebt, die verloren gegangne Erinnerung an die Heimath
weckt. Auch der gewöhnliche (sogenannte wache) Zustand
scheint im Vergleich mit jenem des Hellsehens, wobei gen
deutliche Erinnerung aller im Wachen längst vergeßnen M
Vergangenheit, und ein ungewöhnlich klarer und deutlich
alle höhern und niedern Geheimnisse des Lebens, und in
seiner Bestimmung Statt findet, in einem beständigen V
nur momentanen Wiedererinnern des eigentlichen Losungsw
Daseyns zu bestehen. Beim Erwachen aus dem Zustand de
wissen die magnetisch Hellsehenden nichts mehr von Allem,
welche alle jene geistigen Erkenntnisse verhüllt, zieht sich von
und nur der Tod nimmt dieselbe ganz hinweg. Hierin

zerstreuende, den äußern Sinn in Anspruch nehmende äußere Umgebung des alltäglichen Lebens, wie der Taumelbecher des Dionysos zu wirken; das stärkere Geräusch macht das leisere unhörbar, das hellere Licht überglänzt das schwächere, das sinnliche Leben in uns armen beidlebigen Wesen das erst aufkeimende geistige. Der Zustand des magnetischen Hellsehens wird dadurch möglich, daß die Seele von der äußern Sinnenwelt zurück in ihr Innres gezogen wird. Jene Zurückgezogenheit ins Innre wird beim magnetischen Hellsehen nicht durch den freien Willen und durch einen höhern Act der Selbstverläugnung bewirkt, sondern sie geschieht unwillkührlich, nach dem Wirkungsgesetz körperlich-organischer Kräfte (man sehe den Artikel Magnetismus); es gibt aber eine andre, freiwillige Zurückziehung, aus dem die innre leise Stimme übertäubenden Geräusch der Sinnenwelt ins Innre, welche nur durch Selbstüberwindung möglich wird; und durch jene freiwillige Zurückziehung gelangt die Seele zu einer ganz neuen, höhern Art des Hellsehens, welche durch kein Wiedererwachen unterbrochen wird, weil sie selbst der eigentliche und ursprüngliche Zustand des Wachens unsrer Natur ist. In der That, nur Erfahrungen dieser Art sind es, welche jenen andern, für uns sehr demüthigenden, daß z. B. schon der volle Magen, Unverdaulichkeit und andre krankhafte Zustände dieser Art uns auf einmal die Region unsrer Erkenntnisse verengern und unzugänglicher machen können, ein tröstendes Gegengewicht zu halten vermögen. Der Taumelbecher, den uns Dionysos als Herrscher der Sinnenwelt reicht, ist Liebe und Anhänglichkeit zu dem Sinnlichen; der im jetzigen Zustand des Daseyns meist überwiegenden Anneigung zum Sinnlichen muß die höhere Liebe (und mit ihr das höhere Erkennen) weichen. Sobald aber im reinern Menschen ihrerseits die höhere Liebe das Uebergewicht gewinnt, kehrt auch mit ihr das höhere Erkennen (das oben erwähnte Hellsehen höherer, beßrer Art) wieder. Wenn demnach schon nach den Lehren des Alterthums die uns umgebende Sinnenwelt auf doppelt, ganz entgegengesetzte Weise auf uns einwirkt, einmal als Sprache und Stimme einer höheren Region, die durch ihre dunkeln, aber das Gefühl mächtig ergreifenden Hieroglyphen die Sehnsucht nach dem Höhern und Bessern (das Heimweh) mächtig in uns weckt und verstärkt, auf der andern Seite aber als betäubender (jene höhere Stimme übertäubender) Schlaftrunk; so steht dieses mit der eben so alten Ansicht, nach welcher die Sinnenwelt durch den Kampf zweier sich entgegengesetzten Kräfte, der bösen und guten, des Lichts und der Finsterniß, entstanden und ein Zusammenfluß aus beiden ist, in tiefem Zusammenhang, und unser eignes Gefühl, unsre innerste Erfahrung widerspricht jenen alten Lehren und Ansichten nicht. Wir haben uns mit Absicht hier länger, als es vielleicht vielen Lesern erwünscht war, bei den Ansichten der ältesten Zeit über die Natur und das Verhältniß derselben zum Menschen verweilt, weil in der That das Alterthum in dieses Geheimniß tiefere Blicke gethan als die letzten Menschenalter, und die eben erwähnten Ansichten, über welche man das Nähere in Creuzers Symbolik und Mythologie nachlesen kann, jenen Gegenstand mit vollkommner Wahrheit und Helle auffassen. Auch das, was der Mensch der Natur ursprünglich war und seyn sollte, hatte die alte Zeit richtig erkannt, und es ließe sich bei dieser Gelegenheit viel über eine Magie höherer und niederer Art sagen, wenn dieser Artikel hierzu hinlängliche Gelegenheit darböte. In neuerer Zeit ist das Verhältniß des Menschen zur Natur, und der Natur zum Menschen zum Theil auf andre Weise aufgefaßt worden. Indeß hat es auch von diesem Gesichtspunkte aus einem auf-

rksamen Auge nicht entgehen können, wie sehr die Natur ein gesen-
dtes und belehrendes Wort der Gottheit an den Menschen sey. Be-
ders hat Herder in dem trefflichen ersten Theile seiner Ideen zur
ilosophie der Geschichte der Menschheit genügend gezeigt, wie der
ensch so oft äußere Einrichtungen, Künste und Kunstfertigkeiten der
n umgebenden äußern Natur, besonders der Thierwelt abgelernt, wie
s bauende Thier dem Menschen bauen (ein kleiner Käfer ihm das
graben der Todten) gelehrt habe. In so weit jene Ansicht in der
ahrheit begründet ist, zeigt sich hier abermals, daß der Mensch erst
rch Zurückstrahlung aus einer untergeordneten Region das ihm ur-
ünglich, jetzt verloren gegangene Licht wieder empfangen konnte. Hg.

Naturaliencabinet (Naturalienkammer, Naturaliensamm-
ng), ist eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Rei-
n der Natur, welche entweder eine öffentliche Anstalt ist, oder von
ivatpersonen angelegt wird, zuweilen bloß aus Prachtliebe, zuweilen
s Liebhaberei, oder aus wirklichem Interesse für die Beförderung der
issenschaft. Die erste Veranlassung zu solchen Sammlungen scheint
Alterthum die Sitte gewesen zu seyn, außerordentliche Werke oder
ne Naturgegenstände in den Tempeln aufstellen zu lassen. So ließ
nig Philipp von Macedonien die Hörner jenes wilden Ochsen, wel-
r lange das Land verheert hatte, im Tempel des Hercules aufhan-
n. So untersuchte Plinius in einem Tempel zu Rom ein großes
ück Wurzel des Zimmtbaums. Daß bei diesen naturhistorischen Ge-
nständen in den Tempeln viel mythologisches unterlief, begreift sich
icht, und man braucht sich deßfalls nur an den Schulterknochen des
lops zu erinnern, der im Tempel zu Elis gezeigt wurde. Wer eigent-
ich aber im Alterthum zuerst eigne naturhistorische Sammlungen zur
Beförderung der Wissenschaft angelegt, ist unbekannt. Wahrscheinlich
st es, daß Aristoteles eine solche Sammlung hatte, da ihm auf Alexan-
ders Befehl das Seltenste aus allen drei Reichen der Natur zugeschickt
erden mußte. Was indessen im Alterthum der Einrichtung von Na-
uraliencabinetern vorzüglich entgegengestanden haben muß, scheint die
nzulänglichkeit der Mittel gewesen zu seyn, die man damals zur Auf-
bewahrung der der Fäulniß unterworfenen Gegenstände hatte. Noch un-
ekannt mit dem Gebrauch des Weingeistes, welcher alle Fäulniß ab-
hält, und bei seiner Durchsichtigkeit die vollkommne Beschauung des
n ihm aufbewahrten Körpers verstattet, legte man die faulbaren Na-
turalien in Salzwasser oder in Honig, oder man übergoß sie mit Wachs.
Im Mittelalter war die Anlegung von Naturaliensammlungen gewöhn-
ich die Sache der Kaiser, Könige und Fürsten, denen man aus dem
uslande seltne Naturgegenstände zum Geschenk mitbrachte, wozu die
usbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als sich die
Vorurtheile verloren, welche sich anfangs der Anatomie entgegensetzten,
nd die Akademien die Erlaubniß bekamen, menschliche Körper zu zer-
gen, scheint man zuerst den Nutzen des Weingeistes zur Aufbewahrung
ulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erst später wurden Naturalien-
mmlungen von Privatpersonen angelegt. Solche Oerter, wo ein leb-
after Handelsverkehr herrschte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es
t daher nicht unwahrscheinlich, was Herr von Stetten in seiner Kunst-
eschichte von Augsburg sagt, daß dieser Sammlungsgeist in Deutsch-
and in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch seinen
andel so blühenden Augsburg zuerst rege geworden sey. Die ersten ei-
nigermaßen bedeutenden Privatsammlungen kommen indessen erst im 16ten
ahrhundert vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Pa-

racelsus, Cardanus, Conrad Gesner, Georg Agricola und andre nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Catalog von Privatsammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das Jahr 1553 in Ingolstadt in großem Ansehn stand, im Jahre 1565 zu München in 4. heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privat-Naturaliencabinetern angefüllt. Als die vorzüglichsten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturaliencabinet der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schlosse zu Berlin, und das der Gesellschaft naturforschender Freunde ebendaselbst, das kaiserlich königliche Cabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Cabineter zu Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Cabinet, welches einen Theil des brittischen Museums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaselbst, die Cabineter im Haag, Barcelona, Madrid, das kaiserliche Naturaliencabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturaliensammlungen, und bloß in dem letztern Reiche ist das auf der Universität Upsala befindliche Cabinet zu bemerken, um welches sich der berühmte Linne besonders verdient gemacht hat. Der mannichfaltige Nutzen solcher Sammlungen springt übrigens so von selbst in die Augen, daß es überflüssig seyn würde, denselben noch besonders aus einander zu setzen.

Naturalismus. Unter diesem Worte versteht man gewöhnlich die Ausübung einer Sache, nicht nach den Regeln der Kunst, sondern nach eignen Versuchen. So ist z. B. derjenige ein Naturalist im Fechten, der diese Kunst nie nach den Regeln gelernt hat, und doch mit einem andern zu fechten unternimmt. So ist man Naturalist sogar in der Philosophie, wenn man bloß mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes, ohne historische und theoretische Kenntnisse dieser Wissenschaft, die Probleme derselben zu untersuchen und zu entscheiden unternimmt. Alle Künste sind in diesem Sinne von Naturalismus oder Naturaliserei ausgegangen; früh waren die vom Instinct oder zuweilen vom Genie eingegebnen Versuche, aus deren wiederholter Beobachtung hellere Köpfe mit der Zeit Kunstregeln bildeten, und dieses war der Gang der Sache in allen Künsten. Die ersten Künstler waren also Naturalisten, die nachfolgenden bildeten die Kunst so aus, daß es oft schien, als ob man sie ohne natürliche Anlage und bloß durch Kunstregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künstler haben im Gegensatz von geschickten Naturalisten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es besser sey, Naturalist oder Künstler in einer Sache zu seyn. In einer jetzt seltner gewordnen und wissenschaftlichen Bedeutung setzt man das Wort Naturalismus, als gleichbedeutend mit natürlicher oder Vernunftreligion, zuweilen der Offenbarung entgegen und versteht darunter das System, nach welchem der Mensch durch den Gebrauch und die geschickte Anwendung seiner natürlichen Kräfte, ohne den Gebrauch einer offenbarten Religion, zur Vollendung in diesem und zur Seligkeit in jenem Leben gelangen kann.

Naturalisiren (zuweilen auch nationalisiren), heißt jemanden in einem Lande einheimisch machen, oder ihm als Fremden die politischen Titel eines im Lande gebornen mittheilen. Das Recht, welches den naturalisirten auf diese Weise ertheilt wird, heißt das jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande gebornen). Sehr selten schließt aber die Naturalisirung oder die Ertheilung des Indigenats (s. d.) die Mittheilung aller politischen Rechte eines Eingebornen oder Landskindes in sich, und oft ist das Indigenat noch vom

rtlichen Bürgerrecht verschieden. In jedem Lande sind gewöhnlich
e Fälle, in welchen man naturalisirt werden kann, durch allgemeine
ndesgesetze bestimmt, von denen jedoch in monarchischen Staaten die
unst des Fürsten häufig dispensirt. Gewöhnlich gibt eine Reihe von
hren, die man in einem Lande zugebracht oder eine Stelle, die
an darin erlangt, oder ein Verdienst, das man sich darum erwor-
n hat, das Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt
an, daß sie in ihrer ersten Entwicklungsperiode, um sich in der Zahl
verstärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts eben so freigebig wa-
n, als sie streng und sparsam damit wurden, wenn der Staat fest
gründet und in seiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten
epubliken führte auch dieses mit sich, daß man mit Ertheilung des
ürgerrechts wieder äußerst freigebig wurde, indem der Luxus, die ver-
ehrten Communicationen, der verminderte Werth einer sinkenden Frei-
it, das Isolirungssystem schwächte und das Bürgerrecht weniger
ätzbar machte. Wenn man in England naturalisirt wird, so erhält
an damit noch weder das Recht, Parlamentsmitglied oder Glied des
inisterconseils oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die
andelsvortheile, welche der geborne Engländer im Handel mit aus-
ärtigen Nationen genießt, konnten jedoch allein viele Ausländer be-
egen, sich naturalisiren zu lassen. Auch dafür ist in England gesorgt.
rst sieben Jahre nach der geschehenen Naturalisation darf der Natu-
alisirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen Engländer in frem-
en Ländern Theil nehmen. In einer übergetragenen Bedeutung ge-
raucht man das Wort naturalisiren auch von Naturproducten eines
Landes, welche in ein andres verpflanzt werden, und von Wörtern ei-
er fremden Sprache, welchen man das Bürgerrecht in einer andern
rtheilt.

Naturdichter, Naturpoesie. Daß man diesen Namen in
nsrer Zeit sehr gemißbraucht hat, darin sind alle Gebildeten vollkom-
men einverstanden. Indessen könnte man noch fragen, ob dieser Name
berhaupt einen verständigen Sinn gewähre, und darum wird die ge-
auere Entwickelung der Begriffe über diesen Gegenstand nicht über-
üssig seyn. Wenn die Poesie, wie allgemein angenommen werden muß,
ine Kunst ist, so kann, scheint es, kein Dichter ein Naturdichter
eyn, und wenn jeder Dichter, wie man sagt, „geboren wird,"
der „ein geborner Dichter seyn muß," so muß jeder Dichter
uch Naturdichter seyn. Wahr ist es nun, daß die Dichtkunst
in Naturell voraussetzt, welches kein Mensch sich geben kann; es gibt
ber auch manches an der Kunst, was nur durch Fleiß, Uebung
nd freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber
eide, Natur und Freiheit, glücklich zusammentreffen, ist das Höchste
n der Poesie möglich. Jeder ist also durch seine Natur, keiner durch
loße Natur Dichter, und es gibt in dieser Beziehung gar keinen
Naturdichter; oder jeder ist einer. Aber es lassen sich Grade der Kunst-
ildung unterscheiden, mit welchen jemand die Kunst ausübt. Der Ei-
e empfängt eine schulmäßige Anleitung in dem Gebrauch seines Kunst-
ittels, oder übt sich selbst nach bestimmten Grundsätzen in der fehler-
reien und richtigen Anwendung desselben, um es dereinst zur freien
Darstellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Stu-
ium und fremde Anweisung schon der Versuch zu einem gelungnen
Werke, und jede Uebung eines spielenden Krafttriebes ein angenehmes,
efälliges Product. Wollte man diesen Naturdichter nennen, so wür-
e entweder der höhere Grad der Genialität, das Charakteri-

stische desselben oder der Naturdichter nichts anders, als ein *Naturalist* in der Dichtkunst seyn. Denn es ließe sich auch denken, daß *jener*, der die vollkommne Schule, das eigentlich Technische oder Grammatische und Erlernbare der Kunst, mit Ernst und Freiheit mehr oder minder schnell durchlaufen, *desselben Grades* der Energie sich rühmen dürfte, und daß er den, welcher schon früh spielend und ohne planmäßige Anleitung und Uebung ein angenehmes und gefälliges Product hervorbringt, späterhin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit seiner Werke weit übertreffe. In dieser Rücksicht würden wir einen *Naturalisten* in der Poesie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz seines Products und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden Naturalisten zu nennen pflegt, dem die kunstmäßige Ausbildung seines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger sichern *Uebungen* desselben das aufstellt, was er für Kunstwerk hält oder im Kunstgebiete zu leisten entschlossen ist. Wer seinen Talenten *alles* überläßt, und mit flüchtiger Einsicht in das Kunstgebiet, ohne tieferes Studium der Kunst und ihrer Gegenstände zum Darstellen eilt, wo er noch *üben* sollte, der ist Naturalist. In der Poesie, Declamation und in den mimischen Künsten zeigt sich hauptsächlich der Naturalismus, weil in diesen das Kunstmittel von dem darstellenden Subject ungetrennt ist, und es jeder im Leben, aber zu andrer Absicht gebraucht. Deßhalb entsteht so leicht die Meinung, als sey in diesen Künsten das Studium nicht nöthig, und deßhalb könnte es auch scheinen, als sey ein jeder Dichter und Schauspieler *Naturalist*. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, so ergibt sich bald, mit welchem gewissenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiösen Vertiefung in die Gegenstände der Dichtkunst sie ihren Naturberuf entfaltet, und ihrer Kunst obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die meisten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. s. w. nicht betrieben hätten, und also Naturalisten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweise den Namen des *Naturdichters* auf sie übertragen. Sonach würde derselbe zunächst denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetischen Anlage ausgestattet, auch eignes *tiefes* Studium, ohne *fremde* Anweisung (als Autodidact) zu dem Charakter der Dichters gelangt. Endlich scheint sich dieser Name, so wie der Ausdruck Naturpoesie, auf die *verschiednen Arten der Bildung* zu beziehen, unter deren Bedingung die Poesie geübt wird; denn *ohne alle Cultur* hat es nirgends und zu keiner Zeit Poesie gegeben. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen *Anschauung* und der allseitigen Vertiefung in die Gegenstände trägt; sie ist dem Künstler vorzugsweise eigen und förderlich, in Beziehung auf die Persönlichkeit des Künstlers aber ist sie mehr bewußtlos und hat den äußern Anschein eines instinctartigen, aber freien Hingebens und Hingezogenseyns an die Gegenstände. Sie findet sich unter Menschen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo sich der Mensch nur erst allmählig über die Naturgewalt erhoben hat, und wo er also der Natur noch näher steht. Eine andre *entgegengesetzte* Art der Cultur findet Statt, wo einseitige, das Geistige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Reflexion herrschend geworden ist. Man kann sie die *künstlichere* Bildung nennen. Bei jener herrscht überhaupt der

Kunst, bei dieser die Wissenschaft vor. Dieser Gegensatz aber tritt ein 1. in Hinsicht ganzer Geschichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchristlichen), und der neuern Zeit, so daß man die griechische Poesie im Gegensatze der Poesie der neuern Völker überhaupt und vorzugsweise Naturpoesie, letztere Kunstpoesie nennen könnte, in sofern sie eine künstlichere Bildung voraussetzt; dann 2. in Hinsicht der Geschichtsperioden einzelner Völker, so daß die homerische Poesie durch ihren reinnatürlichen Charakter im Gegensatze der spätern und ausgebildetern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutsche Poesie, namentlich die Poesie der Volkslieder oder die volksmäßige Poesie, im Gegensatze der Dichtungen späterer und unserer Zeit Naturpoesie genannt werden dürfen; endlich 3. in einer und derselben Zeit bei verschiedenartiger Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder diese Ansicht, die poetische und lebendige, oder die verständige und reflectirende Ansicht vorherrscht. So könnte man z. B. Bürger, ja selbst Göthe, als wahren Naturdichter, einem Schiller, als mehr reflectirendem Dichter (Einige sagen philosophischem Dichter), entgegenstellen. Erstere nämlich fassen ihre innre Welt im Drange ihres poetischen Gefühls in lebendigen, scharf beschlossenen Zügen und Gestalten auf; in Schillers Poesien findet man dagegen oft nur eine erhabne und geistvolle Reflexion über die Gegenstände, ja die Poesie selbst, statt Darstellung derselben, ferner, ein Gegensatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dichter in seiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, das freilich erst nach seinem Hingang in Dichtern von weniger Energie und Gedankenfülle besonders unangenehm bemerkt, und zum Gegensatz der Poesie in der Poesie geworden ist. Aus dieser Culturverschiedenheit ist es auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns so selten sind, und immer seltner erscheinen werden, da im Gegentheil die Kunstphilosophen und Kritiker sich vermehren. Denn die Reflexion über das Geschaffene folgt dem Schaffen nach, und erscheint vorherrschend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks sich erschöpft. Ferner ist es auch erklärbar, warum erst zu unsrer Zeit der Unterschied der Naturpoesie und des Naturdichters von der Kunstpoesie gemacht worden ist. Denn da der Naturdichter als solcher weniger über sich selbst reflectirt, was erst der Charakter einer spätern Cultur ist, in welcher der Verstand zum vorherrschenden Princip erhoben wird, so konnte eben auch der Charakter der Naturpoesie den Menschen einer Zeit nicht zum Bewußtseyn kommen, wohl aber der spätern Zeit, der Zeit der herrschenden Reflexion, die jenen Gegensatz erst bildet und begreift. Zu den Merkmalen der Naturpoesie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß sie freilich mehr oder weniger volksmäßig ist, und alle Classen und Stände einer Nation gleich anspricht, begeistert und erhebt; dahingegen die Kunstpoesie einen höhern Grad, besonders der intellectuellen und geselligen Cultur verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet ist. Wenn jene mehr an sich selbst erhebt und erfreut, so muß man sich zu dieser erheben und bilden. Endlich kann der Name Naturpoesie und Naturdichter auch auf den Gegenstand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rücksicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieser Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen kann nur da selbstständig von der Poesie gefaßt und behandelt werden, wo sie nicht im Gegensatze des Geistes und bloß durch Reflexion, sondern symbolisch, und gleichsam als Personificirung des Geistigen durch Phantasie aufgefaßt wird. Dieses ist gewöhnlich in der

beschreibenden oder mahlenden Poesie am allerwenigsten der Fall; sie ist im Gegentheil öfter Product einer einseitigen Reflexion, welcher die Phantasie kümmerlich untergeordnet wird, als freies Resultat der gefühlvollen und phantasiereichen Naturanschauung, daher wir das beschreibende Gedicht, wie es ist, am wenigsten zur Naturpoesie und den beschreibenden Dichter zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns jemand um ein fehlerfreies Muster der Naturpoesie in leztern Sinne früge. Was man übrigens heutzutage hier und da mit dem Namen Naturdichter belegt hat, können unsre Leser aus dem Art. Hiller ungefähr ersehen. T.

Naturell. Unter diesem öfters schwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommenen, Ausdruck befaßt man am richtigsten alle jenen Eigenthümlichkeiten der Menschennatur, die aus den körperlich-organischen Anlagen hervorgehen. Vom thierischen Leben geht alles bei uns aus; unser erstes Leben ist bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geistige Leben sich entwickelt hat, dauert das vegetative fort, und hat einen wesentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geistige Leben. Wie oft sind wir ein Spiel unsers Mechanismus! Kann aber schon ein vorübergehender Zustand Veränderungen in uns bewirken, wie vielmehr wird es nicht eine bleibende Beschaffenheit! Menschen, die schon in der physischen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorstellung sich gleichen. Bei Beurtheilung eines Menschen hat man demnach Rücksicht zu nehmen auf seinen Organismus, die besondre Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß, und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im geistigen und moralischen Menschen hervorbringt. Man kann auch sagen, daß man Rücksicht zu nehmen habe auf die Constitution, Bau und Beschaffenheit der festen Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte. Beide sind noch nicht das Naturell selbst, sondern nur die Bedingungen desselben, denn je nachdem diese verschieden sind, kommen auch verschiedne Erscheinungen des Gemüths zum Vorschein. Der Artikel Temperament wird alles dieses vollends ins gehörige Licht setzen; kaum lassen sich diese beiden trennen. dd.

Naturforschung (wahrhafte) s. Naturgesetze.

Naturgeschichte, eine mit der Physik oder Naturlehre eng verbundene Wissenschaft, welche die Beschreibung oder Schilderung der Naturkörper zum Gegenstande hat. Schicklicher wäre daher auch die Benennung Naturbeschreibung, da der Name Naturgeschichte mehr die Wissenschaft von den Naturbegebenheiten zu bezeichnen scheint.

Naturgesetze. Der forschende Menschengeist sucht eigentlich in allen Gegenständen des Wissens und Erkennens nur jene ewige Wahrheit, zu welcher ihn ein seiner Natur eingepflanztes, unwiderstehliches Sehnen hintreibt. Nur wo er jene ewige Wahrheit oder ihre Spuren findet, vermag er sich zu beruhigen; anders findet er in allen seinen Bestrebungen und Forschungen kein Genüge, keine Zufriedenheit. Auch in der Natur sucht der forschende Geist nur die Gottheit, und die Spuren ihres ordnenden, liebenden Einflusses, und erst, wo er diese gefunden, gewährt ihm die Naturbetrachtung Genüge und Freude. So lange uns die Natur noch ein nach zufälliger Begegnung zusammengefügtes Gemenge der Atomen ist, das sich gegenseitig ausweicht oder an einander

[illegible]t, begünstigt oder auffrißt, ein vielbeweglicher und bewegter Mutm[illegible] ohne Seele, ohne ein allbelebendes und allliebendes Auge der Got[illegible]; so lange muß der nach Wahrheit strebende Geist in ihr ein offnes [illegible]dengrab, das ihn anekelt, finden. Wie aber der Liebende sich an [illegible]m herzlich freut, woran er die Spuren seiner Liebe und ihrer Be[illegible]rung und Einwirkung erkennt; so wird auch die Natur dem reinen [illegible]enschengemüth theuer und werth, wenn es in ihr die Gesetze und die [illegible]nwirkung seiner höhern Liebe wieder erkennt. Die chaotische Masse, [illegible]ne Gott, entstanden aus Zufall, wäre auch ohne Ordnung und ohne [illegible]setz; ein Gesetz bei der Bildung und Aneinanderfügung der Atome [illegible]raussetzen, heißt auch zu gleicher Zeit einen höhern, ordnenden (gött[illegible]chen) Einfluß annehmen, und das, was wir Naturgesetze nennen, sind [illegible]e Spuren und Fußtritte einer ewigen Ordnung, Weisheit und Liebe. [illegible]s ist gewiß nicht ohne Bedeutung, und abermals ein Zeichen, daß dem [illegible]eiste unsrer ehrwürdigen Nation jenes Sehnen nach der höhern Wahr[illegible]eit, jene höhere Liebe vorzüglich tief und lebendig eingepflanzt sey; es [illegible]. sagen wir, nicht ohne Bedeutung, daß vorzüglich Deutsche es wa[illegible]en, welche in allen Theilen der Naturwissenschaft zuerst ein höheres [illegible]esetz anerkannten. Von ungemeinem Einfluß auf das gesammte Ge[illegible]iet der Naturkenntniß waren besonders die von unserm großen Kepler [illegible]tdeckten Gesetze der Bewegung der Planeten um die Sonne; und die [illegible]esammte höhere Astronomie der neuern Zeit hat ihr Gebäude auf den [illegible]rund jener großen Entdeckungen errichtet. Kepler, der in den drück[illegible]ndsten Zeiten des 30jährigen Kriegs, arm und nur Wenigen bekannt, [illegible]bte und starb, entdeckte nach mehrjährigem unermüdet fortgesetztem [illegible]orschen zuerst an dem Planeten Mars, dann auch an allen andern [illegible]laneten unsers Sonnensystems, das Gesetz, daß die Bahnen, welche die [illegible]laneten bei ihrem Laufe um die Sonne beschreiben, kein Kreis, sondern [illegible]eiförmig) eine Ellipse seyen, in deren einem Brennpunkte die Sonne [illegible]ege. Die Planeten sind demnach an dem einen Punkte ihrer Bahn [illegible]er Sonne näher als an dem andern (jenes die Sonnennähe, dies die [illegible]Sonnenferne), und wenn sie der Sonne näher sind, bewegen sie sich [illegible]neller als in der Sonnenferne. Aber auch für diese hier schnellere, [illegible]ort langsamere Bewegung, fand Kepler [illegible] Gesetz; jenes nämlich, daß [illegible]ie von der Sonne aus nach dem jedesmaligen Stande des Planeten [illegible]ingezogene Linie (der Radius vector genannt) immer in derselben Zeit [illegible]z. B. in einem Tage) denselben Raum abschneidet, der Planet mag [illegible]n der Sonnennähe oder in der Sonnenferne stehen, indem im letztern [illegible] radius vector länger ist, und deßhalb schon ein geringeres Weiter[illegible]ücken des Planeten auf seiner Bahn ein eben so großes Stück der Bahn[illegible]äche abschneidet als der kürzere in der Sonnennähe, bei einem schnel[illegible]eren Fortrücken des Planeten. Ein drittes Gesetz, das Kepler fand, war, [illegible]aß sich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten wie [illegible]er Cubus ihrer Entfernungen, und daß z. B. ein Planet, der vier [illegible]al so weit von der Sonne entfernt wäre, ein acht Mal längeres Jahr [illegible]abe (das Quadrat von 8 wie der Cubus von 4 ist beides 64), ein [illegible]esetz, das den Astronomen bei ihren Berechnungen auf vielfältige Weise [illegible]u Hülfe kommt. Kepler hatte während seines Lebens zwar mit Gali[illegible]ei in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden und scheint von diesem, [illegible] wie noch von einigen andern wenigen Zeitgenossen anerkannt worden [illegible]u seyn, aber dennoch scheinen seine großen Entdeckungen anfangs we[illegible]ig Aufmerksamkeit erregt zu haben; er starb fast ungekannt. Etwas [illegible]ehr Aufsehen erregte gleich bei seiner Entdeckung das galileische Gesetz [illegible]es Falles, nach welchem sich die von einem Körper in seinem Herab-

allen durchlaufenen Räume verhalten, wie die Quadrate der dazu [illegible]
rauchten Zeiten, indem z. B. ein Körper in zwei Secunden vier Ma[l]
n dreien neun Mal, in vieren sechszehn Mal so viel Raum durchlauf[e]
ls in einer. Aus diesen, so wie aus den keplerischen Gesetzen, [illegible]
m darauf folgenden Jahrhundert der berühmte Newton sein Gesetz [illegible]
Schwere ab (daß diese sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfern[ung]
erhalte, und z. B. ein vier Mal so weit von der Sonne entfern[ter]
Planet als die Erde, von der Sonne sechzehn Mal weniger angezo[gen]
werde, gegen dieselbe eine sechzehn Mal geringere Schwere habe als die
Erde). Dieses Gesetz der Schwere ist es denn vorzüglich gewesen, [illegible]
von den rechnenden Astronomen der neuesten Zeit aufs scharfsinnigste
und fruchtbarste angewendet worden. Fast gleiches Schicksal mit [illegible]
atte der Kepler der Chemie, unser großer Richter, auf welchen die [illegible]
che Gelehrtenwelt gleiche Ursache hat, stolz zu seyn. Er lebte, selbst [illegible]
er Nähe des geistvollen und gebildeten Berlins nur wenigen be[kannt]
a von den meisten verkannt, ein Mißgeschick, zu welchem vielleicht [illegible]
gewisse Unbehülflichkeit seiner äußern Natur, nicht aber eine Gebre[ch]
lichkeit seines innern Menschen Veranlassung gegeben; denn Naturge[setze]
kann nur ein reines frommes Auge, ein redliches Gemüth erken[nen].
So wie es in der Astronomie ein den Deutschen nahe verwandtes Vol[k]
die Engländer, waren, welche die Entdeckungen Keplers freundlich au[f]
nahmen und weiter bildeten, so waren es auch diesmal vorzüglich [illegible]
dem trefflichen Schweden, Bergoldus, englische Chemiker, welche [illegible]
ichterischen Entdeckungen weiter bei sich ausbildeten und vervollko[mm]
neten. Durch diese fortgesetzten Bemühungen ist jetzt die [illegible]
Entdeckung zu einem, bereits von den größten Chemikern unsrer Zeit
anerkannten Naturgesetz erhoben worden. Der Inhalt dieses Natur[ge]
setzes ist: daß irgend zwei chemische Stoffe sich nicht nach ganz [illegible]
gem Verhältniß mit einander verbinden, so daß z. B. dasselbe Metall
ein Mal 10 Hunderttheile Sauerstoff oder Schwefel, ein ander Mal [illegible]
3, 14 oder auch nur 9 Hunderttheile zur Sättigung aufnehme, sondern
dasselbe Metall verbindet sich immer zur Sättigung z. B. mit 10 Hun[dert]
ertheilen Sauerstoff, oder gerade mit dem Doppelten, Dreifachen, Vier[]
fachen (20, 30, 40) und ein Metall, das im gewählten Beispiel 10
Hunderttheile Sauerstoff bedarf, braucht gerade das Doppelte, Vierfache,
Sechsfache an Schwefel zu seiner Vererzung, nämlich 20, 40, 60 u. f.
Hunderttheile; daß demnach bei allen wahrhaft chemischen Vermisch[ungen]
ein bestimmtes Maß und Zahlen Statt finden. So ist denn auch aus
dem für die gesammte Naturkunde so wichtigen Gebiet der Chemie der
blinde Zufall verscheucht, die höhere göttliche Ordnung anerkannt wor[d]
en, und dies abermals durch einen redlichen, oft verkannten Deut[]
schen. Jacob Böhme hält die Sonne so wie die Firsterne nicht für eig[ne]
e Weltkörper, sondern für Oeffnungen der Lichtwelt; mit demselben
Ausdruck könnte man solche Entdeckungen, wie die keplerischen und
ichterschen, ein Eröffnen, ein Durchsichtigwerden einer bis dahin un[]
durchsichtig gewesenen Region des Wissens nennen, Oeffnungen durch
welche das im Dunkeln weilende Menschenauge die Strahlen des ew[igen]
en Lichts seines Ursprungs zu sich herabfallen sieht, und durch welche
dasselbe mit freudiger Sehnsucht hinaufblickt in seine ewige Heimath.
Mit jenen eben erwähnten Gesetzen verwandt, aber zum Theil noch nicht
ganz zum Range von Naturgesetzen erhoben, sind jene, nach welchen
r Entfernungen der Planeten von der Sonne fast nach einer geome[tr]
ischen Proportion wachsen (wie 2, 4, 8, 16 u. f.). Hieher gehören
uch die Perioden und Gesetze der Wirkungen des Magnetismus und

[ch]e Electricität, welchen letzteren jetzt durch Oerstedt eine neue Berichtigung und Erweiterung bevorsteht. Weitere Belehrung sowohl über [die]se von Richter entdeckten, als die zuletzt erwähnten Gesetze kann man, [w]enn man anders solche begehrt, in Schweiggers Journal der Chemie, [be]sonders in mehreren Heften des Jahrgangs 1814 finden. Daß auch [i]n der organischen Natur ähnliche Gesetze herrschen, wie jene in der an[o]rgischen Natur aufgezeigten, läßt sich aus mehrern Thatsachen schlie[ß]en, obgleich sie in jener noch nicht so in bestimmter Zahl und Ab[g]ränzung nachgewiesen sind als in dieser. Dem von Richter entdeckten [V]erhältniß der chemischen Verbindungen analog, bemerkt man, daß die [P]flanzenarten der einen natürlichen Familie entweder 2 oder 4 oder 8 Staubfäden, die einer andern entweder 5 oder 10, die einer 3ten ent[w]eder 3 oder 6 oder 9 oder 12 haben. Pflanzen, welche 10 Staubfäden [h]aben, haben auch meist 5 oder 10 Blumen und Kelchblätter; Pflanzen [m]it 8 Staubfäden haben meist 4 oder 8 solche Blätter, die mit 6 oder [9] u. f. haben 3 oder 6 u. f., kurz immer fast eine Zahl, welche in die [g]eometrische Reihe der Zahl der Staubfäden paßt. Selbst den Aus[n]ahmen scheint wieder eine merkwürdige Regel zum Grunde zu liegen. [I]m Thierreich bemerkt man ein ähnliches Verhältniß der Zeiten. Die [E]ier der Schmetterlinge und andrer Insecten kriechen, nach Rösel, zum Theil schon am 7ten, oder auch am 14ten, 21sten u. f. Tage aus. Die Raupen häuten sich bei vielen Schmetterlingsarten am 7ten, 14ten, [2]1sten, 28sten u. f. Tage. Auch bei den Vögeln findet sich zum großen Theil die Periode des Brütens in Tagen als ein Multiplum der Zah[l]en 7 oder 9, und viele Krankheiten haben nach ältern Beobachtungen [e]ine 7tägige Periode zum Grunde liegen; entscheiden sich meist am 7ten, [1]4ten, 21sten u. f. Tage, so wie auch die 3- und 4tägige Periode durch [d]ie meisten hindurchgeht, und auch in den Perioden des Trächtiggehns, Säugens, Wachsthums und der Lebenslänge der Thiere sich ähnliche Verhältnisse finden. Wir wären auch in den Forschungen dieser Art [b]ereits viel weiter, wenn sich nicht bei vielen (sogenannten) Naturfor[s]chern, besonders in den nächst vorhergehenden Menschenaltern, ein Geist [d]es Widerspruchs gegen alles, was auf Gesetz und höhere Ordnung in [d]er Natur hindeutet, gefunden hätte. Der Grund jenes Widerwillens [m]ag tiefer gelegen haben, als man glaubte, und wenn wir den Begriff [d]er Naturgesetze auf die oben geschehene Weise fortsetzen, muß jener Grund als eine Art von feinem Atheismus erscheinen, welcher, ohne sich [s]einer selbst immer klar bewußt zu werden, allgemeiner verbreitet war, [a]ls das vorige Zeitalter es wußte. Daher auch die Weise, wie jener Streit geführt wurde. Naturgesetze andrer Art, welche, obgleich sie sich [n]icht so auf Zahl und festbestimmtes Maß zurückführen lassen, wie die Gesetze Keplers, Galilei's, Newtons und Richters, dennoch allerdings [h]ieher gehören, indem auch sie auf eine höhere und ewige Ordnung der Dinge hindeuten, sind zum Theil mehrere entdeckt, theils läßt sich auf [i]hr Daseyn aus verschiednen Beobachtungen schließen, wozu die frühere, [e]rnster gesinnte Zeit mehr aufgelegt war als die spätere. Jedem We[s]en in der Natur ist sein bestimmter Ort, eine bestimmte Zeit des Ent[st]ehens u. f. angewiesen, und seine ganze innre und äußre Einrichtung [v]erbietet ihm streng, über die Gränzen des natürlichen Clima's und die [ih]m bestimmten Zeiten weit hinauszuweichen. Wie in gewisser Hinsicht [a]lles auf den Menschen sich bezieht, als auf ein gemeinschaftliches Cen[t]rum, so findet sich vorzüglich über alle Theile der Erde jene merkwür[d]ige Vertheilung der Thiere und Pflanzen, vermöge welcher keiner ohne [d]ie nothwendigste Nahrung für den Menschen erscheint, den in den nörd-

lichsten Gegenden der Erde zahllose Heerden von Wasservögeln und Fi-
schen mit Fleisch, Liliengewächse mit ihren mehlichten Zwiebeln versor-
gen, und für dessen Bequemlichkeit selbst in jenen Ländern durch de[n]
treuen Hund und das Rennthier, so wie in den Sandwüsten der heiß[en]
Welt durch das ganz für diese Gegenden gemachte Kameel gesorgt i[st].
Für jene höhere Ordnung sprechen auch besonders Beobachtungen de[r]
Art, wie die von Steller, nach welchen z. B. in Kamtschatka, wo die
vorzüglichste Nahrung einiger Küstengegenden in Fischen und den Zwie-
beln eines Liliengewächses besteht, die letztern allezeit in den Jahren in
vorzüglicher Menge gedeihen, in denen die Ausbeute des Fischfanges ge-
ringer ist, und umgekehrt, weniger gut gerathen, wenn das Jahr in
Hinsicht auf Fischfang sehr reich ist; so daß jedes Jahr auf seine eige[ne]
Weise für die Ernährung jener Küstenbewohner sorgt. Selbst in der
Vertheilung der schädlichen und giftigen Thiere und andrer Naturpro[duk]-
te für den Menschen erkennt man jene Polizeiordnung einer höhern
Art, nach welcher jene Plagen nur in solchen Ländern am häufigsten
sind, worin die Natur den Menschen auf andre Weise, durch eine Fülle
von Genüssen und Bequemlichkeiten entschädigt. Ein Streben nach
Gleichgewicht, das sich, nach ältern Beobachtungen, auch darin zeigt,
daß nach gewissen allgemein verheerenden Pestkrankheiten eine desto grö-
ßere Fruchtbarkeit eintrat, so daß die entstandne Minderzahl des Men-
schengeschlechts bald wieder ausgefüllt wurde. Auch die größere Frucht-
barkeit, größere Körpermasse und zum Theil längre Lebensdauer der
pflanzenfressenden Thiere im Vergleich mit den minder zahlreichen, klei-
nern, kürzer lebenden fleischfressenden gehört hieher. — Naturgesetze von
andern Art, denen zum Theil noch eine weitere Begründung und ihre
Verbindung mit einander bevorzustehen scheint, sind das campersche,
nach welchem der untere und vordere Theil des thierischen und mensch-
lichen Gesichts in Beziehung auf Stirn und Schädel desto mehr zu-
rücktritt, je vollkommner organisirt und geistvoller die Wesen sind; das
sömmerringische, nach welchem das Gehirn im Verhälniß zur Masse
und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Masse um
so bedeutender ist, je vollkommner organisirt die Thiere sind; das gal-
lische, nach welchem der äußre Gehörgang bei pflanzenfressenden Thieren
hinter, bei fleischfressenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man
den Hirnschädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann, und
noch mehrere andre, die bis jetzt zum Theil noch zu sehr isolirt stehen.
Im Einzelnen lassen sich an jedem einzelnen organischen Wesen seine
eigenen Gesetze, nach welchen ihm gerade diese Nahrung, dieses Maß der-
selben, dieses Verhältniß zur übrigen Natur angewiesen ist, nachweisen.
Die Wanderungen, gesellschaftlichen Vereine, natürlichen Feindschaften,
Kunstfertigkeiten und ihre Ausübung stehen vornehmlich unter jenen
Gesetzen. Außer jenen allen gibt es nun auch noch eine höhere Art
von Naturgesetzen, welche eigentlich schon in das Gebiet der geistigen
Natur herüber gehören, z. B. jenes, daß die sinnliche Liebe, sinnliche
Wollust im ganzen Thierreich, und selbst noch beim Menschen in ge-
nauster Verwandtschaft mit Blutdurst und Grausamkeit stehen; daß die
wollüstigsten Völker und Individuen zugleich die grausamsten, die Thie-
re in der Zeit der Brunst am streitsüchtigsten und grimmigsten sind,
und selbst die Waffen und Werkzeuge der Vertheidigung und des Strei-
tes bei ihnen in Verbindung mit den Secretionen der Zeugungsorgane in
Wechselverhältniß mit diesen stehen sollen, so daß dem Hahn die Spo-
ren, dem Hirsch das Geweih nicht wachsen, sobald sie an jenen Orga-
nen von Natur oder durch Kunst verstümmelt sind. Hieher gehört auch

[...]e Verwandtschaft des Hochmuths mit Wahnsinn und [...] Verwandtschaft des einen Lasters mit andern Lastern, einer [...] andern Tugenden. In dieses Gebiet und in die Erkenntniß so[...] [...]len Naturgesetze dringt nur das geschärftere Auge ein, [...] nicht gescheut jene Augensalbe zu gebrauchen, welche jetzt nie[...] kaufen mag. [...]

Naturlehre oder Physik heißt der Theil der Naturk[...] [...]her die Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen der Naturkör[...] lehrt. Die Gränzen dieser Wissenschaft lassen sich jedoch [...] völliger Bestimmtheit ziehen, da sie auf vielen Seiten mit de[...] [...]matik, Chemie und Naturgeschichte zusammenfließt. Der [...] Naturlehre wurde schon im frühen Alterthume gelegt. Der hä[...] unentbehrliche Gebrauch der Naturkörper führte von selbst da[...] Eigenschaften und Kräfte kennen zu lernen. Diese Kenntniß [...] unvollständig, oberflächlich. Es verstrich über ein Jahrtausend, [...]die gemachten Beobachtungen wissenschaftlich ordnete. Dies [...] zuerst von den Chaldäern und Aegyptern, die auch in der Kenn[...] Naturkörper und ihrer Kräfte sich vor den übrigen Völkern [...] [...]welt auszeichneten. Die Griechen, welche von ihnen lernten, [...] bald hinter sich zurück. Sie waren, so viel wir wissen, die ers[...] [...]he die vorhandnen physikalischen Kenntnisse als eine besondre [...]schaft behandelten und studirten, die ihnen ein Theil der Ph[...] war. Was ihnen an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte, [...]ie durch Hypothesen, Speculationen und Subtilitäten zu ers[...] geriethen dadurch auf unzählige Abwege. Von den Römern w[...] Naturlehre wenig bearbeitet. Sie schlummerte darauf, wie alle Wissenschaften, bis zu den Zeiten der Araber. Diese schöpften [...]dem Aristoteles, dessen Werke sie vielfältig bearbeiteten und co[...] [...]en. Unter den Christen des Mittelalters hinderte religiöser A[...] das Aufblühn der Naturlehre; der Verdacht der Zauberei traf [...]jen, der sich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur [...] Zeitalter erhob. Außerdem aber befand man sich auf durch[...] [...]chem Wege; statt die Natur zu beobachten, verfolgte man d[...] aristotelisch-scholastischen Grillen. Erst zu Anfange des 17te[...] [...]hunderts fing man endlich an, die richtige Methode zu befolge[...] [...]mals bemühte sich Baco von Verulam, mit Nachdruck zu zei[...] nothwendig es sey, sich, um die Natur kennen zu lernen, von [...]ahrung leiten zu lassen. Schon vor ihm hatten Copernicus [...] [...]o de Brahe das aristotelische Lehrgebäude angegriffen und di[...] [...]hen desselben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, K[...] andre auf, und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie b[...] [...]haupten, war indeß in jenem Zeitalter, zumal wo der [...] herrschte, mit großer Gefahr verbunden. Nur langsam siegte d[...] [...]eit, wozu die Erfindung mehrerer physikalischen Instrumente [...] [...]ig beitrug, indem man mit Hülfe derselben genauere Versuch[...] [...]n konnte. Cartesius stürzte das alte System gänzlich, wie[...] Begierde, alles zu erklären, ihn wieder auf andre Abwege führ[...] [...]eiste Licht verbreitete in der Naturlehre unstreitig Newton [...] des 17ten Jahrhunderts. Seine scharfsinnigen Entdeckungen in [...] [...]om Lichte, von der Strahlenbrechung, seine Farbentheorie [...] Entdeckung des Gesetzes von der allgemeinen Anziehung oder [...]haben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher sie [...] [...]wärtig befindet.

Naturphilosophie. Ein gewisser nun verstorbner [...]

sehr wackrer Mann, beklagte sich einmal gegen Schreiber dieses sehr bitterlich, daß man in dem Styl der landesherrlichen, sowohl gedruckten als geschriebnen, Verordnungen und Rescripte einer gewissen Regierung gar sehr den leidigen Einfluß der Naturphilosophie bemerke, indem sich eine so große Menge unverständlicher Ausdrücke darin fänden. Hält man mit dieser naiven Aeußerung jenes seltsame Urtheil des [illegible] und gutmüthigen Publicums zusammen, welches eine Menge Schriften und Dinge für Naturphilosophie ausschreit, die wahrlich in dieses Gebiet noch viel weniger gehören, als Taubenmist unter das Geschlecht der Elephanten, oder das Schaf unter die Sippschaft der Heringe; jenes Urtheil, welches Alles, das Beste wie das Schlechteste, nachdem gerade die Laune, unter diesem gemeinschaftlichen Titel verdammt oder erhebt: so scheint so viel hervorzugehn, daß man im letzten Jahrzehend Alles unter dem Namen Naturphilosophie begriffen, was man nicht verstand, theils weil der Ausdruck ein etwas anderer als gewöhnlich, theils weil der Inhalt entweder unter oder über dem Horizont der alltäglichen Menschen war. Man begreift kaum die Widersprüche, welche sich jenes Urtheil zu Schulden kommen ließ. Einige (und von dieser Meinung waren selbst einzelne recht wohlmeinende Männer ergriffen) glaubten in der Naturphilosophie die Quelle atheistischer Grundsätze zu sehen; da es eine ausgemachte Wahrheit ist, die sich in der Zukunft noch immer mehr bewähren wird, daß seit Crusius Zeiten kein philosophisches System unter allen seiner echten und tiefer in den Sinn des würdigen Begründers eindringenden Anhänger, so ernst, so innig zur höchsten Wahrheit und (wir schämen uns des Ausdrucks nicht), zur Christusreligion hingeleitet oder wenigstens dazu vorbereitet habe, als die schellingische Naturphilosophie. Echte Schüler Schellings, die nicht bloß dem Namen nach auf der Liste seiner Zuhörer standen, oder einmal im Durchreisen bei ihm hospitirten, sondern die ihn aufmerksam hörten und des Mannes Gesinnung und Wahrheitsliebe näher kannten, müssen dieses bezeugen und in Vielen hat gewiß bereits das Ferment seiner Vorlesungen jene [illegible] thätige Wirkung gehabt, oder wird sie noch haben. Daher wollte auch eine andre Partei, die sich einer feinern Nase rühmt, gerade das Entgegengesetzte, nämlich den Keim der religiösen Schwärmerei und des Mysticismus in der Naturphilosophie gefunden haben, unter welchem Namen das letzte Jahrzehend abermals das Gute wie das Schlimme, echten religiösen Sinn eben so wie den unkräftigen heuchlerischen und tändelnden, bald ästhetischen, bald unästhetischen Religionsdilettantismus, zusammenfaßte. So waren die Zeitgenossen, wie es scheint, selbst noch über die ersten Begriffe dessen, was Naturphilosophie zu nennen sey, uneinig, und zum Theil nur darin einverstanden, daß „Naturphilosophie etwas sehr gefährliches sey,“ so daß ein gewisser Astronom mit einem gewissen Physiker alle Freundschaft aufheben wollte, weil er das Werk eines seyn sollenden Naturphilosophen nur in einer Note zu einer seiner Schriften angeführt hatte. Wenn Napoleon alles, was Naturphilosophie hieß, im höchsten Grade haßte, und ihr zu Gefallen den gesunden deutschen Gelehrten nicht leiden konnte, so war dieses gar nicht zu bewundern, sondern es war nur ein neuer Beweis dafür, daß der Mann einen feinen Geruch für Alles hatte, was antinapoleonisch war, oder den Keim des Antinapoleonismus in sich enthielt; verwundern muß man sich aber allerdings darüber, daß so viele gutgesinnte Zeitgenossen ein allgemeines unverständiges Urtheil nachsprechen, und [illegible] deln, auf so Viele wohlthätig wirkenden Deutschen verkennen konnten. Allerdings mußte sich die Naturphilosophie im Anfang ihres Entstehens

durch alle die Schwierigkeiten und Verworrenheiten hindurcharbeiten, welche die damalige Zeitansicht allen ihren wissenschaftlichen Bestrebungen aufdrückte. Viele Beurtheiler haben sich einseitig nur an die erste Form ihres Erscheinens gehalten, und doch, welcher Schritt war auch schon von der damaligen neuesten Modephilosophie zur schellingischen, die mit jugendlichem guten Willen Alles zu umfassen suchte, was der Mensch Gutes und Großes und Wissenwürdiges kennt, und die schon in ihren ersten Bestrebungen von einem absoluten und ewigen Erkennen, von Gott, ausging. Wer zuweilen in den Vorträgen Schellings sich an jener ernsten, moralischen Wendung erfreut hat, welche er so oft seinem Vortrage gab, der wird, wo auch nicht immer den ganzen Sinn der philosophischen Deductionen, doch die eigentliche Gesinnung, die eigentliche stete Absicht des Mannes verstanden haben! Von dieser, welche dieselbe ist wie die aller bessern Naturphilosophen, nicht gerade von dem ganzen Inhalt der schellingschen Schriften, kann hier die Rede seyn, unter denen man vor allen Dingen die neuesten zuerst lesen muß, weil sie in Hinsicht auf Sprache die wenigste Schwierigkeit machen, und auch am vollständigsten den eigentlichen und wesentlichsten Inhalt der Naturphilosophie aussprechen. Dahin gehört vorzüglich der Aufsatz über Freiheit und Nothwendigkeit in Schellings neusten Schriften. Uebrigens ist nicht das das Wichtigste, was die Naturphilosophie anfangs, da sie ihren Namen erhielt, war, sondern das, wozu sie Schritt vor Schritt sich erhoben, und wozu sie ihre besseren Anhänger vorbereitet hat; eine Thatsache, über welche es jetzt weder schon Zeit, noch hier der Ort ist, weitläufiger zu reden. Schriftsteller, welche man unter die Naturphilosophen gerechnet hat, und welche wir auch, so wie das Publikum gethan hat, hier zusammenstellen wollen, sind: Schelling, Fr. von Baader, Steffens, Kielmeier, Oken, (J. A.) Kanne, Windischmann, Görres, J. A. Wagner, Krause, Troxler, Schubert u. A. m. Eg.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, abgesehen von den im Staate geltenden Rechten entwickelt. Sie ist also eine Vernunftwissenschaft, oder eine philosophische Wissenschaft, und weil sie sich auf das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der practischen Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie, oder philosophische Rechtslehre genannt. Der jetzige Name aber schreibt sich von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war. Man glaubte nämlich, um das, was an sich Recht sey (das Wesen des Rechts) zu fassen, müsse man untersuchen, was vor allem positiven Rechte, in dem sogenannten Naturstande der Menschen gegolten habe. So hing diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen eines Naturstandes (s. d. Art.) ab, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichterisch, und bald moralisch oder historisch vorgestellt wurde. In einem dichterischen und moralischen Naturstande war kein Recht nöthig, weil jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang die Pflichten gegen andre erfüllte und von keinem Conflicte der Handlungen die Rede war, welcher die Bestimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich sogenannten historischen Naturstande, d. h. im wilden Zustande der Völker, herrschte nur die Gewalt, oder das Recht des Stärkern, welches im strengen Sinne kein Recht ist. Da es nur sehr willkürlich seyn würde, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen, so haben die einsichtsvollern Phi-

losophen jenen zweideutigen Namen durch andre Benennungen zu ersetzen gesucht, und die philosophische Wissenschaft des Rechts, z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (versteht sich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts ist. Das positive Recht ist hiernach zwar nicht ohne Vernunft gesetzt, im Gegentheil erfodert die Aufstellung einer Rechtsgesetzgebung im Staate außer dem Bewußtseyn jener Idee noch eine Menge von Kenntnissen und Einsichten, (in deren Anwendung sich ein höchst vernünftiger Geist offenbart), aber es ist doch nicht bloß durch die Vernunft gesetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältnisse, und die Willkür hat in der Aufstellung wirklicher Gesetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieses Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, diese Rechtsphilosophie hat zu entwickeln: 1. die Idee des Rechts, 2. die dadurch gesetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältnisses oder die aus der Idee der Menschheit fließenden Rechte. Diese Wissenschaft des Rechtes hat man nun auf den Staat angewendet, und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des Rechts einseitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menschenverbindung in dem Staate anzusehn ist), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Bestimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entspringenden Rechtsverhältnisse und Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht, richtiger angewandte oder hypothetische Rechtsphilosophie genannt. Da nun die Rechtsverhältnisse, welche aus der Natur des Staats hervorgehn, entweder Verhältnisse der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem sie leben oder Verhältnisse der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten sind, so hat man diese Lehre wieder in das Staatsrecht und Völkerrecht abgetheilt (s. d. Art.). Was die Geschichte dieser Wissenschaft und ihre vorzüglichsten Bearbeiter anlangt, so ist klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der positiven Gesetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgesetzgebung begründete. In den neuern Zeiten sonderte sich vorzüglich das Rechtliche, Moralische und Politische, als verschiedene Elemente des menschlichen Handelns und Lebens, ab, die neuere Zeit also hat auch die Betrachtung des Rechts an sich zu einer besondern wissenschaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb diese Wissenschaft noch mit der positiven Jurisprudenz, besonders der römischen, verbunden, nach ihrer Trennung von derselben näherte sie sich bald der Moral und positiven Theologie (in ihrer ersten Periode), bald der Politik (in ihrer letzten Periode) an. Das Völkerrecht gab die nächste Veranlassung zur Entstehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältnisse im Krieg und Frieden (in seinem berühmten Werke jus belli et pacis) behandelte, und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten versuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angesehn. Noch mehr verdient diesen Namen Sam. Pufendorf, der über alle Rechtsverhältnisse eine selbstständige Betrachtung anstellte, welche er auf moralische Ansichten gründete. Chr. Thomasius schied das Rechtliche (justum) von dem sittlich Guten, und charakterisirte das Recht als das vernünftiger Weise Erzwingbare. Durch Nic. Hieron. Gundling und Andere wurde diese Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und so hieß das Naturrecht seit Achenwall die Wissenschaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettelbladt und Andre suchten bis auf Meister das Systematische zu vervollkommnen. Durch Kant und Fichte hauptsächlich be-

gann eine neue Epoche dieser Wissenschaft. Beide suchten die Wissenschaft unmittelbar auf Principien der practischen Vernunft und in derselben zu gründen; Letzterer noch selbstständiger, indem er es nicht aus dem Sittengesetz herleitete. Die Wahrnehmung, daß ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sey, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, so daß sie von einigen als Theil der Staatslehre, von andern in Hobbes Geiste als Politik im engern Sinn behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philosophie (oder Kritik) des positiven Rechts gestatten will, und Gottlob Ernst Schulze. Wir glauben, daß man die Idee des Rechts und der darauf gegründeten allgemeinen rechtlichen Verhältnisse des Menschen zwar in Verbindung, aber ohne Vermischung mit den politischen und moralischen Beziehungen entwickeln könne, und sind der Hoffnung, daß das richtige Verhältniß derselben auch in der Wissenschaft leichter und richtiger werde aufgefaßt werden, wenn in der Wirklichkeit sich Sitte, Recht und Klugheit wieder inniger verbinden, und Fürsten und Völker immer mehr eins werden. T.

Naturstand. Daß die Völker und die Menschheit, wie der Einzelne, sich aus dem Schooße der Natur entwickeln, und die Natur über Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sich diese durch Freiheit und Bewußtseyn über ihre Macht erheben, und durch Erkenntniß ihrer Gesetze den Zauber lösen, der sie immerfort gefangen hielt, dies ist der Grund, warum wir einen Naturstand der Völker und Menschheit annehmen. Daß man von diesem Zustande sehr verschieden denkt, davon liegt der Grund in mehreren Umständen; hauptsächlich darin, ob man ihn mehr philosophisch, poetisch oder historisch auffaßt, und im ersten Falle, welcher philosophischen Ansicht man folgt, im letztern, in welchem Momente seiner früheren Entwickelung der Mensch betrachtet wird. Die poetischen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldnen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwischen dem Naturstande der Menschheit oder der ersten Menschen, und dem Naturstande einzelner Völker eine Verschiedenheit angenommen werden, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine unmittelbare Leitung der Menschen durch die Gottheit, und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch scheint diese Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menschheit mit dem Leben des Einzelnen gewissermaßen bestätigt zu werden, indem die Hülflosigkeit erster Menschen, und der Mangel des menschlichen Erziehers auf eine solche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten scheint. Dem sey jedoch, wie ihm wolle, so gibt uns dieselbe Vergleichung auch die Periode eines solchen Zustandes zu erkennen, deren Verwechselung, wie wir oben andeuteten, viele Streitigkeiten und verschiedne Meinungen über diesen Gegenstand erregt hat. Der primitive Zustand der Völker nämlich ist den Gesetzen der Natur zufolge ein Zustand der Kindheit; ein Zustand, der von dem Knabenalter wohl zu unterscheiden ist, welches sich durch Heftigkeit und Wildheit dem thierischen Instincte in dem Maße nähert, als sich jene durch Sanftheit und Milde von ihm unterscheidet. Dies ist ohne Zweifel der Grund, warum mehrere Psychologen und Bearbeiter der Geschichte der Menschheit einen sogenannten Stand der Unschuld und der Wildheit unterschieden haben. Letzterer ist eigentlich mit dem Naturstande gemeint, wie ihn

i Hobbes vorstellte, als Krieg Aller gegen Alle, besser Herrschaft r Gewalt und des Triebes, oder der physischen Kraft. Ersteren aber ürde dennoch nicht mit dem von Rousseau geschilderten Natur ände zusammenfallen, dessen Schilderung aus einer hypochondrischen nsicht der bürgerlichen Cultur hervorging, und seinem Socialcontract, inem Emil und seinem savoyardischen Vicar, wie Kant sehr richtig merkt, zum Leitfaden oder zur Empfehlung dienen sollte. (Ueber ousseau's Ansicht vergl. man seine Schrift sur l'origine et les fon m. de l'inégalité.) Denn da die Erhebung des Menschen über die atur die natürliche Bestimmung des Menschen in sich faßt, so ist di ie irrige und der Menschheit unwürdige Behauptung, daß der Mensch, n seine Bestimmung zu erreichen, die erworbne Cultur aufgeben und m Naturstande zurückkehren müsse. Wir enthalten uns übrigens ei r ausgeführten Schilderung dieses Zustandes, da bei einer sol en die individuelle Ansicht, und die durch Cultur modificirte Denk eise sich unvermerkt einzumischen pflegen, und beschreiben den Natur nd im Allgemeinen nur als den Zustand der Menschen und ölker, vermöge dessen sie ohne gesellige und höhere ultur, die nur im Staate eintritt, unter Herrschaft des Naturtrie s einzeln oder zusammen leben, und sich mithin dieses Zu ns nicht bewußt sind. Daß in diesem Zustande der Mensch auf Vie en gegangen sey rc., ist eine durch nichts zu beweisende Hypothese, elche schon der Bau des Menschen widerlegt. Mit dem, was wir i anthropologischen Sinne Naturstand genannt haben, fällt auch das sammen, was man im Naturrechte (s. d. Art.) den Naturstand ge nnt hat; obgleich weder ein fingirter noch historischer Naturstand thwendig ist, um das Naturrecht, oder richtiger die philosophi he Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturstand in diesem inne ist dem bürgerlichen, oder dem Zustand im Staate entgegenge zt, und ein außerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thä gkeiten des Menschen, welche durch Kunst zur Vollkommenheit hoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, selbst im taate lebenden Menschen einen Naturstand annehmen, z. B. einen hilosophischen, in welchem der gemeine Menschenverstand sich be ndet, oder der Mensch, so lange er sich noch nicht von der Natur urch Bewußtseyn absondert, und über den Gegensatz des Bewußtseyns agt, mit welchen Fragen und Untersuchungen die Philosophie ent ringt, welche keinem angeboren wird, sondern Werk der freiesten Selbs ätigkeit des Erkennens ist; ferner einen künstlerischen und poeti hen, den man auch den Naturalismus in der Kunst zu nennen legt (s. Naturdichter).

T.

Naumachie (aus dem Griechischen von ναῦς, das Schiff und μάχομαι, ich streite), war die Nachahmung eines Seetreffens, oder ein ünstliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen öffentlichen piele bei den Römern ausmachte. Cäsar war der erste, der dem rö ischen Volke das Schauspiel eines solchen Seegefechts gab, und das olk liebte bald dieses Schauspiel mit eben der Leidenschaft, mit der an seinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maxi us, in welchem zuweilen diese Seegefechte gegeben wurden, zu unbe em dazu war, so wurden unter den Kaisern eigne Plätze dazu er richtet, welche man daher Naumachien (und dieses ist die zweite Be utung des Worts) nannte. Diese Naumachien glichen in der äußern

Form der Bauart den Amphitheatern *), nur mit dem Unterschiede, daß der freie Platz in der Mitte der Naumachien zu einem Bassin ausgehölt war, in welchem die Seegefechte gehalten wurden. So wie die ersten römischen Theater und Amphitheater aus Holz bestanden, und nach den geendigten Spielen wieder weggeschafft wurden, so wie in ihnen die Zuschauer anfangs standen und erst später hölzerne Sitze erhielten, so scheint dieses derselbe Fall anfangs auch mit den Naumachien gewesen zu seyn, und dies war um so natürlicher, da das Bauwerk in allen diesen Gebäuden nur in einer Umgebung und der Anlage der Sitze bestand. Der Kaiser Domitian soll der erste gewesen seyn, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien bestimmt waren, kann man schließen, daß es Gebäude von ansehnlichem Umfange seyn mußten. Die Länge einer Naumachie, welche Augustus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 30 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, so wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdische Canäle plötzlich unter Wasser gesetzt, so daß sich oft vor den Augen der Zuschauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieses Wasser wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derselben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Wasserleitungen zugeführt, und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeströmt war. Diejenigen, welche in diesen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren, wie gewöhnlich, die Gladiatoren, Sclaven, oder Leute aus der niedrigsten Classe, Gefangne und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Bestimmung war zu sterben, und nur ein günstiger Zuruf des Volks oder des Präsidenten der Spiele konnte sie, wie die Gladiatoren, retten. So riefen an einem der glänzendsten Seegefechte, welches der Kaiser Claudius dem römischen Volk auf dem See Fucinus gab, die Fechtenden ihm die grausenvollen Worte zu: Ave, Imperator, morituri te salutant, und als sie das Avete vos, das ihnen der Kaiser zur Antwort gab, für ein Zeichen der Begnadigung hielten, und sich weigerten zu kämpfen, mußten sie erst durch die schrecklichsten Drohungen zum Kampf auf Leben und Tod gezwungen werden. Bloß am Fuß des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), churfürstlich sächsischer Kapellmeister zu Dresden, ward in der Nähe dieser Stadt, zu Blasewitz, im Jahre 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Musik bemerkte, statt der Schule seines Dorfes eine Schule in Dresden zu besuchen, wo er bessern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, seine musikalischen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königlich-

*) Da die oben unter dem Artikel Amphitheater angegebne Beschreibung, daß diese Gebäude eine runde oder ovale Form gehabt, vielleicht manchen unsrer Leser nicht ganz deutlich seyn möchte, so wollen wir hier bemerken, daß das Wort Amphitheater der Etymologie nach ein Gebäude bezeichnet, welches auf beiden Seiten ein Theater ist. Da nun die Form der alten Theater einem in der Mitte durchschnittenen Ei gleicht (D), so entsteht für das Amphi- oder Doppeltheater die Figur eines ganzen Eis (O).

schwedischen Capelle zu Stockholm, durch Zufall in das Haus von Naumanns Vater geführt, erstaunte, hier ein Clavier und Musikstücke zu finden, deren Ausführung er für sehr schwer hielt. Der alte Naumann nannte seinen dreizehnjährigen Sohn als denjenigen, der diese Stücke spielte, und der fremde Virtuos erbot sich, den jungen Menschen, der so viel Anlage verrieth, mit sich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe seine Einwilligung dazu. Dieses neue Verhältniß, in welches der junge Naumann trat, war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte seinem Herrn die niedrigsten Dienste leisten und war oft dem Mangel Preis gegeben. Kaum konnte er Zeit finden, sich auf der Bratsche auszubilden. Zu Fuß folgte er seinem Herrn, der mit der Post reis'te, im Jahre 1758 nach Italien, und während dieser hier zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte der junge Naumann seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen. Einst, als er, wie gewöhnlich, das Instrument seines Herrn zu Tartini trug, wagte er es, diesen großen Virtuosen um die Erlaubniß zu bitten, an der Thür seines Zimmers der Lehrstunde zuhören zu dürfen. Tartini nahm ihn sogleich unter seine Schüler auf. Bald darauf erhielt er auch in Herrn Hunt einen gütigern Herrn. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren und zwei Monaten zu Padua verließ Naumann diese Stadt, um in Gesellschaft des Herrn Pitscher, der auf Kosten des Prinzen Heinrich eine Reise durch Italien machte, sich weiter auszubilden. In Neapel, wo er sich 6 Monate aufhielt, erwachte seine Vorliebe für theatralische Musik. In Bologna benutzte er die Freundschaft des berühmten Pater Martini, um seine Kenntnisse zu erweitern. Als Herr Pitscher seine Rückreise antreten mußte, ließ sich Naumann, da der fortdauernde siebenjährige Krieg ihm die Rückkehr nach Sachsen widerrieth, in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte, und mit Beifall einige theatralische Compositionen gab. Der Wunsch, seine Aeltern und sein Vaterland wiederzusehn, in dem er Dienste zu erhalten hoffte, bewog ihn, nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien, seinen Aeltern eine seiner Compositionen mit der Bitte zuzuschicken, sie dem sächsischen Hofe vorlegen zu lassen. Naumanns Mutter überbrachte diese Composition der Churfürstin Mutter, Marie Antoinette. Diese Fürstin zweifelte anfangs als Kennerin der Kunst, [illegible] der Sohn der Bäuerin diese Composition gemacht habe; allein [illegible] Erkundigungen, die sie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, rief sie den jungen Naumann nach Dresden, wo er im Jahre [illegible] als churfürstlicher Kirchencomponist mit 220 Thalern Gehalt angestellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als churfürstlicher Kammercompositeur und den Auftrag, eine Reise nach Italien zu machen. Auch auf dieser Reise verweilte er am liebsten zu Neapel. Im Jahre 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Churfürsten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu componiren. Im Jahre 1771 machte er seine dritte Reise nach Italien, wo er sich zwei Jahre aufhielt, und nach deren Beendigung er zum Capellmeister mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannt wurde, welche Besoldung später auf 2000 erhöht ward. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden componirte er im Jahre 1776 die große Oper Amphion, und zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper Cora. Auch organisirte er das Orchester zu Stockholm, welches eins der ausgezeichnetsten in Europa wurde. Für den dänischen Hof componirte er im Jahre 1785 die Oper Orpheus. Die Könige von Schweden, Dänemark und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gaben ihm be[illegible]

andre Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehrere Male bei besondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere seiner Compositionen auf, und erwarb sich um die berliner Capelle noch ein besondres Verdienst durch die Bildung des nachherigen Capellmeisters Himmel und der Mademoiselle Schmalz. Am 20sten October 1801 wurde er auf seinem kleinen Landsitz bei Blasewiz vom Schlage gerührt, woran er den 23sten desselben Monats starb. Das in der Geschichte der Künstler und insbesondre der Musiker seltne Schicksal, unter glücklichen Verhältnissen seine Tage beschlossen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung seines Charakters. Er hat eine Menge von Compositionen für die Kirche, das Theater und die Kammermusik hinterlassen. Auch auf der Harmonica hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und setzte für dieses Instrument sechs Sonaten, die einzigen, die überhaupt in dieser Gattung existiren.

Naumburg, ehemals ein lutherisches Bisthum in Thüringen und Meißen, längs der Saale und Elster, dessen postulirter Administrator, der 1718 verstorbene Herzog Wilhelm zu Sachsen-Zeitz, wegen seines Uebertritts zur catholischen Religion 1717 von dem Domcapitel der Administration für unfähig erklärt wurde, worauf Chursachsen als Erbschutzherr eine Interimsregierung anordnete, bis endlich das Domcapitel auf vorher geschloßne Capitulation und ausgestellte Reversalien 1726 das Stift an das Churhaus von Sachsen übergab. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Zeitz, des Domcapitels aber in Naumburg. Das vereinigte Stift von Naumburg und Zeitz hatte, wie Merseburg, bis zum J. 1814, da es auch das Schicksal hatte, von Sachsen getrennt und Preussen unterworfen zu werden, seine eigne Verfassung, Regierung, Kammer, Consistorium u. s. w. Das Domcapitel besteht aus 21 Mitgliedern, worunter zwei leipziger Professoren sind. In Zeitz ist ein besondres Stift von sieben Domherrn. Das Land ist sehr fruchtbar, besteht aus den beiden Aemtern Zeitz und Naumburg, und enthält auf 15 Quadratmeilen 34,387 Einwohner. — Die Stadt Naumburg liegt in Thüringen, nicht weit von dem Einfluß der Unstrut in die Saale, und hat 12,000 Einwohner, ein fürstliches Schloß und eine prachtvolle Domkirche. Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend, auch wird jährlich zu Peter Paul eine Messe gehalten. In der Gegend wächst ein guter rother Landwein.

Navarra. Das Königreich Navarra entstand, als die Nachfolger Carls des Großen die nach Westen bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieses großen Mannes nicht zu behaupten verstanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Ober-Navarra auf der Südseite der Pyrenäen, und Nieder-Navarra auf der Nordseite dieses Gebirgs, bestand, so standen beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Ober-Navarra im Jahre 1512 an sich riß. Von dieser Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Nieder-Navarra. Als Heinrich IV., König von diesem Lande, den französischen Thron bestieg, wurde es auf diese Weise mit Frankreich (zu dem es schon unter Carl dem Großen gehört hatte) vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen sich daher Rois de France et de Navarre. Ober-Navarra, welches auch jetzt noch das Königreich Navarra heißt, ungeachtet es eine Provinz der spanischen Monarchie ist, gränzt gegen Süden an Aragonien, gegen Osten an die Pyrenäen, gegen Norden an Biscaya und gegen Westen an Alt-Castilien. Es enthält auf 157 Quadratmeilen 227,000 Einwohner, ist also eins der gut bevölkerten Länder, und ungeachtet es bergig ist, doch ziemlich fruchtbar. Hier

ntspringt der Ebro, der die Arga und den Aragon aufnimmt. Da
Clima ist gemäßigt und gesund. Metalle, Getraide, Salz, Hol
Wein, Oel, Wildpret, Bären, Wölfe und Gemsen machen die Hau
roducte des Landes aus. — Das zu Frankreich gehörende Nied
Navarra, von ungefähr 21 Quadratmeilen, machte vor der Rev
ution mit Bearn ein besondres Gouvernement aus, und bildet jetzt de
en Theil des Departements des basses Pyrennées. Diese Provinz is
ergig, und nicht sehr fruchtbar. Ehemals wurde sie von den Bask
ewohnt, und die so merkwürdige baskische Sprache wird hier no
esprochen. — Neu-Navarra ist eine Provinz von Neu-Mexico, im
panischen Nord-Amerika, deren Schicksal von dem noch ungewissen
Ausgange der Insurrection der spanischen Colonien in Amerika abhängt.

Navigationsacte. Dieses berühmteste der englischen Schiff
ahrts- und Seehandelsgesetze, die Grundlage aller nachherigen, stammt
von Olivier Cromwell, dem sogenannten Protector, und ward
von ihm gegeben im Jahre 1651. Der Geist der Handlungspolitik
Englands, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad der
Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umsichtigen Cromwell sehr
gut durchdrungen, und für das Interesse der Britten weislich benutzt.
Die dort entstandene Idee der Alleinherrschaft auf dem Meere, zu we
cher der Besitz der Ostseefahrt eine unerläßliche erste Bedingung war,
die dazu notwendige Vernichtung der holländischen Schiffahrt,
besonders nach England und den Colonien, die seit dem Verfall der
Hansa so sehr sich ausgebreitet hatte, verbunden mit dem persönlichen
Hasse Cromwells gegen die Holländer, wegen ihrer Theilnahme, die sie
für die Stuarte gezeigt hatten, dies vereint, gab die Veranlassung
zur Navigationsacte, die in ihren Wirkungen so ganz die ihr unterlie
gende Absicht hat erreichen lassen. In ihr wurde verordnet: 1. daß
kein fremdes Schiff Güter nach englischen Häfen führen sollte, als die
Producte des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein je
des Schiff in brittischen Staaten gebaut seyn, und dessen Mannschaft
wenigstens zu zwei Drittheilen, nebst dem Capitain, geborne oder na
turalisirte Britten seyn müssen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rück
fracht von England, jedes englische Schiff aber doppelte Fracht von an
dern Ländern solle nehmen dürfen. Dieses Gesetz, furchtbar in seinen
Wirkungen für Holland, das bei dem damaligen Zustande des Seehan
dels fast allein darunter litt (vorzüglich durch den beinahe gänzlichen
Verlust der unermeßlichen Frachtschiffahrt), mußte dennoch in dem Frie
den vom 17ten April 1654, den Holland nach einem dreijährigen höchst
unglücklichen Kriege mit England schloß, von den Besiegten angenom
men, damit aber zugleich die Herrschaft Britanniens zur See von ih
nen anerkannt werden. Doch weder ihr früher gezeigtes Interesse für
die Dynastie der Stuarte, noch ihr freundliches Benehmen gegen Kö
nig Carl II., als dieser nach Cromwells Tode durch Holland seinen
Weg zum väterlichen Throne wieder nahm, konnte die Holländer von
dem Drucke der Navigationsacte befreien, denn Carl II. bestätigte (1660)
dieses Gesetz, das nun nach einer zehnjährigen Anwendung bereits ein
so wesentlicher Bestandtheil der brittischen Handlungspolitik und sein
Resultat ein kostbarer Gegenstand des brittischen Nationalstolzes gewor
den war. Inzwischen fand Carl noch in demselben Jahre (1661), wel
ches die zweite Hauptperiode dieser Acte bezeichnet, für gut, den bre
aufs neue sich verbündeten Hansestädten, Lübeck, Hamburg und Bre
men, die Befreiung von dieser Acte zuzugestehen, welche Begünsti
gung auch der Stadt Danzig, die jedoch schon damals eigentlich auf

gehört hatte, zur Hansa zu gehören, zu Theil wurde. Allein schon im Jahre darauf (1662) verlor Lübeck diese Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Britten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt und Handlung an sich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb jedoch Carls II. Befreiungsbrief bestehen, indem diese immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens schiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeschlüsse der Vortheil davon sehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutscher Waaren auf englischen Schiffen begünstigt ward. So ungültig nun an und für sich Carls II. Befreiungsbrief nach dem englischen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, so wurde er doch in dem ersten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente, neben der Bestimmung, daß fernerhin keine solche Privilegien mehr ertheilt werden sollten, ohne weitere Untersuchung bestätigt und er blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Maaßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogenanntes Continentalsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. So wie aber früher aus dem herrischen Gedanken, der in der Navigationsacte ausgesprochen worden ist, die strengen englischen Handelsverbote in jenem durch den ryswiker Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oct. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimenrathsverordnungen (orders of council) zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europäischen See- und Landhandels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Zur ausführlichern Kenntniß von der Geschichte dieser merkwürdigen Acte empfehlen wir die Abhandlung des Prof. Büsch im 2ten Bande der von ihm und Ebeling herausgegebnen Handlungsbibliothek und Engelbrechts Corpus juris nautici. I.

Naxos, in den ältesten Zeiten Dia und Strongyle, in der jetzigen neugriechischen Sprache Naxia genannt, ist die größte Insel in der Inselgruppe der Cykladen im ägeischen Meer. Sie ist berühmt theils wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, theils wegen ihrer Beziehung auf die Mythologie des Bacchus. Sie war reich an Getraide, an Wein, der zu dem besten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem vorzüglich die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte sie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Klein-Sicilien. Dem Bacchus, als dem eigentlichen Schutzgott der Insel, schrieben ihre Bewohner diese außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichsten Feste, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theseus verlassene Ariadne (siehe diesen Artikel) tröstete; eine Mythe, welche von einigen Gelehrten so erklärt worden ist, als ob Ariadne bei einigen Flaschen Wein (Bacchus steht bekanntlich oft für Wein) die Treulosigkeit des Theseus vergessen habe. Die ersten Bewohner der Insel sollen Thrazier gewesen seyn, welche später von Thessaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Thessalier wegen einer anhaltenden Dürre die Insel wieder verlassen hatten, ließen sich bald nach dem trojanischen Kriege Carier, deren Anführer Naxos geheißen haben soll, daselbst nieder. Pisistratus unterwarf die Insel der atheniensischen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pisistratus erlangte Naxos seine Freiheit wieder, und wurde außerordentlich blühend und mächtig. Bald

aber theilte auch Naxos das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als die indessen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen versuchten, benutzten die Naxier diese Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Als Athen jedoch in der Folge und besonders während des peloponnesischen Kriegs die kleinen Inseln des Archipelagus und auch Naxos unter dem Namen der Bundsgenossenschaft zu sehr bedrückte, versuchten die Naxier vergeblich, sich dieser Oberherrschaft zu entziehen. Während des mithridatischen Kriegs geriethen sie unter die Herrschaft der Römer. Der Triumvir Antonius unterwarf die Insel dem Protectorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesen bald wieder, als diese ihre Oberherrschaft zu sehr mißbrauchten. So blieb sie in einem Zustand von Freiheit bis zu den Zeiten Vespasians, der sie zu einer römischen Provinz schlug. Nachdem sie hierauf dem Schicksale des oströmischen Kaiserthums gefolgt war, gerieth sie nach dem Sturz desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter die Oberherrschaft der Türken, denen sie noch jetzt gehört.

Nazareth, ein Landstädtchen in Galiläa, lag zwölf deutsche Meilen nördlich von Jerusalem auf einem Gebirge, dessen schöne Gegenden von den Reisenden noch jetzt gerühmt werden. Merkwürdig war es als der Aufenthaltsort der Aeltern Jesu, die nach ihrer Rückkehr aus Aegypten dahin zurückkehrten, und ihn daselbst erzogen. Daher wurde er bisweilen von den Juden spottweise der Nazarener genannt, weil dies Städtchen nicht im Rufe besondrer Bildung stand. Dies zeigte sich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für seine Lehren, und er hatte Ursach, sich nach dem Antritte seines Lehramts nicht weiter daselbst aufzuhalten. Nazarener wurden auch die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Asien christliche Gemeinden, bei denen sich dieser Name erhalten hat. Ueber die Secte der Nazarener vgl. d. Art. Secten. S.

Neapel (Königreich). Das Königreich Neapel im untern Italien wurde vor der Römer Zeit von barbarischen Völkern bewohnt, an deren Küsten sich griechische Colonien niederließen, von denen der untere Theil Italiens den Namen Groß-Griechenland erhielt. Nachdem die Römer in der Ausbreitung ihrer Herrschaft über Italien sich auch dem untern Theile desselben genähert, die Samniter nach einem hartnäckigen oft erneuerten Kampfe besiegt und den König Pyrrhus von Epirus, welcher den Tarentinern zu Hülfe eilte, zurückgeschlagen hatten, vollendeten sie im J. 481 nach Erbauung Roms durch die Eroberung von Tarent ihre Herrschaft über das untere Italien. Nach Vernichtung des weströmischen Reichs (476 nach Christo) wurde der untere Theil Italiens von den Ostgothen beherrscht, während Sicilien den Vandalen in die Hände fiel. Beide Länder geriethen jedoch bald unter die Botmäßigkeit der griechischen Kaiser, die sich als die Erben des weströmischen Reichs betrachteten. Im neunten Jahrhunderte ließen sich die Araber oder Saracenen in Sicilien nieder und führten von da Streifereien nach dem untern Theile Italiens aus. Nach langwierigen Kämpfen behaupteten sich jedoch die Normannen im eilften Jahrhunderte im Besitz beider Länder. Roger II., aus einem alten normannischen Geschlecht, machte die Vereinigung beider Länder dadurch noch fester, daß er sich im J. 1130 zum König von Apulien, Calabrien und Sicilien erklärte. Man nannte von nun an die vereinigten Länder: beide Sicilien oder das Königreich beider Sicilien, indem man Neapel als

n dießeit der Meerenge liegendes Sicilien ansah. Durch die
ng der Tochter und Erbin Rogers, Constance, mit Kaiser
I. gerieth das Königreich beider Sicilien an das hohenstaufis
a diese Nachbarschaft des mächtigen Kaiserhauses dem p
nteresse zuwider war, so schenkte Papst Urban IV. das K
in Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Carl von Anjou,
en rechtmäßigen Erben Conradin enthaupten ließ. Da ihm a
arauf (1282) Sicilien durch den arglistigen König von Ar
Peter III., entrissen wurde, so verlor sich auf einige Zeit de
es Königreichs beider Sicilien, indem das Königreich Neapel
m abgesondert existirte. Nach dem Tode der Königin Johan
etzte sich Alphons V., König von Aragonien, in Besitz von
Ferdinand der natürliche Sohn Alphons V., wurde indessen i
es Königreichs Neapel von Ludwig XI., König von Frankreich
öchten, der die Ansprüche des Hauses Anjou auf dieses Lan
atte. Carl VIII., König von Frankreich, unternahm, um d
prüche zu behaupten, jenen berüchtigten Zug nach Italien, auf
r Neapel eben so geschwind wieder verlor, als er es erober
Carls Nachfolger, Ludwig XII., verband sich mit dem hinterlisti
dinand dem Catholischen, König von Aragonien, (der auch vo
Vorfahren her noch im Besitze von Sicilien war) zur Erober
Neapel. Allein Ferdinand wußte die Franzosen zu täuschen
elbst im alleinigen Besitz von Neapel zu erhalten. So wurde
igreich beider Sicilien ein Theil der spanischen Monarchie, u
s bis zu dem spanischen Successionskrieg, der nach dem Tode C
von Spanien ausbrach. Die Oesterreicher bemächtigten sich
während der Carln II. zum Nachfolger ernannte französisch
Philipp V., sich im Besitz von Sicilien behauptete. Durch den
Frieden, welcher den spanischen Successionskrieg (1713) endigte
Neapel den Oesterreichern und Sicilien dem Hause Savoyen zu
Als Spanien indessen im J. 1717 Sardinien und Sicilien
auschte Oesterreich Sicilien von Savoyen für Sardinien ein,
also das Königreich beider Sicilien nun ein Theil der österre
Monarchie wurde. In dem Kriege, welcher 1733 nach dem T
usts II., Königs von Polen, entstand, eroberte und behaupte
ien beide Sicilien für den spanischen Infanten Don Carl
Versuch, den die Oesterreicher im J. 1744 machten, sich wiede
Besitz dieser Länder zu setzen, mißglückte vorzüglich durch d
es Gefechts bei Veletri. Als jener spanische Infant und Kön
Sicilien nach dem Tode seines Halbbruders (im J. 1759) d
hen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilie
ritten Sohn Ferdinand, mit der Bedingung, daß es nie mit
ischen Monarchie wieder vereinigt werden dürfe. Dieser ne
eherrschte nun unter dem Namen Ferdinand VI. Neapel. Im
erwickelte ihn die Theilnahme an der Coalition in Krieg m
ich. Die Franzosen eroberten Neapel und errichteten daselbst
annte parthenopeische Republik (1799), nach dem alten N
Stadt Neapel Parthenope. Ferdinand, welcher seine Residen
Palermo aufgeschlagen hatte, kehrte zwar, nachdem er am
801 einen nachtheiligen Frieden mit den Franzosen geschlo
802 nach Neapel zurück, allein die Theilnahme an der Coa
805 verursachte, daß er nach Besiegung der Oesterreicher
tue verlor, und daß Napoleon seinen Bruder Joseph an
Stelle zum König von Neapel ernannte. Die Besitzergreifu

jedoch nicht vollständig vollzogen werden, indem die alte Dynastie sich, von den Engländern als Herrn zur See unterstützt, im Besitz von Sicilien glücklich erhielt. Als im J. 1807 König Joseph auf den spanischen Thron berufen wurde, folgte ihm in der Regierung von Neapel (im Juni 1808) Murat, der Schwager Napoleons, bisheriger Großherzog von Berg, unter dem Namen Joachim Napoleon. Die Hinneigung zum System der Alliirten, welche dieser Fürst im Frühjahr 1813 zu bezeigen schien, die Begierde Englands, immer größere Massen von Streitkräften gegen Frankreich zusammenzubringen, die Politik Oesterreichs, sich eines künftig als Föderirten zu behandelnden Alliirten in Italien zu versichern, veranlaßten, daß Oesterreich und England durch Specialtractaten, welche andre Diplomatiker politische Monstruositäten genannt haben, welche jedoch von dem Unbefangnen und Genauunterrichteten durchaus gebilligt werden mußten, dem König Joachim den ferneren Besitz seiner Monarchie garantirten. Indessen war diese Garantie von keiner dauernden Wirkung, indem Joachim schon im Frühling des Jahrs 1815, dem Glücke des wiederkehrenden Napoleons vertrauend, die Maske abwarf, was denn die Folge hatte, daß er nach einem kurzen Kriege Thron und Reich, und bei dem wiederholten abenteuerlichen Versuche, abermals die Krone zu erlangen, auch noch das Leben verlor, wie dies alles in dem Artikel Joachim umständlich erzählt worden ist. So gelangte denn Ferdinand, durch die siegende Macht der österreichischen Waffen, wieder in den Besitz des lange entbehrten Königreichs Neapel, und am 17ten Juni hielt er seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. — Dieses Königreich (ohne Sicilien) enthält mit den von ihm enclavirten Lehnsfürstenthümern Benevent und Pontecorvo auf 1447 Q. Meilen über fünf Millionen Menschen, so daß beinahe viertehalbtausend Menschen auf die Quadratmeile gerechnet werden müssen. Diese außerordentliche Bevölkerung ist eine Folge der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde des Clima's, welche Neapel zu einem der reizendsten Länder der Erde machen. Seit die napoleonische Dynastie den neapolitanischen Thron bestiegen hatte, und vorzüglich während der Regierung des Königs Joachim, sind eine Menge von Mißbräuchen verschwunden, welche sich der Cultur, dem Wohlstand und der geistigen Ausbildung des Landes unter den vorigen Regierungen entgegengesetzt hatten. Das Militär, die Finanzen, die öffentlichen Sicherheitsanstalten sind vorzüglich in einen verbesserten Zustand gekommen, welche Verbesserungen von der jetzigen Regierung großentheils benützt und beibehalten worden sind, ob sie gleich auch mehrere Verfügungen getroffen hat, die einen retrograden Gang auf dem glücklich eingeschlagenen Wege der Cultur anzeigen. Nach der Verordnung vom 1sten Mai 1816 ist das Königreich Neapel in folgende 15 Provinzen eingetheilt: 1) Neapel (Hauptstadt gleiches Namens), 2. Terra di Lavoro (Hauptstadt Capua), 3. Principato Citeriore (Salerno), 4. Basilicata (Potenza), 5. Principato Ulteriore (Avellino), 6. Capitanata (Foggia), 7. Terra di Bari (Bari), 8. Terra d'Otranto (Lecce), 9. Calabria Citeriore (Cosenza), 10. II. Calabria Ulteriore (Catanzaro), 11. I. Calabria Ulteriore (Reggio), 12. Molise (Campobasso), 13. Abruzzo Citeriore (Chieti), 14. II. Abruzzo Ulteriore (Aquila), 15. Abruzzo Ulteriore (Teramo). Jede Provinz hat ihre besondre Administration, die in der Hauptstadt ihren Sitz hat, und wird in Districte, die Districte in Bezirke (circondarj), und die Bezirke in Gemeinden eingetheilt. In diesen 15 Provinzen zählt man 144 Städte, 2067 Flecken und Dörfer und über 800,000 Feuerstellen. Einige Albanier ausgenommen, welche an den Küsten leben,

bestehen die Einwohner bloß aus Italienern, welche einen eignen Provinzialdialect reden. Die catholische Religion ist allgemein herrschend. Die überträßige Zahl der Geistlichen und Klöster hat sich während der Regierung der Napoleoniden bedeutend vermindert, aber nicht der so zahlreiche Adel, welcher hier im J. 1788 noch 120 Fürsten, 150 Herzöge, 170 Marchesen, 40 Grafen und 450 Barone aufzuweisen hatte. Die Staatseinkünfte betragen zwischen 12 und 13 Millionen Ducati. Die Staatsschuld wurde im J. 1808 auf 67 Millionen Ducati geschätzt.

Neapel (Stadt). Neapel ist die Hauptstadt des Königreichs dieses Namens und überhaupt die größte Stadt in ganz Italien. Sie enthält mit den Vorstädten 5 Meilen im Umkreise. Im J. 1808 zählte man daselbst 513,000 Einwohner, unter welchen sich 40,000 Lazzaroni und 4000 Advocaten befanden. Die Stadt liegt an einem Meerbusen, den die Italiener Cratere, das heißt Schale (oder Bassin) nennen. Der Hafen von Neapel ist zwar groß und durch mehrere Castelle gedeckt, allein dennoch so wenig sicher, daß es bei dem bisherigen Uebergewicht der Engländer zur See und dem Verfall der neapolitanischen Marine (welches bei Neapel kein Wunder seyn kann, da eigentliche Seemächte durch die Engländer in einen noch grössern Verfall gerathen sind) nicht unglaubhaft ist, daß während des letzten Kriegs die Engländer zuweilen feindliche Schiffe mitten aus dem Hafen von Neapel herausgezogen haben. Unter oben erwähnten Castellen verdient vorzüglich das Castell St. Elmo oder St. Erasmo bemerkt zu werden. Auf dem Berge dieses Castells befindet sich ein Carthäuserkloster, von welchem aus man eine der schönsten Aussichten in der Welt hat. Die Hitze des Sommers wird durch die vom Meere kommenden kühlenden Westwinde gemäßigt. Indessen sind auch hier, wie in allen südlichen Städten, die Nächte oft geräuschvoller und lebhafter, als die Tage. Die Häuser sind meistens 7 bis 8 Stockwerk hoch und man tadelt an ihnen den Mangel des edleren Geschmacks in der Baukunst, den man noch in andern Städten Italiens bemerkt. Indessen gibt es doch hier einige vortreffliche Gebäude im edelsten Styl. Vorzüglich verdient das Theater von San Carlo als eins der größten und schönsten Theater in der Welt bemerkt zu werden. Es war von dem Könige Carl III. erbaut worden, und vereinigte griechischen Geschmack mit römischer Pracht, ist aber am 14ten Febr. 1816 abgebrannt. Das Flüssig- oder Nichtflüssig-werden des in der erzbischöflichen Domkirche in zwei krystallnen Flaschen aufbewahrten Bluts des heiligen Januars am ersten Sonntag des Mai ist für das ganze Jahr eine günstige oder ungünstige Vorbedeutung. In der neuen Marienkirche findet man das Grabmahl des berühmten Feldherrn Gonsalvo von Cordova (s. d. Art.). In der Nähe der Stadt befindet sich außer der berühmten Grotte von Pausilippo (s. d. Art.) das Grabmal Virgils. Historisch merkwürdig ist die Stadt durch den Aufruhr des Masaniello, den der Druck der spanischen Herrschaft im J. 1647 veranlaßte. Die Nähe des Vesuvs, dessen oft unschädliche Ausbrüche zuweilen die Nächte von Neapel erleuchten und seinen Bewohnern das herrlichste Schauspiel gewähren, hat die Stadt indessen von Zeit zu Zeit bedeutenden Gefahren ausgesetzt. Der Schade, welchen das Erdbeben vom 26sten Juli 1805, wodurch fast alle Gebäude beschädigt wurden, anrichtete, betrug um 20 Millionen Ducati.

Nebel (aus dem Lateinischen). Unter Nebel versteht man die zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden Dünste, welche eigentlich ein Niederschlag der Auflösung des Wassers in der Luft oder

niedriger stehende Wolken sind. Da dieser Niederschlag nur dann Statt finden kann, wenn die obere Luft schon mit Wassertheilen hinlänglich gesättigt ist, so zeigen sich die Nebel nur bei sehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft ist die gewöhnliche nähere Veranlassung der Nebel, die daher bei uns im Herbste, wo die Tage oft noch sehr warm und die Nächte kalt sind, am häufigsten bemerkt werden, weßhalb auch die aufgehende Sonne durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme sie gewöhnlich wieder zerstreut. Hier tritt ein doppelter Fall ein: ist durch die Sonnenwärme die Auflösungskraft der Luft hinlänglich verstärkt, so fällt der Nebel als Heu- oder Staubregen zur Erde nieder, und es wird heitres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen schwerer, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten, so zieht sich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann sehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden stärker ausdünstet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüsse und Seen sind, zeigen sich natürlich die Nebel häufiger. — Mit den eigentlichen Nebeln muß der **Höherauch** oder Heiderauch nicht verwechselt werden. (S. d. Art.)

Nebelstern, s. Stern.

Nebensonne, s. Sonne.

Nebukadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Asien, regierte von 606 bis 563 vor Christo. Er war der Sohn jenes Nabopalassar, welcher (630—626) das babylonische Reich aufs neue von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebukadnezar erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichsten Gränzen von Asien. Er schlug den König von Aegypten Nechao bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst unter dem Namen des Exils, oder der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Lybien bis zu der Westküste von Afrika vorgedrungen seyn. Die Sage, daß er sieben Jahre lang ein Ochse gewesen sey, scheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in einen Wolf oder ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müssen, als vielmehr mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. — Man vergleiche in diesem Werke die Artikel **Assyrien** und **Babylon**.

Neckar, einer der beträchtlichsten und anmuthigsten Flüsse im südlichen Deutschland, entspringt oberhalb des Dorfes Schwenningen im Schwarzwalde, ungefähr 5900 Schritte von Doneschingen, nimmt viele Bäche und kleine Flüsse, als z. B. die Fils, die Rems, die Murr, die Enz, den Kocher, die Jaxt rc. auf, wird bei Kanstatt im Würtembergischen schiffbar, obwohl die lebhaftere Schifffahrt nur bis Heilbronn reicht, und fällt bei Mannheim in den Rhein. Sowohl im Würtembergischen als im Badischen bietet der Neckarfluß die reizendsten und mahlerischsten Umgebungen dar. Von ihm hat im Badischen der Neckarkreis und im Würtembergischen die Landvogtey am obern, am mittlern und am untern Neckar ihren Namen.

Necker (Jacques), geboren im J. 1734 zu Genf, woselbst sein Vater Professor des deutschen Staatsrechts war, kam früh als Commis nach Paris zu dem Banquier Thelusson, und zeigte sich hier bald von einer unerwartet vortheilhaften Seite. In der Abwesenheit des ersten

Kommis dieses Hauses, dem die Börsengeschäfte übertragen waren, vertrat Necker die Stelle desselben, und schloß, ohne Rücksicht auf die empfangnen Instructionen desselben, ein so glückliches Geschäfte ab, daß er seinem Hause einen Gewinn von 500,000 Livres verschaffte; er selbst empfing ein Geschenk von 12000 Livres, und das Vertrauen Thelussons, dessen Compagnon er wurde. In Zeit von 12 bis 15 Jahren übertraf er im Vermögen die reichsten Banquierhäuser. Geschickte Contracte mit der indischen Compagnie und Speculationen auf die englischen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten sein Vermögen bis auf sechs Millionen. Er dachte jetzt darauf, sich zu irgend einem Platz in der Administration emporzuschwingen, und gab 1769 ein Werk über die indische Compagnie heraus. Er vertheidigte diese Compagnie, indem er an die Dienste erinnerte, die sie dem Staat in den bedrängtesten Zeitpunkten geleistet hatte. Morellet und Lacretelle waren seine Gegner, und schienen mehr Beifall erlangen zu müssen, da sie die ausschließlichen Privilegien angriffen, die Freiheit des Handels foderten und der öffentlichen Meinung schmeichelten, die allem, was der Regierung widersprach, günstig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und selbst die Tadler seines Systems ließen seinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Um durch einen gewissen literarischen Ruf die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, schrieb er seine Eloge de Colbert, welche 1773 von der französischen Akademie gekrönt wurde. Diese Lobschrift hätte mit mehr Kritik abgefaßt seyn können, wenn die akademischen Formen erlaubt hätten, Lob und Tadel zu mischen. Sein Werk Sur la législation des blés machte Aufsehn. Trotz der Incorrectheit und Schwulst seines Styls, trotz des Unbestimmten und selbst Leeren in seinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leser durch seine Popularität, womit er die Gegenstände der Finanzen zu behandeln wußte. Necker fing damals an, eines gewissen Rufs zu genießen, den er noch zu vergrößern wußte, indem er den Marquis von Pezay, der mit Ludwig XVI. eine geheime Correspondenz hatte, in sein Interesse zog. Er ließ durch denselben dem Könige eine Denkschrift zustellen, in welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieses Mittel beschleunigte die Erreichung seiner Plane. Am Ende des J. 1776 wurde er dem Generalcontroleur Taboureau zugegeben, der nach achtmonatlicher Amtsführung sich genöthigt sah, ihm im Juli 1777 seinen Platz einzuräumen. Maurepas, der, ungeachtet seines hohen Alters, seiner anscheinenden Sorglosigkeit und des Epicurismus in seinem Betragen auf eine lang gewohnte Macht nicht verzichten konnte, begünstigte seine Erhebung, indem er glaubte, einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden, der durch seine Geburt die Großen zu Gegnern, und durch seine Religion die Geistlichen zu Feinden haben mußte. Dies glauben, hieß die Denkungsart seines Schützlings nicht wohl kennen. Wie dem auch sey, Necker wurde in dem schwierigsten Zeitpunkte Director der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verursacht, der amerikanische Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte er leicht seine Popularität verlieren können; er bemühte sich, durch Anleihen und Verbesserungen zu helfen. Zu Gegnern hatte er die Anhänger Turgot's, die er durch seine Grundsätze über den Getraidehandel von sich entfernt hatte. Alle Neuerungen Neckers wurden getadelt. Turgot selbst ging in den Streit ein. Man warf Neckern eine übertriebene Vorliebe für die Caisse d'escompte vor; man stellte die Ab-

chaffung der Generaleinnehmer als eine treulose Maßregel dar, den
König unter die Vormundschaft der Financiers zu setzen; die Abschaf
ung der Tresoriers als die Erneuerung einer Idee des Schatzm
essen Name die schrecklichsten Erinnerungen weckte; die Reform des
öniglichen Hauses als das Attentat eines republikanischen Geistes ge
en die Majestät des Throns; die Anleihen als einen zur Untergrabung
es Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialversammlungen
u berufen, den Necker nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Stü
er der Monarchie und die Parlamenter, die er zu bloßen Gerichts
örden zu machen drohte. Wenn er viele Feinde hatte, so hatte er auch
ahlreiche Vertheidiger, besonders unter den Gelehrten, die seine Er
ung als eine Eroberung der Philosophie betrachteten. Im J. 17
ab er seinen Compte rendu über seine Verwaltung heraus; mehr als
00,000 Exemplare wurden von dieser Brochüre in Umlauf gesetzt, die
an ihres blauen Umschlags wegen spottweise Le Compte bleu nann
Jetzt suchte Necker, von Ehrgeiz getrieben, in das Conseil einzutre
Man machte wegen seiner Religion Schwierigkeit; er glaubte, un
ehrlich zu seyn, und drohte, seinen Platz verlassen zu wollen; aber er
war nicht wenig überrascht, als man in seine Entlassung willigte. Dies
eschah im Mai 1781. Er begab sich in die Schweiz, wo er die Ba
onie Copet kaufte und sein Werk über die Administration des Finan
es, 3 Bände 8., herausgab. Diejenigen, die schon mit seinem Compte
endu unzufrieden gewesen waren, erbitterte er durch dieses Werk noch
ehr. Sie schilderten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine
Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, der die Volksgunst durch Ge
ändnisse erkaufte, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthül
ung der Regierungsgeheimnisse verriethe, und der, die Rolle eines Ra
hes des Fürsten mit der Rolle eines Tribunen vertauschend, von dem
Monarchen an das Volk zu appelliren schien. Calonne's Fehler und
Freigebigkeit vermehrten Neckers Ruf. Dieser kehrte 1787 nach Frank
reich zurück, und schrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber des
Deficits angeklagt hatte, und wurde in Folge dieses Streits exilirt. Als
m J. 1788 die Gährung, die sich gegen Brienne offenbarte, den Hof
n Schrecken setzte, wurde Necker als Generalcontroleur zurückberufen.
ber, muthig gemacht durch die Stimme des Volks, willigte er nur
nter der Bedingung ein, nicht mit dem Premierminister arbeiten zu
ürfen. In der Meinung, Alle dadurch zu beherrschen, ließ er den Kö
ig eine Vermehrung seiner Macht und das Volk eine nahe Demokra
e hoffen. Der Bericht, den er am 27sten Dec. 1788 über die Zusam
menberufung der Generalstände abstattete, kann als der erste Funke be
trachtet werden, der den schon lange vorbereiteten Brennstoff entzündete.
Man darf indeß nicht glauben, daß Necker einen bestimmten Plan
hatte; er schweifte unaufhörlich von Entwurf zu Entwurf, und sonder
bar muß es scheinen, daß er, der aus Instinct und Vorurtheil die hö
hern Stände zu demüthigen strebte, nicht minder fest an der Idee hing
den Monarchen zu beherrschen. Alle seine Schriften sind mit Stellen
angefüllt, in denen sich diese Neigung zum Despotismus offenbart.
Im J. 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen zu ha
ben, indem er ungegründete Besorgnisse an den Tag legte. Seine Feinde
behaupteten, daß von den 39 Millionen, für die er Getraide aufgekauft
habe, 28 Millionen aus dem Verkauf dieses Getraides wieder eingekom
men wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging
so weit, zu behaupten, daß er sie für seine ehrgeizigen Absichten ange
wendet habe. Am 5ten Mai hielt er bei Eröffnung der Generalstände

versammlung eine lange Rede, und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieser Gesellschaft vor, die er nach seiner Willkür leiten zu können hoffte. Den 11ten Juli, als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müssen glaubte, wurde Necker entlassen, der sich entschieden gegen diese Maßregeln erklärt hatte. Er bekam den Befehl, in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlassen, und gehorchte augenblicklich. Kaum aber wurde seine Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen stand. Die Erstürmung der Bastille erfolgte, und es zeigten sich solche Symptome von Volkswuth, daß der König sich genöthigt sah, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing die Einladung in Basel, und beschloß, ihr zu folgen. Seine Reise bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erstes Geschäft war, seinen Einfluß zur Stillung der Unruhen des wilden Pöbels anzuwenden, und Sicherheit der Person und des Eigenthums wieder herzustellen. Aber seine Gunst beim Volke hatte jetzt eine Höhe erreicht, von der sie nothwendig schnell herabsinken mußte. Als Finanzminister mußte er Mittel vorschlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundsätzen derer, die an der Spitze des Volks standen, nicht gleichen Schritt. Vor allem untergruben die Ränke Mirabeau's, der bei seiner Schonungslosigkeit allerdings fähiger war, die öffentliche Meinung zu beherrschen, Neckers Ansehn bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Constitution schlug Necker ein suspendirendes Veto, das der König haben solle, vor, und widersprach der Abschaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalversammlung das sogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der königlichen Pensionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er sich heftig gegen dieses Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieser Liste. Aus allen diesen Umständen aber entstand die Meinung, daß er ein Aristokrat sey; seine eigne Sicherheit war bedroht, sein Einfluß vernichtet. In dieser beunruhigenden Lage schrieb er im September 1790 an die Nationalversammlung, und bat um seine Entlassung. Er erbot sich, die der Regierung vorgeschoßnen zwei Millionen Livres nebst seinem Hause und Zubehör als ein Unterpfand seiner Rechtschaffenheit in ihren Händen zu lassen. Man nahm seine Resignation mit Gleichgültigkeit auf und Necker verließ Paris mit dem schmerzlichen Gefühl, seine ehrgeitzigen Plane und glänzenden Aussichten vernichtet zu sehn. Er wurde unterwegs an einem Orte angehalten, an einem andern vom Volke insultirt, und setzte nicht ohne Schwierigkeit seine Reise fort. Er begab sich nach Copet, wo häusliche Unglücksfälle seinen Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit seine geliebte Gattin. Sich aufzurichten, nahm er zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Schreiben, seine Zuflucht; mehrere Werke verschiednen Inhalts waren die Frucht seiner Muße. Er schrieb eine Vertheidigung seiner Verwaltung unter dem Titel: Sur l'Administration de M. Necker par lui-même. Den König vertheidigte er in seinen Réflexions adressées à la Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in seiner Abhandlung Du pouvoir exécutif dans les grands états, nieder, die selbst von denen empfohlen wird, die ihm nicht eben geneigt sind. Sein Cours de la morale religieuse ist nicht ohne eindringende Beredsamkeit geschrieben. Außerdem haben wir von ihm noch einige andre Schriften, welche wir übergehn. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die consularische Gewalt heraus, das damals viel Aufsehn machte. Seine Schreibart ist stets sorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen,

wiewohl es ihm nicht an wahrer Beredsamkeit fehlt. Er starb zu Genf den 9ten April 1804 mit Hinterlassung eines Vermögens, das trotz der großen Verluste, die er erlitten hatte, noch sehr bedeutend war. Seine Tochter, die als Schriftstellerin berühmte Frau von Stael, hat noch mehrere seiner hinterlassenen Werke, wie auch Memoiren aus seinem Leben herausgegeben.

Necker (Susanne), des Vorigen Gattin, war die Tochter des evangelischen Predigers Naaz zu Genf. Ohne Vermögen, hatte sie eine treffliche Erziehung genossen, und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. Hier lernte sie Necker kennen. Beider Verbindung war die Folge gegenseitiger Zuneigung, welche ungeschwächt bis an ihren Tod fortdauerte. Mad. Necker war eine Frau von dem trefflichsten Charakter, unter allen Umständen eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geist und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente sie sich ihres Ansehens und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Kosten ein Hospital gegründet, dem sie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte sie ihres schönen und liebenswürdigen Geistes wegen viele Freunde und Verehrer; besonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher letztere folgende Schilderung von ihr entwirft. „Frau von Necker hatte nicht die Liebenswürdigkeit einer jungen Französin: denn sie ist mit den pariser Sitten unbekannt. Weder ihr Betragen, noch ihre Sprache hat den Ton und die Haltung einer Frau, die in der Schule der schönen Kunst und der Welt erzogen ward. Ohne Geschmack in ihrem Anzug, ohne Leichtigkeit in ihren Bewegungen, ohne Anmuth bei all ihrer Feinheit, zeigt ihr Geist und ihr ganzer Ausdruck zu sehr das Regelmäßige, als daß er Grazie haben könnte. Was ihr aber einen eigenthümlichen Reiz gibt, ist jener sittsame Anstand der Unschuld und Güte. Eine tugendhafte Erziehung und einsame Studien haben ihr alles gegeben, womit die Kunst seltne Anlagen des Geistes erweitern kann. Ihre Empfindung war vollkommen richtig; aber was sie dachte, war oft verworren und breit. Das Nachdenken machte ihre Begriffe nicht klarer; wollte sie ihre Vorstellungen zum Allgemeinen erheben, so verlor sie sich im Ueberspannten. Sie sah gewisse Gegenstände nur durch einen Nebel, der sie ihrem Blicke vergrößert zeigte; so wurde auch ihr Ausdruck beinahe schwülstig, ja sogar lächerlich, wäre er nicht zugleich so unbefangen aufrichtig gewesen. Ihr Geschmack war weniger Tact, als Folgerung aus gesammelten und abgeschriebenen Urtheilen Andrer. In dem schriftlichen Ausdruck liebte sie nur das Hohe, Majestätische und Prächtige; die feinern Abstufungen und zarten Mischungen des Tons und der Farbe, die Naivetät in Lafontaine, das Natürliche in der Sevigné, zogen sie weniger an. Ihr entgieng das Leichte, das Hingeben, und die Anmuth der Nachläßigkeit. Sie verwarf in dem höhern Style Alles, was den Ton des Umgangs berührte. Thomas oder Buffons Ansehen galt bei ihr mehr als Racine. In Allem, was sie that, selbst in ihren Erholungen, ging ihr Regel und Ordnung über Alles. Mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelte sie jedermann in ihrer Gesellschaft; aber, was sie Verbindliches sagte oder that, war vorher überlegt; nichts kam unmittelbar aus ihrem Gefühle. Sie that Alles einzig für ihren Mann. Diesen sollten wir kennen lernen, ihm geneigt werden, mit Beifall von ihm sprechen, seinen Ruhm gründen helfen; darum stiftete sie bei sich einen gelehrten Gesellschaftscirkel. Aber nicht genug, ihr Saal, ihre Tafel mußten für uns

Mann Erholung seyn und Schauspiel; denn in der That machte er daselbst nur den kalten, stummen Zuschauer. Bis auf einige feine Bemerkungen, die er hie und da anbrachte, überließ er seiner Frau ganz die Führung des Gesprächs. Sie that ihr mögliches, besaß aber keinesweges den Ton der gefälligen Unterhaltung bei Tische. Kein Scherz, kein Einfall, kein Wortblitz weckte Geist und Rede. Stockte das Gespräch, so suchte sie unruhig den Grund in unserm Auge; doch ihre Gäste unterhielten sich gewöhnlich auf eigne Kosten, und erließen ihrem Wirth die Mühe, liebenswürdig seyn." — Sie starb zu Copet im Jahr 1794, und ist die Verfasserin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées, 1790; 2. Mémoire sur l'établissement des hospices; 3. Reflexions sur le divorce 1793. Sie behauptet den Grundsätzen der protestantischen Religion entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl als Räsonnement und ist eine schwülstige, überladne Schreibart; 4. Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 3 Bände, nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in allen ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, schöne Darstellungen, verständige und gut ausgedrückte Rathschläge. Dagegen sind aber auch eben so bedeutende Mängel nicht zu verkennen.

Negativ heißt so viel als verneinend (aus dem Lateinischen von negare, Nein sagen). So sagt man z. B. im gemeinen Leben, etwas negativ beantworten und dgl. — In einem höhern und philosophischen Sprachgebrauch bedeutet negativ dasjenige, was, ohne selbst irgend etwas zu bestimmen, bloß etwas andres Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug etwas Bestimmtes, es sind positive Begriffe; die negativen Begriffe davon sind Nicht-Mensch, Nicht-schwarz, Nicht-klug. Indem ich einen dieser negativen Begriffe setze, gebe ich schlechterdings nichts bestimmtes; ein Nicht-Mensch kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus u. s. w. seyn; ich schließe bloß den positiven Begriff Mensch aus. Es ergiebt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung ohne etwas entgegenstehendes Positives (oder Bestimmtes) nicht gedacht werden kann. — Negative Urtheile sind in der Logik (der Wissenschaft von den Regeln des Denkens) solche, in denen ausgesagt wird, daß das Mannigfaltige oder Materielle (der Stoff) des Urtheils sich nicht im Bewußtseyn vereinigen lasse. So ist z. B. „Cajus ist nicht weise" ein negatives Urtheil. „Cajus und weise" ist das Mannichfaltige oder die Materie des Urtheils. „Ist nicht" enthält die Form und zeigt an, daß die beiden Vorstellungen Cajus und weise nicht zusammengedacht werden sollen.

Neger. So nennt man eine Menschenrace in Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes krauses Haar, platten Hirnschädel und schwarze Farbe bemerkbar macht, und hauptsächlich auf der Nordwestküste von Afrika, in Nigritien, Ober- und Unter-Guinea, Monomotapa, Äthiopien, Sofala, Mono, Emugi und Zanguebar gefunden wird. Diese Menschenrace ist vorzüglich dadurch merkwürdig geworden, daß, als die ursprünglichen Bewohner Amerika's und besonders Westindiens durch harte Behandlung der Europäer so sehr vermindert worden waren, man auf den Gedanken gerieth, Neger an der Küste von Guinea aufzukaufen und nach jenen Gegenden, wo man ihrer zu den Pflanzungen und andern Arbeiten bedurfte, hinzuführen. Indem wir, was diesen seit 200 Jahren getriebnen Handel betrifft, auf den Artikel Sclavenhandel verweisen, bemerken wir in Hinsicht der Neger selbst noch Folgendes. Man hat in neuern Zeiten

sehr über die ursprünglichen Anlagen und die Bildungsfähigkeit der Neger gestritten. Diejenigen, welche, wie Meiners, verschiedene Menschenracen behaupten, suchen sowohl aus der physischen Organisation, als aus den Aeußerungen der Neger zu erweisen, daß sie nie den vollkommnen Culturzustand werden erreichen können, den andere günstiger organisirte Nationen, als z. B. die celtischen Völkerschaften, erreicht haben. Und in der That ist nicht zu läugnen, daß schon die äußere Bildung der Mohren in Afrika viel schöner und edler ist. Im Allgemeinen sind die Neger indolent, rachsüchtig, und scheinen, mit den slavischen Nationen, nur zu mechanischen Arbeiten geschickt. Wenn die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, so vergessen sie, daß diese Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewissen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Wenn sich auf einem Sclavenschiff von 130 Negern einmal 25 fanden, welche arabisch schreiben konnten, so beweist dieses nur das mechanische Talent dieser Menschen. Welchen Geschmack mag wohl der Reisende gehabt haben, der schreiben konnte: Les Negres ont du gout. Eher wollen wir glauben, was derselbe schreibt: Les femmes sont toujours bonnes et complaisantes, ohne daß wir jedoch hierin Beweise einer höhern Culturanlage finden können. Die Uebel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der kleinen Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, sind zwar durch die Reizungen des Sclavenhandels vermehrt worden; allein sie waren doch schon von Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Seit mehrern Jahren hat sich in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat. Die Frage, ob die Neger einen hohen Grad von Perfectibilität besitzen oder nicht, darf übrigens auf die Abschaffung des Sclavenhandels keinen Einfluß haben. Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprung des Gambia hinzieht; die Jaloffi oder Qualoffi an der Nordseite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche seit 1724 sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Nieder-Guinea, wozu auch noch die Angolaer und Bengualer gehören; die Karrous in Ober-Guinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Fluß Sierra Leone behaupten; die Anziskos im obern und niedern Aethiopien auf der östlichen Seite von Kongo; die Jagga's, welche von Einigen mit den Anziko's verwechselt werden, von den Gränzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gella's, deren Sprache mit keinem äthiopischen Dialect übereinkommt, bilden sechs Völkerschaften in ihrem ursprünglichen Gebiet an den Gränzen von Abyssinien und Ajan. Ein Theil von ihnen besitzt seit 1537 die südlichen Provinzen von Abyssinien; die Mumbo's und Zimbo's in Mono Emugi; die Mokarantis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden; die Sarakolez in Galani einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptsitzen der Neger befinden sich auch noch Reste und Zweige dieser Nation in Marocko, Biladulgerid, auf der Küste von Ajan, in Tunis, wo sie unter den Abuchefs (1206—1575 herrschend wurden; in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehrern ostindischen und in den Südseeinseln, wo sie die ältesten Einwohner zu seyn

scheinen. Daß sie als Sclaven sich in den meisten europäischen Colonien in America befinden, ist schon bemerkt. Hier führen viele von ihnen, denen es gelang, sich in Freiheit zu setzen, in einem wilden und unabhängigen Zustand, da, wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civilisation.

Neigung. Angeborne Neigung. Daß die Neigungen auf dem Vermögen der Seele, zu begehren, beruhen und eine Art der Begehrungen seyen, wird allgemein angenommen. Nicht so einstimmig sind die Bestimmungen dieses Begriffs. Kant erklärt die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordne sinnliche Begierde. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von starken, sinnlichen Begehrungen gebrauchen sollte, so geht nicht jede Neigung bloß auf das Sinnliche an einem Gegenstand (z. B. Liebe, Freundschaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenstand, oder eine bestimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel.) Wir möchten daher die Neigung lieber bezeichnen als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen; denn das Thier wird instinctmäßig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menschen aber, dessen Trieb die Heftigkeit des thierischen Instincts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortritt, vermöge welcher sich das Individuum mit Bewußtseyn für den individuellen Gegenstand entscheiden und an ihn gewöhnen kann, entsteht die Neigung (inclinatio), die, wie das Wort andeutet, nur ein Hinneigen ist, das auf dem Gewichte (Interesse) beruht, welches in dem mit Willkür begabten Geiste nach Maßgabe seiner ganzen Entwicklung und Bildung ein vorgestellter Gegenstand empfängt. Daher ist auch die Neigung, so wie die ihr entgegengesetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Wesen eines Menschen abhängig, und gehört zu seinem psychologischen Charakter; und daher haben wohl Einige (obschon unrichtig) den innern fortdauernden Grund etwas zu begehren oder zu verabscheuen, statt der Begehrung selbst, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier von uns entwickelten Sinne kann es nun keine angebornen Neigungen geben, indem kein Mensch eine entschiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenstand, als solchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch die Willkür, Erkenntniß und Bewußtseyn; — auch ist die Begehrung des Menschen nicht mit seiner Geburt habituell. Man müßte also, um angeborne Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem sehr weiten Sinne nehmen und so verstehen, daß es Neigungen gebe, welche in der besondern Anlage des Menschen, z. B. in der individuellen Beschaffenheit des Körpers, mit welcher der Mensch geboren wird, wenigstens mittelbar ihren Grund haben; aber eben so den Ausdruck Neigung in einem sehr unbestimmten Sinne, für menschliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechseln, dann könnte man den Trieb eine angeborne Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Neigungen nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt, und sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. — Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn sie immer wiederkehrt und ihren Gegenstand nicht ändert. Der Hang ist eine heftige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die

[N]eigung dadurch, daß sie an sich stark ist, verändert werden kann, [u]nd mehrere Neigungen wohl neben einander bestehen; die Leidenschaft [ab]er eine herrschende, überwiegende alles andre Interesse verschlingende [u]nd durch fortdauernde Gewöhnung fast unwillkürlich gewordne [B]egehrung ist, wodurch, wie der Name aussagt, die Selbstthätigkeit [de]s Geistes, oder der Wille gestört und unterdrückt wird, und die Seele [si]ch in dieser Hinsicht mehr leidend verhält.

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechischen, wo es über[ha]upt ein Todtenverzeichniß bedeutet, nennt man die Nachrichten von [de]m Leben verstorbner merkwürdigen Männer. Am häufigsten sind die [N]ekrologe, welche bloß verstorbne Gelehrte betreffen. In Deutschland [is]t der von Schlichtegroll herausgegebne Nekrolog besonders geschätzt [w]orden. In den Klöstern und geistlichen catholischen Stiftungen nennt [m]an Nekrolog das Verzeichniß der Aebte, Vorsteher und derjenigen, [di]e sich durch Wohlthaten und Vermächtnisse besonders um die Stif[tu]ng verdient gemacht haben.

Nekromantie, aus dem Griechischen von νεκρομαντεία (auch νεκυομαντεία sagt man), bezeichnete im Alterthum das Vorhersagen der [Z]ukunft durch Befragen der Todten, und war eine Art der alten Di[vi]nation. Diese Sitte stammt, wie fast alle abergläubisch scheinenden [G]ebräuche, aus dem Orient, und verliert sich in das graueste Alter[th]um. So lange wir über die Entstehung desjenigen, was wir Aber[gl]auben nennen, und seinen Uebergang aus Asien und Aegypten in die [g]riechischen Sitten noch keine vollständigen und genugthuenden Auf[sc]hlüsse haben werden, so lange werden wir auch nicht im Stande seyn, [de]n ursprünglichen Begriff, die Beschaffenheit und mannigfaltige Abän[deru]ng der alten Nekromantie genau anzugeben. Einige haben zwar be[ha]uptet, daß die Nekromantie nicht erst aus Aegypten oder Persien nach [G]riechenland gekommen, sondern in diesem Lande selbst entstanden sey. [A]llein dieses möchte schwer zu beweisen seyn. Der erste griechische Schrift[st]eller, bei dem wir ein Beispiel der Nekromantie finden, ist Homer, [de]r im elften Buch seiner Odyssee den Schatten des Tiresias vom [Ul]ysses aus der Unterwelt hervorrufen läßt. Die Gebräuche, welche [da]selbst beschrieben werden, enthalten durchaus nichts zauberisches, und [be]stehen im Grunde bloß in einem mit besondern Ceremonien vollzogenen [O]pfer. Die Beschreibung dieser Nekromantie beim Homer beweist in[de]ssen schon, daß diese Art der Divination selbst schon weit früher in [G]riechenland üblich gewesen seyn muß. In manchen Orten dieses Lan[de]s gab es Todtenorakel, deren Ursprung sich in das Dunkel der Ge[sc]hichte verlor, und selbst die Sage vom Herabsteigen des Orpheus in [di]e Unterwelt ist von Einigen auf Nekromantie bezogen und als ein Be[we]is von dem hohen Alterthum dieses Aberglaubens angesehen worden. [I]ndessen scheint es zweifelhaft, ob der von vielen griechischen Heroen [vo]rkommende Ausdruck, sie seyen in die Unterwelt hinabgestiegen, so [vi]el bedeute, als sie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im übri[ge]n Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Priester oder gott[ge]weihter Personen in Tempeln ausgeübt wurde, beschäftigten sich in [T]hessalien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Personen, wel[ch]e ψυχαγωγοι (Heraufführer der Schatten) genannt wurden, und zau[be]rische Gebräuche dabei anwandten. Diese zauberischen Gebräuche führ[te]n in spätern Zeiten in diesem Lande zu den größten Grausamkeiten, [in]dem die Zauberer dem menschlichen Blute und allem was vom Gal[ge]n und aus Gräbern kam, eine höhere Kraft zuschrieben, und so ge

[illegible] empörendsten und widerlichsten Handlungen verleitet wurden. So [illegible] sie halbverbrannte Menschen vom Scheiterhaufen, begruben andre [illegible], schnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe u. dergl. Oft schlachtete man Menschen, um ihre Geister, noch ehe sie zur Unterwelt [illegible] könnten, zu befragen. In so fern die hervorgerufenen Schatten (und dieses war die alte und gewöhnliche Sitte) sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεία, und ψυχομαντεία, d. h. Wahrsagen der Schatten (σκιαι) oder abgeschiednen Seelen (ψυχαι). Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeschiednen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nelson (Horatio), Lord Viscount, einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden in den brittischen Annalen, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelson von Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, und daselbst im September 1758 geboren. Sein Schulunterricht, den er zu Norwich und North Walsham empfing, wurde schon in seinem 12ten Jahre unterbrochen, indem sein Oheim Suckling, Capitain des Raisonable von 64 Kanonen, ihn als Midshipman an Bord nahm. Dieses Schiff wurde in Folge des Streits mit Spanien über die Falklandsinseln mit ausgerüstet, und wiewohl dieser Zwist bald beigelegt wurde, so gewann doch Nelson in der kurzen Zeit eine entschiedne Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Capitain eines Westindienfahrers, der eben in See gehn wollte. Mit ihm machte der Jüngling seine erste Seereise, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitain Suckling ihn an Bord seines Schiffs, the Triumph, welches damals zu Chatham lag. Hier war sein Hauptgeschäft, den Cutter in den Canal der Themse zu führen. Die im Jahr 1773 ausgerüstete Expedition, um möglichst weit gegen den Nordpol vorzudringen, wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen Nelson, daß er seinen ganzen Einfluß bei dem Capitain Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um sein Cockswain (Führer des Beischiffs) zu werden. Dies gelang ihm, und er ging in demselben Sommer mit der Expedition ab, deren Resultate der Welt bekannt sind. Als Nelson von dieser Reise zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter Capitain Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Ostindien bestimmten Geschwader führete. Er segelte dahin; da aber das Clima nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehen zu lassen, wo er 1776 ankam. Wiewohl er damals erst achtzehn Jahr alt war, so hatte er doch schon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht, und wurde im September desselben Jahrs ausgewählt, als Lieutenant an Bord des Worcester von [6]4 Kanonen zu dienen, mit der Bestimmung nach dem mittelländischen Meere. Nelson blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf bestand er die Prüfung zur Lieutenantstelle und wurde sogleich als zweiter Lieutenant auf dem Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt. Dieses Schiff kreuzte vor Jamaica, und zwang, bei einem heftigen Sturme, einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der erste Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffs gehen sollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Capitain: „Habe ich denn keinen Offizier, der die Prise besteigt?" — Der Schiffsmeister wollte ins Boot springen, als Nelson ihn mit der

Aeußerung zurückhielt, die Reihe sey an ihm. Seine Geschicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf das Commando des zu der Fregatte gehörigen Schooners. Im J. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker, der ihn schätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord seines eignen Flaggenschiffs, und machte ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahrs gab er ihm das Commando der bewaffneten Brigg Badger, mit welcher er zur Beschützung der Honduras Bay und der Mosquitoküste kreuzte. Im J. 1779 wurde Nelson Postcapitain, und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Süd-Amerika, welche im J. 1780 von Jamaica ausging, gab Nelson die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth zu zeigen; aber er würde, wie alle seine tapfern Gefährten, eine Beute des unter diesem Himmelstrich gewöhnlichen Fiebers geworden seyn, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daselbst das Commando des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieses Commando's, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, segelte den nächsten Frühling nach Quebek und kreuzte den Sommer vor Boston. Bei Annährung des Winters wurde er nach Neu-York beordert, von wo er zu Lord Hood in Westindien stieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 wurde er zum Befehl der Fregatte Boreas berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Prozeß auf Schadenersatz, in welchem er aber losgesprochen wurde. Im J. 1787 verheirathete er sich zu Nevis mit einer Westindierin, der Witwe des Doctors Nesbit, und kam noch in demselben Jahre nach England zurück. Hier führte er zu Norfolk ein häusliches und zurückgezognes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochne Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam das Commando des Norfolk von 64 Kanonen. Man führt, um seine Sinnesart zu bezeichnen, an, daß er dem Sohn eines Freundes, den er als Midshipman mit sich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beständig im Sinne haben: erstlich mußt du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind ansehen, der schlecht von deinem König spricht; drittens mußt du jeden Franzosen eben so sehr hassen als den Teufel." Er segelte nach dem mittelländischen Meere unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im August 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geschickt wurde. Hier schloß er mit diesem und der Gemahlin desselben jene vertraute Freundschaft, die in der Geschichte seines Privatlebens von großer Wichtigkeit ist. Nachdem er einige neapolitanische Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corsika, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hoods Rückkehr nach England, fuhr Capitain Nelson fort, im mittelländischen Meere unter dessen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig das Commando eines Geschwaders von Fregatten, womit er so wichtige Dienste leistete, daß er zur Belohnung zum Marineobristen ernannt wurde. Als Sir John Jarwis (Lord St. Vincent) im November 1795 im Commando folgte, wurde er von diesem zum Comodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Ka-

nonen. In der Schlacht vom 14ten Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent that sich Nelson auf das glänzendste hervor, und trug wesentlich zu den großen Erfolgen dieses Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 84 und ein andres von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des letztern den Degen des spanischen Capitains. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garnison von Porto Ferraio abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er das Commando des innern Blockadegeschwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches spanisches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, wurde Nelson im Juli 1797 mit drei Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, die Wegnahme desselben zu versuchen. Obgleich die Unternehmung mit großer Klugheit geleitet wurde, so schlug sie doch fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelson selbst, der sich dem furchtbarsten Feuer aussetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte sich der Amputation unterwerfen. Um seine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück, und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, seine Flagge am Bord des Vanguard aufzustecken, und ins mittelländische Meer zu gehn; er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zusammen. Nelson bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, seine Station zu verlassen, war die französische Flotte ausgelaufen. Am 8ten Juni stieß Capitain Trowbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelsons Verstärkung detachirt hatte, mit acht Linienschiffen zu ihm, und dieser eilte, die französische Flotte aufzusuchen. Die in Sicilien eingezognen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste; er kam daselbst früher als die Franzosen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Aegypten gesegelt sey, eilte zum zweiten Mal dahin, fand sie bei Abukir vor Anker, und lieferte ihr jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerstörung endigte. (S. Abukir.) Nie hatten die Britten einen vollständigern Sieg zur See erfochten; die politischen Folgen desselben waren außerordentlich. Der Dank beider Häuser, seine Erhebung zur Pärwürde unter dem Titel Baron Nelson vom Nil und eine Pension von 2000 Pfund waren die wesentlichen Beweise von der Dankbarkeit seines Fürsten und Vaterlandes. Von dem türkischen Kaiser erhielt er eine Aigrette von Diamanten nebst einem kostbaren Pelz, von Kaiser Paul dessen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldne Dose und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem Könige von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geschenke. In Neapel wurde Nelson mit großen Festlichkeiten empfangen, und offen erklärte sich dieser Hof gegen Frankreich. Allein das Glück entschied sich für die Franzosen, und Nelson führte, als er die Hauptstadt bedrängt sah, die königliche Familie nach Palermo über. Sein Eifer war eben so unbegränzt, als seine Anhänglichkeit an den neapolitanischen Hof. Als daher bald nach der Umschaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeische Republik eine Gegenrevolution sich vorbereitete, wirkte Nelson kräftig mit, und beorderte den Capitain Trowbridge, in der Bay von Neapel zu kreuzen, und die umliegenden kleinen Inseln wegzunehmen. Am 24. Juni 1799 erschien Nelson selbst in der Bay, vernichtete den von dem Cardinal Ruffo und dem Comodore Foote mit den Republikanern eingegangnen Waffenstillstand, zwang die Forts zur Uebergabe, und ließ

Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten: ein
...en, das mit Recht getadelt worden ist, wie überhaupt Nelson
...rmo und Neapel unter einem für seinen Ruhm nicht günstigen
...gestanden zu haben scheint. Nachdem Lord Keith das Com-
...im mittelländischen Meere erhalten hatte, reiste Nelson über
...urch Deutschland, schiffte sich zu Cuxhafen ein und kam nach
...reijährigen Abwesenheit den 6ten November 1800 zu Yarmouth
...llenthalben wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen.
...ersten Tagen des J. 1801 wurde er Viceadmiral der blauen
...und bald wehte die seine vom San Josef von 112 Kanonen,
...elbst erobert hatte. Das englische Cabinet beschloß damals, um
...ische Seeconföderation zu trennen, eine große Flotte unter Sir
...arker in die Nordsee zu schicken; Nelson willigte ein, als der
...m Commando der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte seine
...auf den St. Georg von 98 Kanonen auf. Die Flotte passirte
...erlust den Sund und kam vor dem Hafen von Copenhagen an,
...19 Linien- und Blockschiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt
...Nelson erhielt den Befehl mit 12 Linienschiffen und mehreren
...en einen Angriff zu machen. Nach einem fünfstündigen Gefecht,
...hem beide Theile an Heldenmuth wetteiferten, war die ganze ...
...dänischen Schiffe geschlagen. Nur die Kronbatterien und die
...am Eingang des Hafens waren noch unversehrt; aber auch ...
...dern waren zwei Schiffe gestrandet, und mehrern drohte dieselbe
... In diesem kritischen Augenblick sandte Nelson einen Parla-
...ab mit dem Anerbieten, den Kampf einzustellen, um ...
...dlung zu pflegen, sonst müsse er die genommenen Batterien in
...stecken, ohne die tapfern Vertheidiger derselben retten zu können.
...orschlag ward angenommen; Nelson kam ans Land, besprach
...t dem Kronprinzen, und setzte die Präliminarien zu einem Ver-
...est, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden
...ußland sich verständigt hatte, kehrte er nach England zurück. Seine
...Dienste bei dieser Unternehmung wurden durch die Erhebung zur
...eines Viscount belohnt. — Als bald darauf die Rüstungen auf
...anzösischen Küste in England Besorgnisse wegen einer feindlichen
...g erweckten, wurde Nelson zum Oberbefehlshaber eines zwi-
...Orfordneß und Beachy Head stationirten Geschwaders und der
...gehörigen Flotille von Kanonenböten u. s. w. ernannt. Er be-
...die französischen Fahrzeuge vor Boulogne anzugreifen; aber dies
...hmen, das er den 16ten August 1801 ausführte, mißlang. Der
...von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindselig-
...aufs neue begannen, trat Lord Nelson wieder in Thätigkeit, und
...hm das Commando im mittelländischen Meere. Im Mai 1803
...er, mit seinem Flaggenschiff, dem Victory, nach Gibraltar. Sein
...ugenmerk mußten die Bewegungen der toulonner Flotte seyn;
...verschmähte eine enge Blokade, um dem Feind zum Auslaufen
...heit zu geben. Sein Wunsch wurde endlich im März 1805 er-
...Der französische Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit
...igen Flotte Toulon, vereinigte sich mit einem spanischen Ge-
...r vor Cadix, und segelte nach Westindien. Sobald Nelson be-
...unterrichtet war, eilte er ihm nach, durchflog mit bewundernswür-
...er Schnelligkeit den atlantischen Ocean, fand jedoch den Feind
...der, auf die Kunde von seiner Annäherung unverrichteter Sache den
...s angetreten hatte. Nelson ging nach England zurück, ... er
... daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefecht

mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen sey. Im September stieß Nelson mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm das Obercommando. Endlich den 19ten October lief die französisch-spanische Flotte von neuem aus; sie segelte von Nelson mit siebenundzwanzig Linienschiffen verfolgt, am 20sten, dreiunddreißig Linienschiffe stark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21sten früh um 1 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar sich auf Schußweite genähert. Die größte Seeschlacht der neuern Zeit erfolgte, und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzosen. (S. Trafalgar, Schlacht bei.) Nie wurde ein größerer und vollständigerer Sieg zur See erfochten. Aber als der bereits für die Engländer entschiedene Kampf noch am lebhaftesten entbrannte, traf ein unglücklicher Musketenschuß aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffs, mit welchem das englische Admiralschiff engagirt war, Nelson in die Schulter, drang durch die Lunge, und zerschmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzt, daß keine Rettung möglich sey. Noch erkundigte er sich angelegentlich, wie die Schlacht stehe, lächelte, als er vernahm, daß schon zwölf feindliche Schiffe gestrichen hätten, und verschied als ein christlicher Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt sey, die englische Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in der St. Paulskirche mit dem seinen hohen Verdiensten angemeßnen Gepränge bestattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren in dem Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verstorbnen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seinen Bruder über.

Nemeische Spiele. Die nemeischen Spiele, welche mit den olympischen, pythischen und isthmischen zu einem Vereinigungspunkte von Griechenland dienten, hatten ihren Namen von dem kleinen Ort, wo sie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landschaft des Peloponnes. Ihre Entstehung hatten sie nach der Sage in Leichenspielen, die zu Ehren des in seiner frühen Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes, welcher nachher Archemorus hieß, und ein Sohn des Lykurgus und der Eurydice war, gehalten wurden. Leichenspiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Personen waren bekanntlich im Alterthume gewöhnlich genug. Die des Opheltes hätten, wenn jene Sage von der Entstehung der nemeischen Spiele gegründet ist, nur das eigenthümliche, daß sie auch in der Folge von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeischen Spiele vom Hercules nach Besiegung des nemeischen Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea eine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter gestiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt diese beiden Sagen dahin, daß die nemeischen Spiele zwar aus den Leichenspielen des Archemorus entstanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden seyn sollen. Da die nemeischen Spiele weniger feierlich und berühmt waren als die olympischen und pythischen, so hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu bestimmen (wie man sie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden bestimmte), nie allgemein und gebräuchlich werden können. Indessen gibt das Chronicon des Eusebius das 2te Jahr der 53sten Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeischen Spiele selbst waren theils gymnastisch (körperlich), theils musikalisch (geistig), und da sie in ihrer Einrichtung den berühmtern olympischen glichen, so verweisen wir deßhalb auf den Artikel, worin von den olympischen Spielen die Rede seyn wird. Die Kampfrichter

(Agonotheten) bei den nemeischen Spielen waren aus Argos, Cleonä und Corinth gewählt und trugen zum Andenken des Ursprungs der Feier schwarze Trauerkleider. Sie waren berühmt wegen ihrer strengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, welche so weit ging, daß sie eine später erkannte Ungerechtigkeit durch Krönung eines schon verstorbnen Kämpfers wieder gut machten. Anfangs war der Preis des Siegers in diesen Spielen ein Kranz von Oelzweigen, später von grünem Epheu.

Nemesis. Eine philosophisch-moralische Aneinanderreihung der oft sehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieser Göttin verband, hat Herder in den zerstreuten Blättern (2, 221) und eine mehr historisch-kritische Manso im N. deutschen Mercur (1810, Stück 7) versucht. Die Nemesis ist die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Uebermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andere, die Herstellerin des Gleichgewichts zwischen dem zu Glücklichen und dem zu Unglücklichen; die göttliche Rächerin der aus Uebermuth entsprungenen Unthaten. Ein besondres Attribut ist, daß sie über die den Todten schuldigen Ehrenbezeugungen wacht, weßhalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Fest Nemesia hieß. Die Angabe ihrer Genealogie ist so mannichfaltig, wie die der meisten mythologischen Personen. Bald ist sie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike (der Göttin der Gerechtigkeit), bald des Oceans und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Gestalt einer majestätischen Frau in der Tunika und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirsche und eine Victoria abgebildet sind. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eschenzweig, zuweilen sieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit zwei Greifen bespannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Schleier auf dem Haupte. Am seltensten erscheint sie geflügelt. Wie ausgebreitet und angesehn ihre Verehrung war, sieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen sie erscheint. Sie führt auch den Namen Adrastea, von Adrastos, welcher ihr, nach der einen Sage in Adrastea, nach der andern in Kyzikus, den ersten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attica, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildsäule stand, welche Phidias aus demselben parischen Marmor, welchen die Perser unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemesis als Denkmahl des bestraften Uebermuths der Barbaren errichtet hatte, so bekam diese Göttin auch den Beinamen Rhamnusia. Ob sich auf verschiedene Localverehrungen dieser Art die Erwähnung und Abbildung mehrerer Göttinnen unter dem Namen Nemesis bezieht, ist noch ungewiß. — Eine eigne Classe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemesis oft als die Geliebte des Jupiter aufführen, der sie in Gestalt eines Schwans verfolgte und von dem sie ein Ei gebar. Ob und wie diese Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemesis zum Grunde liegen, zusammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie.

Nenndorf, ein Dorf im churhessischen Antheile der Grafschaft Schaumburg in Westphalen, welches wegen seines Bades und kalten Schwefelwassers berühmt ist. Die Quelle des Bades entspringt an der

Landstraße, welche von Hannover in die Grafschaft Lippe und das Fürstenthum Minden führt und die umliegende Gegend ist von der Natur besonders begünstigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt in einer Schrift vom Jahr 1546 dieser Bäder als sehr alt. Die jetzigen Gebäude und Anlagen wurden erst in den Jahren 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An schönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält sich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Wasser kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und schmeckt durchdringend schweflicht, balsamisch, gelind bitterlich, etwas salzig. Die Farbe desselben ist in der obern Quelle nach Beschaffenheit der Witterung bald hell und klar, bald milchicht, bläulich, grünlich und schwärzlich, hingegen in dem untersten sogenannten Trinkbrunnen meistentheils klar. Seinen Nutzen zeigt es in Brustbeschwerden, verschiednen Hautausschlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeschwerden, Cacherie, Bleichsucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung. Es zertheilt den Schleim in Magen und Gedärmen, ist überaus reizend und blutreinigend, lös't die sauern gallichten, in Magen und Gedärmen stockenden Säfte auf, dämpft die widernatürliche Säure in dem Magen, geht zu den feinern Theilen des Körpers über, lös't den zähen, stockenden, die Gefäße verstopfenden Schleim auf, und führt ihn durch die Drüsen des Schlundes, der Luftröhre, der Nase, des Afters, der Urin-, Mutter- und Hautgefäße ab. Es ist sehr wirksam in Hypochondrie und Hysterie, bei geschwächtem Appetit, Sodbrennen, Magenkrampf, schmerzhafter Spannung des Unterleibes von Blähungen, Magenhusten, Hartleibigkeit, Schleimhämorrhoiden, weißem Fluß, Schwindel, Kopfweh, Ohrensausen, Herzklopfen, schleimichter Engbrüstigkeit, gewissen Arten von Bluthusten, schleimichter Lungensucht, bei Krankheiten von Verstopfung der Drüsen, der Eingeweide und des Unterleibes, der Leber und der Milz, in oft wiederkehrenden katarrhalischen und rheumatischen Zufällen, bei Kopf-, Zahn- und Gliederweh, Schnupfen, flechtenartigen Ausschlägen und Räudigkeit der Haut, in Leukophlegmatie und anfangender Wassersucht, in Wurmkrankheiten, Podagra, Krämpfen, Epilepsie, Hämorrhoidalzufällen, Verstopfung und Unregelmäßigkeit der monatlichen Reinigung, hartnäckigen Hautkrankheiten, Drüsenverstopfungen, Brustbeschwerden, eingewurzelten Katarrhen, veralteten venerischen Zufällen, bösartigem weißen Fluß und dergl. mehr.

Nenner ist diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden sollen, während der Zähler anzeigt, wie viele Theile von diesem Ganzen genommen werden sollen. Der Nenner eines Bruchs wird unter den Zähler geschrieben und durch einen Strich davon getrennt. So ist z. B. in dem Bruch 9/10tel die Zahl 10 der Nenner, indem sie das Ganze nennt oder bezeichnet, von welchem etwas genommen werden soll. Die Zahl 9 ist der Zähler, indem sie anzeigt, daß 9 Theile von jener Größe (10) genommen werden sollen.

Neologie (aus dem Griechischen) bezeichnet ursprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geschlossenen Sprache, in jeder Literatur, die eine classische Epoche aufzuweisen hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums suchten Grundsätze darüber aufzustellen, in wiefern die glückliche Kühnheit des Genies sich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen ist man in keiner so strenge gegen Neologien, als in der französischen, selbst

dann, wenn sie, wie zuweilen die der Frau von Staël, einen gewissen Anstrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet sich in den beiden entgegengesetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der ersten Periode, wo sie noch mit sich selbst kämpft und sich zu bilden und zu fixiren strebt, und dann in der letzten Periode des gänzlichen Verfalls des Geschmacks. Da man in keiner der neuern Sprachen gleichgültiger gegen Neologien ist als in der deutschen, wo sie sogar gewöhnlich ein Gegenstand der Bewunderung sind, so entsteht die Frage, ob dieser Umstand ein Zeichen sey, daß die deutsche Sprache in der ersten oder in der letzten Periode ihrer Bildung begriffen sey. — In einer davon abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung, von gefährlich, verderblich, verächtlich. Dieser Nebenbegriff des Worts neu findet sich schon in den alten Sprachen bei novus und νεος und rührt daher, daß die alten Staaten in ihrer blühenden Periode hauptsächlich auf Erhaltung des Alten, der alten Sitten, Gebräuche, Verfassung und Staatsmaximen beruhten, welche durch jede Neuerung gefährdet werden. Nach dieser Maxime handeln noch jetzt mehrere Staaten Asiens, welche aus dieser Ursache jede Verbindung mit Fremden sorgfältig vermeiden. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen oft mit dem Wort Neologie.

Nepomuk. Johann von Nepomuk (Johannes Nepomucenus), einer der berühmtesten Heiligen und Schutzpatron des Königreichs Böhmen. Er wurde im J. 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, studirte zu Prag, und wurde daselbst Prediger in der Altstadt und Canonicus. Aus christlicher Demuth und Bescheidenheit wollte er kein Bischofthum annehmen, und wurde in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller-Heiligen, königlicher Almosenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem Könige Wenceslaus die eheliche Treue des erhabnen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Beichte seiner Gemahlin zu wissen, und ließ den Beichtvater auf seine Weigerung erst ins Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16ten Mai 1683 in die Moldau hinabwerfen. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Der Papst Innocenz XIII. erkannte ihn nach der vorhergegangnen gewöhnlichen Untersuchung im J. 1721 für einen Heiligen, und diese Canonisation wurde auf Instanz Kaiser Carls VI von Benedict XIII. im Jahre 1729 vollzogen. — Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderschaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jesuit Balbin hat in seinen Miscell. Hist. Boh. sein Leben beschrieben, welches auch in französischer Sprache von dem Jesuiten de Marne bearbeitet worden ist.

Nepotismus. Unter Nepotismus wird die übertriebene Begünstigung eigener Verwandten und Freunde auf Kosten Dritter verstanden. Es ist der Ausdruck von den Päpsten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten (und unter diesem Worte wurden nicht nur ihre sonstigen Anverwandten, sondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Kosten des Staats und anderer Familien übertrieben zu begünstigen pflegten, sie auf jede Weise zu bereichern, sie in den Besitz der besten Aemter und Pfründen zu setzen suchten u. s. w. Es muß dies Gebrechen nothwendig immer vor allen in geistlichen Staaten fühlbar seyn, da hier der Besitz der Regierung auf die Lebensdauer des e-

wählten Fürsten beschränkt blieb, seine Familie aber nach seinem Tode durchaus in den Privatstand zurückkehrte. Daher ging das Bestreben dieser Fürsten immer hauptsächlich darauf, ihren Familien, so viel sie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch auch in andern Staaten hat man häufig Klagen über Nepotismus gehört, vorzüglich in solchen Ländern, deren Regent nicht selbst gegenwärtig war. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß eine solche ungerechte Begünstigung von Verwandten und Freunden für diejenigen, die keine solche Familien- oder sonstige Verbindungen haben, sehr drückend sey, zugleich thut man aber auch sehr unrecht, sich darüber als über etwas außerordentliches höchlich zu beklagen. Nepotismus ist allerdings ein Gebrechen, aber ein unvermeidliches Gebrechen in der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist sehr natürlich, daß jeder zuerst für seine Familie, für seine Freunde zu sorgen suche, seinen Einfluß zuerst und vornehmlich zu ihrem Vortheile verwende. Bei Gleichheit der Verdienste zumal kann es gewiß niemand unbillig finden, daß der Mächtige seinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gebe. Ersetzt freilich Verwandtschaft und freundschaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdiensten; wird der verdiente Mann, der in keiner solchen Verbindung steht, vernachlässigt und zurückgesetzt: so ist dies allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der aber auch nie ganz aufhören wird, so lange es noch Menschen gibt, und bei den Schwächen der menschlichen Natur wird es deren immer geben, die ihr Privatinteresse dem öffentlichen Besten vorziehn.

Neptun, scheint von den Römern in den ältesten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als solcher anfänglich mit dem alten italienischen Gott Consus vermischt worden zu seyn. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen, und mit der griechischen Mythologie bekannt wurden, trugen sie die in dieser Mythologie vorhandenen Ideen vom Poseidon auf ihren Neptun über, so daß Neptun und Poseidon für verschiedene Namen einer und derselben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos und der Rhea oder Opis; über die Art, wie ihn seine Mutter dem Schicksal entzog, das sein alles verschlingender Vater seinen Kindern bereitet hatte, sind die Sagen verschieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgespien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verschlingen, und Neptun wird heimlich erzogen u. s. w. Nach der Empörung, welche sein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinschaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrschaft über das innre Meer zu. Ob die Sage, daß er im Wettstreit mit der Minerva über den Besitz von Attica das Pferd zuerst geschaffen, daher entstand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poseidons, einer ursprünglich phönicischen Gottheit, von Seeräubern dieses Volks zuerst auf den Küsten des Peloponnes, Attica's und Thessaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meer geborne Roß sich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß, wie so viele andere Punkte der alten Mythologie, noch unentschieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erschüttert und besänftigt das Meer, und selbst zuweilen die Erde. Auf Inseln und Küstenplätzen war daher seine Verehrung am häufigsten. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den ältesten Kunstdarstellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Gestalt mit spitzem Bart abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack, dessen sich schon in den ältesten Zeiten die Seefahrer des mittelländischen Meers zum Harpüniren und als eines Zeichens der Be-

ne einer Küste bedienten. Auf einem mit Rossen bespannten ...
m Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Ober...
s Meers befahrend, vorgestellt. Mit seiner Gemahlin Amphitrite
er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ih...
dem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Se...
schehenen Entführungen dem Neptun zuzuschreiben. Schon Grö...
t, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Ansprüche für ...
Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche
r dem Neptun beilegen, beziehen sich meist alle auf die Sc...
chiffahrt, auf die Erschaffung des Pferdes und die Gefahren
lettrennenden und auf seine Macht, auch Erdbeben zu erregen.
em er an dem unglücklichen Versuche der Götter, sich gegen Ju...
u empören, Theil genommen hatte, wurde er von diesem ...
mmt, in Gemeinschaft mit Apoll dem König von Troja Laomedon ...
nen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und
den bedungenen Lohn nicht erhielt, schickte er eine Ueberschwem...
und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojanischen Kriege war
f Seiten der Griechen und im Götterstreite vor Troja stand er
pollo gegenüber.

Nereus, ein Untergott des Meers und zwar in so fern es st...
uhig ist. Er war der älteste Sohn des Pontus und der Erde,
ndern des Oceans und der Thetis. Die Dichter schildern ihn
hrhaft und milde, als einen Freund des Rechts, der Billigkeit
Mäßigung, und als einen Feind der Gewaltthaten. In einem hö...
Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und
r, hat er die Gabe zu weissagen, und, gleich andern Wassergöt...
verwandelt er sich in allerlei Gestalten. Mit der Doris, der Toch...
s Oceanus, seiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er di...
en (siehe den Artikel Nymphen). Seine Wohnung ist im ...
Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieses Meer durch...
, weissagte ihm, nach jener schönen Ode des Horaz, Nereus den
gang von Troja. In den alten Kunstdarstellungen sowohl als ...
ichtern wird er als ein Greis von würdigem Ansehn vorgestellt.

Nero (Lucius Domitius, später Claudius Drusus), war der
des Cajus Domitius Aenobarbus und der Tochter des Germa...
Agrippina, und wurde zu Antium den 15ten December 37 nach
geboren. Als Agrippina später den Kaiser Claudius heirathete,
er von diesem adoptirt und folgte ihm in der Regierung im J.
h Christo. August, der erste römische Kaiser aus der Familie
äsarn, hatte seine Regierung grausam begonnen, aber gemäßigt
ild geendigt. Nero, der letzte römische Kaiser aus der Familie
äsarn, begann mild und endigte grausam. Er hatte eine vortreff...
Erziehung bekommen. Burrhus hatte ihn mit allen den Kenntn...
und Grundsätzen ausgerüstet, die den großen General und Staatsm...
bilden, während Seneca ihn mit der Philosophie und schönen
ur bekannt machte. Der Anfang seiner Regierung übertraf selbst
wartungen, die man sich nach einer solchen Erziehung von ihm
n konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung
e, äußerte er den Wunsch, nicht schreiben zu können. Allein der
njährige Herr der Welt sollte sich nicht lange in diesen Schranken
lten. Die Schmeicheleien und Verführungen des Freigelassenen
jus brachten einen Charakter, der bis dahin nur geschlummert
en schien, bald zum Ausbruch. Nero ließ den Britannicus, den
des Claudius, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der

Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften. Bald überließ er sich den gröbsten Ausschweifungen. Er ließ Agrippina, seine Mutter, ermorden. Diejenige Leidenschaft, welche über alle andern bei ihm die Oberhand hatte, war die Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören, und ausgestellte Soldaten mußten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Heer von Künstlern in seinem Gefolge ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Als Frau gekleidet heirathete er den Pythagoras und später den Doryphorus. Als Mann heirathete er den Sphorus, einen jungen Menschen, den er castriren ließ, um ihn seinem Frauenstande etwas näher zu bringen. Wie glücklich würde die Welt seyn, sagten die römischen Witzlinge, als Nero mit dieser jungen Frau öffentlich erschien, wenn der Vater dieses Ungeheuers nur immer solche Weiber gehabt hätte. Die berühmtesten Opfer seiner Grausamkeit sind außer dem Britannicus und der Agrippina, sein Lehrer Burrhus und Seneca, seine Gemahlinnen Octavia und Poppäa Sabina, und der Dichter Lucan. Meine Vorgänger, sagte er, haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ Rom anzünden, bloß um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brands von Troja zu bekommen. In diesem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die schönsten Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Grunde. Auf die Christen wälzte er die Schuld dieses Brandes, und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das heftigste verfolgen. Den eingeäscherten Theil der Stadt ließ er schöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenschaft der Großen, die Bauwuth, beherrschte auch ihn im höchsten Grade. Das merkwürdigste Denkmal dieser Bau- und Verschönerungswuth wurde der Palast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen domus aurea bekannt ist. Seine Verschwendung in andern Punkten, in seinen Kleidern, Jagdgeräthschaften u. s. w. war eben so gränzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen von der Last der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, des Statthalters in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete und ermordete sich, da niemand ihm diesen im Alterthum in solchen Fällen gewöhnlich von Andern erzeigten Freundschaftsdienst leisten wollte, selbst im Jahre 68. So groß und gerecht auch die Freudensbezeugungen über Nero's Sturz waren, so fehlte es ihm eben so wenig, wie dem Kaiser Napoleon, an solchen, die ihn selbst nach seinem Sturz noch bewunderten, vergötterten und zurückwünschten. Man bestreute sein Grab mit Blumen, man stellte seine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großem Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er sich durch seine Freigebigkeit und Nachsicht beliebt gemacht hatte, so theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem sie sich für Nero ausgaben. Gegen geistreichen Spott war Nero um so weniger grausam gewesen, als er selbst viel Geist besaß, ungeachtet er der erste römische Kaiser war, der

r den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir
n es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus zu den verlore-
gnen Schriften gehört, worin die genauere Schilderung des Cha-
s und der Regierung des Nero enthalten war.

Nerven sind weißliche markige Fäden, die in Bündeln gleichsam
neben einander liegen, so daß mehrere solcher Bündel einen Ner-
usmachen. Jedes Bündel ist mit einer besondern zarten Scheide
en, das Neurilem genannt, welches der Gefäßhaut des Gehirns
h, und eben so voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Zweige sich
Substanz des Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im gan-
ierischen Körper verbreitet und stehen durch mannichfaltige Ver-
ng mit einander in Gemeinschaft. Nur die Hirnhäute, das Ober-
en, die Haare und Nägel haben, wenigstens im gesunden Zu-
, keine Nerven. Die Nerven selbst sind von unterschiedner Stär-
nach dem mehrere oder wenigere Markbündel sich zu einem Ner-
ereinigen. An bestimmten Stellen des Körpers nähern sich meh-
rven einander so daß sie gleichsam an einander geklebt erscheinen,
ie Bündel des einen Nerven mit denen des andern sich durchkreu-
nd verflechten, so daß ihre Verbindung ohne gewaltsame Trennung
aufgehoben werden kann. Dies sind die Nervengeflechte, die vor-
h im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herz-
, bei der Leber, Milz, dem Gekröse, so auch bei dem Herzen, u.
sich finden. Von allen diesen bildet das in der Magengegend lie-
Sonnengeflechte gleichsam den Centralpunkt, in welches
on allen andern Geflechten Nervenbündel begeben, und von wel-
nach allen wieder welche ausgehen. Eine andere Art von Ver-
ng bilden mehrere Nervenzweige durch Nervenknoten (Gan-
, in welchen die zu ihnen und aus ihnen gehenden Nerven gleich-
n einander verschmolzen zu seyn scheinen. Diese Ganglien sind
iner sehr gefäßreichen Haut umgeben, und die sie bildenden Ner-
nd auf die mannichfaltigste Art in ihnen verwickelt; dergleichen
nknoten finden sich aber nicht nur bei Zweigen verschiedner Ner-
sondern auch selbst bei einzelnen Bündeln und Fäden eines gan-
Nervenstammes. Eine Reihe solcher Ganglien läuft auf beiden
n des Rückgraths herab, durch Verbindungsäste an einander ge-
, und bildet eine Gränze zwischen den Gehirnnerven. Innerhalb
begränzten Kreises breitet sich im Unterleibe das Gangliensystem
Die letzten Endigungen der Nerven sind verschieden, besonders der
n der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert sich
Nerve in eine breiartige, mit Feuchtigkeit umgebne Masse; der
erve endigt sich in eine markige Haut; der Geschmacksnerve in
n Wärzchen, eben so endigen die Gefühlsnerven in den Fingerspi-
Die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren sich in das Ge-
derselben, so daß man ihre Endigungen nicht bestimmt wahrneh-
kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem
en des Nervensystems. Dieses hängt aufs genaueste mit dem
n und dem Rückenmark, als einer verlängerten Fortsetzung des
ns, zusammen, welches von einerlei Substanz zusammengesetzt und
r oberste Centralpunkt des Ganzen anzusehen ist, von welchem al-
Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittel-
, sich alles sammelt. Die Masse der Nerven selbst ist übrigens
imliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn besteht, eine Art
artiger Stoff, welcher stärker oxydirt ist, als der im Blute be-
be, und welcher seine Nahrung aus dem ihm zugegebenen und

umkleidenden Gefäßnetze zieht. Der feinste, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrichtung desselben zersetzten und unbrauchbar gewordenen Theile wieder zu ersetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßchen und deren Endigung in das Nervenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demselben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn existirt, ja daß jede Nervenpartie als das Gehirn des Theils anzusehen ist, zu welchem sie geht. So wie das ganze Nervensystem seine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, so ist dagegen die peripherische Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. — Das Nervensystem ist durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Mensch steht, bedingt. Diese erfoderte nämlich vollkommnere Organisation, kräftigere Behauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Absonderung von der gesammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Diese Absonderung führt nothwendig eine Trennung mit sich, eine Veränderung im Raum, eine willkürliche Bewegung, einen Gegensatz zwischen der Außenwelt und dem Individuum, welches stufenweise von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung, bis zur hellen Anschauung der Außenwelt, bei dem Menschen bis zur klarsten Unterscheidung derselben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtseyn seiner Selbst, oder der Vorstellung dieser innern Empfindungen und ihres Unterschiedes von der Außenwelt immer höher steigt. Alle diese Erfodernisse des thierischen und menschlichen Lebens werden durch das Nervensystem vermittelt. Denn 1. die zusammengesetzte Organisation des thierischen Körpers aus so mannichfaltigen, isolirten, zum Theil fremdartigen einzelnen Gebilden, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechanisch zusammengeknüpft sind, werden durch das Nervensystem ein zusammenhängendes Ganzes. Das Gefäßsystem verbindet sie nur in so fern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervensystem ist es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hinleitet, sie in wechselseitige Beziehungen stellt und ihre Mitleidenschaften und gegenseitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Besorgung dieser Functionen des Nervensystems ist dem Theil desselben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet ist, viele Netze und Geflechte bildet und das reproductive oder vegetative Nervensystem genannt wird, weil der Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch dasselbe regulirt wird. Dieser Theil des Nervensystems ist durch die Nervenknoten oder Ganglien gewissermaßen isolirt und von dem Gehirnsystem abgesondert, so daß er gleichsam eine für sich bestehende Region, das Gangliensystem, ausmacht, welches vom Gehirn unabhängig ist; indem seine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf dasselbe reflectirt, oder von ihm empfunden wird. Ein verschluckter Bissen wird nicht mehr empfunden, sobald er über eine gewisse Gränze des Schlundes ist. Das Herz schlägt unaufhörlich, und kann durch Willkür nicht bestimmt werden; der Magen verdaut, sobald er Speise aufgenommen hat, die Leber sondert Galle ab, ohne daß alles dies vom Gehirn regiert oder wahrgenommen wird. Nur in gewissen krankhaften Zuständen des Körpers wird diese Isolation vermindert, die isolirenden Nervenknoten werden übersprungen, und es kommen von diesen Organen Eindrücke bis ins Gehirn. Wird z. B. die Empfindlichkeit der Ner-

ven irgend eines Theils krankhaft erhöht, so entsteht eine dunkle Wahrnehmung des abnormen Zustandes daselbst, und offenbart sich als Schmerz. 2. Ein anderer Theil des Nervensystems bewirkt den vollkommensten Gegensatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Veränderung im Raum, und die Anschauung der Außenwelt bei dem Menschen bis zum Bewußtseyn. Dies ist das Gehirn- oder Cerebralsystem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entspringen. Diese Nerven gehen theils zu dem Muskelsystem und verlieren sich in den Muskeln so, daß man ihre Endigung nicht genau bestimmen kann. Ihre Verrichtung hängt von der Willkür ab, indem bestimmte Willensreize von dem Gehirn, als dem Centrum, aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andere Nerven des Cerebralsystems kehren sich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfaltigen Eindrücke der Gegenstände derselben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daselbst die Vorstellungen hervorzubringen. Dies sind die Sinnesnerven, welche paarweise von dem Gehirn zu den verschiedenen Sinnorganen abgehen. So ist das erste Nervenpaar für die Nase bestimmt, und heißt der Geruchsnerve, indem er in der Nasenhöhle sich ausbreitet, und für die Ausdünstungen empfänglich ist. Das zweite Nervenpaar ist der Sehnerve (nervus opticus). Dieser ist von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, dringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern versehene Platte der festen Haut des Augapfels in denselben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffassen der Bilder im Auge bestimmt ist, und Netzhaut (retina), heißt. (S. d. Art. Auge). Das achte Nervenpaar bildet die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs sich ausbreiten, und für die Bewegung der Luft empfindlich sind. Von den vielfachen Verästelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geschmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen ist der unterste Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur besondre Qualitäten und höhere Stufen des Gefühlsinnes sind. Insbesondre ist es aber in die äußere Haut, und vorzugsweise in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betastungsorgane, durch welche die Seele die materielle Existenz und Form der äußern Gegenstände mittelst unmittelbarer Berührung wahrnimmt. Das Gefühl wird durch diese Nerven, welche in der Haut sich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl sich am zartesten äußert, sind auch mit den meisten Nerven versehen, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerspitzen, u. s. w. Endlich wird noch durch das gesammte Nervensystem, besonders aber durch das Gangliensystem, das Gemeingefühl vermittelt. (Von dessen Function s. den Art. Gemeingefühl). So ist also die Thätigkeit des Nervensystems wechselseitig von außen nach innen, und von innen nach außen. Von außen, indem die Sinneseindrücke (Anschauungen) die von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorstellungen und Empfindungen werden, von dem Centrum nach der Peripherie, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproductive Nervensystem in stiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maschine regiert, und in gesundem Zustande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch Instinct, die Triebe, den Hunger und Durst, im krankhaft erhöhten Zustand durch

[Ue]belbefinden und Schmerz sich offenbart. In der Thätigkeit des gesammten Nervensystems unterscheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) desselben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit desselben erregt wird, von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit selbst ab. Die Idee des Nervensystems, und seiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Sensibilität, und das Nervensystem selbst in dieser Hinsicht als die reelle Offenbarung der Sensibilität angesprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Sensibilität gründet die Verschiedenheit der Temperamente, so wie der Charactere, sowohl der Individuen als ganzer Nationen. Daher der Unterschied zwischen Schnelligkeit im Auffassen und der Stärke im Handeln. Menschen mit vorstechender Reizbarkeit des Nervensystems fassen leicht, und behalten schwer, verbinden schnell und mannichfaltig ihre Vorstellungen, haben eine lebhafte Einbildungskraft, gehen aber nicht tief ein, wechseln leicht mit den Gegenständen, halten bei keiner Arbeit lange aus, fühlen fein und zart, sind aber Anstrengungen nicht gewachsen. Die Kraft des Nervensystems hat aber auch selbst keinen festen Punkt, sondern ist beweglich und veränderlich selbst in einem und demselben Subjecte. Im Schlafe z. B. ist die Reizbarkeit des Cerebralsystems geschwächt, hingegen die des reproductiven Nervensystems erhöht. Daher ruhen im gesunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf; hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Absonderung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Das Gemeingefühl dagegen ist im Schlafe eben deßwegen erhöht, und es wird lebhafter afficirt, als im wachenden Zustande, daher oft Empfindungen desselben sich bis zum Gehirn fortpflanzen, daselbst Vorstellungen erregen, welche mit andern sich verbinden und Träume darstellen. — Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß das Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele selbst erst auf dem Leben des Nervensystems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe, wird von ihm belebt und regulirt. Gefühl, Empfindungen, Sinnesanschauung, Vorstellung werden durch dasselbe vermittelt; reges Leben des Nervensystems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geistes zur Folge. Auch im Materiellen stellt das Nervensystem ein abgesondertes, in den übrigen Organismus gleichsam eingeschobnes System dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem sich verbindet: einmal um die Blüthe desselben, die feinsten und zartesten Entfaltungen des Arteriensystems um sich zu versammeln, und den ätherischen Nahrungsstoff aus ihm zu saugen, und dann um seinen belebenden Geist über den ganzen Organismus wieder auszuhauchen, alle Verrichtungen desselben zu beherrschen, damit sie alle regelmäßig zu seinem höhern Dienst, dem Vermittlungsgeschäft zwischen Geist und Welt, und im Dienst des Geistes dienen könnten. Das Nervensystem erscheint uns also als der wahre Leib unsers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieses Leibes, als seine schützende, nährende und ihm dienende Rinde. Selbst das sichtbare als weißliches Mark erscheinende Gewebe dieses Systems ist nur die Wohnung des ihm verwandten zugethanen unsichtbaren Nervengeistes, dessen höhere Natur unsern Sinnen entgeht, und nur irgend einen, der Seele verwandten ätherischen, vielleicht verkörperten Lichtstoff, ahnen läßt. Daß dieser ätherische Nervengeist nicht völlig an die bis jetzt bekannten Gesetze der Körperwelt gebunden ist, daß ihm unter gewissen Umständen ein freieres Walten zukommt,

beweis't schon der Umstand, daß der Wirkungskreis der Nervenfäden sich über ihre körperliche Existenz erstreckt, und eine Art von sensibler Atmosphäre des Nervenfluidums um sich bildet, wie schon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehen zwar Nervenfäden in die Muskeln, ohne jedoch sich so subtil zu vertheilen, daß jede Muskelfaser einen eignen Nervenfaden bekäme; dessenungeachtet ist der ganze Muskel dem Einflusse des Nerven unterworfen, und zieht sich in allen seinen Fasern zusammen. Jeder Punkt der Haut ist empfindlich, ungeachtet diese nicht mit einem zusammenhängenden Blatt von Nervenmark versehen ist, sondern nur ein Gewebe von Fäden bekommt. Von Humbold hat diesen sensiblen Kreis von Lebensfluidum um die Nerven auch durch galvanische Versuche erwiesen. Noch auffallendere Beweise davon zeigen manche Erscheinungen des animalischen Magnetismus. (S. d. Art.) — **Nervenkrankheiten**, sind solche Krankheiten, welche ursprünglich im Nervensystem ihren Grund haben, in einer Abweichung der Organisation oder der Function desselben von der Norm bestehn, und sich durch eine Störung seiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtung offenbaren. Die für uns erkennbaren Verrichtungen des Nervensystems sind das Gemeingefühl, die Sinnesanschauungen, Empfindungen, Vorstellungen und Bewegungen der Muskeln. In so fern diese gestört sind und irregulär von Statten gehn, ist wirkliche Nervenkrankheit anzunehmen. Diese sind entweder in einer verletzten Organisation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können in einander übergehn und auch zugleich vorhanden seyn. Das feine Gefäßnetz des Neurilems kann zu reizbar werden, zu viel Blut und Nahrung den Nerven zuführen oder zu unthätig seyn, wodurch die Ernährung des Nerven leidet, es können von geschwächter Einsaugung Stockungen und Anhäufungen schädlicher Säfte an den Nervenfäden Statt finden, welche hartnäckige Schmerzen, Krämpfe, Lähmungen verursachen. Ist die Reizbarkeit des Nervensystems zu groß, die Sensibilität also krankhaft erhöht, so machen alle Eindrücke zu schnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher sind gewöhnliche Gefühle schon schmerzhaft, die Sinne wirken unangenehme Empfindungen, die Ideen sind grell und folgen in stürmischer Unordnung, die Imagination ist zu lebhaft, die Bewegungen sind unwillkürlich, zuckend. Ist die Kraft des Nervensystems zu sehr vermindert, so gehen auch die Verrichtungen desselben zu schwach von Statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Emrfindungen, die Sinne werden stumpf, die Imagination wird gelähmt, die Muskelbewegung erschlafft. Die Kräfte des Nervensystems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, so daß gewisse Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Reactionen erregen. Dies sind die sogenannten Idiosynkrasien. Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten sind verschieden, je nach dem gewisse Partien und Regionen desselben vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Systems des ganzen Körpers, so entsteht der Schmerz, der sich nach Verschiedenheit der Theile unter verschiedenen Formen, als Hunger, Durst, Müdigkeit, Ekel, Frost, Hitze, Angst, als juckender, ziehender, drückender, schneidender, stechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einschlafens der Glieder, das Prickeln in denselben, wie Nadelstiche äußert; besondre krankhafte Regungen des Instincts, Appetit nach Kreide, nach säuerlichen Dingen, die sonderbaren Gelüste mancher Schwangern; falsche Vorstellungen von Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Thä-

Körpers anders vorgestellt werden als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellten, sie seyen halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rücksicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleichfalls mehrere Verschiedenheiten, nach Verschiedenheit der Theile selbst und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen ist das Gefühl in der Haut so stumpf, daß sie weder warm noch kalt, weder hart noch weich unterscheiden können, Andere haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geschmack können zu stumpf oder zu scharf werden, Andre können gewisse Gerüche durchaus nicht vertragen, lieben dagegen andre, welche andern Menschen gewöhnlich zuwider sind. Eben so ist es mit dem Gehör. Noch mannichfaltiger sind die Erscheinungen von Krankheit der Gesichtsnerven. Uebermäßige Empfindlichkeit, so wie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenschnüre u. s. w., Doppelsehen, Phantasmen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorstellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannichfaltige Aeußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falsche Vorstellungen und fehlerhafte Bilder der Phantasie. Diese können die Stärke wirklicher Sinnesanschauungen erhalten, und wenn die Krankheit sich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, so unterscheidet der Kranke seinen subjectiven Zustand nicht mehr von den Objecten außer ihm, die kranken Vorstellungen regieren dann selbst den Willen, und erregen die ihnen entsprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlassungen, Traurigkeit und Lustigkeit in ausschweifender Art, periodische Muthlosigkeit, ängstliche lebhafte Träume, Delirien, die Erscheinungen des Alpdrückens. Mannichfaltig sind auch die Aeußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelsystem, die sich als Zuckungen, Krämpfe und Convulsionen zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend sind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen sind, kommt ein beständiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Gesichtsmuskeln zum Vorschein, eben so an andern Theilen des Körpers, z. B. das sogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannichfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entstehn allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Brustbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. s. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, sie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebenen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anstrengung des Nervensystems erworben seyn. Die Gelegenheitsursachen sind theils unter den vielfältigen Einflüssen der Außenwelt zu suchen, z. B. die Luft, und ihre verschiednen Mischungen, ihr Antheil von electrischem Stoff, ihre elastische Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleischspeisen, erhitzende gewürzte Speisen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabilische Nahrungsmittel vermindern sie. Die mehrsten animalischen und alle vegetabilischen Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten (vergl. den Art. narkotisch). Theils wirken fremde Dinge im Körper als Ursachen der Nervenkrankheiten, z. B. sehr oft Würmer im Darmkanal, eingesperrte Luft, selbst scharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demselben. Endlich sind auch oft Affectionen des Körpers selbst, und des ganzen Nervensystems Ursachen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erschöpft; Krankheiten, besonders Fieber; gewisse Perioden des weiblichen

Geschlechts, während deren die Reitzbarkeit des Nervensystems [illegible] Anstrengung der Gehirnthätigkeiten durch übertriebne Geistesarbeit [illegible] Schwangerschaft, allzuheftige Affecten und Leidenschaften. H.

Nessus, einer der Centauren (siehe diesen Artikel), ein Sohn des Ixion und der Nephele (oder Wolke). Bei dem Gefechte der Centauren und Lapithen auf der Hochzeit des Pirithous rettete er sich mit der Flucht. Am berühmtesten ist er in der griechischen Mythologie durch seine Verwicklung in die Geschichte des Hercules. Er trug die Dejanira, eine Geliebte des Hercules, über den Fluß Evenus, und wollte sie, als er auf dem jenseitigen Ufor angekommen war, entführen. Auf das Geschrei der Dejanira durchbohrte Hercules von der andern Seite des Ufers her den Nessus mit einem in das Giftblut der lernäischen Schlange getauchten Pfeil. Der sterbende Nessus beredete die Dejanira, das aus seiner Wunde quellende Blut aufzubewahren und damit ein Gewand zu benetzen, welches dann die Kraft haben werde, ihr die Liebe des Hercules zu erhalten. Die Folge dieser Geschichte ist aus der Mythologie des Hercules bekannt. Nessus hatte nach der Sage noch die Kraft zu fliehen, und starb an seiner Wunde erst, als er im Gebiet der ozolischen Locrer angekommen war.

Nestel, Nestelknüpfen. Unter Nestel, einem im Hochdeutschen etwas veralteten und mehr im Oberdeutschen üblichen Worte, versteht man sowohl die Nestform, welche das weibliche Geschlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder schmalen Riemen, deren man sich zum Zuschnüren und Zubinden der Kleidungsstücke bediente. In dieser letztern Bedeutung von Schnüren ist das Wort Nestel in Nestelknüpfen genommen. Man verstand unter dieser Handlung die magische Operation, wodurch man jemanden durch Knüpfung von Nesteln zum Beischlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu diesem Behufe drei Knoten unter Hersagung gewisser Zauberformeln an einem Leichenstein oder andern heiligen Orte. Eben so hatten diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wir[illegible]kung des Nestelknüpfens erlöst seyn wollten. Die Sitte des Nestelknüpfens verliert sich in das graueste Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden sind, kann man in Franks medicinischer Polizei B. IV. S. 554 finden.

Nestor ist derjenige unter den griechischen Helden vor Troja, der sich durch seine Klugheit, die Frucht seines hohen Alters, eben so sehr, als durch seine sanfte und eindringende Beredsamkeit auszeichnete. Dieses ist im Allgemeinen der Charakter, den ihm Homer in der Iliade gibt. Nestor war der Sahn des Neleus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte seinem Vater als König von Pylus. In seinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er sich, gleich andern Helden seiner Zeit, durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb sich aber auch schon früh den ihm eigenthümlichen Ruhm eines klugen Rathgebers und reichen Redners. So zeigte er sich unter andern den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beistand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioscuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Messenien. Ungeachtet er schon zwei Menschenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, so nahm er dennoch Antheil an demselben, und führte die Mannschaft seines Gebiets in [illegible] nach andern Sagen in 90 oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn [illegible] auch das Wort Menschenalter nicht, wie schon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, sondern, wie dieses jetzt

gewöhnlich ist, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter versteht, so war Nestor schon zu alt, um großen persönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm hier in der Iliade zugetheilt wird, ist vielmehr die eines klugen und beredten Greises und Rathgebers. Er sucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bereden, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechischen Helden. Nach der Eroberung von Troja segelte er wieder nach Hause. Nach der Odyssee besuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten von Ulysses einzuziehn. Seine Gemahlin war nach Homer Eurydice, die älteste Tochter der Clymene, nach Andern Anaxibia, die Tochter des Craticus. Es werden auch mehrere seiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht weiter merkwürdig sind. Nachdem Nestor drei Menschenalter durchlebt hatte, starb er ruhig zu Pylos, wo man noch spät sein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Nestor, geboren in Rußland um 1056, lebte als Mönch im petscherischen oder Hölenkloster in Kiew, und starb nach 1116. Außer den Lebensbeschreibungen einiger Aebte und andrer frommen Bewohner seines Klosters (welche nur in interpolirten Fragmenten vorhanden sind) schrieb er in seiner Muttersprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens vom höchsten Interesse ist, mit sichtbarer Benützung und Nachahmung byzantinischer Historiker in Rücksicht der ältesten Geschichte. Die übrigen Quellen, aus denen er schöpfte, sind unbekannt; vieles schrieb er als Zeitgenoß oder aus der mündlichen Ueberlieferung eines alten Mönchs seines Klosters, Jan. Die Darstellung ist dem Geiste seiner Zeit angemessen, häufige fromme Betrachtungen und biblische Sprüche sind in die Erzählung verwebt und die Personen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext seiner Chronik verloren und durch die Interpolationen seiner Fortsetzer (des Abts Sylvester zu Kiew und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entstellt ist, so läßt sich kein sichres Urtheil über sein historisches Verdienst fällen, bevor nicht sorgsame kritische Untersuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandnen des alten Nestors Eigenthum ist. Es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre seine Arbeit reiche. Ein unsterbliches Verdienst um diesen Vater der russischen Geschichte hat sich Schlözer nach mehrern frühern Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten, Werke erworben: Nestor's russische Annalen in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt. Göttingen 1802 - 1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Verbesserung zu verbinden ist: Josephs Müllers altrussische Geschichte nach Nestor, mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. Berlin 1812. 8. A — s.

Netscher (Caspar), einer der vorzüglichsten Mahler seiner Zeit, dessen Werke noch jetzt geschätzt werden, wurde zu Heidelberg im J. 1639 geboren. Da er seinen Vater (Johann Netscher), einen Bildhauer, sehr früh verlor, so ward er von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesstatt angenommen. Sein Pflegevater bestimmte ihn zur Arzneikunde, allein seine Neigung und sein Talent waren für die Mahlerei. Den ersten Unterricht soll er von Koster, einem Vögel- und Wildpretmahler, erhalten haben, und sich später unter Gerard Terburgh und Gerard Douw, den er an Genie und Geschmack bald weit übertraf, weiter ausgebildet haben. Um diese Bildung zu vollenden, unternahm er eine Reise nach Italien, blieb aber schon zu Bordeaux, wo er sich verheirathete, und von da nach Holland zurückging. Hier

...ß er sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Fa...ilie zu ernähren, bestimmte ihn, Porträtmahlerei zu seiner gewöhnl...en Beschäftigung zu machen, ungeachtet er, wie schon allein sei...ort de Cleopatre beweisen kann, Talent und Neigung genug hatt...ch in höhern Gattungen auszuzeichnen und sich über den Geschmack ...r niederländischen Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch ...dem, worin diese Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der ...treuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, übertraf er die ...iederländischen Mahler. Der weiße Atlas in den Gewändern und ...naperien seiner Gemählde hat eine täuschende Wahrheit. Seine klei...n Cabinetsstücke werden am meisten geschätzt. In der historischen ...ahlerei wählte er seine Gegenstände gewöhnlich aus der römischen ...eschichte. Seine Arbeiten finden sich zerstreut in den vorzüglichsten ...abinettern und Gallerien von Europa. Er starb zu Haag im J. 168... ...d hinterließ zwei Söhne, Constantin und Theodor, genannt der Fran...se, welche beide sich ebenfalls als verdienstvolle Mahler gezeigt haben, ...doch hinter dem Ruhm ihres Vaters weit zurückgeblieben sind.

Netz, jedes aus Fäden künstlich zusammengeschlungne Gewebe. Mit ...bergehung der bekannten, im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens ...rkommenden, Bedeutungen dieses Worts bemerken wir nur folgende ...ientifische (wissenschaftliche) und artistische. In der Anatomie nennt ...an den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den ...ingeweiden der Säugthiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich ...streckt es sich vom Magen bis nach der Nabelgegend, und dient ver...ge seines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide beständig schlü...rig zu erhalten und sie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei ...n Pressungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewah...n. — In der Meß- und Zeichenkunst nennt man Netz die netz- oder ...tterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuz...eise gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und En...erfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten ...h durchkreuzenden Kreise und Linien der mathematischen Geografie. ...n der Perspective bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, ...tweder wie sie an sich selbst ist, oder auch wie sie von einem Spiegel, ...schliffenen Glase oder aus andern optischen Ursachen hingeworfen wird. ...n ersten Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber ...aticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Ver...ckelung zerrissener und durch Unachtsamkeit des Tuchmachers nicht ...eder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Neubeck (Valerius Wilhelm), wurde zu Arnstadt im Schwarz...rg-Sondershausischen, wo sein Vater Hofapotheker war, den 21sten ...nuar 1765 geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und ... Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien besucht hatte, studirte er zu ...ttingen und zu Jena, an welchem letztern Orte er im J. 1788 die ...dicinische Doctorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendi...g seiner akademischen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt ...bt hatte, wurde er als Kreisphysikus nach Steinau in Niederschle... berufen. Das Werk, wodurch er sich einen gewissen Ruf in der ...schen Dichterwelt erworben hat, ist das Lehrgedicht, die Gesund...nnen, welches zuerst zu Breslau 1795 erschien. Der erste Gesang ...s Gedichts enthält die Entstehung der Mineralquellen, der zweite ...Beschreibung der vorzüglichsten Quellen dieser Art in Deutschland, ... der dritte und vierte Vorschriften für die Brunnencur selbst. Das ...dicht ist in Hexametern, deren Bau den vossischen nachgebildet ist.

Man hat in diesem Werke alle die Eigenschaften gefunden, wodurch das philosophische Lehrgedicht seinen Gegenstand interessant, lebendig und poetisch machen kann. Außerdem sind von ihm erschienen vermischte Gedichte, die Zerstörung der Erde nach dem Gerichte, und mehrere kleine, in Zeitschriften zerstreute Aufsätze und Gedichte.

Neuberin (Friederike Caroline), hat sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Verbesserungen der deutschen Schauspielkunst berühmt gemacht. Sie war die Tochter des Advocaten Weißenborn zu Zwickau, wo sie um das Jahr 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und ihr Talent für das Tragische entwickelten sich sehr früh. Sie verheirathete sich in der Folge mit einem gewissen Neuber, einem Schauspieler von äußerst mittelmäßigen Talenten, und errichtete eine eigne Schauspielergesellschaft, der sie einen, für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen, höhern Geist einzuflößen suchte. Der damals sich zum Dictator der deutschen Schöngeister aufwerfende Gottsched verfolgte mit ihr gemeinschaftlich den Hanswurst, der bis dahin noch sein Wesen auf der deutschen Bühne trieb, und Beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Ueber tragische Declamation hat die Neuberin zuerst in Deutschland eigne Ideen aufgestellt und die Ausführung derselben gezeigt. Mit ihrer Gesellschaft spielte sie abwechselnd in den vorzüglichsten Städten von Deutschland; allein der siebenjährige Krieg führte die Auflösung dieser Gesellschaft herbei, und sie selbst starb in den dürftigsten Umständen 1763 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden ist. Sie hat selbst für das Theater mehrere Vorspiele und Prologe geschrieben, wovon einige gedruckt worden sind.

Neu-Dietendorf, oder Neu-Gottern, nahe bei Alt-Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einwohnern, im gothaischen Amte Wachsenburg, besteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Gasse und enthält 230 Einwohner, welche, wie die von Alt-Dietendorf, größtentheils Professionisten sind und sich durch die Güte ihrer Arbeiten in Metallen, Zeugen, Liqueurs u. dergl. sehr berühmt gemacht haben. Von der herrnhuter Gemeinde, welche sich hier schon im Jahre 1742 niederließ, und im J. 1764 die landesherrliche Concession erhielt, hat Neu-Dietendorf auch den Namen Gnadenthal erhalten.

Neufchatel. Das Fürstenthum Neufchatel, oder Neuchatel, im Deutschen Neuenburg oder Welschneuburg, enthält mit der dazu gehörigen Grafschaft Valengin 16 1/2 Quadratmeilen mit 46,43[illegible] Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begränzt. Dieses Land gehörte ehemals der alten französischen Familie Longueville. Als diese im Jahr 1694 ausstarb, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen, und die darauf erfolgte Besitzergreifung in dem utrechter Frieden bestätigt. Im J. 1806 trat Preußen dieses Fürstenthum an Frankreich ab, dessen Kaiser den Marschall Berthier damit belehnte. Durch die Ereignisse von 1814 kam Preußen wieder in den Besitz des Landes, und der 23ste Art. des Wiener Congreßinstrumentes bestätigte denselben, nachdem der Marschall Berthier (dem eine Pension von 25,000 Fr. zugesichert worden war) seiner Souverainetät feierlich entsagt hatte. Unter dem 18. Jun. 1814 hatte der König dem Fürstenthum, von London aus, eine Constitutionsacte gegeben, welche nur wenig in den frühern Verhältnissen veränderte, und worin besonders bestimmt wurde, daß ein 400 Mann starkes Bataillon Eingebohrner in die Garde des Souverains

aufgenommen werden sollte. Am 12. Jul. kam der König selbst in Neufchatel an, und verweilte einige Tage allda. Nachher trat das Land dem erneuerten helvetischen Bundesvertrage bei, und nimmt nun in der Reihe der Cantone die 21. Stelle ein. Mehrere Ketten des Juragebirges durchziehen das Land; der neuenburger See, welcher 6 Meilen lang, 1 1/2 Meile breit, 300 Fuß tief und sehr fischreich ist, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüsse mit dem Rhein. Je ärmer das Land an Naturproducten ist, unter welchen vorzüglich Rindvieh, Wein, Hanf und Flachs bemerkt werden müssen, desto mehr zeichnet es sich durch seine Fabrikarbeiten aus. Mit Spitzen, Borten, Messern, mechanischen Instrumenten, Zitz und andern Baumwollstoffen, vorzüglich aber mit Uhren, wird hier ein außerordentlich einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an hier bestehende Freiheit und Milde der Verfassung zieht eine Menge von Fremden und Arbeitern hieher. Man zählt in diesem kleinen Lande über 4000 Uhrmacher, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden. — Die Religion ist die reformirte, und die Landessprache französisch. Die Hauptstadt des Landes, Neufchatel, liegt am Fuß des Jura, da, wo der kleine Fluß Seyon sich in den neuenburger See ergießt, in einer sehr schönen Gegend. Die Stadt selbst ist nicht übel gebaut und zählt 547 Häuser mit 3,[illegible] Einwohnern. Sie ist der Hauptsitz des Handels im Fürstenthum. Die Vorzüglichkeit der hiesigen Erziehungsanstalten ist vornehmlich den reichen Dotationen eines Legats von zwei Millionen Gulden beizumessen, welches ihnen ein geborner Neufchateller, der später in Lissabon etablirte Kaufmann Pury, gemacht hat.

Neu-Foundland, eine große Insel von 2090 Quadratmeilen und 26,000 Einwohnern, welche von Nord-Amerika durch die Straße Belleisle getrennt wird. Schon im J. 1497 wurde sie von Johann und Sebastian Cabot entdeckt, und ist also eine der ersten englischen Entdeckungen. Da im Laufe des 16ten und 17ten Jahrhunderts sich auch die Franzosen hier festsetzten, welche ihr den Namen Terre-neuve gaben, so verursachte dieses unaufhörliche Streitigkeiten, welche im J. 1713 durch den utrechter Frieden beendigt zu werden schienen, indem durch diesen Frieden die ganze Insel an England abgetreten wurde. Da indessen die Franzosen sich zugleich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Cap Riche an dem so äußerst einträglichen Fischfang, von welchem wir sogleich reden werden, Antheil nehmen, und zu diesem Zwecke an jenen Küsten auch Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, so dauerten die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich über die Ausführung dieses Punktes immer fort. Durch den pariser Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil an dieser Fischerei gab, erlangten die Franzosen einige vortheilhafte Bedingungen in Ansehung dieses berühmten Fischfangs von Terre-neuve, der indessen seit dem Revolutionskriege ganz in die Hände der Engländer gekommen ist. Ungeachtet alle Küsten dieser Insel den reichlichsten Fischfang darbieten, so ist doch in dieser Hinsicht am ergiebigsten die sogenannte große Fischbank, welche in einiger Entfernung von Cap Race, als der südlichsten Landspitze, liegt, und fast beständig von dichten und kalten Nebeln bedeckt ist. Ungeachtet hier eine ungeheure Menge von Fischen aller Art gefangen werden, so geht man doch hauptsächlich auf den Fang der Stockfische aus, welche durch jene Fische, die ihnen zur Nahrung dienen, hieher gezogen werden. Die vorzüglichsten Geschäfte in dieser Gattung werden von dem Anfang des Februars bis in den Julius in den mittäglichen Gegenden der großen Bank gemacht. Der

eingesalzene und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfisch heißt Kabliau. Von der Wichtigkeit dieses Handelszweigs kann man sich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich sich noch in diese Fischerei theilten, England allein jährlich über 300 000 Centner Stockfische verführte, deren Werth auf 3 bis 4 Millionen Thaler angeschlagen wird, während selbst die Franzosen in der Periode, wo sie in der Theilnahme an jener Fischerei sehr eingeschränkt waren, gegen 3 Millionen Livres jährlich mit diesem Handel gewannen. Schon damals beschäftigte dieser Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menschen. — Nur der nördliche und westliche Theil der Insel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter ist äußerst rauh und strenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St. Jean und Plaisance oder Placentia sind die beiden Hauptorte der Insel. Der Hafen von St. Jean faßt an 200 Schiffe, und hier wird die stärkste Fischerei getrieben. Das Land ist unfruchtbar, voller Berge, Sümpfe und Moräste.

Neugriechische Sprache ist diejenige verfälschte griechische Sprache, deren die Bewohner des heutigen Griechenlands, in so fern sie von den alten Griechen abstammen (denn es gibt hier auch Türken, Albaneser u. dgl.), sich bedienen. Die erste Veranlassung zur Verfälschung der alten griechischen Sprache lag darin, daß Byzanz unter dem Namen Constantinopel die zweite Hauptstadt des römischen Reichs und die Residenz eines ursprünglich lateinischen Hofes wurde *). Die Kreuzzüge trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechische durch Einführung ausländischer Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälschen. Die Concilien, welche der Patriarch von Constantinopel in dieser Stadt hielt und bei welchen sich auch die in dem asiatischen Theil seiner Diöcese befindlichen Bischöfe einfinden mußten, wirkten ebenfalls zum Verderben der Sprache, indem sie sogar orientalische Barbarismen in dieselbe brachten. So wurde die griechische Sprache im gemeinen Leben schon vor der Eroberung von Constantinopel durch die Türken (1453) und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechischen Kaiserthums verderbt, und bloß aus dem Munde der Weiber, welche im ganzen Alterthum bei ihrer Absonderung die ursprüngliche Aechtheit der Sprache am getreuesten bewahrten, und in den höhern Ständen zu Constantinopel hörte man noch einen reinen griechischen Dialect, dessen sich nach der Versicherung des Philelphus, der kurze Zeit vor Eroberung von Constantinopel daselbst lebte, kein Athener aus der blühenden Zeit wird zu schämen gehabt haben. Außerdem erhielt sich das echte Griechische noch immer als Büchersprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in großer Reinheit. Die Unterjochung Griechenlands durch die Türken vollendete das Verderbniß der griechischen Sprache, welche in dieser verdorbnen Gestalt auch sogar Büchersprache zu werden anfing. Da es indessen noch immer gelehrte Griechen gibt, die sich im alten reinen Dialect zu schreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der griechischen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderbniß der griechischen Sprache gelitten hat, so gibt es jetzt dreierlei Arten von Griechisch: 1. das gewöhnliche Neugriechische, wie es jetzt von den Griechen gesprochen und in vielen ihrer Bücher geschrieben wird; 2) die Kirchensprache (lingua ecclesiastica), deren sich die Priester und zuweilen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3) das echte

*) Daher erklären die griechischen Grammatiker des Mittelalters das Wort Barbarismus gewöhnlich durch: Graeco-Latinum. Wie konnte dieses auch anders seyn, da die Griechen sich von jener Zeit an Ῥωμαῖοι und ihre Sprache ῥωμαϊκή nannten?

alte reine Griechische, dessen viel neugriechische Gelehrte noch jetzt sehr
kundig sind. Die Reisenden, welche in neuern Zeiten Griechenland be-
sucht haben, richteten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Reste der Denk-
mäler als auf jene selbst in ihrer Verdorbenheit noch immer interessante
Sprache. Erst seit einigen Jahren hat sich ein lebhafteres Interesse da-
für gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continentalsystem vom
übrigen Theile Europas ausgeschlossen waren, richteten ihre Wande-
rungen nach Griechenland und wendeten hier ihre Aufmerksamkeit vor-
züglich auch auf die neugriechische Sprache. So ist z. B. eins der
vorzüglichsten Werke entstanden, das wir über diesen Gegenstand besi-
tzen, in den Researches in Greece by William Martin Leake London
1814. 4. Während die neugriechische Sprache reisende Engländer be-
schäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Wien
aus, für diese Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechen-
land selbst größeres Interesse zu erregen. Herr Korai hat sich unter
diesen Neu-Griechen am meisten ausgezeichnet. Es hat sich ein großer
Bund unter dem Namen: „Gesellschaft der Musenfreunde" gebildet,
der schon zwei Lyceen, eins zu Athen, das andre zu Melias in Thessa-
lien, errichtet hat. Wer jährlich 3 Conventionsthaler zahlt, wird Mit-
glied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inschrift; wer mehr
zahlt, kommt in die Classe der Wohlthäter und erhält einen goldenen
Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, senden ihre Namen mit den
Geldbeiträgen an den Herrn Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien,
ersten Vorsteher des thessalischen Lyceums. Bis jetzt hat sich diese Ge-
sellschaft mit ihren Lyceen bloß durch die Großmuth reicher Britten er-
halten. Es würde höchst undankbar seyn, wenn das übrige Europa
nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der sie die ersten An-
fänge ihrer eignen Cultur zu verdanken hat.

Neuhof, (Theodor, Baron von) König von Corsika. Er stammt
aus einer adeligen Familie in Westphalen her. Sein Vater Leopold
von Neuhof, war Hauptmann der bischöflich-münsterischen Garde,
mit der Tochter eines Bürgers vermählt, und starb im J. 1695. Theo-
dor von Neuhof lag anfangs im Jesuitercollegio zu Münster, und
demnächst zu Cöln am Rhein den Studien ob. An letzterm Orte fiel
durch ihn im Zweikampfe ein junger Mann von einem bedeutenden
Hause. Er flüchtete, und nahm seinen Weg über Leiden und Utrecht
nach dem Haag. Hier wendete er sich an den spanischen Gesandten,
durch dessen Fürwort er vom König in einem Regiment, das zur Be-
kriegung der Mohren in Afrika bestimmt war, eine Lieutenantsstelle er-
hielt, und worin er bald durch sein Wohlverhalten zum Hauptmann
befördert wurde. Sein Unstern wollte aber, daß er bei einem Ausfall
aus der Festung in Oran in die Hände der feindlichen Mohren gerieth,
von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er achtzehn
Jahre als Dolmetscher Dienste geleistet, und überdieß zu den wichtig-
sten und geheimsten Angelegenheiten gebraucht worden seyn soll. Die
Insel (oder wenn man will, das Königreich) Corsika war der Republik
Genua unterwürfig, von der sie so hart bedrückt wurde, daß sie im J.
1726 ihre Ketten zu zerbrechen beschloß. Ihr Vorhaben scheiterte; als
aber nach drei Jahren die Corsen mit neuen Auflagen belastet wurden,
weigerten sie sich, verlangten, daß die Republik Genua ihnen verstatten
solle, selbst für ihre Salzbedürfnisse zu sorgen, und sie der Verpflich-
tung entlasse, das theure Genuesische Salz zu kaufen. Der Gouver-
neur Pinello schlug ihnen ihr billiges Verlangen ab, und wollte sie
mit Gewalt zur Erlegung der Abgaben zwingen. Sie griffen, von an-

dern Mächten heimlich unterstützt, zu den Waffen, die Ruhe wurde durch kaiserliche Hülfstruppen hergestellt, und den Corsen manches bewilligt, was ihnen bisher hartnäckig verweigert worden war. Sie glaubten indessen, daß eine eigene Regierung sie besser schützen und ihre Selbstständigkeit sicherer begründen werde, als jede fremde Unterstützung und Hülfe, entwarfen im J. 1735 einen Plan zu einer neuen, gänzlich von Genua getrennten Regierungsform, und sprachen die Dey's von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen dann auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl, zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfnisse, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corsicanern mit Dank und Freude empfangen, und im J. 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Insel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbern gekrönt, ließ als Beweise seiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber schlagen, und stiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens der Erlösung. Bald nachher, im November 1736, verließ er, um auswärtige Hülfe zu suchen, Corsica, kam auch schon im folgenden Jahre, und zwar mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäusern, denen er zu einem vortheilhaften Baumöhlhandel mit Corsica Hoffnung gemacht hatte, zu erhalten, so glücklich gewesen war. Im J. 1738 kamen französische Hülfstruppen auf Corsica an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergestellt wurde. Als aber diese im J. 1741 abzogen, entstanden daselbst, in des Königs Abwesenheit, der sich bald in Holland, bald zu Florenz, bald zu Venedig sehen ließ, neue Unruhen, die sein Brudersohn, den er zu einem Prinzen von Geblüte hatte erklären lassen, eben so wenig, als sein Vetter, der Baron von Drost, der auf einer neapolitanischen Felouque auf der Insel ankam, und zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen ernannt wurde, zu dämpfen im Stande war. Baron Neuhof, oder vielmehr König Theodor, kam im J. 1743 aus England an, beförderte und unterhielt die Bestrebungen der Corsicaner, der genuesischen Partei zu widerstehen, sah sich aber bald, das Königreich zu verlassen, genöthigt, und fand in einem Gefängnisse in London, das ihm seine unbefriedigten Gläubiger zum Aufenthalt angewiesen hatten, seinen Tod. Wer eine nähere Nachricht vom König Neuhof zu erhalten wünscht, findet sie in nachfolgendem Buch: Das alte und neue Corsica, nebst Lebensbeschreibung des Königs Theodor und einer Landkarte. Nürnberg 1736. 4.

Neu=Holland (s. Australien), so von seinen zweiten Entdeckern, den Holländern genannt (1615), ist das große Continent Australiens und wird im Norden durch die Endeavour=Straße von Neu-Guinea, im Süden durch die Bassesstraße von van Diemens=Land getrennt, mit welchem es ungefähr 162,000 Quadratmeilen enthält, von welchen 1249 auf van Diemens=Land kommen. Kaum kennt man einigermaßen die Küsten dieses ungeheuren Landes, welches nur wenig größer als Europa ist. Ein Theil der Ostküste führt den Namen Neu-Südwales oder Cumberlandsshire. Das Innere desselben ist noch völlig unbekannt und bietet unersteigliche Gebirge dar. Das Clima ist im Ganzen mild, allein die Hitze in einigen Landstrichen beinahe unerträglich. Die Einwohner, die man nur in geringer Anzahl bemerkt hat, scheinen zu der Negergattung zu gehören; sie sind wollhaarig, schwarz oder schwarzbraun. Bis jetzt hat England den größten Theil des Landes sich zugesprochen (seit 1788). Seine Hauptniederlassung ist die Stadt Sidney. An Producten findet man hier: Kriech-

Bohnen, Cocospflanzen, Portulak, Yamswurzeln, Aepfel, Petersilie, Sauerkirschen, Feigen, Pflaumen, Palmen, Muskatnüsse, wilde [illegible]tanen, Ipecacuanha, Jalappe, Fische u. s. w. Von dem besonders merkwürdigen Känguru ist schon in dem Artikel **Australien** geredet worden. — Vielleicht werden noch Jahrtausende vergehen, ehe in den Ländern dieses fünften Welttheils sich eine Cultur zeigt, wie sie sich in verschiednen Perioden in andern Welttheilen entwickelt hat.

Neujahrsgeschenke. Noch jetzt kann man im Orient niemanden und am wenigsten einer höhern Person einen Besuch abstatten, ohne ein Geschenk mitzubringen. Wie sollte dieses also nicht insbesondere schon früh am ersten Tage des Jahres der Fall gewesen seyn. In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Client dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeschenk bringen mußte. Die römischen Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Bürgern und Einwohnern Roms. Caligula trat sogar in eigner Person vor die Thür seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke einzusammeln. Auch die ältesten Deutschen kannten die Sitte der Neujahrsgeschenke, welche sich besonders in Franken und Bayern am längsten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeschenke nach Einführung des Christenthums überall durch die Weihnachtsgeschenke vermindert, welche dasselbe mit sich brachte. In neuern Zeiten finden sie meist nur gegen Geistliche (von ihren Beicht- und Pfarrkindern) und Aerzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit den geringern öffentlichen Dienern und andern Untergebenen zu verstatten, Neujahrsgeschenke als ein Accidenz ihrer Besoldung einzusammeln, höchst verwerflich sey, ist schon längst anerkannt worden.

Neujahrswünsche. Der Ursprung unsrer bis in die neuesten Zeiten fortgesetzten und zuletzt durch bloße Visitenkarten erleichterten Neujahrswünsche ist bei den Römern zu suchen. Die öffentlichen Magistratspersonen nahmen schon in den ältesten Zeiten am ersten Tage des Jahres eine feyerliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche sich die Patricier von ihren Clienten an demselben Tage machen ließen, mit Geschenken begleitet, sondern auf eine bloße Ceremonie und Glückwünschung eingeschränkt war. Dieser Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Christenthum über, und da er nicht bloß wie anfänglich in den Gränzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte stehen geblieben war, so wurde er eine wahre Last und in Deutschland besonders höchst pedantisch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünsche, welche schon vor dreißig Jahren sehr stark Mode waren, scheinen nach und nach wieder abzunehmen und ein Vergnügen der niedern Classen geworden zu seyn.

Neuplatoniker. In sofern das Wesen dieser philosophischen Secte ohne genaue Kenntniß der platonischen Philosophie, auf welchen Artikel wir verweisen, darstellbar ist, bemerken wir Folgendes. Die Philosophie des Plato (geb. zu Athen 427 vor Christo), welche nach ihm in der Erkenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zusammenhangs und des Wesens aller Dinge bestand, enthielt sowohl in den meisten ihrer Sätze, als in der Form, in welcher sie zuletzt von ihrem Stifter vorgetragen worden war, den Keim zum Mysticismus und zur Schwärmerei, und aus Mangel an strenger systematischer Form, Begünstigung des Synkretismus. Die Secte der Platoniker war unter allen, die aus der sokratischen Schule stammten, die zahlreichste. Allein ihr Eifer erschlaffte, während andere neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, ein größeres Interesse zu erregen anfingen.

Im dritten Jahrhundert nach Christo erhob sich aber unter den Platonikern eine eigne Secte, die mit dem Namen der Neuplatoniker, auch der alexandrinischen Neuplatoniker (weil sie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hause war) bezeichnet wird. Dieser Schwung, den die platonische Philosophie in einer veränderten Gestalt jetzt auf einmal nahm, ist im Genie der ersten Neuplatoniker, des Ammonius Saccas und Plotinus, in dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus gesucht hatte, in dem Hinneigen des durch Luxus entarteten Zeitgeistes zur Mystik und orientalischen Schwärmerei, und in dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philosophische Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzusetzen, zu suchen. Die Neuplatoniker strebten nach dem Höchsten, nach Erkenntniß des Absoluten und inniger Vereinigung mit demselben, um dadurch die Bestimmung des Menschen, vollkommen gewisse Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anschauung des Absoluten (θεωρία) führen sollte. Ammonius Saccas aus Alexandrien, ein Mann von außerordentlichem Genie, der durch Lastragen seinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte seine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herminius die vorzüglichsten waren, mit demselben dichterisch-philosophischen Enthusiasmus, von dem er selbst durchdrungen war. Plotin, geboren zu Lykopolis in Aegypten 205 nach Christo, hat hauptsächlich die Theorie der neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sey, wenn das Erkennende und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identisch sind, die Vernunft die Dinge an sich unmittelbar aus sich durch intellectuelle Anschauung erkennt. Die Philosophie soll nach ihm das Eine, was Grund und Wesen aller Dinge ist, mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist, aus sich selbst, nicht durch Denken und Reflexion, sondern auf eine vollkommene Weise, durch Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Wie alle Philosophien den Fehler haben, daß ihre ersten Sätze unerweisbar sind, (eine Philosophie ohne diesen Fehler würde mathematische Gewißheit haben und alle übrigen verdrängen), so hat man auch gefunden, daß die Philosophie Plotins auf zwei unerweislichen Voraussetzungen beruhe, daß nämlich das Absolute, Uebersinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch intellectuelle Anschauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar sey. Unter den Schülern Plotins zeichnete sich Porphyrius, (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Eustathius, Aedasius und der Kaiser Julian die vornehmsten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der Neuplatoniker, da es anfangs Alexandria gewesen war. Unter den spätern Neuplatonikern zeichnete sich Proklus (412—485) am meisten aus. — Zwei Dinge sind es hauptsächlich, wodurch die Neuplatoniker im Allgemeinen besonders interessant werden. Einmal jene dichterisch-philosophische Erhabenheit des Gemüths, die dann am meisten anspricht und in der Philosophie auch nur dann erlaubt ist, wann man alle übrigen dogmatischen Systeme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die gesuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das zweite, was die Neuplatoniker auch dem Historiker interessant macht, ist die Uebereinstimmung, die sie ihrer Philosophie mit der Urphilosophie der Menschheit, der ältesten Symbolik des Orients, den heidnischen Gebräuchen aller Art (denen ursprünglich eine diese Philosophie der Religion zum Grunde liegen sollte), und mit der

ältesten philosophischen Schulen zu geben suchten. Eben dieses Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterstützung dieser Uebereinstimmung beigebrachten historischen Notizen verworfen und behauptet, daß sie in ihrem spätern Zeitalter nicht mehr Zeugnisse für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und mythologischen Notizen, welche wir zuerst und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu sehr das individuelle Gepräge der Wahrheit, als daß wir es von ihnen als erdichtet ansehen könnten, und sie dürfen daher von ihnen leicht aus frühern echten Quellen geschöpft seyn, welche für uns verloren gegangen sind. Der Ueberdruß an der während des Mittelalters herrschend gewesenen scholastischen Verstandesphilosophie und dialectischen Subtilität, und die Sehnsucht nach einer, das ganze Wesen des Menschen befriedigenden Philosophie veranlaßten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Wiedererwachen der platonischen Philosophie in der Umbildung, die sie durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geist in dieser neuen, von den Mediceern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus.

Neu-Schottland, ist der Name einer den Engländern unterworfenen Provinz in Nordamerika, welche die Franzosen Acadie nennen, und die Engländer Neu-Schottland nennen. Dieses Land gränzt gegen Westen an die vereinigten Staaten von Nordamerika, gegen Norden an den Lorenzo-Strom, gegen Süden und Osten an den Ocean, welcher hier eine ansehnliche Halbinsel mit mehreren Meerbusen bildet, in denen die Fluth an 50 Fuß hoch steigt. Es enthält auf einem Flächeninhalt von 1959 Quadratmeilen über 500,000 Einwohner. Das Clima ist im Ganzen sehr gemäßigt und das Land mit den ersten Bedürfnissen des Lebens von der Natur reichlich versehen, ungeachtet vier Fünftheile mit Fichtenwäldern bedeckt sind, welche indessen vortreffliches Schiff- und Bauholz liefern. Die vorzüglich guten Häfen der Küste erleichtern die Ausfuhr der Landesproducte. Die erste Entdeckung dieses Landes wurde von Sebastian Cabot im J. 1497 gemacht, einem Venetianer, der in Diensten Königs Heinrich VII. von England stand. Da die Engländer indessen die Cultur des Landes vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, welche jedoch im J. 1604 von den Engländern vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land jetzt ohne alle europäische Niederlassung. König Jacob I. schenkte hierauf das Land (1621) dem schottischen Ritter Sir William Alexander der Menstry, nachherigem Grafen von Stirling und Staatssecretair von Schottland, von dem es Neu-Schottland genannt wurde, und Schotten es anbauen und bevölkern sollten. Allein diese Culturversuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermittelst eines zwischen Carl I., Könige von England und Ludwig XIII., Könige von Frankreich geschlossenen Tractats im J. 1632 in Besitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es sich darin bis zum J. 1654, wo die Franzosen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Jedoch wurde das Land durch den Tractat von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwischen Frankreich und England die Einwohner von Neu-England die Provinz Neu-Schottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im Utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Gränzen. Dieses verursachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwischen beiden Mächten, welche endlich sogar den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten; ein Krieg,

der von einigen Historikern als die Hauptursache des in folgendem Jahre ausgebrochnen siebenjährigen Kriegs angesehen wird. Dieser Krieg wurde von Seiten Frankreichs so unglücklich geführt, daß es im Frieden von Fontainebleau 1763 Acadien ganz nach den von England bestimmten Gränzen abtreten mußte. Da die Provinz an dem nordamerikanischen Freiheitskriege keinen Antheil nahm, so hob sich während desselben ihr Handel, besonders in der Ausfuhr, außerordentlich. Halifax, die Hauptstadt, mit mehr als 10,000 Einwohnern, ist für die Engländer besonders wegen des Hafens wichtig, des einzigen in Nordamerika (außer Rhodeisland), wo Kriegsschiffe überwintern und ausgebessert werden können. — Es gibt auch noch ein Neu-Schottland, welches ein Flecken bei Danzig oder eine Vorstadt dieser Festung ist, und in den Belagerungsgeschichten derselben oft erwähnt wird.

Neu-Strelitz, die Haupt- und Residenzstadt der Großherzöge von Meklenburg-Strelitz, wurde im J. 1733 vom Herzog Adolph Friedrich erbaut. Sie liegt ungefähr eine Stunde von Strelitz oder Alt-Strelitz, ist sehr regelmäßig gebaut, und zählt 296 Häuser mit 3770 Einwohnern.

Neutralisiren, Neutralisirung, ein Kunstausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebne Quantität Schwefelsäure mit Wasser vermischt nehmen und davon nach und nach einzelne Dosen mit einer Auflösung von Sode vermischen, so werden wir bei der nach jedesmaliger Beimischung anzustellenden Untersuchung finden, daß die Soda die Eigenschaften einer dem Geschmack bemerkbaren Säure annimmt, welche Vegetabilien blau färbt. Diese Eigenschaften nehmen nach jener neuen Beimischung der alkalischen Auflösung ab und verschwinden zuletzt ganz. Setzen wir diese Beimischung zu der Soda fort, so nimmt die Mischung allmählig alkalische Eigenschaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geschmack. Diese Eigenschaften zeigen sich immer stärker, je größer die Quantität von Soda ist, mit welcher die Mischung geschieht. Aus diesem ganzen Prozeß geht hervor, daß wenn Schwefelsäure und Soda mit einander gemischt werden, die Eigenschaften der einen Substanz, die der andern nach dem Verhältnisse ihrer Quantität überwiegen, und daß, wenn diese Verhältnisse völlig gleich sind, beide Substanzen ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig zerstören oder die Sichtbarwerdung derselben verhindern. Wenn nun Substanzen auf diese Weise ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig aufheben oder verbergen, so sagt man, daß sie sich neutralisiren, (von neutrum, keins von beiden); Dieses findet bei sehr vielen Körpern Statt, doch zeigt es sich am stärksten und wurde zuerst beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien. Man vergleiche z. B. den Artikel: Neutralsalz. Man hat das Wort neutralisiren zuweilen auch in politischer Bedeutung genommen, in welcher es mit Neutralität zusammenhängt und so viel bedeutet, als jemanden neutral machen. So sagt man, eine gewisse Macht wolle eine andere in gewissen Streitigkeiten oder Kriegen neutralisiren, oder in den Zustand der Parteilosigkeit versetzen.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zustand, nicht sowohl des Gemüths als der äußern Verhältnisse, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewissen Gegenstand, sie mag nun durch Thaten oder Worte geschehen, zurückgehalten wird. Man kann die strengste Neutralität beobachten, und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt seyn; man kann aber auch vollkommen unparteiisch und doch nicht neutral seyn. Der Unparteiische kann es sehr

nen Umständen, oder gar der Pflicht gemäß finden, sich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hingegen sezt sich von selbst zwischen dem Gerechten und dem Ungerechten äußerlich nicht zu entscheiden. Im völkerrechtlichen Sinne versteht man darunter den Zustand eines Volkes, welches an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar noch unmittelbar thätigen Antheil nimmt, sondern während des Krieges jener, über dessen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entscheidet, seinen eignen Friedenszustand behauptet. Um diesen zu behaupten, muß ein solches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine drohende Stellung annehmen, um alle möglichen Angriffe des einen und andern im Nothfall mit Gewalt abzuhalten; eine solche Neutralität heißt dann eine bewaffnete. Aus dem neutralen Zustand eines Volkes gegen zwei kriegführende entspringen gewisse gegenseitige Rechte und Pflichten. Das hauptsächlichste derselben besteht in Folgendem. Ein neutrales Volk darf einem jeden der kriegführenden alles dasjenige leisten, was es ihm nicht nothwendiger Weise in der Absicht leistet, um seine Kräfte gegen seinen Feind zu verstärken, folglich keine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. s. w., oder darf wenigstens dem einen nicht abschlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebensmittel u. s. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neutrale alle Völkerverträge, selbst während des Krieges, eingehen, wofern sie nicht nothwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg gedacht werden müssen, oder deren Abschließung und Erfüllung nicht nothwendiger Weise einen Krieg voraussetzt. Damit indeß der neutrale Staat von den kriegführenden auf keinerlei Weise in seinen Rechten gekränkt werden möge, so bleibt stets das gerathenste, durch Neutralitätsverträge mit den kriegführenden Staaten sich in Rücksicht auf die zu beobachtende Neutralität fest zu setzen, indem hier aus leicht begreiflichen Ursachen die streitigen Fälle sich gar sehr gehäuft haben. Zu diesen streitigen Fällen gehören vornehmlich folgende: Ob der neutrale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel gestatten könne; welche Waaren eigentlich als Contrebande zu betrachten seyen; ob man dieselben confisciren dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu gestatten seyen; wie man sich bei Erzwingung derselben zu verhalten habe, welche Sicherheit deshalb zu fodern sey; von Schadenersatz bei Feindseligkeiten im neutralen Gebiet u. s. w. Bei Seekriegen kommen die Fragen wegen Visitirung neutraler Schiffe, wegen feindlicher Effecten auf einem neutralen und neutraler Effecten auf einem feindlichen Schiff u. s. w. in Anregung. Die neuesten Kriege und das sogenannte Continentalsystem haben vielfache Veranlassung gegeben, alle diese streitigen Punkte neuerdings zu besprechen und zu untersuchen. Was aber helfen alle Untersuchungen, wo die Gewalt des Rechtes spottet? Gut ist freilich auch schon, daß die Gewalt wenigstens in der öffentlichen Meinung Unrecht behält. dd.

Neutralsalz. Mit diesem Wort bezeichnet man ein Salz, welches weder die Eigenschaften der Alkalien, noch die der Säuren giebt. Wenn nämlich ein Laugensalz mit einer Säure bis zum Sättigungspunkte verbunden wird, so hat das hieraus entstandene Salz weder alkalische, noch saure Eigenschaften. Ehemals nahm man den Namen Neutralsalz für gleichbedeutend mit Mittelsalz, und begriff darunter diejenigen Salze, welche aus der Verbindung irgend einer Säure entweder mit einem Laugensalze oder mit einer dieser Verbindung fähigen und eben daher sogenannten alkalischen Erde oder mit metallischen Kal-

[ge]n entstehen. Ueber die Stelle, welche man dem Neutralsalze in der [K]lasse der Salze anweisen soll, ist man bei der Unbestimmtheit der [E]intheilung der Salze noch nicht vollkommen einig. Gewöhnlich wer[de]n die Salze in einfache und zusammengesetzte eingetheilt. Die ein[fa]chen Salze enthalten die zwei Geschlechter der Laugensalze oder Al[ka]lien und der Säuren. Die zusammengesetzten Salze enthalten drei [G]eschlechter, die Neutralsalze (Verbindungen der Säuren mit Laugen[sa]lzen), die erdigen Mittelsalze (Verbindungen der Erden mit Säuren) [u]nd die metallischen Mittelsalze (Verbindungen der Metalle mit den [S]äuren).

Neuwied, die Haupt- und Residenzstadt der untern nun unter [p]reußischer Souverainetät stehenden Grafschaft Wied am Rhein, wel[c]her in dieser Gegend selten zufriert, eine Stunde von Andernach und [z]wei Stunden von Coblenz. Diese kleine Stadt ist sehr regelmäßig [u]nd schön gebaut, und enthält 400 Häuser mit ungefähr 5000 Einwoh[n]ern. Man zählt hier sehr viele Manufacturen, welche den Verkehr [a]ußerordentlich lebhaft machen. Eine besonders gute Sorte rothen Weins, welcher unter dem Namen Blaichart bekannt ist, wächst in den [b]enachbarten Weinbergen, vorzüglich an der Aar. Die Stadt selbst ist [n]icht viel über hundert Jahre alt. Unter den Fabriken hatte die Kunst[t]ischlerei vorzüglich durch den berühmten Röntgen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit Röntgen hatte sich eine Zeitlang der ge[s]chickte Uhrmacher Kinzing verbunden. Zu den Landesproducten, wo[m]it Neuwied handelt, gehören noch Getraide, Hülsenfrüchte, Wachhol[d]erbeeren und Potasche.

Neu-York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamerika[n]ischen Freistaats, zählt auf 2470 Q. Meilen zwischen 6 bis 700,000 Einwohner, welche Zahl, wie in den übrigen Provinzen dieses Staats, [i]n weit stärkern Verhältnissen als anderwärts täglich zunimmt. — Diese Provinz, welche ursprünglich eine englische Colonie und von England [a]bhängig war, erhielt während der stürmischen Regierung des später [h]ingerichteten Carls I. von der niederländischen Compagnie in Holland, [w]elche sich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu-Belgien oder [N]eu-Niederland. Indeß kehrte das Land unter der Regierung Carls [I]I. wieder unter englische Herrschaft zurück, anfangs mittelbar, indem [C]arl II. es seinem Bruder, dem Herzog von York, schenkte, und end[l]ich unmittelbar im J. 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte sich indessen [i]n der Provinz Mißvergnügen mit der englischen Oberherrschaft wegen [d]er eingeführten Abgaben, besonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe [i]m J. 1765. Als endlich 1775 ein fast allgemeiner Aufstand in den [e]nglischen Colonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch die Provinz [N]eu-York Theil daran, ungeachtet die Hauptstadt der Provinz von [1]776 an während des ganzen amerikanischen Kriegs von englischen Trup[p]en besetzt war, bis endlich durch den Frieden von 1783 das ganze [L]and als integrirender Theil des neuen amerikanischen Freistaates aner[k]annt wurde. — Der Boden ist zwar im Allgemeinen fruchtbar, je[d]och auf der Nordwestseite der Provinz wegen der verhältnißmäßig noch [z]u geringen Zahl der Anbauer noch mit Seen, Sümpfen und Waldun[g]en bedeckt. Unter den Seen sind der Ontario und Oneida, unter den [F]lüssen vorzüglich der Delaware zu bemerken. Das Clima ist im All[g]emeinen ungesund, sehr rauh und streng in dem langen Winter, und [u]nerträglich heiß während eines kurzen Sommers. Unter den Produc[te]n müssen vorzüglich Holz, Flachs, Hanf, Eisen, Mühlsteine, Getraide, [P]otasche, Obst, Pferde, Rindvieh, Bienen, Schweine, Fische und Austern

bemerkt werden. Die Hauptstadt dieser Provinz führt ebenfalls den Namen Neu-York. Sie liegt auf einer Halbinsel und enthält 4000 Häuser mit 60- bis 70,000 Einwohnern. Zu der Zeit, als die Provinz, wie oben bemerkt ist, unter holländischer Oberherrschaft stand, hieß diese Stadt Neu-Amsterdam und wurde erst später nach dem Herzog von York Neu-York genannt, welcher Name dann auch der ganzen Provinz beigelegt wurde. Nach Philadelphia ist Neu-York unstreitig die größte, bevölkertste und wohlhabendste Stadt der vereinigten Staaten. Der Mangel an frischem Wasser in der Nähe ist die Hauptunbequemlichkeit dieser Hauptstadt. Im amerikanischen Kriege war sie der Hauptsitz der gegen die vereinigten Staaten bestimmten englischen Truppen. Die Häuser sind im Allgemeinen schön, und besonders zeichnen sich die öffentlichen Gebäude von dieser Seite aus. Die Religion ist hier so verschieden als die Nationen, von denen die Einwohner dieser Stadt abstammen.

Newa, ein großer fischreicher Fluß in Rußland, und zwar im Gouvernement St. Petersburg, kommt bei Schlüsselburg aus dem Ladoga See, durchströmt in mehrern Armen die Hauptstadt Petersburg und ergießt sich, nach einem Laufe von überhaupt nur 8 Meilen, von seinem Entstehen an gerechnet, in den kronstädtischen Meerbusen. Er ist ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief, und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf der Werfte von Petersburg gebaut werden. Man rühmt das Wasser dieses Flusses wegen seiner Klarheit und Leichtigkeit, weßhalb es in Petersburg selbst zum Trinken und zur Bereitung der Speisen gebraucht wird. Dieser Fluß ist in Petersburg mit herrlichen Brücken geziert, denen der Eisgang, welcher gewöhnlich erst im April eintritt, oft sehr gefährlich wird.

Newcastle. Es gibt in England sowohl als in Nordamerika mehrere Oerter dieses Namens, welcher eigentlich so viel als Neuschloß bedeutet. Die merkwürdigste Stadt von diesem Namen ist das Newcastle, welches am Fluß Tyne in England gelegen, die Hauptstadt von Northumberland ist. Man zählte im J. 1802 in ihr und dem auf der andern Seite des Flusses gegenüber liegenden Flecken Gateshead über 36,000 Einwohner. Was diese Stadt am berühmtesten macht, ist der außerordentlich starke Steinkohlenhandel, welcher von hier aus nach andern Theilen von England, und besonders nach London, wo die Consumtion der Steinkohlen wegen Mangels an Holz bekanntlich ungeheuer ist, getrieben wird. Die Steinkohlenschiffe sind die erste Bildungsschule der jungen englischen Matrosen, welche von ihnen zu Kauffarteischiffen und erst später dann zu Kriegsschiffen übergehn. Die Stadt schickt 2 Deputirte zum Parlament. In ihrer Nähe befinden sich bedeutende Eisenbergwerke.

Newgate, das große Gefängnißhaus in London, und zwar im eigentlichen London oder der City, ist berühmt wegen der Menge der Gefangnen, die es fassen kann, und wegen der bewundernswürdigen Ordnung, welche daselbst herrscht. Der Platz vor demselben, auf welchem die Verbrecher gehängt werden, führt denselben Namen.

Newmarket, ein Flecken, der eigentlich nur in einer einzigen langen Gasse besteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafschaft Suffolk, der südliche aber zu Cambridgeshire gehört, liegt ungefähr 54 englische Meilen von London und ist vorzüglich berühmt wegen der Pferdewettrennen — der bekannten Liebhaberei der reichen Engländer — welche hier oft unter einem großen Zusammenfluß von Menschen gehalten und bei denen die größten Summen in Wetten verloren und ge-

nnen werden. Hier gibt es eigne Ställe, wo eine große Anzahl der
sten und muntersten Renn- und Jagdpferde gezogen und zugeritten
rd. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 500.

Newton (Isaak), einer der originellsten und tiefdenkendsten Phi-
sophen und Mathematiker, die jemals gelebt haben, wurde den 25sten
ec. 1642 zu Walstrope in Linkolnshire geboren. Er verlor sehr früh
nen Vater, allein seine Mutter, ungeachtet sie sich zum zweiten Male
rheirathete, ersetzte ihm diesen Verlust durch die Sorgfalt, die sie sei-
r Erziehung widmete. Im zwölften Jahre seines Alters bezog er die
chule zu Grantham. Schon hier zeigte er einen großen Hang zu phi-
sophischen und mathematischen Gegenständen. Wenige Jahre nachher
urde er zu seiner Mutter zurückberufen, um ihr zur Gesellschaft zu
ienen und dem Hauswesen vorstehen zu lernen. Allein da hier seine
eigung zu den Studien noch stärker hervorbrach, erhielt er die Er-
ubniß, im J. 1660 nach Cambridge zu gehen. Euklid war ihm schon
i leicht. Er beschäftigte sich hier vorzüglich mit Keplers und Descar-
s Werken. Im J. 1664 erfand er die Rechnung der unendlichen Grö-
n und wurde Baccalaureus. Die genauere Beobachtung des Prisma
ihrte ihn zu einer neuen Theorie des Lichts. Im J. 1665 nöthigte ihn
ne epidemische Krankheit, Cambridge zu verlassen. Während eines
urzen Aufenthalts auf dem Lande veranlaßte ihn der Anblick eines fal-
nden Apfels, über die Gesetze der Schwere nachzudenken. Im J. 1669
ard er an D. Barrows Stelle Professor der Mathematik zu Cam-
ridge. Hier hatte er die nöthige Muße, den höhern Untersuchungen
ber die philosophischen und mathematischen Gegenstände, mit denen er
ch beschäftigte, diejenige Reife und Vollendung zu geben, die sie einem
oreiligen Tadel entzog, den einige seiner Aeußerungen darüber schon
rfahren hatten. Im J. 1675 sandte er der königlichen Akademie der
Wissenschaften zu London sein neuerfundnes Spiegelteleskop zu. Im
Winter von 1676 bis 1677 entwickelte er zuerst vollständig seine Unter-
suchungen über die Centripetalkraft, Untersuchungen, die ihm durch das
Studium Keplers und die Entdeckungen dieses Astronomen in Hinsicht
er elliptischen Bahn der Planeten um die Sonne sehr erleichtert wor-
en sind. Im J. 1680 machte er mehrere astronomische Beobachtun-
en über den berühmten Cometen, welcher damals erschien, und den er
nfangs für zwei Cometen zu halten geneigt war. Jene Untersuchungen
Newtons über die Centripetalkraft erschienen öffentlich erst im J. 1687
n dem berühmten Werke Philosophiae naturalis principia mathematica.
Dieses Werk, in welchem Newton auf die tiefsten Abstractionen der Ma-
hematik ein neues System der Naturwissenschaft gründete, erhielt nicht
ogleich den Beifall, den es verdiente und den es später erhalten sollte.
Die cartesianische Philosophie, welche dasjenige, was ihr zuweilen an
Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchung abging, durch Imagination
rsetzte, war damals an der Tagesordnung. Newtons Werk drang mit
philosophisch mathematischer Strenge in die innersten Gesetze der Natur
n und entwickelte sie in einer Kürze und Gedrängtheit, die das Werk
em großen Haufen beinahe unverständlich machte. Selbst die besten
Mathematiker mußten es studiren, ehe sie es fassen konnten. Als man
s aber würdigen lernte, kannte auch die Bewunderung keine Gränzen
mehr. „Ißt, trinkt und schläft denn Newton, wie ein andrer Mensch,“
sagte der Marquis de l'Hospital, einer der größten Mathematiker sei-
er Zeit, die Engländer, welche ihn besuchten. „Ich stelle ihn mir
ls einen himmlischen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie ge-
ein hat.“ Der Eifer, womit sich Newton der von Jacob II. ange-

griffnen Privilegien der Universität Cambridge annahm, erhielt er
im J. 1688 eine Stelle im Parlament. Im J. 1696 wurde er
wardein und 1703 Präsident der königlichen Societät der Wissenschaf-
ten zu London. Die Resultate seiner Untersuchungen über Optik
Fluxionsrechnung, die er seit dem J. 1672 im Stillen fortgesetzt
gab er erst im J. 1704 heraus, und dies verwickelte ihn in einen
mit Leibnitz, der sich die Ehre der ersten Erfindung einiger
Sätze beimessen zu können glaubte. Leibnitz appellirte in dieser
an die königliche Societät der Wissenschaften zu London, und
glaubte für ihren Präsidenten entscheiden zu müssen. Im J. 17
hielt Newton von der Königin Anna die Ritterwürde. Als das
noversche Haus im J. 1715 den englischen Thron bestiegen hatte,
warb sich Newton die besondre Gewogenheit der Prinzessin von
Carolina, auf deren Auffoderung er auch ein chronologisches Werk
faßte, welches ungedruckt zu bleiben bestimmt war, aber durch die
Discretion des Signor Conti, eines venetianischen Edelmanns, im
erschien. Diese chronologischen Arbeiten sind, so wie seine theolo-
bei weitem des Ruhmes nicht würdig, den er sich im Felde der
sophie und Mathematik mit so vielem Rechte erworben hat. Er
den 20sten März 1727 im 85sten Jahre seines Alters. Newton
von mittler Statur, sein Aeußres war angenehm und Ehrfurcht
flößend. Doch erkannte man in ihm nicht den Scharfsinn, den
Werke verrathen. Sein Charakter war sanft und gleichförmig.
Lieblingshund, Diamant, hatte einst durch Umwerfen eines Lichts
piere, die das Resultat vieljähriger Untersuchungen Newtons enthielten,
verbrannt. „O Diamant, Diamant," sagte Newton, „du weißt
welchen Schaden du mir gethan hast!" — Newton hatte so
Sphären seine Aufmerksamkeit und seine Nächte gewidmet, allein,
Thümmel in seinen vortrefflichen Reisen in das mittägliche Frankreich
sagt, die reizendste von allen Hemisphären besuchte und kannte er
Er war nie verheirathet; die Liebe, sowohl die geistige als
war ihm stets fremd geblieben.

Ney (Michael), Marschall von Frankreich, Herzog von Elchingen,
Fürst von der Moskwa, St. Ludwigsritter, Großkreuz der Ehrenlegion,
Ritter der eisernen Krone und Großkreuz des Christusordens, geboren
am 10. Januar 1769 zu Saarlouis, wo sein Vater, wie die geh. Ge-
schichte des Hofs und Cabinets von St. Cloud versichert, das Gewerbe
eines Kleidertrödlers trieb. Er wurde sehr frühe gemeiner Husar und
durchlief, als die ausgebrochene Revolution Beförderungen, die auf mi-
litärischem Verdienst beruhten, begünstigte, sehr bald die untern Grade.
Im J. 1794 war er schon Generaladjutant des Generals Kleber, der
der General Sarrazin eine der ersten Stellen unter den französischen
Generalen einräumt und ihn weit über Napoleon setzt. Unter Kleber
zeichnete sich Ney bei allen Gelegenheiten durch persönliche Tapferkeit
und militärische Einsichten aus. Im Jahr 1796 wurde er auf dem
Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral ernannt. Auch
noch riß ihn oft sein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Sol-
daten fort. Im J. 1799 commandirte er am Rhein als Divisionsgene-
ral und trug durch seine Diversion bei Mannheim zu dem Siege Mas-
sena's über den russischen General Korsakow bei Zürich bei. Auch un-
ter Moreau und insbesondre in der Schlacht bei Hohenlinden zeichnete
er sich aus. Im J. 1802 war er auf kurze Zeit französischer Gesand-
ter bei der damals unter Frankreichs Machtgebot stehenden helvetischen
Republik. Bonaparte ernannte ihn bald nach seiner Thronbesteigung

zum Reichsmarschall. In allen folgenden Kriegen und Feldzügen Napoleons hat Ney eine ausgezeichnete und glänzende Rolle gespielt. Im Feldzuge 1805 erwarb er sich den Titel eines Herzogs von Elchingen, und als er sich auf dem Rückzuge aus Rußland im Winter 1812, wo er eine Zeitlang die Arriergarde commandirte, den Verfolgungen des nachrückenden Feindes glücklich entzogen hatte — entweder indem er sich durchschlug, oder indem er, wie die entgegengesetzte Partei behauptete, sich flüchtete — ernannte ihn Napoleon, gleichsam der Vernichtung seiner Legionen durch die Verewigung des Andenkens daran spottend, zum Fürsten von der Moskwa. Auch in dem Feldzuge von 1813 hat er Napoleon mit Eifer gedient, und wenn seine Bemühungen den Talenten und der Tapferkeit der Verbündeten unterlagen, so ist wenigstens sein Wille nicht zu beschuldigen. Keck drang er zu Anfang Septembers mit einem ansehnlichen Heere auf Berlin los, wurde aber bei Dennewitz aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen. Bei Leipzig wurde er verwundet. Als Paris eingenommen war und Napoleon bei Fontainebleau noch über dem Entschluß schwankte, den er fassen wollte, war Ney der erste, der es wagte, ihm vorzustellen, daß der Krieg, noch weiter fortgesetzt, den Charakter eines Bürgerkriegs annehmen würde. Nach der Wiederherstellung der Bourbons stand Ney fortdauernd im höchsten Ansehn. Der König zeichnete ihn besonders aus, berief ihn in die Kammer der Pairs, und Ney erwies die eifrigste Ergebenheit. Als Napoleon im Frühling 1815 wieder in Frankreich eindrang, erhielt er den Auftrag, das Armeecorps zu commandiren, das in der Franche Comté zusammenzog, um sich dem Usurpator zu widersetzen. Er reiste am 8ten März von Paris ab, nachdem er dem König zuvor die Hand geküßt und geschworen hatte, Bonaparte in einem eisernen Käfig zurückzubringen. Aber unerwartet änderten sich seine Gesinnungen. Er erhielt, nachdem er zu Lons-le-Saulnier im Juradepartement angekommen war, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten ein Schreiben von dem General Bertrand, worin ihn dieser, unter großen Lobsprüchen auf seine Tapferkeit, aufforderte, sich zu Napoleon zu schlagen. Schnell nahm der Marschall seine Partie. Er las sogleich am folgenden Tage an der Spitze seiner Armee eine Proclamation vor, worin er diese ermahnte, sich wieder an ihren Kaiser anzuschließen, gab Befehle zur Vollziehung dieser Aufforderung, und bewerkstelligte die Vereinigung seiner Truppen mit denen des Feindes. War diese seine Handlungsweise freiwillig, oder war sie durch den unter dem Heere herrschenden Geist motivirt; genug sie gab für das Unternehmen Napoleons die Entscheidung. Dieser verkannte auch die Verdienste nicht, die sich der Marschall um ihn erworben hatte. Er ernannte ihn zum Mitgliede der Kammer der Pairs, und gab ihm ein Commando über acht Infanterie- und vier Kavallerie-Divisionen bei der Armee, die den Krieg in den Niederlanden eröffnen sollte. Diese letztre Bestimmung machte ihn zu einem Augenzeugen der Niederlage, in der Napoleons Macht unterging. Er verlor in der Schlacht am 18ten Juni ein Pferd unter dem Leibe, und entging, indem er der Arriergarde zu Fuß folgte, kaum der Gefangenschaft. Um sich der Rache zu entziehen, die ihm drohte, ergriff er die Flucht und verbarg sich im Lotdepartement, unweit Aurillac, bei einem seiner Freunde. Eine Privatperson aus Aurillac, welche bei dem Letztern gespeist hatte, sprach bei ihrer Rückkehr von einem prächtigen Säbel, der ihre Aufmerksamkeit gefesselt habe. Einer der Zuhörer erinnerte sich, daß nur Murat und Ney solche Säbel haben; die Geschichte kam zur Kenntniß des Unterpräfekten, und so fiel der Marschall

in die Hände der Gerechtigkeit. Am 19ten Aug. kam er in Paris an und wurde daselbst in die Conciergerie gebracht. Der Kriegsminister setzte ein aus 4 Marschällen und 3 Generallieutenants bestehendes Kriegsgericht nieder, um über ihn zu richten. Dasselbe eröffnete am 9. Nov. seine Sitzungen. Am 10ten erschien der Marschall vor den Schranken und erklärte, daß er als Pair von Frankreich nur von der Kammer der Pairs gerichtet werden könne, welche Behauptung sein Vertheidiger Berryer mit vielen Gründen unterstützte. Das Gericht erklärte sich auch wirklich für incompetent, worauf der König am 11ten Nov. eine Ordonnanz erließ, in der er die Kammer der Pairs beauftragte, zum Urtheile über den Beklagten zu schreiten, die auch am 21sten Nov. den Prozeß eröffnete. Was Ney zu seiner Vertheidigung anführte, bestand hauptsächlich darin: „Bonaparte's Landung habe ihm eine Thorheit geschienen; aber zu Auxonne haben ihm seine Agenten die Sache unter ganz andern Gesichtspunkten vorgestellt. Er sey hingerissen worden, weil er einen Bürgerkrieg vermeiden wollte, und weil ihn Bonaparte versichern ließ, daß die auswärtigen Mächte, und namentlich England, mit ihm einverstanden wären, daß der General Koller auf die Insel Elba gekommen sey, um ihm von Seiten der Mächte anzukündigen, daß die Bourbons nicht mehr regieren können, daß der König von Rom und seine Mutter zu Wien bleiben würden, bis er Frankreich eine freisinnige Verfassung würde gegeben haben." — „Ich wiederhole es," erklärte er, „vor ganz Frankreich, vor Europa und vor Gott, der mich hört, daß ich niemals, bei dem unglücklichen Irrthum, den ich schon so sehr gebüßt habe, einen andern Gedanken hegte, als den, von meinem unglücklichen Vaterlande den Bürgerkrieg und alle Uebel, die ihn begleiten, abzuwenden. Ich habe mein Vaterland allem andern vorgezogen. Ist das gegenwärtig ein Verbrechen, so berede ich mich, der König, der seine Völker in seinem Busen trägt, werde diesen unglücklichen Irrthum vergessen, und das Gesetz werde, wenn ich unterliege, nur einen [illegible] Unterthan, nicht aber einen Verräther bestraft haben." — Am [illegible] Dec. hatte die letzte Sitzung der Kammer Statt. Ney's Rechtsfreunde erschöpften alles, was irgend zu seinem Vorstande gesagt werden konnte. Aber sie vermochten nicht, ihn zu retten. Es erfolgte Abends um 11 1/2 Uhr durch Stimmenmehrheit das Urtheil, daß er, als des Verbrechens des Hochverraths überwiesen, durch das Gesetz zum Tode verdammt werde. Nach Mitternacht um 1 Uhr trat der Secretär der Pairskammer bei ihm ein, um ihm das Urtheil vorzulesen. Er hörte es ruhig an. Als er seine Titel ablesen hörte, rief er: „Wozu all dies? Michael Ney, dann ein Haufen Staub, dies ist alles." Nach einer halben Stunde erbat er sich einen Geistlichen. Der Pfarrer von St. Sulpice, de Pierre, der sich schon nahe am Gefängnißzimmer befand, auf den Fall, daß er gerufen würde, trat sogleich ein. Dieser würdige Geistliche unterhielt sich mit ihm beinahe die ganze Nacht über die Religion, und Ney beichtete auch demselben. Zwischen hinein brach er eine Weile ab, indem er zwei Briefe an seine Gemahlin und einen an seinen Vater schrieb. Die erstere kam noch vorher um 4 Uhr Morgens mit ihren Kindern und ihrer Schwester ins Gefängniß. Als sie in das Zimmer trat, fiel sie gestreckt auf den Boden hin. Der Marschall und eine der Wachen hoben sie wieder auf. Nach der Ohnmacht folgten Weinen und Schluchzen. Er sprach lange mit ihnen, aber nicht laut; dann erhob er sich plötzlich und veranlaßte sie, fortzugehen. Um 7 Uhr Morgens besetzten Gensdarmen und Nationalgarden zu Fuß und zu Pferde alle Zugänge zum Palast Luxemburg, wo der Verurtheilte [illegible]

ngen saß. Um 9 Uhr, als alles bereit war, kleidete sich der Mar-
hall an, zog ein Gilet, Beinkleider und Strümpfe, alles schwarz und
ien blauen Frack an, und setzte sich mit dem gedachten Pfarrer und
ei Gensdarmerie-Offizieren in den Wagen. Zahlreiche Truppenab-
eilungen begleiteten den Zug, der durch den Garten des Palasts nach
m neuen, von dem Observatorium genannten, Eingange sich bewegte.
ährend der Fahrt gab der Verurtheilte seine goldene Dose dem Pfar-
r, die er seiner Gemahlin zustellen sollte, und einige Goldstücke für die
rmen, so wie die oben bemerkten zwei Briefe. Da sie nahe an eine
auer kamen, vor welcher die Hinrichtung geschehen sollte, sah er ein
ket von 16 Veteranen bereit stehen. So wie der Wagen ankam,
llten sich dieselben in Linie. Ney nahm mit der Linken den Hut ab,
te die Rechte aufs Herz und rief: Kameraden! zielt gut und schießt
f mich! Einer der Offiziere gab mit dem Degen das Zeichen, und
ey fiel, durch mehrere Kugeln in den Kopf getroffen, todt nieder. Der
ichnam blieb eine Viertelstunde vor den Augen der Zuschauer liegen,
d wurde dann in einen nahen Spital gebracht, wo ihn seine Familie
ernahm, und auf dem Begräbnißplatz Mont-Louis beerdigte.

Niagara, einer der größten Flüsse in Canada in Nordamerika,
mmt aus dem See Erie und ergießt sich in den See Ontario. Am
rühmtesten ist er durch den Wasserfall, den er bald nach dem Austritt
s dem See Erie bildet. Er fällt hier nämlich in einer Breite von
26 Fuß von einer senkrechten Höhe von 200 Fuß mit einer solchen Ge-
alt herunter, daß man in der Nähe den Erdboden zittern fühlt und
s Getöse des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Im J.
51 erbauten die Franzosen, welche damals im Besitz von Canada wa-
n, am rechten Ufer des Flusses das Fort Niagara, welchem gegenüber
f der westlichen Seite des Flusses sich seitdem die kleine Stadt Nia-
ra, oder Newark, von ungefähr 60 bis 70 Häusern gebildet hat.
ieses Etablissement ist sehr bedeutend, um den Pelzhandel zu unter-
lten, welcher mit den Wilden der nordwestlichen Gegenden getrie-
n wird.

Nibelungenlied ist ein sechshundert Jahr altes deutsches Hel-
ngedicht. Den Namen Nibelungenlied führt es von den Nibelun-
n oder Niflungen, einem altburgundischen mächtigen Helden-
mme, und deutschen Grundvolk — ein Name, der wahrscheinlich
ch in den ältesten mythischen Ideen von einem nordischen Nebellande
gründet seyn mag! Dieses Stammes durch große wilde Leidenschaft,
sonders die Liebe zweier Paare, verflochtenes grausiges Schicksal ist
egenstand des Gedichts. Das eine Paar ist der hörnerne Siegfried,
ohn Königs Siegmund von Heunen- oder Hunnenland, und Chriem-
ld; das andre Brunhildis und Gunnar, oder Gunther. Siegfried
ird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Gun-
er gefreiet und als mächtiges Hünenweib, ihr unbewußt, gebändigt,
eils um seines ungeheuren Nibelungenhorts oder Schatzes willen von
inem Schwager, Hagen von Tronege mit Zustimmung der andern
rüder gemordet. Chriemhild, in unsterbliche Liebe versunken, brütet,
s nachmalige Gemahlin Etzels, oder Etzelins (Attila's, einer mythisch
mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) un-
rsöhnliche blutige Rache, in welcher der ganze Stamm untergeht.
ieses Gedichts würdigere und kundlichere Wiedererscheinung ist, auch
gesehen von der innern dichterischen Trefflichkeit, schon deshalb wich-
, weil sie tiefere Forschungen über die germanische Urzeit und deren
sammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion einer Seits,

anderer Seits über Alter, Bühne, Zeit und muthmaßlichen Verfasser des Gedichts veranlaßt hat. Jene Urzeit, indem sie das früheste, und ungesonderte kräftige Leben der Völker umfaßt, in welchem Geistiges und Leibliches ein fast ununterscheidbares, gleichsam auf Einem Stengel sitzendes Doppelgewächs sind, muß natürlich für den tiefer in die Geschichte des gottmenschlichen Geistes eingehenden Forscher anziehender seyn, als die, in vielfach getrübten, zerrissenen Wiederscheinen, wie sie die gemeinhin sogenannte bürgerliche Geschichte vorführt, sich abspiegelnden Begebenheiten. Indem man aber das wundersam verschlungene, sich selbst in erhabner Haltung tragende und in gegenseitigen reinen Spiegelungen der Natur und des Geistes, und ihrer gemeinsamen und metamorphosisch ausgesprochenen Kraft, dargestellte Leben der Idee nicht zu fassen vermochte, und an dasjenige, was in Ueberlieferungen und Symbolen der Sprache leis und geheimnißvoll angedeutet webt, Forderungen machte, wie sie eine vielleicht noch mißverstandne und einseitige Geschichtskritik an die sogenannte Geschichte macht, zerstörte man mit dem Zauber auch den organischen Zusammenhang und die Einheit des Einzelnen mit dem Ganzen, das Unverstandne für unverständlich und Altweibermährchen ansprechend. Gleichwohl ist gewiß, daß keines einzigen Volks Geisteseigenthümlichkeit so abgetrennt ist von dem Ganzen der Menschheit, daß sie nicht eine aus dem großen Ocean der Geister ab- und in ihn zurückfließende wäre. Ist es denn auch wohl denkbar, daß der Ausgangspunkt unserer neuen Zeit, jene große Völkerwanderung und Vermischung, etwas so einseitig Abgeschnittenes gewesen, daß nichts Gemeinsames sie zusammengehalten, da doch dies Gemeinsame sich dem kindlich erhabnen Geiste mannigfaltig in wunderbaren Tönen und Accorden verräth? Ist es glaublich, daß die trotz allen Schweigens und Mangels an sogenannten historischen Notizen und Nachweisungen, dennoch in der Poesie, immer also dem abgeleiteten, zweiten Leben, durchgreifende Beziehung und Anknüpfung an das Morgenland ein ganz grund- und bodenloses Hirngespinst sey, da doch die Sprache gleichsam ihre Fühlfäden soweit ausstreckt, daß sie Sage und Idee, wenn auch leise, berührt? Sind denn die in den großen germanischen Fabelkreisen vorkommenden, die Zeitrechnung so trotzig verletzenden Beziehungen des Spätern auf das Frühere für einen absoluten Irrthum und verstockte Unwissenheit zu halten, da ja doch oft eine Berichtigung so höchst wohlfeil war? Ist es nicht glaublicher, daß irgend eine gemeinsame religiös anklingende, nur im Zeitenablauf mehr verschwimmende und abdämmernde Idee das Band für beide gewesen? Doch hier ist der Ort nicht, dies ausführlich zu erweisen. Genug, auch das Nibelungenlied ruht auf vielfach verschlungnen, in dem Strom der Zeiten zu uns herabgeschwommenen, namentlich auf Veranlassung des norwegischen Königs Hakon durch Biörn von Nidaros (Drontheim) gesammelten, und von Peringsskiold (Stockholm 1715) herausgegebenen zwei Mähren, der (neuerlich wieder von Hagen in drei Bänden mitgetheilten) Wilkina und Niflungasaga, welche letztere wieder auch in der Edda vorkommt. So macht das Nibelungengedicht ein Glied der großen Heldenurzeit aus, über deren Gliederung das nun zu hoffende Heldenbuch uns mehr Aufschluß geben wird. Eine jüngste, vielleicht durch Umgestaltung und Bearbeitung jener Niflungasaga ist unser Heldenlied, wie einer unserer ersten Kunstrichter aus seinem Gehalt, als Geschichtswerk, aus Vergleichung deutscher mit skandinavischen und ungarischen Sagen, aus manchen die Zeit eines in Oesterreich heimischen Dichters verrathenden Spuren geschlossen hat. Eben so hat dieser Kunstrichter (A. W.

Schlegel) gezeigt, daß weder Wolfram von Eschenbach, der offenkundige Gegner und Spötter desselben, noch der unter Rudolph von Habsburg, mithin zwei Menschenalter später lebende Konrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13ten Jahrhunderts blühende Marner Verfasser seyn konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einseitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das südliche als nördliche Deutschland, besonders genau aber Oesterreich kannte, aus dem entschiedenen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen die Bayern, welche er mit einem herrschenden Fürstenhaus theilte, endlich aus schmeichelhaften Beziehungen auf dasselbe (babenbergische) Fürstenhaus auf Klingsohr aus Ungarland, oder Heinrich von Ofterdingen geschlossen, welche beide dem Dichterwettstreit an Landgraf Herrmanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Die Zeit, in welche der Gegenstand des Gedichts fällt, ist die des Hunnenkönigs Etzelin, oder Attila gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Oesterreichs und Ungarns Gränze. Die Fabel des Gedichtes anzugeben, enthalten wir uns um so mehr, da sie auch durch Fouqué's trefflichen Norderheld uns aufs neue vorgeführt worden ist. Wüßte man aber nicht, daß jedes Dichterwerkes Verständniß und sinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in sein Gefüge eindringen muß, und wäre dies gerade nicht um so schwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darstellungsgabe von den unsern liegen; wäre nicht Gesetz aller Welterscheinung, daß das Treffliche und Edle sich am Unedlen und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutsche nicht so gleichgültig gegen die eignen Urerzeugnisse seines tiefen Geistes und minder empfänglich für das Ausheimische: so müßte allerdings die Herabsetzung befremden, welche dies nur erst wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe stolze Lebenskraft, wie kecke Todeslust, schlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdseliges Frauenthum in tief verschlungnem großartigem Lebenszusammenhang durchaus offenbart. Da ist nichts Kleines und Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierrathen des Lebens. Die Gemüther leben sich aus und enthüllen, ihres unerschöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der sichersten, das Herbste nicht scheuenden Kraft selbst die schauerlichste Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle Ueberschwebende zum duftigsten Hintergrunde wird. Die hier auftretenden Männer und Frauen sind durch die Weihe der Mähr, in welcher sie leben, die anschaulichsten, gedrungensten Stellvertreter von einer Gesammtheit eines großen Volks, sind das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und lose Zerstreutheit des unsern grell absticht; weshalb, da alles seinen Gegensatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüßigen Gemüther an jener alten Zeit sich kräftigten und erfreuten. — Die metrische Form ist übrigens die vierzeilige jambische und trochäische Strophe in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen, weiblichem Einschnitt in der Mitte. — Der die Klage betitelte Theil ist unstreitig Werk eines andern spätern Dichters und andrer Form. Wa. — Eine vollständige Handschrift des Nibelungenliedes besitzt die münchner Bibliothek; eine andre ist in den Händen von Privatpersonen; beide waren zuvor in Hohenems; eine dritte Handschrift ist in St. Gallen. Aus ersterer ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage nebst sieben Fragmenten des vordern

deutsche Nation weiter führen wollte. Daß ihm einige Anmaßung und polemische Leidenschaftlichkeit bei seiner an sich edlen und dem deutschen Gesammtwesen sehr ersprießlichen Thätigkeit mit Recht Schuld gegeben ward, wollen wir nicht läugnen. Doch bleibt es wahr, daß es ihm nur um die Sache, nicht um die Person zu thun war, und daß ihm bei seiner eignen strengen Denkweise die milderen und bequemeren Formen fremd oder unpassend erscheinen mußten. Auch als Buchhändler gehörte Nicolai zu den wenigen, die nicht den kaufmännischen Gewinn, sondern die Wissenschaft selbst, nach ihrer Ansicht von derselben, berücksichtigten, und ihre ganze Thätigkeit auf diesen Zweck verwandten. Seine Biographie erklärt diesen merkwürdigen Charakter und den wichtigen Einfluß eines Buchhändlers auf die Cultur eines Volks und den geistigen Nationalzusammenhang der Deutschen. Vom fünften Jahre an, wo Nicolai seine Mutter verlor, lebte er, entfernt von seinen ältern Brüdern und von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einsam in dem Hause seines Vaters, der, den ganzen Tag in seiner Buchhandlung beschäftigt, den Sohn selten sah, ihn aber an strengen Gehorsam gewöhnte, und ernst, doch freundlich behandelte. Diese Erziehung, wo Nicolai als Kind schon so viel entbehren mußte, machte ihm die Einsamkeit lieb. Er lernte sich mit sich selbst beschäftigen, stets thätig sein und sich gleichmüthig in die Nothwendigkeit fügen. So ward er unabhängig von dem Aeußern und Zufälligen, und folgte ungestört dem kräftigen Triebe in seinem Innern, sich selbst auszubilden. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle aber lernte er bei seiner leichten Fassungskraft und seinem guten Gedächtnisse zwar vielerlei, doch alles so unter einander, daß ihm das Studiren unangenehm wurde. Erst in der damals errichteten Realschule zu Berlin fand sein Geist Befriedigung. Die zweckmäßige Anleitung über das, was er lernte, richtig zu denken, welche er daselbst erhielt, zeigte ihm nicht nur den Weg der selbstthätigen Entwickelung, sondern gab ihm auch Lust und Muth, diesen Weg eifrig fortzugehn. Aber zu seinem großen Schmerz schickte man ihn im J. 1749 nach Frankfurt a. d. Oder, um die Buchhandlung zu lernen. So ungünstig hier seine Lage zum Studiren war, so fand er doch durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für sich, ohne mündliche Anweisung, und ohne seinen Beruf zu vernachlässigen, lateinisch, griechisch und englisch zu lernen, zugleich las er die besten Dichter in diesen Sprachen, und erlangte nicht unbeträchtliche Kenntnisse in Mathematik, Geschichte und Philosophie. Am eifrigsten studirte er Gelehrtengeschichte. Seitdem ging Nicolai stets den mühsamen Weg der eignen Forschung, selbst auf die Gefahr, einseitig in seinen Ansichten zu werden. Streng und beharrlich in seiner Thätigkeit, ergriff er auch nachher, als er im J. 1752 nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurückkam, alles mit Kraft, was im Gebiete des Verstandes und der Kunst seine Aufmerksamkeit erregte. Sein Geschäft füllte den Tag aus, er konnte nur den frühen Morgen und einen Theil der Nacht — oft die ganze Nacht — dem Studiren widmen. Die Zerstreuungen der großen Stadt achtete er wenig, Musik ausgenommen. So lebte er drei Jahre. Die deutsche Literatur war damals durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt; Nicolai blieb in seinem Urtheile selbstständig. Sein Scharfsinn entdeckte bald das Einseitige jeder Partei. Da ward es ihm, der in Berlin keinen wissenschaftlichen Umgang hatte, Bedürfniß als Schriftsteller aufzutreten und die Wahrheit, welche auch hier zwischen beiden in der Mitte lag, freimüthig darzustellen. Er that dies in den Briefen über den

jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, die im Jahr 1755 erschienen. Sie machten Aufsehen; denn es war ohne Beispiel, daß der Verfasser zu keiner von beiden Fahnen schwor, sondern Bodmern sowohl, als Gottscheden, aus Gründen tadelte. Lessing, der wie Nicolai dachte, suchte des Verfassers Bekanntschaft, ward sein Freund, und machte ihn mit Moses Mendelssohn bekannt, der, wie Nicolai, ein junger Kaufmann, ohne eigne Haushaltung war. Jetzt beginnt eigentlich Nicolai's höheres geistiges Leben. Die drei eng verbundenen Freunde kamen wöchentlich zwei oder drei Mal zusammen. Ohne in der gelehrten Welt einen Stand, oder Verbindungen und sichre Aussichten zu haben, folgten sie einzig ihrem wissenschaftlichen Eifer mit selbstständiger Kraft und Freiheit, ohne Rücksicht auf Vorurtheil oder das Ansehen der Meinung und Gewohnheit. Sie untersuchten in ihren wissenschaftlichen Unterredungen die Gründe für oder gegen einen Satz, ohne sich durch die Freundschaft zu einander — wie dies wohl bei ähnlichen Verbindungen in neuerer Zeit der Fall gewesen seyn dürfte — gegenseitig zu täuschen oder zu schmeicheln. Moses und Lessing dachten gleich vorurtheilsfrei, gleich edelmüthig, wahrheitliebend und anspruchlos; sie prüften Alles gleich freimüthig, scharfsinnig und klar, im Entwickeln, Trennen und Bestimmen der Begriffe; doch war Lessing lebhafter und kühner, Moses bedächtiger und sicherer. Nicolai war ihnen wenigstens gleich an lebhafter Wahrheitsliebe und an Muth und Eifer, durch deutliche Begriffe die Erkenntniß des Wahren zu fördern. Alle drei waren heitern Geistes; sie liebten Scherz und Witz, vergaßen aber nie die gegenseitige Achtung; so störte nie ein Mißverständniß oder gekränkte Eigenliebe ihren freundschaftlichen Umgang. Viele Jahre hindurch suchten sie bald einstimmend, bald verschieden, aber stets mit Unbefangenheit und gegenseitigem Zutrauen, durch offenherzige Mittheilung ihrer Gedanken das Wahre zu erforschen. Dies war der erste Vereinigungspunkt in Berlin, wo unter Friedrich dem Großen die größte Denkfreiheit herrschte, für alle in ihren wissenschaftlichen Ansichten übereinstimmende Gelehrte; und an diesen Kern schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. Nicolai führte jetzt, (im J. 1757), nach geendigter Erbtheilung mit seinen Brüdern, den längst gehegten Wunsch aus, der Handlung zu entsagen. Er lebte von einem sehr kleinen Einkommen, das aber dem Sparsamen und Mäßigen genügte, in den theuren Jahren des Krieges, ganz den Wissenschaften. Winkelmanns Schriften und die Betrachtung aller Kunstwerke, die er zu sehen Gelegenheit hatte, machten ihn mit den bildenden Künsten und der Baukunst bekannt. Sein Freund, der preußische Kriegsrath Marpurg, unterrichtete ihn in der Tonsetzkunst. Uebrigens trieb ihn seine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wissenschaft zu Wissenschaft, von einem ihm noch verborgenen Theile der Literatur zu dem andern. Dieser Durst nach Vermehrung der Kenntnisse verließ ihn auch im Alter nicht. Alles Neue und Wissenswürdige, was ihm aufstieß, suchte er mit beharrlichem Eifer sich anzueignen, oder wenigstens einen klaren Begriff davon zu erlangen. So wurde er, wie Solon, alt, indem er täglich hinzulernte. Bei dieser ununterbrochnen Thätigkeit des Sinnes für Wahrheit war wissenschaftliche Erkenntniß im Alter seine Erheiterung, und im Kummer sein Trost. Seine freie, literarische Muße ward schon im Herbste 1758 unterbrochen. Sein älterer Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb. Das Wohl der Familie machte es ihm zur Pflicht, die Handlung selbst zu übernehmen. Ohne Neigung zum Geschäft und

ohne Erfahrung mußte er dasselbe neu einrichten. Er unternahm es mit Schulden und unter häuslichen Sorgen; denn er hatte im Jahr 1760 geheirathet. Aber die früh erworbne Fertigkeit, jede Viertelstunde zu benutzen, und sich durch nichts Aeußeres im Lesen oder Nachdenken stören zu lassen, ja selbst mehrere Gegenstände seinem Geiste gegenwärtig zu erhalten, um den abgerissenen Faden sogleich wieder zu ergreifen, erleichterte ihm nicht nur sein Handlungsgeschäft, sondern hielt auch seinen Geist durch wissenschaftliche Erhohlung über den Berufszwang empor, daß er nie ermattete, noch unter der Last der Sorgen erlag. Seine erste große Unternehmung war die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften in Leipzig, zu welcher sich Moses Mendelssohn mit ihm vereinigte. (4 Bände Leipzig 1757 bis 1760.) Vom 5ten Bande an übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieser Bibliothek hat die bessere Kritik in Deutschland begonnen. Freimüthig und belehrend zog sie nur das Ausgezeichnete in ihre Sphäre, und bildete keine Schule oder Partei. Hierauf gaben die drei Freunde, unterstützt von Abbt, Resewitz, Grillo und Sulzer, im J. 1759 bis 1765 die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus, welche durch ihren Witz in Deutschland zur Beförderung freimüthiger Kritik so viel wirkten; doch konnte Nicolai seiner Berufsgeschäfte wegen nur wenig daran Theil nehmen. Diese classische periodische Schrift gab der deutschen Literatur eine selbstständige Richtung. Es erschienen 24 Theile, Berlin 1761 bis 1766. In der Folge erhielt Nicolai mehr Muße; er brachte daher im J. 1765 den Plan zur Ausführung, eine allgemeine deutsche Bibliothek herauszugeben. Eine beträchtliche Zahl berühmter deutscher Gelehrter in allen Ländern Deutschlands verbanden sich mit ihm; und hierdurch erwarb sich der unermüdet thätige, stets folgerecht handelnde Nicolai das große Verdienst, alle deutschen Länder durch ein gemeinschaftliches literarisches Interesse zu verknüpfen und mit einander näher bekannt zu machen. Die deutsche Bibliothek beförderte Denkfreiheit, und wurde die wichtigste Zeitschrift, in welcher die damals sich ausbildende deutsche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerst geltend machte. Sie bestritt nicht selten Vorurtheile und Gewohnheitsmeinungen mit Erfolg; sie unterwarf jedes neue System einer strengen und scharfsichtigen Untersuchung; und wenn sie zuletzt sich selbst, d. h. ihren unbefangen fortstrebenden Erkenntnißtrieb, überlebte, so weckte ihr Widerspruch die guten Köpfe unter ihren Gegnern, so daß sie dennoch bei einer vierzigjährigen Dauer auf den Fortgang der wissenschaftlichen Cultur aller deutschen Sprachgenossen wesentlich einwirkte. Von der allgemeinen deutschen Bibliothek sind erschienen 107 Bände und 21 Bände Anhang, Berlin und Stettin 1765 bis 1792. Mit dem 107ten Bande hörte Nicolai auf, Herausgeber zu seyn. Die Fortsetzung erschien mit dem Titel: Neue allgemeine d. B. zu Kiel. Vom 56sten Bande an aber übernahm er die Redaction aufs neue. Merkwürdig ist seine Vorrede zu diesem Bande. Er schloß das Werk im J. 1805. Als die A. D. B. ihren Anfang nahm, herrschte in Deutschland ein großer Zwiespalt unter den Theologen. Einige hielten den Buchstaben der Glaubenslehre für eins mit der Theologie, Andere trennten Religion und Theologie, indem sie letztere als Wissenschaft der strengsten Kritik unterwarfen, dadurch aber einer oft kühnen Hypothesen- und Systemsucht die Thore öffneten. Diese wissenschaftliche kritische Partei der Theologen, zu denen u. a. Semler und Teller gehörten, gründete das Ansehen der A. D. B.

In der Folge aber gab man der A. D. B. nicht ohne Ursache Schuld, daß sie viele Schriften, die es verdienten, nicht gründlich würdige, daß sie sich auf kurze Urtheile beschränke, die, beweislos hingestellt, den Vorwurf der Einseitigkeit, und stark gesagt, um Eindruck zu machen, den Tadel der Unbilligkeit erfuhren. Ungeachtet die Bibliothek von ihrem Entstehen an ihre vorzüglichste Richtung gegen Theologie und Philosophie hinnahm, so traf jene Beschuldigung doch auch das Fach der schönen Literatur. Man rückte ihr eine Vorliebe für gewisse Dichter und eine Abneigung gegen Andre vor; man behauptete, daß sie im Reiche des Geschmacks, wie im Reiche der Gelehrsamkeit, nach Alleinherrschaft strebe, und daß sie überhaupt das Neue nicht gern aufkommen lasse. Doch die meisten Gegner hatte die A. D. B. durch den herben, aus den Literaturbriefen in die Bibliothek übergegangenen Ton sich zugezogen. Sie sorgte überhaupt mehr, aufstrebende Geister mit übertriebener Strenge von Verirrungen abzuhalten, als sie in ihrem Fluge zu ermuntern. Der größte Theil dieser Gegner feindete daher den Mitarbeiter und Herausgeber Nicolai persönlich an, that aber damit ihm großes Unrecht. Doch verwickelte er sich auch selbst durch manche seiner Schriften, besonders durch seine Reisebeschreibung und seine Angriffe auf die kritische Philosophie, in gelehrte Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn schrieben, nur Garve, Herder, Wieland, Fichte, Blumauer, Riedel, Lavater und Sailer. Am lebhaftesten wurde der Streit, als Nicolai, Biester u. a. Gelehrte in der berliner Monatsschrift u. a. a. O. auf die gefährlichen Umtriebe mancher geheimen Gesellschaften, auf die unmerkliche Verbreitung des Catholicismus und auf das Dasein verkappter Jesuiten aufmerksam machten. Sie sahen offenbar zu viel. Der Streit ist jetzt vergessen; doch führen wir aus dem damals geführten Schriftenwechsel an: Fr. Nicolai's öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beiläufigen Digressionen, betreffend Hrn. J. A. Stark (Oberhofprediger in Darmstadt) und J. K. Lavater, Berlin 1788; und die letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten in dem den Herrn O. H. Pred. Stark betreffenden Streite, Berlin 1790. Nachdem Nicolai das große Werk der A. D. B. in Gang gebracht hatte, wandte er seit dem J. 1770 seine Studien auf die Staats-, Finanz- und Handlungsverfassung des preußischen Staats. Bei seiner Verbindung mit mehrern bedeutenden Männern konnte er vieles prüfen und sammeln, was auf den Charakter und die Handlungsweise Friedrichs II. Bezug hatte. Die sechs Hefte charakteristischer Anekdoten vom König Friedrich II. und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Zweifeln und Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten (Berlin und Stettin 1788 bis 1792) welche Nicolai nach dem Tode des großen Königs herausgab, haben daher fast ohne Ausnahme historischen Werth. Ueberhaupt war es für Nicolai's Bildung und Wirksamkeit wichtig, daß seine Jünglingsjahre und sein männliches Alter in die Zeit der Regierung Friedrichs des Großen fielen. Dieser Monarch, der zuerst durch freie Untersuchung Vorurtheile aller Art bekämpfen ließ, entwickelte dadurch die Kraft der gesunden Vernunft und des practischen Wissens unter den guten Köpfen seiner Nation; und Nicolai's Streben erhielt dadurch eine feste und gesicherte Richtung. Sein Studium der brandenburgischen Geschichte in allen ihren Theilen erwarb ihm die nähere Bekannt-

chaft des Staatsministers von Herzberg. Dieser gestattete ihm im J. 1777 den Gebrauch des königlichen Archivs, um seine im J. 17.. rschienene, nicht nur topographische, sondern auch historische Beschreibung von Berlin und Potsdam zu verbessern. Er durfte ... von den für Verfassung, Cultur und Sitten wichtigen Urkunden ... chriften nehmen. So ward dieses Werk, nach seiner dritten Ausgabe, Berlin und Stettin 1786, 8. 3 Bände, ein Muster für ähnliche Topographien. Der Anhang dazu enthält eine Nachricht von allen Künstlern, die seit dem dreizehnten Jahrhunderte in und um Berlin sich aufgehalten haben, und deren Kunstwerke daselbst noch vorhanden sind. Gleiche Unterstützung fand Nicolai bei allen ... hörden, als er im J. 1791 die Unrichtigkeiten, durch welche der ... von Zimmermann zu Hannover die Geschichte Friedrichs des Großen verunstaltet hatte, zu widerlegen unternommen hatte. Er that dies in den freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, 2 Th. Berlin 1791 und 1792. Nur selten fand Nicolai Zeit, dem Spiele einer lebhaften heitern Einbildungskraft zu folgen. Er war ein guter Beobachter, und das Sonderbare, was er an Menschen bemerkte, gab ihm Stoff zu seinen Romanen. Verstand und Einbildungskraft aber hemmten sich hier gegenseitig, daher keiner derselben die strengen Foderungen des Kunstrichters befriedigt. Indeß gehören sie als Producte der Zeit, wo Licht und Finsterniß, System, Schule und Originalität mit einander kämpften, der Literärgeschichte an, und machten zum Theil, als sie erschienen, Aufsehn; auch verwickelten sie Nicolai in kleine literarische Händel. Sein vorzüglichster Roman: Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker, sollte die Verfolgungssucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Denkfreiheit empfehlen, Heuchler entlarven, Schwärmer zur gesunden Vernunft führen und das Zeitalter von seiner Empfindelei heilen. Die gefällige Darstellung und Charakterzeichnung heben ihn vor allen andern Schriften Nicolai's in dieser Gattung hervor; es fehlte ihm aber die ... der Dichtkunst: das erhöhte Leben der Natur und die seelenvolle Sprache der Empfindung. Er erschien zuerst 1773; und in der 3. und 4. Aufl. mit Kupfern von Chodowiecki, Berlin und Stettin (1776) und 1799 in drei Theilen. Man übersetzte ihn ins Französische, Dänische, Holländische und Schwedische. Da er mit Laune und Menschenkenntniß die Thorheit der Zeloten züchtigte, so veranlaßte er eine Menge Streitschriften und Nachahmungen. Ueberhaupt mußte Nicolai bei seiner kritischen Allgewalt und Strenge viel Feinde gegen sich aufreizen, auch gab er nicht selten kleine Blößen, die man schadenfroh benutzte. Da schrieb der wackere Veteran halb scherzend, halb zürnend, gegen die jüngern anmaßenden Widersacher, im J. 1794, die Geschichte eines dicken Mannes (2 Bde. mit Kupfern von Meil), in welcher er die Geißel schwang gegen eitle Gecken, die mehr Talent und Charakter sich zutrauen, als sie wirklich besitzen. Zu den größern Werken, die ihm Tadel, auch wohl heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine in statistischer Hinsicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienstvolle Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781; nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. Die erste Ausgabe erschien in Berlin und Stettin 1783, die dritte 1788. Letztere wuchs mit dem J. 17.. bis zu zwölf Bänden an. Blumauer schüttete über dieses Werk, das die Eigenliebe der Oberdeutschen etwas unsanft rüttelte, seine Galle

n einigen Schmähschriften aus. Nicolai prüfte alles sehr genau, und schrieb dann mit rücksichtslosem Wahrheitssinn. Seine Feinde aber griffen den Menschen an, und verleumdeten den Character, wo der Verstand irrte. Den meisten Streit zog Nicolai durch seinen literarischen Republikanismus sich zu. Er huldigte keinem System; ja er war im voraus gegen jedes, das viel Anhänger fand, aus diesem Grunde eingenommen. So ward er oft, indem er parteilos untersuchen wollte, vom eignen Vorurtheile befangen. Dies kann indeß sein großes Verdienst und seinen trefflichen sittlich und geistig strengen Charakter nicht herabsetzen. Seine Gegner, die ihm an gründlicher Gelehrsamkeit selten überlegen waren, an Mäßigung aber tief unter ihm standen, griffen zum Theil mit hämischem Spotte seine nüchterne Philosophie des gesunden Menschenverstandes und seinen Anspruch auf ein kritisches Stimmrecht in der gelehrten Republik an. Am heftigsten ward der Streit, als sich Nicolai gegen die *kritische Philosophie* erklärte, deren Werth er über die leeren Grübeleien und das wortreiche Spiel verkannte, welches die Schule mit dunkeln Begriffen und Kunstwörtern trieb. Durch seinen Umgang mit *Moses Mendelssohn* an möglichst bestimmte Begriffe in der speculativen Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der *reinen Vernunft* nicht fassen, ob er gleich dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Der Stolz und die Uebertreibung vieler Kantianer erbitterten den alten Denker, und er suchte theils in jener Reisebeschreibung, wo allerdings der Ort dazu nicht war, theils in einem Romane: *Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen*, die Abschweifungen der kantischen Schule von seiner eignen einfach nüchternen Ansicht der Philosophie lächerlich zu machen (Berlin und Stettin 1798). Dieser Angriff ward durch heftige Schriften erwiedert, unter welchen die von *Joh. Gottlieb Fichte* (*Fr. Nicolai's* Leben und sonderbare Meinungen, herausgegeben v. A. W. Schlegel, Tübingen 1801), die heftigste, des Philosophen Fichte aber durchaus unwürdig ist. Irrte Nicolai auch in seiner Ansicht von dem Wesen und innern Gehalte der neueren Philosophie, so irrte er sich nicht in der Bestreitung der Anmaßungen und Thorheiten mancher Wortführer der neueren Schulen. Indeß erwarb er sich unstreitig ein größeres Verdienst durch seine *historischen* Forschungen und Sammlungen, wo er manches Einzelne durch fruchtbare Erörterung aufklärte, so wie durch seine umfassende, auf Kritik und Geschmack überhaupt vielfach einwirkende literarische Thätigkeit. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin wählte ihn daher im J. 1799 zu ihrem Mitgliede. Schon im J. 1781 hatte ihn die Akademie der Wissenschaften zu München als Mitglied aufgenommen. Im J. 1804 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zu ihrem Correspondenten. So ward ihm, dem verdienstvollen Greise, die Achtung des In- und Auslandes zu Theil. Auch viele seiner Gegner ließen seiner Rechtschaffenheit und guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren. Ein so thätig kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt. Nicolai war fast nie bettlägerig gewesen. Doch zerrütteten einst im J. 1791 Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen sein Nervensystem so, daß er einige Wochen lang, bei vollem Bewußtseyn, mehrere *Phantasmen*, wie er selbst die unwillkürlichen Gaukelspiele seiner Einbildungskraft nannte, sah und hörte. Man kann darüber seine in der königlichen Akademie der Wissenschaften gehaltene Vorlesungen in der *neuen berliner Monatsschrift* nachlesen. In seinem 71sten Jahre verlor er, als Folge ei-

es heftigen Catarrhalfiebers den Gebrauch des rechten Auges. Jed
örte nichts so sehr die geistige Thätigkeit und die muntere Lebenskraft
es würdigen Greises als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes.
Es sah das Gestirn desselben verbleichen, und erlebte nicht den neuen
Ausglanz der zu einer hohen Bestimmung in dem europäischen Ge-
ammtleben wieder erstandenen Monarchie des großen Churfürsten und
Friedrichs des Einzigen. Die von ihm eingerichtete und durch ihn in
er Geschichte des menschlichen Geistes, der deutschen Cultur und des
öhern Volkslebens der preußischen Nation unvergeßlich gewordene Buch-
andlung blüht fort unter der Leitung seiner Erben. Es ist hier nicht
er Ort, alle von Friedrich Nicolai verfaßten oder herausgegebe-
en Schriften anzuführen. Die wichtigsten haben wir schon genannt.
Außerdem verdienen folgende eine kurze Erwähnung. Ehrengedächt-
iß des Dichters Ewald Christian von Kleist, Berl. 1760.
Eine gut geschriebene Biographie. — Ehrengedächtniß Herrn
Thomas Abbt. Berl. und Stettin 1767. — Leben Justus Mö-
ers, Berlin und Stettin 1797, im ersten Theile der von Nicolai
erausgegebenen Vermischten Schriften von Justus Möser. —
Gedächtnißschrift auf Johann Jacob Engel, Berlin und
Stettin 1806. — Gedächtnißschrift auf D. Wilh. Abrah.
Teller, Berl. und Stettin 1807. — Gedächtnißschrift auf
Joh. Aug. Eberhard, Berlin und Stettin 1810. Ein lobens-
her Versuch, Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Na-
etät haben, sind die beiden Jahrgänge seines feynen kleynen Al-
nanachs Vol schönerr echterr liblicherr Volckslidr
. s. w. gesungen von Wunderlich 2c. Berlin und Stettin 1777
nd 78, 12.; mit Melodien. Die Vorreden enthalten Gedanken über
as Volkslied, wobei Nicolai manchen Mißgriff der Volksdichter
ügt. — Sein Versuch über die Beschuldigungen, welche
em Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen
en Geheimniß; nebst einem Anhange über das Entste-
en der Freimaurergesellschaft, 2. Th. Berlin und Stettin
782 und 83, ist genau und gründlich in den Citaten, obgleich den
Verfasser sein Ueberfluß an Gelehrsamkeit zu gewagten Folgerungen und
Hypothesen verleitet, z. B. über den Baffomet der Tempelherrn. Der
rste Theil dieser Schrift ist gegen Antons Vertheidigung des Or-
ens, der zweite gegen die von Herder erhobenen Zweifel gerichtet. —
Ueberhaupt betraf ein großer Theil der geschichtlichen Forschungen Ni-
olai's die geheimen Gesellschaften. Man findet die Resultate
n seinen Bemerkungen (gegen Buhle's Untersuchungen) über
en Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und
Freimaurer, Berlin 1806. — Seine Philosophische Abhand-
ungen, 1. Bd. Berlin und Stettin 1808, sind aus Vorlesungen
ie er in der berliner Akademie der Wissenschaften gehalten, entstanden
nd größtentheils polemisch-kritisch. — Noch verdient als historisches
Monogramm genannt zu werden seine Schrift: Ueber den Gebrauch
er falschen Haare und Perucken in alten und neuern Zeiten.
Eine historische Untersuchung, mit Kupfern Berlin 1801. Unter den
ielen Beiträgen Nicolai's zu mehrern periodischen Schrif-
en finden sich mehrere schätzbare Aufsätze historischen Inhalts in der
neuen berlinischen Monatsschrift. Unter den von ihm her-
usgegebenen Schriften nennen wir noch: die Sammlung
ermischter Schriften zur Beförderung der schönen
Wissenschaften und freien Künste, 6 Bde. Berlin 1759 —

1763. — Thomas Abbts vermischte Werke, 6 Thle. Berlin und Stettin 1768 — 1781, von denen Biester die drei letzten Theile besorgte. — Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer. A. d. Engl. 4 Th. Berlin und Stettin 1778. Gegen diese Bunkliade, die durch theologische Vorlesungen langweilte, erhob sich Wieland im deutschen Merkur. — G. E. Lessings sämmtliche Schriften, 27 Th. Berlin 1794. Der 27ste Theil enthält Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai. Daß Nicolai überhaupt mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands in einem wichtigen Briefwechsel gestanden hat, bedarf hier kaum der Anführung. Eine Selbstbiographie von Fr. Nicolai hat Lowe herausgegeben in seinen Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten III. 3. Auch höre man ihn selbst in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften, dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte, Berlin und Stettin 1799. Mehrere Nachrichten enthält V. H. Schmidts und D. G. G. Mehrings neuestes gelehrtes Berlin, der 2te Theil, und Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. K.

Nicolaiten, s. Nikolaiten und Secten.

Nicolay (Ludwig Heinrich von), machte seine gelehrten Studien auf der Universität zu Straßburg, wo er den 29sten December 1737 geboren war. Auf derselben Universität wurde er Professor der Logik, nachdem er eine Zeit lang französischer Gesandtschafts-Secretär gewesen war. Indessen machte er seine eigentliche Laufbahn erst in Rußland, wo er im J. 1770 Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten, im J. 1796 kaiserlicher Staatsrath, im J. 1798 Director der Akademie der Wissenschaften, und nach Niederlegung dieser Stelle im J. 1801 geheimer Rath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle diese verschiednen Staatsämter, die er verwaltete, hinderten ihn indessen nicht, seinen Hang zur Dichtkunst in mannichfaltigen Versuchen zu befriedigen. Er versuchte sich in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln, Rittergedichten. Alle seine Arbeiten können ihn jedoch höchstens nur in den zweiten Rang der Dichter in jenen Gattungen versetzen. Im Allgemeinen zeichnet er sich durch viele feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft aus und zeigt vorzügliche Talente für die komische Erzählung. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten erschien in den Jahren 1792 bis 1795 unter dem Titel: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften, 7 Theile, Berlin und Stettin, eine Ausgabe, die durch Ramlers Verbesserungen sehr an Correctheit gewonnen hat.

Nicolo, auch Nicolo Isouard genannt, ist einer der beliebtesten Componisten für das Theater in der neuesten Zeit. Sein eigentlicher Name ist Isouard und sein Vaterland Malta, wo er im Jahre 1775 geboren wurde. Ungeachtet sein Vater, ein angesehner Kaufmann, eine zahlreiche Familie hatte, so wandte er doch viele Kosten und Mühe auf die Erziehung seiner Kinder und ließ mehrere derselben in Frankreich erziehn. Constant de Campion, Commandeur des Malteserordens, nahm den jungen Isouard mit nach Paris, und brachte ihn daselbst zu Berthaud, dessen Pensionsanstalt in der Vorstadt St. Honoré eine Pflanzschule des Genicorps war. In den Nebenstunden, die ihm seine ernstern Studien übrig ließen, wodurch er sich für die Marine vorbereitete, beschäftigte er sich mit dem Forteplano, auf welchem ihm Pin

Unterricht gab. Nachdem er schon als Aspirant der Marine aufgenommen war, bestimmte ihn der Ausbruch der Revolution, im J. 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier sein Vater zum Handel bestimmte und vorbereitete, so setzte er doch seine musikalischen Beschäftigungen fort. Malta war bis zur Aufhebung des Ordens einer der interessantesten Orte in der Welt, wo man die ausgesuchteste Gesellschaft oft von Männern von Stande aus allen Welttheilen fand. Hier hatte der junge Isouard Gelegenheit ganz seinen musikalischen Geschmack zu bilden und sein Talent auf dem Pianoforte geltend zu machen. Michel Angelo Vella, ein sehr geschickter Lehrer, und Francesco Azopardi unterrichteten ihn hier im Accompagnement und der Theorie des Contrapunkts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahr als Commis des Handelshauses Mattei zubrachte und in den Nebenstunden seine musikalischen Studien unter Leitung des Herrn Amendola fortsetzte. Von hier begab er sich nach Neapel, wo er bei den deutschen Banquiers Kutler und Heigelin angestellt wurde. Auch hier beschäftigte er sich mit Musik und vollendete sein theoretisches Studium der Composition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der Prinzessin Belmonte bewog den großen Guglielmi, den jungen Isouard in der musikalischen dramatischen Composition zu unterrichten. So ausgerüstet mit allem, was einen geschickten Compositeur bilden kann, entschloß er sich, wider den Willen seiner Aeltern, sich ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen zu widmen. Er verließ Neapel und begab sich nach Florenz, wo er seine erste Oper L'avviso al maritati componirte, dessen außerordentlicher Beifall ihn in seinem Entschlusse bestärkte. Um seine Aeltern indessen nicht zu beleidigen, gab er alle seine Compositionen unter dem angenommenen Namen Nicolo heraus, dem erst später in Paris der eigentliche Name Isouard beigesetzt wurde. Von Florenz begab er sich nach Livorno, wo er für den Sänger Senesino die opera seria Artaserse, mit gleichem Beifalle componirte. Der damalige Großmeister des Malteserordens, aus dem Geschlechte der Rohans, berief ihn zu sich nach Malta, und ernannte ihn nach dem Tode des berühmten Vincenzo Anfossi zum Organisten der Capelle des Johanniterordens, und nach dem Tode des Martino zum Capellmeister des Ordens, welche letztere Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzosen behielt. Indessen blieb er als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine französische, ins Italienische übersetzte Opern, als z. B. il Tonneliere, l'Improvisata in campagna, il Barbiere di Siviglia, componirte, die auf allen ausgezeichneten Theatern Europa's noch jetzt mit Vergnügen gehört werden. Als die Franzosen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als seinen Privatsecretär mit nach Paris. Hier bildete er sich nach Monsigny's und Gretry's Compositionen noch weiter aus, benutzte die Winke des berühmten Hofmann für die Anwendung der Musik auf das Drama, und verband sich genau mit dem bekannten dramatischen Dichter Etienne. Von allen Compositionen Nicolo's hat keine einen so ausgezeichneten Beifall erhalten, als die der Oper Cendrillon, welche zuerst in Paris, und zwar 90 Mal hinter einander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beispiellos ist. Unter seinen übrigen Compositionen sind außer den oben genannten noch Un jour à Paris, les deux avares, Michel Ange, le Médecin turc, la ruse inutile, l'intrigue au serail, les rendez-vous bourgeois. In dieser leichten dramatischen Gattung ist Nicolo Isouard, durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit seiner Melodie, durch das Blühende seiner Imagination, und

ne geschickte Verschmelzung des neuern italienischen Geschmacks mit
m französischen, einer der ausgezeichnetsten Componisten, und seine
ompositionen, vorzüglich die obengenannten, werden auf allen Theatern
:r Welt mit immer neuem Vergnügen gehört.

Niebuhr (Carstens), wurde zu Ludingworth im Lande Hadeln
n 17ten März 1733 geboren, und 1760 zum Ingenieurlieutenant zu
openhagen ernannt. Als auf des berühmten Orientalisten Michaelis
ntrag und des Grafen Bernstorf Empfehlung der König von Däne-
ark, Friedrich V., eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach
rabien zu schicken beschloß, um neue Entdeckungen über dieses bisher
ır aus unsichern Nachrichten bekannte Land zu machen, so wurde auch
:iebuhr dazu bestimmt. Diese fünf Reisenden, von welchen Cramer
ıd Forskål die Naturgeschichte, von Hagen die morgenländischen
sprachen, Baurenfeind das Zeichnen, und Niebuhr die Geographie auf-
tragen war, gingen am 4ten Januar 1761 von Copenhagen ab und
er Constantinopel und durch Aegypten nach Jemen. Allein binnen
nem nicht vollen Jahre starben hier und auf dem Wege nach Indien
:iebuhrs sämmtliche Gefährten, und der Zweck der ganzen Unterneh-
ung wäre vereitelt gewesen, hätte nicht Niebuhr mit seltner Entschlos-
nheit die Reise allein fortgesetzt und die Arbeiten und Beobachtungen
ler seiner bisherigen Gefährten übernommen und in sich vereinigt.
rst 1767 kehrte er zurück, und legte in seiner Beschreibung von
rabien (Copenhagen 1772, 4.), Reisebeschreibung nach Ara-
ien und andern umliegenden Ländern (ebendas. 1774, 78,
f. 4. beide Werke auch in das Dänische, Französische, Holländische
ıd Englische übersetzt) und in seinen Ausgaben von P. Forskal de-
riptiones animalium etc. quae in itinere orientali observavit (Hafn.
775. 4.) und dessen Flora Aegyptiaco-arabica (ib. 1776. 4.) die Re-
ltate von seinen und seiner Gefährten Forschungen nieder. Aeußerste
enauigkeit, überall bloß auf eigne Ansicht, nie auf fremde Nachrich-
n gegründete Untersuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfer-
ıng von allem Hang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung geben
inen Nachrichten einen hohen Werth, und haben sie zu einer Haupt-
telle über Lage und Verfassung der von ihm bereis'ten Länder gemacht;
ıd wenn sie nicht allen Parteien gleich befriedigend sind, und der
weck der Unternehmung nicht in jeder Rücksicht völlig erreicht wurde,
kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr
leistet hat, als ihm aufgetragen war und als man von ihm erwarten
nnte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1768 zum Ingenieurcapitain zu
openhagen, dann 1778 zum königl. dänischen wirklichen Justizrath und
ındschreiber im Süderdithmarschen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath
ıd 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn
as Nationalinstitut in Frankreich unter seine Mitglieder auf. — Sein
iohn, königlich preußischer Staatsrath und Mitglied der königlichen
kademie der Wissenschaften zu Berlin, hat sich in der verhängnißvoll-
n Periode Preußens im Leben eben so wahr und unerschütterlich treu
zeigt, als er sich in Schriften kräftig und geistvoll ausgesprochen hat.
ußer einzelnen gehaltvollen archäologischen und historischen Aufsätzen
ı Museum des Alterthumswissenschaften (B. 2. St. 3) und den deut-
hen Blättern (B. 6. N. 35 ff.) hat er in seiner römischen Geschichte
Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forschung, Größe des Ueberblicks
ıd Kraft und edler Gediegenheit der Darstellung eines Gibbons wür-
ges Werk geliefert, und in seiner neusten Schrift: Preußens Recht

gegen den sächsischen Hof (Berlin 1814, 8.) läßt sich die Hand des Meisters nicht verkennen (Deutsche Blätter 6. B. Beilage zu N. 29.)

A—s.

Niederlande (Königreich der). Als am Schlusse des Jahres 1813 durch das Waffenglück der verbündeten Heere, auch das Joch zerbrach, das die Franzosen so lange auf die Hälse der Holländer gelegt hatten, war es der Wille der Sieger, daß der Prinz von Oranien nicht mehr mit dem politischen Charakter seiner Vorfahren, sondern als wirklicher Regent in das Land zurückkehren sollte, und freudig begrüßte ihn das Volk, als er in seiner Mitte ankam, als seinen souverainen Fürsten. Aber nicht nur Holland sollte ihm unterworfen seyn; es sollte durch eine weite Ausdehnung der Gränzen dieses Staates eine ansehnliche Macht im Osten von Frankreich gebildet werden, um als Vormauer gegen dieses letztre zu dienen, und Englands Stellung gegen seinen alten Erbfeind zu sichern und zu verstärken. Deßhalb ward dafür im VI. Art. des Pariser Friedens von 1814 versehen, daß Holland einen Gebietszuwachs erhalten soll; jedoch dürfe der dortige Souverain nie eine fremde Krone tragen. Im Junius desselben Jahres wurde durch eine in London geschlossene Uebereinkunft dieser Gebietszuwachs näher bestimmt, während der Wiener Verhandlungen aber dahin festgesetzt, daß der souveraine Fürst von Holland neben dem königlichen Titel, die belgischen Provinzen, wie sie zuvor von dem Hause Oesterreich besessen worden, das Hochstift Lüttich, und die dazwischen liegenden Preußischen Länder Heussen und Zevenaer, mit seinen Staaten vereinigen sollte. Das Großherzogthum Luxemburg aber sollte einen Theil des deutschen Bundes ausmachen, und auf dasselbe der Familienvertrag der Prinzen aus dem Hause Nassau übertragen werden. Am 16. März 1815 proclamirte der souveraine Fürst seine königliche Würde und die Vereinigung seiner sämmtlichen Staaten. Am 21ten September nahm er die Huldigung zu Brüssel ein. Einen neuen, nicht unbeträchtlichen Gebietszuwachs erhielt das Königreich durch den Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815. So bildet denn dasselbe einen der ansehnlichern Staaten von Europa, der gegen Mittag und Abend an Frankreich, gegen Mitternacht an die Nordsee, und gegen Morgen an das Königreich Hannover und die preußischen Rheinprovinzen gränzt, und auf einem Flächenraum von 1200 Q. M. eine Bevölkerung von 5,451,000 Seelen enthält. Das Land ist größten Theils eben, hat besonders im Norden, viele Moräste und Heyden und steht hier manchmal niedriger als das Meer; gegen Süden aber steigt es immer mehr empor, und enthält hier viele bergigte und waldigte Gegenden. Die Kultur des Bodens wird meistens mit musterhaftem Fleiße getrieben, und liefert in Menge Getraide, Gartengewächse, Flachs, Taback, Hanf, Rübsamen und Hopfen. Die Zucht des Hornviehs ist im trefflichsten Zustande; Butter und Käse sind bedeutende Handelszweige; auch Schafe und Pferde werden mit dem besten Erfolge gezogen. Die Erzeugnisse des Mineralreichs sind von minderer Bedeutung; doch findet sich Töpferthon, Marmor, Steinkohlen, Torf, und im Süden, Eisen, Blei, Galmei, Schwefel und Vitriol. Die wichtigsten Producte der sehr lebhaft betriebenen Manufacturen und Fabriken sind Leinwand, Wolltücher, Baumwollenzeuge, Spitzen, Seidenwaaren, Gold- und Silberfäden, Tressen, Tapeten, Hüte, Leder, Zucker, Schiffe, Porcellan, Pfeifen, Gewehre und Metallwaaren. Der Handel — einst der ausgebreitetste der Welt — fängt an sich wieder aus seinem Verfalle zu heben und wird, begünstigt durch die Angränzung des Meers, die Ströme und

Canäle, die vorhandenen Handels- und Assecuranzgesellschaften und Leihbanken, durch die auswärts etablirten Handelshäuser, und durch die aussereuropäischen Colonien, die der Staat aus den Stürmen dieser Zeit gerettet hat, (namentlich auf Java, Sumatra, Borneo, Celebes, den Molukken, Malacca, Coromandel, Malabar, Ceylon, auf einigen Antillen, auf der Küste von Guinea) zwar nicht mehr die alte Blüthe erlangen, aber ihr sich doch anzunähern suchen. Das Volk zeichnet sich, besonders in den nördlichen Provinzen, durch Mässigkeit, Sparsamkeit und ungewöhnlichen Gewerbfleiß aus, und nur durch diesen seinen Charakter war es möglich, daß das Land mit so vielen grossen Städten besäet und so ausserordentlich bevölkert ist, und daß sich in demselben, trotz der in den letzten zwanzig Jahren erlittenen unsäglichen Drangsale, vergleichungsweise noch immer mehr Reichthum findet, als anderswo. In dieser Periode haben auch die Anstalten für die intellectuelle Cultur sehr gelitten; aber es erweist die jetzige Regierung einen löblichen Eifer, sie wieder herzustellen. In den nördlichen Provinzen sind die meisten Einwohner der reformirten, in den südlichen der katholischen Religion zugethan, und zwar die letztern grossentheils mit intolerantem Eifer, wovon sie selbst in den neuesten Zeiten auffallende Beweise gegeben haben. — Die Regierungsform ist monarchisch, und in der Familie des jetzigen Königs Wilhelm Friedrich (geb. den 24sten Aug. 1772) erblich. Der König übt alle Rechte der Souverainetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathschlagung vorgelegt worden sind. Der Erbprinz führt den Titel: Prinz von Oranien. Das Volk wird durch die Generalstaaten in 2 Kammern repräsentirt, welche von den Provinzialstaaten ernannt werden. Jene versammeln sich jährlich wenigstens einmal. Ihren Präsidenten ernennt der König. Sie entscheiden, nach der Stimmenmehrheit, über die Vorschläge, welche der Souverain macht, so wie sie auch ihm Vorschläge vorlegen können. Die Staatsausgaben können nur mit ihrer Beystimmung festgesetzt werden. Die Bekenner der bestehenden Religionen geniessen dieselben bürgerlichen Rechte. Die Freiheit der Presse ist, unter Verantwortlichkeit der Herausgeber, gesichert. Die Gerechtigkeitspflege ist unabhängig. — Die Staatseinkünfte sind zur Zeit noch unbestimmbar; indeß foderte das Budjet für das Jahr 1816 eine Summe von 82 Millionen Gulden (holländ.) zur Bestreitung der erfoderlichen Ausgaben. — Die Militärmacht zu Land besteht aus 17 Divisionen Infanterie zu 68 Bataillons, 1 Regiment und 11 Bataillons für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregimentern, 6 Garnisonscompagnien, 1 Regiment leichter Infanterie Nassau, 14 Bataillons Artillerie, 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bataillon Pontonniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Regimentern Karabiniers, 2 Regimentern Dragoner, 3 Regimentern Husaren, 1 Regiment Karab. Landwehr und der Marechaussee. — Die Seemacht ist in den neuern Zeiten sehr gesunken; doch wird mit Thätigkeit an ihrer Wiederherstellung gearbeitet. Es finden sich im Dienst der Marine 1 Lieutenant-Admiral, 8 Viceadmirale, 6 Contreadmirale, 4 Chefs d'Escadre und 41 Schiffscapitaine. — Zur Belohnung der Verdienste ist der Wilhelms- und der belgische Löwenorden gestiftet. Die Residenzen des Königs sind Haag und Brüssel. Das Wappen des Königreichs ist ein aufrechtstehender, mit einer königl. Krone gezierter Löwe von Gold, der in der rechten Klaue ein blosses Schwert, und in der linken einen Bündel Pfeile hält.

Niederlande s. den Art. österreichische spanische und vereinigte Niederlande.

Niederländische Schule. Diese Mahlerschule, deren allgemeiner Charakter in dem Artikel flamländische Schule angegeben worden, zerfällt in die flamländische (s. d. Art.) und die holländische. Gründer der letztern war Lucas von Leyden (s. d. Artikel).

Nieder-Rhein (das Großherzogthum) begreift die durch die Wiener Verhandlungen dem preußischen Hofe auf dem linken Rheinufer zugeschiedene Landesstrecke, welche nördlich an Geldern und Kleve, westlich an die Niederlande und Frankreich, südlich an die hessischen und baierschen überrheinischen Provinzen, und östlich an den Rhein gränzt. Es besteht aus zwei Theilen, dem Herzogthum Jülich und dem Mosellande. Das erstere, dessen Regierung sich zu Köln befindet, enthält die Kantone Rheinbach, Bonn, Brühl, Köln, Weiden, Bergheim, Kerpen, Lechenich, Zülpich, Gmünd, Föritzheim, Düren, Jülich, Erkelenz, Heinsberg, Sittard zum Theil, Gailenkirchen, Herzogenrath, Linnich, Aachen, Burscheid, Eschweiler, Monjoye, Eupen mit einem Antheil an dem Kantone Aubel, Schleiden und Reiferscheid. Das Mosselland, dessen Regierung sich zu Coblenz befindet, enthält die oben in diesem Artikel angegebenen Bestandtheile. Das gesammte Großherzogthum umfaßt 440 Quadratmeilen mit 1,350,000 Einwohnern. Es ist sehr fruchtbar an Getraide, Gartengewächsen, Wein, Obst, Flachs und Hanf. Die Zucht des Hornviehs und der Pferde ist in vorzüglichem Stande. Die Berge enthalten viele Waldungen. Auch liefern sie Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Bley und mineralische Wasser. Kunstfleiß und Handel werden in den Städten sehr lebhaft betrieben. Der Rhein, die Maas und die Mosel erleichtern den Verkehr.

Niederschlag. Eine chemische Auflösung besteht aus dem aufgelößten Körper und aus dem Auflösungsmittel. Um den aufgelößten Körper wieder in eine dichte isolirte Substanz zu verwandeln und von dem Auflösungsmittel abzusondern (welches nach dem Ausdruck der Chemiker fällen, niederschlagen oder präcipitiren genannt wird), bedient man sich einer Substanz, welche daher das Fällungs- oder Niederschlagungsmittel heißt. Der durch Hinzutreten dieser dritten Substanz von seinem Auflösungsmittel geschiedne und in eine dichte Substanz verwandelte Körper heißt der Niederschlag oder das Präcipitat. Die Präcipitirung kann auf doppelte Weise zu Stande gebracht werden: entweder indem das Niederschlagungsmittel näher mit dem Auflösungsmittel als mit dem aufgelößten Körper, oder indem es näher mit dem aufgelößten Körper als mit dem Auflösungsmittel verwandt ist. In beiden Fällen entsteht eine Isolirung und Verdichtung des aufgelößten Körpers. Ist die vom aufgelößten Körper zu scheidende Auflösung ohnehin flüssig, so geschieht der Niederschlag auf nassem Wege; auf trocknem Wege dagegen, wenn sie erst durch Feuer flüssig gemacht werden muß. Die Präcipitirung ist, wie man schon aus dieser Definition sieht, einer der wichtigsten chemischen Prozesse, um die ursprünglichen Bestandtheile der Körper zu erkennen, die verschiednen Grade ihrer Verwandtschaft zu beurtheilen und neue Substanzen zu bilden, welche von andern ihnen früher beiwohnenden Kräften getrennt zu eignen Zwecken gebraucht werden können. Viele große Operationen der Natur, vorzüglich zu jener Epoche, als die gegenwärtige Gestalt der Erde durch gewaltsame Operationen bestimmt wurde, beruhen ursprünglich auf dem Niederschlagungsprozeß. So glaubt man z. B., daß der Granit durch eine [illegible]

lgemeine Niederschlagung gebildet worden sey. — Im Gebiete der Rhythmik (sowohl der eigentlichen Musik als der Verskunst) bezeichnet as Wort Niederschlag so viel als die Thesis und ist dem Aufschlag der der Arsis entgegengesetzt, worüber man den Artikel Rhythmus rgleichen muß.

Niemen ist der polnische Name des Flusses Memel, entspringt m russischen Gouvernement Minsk, macht in einer Strecke von 30 Meien die Gränze zwischen Rußland und Neu-Ostpreußen, theilt sich bei Jerwalkischkan, zwei Meilen hinter Tilsit in zwei Arme, die Ruß und ie neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte sogenannte tilsiter Niederung bilden, und sich in das curische Haff ergießen. Dieser Fluß, welcher im Sommer schiffbar ist, wurde in er neuern Zeit vorzüglich durch zwei Umstände merkwürdig, einmal urch die Zusammenkunft der beiden Kaiser von Rußland und Frankreich, die am 25sten Juni 1807 auf ihm auf einem Floße statthatte, nd auf die dann der Friede von Tilsit folgte, und dann dadurch, daß r Zeuge von der verschiednen Gestalt war, in welcher die französische Armee im Sommer 1812 über ihn hin-, und im Winter desselben Jahrs der ihn zurückging.

Niemeyer (August Herrmann), als Theolog, Erziehungsschriftsteller und geistlicher Liederdichter rühmlich bekannt, wurde den 1sten September 1754 zu Halle im Saalkreise, wo sein Vater Archidiaconus war, geboren. Nachdem er das königliche Pädagogium zu Halle besucht hatte, bildete er sich auf der dasigen Universität, vorzüglich unter Semler und Nösselt, zu den theologischen Wissenschaften. Im J. 1780 wurde er ebendaselbst außerordentlicher Professor der Theologie und Inspector des theologischen Seminariums, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des königlichen Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des so berühmten hallischen Waisenhauses, welches bei dem Antritte seiner Aufsicht sehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogischen Seminariums, 1792 königlich preußischer Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums, 1804 wirklicher königlich preußischer Oberconsistorialrath und Mitglied des berlinischen Oberschulcollegiums, 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westphalen, und in eben diesem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. Im Jahr 1813 verlor er diesen Posten, da das französische Gouvernement die Universität Halle wegen ihrer für die Alliirten im April 1813 gezeigten patriotischen Gesinnungen aufgelöst hatte; aber im J. 1814 wurde er mit der Wiederherstellung der Universität durch die preußische Regierung ebenfalls wieder eingesetzt. Die größten Verdienste hat er unläugbar als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Am schwächsten erscheint er als Dichter. Seine vorzüglichsten Schriften sind, außer vielen zerstreuten Abhandlungen, die Charakteristik der Bibel, Philotas oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen, die populäre und practische Theologie; die Briefe an christliche Religionslehrer; die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner; das Gesangbuch für höhere Schulen und die Feierstunden während des Kriegs.

Nieren sind Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt, das Blut vom überflüssigen Wasserstickstoffe und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menschen sind länglichrunde, einer Bohne in der Form

Körper, in ihrer Größe nach Verschiedenheit des Alters
n, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge, und ein
rthalb Zoll im Durchmesser. Auf jeder Seite des Körpers
Niere, die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem
dem Lendentheil des Zwerchfells, vom eilften Brustwirbel
fünften Lendenwirbel. Der äußre Rand der Niere ist gegen
s die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innern
Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innere Rand ist
großen Gefäßstämme gerichtet, und an seinem vertieften
rem etwas eingebogenen länglichen Einschnitte versehen, w
Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere
enachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet,
t Fette ausgefüllt ist. Die Substanz der Niere ist dicht,
blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler,
s einer Verwickelung der zartesten Blutgefäße. Aus der
g entsteht die innere röhrige Substanz, in welcher acht
förmige Abtheilungen unterschieden werden können, welche
Canälen der Uringänge zusammengesetzt sind, und mit ihren
innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zusammen
enwärzchen genannt werden. Diese ergießen ihre abgesonderte
t in gemeinschaftliche häutige Röhren, die Nierenkelche, in
e der Niere sich versammelnd, die sich hier alle in eine
Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird.
ie Form eines Trichters und verlängert sich in eine
Röhre, welche sich bis in die Beckenhöhle zur Urinblase
dieselbe durchbohrt und mit ihr vereinigt, so daß der ab
beständig in die Blase herabtröpfelt. Jede Niere erhält
enzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorte; dieser
tritt in dem Einschnitt der Niere in dieselbe ein,
zählbaren Verzweigungen zuerst auf der Oberfläche
Rindensubstanz, gibt die Röhrchen ab, welche die
bilden, und vereinigt sich zum Theil wieder in zurück
, welche in einen Venenstamm vereinigt, das übrige
den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Die Function
Urin aus dem Blute abzusondern, wird regiert durch
ehne Nervensystem, welches in einem, von mehrern Nerven
Geflechtes der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze
Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz begleitet,
Organ mit seinem ihm eigenthümlichen Leben begabt.
igkeit dieses Organs in dem thierischen Körper leuchtet aus
g seiner organischen Selbsterhaltung hervor. Indem zu
g gewisse Stoffe nothwendig sind, und von außen durch Nahrung
nke aufgenommen werden, müssen als Gegenwirkung auch
rgane seyn, welche sich der Herrschaft dieser Stoffe
ufnehmen, bezwingen und verändert fortschaffen. Der
r zu seiner Erhaltung eines Antheils von Stickstoff, der
osphorsäure reichlich vorfindet, und mit der Kalkerde
hosphorsaurer Kalk die Knochen bildet. Der Ueberschuß
, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorsäure
der durch den Wechsel der Stoffe selbst unbrauchbar
nun als Harnstoff, als freie und gebundene Phosphorsäure
Wasser aufgelöst abgeschieden, und als Urin ausgeleert.
s nicht geschehen, so würden diese Theile so überhand
das Leben nicht dabei bestehen könnte. Störungen in

den der Nieren verursachen Nierenkrankheiten, die theils den gemeinen Charakter an sich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung d Brand, theils durch die Besonderheit dieser Organe bestimmt wer- n. Unter diese gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmen- n Alter der Knochenbau vollendet ist, folglich die Quantität von phos- orsaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig ist, so gt hieraus von selbst, daß ein Ueberschuß davon als fremdartiger Stoff den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr r Fall seyn, wo durch Uebermaß an Speisen und Getränken ein zu oßer Antheil an Stickstoff in die Circulation kommt, wie dies bei lu- riös und ruhig lebenden Personen Statt findet, wo denn nicht selten : Arthritis ihren Ursprung hernimmt (s. diesen Artikel), welche durch ermäßige Erzeugung von phosphorsaurer Kalkerde sich auszeichnet. o lange diese bei völliger Energie der Function der Nieren durch den rn ausgeleert wird, kann sich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber i zunehmenden Jahren die Energie der Lebensthätigkeit in den Nie- n, so steigt dagegen die Herrschaft des irdischen Stoffes, seine Nei- ng zur Crystallisation, die um so mehr wächst, je weniger verdünnt r Urin ist, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorsaurem alk, oder von phosphorsauren Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte rbunden, fängt an sich zu bilden, um welchen sich nun rindenartig mer mehr solche irdische Theile ansetzen. Der Ort dieses Ansatzes ist i dem Nierenstein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten sie von er durch die Harnleiter bis in die Blase hinunter, nicht selten aber eiben sie auch, vergrößern sich so sehr, daß sie das ganze Nierenbecken sfüllen, und dessen Form annehmen, ja mit mehreren Aesten bis in e Nierenkelche sich fortsetzen. H.

Nießbrauch, usus fructus, der Gebrauch des Ertrags, Genus- s, oder Nutzens einer Sache, das Recht, dieselbe nach gewissen Be- mmungen zu benutzen. Man unterscheidet nämlich beim Eigenthums- chte (jus dominii) dreierlei Rechte: 1. den wirklichen, vollständigen esitz der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Be- tzungsrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die estandtheile, woraus die Sache besteht; der Nießbrauch enthält das echt, sich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzu- gnen, und ist daher eine Art der sogenannten persönlichen Servitut. ie Verhältnisse des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nießnutzer usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Ser- tut bestellt, festgesetzt sind, haben indessen oft viele streitige Fragen ranlaßt, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nießnutzer in der zu eßbrauchenden Sache, seinen Einsichten nach, nützliche Veränderun- n ohne Vorwissen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen rechtigt sey.

Niesen, im Niedersächsischen **prusten**, bezeichnet die mit ei- m gewissen zischenden Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der uskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, ver- ndene Ausstoßung der Luft, vorzüglich aus der Nase, deren Geruchs- erven in Bewegung gesetzt worden sind. Unter den Thieren nies't nur er Hund vollkommen wie der Mensch. Ein anhaltendes heftiges Niesen, welches aus dem Einziehen eines fremden Körpers in die Nase der wie beim Schnupfen aus einem krampfhaften Zusammenziehn in er die Nase inwendig bekleidenden Schleimhaut entsteht, kann biswei- n, besonders bei schwächlichen Personen, gefährlich und durch das Ein- ritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers oder durch das bloße Ein-

ziehen des Dampfes von warmem Wasser gehoben werden. — Die
wohnheit, jemanden beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist so
daß schon der große Forscher Aristoteles zu Alexanders Zeit ihren
sprung nicht mehr anzugeben wußte. Es ist daher wohl möglich,
nach der Behauptung Einiger schon der Erzvater Jacob oder
theus Gesundheit gewünscht, oder daß die Sitte bei einer Krankheit
standen sey, in welcher das Niesen das Aufhören der gefährlichen
verkündigte; nur beweisen läßt es sich nicht mehr.

Niethammer (Friedrich Immanuel), der Philosophie und Theo-
logie Doctor, der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München
außerordentliches wirkliches Mitglied, königlich bayerscher Central-
Schul-, Studien- und Kirchenrath bei dem geheimen Ministerium des
Innern, ist zu Beilstein im Württembergischen den 24sten März
geboren. Im Jahr 1793 trat er zu Jena nach erlangtem Doctorat
der Philosophie und Theologie als Professor dieser Wissenschaften
lich auf. Ein Geist gründlicher, tief eindringender, umsichtsvoller
parteiloser Untersuchung, und eine Methode, welche immer den
der jedesmaligen Frage aus dem historischen und wissenschaftlichen
Standpunkte allseitig genau bestimmte, und den Gegenstand derselben
scharfer und lichtvoller Erörterung erschöpfend abhandelte,
sich in den Vorlesungen und Schriften desselben so deutlich, daß
Zuhörer und Leser die ausgezeichnete echte philosophische Darstellungs-
gabe desselben laut anerkennen und bewundern mußten. Zur Zeit,
er zu wirken anfing, drückten unser liebes Deutschland zwei große,
ge vorher entstandene, jetzt aber immer mächtiger um sich greifende
bel: erstlich eine kecke und anmaßende Aufklärerei, welche sich mit
Verdienste der Verscheuchung des Aberglaubens stolz blähte, im
de aber alles speculative Denken anfeindete und zu verdrängen
dann aber eine fast ausschließende Richtung der Cultur auf
und Gewerbfleiß, welche über dem Nützlichen und Einträglichen
Reingeistige und Ideale in Kunst und Wissenschaft als völlig
bar geringschätzte. Klein war damals die Zahl der Deutschen,
voraussahen, wohin ein solcher Zustand der Entgeistung am Ende
deutsche Volk führen mußte. Nur den besten Köpfen leuchtete es
dadurch immer mehr und mehr jede Erhebung desselben über das
sche gelähmt, jedes Leben desselben in Ideen zerstört, jeder
desselben zu echten patriotischen Gefühlen zurückgehalten und jeder
von wahrem Muth zur Behauptung von Selbstständigkeit in
erstickt werden mußte. Sie fühlten, wie nothwendig es sey, die
schaft eines so verderblichen Zeitgeistes zu stürzen, und die echte,
dem Erdgeiste vertriebene Philosophie wieder herzustellen. In der
nen, aber muthigen Schaar dieser geistreichen Streiter für eine
Sache erschien als einer der Ersten auch Niethammer. Theils für
theils vereint mit Fichte und andern Edlen kämpfte er in Schriften
öffentlichen Lehrvorträgen siegreich gegen das damalige verwegne
gen eines schädlichen und gefährlichen plumpen Realismus in den
zen Umkreis menschlicher Bildung, und strebte dagegen, seine
sen zur Wiedererneuerung eines geistigen Lebens in sich dadurch
mögen, daß er ihnen klar erwies, daß die Idealität der Wahrheit
die Wahrheit des Idealen in Wissenschaft und Kunst, in Philosophie
und Religion und im ganzen menschlichen Leben etwas von aller
nunft als Wahrheit Gefodertes und Vorausgesetztes sey. Durch
heilbringende Wirksamkeit in dem Gebiete der Wissenschaften
Aufmerksamkeit der weisen königlichen bayerschen Regierung auf

nd er war einer der auswärtigen Gelehrten, die sie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen kräftigen Umschwung der Wissenschaften und Künste in ihren Staaten mitzuwirken. Als Bayern 1805 Würzburg im presburger Frieden abtrat, wurde er von da als protestantischer Kreis- Consistorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreise, und von da 1807 als Central- Schul- und Studienrath nach München versetzt. Längst schon hatte er mit innigster Wehmuth gesehen, wie, in Folge des bloß auf Erwerb gerichteten Zeitgeistes, fast überall in Deutschland die Unterweisung über materielle Gegenstände der Außenwelt kühn den Unterricht über geistige Gegenstände der Innenwelt aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbszweck und dem Brotstudium völlig das Studium der alten classischen Welt und mithin auch aller echten Philosophie vernachlässigte, und eben dadurch die Schulen allgemeiner Bildung fast in bloße Berufsschulen ausarteten. Bei diesem verkehrten Zustande der Pädagogik geboten Zeit und Vernunft eine Reform des Schulwesens. Niethammer, dem die Stelle, worauf er jetzt stand, die nachdrücklichste Mitwirkung an derselben zur doppelten Pflicht zu machen schien, sprach seine schon längst genährten Ideen darüber in seiner vortrefflichen Schrift über Philantropinismus und Humanismus öffentlich aus. Sie fanden die Zustimmung der Einsichtsvollen von ganz Deutschland, und insbesondre den Beifall der für alles Gute empfänglichen königlich bayerschen Regierung. Verwirklicht erschienen sie in dem neuen Schulplane, welchen das allgemeine Normativ vom Jahre 1808 überall im Königreiche einführte, um dem Sprach- und Realstudium eine durchaus veredelte geistige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Nike, so nannten die Griechen die Göttin, welche den Römern unter dem Namen Victoria bekannt war (siehe Victoria).

Nikolaiten sind 1. eine Secte von Ketzern, die im ersten Jahrhundert der christlichen Kirche schon in mehrern Punkten von der gewöhnlichen Lehre abwichen; 2. eine Classe der Anabaptisten oder Wiedertäufer, welche im sechzehnten Jahrhundert entstand; 3. diejenigen, welche den geistlichen Stand verlassen, um zu heirathen. (S. Secten.)

Nil, großer Fluß in Afrika, durchströmt ganz Nubien und Aegypten, in welchem Lande er sich unterhalb Cairo, wo er ungefähr 000 Fuß breit ist, in zwei Hauptarme theilt, welche sich wieder in verschiedne andre Arme theilen, von denen die beiden äußersten nach Osten und Westen dem untern Theil von Aegypten die Gestalt eines Delta geben, welchen Namen dieser Theil des Landes auch im Alterthum hatte (siehe den Art. Delta). Im Alterthum zählte man sieben Hauptmündungen, in denen er sich in das mittelländische Meer ergoß, von denen aber jetzt die meisten vertrocknet sind. Den Ursprung oder die Quellen des Nils zu entdecken und zu bestimmen, hat schon seit den ältesten Zeiten zu den schwersten Aufgaben der Reisebeschreiber und Geographen gehört. In der neuesten Zeit hat der Schottländer Bruce in seiner Reisebeschreibung behauptet, die Quellen des Nils in der Provinz Gojam in Abyssinien im November 1770 wirklich gesehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern lebhaft widersprochen worden ist. Gewöhnlich nimmt man indessen an, daß er in den abyssinischen Gebirgen im Lande der Agows entspringe. Die Schiffahrt auf dem Nil wird bei Assuan in Ober-Aegypten durch Cataracten (Wasserfälle) unterbrochen, von deren Höhe jedoch die Alten eine übertriebene Beschreibung machen. Dasjenige, was den Nil vor allen andern Flüssen in der Welt besonders merkwürdig und für Aegypten besonders wohlthätig

macht, ist sein jährliches Austreten, wodurch er das Land überschwemmt
und fruchtbar macht, welche Fruchtbarkeit indessen nicht so sehr dem
Schlamm *) des Nils, wie Einige behauptet haben, als vielmehr der
Wässerung selbst zuzuschreiben ist. Vom 18ten oder 19ten Juni fängt
er an allmählig zu steigen, erreicht im September seine höchste Höhe,
und fällt dann wieder eben so allmählig und in eben so viel Zeit, als er ge-
stiegen war. Durch künstliche Canäle wurde schon im höchsten Alter-
thum das Wasser des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, und
man hatte an mehreren Orten sogenannte Nilmesser angebracht, an de-
nen man das Steigen und Fallen des Flusses auf das sorgfältigste be-
obachtete. Die Ursache dieser periodischen Ueberschwemmung suchte man
schon im Alterthum in dem in Abyssinien vom März bis zum Septem-
ber fallenden Regen und den um dieselbe Zeit das Wasser zurück-
treibenden Winden. Das Wasser des Nils, welches während des Stei-
gens verschiedne Farben zeigt, ist zwar schlammig, aber sehr süß und
angenehm im Geschmack. — Wegen seines so regelmäßigen Austretens
konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Calenderbestimmung
werden, und diejenigen, welche die meisten ägyptischen Gottheiten für
personificirte Zeit- oder Calenderbestimmungen halten, lassen ihn denn
auch in der ägyptischen Mythologie seine Rolle spielen.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder den Schein,
mit dem man im Alterthume die Häupter gewisser Gottheiten, Könige
und Kaiser, und seit dem Christenthum das Haupt Christi und der Hei-
ligen (weßhalb Nimbus auch oft Heiligenschein heißt) vorgestellt hat.
Viele erklären diese Sitte daher, daß Nimbus ursprünglich bei den Rö-
mern eine Stirnbinde bedeutet habe, mit der die Römerinnen ihre
eine zu hohe Stirn verbargen, daß man daher ferner auch die kleine
Bedachung so genannt habe, mit der man das Haupt der Statuen
Säulen gegen Schmutz und Verunreinigung schützte, und daß man
dieser kleinen Kopfbedeckung bloß zur Zierde anfangs Strahlen an-
gebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden
sey. Allein es ist durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder
schon mit solchem Schein in der Wiege vorgestellt werden, allein sehr
wahrscheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientalischen
Symbolik ihre Entstehung verdankt, deren ursprüngliche Bedeutung für
uns verloren ist.

Nimes, im ältern Französischen Nismes, ist die Hauptstadt des
Departements du Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc. Auch bei
dieser Stadt tritt der so häufige Fall ein, daß die Stadt selbst un-
ehnlich und winklich gebaut ist, während die Vorstädte sehr schöne An-
lagen und Gebäude enthalten. Nimes war von jeher ein sehr bedeuten-
der Handelsplatz im Innern von Frankreich. Man hat berechnet, daß
hier oft für 21 Millionen Franken Waaren in einem Jahre umgesetzt
werden. Die Anzahl der Häuser ist 4500, und die der Einwohner be-
läuft sich auf 40,000, unter denen man beinahe 25,000 Calvinisten
zählt. In antiquarischer Hinsicht ist Nimes besonders deßwegen merk-
würdig, weil sich in der Nähe dieser Stadt die Ueberbleibsel des am
besten erhaltenen Amphitheaters (Amphitheatrum Nemausense) befin-
den. Für die Tabaksraucher und Gelehrten ist es nothwendig zu wissen,
daß der berühmte Jean Nicot, welcher als französischer Gesandter in

*) Dem allmähligen Ansatz des Nilschlamms haben einige die Entstehung
von ganz Unter-Aegypten, ja vielleicht von ganz Aegypten selbst zu-
schreiben.

n ersten Tabak aus Portugal nach Frankreich sandte (woher der Ta-
k noch herba Nicotiana genannt wird), daß der berühmte reformirte
rediger Jacques Saurin, daß der verdiente Gelehrte Samuel Petitus,
r sich vorzüglich durch sein Werk de legibus Atticis berühmt gemacht
t, in Nimes geboren worden sind. Ein Haupthandel der Stadt be-
ht in den umher theils wild aufkommenden, theils gezogenen Gewäch-
n, wovon die Samen, die Blüthen und Blätter und die getrockneten
urzeln weit versandt werden. Clima und Boden sollen hier diese Ve-
tabilien den höchsten Grad der Güte erreichen lassen.

Nimrod, der nach der mosaischen Urkunde um 2000 vor Chr.
eb. zuerst ein Held war, wird gemeiniglich für den ersten Regenten und
roberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängig-
it nomadischer Urstämme das Joch der Monarchie gesetzt habe. Ba-
lon und die Monarchie dieses Namens wurde von ihm gegründet,
nd durch die Eroberung der Städte (befestigten Horden) Erech, spä-
r Edessa, Accad, später Nisibis, und Chalne, später Ctesiphon
Mesopotamien vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des
bylonischen Thurmbaues und sieht in dem Umstande, daß er ein ge-
altiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit
r er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich
rch List und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im chal-
ischen und arabischen Dialect einen Empörer; die vergleichende My-
ologie kann daher wohl Recht haben, wenn sie in ihm den Riesen der
insterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwar-
n verurtheilten Hams) und die Personification der Entstehung eines
niglichen Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche,
as Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen ge-
agt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythisches Wesen mit dem
el der Chaldäer und dem medisch persischen Katumarat für
eichbedeutend hält. E.

Nimwegen, Nimmegen oder französisch Nimègue, eine Stadt
on 12- bis 13,000 Einwohnern, im Königreiche der Niederlande, an
er Waal, gehörte, als diese Länder mit Frankreich vereinigt waren,
um Departement Geldern. Es ist eine alte, ziemlich befestigte und weit-
ufig gebaute Stadt, welche in der neuern Geschichte vorzüglich durch
en in den Jahren 1678 und 1679 daselbst geschlossenen Frieden merk-
ürdig geworden ist, der für Holland und Deutschland eben so nach-
eilig war, als er vortheilhaft für Ludwig XIV. ausfiel. Die Stadt
t nicht ohne Handel, der vorzüglich mit dem benachbarten Cleve betrie-
n wird, und unter dessen Producten das in Nimwegen gebraute weiße
ier Mol genannt, vorzüglich einträglich ist. Bemerkenswerth ist auch
och hier die alte Burg, der Falkenhof genannt, welcher die Residenz
er alten Burggrafen von Nimwegen war. Ehemals war Nimwegen
ie zweite Handelsstadt nach Amsterdam.

Ninus. Da die im Anfang des vorigen Jahrhunderts von meh-
ern Mitgliedern der Académie des Inscriptions et des belles lettres
uerst in Anregung gebrachten Untersuchungen über die älteste assyrisch-
abylonische Geschichte noch immer zu keinem einigermaßen sichern Re-
ultat geführt haben, so kann man auch von Ninus die bekannten Sa-
en bloß anführen, ohne in eine weitläuftige und immer ungewiß blei-
ende Erörterung einzugehen. Nach diesen war Ninus ein alter assyri-
cher König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in
sien. Er erweiterte das assyrische Reich bis an die Gränzen von In-
ien, an den Nil und an den Tanais. Er heirathete die Semiramis,

die Gemahlin des Mecon, eines seiner Statthalter, die ihm durch [illegible]schläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptstadt von Baktien [illegible]lich gewesen war. Er erbaute Ninive oder Ninus, die Hauptstadt [illegible]nes Reichs. Sein Sohn war Ninyas. Ihm folgte seine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung seines ungeheuern Reichs wird zwischen das Jahr 2200 und 2100 vor Chr. Geb. gesetzt.

Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinschaftlich das von [illegible] erbaute Theben beherrschte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) sieben Söhne und sieben Töchter, und sie vergaß sich in dem (im Alterthum sonst nicht ungewöhnlichen) Stolz auf blühende Nachkommenschaft so sehr, daß sie sich über die Latona, die Mutter von [illegible] Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe für diesen Uebermuth ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahin sinken sehen mußte. Der Schmerz und die Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man noch am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als sie von [illegible] in Apolls Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. — Dieses ist die gewöhnliche Erzählung des Schicksals der Niobe, in dessen Nebenumständen die Dichter, welche diese Geschichte eben so als die Künstler zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben, sehr häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel selbst scheint in dem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apoll oder der Diana habe sie getroffen, so wie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das gewöhnliche Bild für den höchsten Grad der erstarrenden Verzweiflung ist. Eine der schönsten Kunstdarstellungen des Alterthums hat sich in der sogenannten Gruppe der Niobe erhalten, welche von Angelo Fabroni (Florenz 1779) besonders beschrieben und auch in Winkelmanns Geschichte der Kunst (B. 1. S. 148) gehörig gewürdigt worden ist. Die diese Gruppe bildenden Statuen wurden im Jahre 1583 bei der Porta lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand v. Medicis gekauft, vom Großherzog von Toscana, Leopold, im Jahre 17[illegible] in der Rotunda la Tribuna zu Florenz aufgestellt, und in Folge des französischen Evacuationssystems in neuern Zeiten nach Paris gebracht, 1815 aber zurückgegeben.

Nivelliren heißt ausmessen, wie sich die Höhe der Oberfläche des Wassers an einem gewissen Punkte zu der Höhe desselben an einem andern Punkte verhält, oder untersuchen, um wie viel das Wasser an einem gewissen Punkte weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist, als an einem andern. Da auf dieser Bestimmung der Fall des Wassers beruht, so ergibt sich hieraus schon von selbst, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Wassermühlen und allen andern Bauten und Anlagen sey, bei denen das Gefälle des Wassers in Betrachtung kommt. Die zu diesem Abmessen erfundenen Werkzeuge nennt man Wasserwagen oder Nivellirwagen, die auf verschiedne Art [illegible] werden. — In einer abgeleiteten Bedeutung versteht man auch unter Niveau oder Wasserpaß (Schrägmaß, Perpendicul) [illegible] Instrument, von dessen Mitte eine Bleikugel herabhängt, und dessen sich die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu [illegible]pen und zu sehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer [illegible] liegen. Hieraus ergibt sich die metaphorische (übergetragene) Bedeutung

es Worts Niveau von selbst. So sagt man z. B. von einem Menschen, daß er sich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nivernois (Louis Jules Mancini, Herzog von), französischer Staatsminister, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu aris, wurde daselbst den 16ten December 1716 geboren. Er war der nkel jenes Herzogs von Nevers, der durch seinen Geist, durch seinen ang zur Poesie und durch seine ungerechten Urtheile über Racine beühmt geworden ist. Nachdem der junge Herzog von Nivernois sich ne Zeit lang der militärischen Laufbahn gewidmet hatte, ging er in e diplomatische über, und war französischer Gesandter in Rom, in erlin, wo er von Friedrich dem Großen sehr geschätzt wurde, und in ondon, wo er den Frieden von 1763 unterhandelte, der bekanntlich weit ortheilhafter für Frankreich ausfiel, als man es hätte erwarten sollen. n allen diesen Stellen entwickelte er alle Eigenschaften eines vollendeen Diplomatikers. Als er nach Paris zurückgekehrt war, beschäftigte sich bloß mit den Wissenschaften. Die Mannichfaltigkeit seiner literrischen Arbeiten im Fach der schönen Wissenschaften ist ein Beweis er Leichtigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes, indessen zeichnete er sich och in der Gattung der Fabeln und der poésies fugitives am meisten us, in denen er zuweilen der Grazie Voltaire's und dem esprit des de Motte nahe kommt. Während der Schreckenszeit unter Robespierre urde der Herzog von Nivernois ungeachtet seines hohen Alters verhaft und blieb bis zum 9ten Thermidor 1796 im Gefängniß. Er starb Paris im 72sten Jahre seines Alters. Nachdem seine Werke schon 796 in acht Bänden erschienen waren, gab François de Neufchateau och zwei Bände Oeuvres posthumes heraus, welche verschiedne Briefe, Memoires und das Théatre de société des Verfassers enthalten.

Nixen. Diese weiblichen Gottheiten der nordischen Mythologie leichen in den Hauptideen, die man davon hatte, den Najaden der iechischen Mythologie. Wie diese, sind sie die beschützenden Gottheien der kleinern Landgewässer, in denen sie sich gewöhnlich aufhalten. Wie iese, mischen sie sich oft in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, ein, und spielen daher in den Volksmährchen, die ihnen gewöhnlich einen schalkhaften und oft sogar oshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Ihr Name rührt wahrscheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nordichen Mythologie zu der bösen Gattung der Elfen (Swartelfar) gezählt werden.

Nizza, französisch Nice, die Hauptstadt der dem Könige von Sardinien gehörigen Grafschaft gleiches Namens, während des französischen Besitzes (seit 1792) die Hauptstadt des Departements der Seealpen, seit 1814 aber ihrem rechtmässigen Souverain zurückgegeben. Sie liegt nicht weit von dem Einfluß des Paglione in das mittelländiche (hier ehemals das ligustische genannte) Meer, und enthält über 8,000 Einwohner. Ihre Eintheilung in die Alt- und Neustadt wird, wie in vielen andern so eingetheilten Städten, durch die Schönheit der Gebäude der Neustadt gerechtfertigt, während die Altstadt in schmutzien, krummen, winklichten Gasse, alte, finstre und schlecht gebaute Häuer zeigt. Diese Stadt und die umliegende Gegend sind am meisten berühmt theils durch die so außerordentlich reine und gesunde Luft, theils durch die ganz ausgezeichnete Milde des Clima's selbst mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, welche mit den Alpen zusammenhängen und das Land vor ultramontaischen Stürmen bewahren. Daher ist Nizza der Lieblingsort aller de-

er, die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welc
Hinsicht ihr blos Montpellier gleich kommt, und es ist zugleich
Lieblingsaufenthalt aller derer, die sich vor dem nordischen Winter
en wollen. Die Luft ist hier so rein, daß man bei gutem Wetter
hier aus die Gebirge von Corsica sehen kann. Man findet hier
äder und die Ruinen eines römischen Amphitheaters. Die St
reibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher
ponnener Seide, Wein, Oel und Blumen, welche im W
ier nach Paris, und sogar nach London verschickt werden.
uch als Geburtsort des berühmten Malers Carl Vanloo merkw

Nizzami Ghedid (Nisami Dschedid), hieß auf türkisch
Konstantinopel für die neue, d. h. europäische Militärorganisation
ichtete Commission; überhaupt aber wurde mit diesem Ausdruck
neue System bezeichnet, nach welchem die türkische Kriegsmacht
enwärtige europäische Militärverfassung erhalten oder ihr
äher gebracht werden sollte. Die auf diese Weise neu errichteten
encorps hießen Seymens. Selim III. begann diese Reform
einem richtigen Blicke nicht entging, wie sehr seine Janitscharen
hre Undisciplin jedem europäischen Heere nachständen. Aber die
itscharen, empört durch den ihnen aufgelegten Zwang, entsetzten
im III. und erhoben Mustapha IV. statt seiner auf den Thron
en stürzte der energische Mustapha Bairaktar (s. d. Art.), welcher
Großvezier des jungen Sultan Mahmud die von Selim begonnenen
Reformen im Heere nachdrücklich fortsetzte. Aber auch er unterlag
Wuth der Janitscharen, und seitdem ist von dem Nizzami Ghedid
nehr die Rede gewesen.

Noah war der letzte unter den Patriarchen sethitischen St
or der Sündfluth, den Gott wegen seiner Frömmigkeit zum St
ater eines neuen Menschengeschlechts bestimmte, da das erste
vegen seiner Sünden in der Fluth umkommen mußte. In einem
t, das er nach der Anweisung Gottes gebaut hatte, rettete er
eine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere,
hn umgaben, ein Paar und landete, nachdem das Wasser sich
erlaufen hatte, auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott
Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen sah, daß eine
Fluth nie wiederkehren solle. Das von ihm verkündigte göttliche
ot, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere
och in ihrem Blute zu essen, machte, so wie der Acker- und Weinbau
en er trieb, den Anfang zur Civilisation. Doch daß es auch nach
Fluth noch menschliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte
elbst erfahren. Da er einst im Schlummer der Weintrunkenheit
lös't in seiner Hütte lag, sah ihn sein Sohn Ham und spottete
Schwäche des Vaters gegen seine beiden ältern Brüder Sem und
het. Diese aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern
nd warfen es rückwärts mit abgewendetem Antlitz über ihren
in, so daß sie seine Blöße nicht sahen. Dies Zartgefühl blieb
nbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vergangne erfahren
ab er ihnen seinen Seegen, dem Sohne Hams Canaan aber den
er Knecht seiner Brüder zu seyn, eine Strafe, die für das Verbrechen
er beleidigten väterlichen Majestät nicht zu hart und besonders
Erweis des Rechts der semitischen Israeliten auf den Besitz des
es Canaan in der biblischen Urkunde angeführt zu seyn scheint.
Nachkommen Noahs bevölkerten Asien; Herren dieses Erdtheils
ie Semiten, die Japhetiten breiteten sich über Europa aus,

ietische Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semi- verdrängt, sich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für chkommen Hams angesehen werden. Diese hebräische Sage von der ndfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adams, findet der Gleichheit mehrerer Umstände ähnlicher Mythen bei andern asia- pen Völkern ihre Bestätigung. Der chaldäische Xeisuthrys, der ische Prithu oder Man-Sotti-wrata, der in der asiatischen griechischen Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bachus iener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die unter- angene Vorwelt) und des Weines. (Vergl. den Art. Sündfluth.) n Stoff der Geschichte Noahs hat Bodmer in seiner Noachide episch andelt, ohne ihm dadurch ein neues Interesse zu geben. E.

Noailles, eine der ältesten und berühmtesten adeligen Familien Frankreich, deren Stammschloß bei Brives la Gaillarde in Limousin t. Wir wollen einige der berühmtesten Männer aus dieser Familie führen. Antoine von Noailles, geboren 1504, gestorben 1562, leistete em Vaterlande sowohl im Felde als im Cabinet als Diplomatiker gezeichnete Dienste. Als französischer Gesandter in England ver- telte er den Waffenstillstand, der zu Vaucelles zwischen Heinrich II. Frankreich und Philipp II. von Spanien geschlossen wurde. Noch gezeichneter als Diplomatiker war sein Bruder François von Noail- der zu Bayonne 1585 in einem Alter von 66 Jahren starb. Er r Gesandter in England, Rom, Venedig und Constantinopel. Hein- III. und Catharina von Medicis zogen ihn in den verwickeltsten gelegenheiten zu Rathe. Anne Jules von Noailles (1650-1708) hnete sich als General aus. Er war es, der den 27sten Mai 1694 Schlacht bei Ther gewann. Sein Sohn Adrian Maurice, Herzog Noailles, geboren 1678, zeichnete sich ebenfalls in der militärischen ufbahn aus. Die bedeutendsten Dienste leistete er in Catalonien wäh- d des spanischen Successionskriegs. Er verheirathete sich mit Made- selle d'Aubigné, der Nichte der Frau von Maintenon. Die hohe nst, die er auf diese Weise am Hofe erlangte, war weit entfernt, zu einem falschen Schritte zu verleiten. Mitten am glänzendsten fe war der Herzog von Noailles ein liebenswürdiger Philosoph, Ge- al und Staatsmann. Unter dem Regenten, der ihn eben so schätz- wie Ludwig XIV., zog ihm die Standhaftigkeit, womit er sich Ansprüchen des Cardinals Dubois, im großen Regentschaftsrath Vorsitz über die Herzoge und Pärs zu haben, widersetzte, im J. 21 ein Exil zu, das bis zu dem Tode Dubois (im August 1723) uerte. Als Präsident des Finanzconseils entwickelte er viel Thätig- t, und veranlaßte unter andern jene berühmte Commission, welche er diejenigen Gericht hielt, welche sich in den königlichen Finanzen f eine unrechtmäßige Art bereichert hatten. Weniger Glück hatte er General im österreichischen Successionskriege, und namentlich in der chlacht bei Dettingen. Den siebenjährigen Krieg erlaubte ihm sein ter nicht mehr mitzumachen. Er starb zu Paris den 22sten Juni 66. Millot, der im Jahre 1777 seine Mémoires in 6 Bänden her- sgegeben hat, spricht von ihm mit großen Lobeserhebungen. Weni- r schmeichelhaft ist das Gemählde, welches der strenge Duclos von m entworfen hat. Louis, Vicomte von Noailles, warf sich mit dem chsten Eifer in die Revolution. Er war es, der in der Nacht vom sten August 1789 dem Adel und der Geistlichkeit vorschlug, ihren rivilegien zu entsagen und in der Folge sich durch eine Menge von rschlägen auszeichnete, welche seine Liebe für die neue Ordnung der

Dinge bewiesen. Im Jahre 1792 emigrirte er, kehrte später nach Frankreich zurück und begleitete als Brigadegeneral die Expedition nach Domingo, bei welcher er in einem kleinen Seegefecht mit den Engländern im Jahre 1803 blieb. Louis Antoine von Noailles, Bruder des Anne Jules, von dem wir oben gesprochen haben, geboren den 27. Mai 1651, ergriff den geistlichen Stand. Im Jahre 1695 erwarben ihm seine Verdienste die Stelle eines Erzbischofs von Paris. Der Beifall, den er den berühmten Reflexions morales des Pater Quesnel gab, verwickelte ihn in Händel mit den Jesuiten. Ihr Haß wuchs noch mehr, als er im Jahr 1700 Cardinal wurde. Der berühmte Pater le Tellier, der im Jahre 1713 die bekannte Bulle Unigenitus (m. s. Bulle) veranlaßt hatte, benutzte seinen Einfluß als Beichtvater des Königs, um den Cardinal von Noailles vom Hofe zu entfernen. Der Herzog von Orleans stellte als Regent nach dem Tode Ludwigs XIV. (1715) das Ansehn des Cardinals wieder her, das er bis an seinen Tod, welcher im Mai 1729 erfolgte, behauptet hat. Er zeichnete sich durch die Strenge seiner Sitten, die Milde seines Charakters, seine theologischen Kenntnisse und seine Wohlthätigkeit gegen die Armen außerordentlich aus, und war unstreitig einer der würdigsten Prälaten, den die gallicanische Kirche aufzuweisen hat.

Noetianer, s. Secten.

Nollet (Jean Antoine), seinem Stande nach ein Geistlicher, aber mehr berühmt durch seine Verdienste um die Physik und Naturgeschichte, wurde zu Pimbré im Kirchsprengel von Noyon den 17. November 1700 von unbemittelten Aeltern geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht zu Clermont (in Beauvoisis) und Beauvais erhalten hatte, ging er nach Paris. Anfangs opferte er seine Neigung den Studien des geistlichen Standes, zu welchen er bestimmt war, auf. Allein bald befolgte er eine entgegengesetzte Verfahrungsart. Bald wurde er mit Reaumur, Dufay, Duhamel und Jussieu vertraut. Im J. 1738 stiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerst die Stelle eines Professors der Experimentalphysik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und machte wissenschaftliche Reisen nach England und Italien. Im Jahr 1744 wurde er nach Versailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphysik zu unterrichten, welcher Unterrichtsstunde oft der König selbst mit der königlichen Familie beiwohnte. Am meisten beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Electricität. Diejenigen indessen, welche ihn als den Vater der Experimentalphysik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Poliniere Unrecht, der die ersten öffentlichen Versuche in dieser Wissenschaft zu Paris gemacht hat. Nollet starb zu Paris den 25sten April 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden sich größtentheils in den Mémoires der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gehör der Fische wird besonders geschätzt.

Nomaden (aus dem Griechischen), nennt man diejenigen Völker, welche noch keine festen Wohnsitze haben und gewöhnlich, blos mit der Viehzucht beschäftigt, ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie ihn durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da stehendes Grundeigenthum und Ackerbau bekanntlich die Hauptstützen einer jeden weiter fortschreitenden Cultur sind, so stehen die nomadischen Völkerschaften überall den Ackerbautreibenden in Hinsicht der Ausbildung weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an die Freiheit ihres Lebens gewöhnt, einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung, welche sie zu den mühseligen Geschäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens nöthigt.

le verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn sie sich der schon bestehenden Niederlassungen eines cultivirten Volks bemächtigen können. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verschiedne Grade des Culturzustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums, und kennen schon einen gewissen Luxus, während andre eine mehr räuberische Lebensart führen.

Nominalisten. Die genauere Darstellung der Nominalisten hängt mit der Schilderung der scholastischen Philosophie zusammen, auf welchen Artikel wir hiermit verweisen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geistlichen, Schulen (scholas) angelegt, in welchen die sogenannten sieben freien Künste (das Trivium und Quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in diesen Schulen natürlich nicht über die objective Wahrheit der geoffenbarten und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugehn wagte, so mußte sich das Wesen der in jenen neuen Schulen gelehrten Philosophie, welche daher die scholastische hieß, zunächst nur in der Anwendung der Philosophie, oder im Grunde nur eines Theils derselben, der Dialectik auf die Theologie und auf die innige Verschmelzung von beiden erstrecken. Selbst die Dialectik wurde daher anfangs durch philosophischen Schulzwang und später durch theologische Verketzerung eben so unabänderlich in gewisse willkürliche Schranken eingeengt, als es die theologischen Begriffe selbst waren, zu deren Begründung man sie gebrauchte. So war der Wirkungskreis der Vernunftthätigkeit sehr beschränkt, und es mußte sich in dem engern Felde, auf welchem man sich herumtummelte, ein subtiler grüblerischer Geist erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen seine Befriedigung suchte und gefunden zu haben wähnte. Den ersten großen Hauptzwiespalt in die scholastische Philosophie, welche vom 9ten bis zum 15ten Jahrhundert allein geherrscht und auch dann noch bis zur Entstehung der cartesianischen Philosophie Anhänger gehabt hat, brachte der sogenannte Nominalismus, dessen erster Stifter Johann Roscellin, Canonicus zu Compiegne, wurde, indem er unter andern damals sogenannten Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe seyen bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die Realisten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verstande gebildet, sondern seyen der Willkürlichkeit nach in den Objecten gegründet, sie würden als Realität dem Verstande gegeben, sie seyen die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten, welche unter sich selbst nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrschende Schule. Indessen wurde im Anfang des 14ten Jahrhunderts der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch Occam auf eine solche Weise erneuert, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davon trugen. Wilhelm von Occam, aus der Grafschaft Surrey, ein Schüler des berühmten Scholastikers Scotus, und gleich ihm Franciscaner, lehrte zu Paris, vertheidigte die Rechte des Kaisers und Königs von Frankreich gegen die Anmaßungen des Papstes und starb, nachdem er viele Verfolgungen erfahren hatte, zu München 1347. Sein Scharfsinn richtete sich zunächst gegen die von den Realisten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle. Diese allgemeinen Begriffe haben vielmehr nach

Occam nur ein subjectives Daseyn in der Seele, und sind ein Product des abstrahirenden Verstandes. Unter den nächsten Nachfolgern Occams wurde der berühmte Johann Buridan für den geschicktesten Vertheidiger des Nominalismus gehalten *). Die Nominalisten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indessen gewannen sie doch nach und nach sowohl in Frankreich als auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Die Nominalisten sind vorzüglich dadurch in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Dogmatik unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philosophischen Versuchen der folgenden Jahrhunderte zuerst den Weg bahnte.

Nominalwerth nennt man den durch Worte oder Zahlen festgesetzten Werth einer Sache und setzt ihn dem wirklichen Werthe derselben, welcher oft davon verschieden ist, entgegen. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren vor. Ist bei diesen Nominalwerth und Realwerth gleich, so sagt man, sie stehen al pari. Ist der Werth der Staatspapiere gefallen, so unterscheidet man dasjenige, was sie nach dem Nominalwerthe gelten sollten, von dem Werthe, den sie im gewöhnlichen Curse haben.

Non (Jean Claude Richard de Saint), geboren 1727, gestorben zu Paris 1791, Mitglied der Mahler- und Bildhauerakademie zu Paris, hat sich berühmt gemacht durch sein Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, das in den Jahren 1782 bis 1786 in fünf Foliobänden herauskam und vorzüglich wegen der dabei befindlichen 417 Kupfertafeln sehr geschätzt wird. Er hatte seine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit diesem Gelde die Reise nach Italien zu bestreiten. Er war selbst ausübender Künstler, und besaß im Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geschicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reisebeschreibung hat er noch eine Menge von Blättern herausgegeben, die er Antiken oder Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard nachgebildet hat.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England entgegengesetzte Partei, s. anglicanische Kirche.

Nonjuroes, d. h. Nichtschwörer, s. Jacobiten.

Nonnotte (Cl. Ad.), ehemaliger Jesuit, Mitglied der Akademie zu Besançon, geboren daselbst gegen das J. 1711, machte treffliche Studien und widmete sich besonders der Kirchengeschichte und Theologie. Er machte sich allgemein bekannt durch seine Erreurs de Voltaire, Lyon 1762, 2 Bände, 12., fünfte Ausgabe 1770, 12. Dieses Werk läßt sich angenehm lesen; es herrscht darin eben so viel Gelehrsamkeit als Anstand im Tadel. Voltaire antwortete nicht in gleichem Ton. Nonnotte hatte bei diesem Werke den Zweck, die in dem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falschen Angaben zu berichtigen, und setzte trotz der Schmähungen seines Gegners in seinen literarischen Arbeiten mit demselben Eifer fort. — Seine übrigen Werke sind: Dictionnaire philosophique de la religion, 4 Bände; Lettre d'un ami à un ami sur

*) Unter den nächsten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man auch noch Robert Holcot († 1349), Gregorius Ariminensis († 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Hessen († 1397), Nicolaus Oresmius († 1382), Matthäus von Krakau († 1410), Gabriel Biel († 1495).

es honnêtetés littéraires; Principes de critique sur l'époque de l'éta-
lissement de la religion chrétienne dans les Gaules; Les philoso-
hes des trois premiers siècles de l'église etc. Nonnotte starb zu An-
fang des Jahrs 1790.

Nonnus, ein späterer griechischer Dichter, gebürtig aus Pano-
olis in Aegypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende
es fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt. Er ist Verfasser eines
Gedichts, Dionysiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionysus)
nach Indien beschrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke
er ältern Dichter copirt, sondern auch mehrere Fabeln vom Bacchus
aus den cyclischen Dichtern hinein verflochten. Man kann nicht läug-
nen, daß der Dichter ein gewisses Talent in der Art der Behandlung
zeigt; nur ist dieses Talent zu wenig ausgebildet und nicht mit reinem
Schönheitssinn verschwistert. Die Schreibart ist schwülstig und weit-
schweifig, die Beschreibungen zu detaillirt, die Beywörter oft ohne Noth
gehäuft und mühsam gesucht. Er war im Ganzen mehr Verskünstler
als Dichter. Ferner haben wir von Nonnus eine versificirte Paraphra-
e von dem Evangelium Johannis, die als Commentar dienen kann,
da sie sehr deutlich, wiewohl wenig poetisch ist.

Noot (Heinrich van der), spielte eine merkwürdige Rolle in der
Insurrection der österreichischen Niederlande gegen Joseph II. Geboren
zu Brüssel, studirte er die Rechte zu Löwen und kehrte alsdann als
Advocat nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne gründliche Kenntnisse und
mit noch weniger richtigem Blicke, war er nichts desto weniger durch
seine Beredsamkeit und durch seine Kühnheit als Demagog zu fürchten.
Schon früher waren die Niederländer durch den von Joseph II. pro-
jectirten Tausch der Niederlande gegen Bayern und durch die Schlei-
fung der Barrierepläße unzufrieden; als aber der Kaiser die durch die
Joyeuse Entrée ihnen zugesicherten Privilegien verletzte, die Patrimo-
nialgerichtsbarkeit abschaffte, die Universität von Löwen neu organisiren
und die fanatische Geistlichkeit zur Duldung aller christlichen Secten
zwingen wollte, zum größten Verdrusse derselben Normalschulen anleg-
te, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände
vernichtete, so entstanden schon im Jahre 1788 zu Brüssel und an an-
dern Orten Unruhen und Aufläufe. Doch wurden diese ersten Bewe-
gungen anscheinend gestillt, allein schon im Jahre 1790, als Joseph,
auf die Truppenverstärkungen sich verlassend, die er indessen nach den
Niederlanden gesandt hatte, seine Projecte von neuem durchzusetzen such-
te, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und
ward allgemein. Van der Noot stellte sich an die Spitze des Volks
und ward bald das Haupt der Insurgenten, die eigentliche Seele des
Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatischer und schlauer Priester,
der auch van der Noot gänzlich beherrschte. England, Preußen und
der Erbstatthalter von Holland unterstützten insgeheim die Empörer.
Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachsen Teschen,
mußte flüchten, die österreichischen Truppen wurden vertrieben, ein sou-
veräner Congreß, bestehend aus den Deputirten aller Provinzen, ver-
sammelte sich zu Brüssel und erklärte die Unabhängigkeit der Nieder-
lande. Allein bald entstanden Uneinigkeiten unter den Insurgenten selbst,
Aristokraten und Demokraten bildeten sich in besondre Partieen und die
unbesonnenen Schritte der letzteren beraubten die Niederländer des Schu-
zes der Mächte, die sie bisher begünstigt. So ward es Leopold II.
leicht, im Jahre 1791, nachdem Joseph gestorben, die Niederlande
wieder zu unterwerfen, und van der Noot sank wieder in das Dunkel

zurück, nachdem er eine kurze Zeit zwar eine bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle gespielt hatte.

Nord-Amerika. In weiterer Ausdehnung des Worts, die große Hälfte des vierten Welttheils, die auf der nördlichen Halbkugel der Erde liegt. Es umfaßt eine Menge Länder von verschiedener Beschaffenheit. Fern im Nordwesten wird es unter dem Polarkreise durch eine Meerenge, die Behringsstraße genannt, von Asien getrennt. Tief im Norden sind noch viele unbekannte Gegenden am das Eismeer. Die Europäer sind in dem nördlichsten Theile bis zum Osten [illegible] der äußersten nordwestlichen Gegend bis zum 71sten Grade der Breite gekommen. Von seinem nordwestlichsten Theile, der sich zugleich in der geographischen Länge am weitesten fortzieht, kennen wir [illegible] nur die Küsten. Auf der Ostseite von Nord-Amerika liegt unter dem Polarkreise Grönland. Hier zieht sich das Nord- und zum Theil das Eismeer tief in's Land, und macht die beiden großen Busen oder Bayen: Baffin jenseit und Hudson diesseit des Polarkreises. Zu jenen führen gegen Norden die Davis- und Baffins-, und zu diesem gegen Westen, zwischen unbekannten Inseln hindurch, die Hudsons-, Frobishers- und Cumberlandsstraße. In Baffins-Meerbusen sind nur wenige Einfahrten an den Küsten bekannt; bis zum 79sten Grade, wo der Smiths-Sund liegt, sind Seefahrer vorgedrungen. An der Ost- und Nordküste dieser Meerbusen ist bis jetzt eine nordwestliche Durchfahrt ins Eis- oder ins große Ostmeer vergeblich gesucht. An der West- und Südwestküste der Hudsonsbay liegt Nord- und Süd-Newwales; letzteres hat eine ungemein strenge Kälte, die südliche Gegend ist ziemlich fruchtbar; man findet Bergcrystalle, Marmor, Eisen, Blei, und wird mit Pelzwerk gehandelt. Labrador, oder das Land der Eskimaux, Neu-Britannien, an der Ostseite der Hudsonsbay, und dessen südlichster Theil, die Jamesbay, ist gebirgig, und kälter als England. Von hier bis in den westlichsten Theil des weiten Landes zieht sich eine nicht hohe ästige Bergkette mit verschiedenen Krümmungen, auf der Flüsse entspringen, die nach Norden in die Hudsonsbay, und Süden in den mexicanischen Meerbusen laufen. Die in diesen Gegenden liegenden fünf großen canadischen Landseen hängen miteinander zusammen. Der obere See, der nördlichste, ist der größte, und wird auf 1500 englische Meilen im Umfange geschätzt. Der St. Laurenzfluß läuft mitten durch denselben; er hat mehrere Inseln, die bewohnt und mit indianischen Ortschaften besetzt sind. Das Ufer des Sees ist felsig und nur an den Mündungen der Flüsse sind bequeme Landungsplätze. In seiner Gegend gibt es hundert Meilen (englische) lange Ebenen mit schönem Grase bewachsen; viele kleinere Flüsse ergießen sich in ihn. Er ist mit dem Huronen-See, der ungefähr 900 Meilen im Umfange hat, verbunden. Der Laurenzfluß, der gleichfalls durch ihn hinfließt, ist hier an seiner Mündung 500 Ellen breit. Er steht mit dem Michigan-See in Verbindung, mit dem er im Norden zum Theil durch eine Meerenge zusammenhängt. Er ist 15 Meilen breit und [illegible] lang, und hat im Anfang zum Westen eine große Bay. Er hat eine Art Forellen von besondrer Größe und Menge. An seinem südlichen Ende strömt der St. Josephfluß hinein. Er steht mit dem Erie in Verbindung, den ebenfalls der Laurenzfluß durchströmt. Der Erie ist 40 Meilen lang und 18 breit, er hat im Norden einige Gebirge, sonst aber eine schöne Pläne. Im Osten hat er Pensylvanien, dessen Gränze bis an diesen See geht. Funfzig Meilen nordost vom Erie liegt der See Ontario, gleichfalls vom Laurenzfluß durchströmt. Er

rt. viel Lachse und Weißfische in demselben. Die umliegende Gegend
fert viel Wildpret. Der Laurenzfluß ist hier eine halbe Meile breit,
der den berühmten 140 Fuß hohen Wasserfall von Niagara, und vor
mselben eine Insel. Man schätzt den Ontario 260 Meilen lang und
breit, und es kann der eben erwähnte Wasserfall vermittelst ver-
iedner Flüsse umschifft werden. Die Länder aller dieser Seen liegen
ch und sind des Wassers und des gemäßigten Clima's wegen an
flanzenwuchs sehr ergiebig. Nordwärts dieser Seen und des Lau-
nzflusses liegt das englische Canada. Der östliche Theil desselben hat
ne für sein Clima ungewöhnlich kalte Witterung, ist aber durch den
nbau milder gemacht. Der Boden ist abwechselnd fruchtbar, sandig,
orastig oder waldig. Der Sommer ist angenehm und beschleunigt den
Wachsthum. Neu-Schottland, oder Acadien, hat gegen Nor-
en und Nordwesten die Lorenzbay oder den Lorenzfluß. Der Winter
t lang, und wegen der starken Winde hat das Land statt des Früh-
ngs einen Nachwinter; der Sommer ist ziemlich warm. Es wird
urch viele Flüsse gewässert, und ist fruchtbar. Die Küste hat viele
Buchten und Häfen. Gegenüber liegt im atlantischen Meere Neu-
oundland, eine beträchtliche Insel, die wegen des Stockfischfangs
uf den sie umgebenden sandigen Untiefen von Wichtigkeit ist. Die
roße Fischbankbay derselben ist über hundert Meilen lang. Sie hat
ute Häfen, ist im Innern morastig, mit kahlen Felsen und Bergen ver-
hen und nur an den Strömen fruchtbar. Die Winter sind lang, die
Sommer oft unerträglich heiß; und auf der Süd- und Ostküste herr-
chen starke und viele Nebel. Cap Breton, eine kleinere Insel süd-
estwärts, hat einen sehr guten Hafen. Im Meerbusen am Laurenzo
egt die kleine aber fruchtbare Insel St. John. Die Länder des
merikanischen Freistaats werden etwas von der Seeküste landwärts
urch eine lange Bergkette, Aleghenny genannt, durchzogen. Der ebene
Boden ist zum Theil sandig und sumpfig, aber doch fruchtbar. Die
Berge liefern Eisen, Kupfer, etwas Blei. Zwischen dem Meer und
ener Bergkette findet man Versteinerungen, Steinöl, Kohlen, Schwe-
el, Eisen, Marmor. Die Westseite des Gebirgs hat viele Salzquellen;
n dem südlichen Theile sind die apalachischen oder blauen Berge. An
en Flüssen gibt es schöne Gegenden. Westlich an den Alegennybergen
und im Innern des mittlern Theils von Nord-Amerika liegt ein schö-
es und fruchtbares Land, ein flacher Theil mit rund umgebenden
Bergen. Der Mississippi durchströmt es mit seinen vielen Seitenflüssen,
r nimmt ostwärts den Ohio, westwärts den Missuri auf. Florida,
m mexicanischen Meerbusen und dem atlantischen Meere, ist mit vie-
en Bäumen und Stauden geschmückt, hat eine heiße, aber gesunde Wit-
terung. In West-Florida sind jährlich zwei Ernten. Die Halbinsel
Ost-Florida ist sandig, bergig und sumpfig; liefert aber doch Reiß und
Indigo. Louisiana liegt an der Westseite des Mississippi; dessen un-
terer Theil am mexicanischen Meerbusen ist eben, voll sumpfiger Wal-
dungen; der höhere, den der Missuri bewässert, trägt mancherlei Bäu-
me und ist fruchtbarer. Unter den Pflanzen Louisiana's verdient be-
sonders diejenige eine vorzügliche Aufmerksamkeit, deren sich die Bewoh-
ner zur Auslöschung oder Minderung der Gewalt des Feuers bedienen.
Die Osagen sind unter den Völkerschaften des Missuri diejenigen, wel-
che das meiste mit dieser Pflanze auszurichten verstehn. Bei ihren Fe-
sten, vornehmlich wenn sie Europäer in Verwunderung setzen wollen,
verrichten sie damit beinahe unglaubliche Dinge. Einige trinken mit-
telst dieser Pflanze kochendes Bärenfett, andre rühren das Fleisch in den

dem Entschädigungsgeschäft an Preußen gegeben, von diesem im [illegible] Frieden abgetreten, 1815 aber wieder an Preußen zurückgestellt.

Nordische Mythologie ist ein Werk der Scalden, d. i. der alten nordischen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie überall die Religion und Bildung von der Poesie ausgeht, so auch hier. Und zwar gab auch hier die Cosmogonie den Grund der Religion; eine Cosmogonie, deren Groteskes zugleich von der [illegible] Phantasie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes zeugt, wo sie entstand. Hier ist das Wesentliche von ihr. — Unten [illegible] Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach allem schnappt (Hwergelmer). [illegible] Flüsse, Eliwagar genannt, gehen aus diesem aus. Als diese [illegible] weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltene Saft [illegible] tete, da rannen sie nicht mehr, sondern gefroren zu Reif, und [illegible] wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrunds, [illegible] von ganz ausgefüllt wurde. Mittagswärts von der Nebelwelt [illegible] Feuerwelt (Mußpellheim). Aus jener kam alles dunkel und kalt, [illegible] dieser heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte [illegible] den Reif, so schmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch [illegible] Kraft, der den Wind gesendet, lebendig, und es entstand daraus [illegible] der Riese des Eises. Diesem wuchs unter seinem linken Arm [illegible] Männchen und ein Weibchen hervor, und sein einer Fuß zeugte [illegible] dem andern einen Sohn. Aus ihnen entstanden die Eisriesen. [illegible] den Tropfen des Reifes entstand aber auch die Kuh Audumbla, deren Eutern vier Milchströme entflossen, von denen Ymer sich [illegible] Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als [illegible] eines Tages that, siehe, da wuchsen am Abend aus dem Steine [illegible] schenhaare, am andern Tag ein Männerhaupt, am dritten ein [illegible] Mann, den man Bure nennt. Dessen Sohn war Bör, [illegible] Belsta, des Riesen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. [illegible] dieser zeugte er drei Söhne: Odin, Wile und We, welche die [illegible] herrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Börs [illegible] gut, die Kinder Ymers bös: beide waren in ewiger Fehde gegen [illegible] der. Endlich erschlugen die Söhne Börs den Riesen des Eises, [illegible] seinen Leichnam in den Abgrund, und schufen daraus die Welt; [illegible] seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus [illegible] nem Haar das Gras, Felsen aus den Knochen und Steine und [illegible] pen aus den Zähnen und den zerschlagenen Kiefern. Aus seinem [illegible] aber machten sie den Himmel, den sie über die Erde mit seinen [illegible] Enden setzten, an deren jedes sie einen Zwerg stellten, Austre, [illegible] stre, Sudre, Nordre. Die aus Mußpellheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie der Erde leuchten sollten. Ymers Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Einst aber wandelten [illegible] Söhne Börs am Meeresstrande, wo sie zwei Blöcke fanden. Diese [illegible] ben sie auf, und schufen daraus zwei Menschen; das Männlein [illegible] ten sie Askur (Esche), das Weiblein Embla (Erle). Der eine [illegible] ihnen Leben und Seele, der zweite Bewegung und Vernunft, der [illegible] Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. — Diese Weltentstehung [illegible] spricht sich selbst aus als nordische Naturdichtung. Wir sehen die [illegible] tur aus dem Tode des Winters ins Leben übergehen, und den [illegible] der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. [illegible] Nordland konnte sie nicht anders als aus dem Riesen des Eises hervorgehn; bös aber muß dieser seyn, weil durch den Winter alle

chöne der Natur gehemmt wird. So weis't uns alles auf physikali-
he Allegorie hin, die in der That nicht schlechter ist als in andern
lythologien, ja zum Theil wohl gar sinniger. Dahin gehören folgende
upplemente zur Cosmogonie, die noch nicht beendigt seyn kann, denn
ag und Nacht, Sonne und Mond sind noch nicht da. Von deren
ntstehung aber lautet es also: Der Riese Finster (Nibrwi, Narfi)
atte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), schwarz und düster wie
r Geschlecht. Diese vermählte sich drei Mal, und zeugte zuerst mit
agelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath),
nn mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit
ellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glän-
nd war wie seines Vaters Geschlecht. Allfadur nahm hierauf Nott
nd Dagur zu sich, und führte sie hinaus an den Himmel, und gab
nen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt
ran auf ihrem Roße Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde
it dem Schaume seines Gebisses bethaute. Dagurs Roß Glanz-
ähne erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde. — Zwei schöne
inder hatte Mundilfari (Achsebeweger), die hießen Sool und
aan (Sonne und Mond). Stolz auf seiner Tochter Schönheit,
rmählte er sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, er-
rnt ob dieser Anmaßung, nahmen beide Kinder und versetzten sie in
n Himmel. Sool mußte die Rosse lenken, die der Sonne Wagen
ehn, Maan die Rosse an des Mondes Wagen, und über Ab- und
unahme desselben wachen. — So weit mag die älteste Mythologie
hn, in welcher aus den Wurzeln der Natur Riesenstämme emporwach-
n und in göttliche Aeste und Zweige ausschlagen. Merkwürdig ist es,
ß auch hier Riesen um den Abgrund der Zeit lagern, und die
erren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So sind
uch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyclopen die Ahnherrn
er Götter. Hier wie dort geht es von Naturideen aus und auf sie
urück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Göttersystem das
lte, und in die Naturideen mischt sich historischer Stoff. Das Alte
nd Neue aber scheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus.
ffenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterscheiden. Je-
er war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm
anche liebliche Dichtung, z. B. von seiner Vermählung mit dem Erd-
reise, seiner täglichen Liebschaft mit der Göttin der Gewässer, zu welcher
r jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pokal ihres Ele-
ents zu trinken, von seinen mit den Dünsten der Mutter Erde ver-
ählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m.
lle diese Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vor-
eher des Asenrathes, übergetragen. Asen (Asiaten) heißt das neue
öttergeschlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte, oder von ihm
bstammte. Aus nordischen Chroniken ergibt sich, daß in den ersten
ahrhunderten unserer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge,
ines asiatischen Volkes, der Asen, Führer, vom caspischen Meer und
em Caucasus her, wahrscheinlich von den Römern gedrängt, nach
Nord-Europa vordrang. Nach Nordwest vom schwarzen Meere ging
ein Zug durch Rußland, dem er, der Tradition nach, einen seiner Söhne
um Herrscher gab, so wie nachher den Sachsen und Franken. Er
rang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das seinen fünf-
en Sohn Skiold als Herrscher anerkannte, und ging nun nach
Schweden, wo Gylf regierte, der dem wundersamen Fremdling und sei-
er Lehre huldigte. Bald erhob er sich dort zum unumschränkten

Herrscher, baute Sigtuna zum Mittelpunkte seines großen Reichs, begründete eine neue Gesetzgebung und einen neuen Cultus. Er selbst nahm den Namen Odins an, setzte die Priesterschaft der zwölf Drottars ein, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Erfinder der Runen machte er sich auch als Zauberer gefürchtet. — Die Asen oder d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, sind folgende: Odin (Wodan bei den Sassen und Longobarden, Godan, [illegible] in der Edda, Eowthen bei den Angelsachsen, Oden, Wode, Woede, Gode), der Gott der Götter, der erste und älteste [illegible], der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er sitzt auf dem [illegible] Thron, allein mit sich, sich selbst betrachtend. Zwölf Hauptmann [illegible] er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt sein [illegible]ges Roß. Von ihm und seiner Gemahlin Frigga stammt das Göttergeschlecht, und er heißt deßhalb Alfadur, Allvater. Frigga, des Götterkönigs erhabene Gemahlin, theilt mit ihm den [illegible] Thron, von dem man in alle Lande sehen kann. Aller [illegible] Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. [illegible] beider sind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und [illegible] stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer Miölner, auch das Härteste zermalmt; und Balder, der [illegible] schöne Gott der Beredsamkeit und rechtlichen Entscheidung. Er [illegible] einher, im Glanze ähnlich der Lilie. Der Unschuldige ist er, [illegible] Ehren die weißeste Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanna, Gewars Tochter, seine Gemahlin, bewundert mit [illegible] Auge den Geist des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forsete, [illegible] friedlichen Sohn, der dem Regenbogen vergleichbar ist, wenn er [illegible] der Wolke der Nacht herabsinkt. Er schlichtet allen Streit, [illegible] die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit versöhntem Herzen zurück. Sein Pallast Glitner ruht auf goldnen Säulen. — Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß alles [illegible] bebt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums, denn alle diese hängen dem Insulaner vom günstigen Wind ab. Mit seiner Gemahlin Skada, einer Tochter des [illegible]sen Thiasse, erzeugte er Frei und Freia, beide schön, [illegible]thig und mächtig. Frei, der einher schwebt im Lichtkleid des Frühlings, welches glänzt wie die Flur im röthlichen Strahle, ist [illegible] schir der Sonne, und von seiner Güte hängen Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theurung ab. In Alfheim, wo die [illegible] wohnen, herrscht er. Statt eines Rosses reitet er auf einem Eber [illegible] goldnen Borsten. Gerda, Gymers Tochter, ist seine Gemahlin. — Freia ist eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die sanfteste und gütigste aller Göttinnen ist sie eine Freundin des süßen Gesanges, und erhört die Menschen so gern. Magst du sie schauen zu Tag oder Nacht, [illegible] Freia, und sie spricht, auch wenn sie schweigt; die Empfindung [illegible]räth ihr Herz. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und [illegible] sie trauert, erzeugte sie zwei Töchter: Nossa, aller Schönheit und [illegible]muth Urbild, und Gersemi. — Tyr, ein Sohn Odins, der [illegible]thige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthigen Krieger stehen in seiner Gnade, obschon er nicht eigentlich der Gott des Krieges ist, sondern vielmehr der Stärke und Unerschrockenheit, und kein Freund [illegible]lichen Vergleichs. Sehr verschieden von ihm ist sein Bruder Braga

r Gott der Weisheit und Dichtkunst, die nach ihm Bragur heißt. r erscheint mit goldner Telyn, und belebt die Saiten, daß sie lieblich ertönen. Seine Gemahlin ist Iduna, welche die Aepfel der Unerblichkeit bewahrt, die sie den Helden beim Eintritt in Walhalla in oldenen Schalen darreicht, jene Aepfel, die allein der Götter ewige ugend erhalten. — Söhne Odins sind ferner Hermode, der allgeeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Widar, ark wie Thor, der Gott der Verschwiegenheit; und Wale, der Gott s Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schör Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlauf, der von n Zweikämpfern angerufen wurde. Ein silberner Reif umfließt die lume seines Kinns; sein Gebiet ist Ydalir, d. i. die Regenthäler. — on sehr geheimnißvollem Wesen sind folgende Götter: Hoder, der inde Gott, Balders Mörder, dessen starke That die Götter nicht verssen, dessen Namen sie aber nie mögen aussprechen hören. Heimall (Himindal), ein Sohn von neun Riesenschwestern, am Rande r Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, ist Wächter am Bif-ost, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Riesen. Sein Auge eht bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört wachsen das Gras auf em Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer. Er erscheint it tieferer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. — Unter en Göttinnen sind noch zu bemerken: Saga, die erste unter den Göttinnen nach Frigga; Eyra, die Götterärztin; Gesione, Göttin der eusch heit, die selbst Jungfrau, alle keuschen Jungfrauen schützt, und e, sterben sie unvermählt, in ihre himmlischen Wohnungen aufnimmt; ylla, jungfräulich wie Gesione, mit schönen Locken und goldnem Stirnband, ist Vertraute der Geheimnisse Frigga's, so wie Gna, die nüberfliegt mit der Strahle der Sonne, ihre Botschafterin. Hlyn Lyna), die sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, ie Göttin der Freundschaft und Huld, schließt sich lieblich an mehere Dienerinnen der Liebesgöttin an; Sidna, welche die ersten süßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt, und u wechselseitiger Erhörung stimmt; Löbna (Löffna), mit der Macht egabt, alle entzweiten Liebenden zu vereinigen und zu versöhnen; Waa, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört, und, eine strenge Rächerin aller Untreue, ie Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittsamkeit, ist die Schützerin der sittsamen Jünglinge und Mädchen. Für Vöra, der allerforschenden und prüfenden, bleibt kein Geheimniß im nnersten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. Von einer besondern Wichtigkeit sind aber noch die Nornen und Walkyrien. Eine große Esche gibt es, Ygdrasil, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit on einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen, und unter Hela. An der mittlern Wurzel ist der Brunn der Weisheit, Mimers Brunn; an der himmlischen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, Urda, Werandi, Skulda, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie ind es, die den Rath der Götter, der Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder strafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher

blickt; ein Eichhörnchen läuft auf und ab am Baum; vier Hirsche durchstreifen seine Aeste und benagen die Rinde; die Schlange [illegible] nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: — aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunn, und begießen ihn, daß er nicht dörre. Das Laub der Esche thaut süßen Thau, die Speise der Bienen; über dem Brunnen singen zwei Schwäne. Was kann man hier anders hören als Heimdalls Lied vom Schicksal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter! Ewig erschallen hier diese Stimmen, denn die Nornen

Sie setzen Gesetze, bestimmen das Leben
Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schicksal.

Die Götter selbst suchen die Weisheit der Nornen zu erforschen, der ernsten und erhabenen Göttinnen, die über alles walten. Deßhalb wurden sie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Capellen, in denen man sie um das Schicksal befragte. — Die Walkyrien oder Disen sind furchtbar schöne Wesen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schooß unsterblicher Mütter genährt. Daher tiefes Schweigen über ihren Ursprung. Ihr Name heißt Todtenwählerinnen (von Wal, Haufen Erschlagner, woher Walplatz, Kyria, küren, wählen.) Furchtbar und schrecklich erscheinen sie im Gesang eines Skalden, daß man sie für die grausamsten Wesen halten möchte. Allein wir finden sie als die schönen Jungfrauen Odins, [illegible] mit Helm und Panzer auf flüchtigen Rossen. Die Helden schmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reitzen. Sie, die nach Walhalla ladeten, waren also keine schrecklichen, sondern die angenehmsten Botschafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückseligkeit führten. — Wo anders konnte diese seyn als bei den Göttern? Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrscheinlich eine allgemeine Befestigung des Himmels, von wo die Brücke Bifrost zur Erde niederging. Asgard umschloß die Paläste der Götter. Da war Walaskialf, der silberne Palast Odins und alle die schon genannten. Mitten im Asgard, im Thal Ida, war der Versammlungsplatz der Götter, wo sie niedersaßen zum Gerichte. Dieser Platz war vor allen geschmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Pallast der Freundschaft und Liebe, und Glasor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Palast mit Hainen und schönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier ist das [illegible] Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schwelgenden Schmaus. Die Wunden des Kampfes aber sind hier geheilt, sobald das Horn des Gastmahls ertönt; dann schwelgen die Helden in Enherium-Öl, und die schönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die Zahl der Helden, die sich daselbst befinden, ist unaussprechlich groß, und wird sich ins Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünschen, daß sie noch größer seyn möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Umstand nöthigt uns, einen Blick auf den bösen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Riesen Farbaute und der Laufeya, ist, wenn kein Gott, doch ein höheres übermenschliches Wesen, zwar schön von Körper, aber arg von Geist. Mit der Riesin Angerbode (Botschaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardische Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrscht in Nifheim; ihr Saal i[illegible]

der Schmerz, ihr Bette Krankheit, ihr Tisch Hungersnoth, ihr Messer der Hunger, ihre Diener Säumniß und Langsamkeit. Alle, die an Krankheit und Alter starben, wanderten hinab in ihre düstre Behausung. So stehen sich denn Asgard und Niflheim als Seyn und Nichtseyn entgegen, und die philosophirende Phantasie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Seyn siegen werde. Daraus entstand eine Sage vom Untergange der Welt, so nordisch und ungeheuer wie jene von ihrer Entstehung. Drei schreckliche Winter und abermals drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabstürzen, die Kälte streng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen seyn, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies ist das Zeichen, daß die Erde zusammenstürzen und die große Götterdämmerung (so heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund stößt, verschlingt dann das All, während aus Muspellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geschieht. Der Himmel wird von diesen Riesen erstürmt, und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deßhalb ist Heimdall als Wächter dahin gestellt, und deßhalb freuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere steigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menschenpaar, Lif und Liftrasor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Gimle und Nastrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer bewohnen, wenn Surturs Flamme verloschen ist. Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampf ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. — Ueberlieferer dieser Sagen sind, außer der Edda, Prokopius von Cäsarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ueber den historischen Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter, und Ruhs sehr verschiedene, zum Theil widersprechende Meinungen; die Untersuchung kann aber noch nicht als geschlossen angesehen werden. Ob diese nordische Mythologie germanische sey, ist eine andre Streitfrage gewesen. Auf jeden Fall sind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Ursprungs, und es dürfte wenigstens nicht zu läugnen seyn, daß, so wie mehrere germanische Völker über den Rhein gingen, von Norden und Osten her andre Stämme nachdrangen, und daß die Gothen und Sachsen diese Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germanische Mythologie würde freilich noch viel mehr umfassen müssen als diese nordische, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. dd.

Nordlicht. Das Nordlicht ist eins der interessantesten Meteore, dessen Erklärung dem Scharfsinn der Physiker noch bis jetzt nicht gelungen ist. Es besteht in einem starken hochrothen oder feuerfarbenen Lichte, welches sich am nördlichen Horizonte sehen läßt und aus welchem helle Lichtsäulen gegen den Scheitelpunkt emporsteigen. Seine Erscheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht fast noch nie Statt gefunden. Am

häufigsten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche beobachtet. Jedoch sind sie nur in den nördlichen Ländern sichtbar. Portugall ist das südlichste Land, wo man bis jetzt die Erscheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt ist. Je mehr man sich dem Norden nähert, desto häufigere und stärkere Nordlichter kann man sehen. Celsius beobachtete deren vom Jahre 1716 bis 1732 zu Upsala in Schweden 324. Schon die Alten sind aufmerksame Beobachter dieser Erscheinung gewesen. Aristoteles beschreibt ein Meteor, welches unser Nordlicht gewesen zu seyn scheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserscheinungen, die unsern Nordlichtern gleichen. Indessen hat man erst seit dem fünften Jahrhundert nach Chr. Geb. genaue historische Ueberlieferungen von den Beobachtungen, die man über Nordlichter gemacht hat. Ueber die Ursache dieser Erscheinung haben die neuern Physiker die verschiedensten Meinungen aufgestellt. Einige erklären das Nordlicht für eine magnetische Materie, die dem Nordpol der Erde entströme, und unterstützen diese Hypothese durch die Beobachtung, daß sich die Abweichung der Magnetnadel während dieser Erscheinung bedeutend ändre, wovon hingegen Andre nichts wahrgenommen zu haben behaupten und Andre eine ähnliche Bewegung aller messingenen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben wollen. Nach Eulers Hypothese entsteht das Nordlicht gleich dem glänzenden Schweif des Cometen, durch die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Lufttheilchen unsrer Atmosphäre. Einer andern Meinung zu Folge besteht das Nordlicht aus phosphorescirenden Dünsten in derjenigen Atmosphäre, wo eine sehr verdünnte Luft die Erhebung wässeriger Dünste unmöglich macht. Andre erklären das Nordlicht als ein bloßes optisches Meteor daher, daß der Wiederschein des um den Nordpol angehäuften und von der Sonne beleuchteten Eises und Schnees aus dem dortigen Dunstkreis durch einen zweiten Reflex unsern Augen zugeführt werde. Noch Andre endlich haben das Nordlicht mit der Electricität in Verbindung gesetzt. Diese letztere Meinung ist in den neuesten Zeiten die gewöhnliche geworden, und Franklin insbesondre hat sie unterstützt. Da nach seiner Ansicht die in einem beständigen Strömen von Süden nach Norden begriffene und durch Wolken dahingeführte electrische Materie wegen der dicken Eisrinde in den Gegenden des Nordpols sich hier nicht in die Erde entladen kann, so wird sie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu steigen, und sich durch den an beiden Polen sehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den leereren Raum zu bahnen. Indessen hat, wie schon bemerkt, keine einzige dieser Hypothesen alle Phänomene beim Nordlicht zur Befriedigung aller Physiker bis jetzt lösen können.

Nordsee oder deutsches Meer, auch norwegisches Meer, befindet sich zwischen Großbritannien, Holland, Deutschland, Norwegen und Dänemark. Den Namen Nordsee hat es wegen seiner nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland zu erhalten. Der Flächeninhalt dieses Meers wird auf 10,000 Quadratmeilen geschätzt. Sein Wasser hat die Eigenschaft, daß es salziger ist als das der Ostsee, und daß man daselbst häufiger als in andern Meeren des Nachts jenen Glanz bemerkt, über dessen Ursache der Artikel: Mollusken nachzusehen ist. Die Ebbe und Fluth dieses Meers zeigt sich am stärksten an den Küsten von Holland und England, welches daher rührt, daß das Wasser daselbst durch den Canal zwischen England und Frankreich eingeengt wird. Diese Ebbe und Fluth ist sogar auf der Themse bis weit hinein in das Land sichtbar.

Norfolk, eine Landschaft in England, welche von Suffolk, Cambridge, Lincoln und dem deutschen Meere eingeschlossen wird, und zu den angebautesten Gegenden Englands gehört. Man zählt 273,400 Einwohner. Die Herzoge von Norfolk, welche ihren Titel von dieser Landschaft haben, sind im Besitz des Erbmarschallamts von England.

Norköping oder **Nordköping**, eine der ansehnlichsten Städte in Schweden, und zwar in Ostgothland. Ihre bequeme Lage am Einflusse des Motalastroms (auf welchem die Schiffe bis zur Stadt kommen können), in den Meerbusen Bävicken macht sie zur Stapelstadt von Ostgothland. Die Stadt enthält an 9000 Einwohner und außer einer gut eingerichteten Schiffswerfte nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken.

Normaljahr heißt das Jahr 1624, da der fünfte Artikel des Westphälischen Friedens den erweislichen Besitzstand der kirchlichen Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahr gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland angeordnet werden sollten. Besonders wurde durch diese Bestimmung das Schicksal der geistlichen Güter und Stiftungen entschieden und die kirchliche Gerichtsbarkeit über catholische Unterthanen evangelischer Reichsstände, so wie die Duldung evangelischer Unterthanen catholischer Reichsstände nach jenem Status quo festgesetzt. Auf die innern Verhältnisse der Verwandten einer und derselben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht zweier Fürsten in Religionssachen entstand und die Landeshoheit streitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche schon vorher evangelisch, 1624 aber in den Händen der Catholischen war, nicht angenommen, sondern entschied hier nach dem Besitzstande vor der Wahl des Churfürsten Friedrichs V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutschen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutschen Fürsten in europäische Souverains hat manches in den Bestimmungen des Normaljahrs modificirt und jene kirchlichen Rechte mehr als sonst von der Willkür der Fürsten abhängig gemacht. E.

Normalschulen sind Musterschulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen soll. Von dieser Art waren die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia vom Abt Felbiger in Schlesien und Böhmen eingerichteten deutschen Normalschulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. (S. d. Art. **Schulwesen**.) Jetzt gibt es in Preußen, Würtemberg und mehrern kleinern deutschen Staaten Normalschulen nach der Idee der pestalozzischen Methode, von denen sich, weil sie erst im Entstehen sind, noch nichts Befriedigendes sagen läßt. Die von Napoleon errichtete, und von Ludwig XVIII. im Februar 1815 neu organisirte Normalschule in Paris ist eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie der Universität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Candidaten auf drei Jahre sendet. Sie unterscheidet sich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München u. s. w. bestehenden philologischen Seminarien nur dadurch, daß die Zöglinge unter klösterlicher Zucht zusammenwohnen. E.

Normänner. Dieses war der Name, mit welchem die Völker des südlichen Europa's die noch nicht in die drei abgesonderten Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark, getheilten skandinavischen Nationen bezeichneten, welche vom 8ten bis zum 11ten Jahrhundert das ganze südwestliche Europa durch ihre Kriegszüge, Eroberungen und Seeräubereien in Schrecken setzten. Die Normänner gehören zu der

Classe der germanischen Völkerschaften. In England vollendeten die dänischen Normannen (welche oft bloß Dänen und von den Engländern Easterlings, Ostmänner genannt werden) im J. 1016 unter Knut oder Kanud dem Großen, die schon früher von ihnen versuchte Eroberung dieses schon seit dem Ende des 8ten Jahrhunderts von ihnen heimgesuchten Landes. Die Normänner beunruhigten die Küsten des ausgedehnten Reichs Carls des Großen und benutzten noch besser die Schwäche seiner ungeschickten Nachfolger. Nachdem sie Deutschland seit Carl dem Großen Zeit zu verheeren gesucht hatten, gelang es Otto dem Großen, sie zu bändigen, indem er ihnen das Christenthum aufdrang. Unter Rollo ließen sie sich (911) in Frankreich, einem Theil von Neustrien (der nach ihnen Normandie genannt wurde) nieder, und Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, vollführte im J. 1066 die Eroberung von ganz England; eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden ist, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieses Landes. Ueber ihre Niederlassungen in Sicilien und Neapel vergleiche man diese Artikel. In Rußland, wo sie unter dem Namen Waringer oder Waräger bekannt waren, zeigten sie sich bei der Stiftung des Reichs unter Rurik (862) besonders mächtig. Während dieser auswärtigen Unternehmungen, in welchen die Anzahl der Normänner zersplittert und ihre Kraft geschwächt wurde, hatten sich die innern Angelegenheiten des eigentlichen Wohnplatzes der Normänner so fixirt, daß die neuen Kriegszüge und Seeräubereien unterblieben und der Name der Normänner sich auf diese Weise aus der Geschichte wieder verlor.

North (Lord, Friedrich), Graf von Guilford, geb. [illegible], brittischer Staatsminister von 1767 bis 1782, starb den 5ten Aug. 1792. — Das öffentliche Leben dieses Staatsmannes, sein Einfluß auf die Volksmeinung, seine Talente, Fehler und Leidenschaften, seine politischen Verbindungen und seine Streitigkeiten mit Lord Chatam, Edmund Burke, Charles Fox, William Pitt u. A. hängen mit der Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges wesentlich zusammen. Er gab das erste Beispiel in der brittischen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg mit Beharrlichkeit unter den größten Anstrengungen, selbst bei empfindlichen Verlusten, bis zur gänzlichen Erschöpfung des Staates fortzusetzen, in der Ueberzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt siegen müsse. Pitt folgte dem Beispiel der Beharrlichkeit, das ihm Lord North, sein Vorgänger und sein persönlicher Feind, gegeben hatte, in dem französischen Revolutionskriege, jedoch mit mehr Einsicht, Würde und folgerechter Fertigkeit. Auch hatte Pitt für sich bessere Rechtsgründe, mehr Zusammenhang und Energie in den Entwürfen, größere Streitkräfte unter einer zweckmäßigern Leitung; und die ausgezeichnetsten Männer in der Nation, wenige ausgenommen, schlossen sich mit aller Macht, die ihnen zu Gebote stand, fest an den Nationalwillen und an ihn an. Dagegen ist kein brittischer Staatsminister so gehaßt worden, und keiner hat sich dennoch so lange behauptet, als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente besaß, die er aber mehr eigenwillig und gewandt, als weise anwandte. Durch persönlichen Ehrgeiz unterschied er sich gänzlich von Pitt, der weit größere Talente, vorzüglich mehr Tiefe, Strenge und Klarheit im Denken zeigte, und dem das Vaterland über Alles ging. Pitt lebt daher fort in der Verehrung der Nation. Der Club, der seinen Namen führt, feiert seinen Gedächtnißtag. Lord North hin-

ist vergessen. Ihn stürzte der Haß der Zeitgenossen, und die Nach-
verwarf seine Rechtfertigung. Indeß darf ihm der unglückliche
ng des amerikanischen Kriegs nicht zur Last gelegt werden. Er
pfte gegen die Freiheit selbst an; Pitt aber nur gegen eine poli-
e Mode, welche die Franzosen Freiheit nannten. Auch war es
erste Versuch, den Großbritannien machte, in Amerika's Wäldern
Krieg mit ungeheuern Kosten gegen Jäger und Republikaner zu
en. Für diesen Krieg hatte die brittische Staatskunst den Maßstab
nicht gefunden. Endlich kann die erste Ursache des Abfalls der
rikanischen Colonien dem Lord North nicht beigemessen werden.
Bute hatte zuerst den König zur willkürlichen Besteurung der
rikaner überredet. Doch widersetzte sich in der Folge jener den bes-
Vorschlägen zur Aussöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich,
dehnte, um sich in seinem Posten zu behaupten, das Bestechungs-
mehr als irgend einer seiner Vorgänger aus. Lord North war
bekannt, als er nach Charles Townshends Tode im J. 1767
Kanzler der Schatzkammer ernannt wurde. Nach seinen politischen
dsätzen gehörte er zu den Tories, oder zu den Anhängern der kö-
hen Gewalt; allein er dachte gemäßigt, und hatte gefällige For-
Seine Fähigkeiten zeichneten ihn aus, ohne ihn eben in die erste
zu stellen. Er besaß viel Geschäftskenntniß und den Ruf der
lichkeit. Von Natur wenig unternehmend, fehlte es ihm doch zu
nicht an entschlossener Beharrlichkeit. Indeß herrschte unglücklicher
in allen seinen Ansichten und Entwürfen eine gewisse Unbestimmt-
nd Verworrenheit der Ideen; und ob er wohl in der Regel das
e Ziel vor Augen zu haben und darnach zu streben schien, so ward
noch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. Bei
Güte, die seine Absichten gehabt haben können, verdient er den
rf der Unentschlossenheit und Schwäche; denn er gab im ganzen
seiner Verwaltung nur selten Beweise von Kraft, Einsicht und
eit. So urtheilt, glimpflicher als Andre, Belsham über Lord
in seinen Memoirs of the Reign of George III. London 1795.
. Eine seiner ersten Handlungen war der Vorschlag, die Hafen-
om J. 1767 in den amerikanischen Colonien aufzuheben, mit
ahme des Theezolls, den man absichtlich beibehielt, um
heitsrecht für Großbritannien zu behaupten. Die Opposition
rach nachdrücklich dieser Ausnahme. „Hat die Zurücknahme der
lacte," entgegnete Lord North, „die Amerikaner Gehorsam ge-
Hat unser Nachgeben ihnen Mäßigung eingeflößt? Sie bestrei-
r Recht, sie zu besteuern; ist es wohl rathsam, durch die Zu-
ne der ganzen Zollacte jenes Recht aufzugeben? Nein! gerade
sie unser Recht nicht anerkennen wollen, müssen wir es aus-
Sonst geben wir in der That die Oberherrschaft des Mutter-
für immer auf. Eine gänzliche Zurücknahme ist nicht eher denk-
bis Amerika zu unsern Füßen liegt." Diese trotzige
derung ward laut getadelt. Der Minister erhielt jedoch die
nmehrheit; und von Stunde an war das Schicksal seines öf-
Lebens der Kampf mit den Colonien und Amerika's Freiheit!
treitigkeiten zwischen der Stadt London und dem Parlament,
r bekannte Wilkes eine Rolle spielte, und welche endlich im
die Verhaftung des Lord Mayors im Tower zur Folge hatten,
on der Opposition den Ministern ebenfalls zur Last gelegt. Das
London beging bei diesem Anlaß grobe Ausschweifungen; Lord
kam persönlich in Lebens-Gefahr; und die City verlangte wie-

erholt vom König die Auflösung des Parlaments und die Entlassung einer „unfähigen und despotischen“ Minister. Doch in dem J. 1772 gewann Lord North, ungeachtet einiger falschen Schritte, die er gethan, immer mehr in der öffentlichen Meinung, durch die Gefälligkeit seines Tons und durch die scheinbare Geradheit und Offenheit seiner Denkart. Er war nach Lord Rockingham der erste Staatsminister unter der Regierung Georgs III., zu dessen Verwaltung das Volk einiges Vertrauen faßte. Der von ihm mit Spanien ehrenvoll abgeschlossene Vergleich, die selbst bei den Rüstungen gegen Spanien bewirkte allmählige Verminderung der Nationalschuld, die Ernennung des der Besteurung der amerikanischen Colonien abgeneigten und wegen seiner Rechtlichkeit und Mäßigung sehr geachteten Staatsmannes, Grafen von Dartmouth zum Staatssecretär für Amerika erwarben dem Lord North das öffentliche Zutrauen. Die Nation sah [illegible] die Neigung der Minister, den langen Zwist mit Amerika beizulegen. Lord North setzte daher mit einer großen Mehrheit einige Vorschläge im Parlamente durch, die als verfassungswidrig großen Widerstand fanden, z. B. die Ernennung eines geheimen Ausschusses zur Untersuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der ostindischen Compagnie, welche die Entdeckung abscheulicher Gewaltmißbräuche und die Beschränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Lord North stellte bei dieser Gelegenheit den wichtigen Grundsatz auf, daß der von den Unterthanen eines Staates erworbene Länderbesitz unmittelbar das Landeigenthum des Staates selbst erweitre, und nicht das Eigenthum der Erwerber sey; daß übrigens der Zustand der ostindischen Compagnie die Beihülfe des Parlaments nothwendig erheische, daß man aber, wenn man ihr eine Anlehn bewillige, sie durch schickliche Maßregeln gegen künftige Verlegenheiten sicher stellen müsse. Der Unwille des Publicums über die Herrschsucht und Bedrückung dieser „königlichen Abenteurer und Großhändler“ war so groß, daß Lord North mehrere demüthigende Beschränkungen der Rechte jener stolzen Gesellschaft im J. 1773 durchsetzte, ohne sie jedoch für die von ihr verübten Bedrückungen zur Rechenschaft zu ziehn. Vielmehr erhielt die Krone jetzt unmittelbar Antheil an den Landeseinkünften von Indien. So wurde durch Lord North der Staat Oberaufseher und Mitregent der ostindischen Compagnie; aber auch Theilnehmer an ihren ungerechten Erpressungen. Die Gegner des Ministers bemerkten daher mit Recht, es sey ein schlechter Trost für die Eingebornen von Bengalen, wenn sie hörten, daß der brittische Staat, bei voller Kenntniß des schändlichen Aussaugungssystems, unter welchem Indien erliege, sie dadurch rächen wolle, daß er die Räuberer plündre! Warren Hastings Verwaltung bestätigte nur zu sehr diesen Vorwurf. Jedoch verdient unter den neuen Einrichtungen, die Lord North in Ansehung Indiens bewirkte, als gerecht und zweckmäßig hier angeführt zu werden, daß die Präsidentschaft von Bengalen die politische Obergewalt über die übrigen indischen Präsidentschaften erhielt; daß künftig die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zustimmung versagen konnte, und daß ein besondrer oberster Gerichtshof in Indien ausschließend von der Krone errichtet und besetzt werden sollte. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verschuldeten Erpressungen aber wurde nicht gedacht. Die Anklage, welche den berühmten Lord Clive bei diesem Anlasse traf, erschütterte ihn so, daß er, obgleich mit leisem Tadel losgesprochen, den Vorwurf der öffentlichen Meinung nicht ertragen konnte, sondern sich aus Schwermuth das Leben nahm. Dies waren die wichtigsten Maß-

dlungen in der glänzendsten Zeit des Ministeriums des Lord North
zu Ende des J. 1773. Er hatte stets die große Mehrheit für sich.
einzige Bill in Ansehung der Erweiterung der Toleranzacte ward
Mal, nachdem sie das Unterhaus angenommen, im Oberhause ver-
en. Jetzt ward der Krieg mit Amerika die wichtigste Angelegenheit
Staats. Die königliche Botschaft, welche Lord North den 7ten
s 1774 dem Parlamente in Bezug auf den über den Theezoll zu
on entstandenen Tumult überbrachte, foderte zu den strengsten Maß-
n gegen den aufrührerischen Geist der amerikanischen Colonien auf.
Haus gab der Rede des Ministers Beifall, und beschloß einmüthig,
nd mit Nachdruck zu verfahren. Die Boston-Port-bill,
e allen Handel nach Boston untersagte, und den Sitz der Regie-
von da nach Salem verlegte, ward auf des Ministers Vorschlag
ommen. Seine zweite und dritte Bill aber wegen Aufhebung der
ssung und einer neuen Gerichtsverfassung in Massachusett gingen
ohne heftigen Widerspruch durch. Am kräftigsten erhob sich die
ition gegen einen vierten Vorschlag des Ministers, nach welchem
rone Canada uneingeschränkt verwalten sollte. Graf Chatam,
ränklichkeit lange abgehalten hatte, im Parlamente zu erscheinen,
jetzt für die Rechte der Amerikaner. „England sey nicht befugt,
ka zu besteuern.“ Auch der berühmte Edmund Burke unter-
mit aller Kraft seiner Beredsamkeit den Vorschlag, über die Auf-
der Theeacte zu berathschlagen. Allein der Minister siegte.
Maaßregeln brachten aber die entgegengesetzte Wirkung in Ame-
rvor. Die bostoner Hafenbill machte Bostons Sache zur Sache
Colonien. Sie versammelten nämlich einen Generalcongreß zu
lphia (4ten September 1774), protestirten gegen die angeführten
bten brittischen Parlamentsacten, beschlossen unter sich allen Han-
Großbritannien aufzuheben, und wandten sich in schriftlichen
lungen an die brittische Nation und den König. Ihr Verfah-
ielt den Beifall Chatams; und die Opposition tadelte laut den
r, daß er durch die den Amerikanern angedrohte Sclaverei den
rieg entzündet habe. Lord North aber hielt den Krieg für
ch, und Lord Sandwich, der erste Lord der Admiralität, für se
aß die Regierung jede ernstliche Vorbereitung auf denselben un-
und sogar die im J. 1774 bewilligten 20,000 Seeleute um 4000
rte. Gleichwohl erklärte das Parlament im J. 1775 gegen
ms Bitten und Rath, Amerika durch Zurückziehung der Trup-
Boston zu versöhnen, und es nicht ungehört zu verurtheilen,
en seine Warnung durch die Härte gegen die Colonien nicht
glück über England zu bringen, auf Lord Norths Vorschlag,
nz Massachusett sey in Aufruhr. Da sich indeß Amerika rü-
entschlossen zum Widerstande zeigte, riethen im brittischen Par-
mehrere Stimmen, unter denen auch die des berühmten Fox
gütlichen Mitteln. Jetzt trat der Minister mit einem soge-
Versöhnungsplane auf, der ihm aber von allen Seiten
adel zuzog. England sollte nämlich die Ausübung seines Be-
echts so lange aufschieben, als die Amerikaner sich selbst den
des Parlaments gemäß besteuern würden! Dennoch behaup-
North die Stimmenmehrheit gegen Burke's Aussöhnungs-
bei dieser Gelegenheit eine seiner berühmtesten Reden hielt;
der König die von der Stadt London durch ihren Lord
ilkes ihm überreichte Gegenvorstellung zurück. Allein der
rwarf im Mai 1775 Lord Norths Vorschläge, nachdem der

brittische General Gage die Feindseligkeiten bei Lexington den 19ten
April 1775 zuerst begonnen; und einmüthig erhob sich Amerika mit
Washingtons Anführung zu einem Kampfe, von dem Friedrich II
sagte: England hat sich selbst mit seinen Colonien in einen Krieg ver-
wickelt, den es aus Despotismus unternommen, und mit Thorheit ge-
führt hat. Jetzt erklärte sich auch der Lord Siegelbewahrer, der Her-
zog von Grafton, gegen Norths System, und trat, als er weder
diesen, noch den König zu friedlicher Ausgleichung mit den Colonien
bewegen konnte, aus dem Ministerium. Zugleich protestirten mehrere
Lords im Oberhause feierlich gegen ein so „ungerechtes und der Nation
verderbliches" Verfahren, durch welches die Minister den Verlust der
Colonien bewirken würden. Man tadelte vorzüglich, daß sie versäumt
hatten, sich genau von dem Zustande der Dinge und den Absichten des
Congresses zu unterrichten, indem der Ueberbringer einer zweiten fried-
lichen Bittschrift an den König, die man ihres Inhalts und Zwecks
wegen den Olivenzweig nannte, worauf die Minister aber keine Antwort
ertheilten, Herr Penn, Gouverneur von Pensylvanien, erst im No-
vember vom Oberhause darüber befragt worden war. Die Regierung
mochte jetzt keinen Schritt zurückthun. Lord North trieb vielmehr die
Sache aufs äußerste, indem er durch die berüchtigte Capturacte al-
les Eigenthum der Amerikaner für gute Prise erklären und jede Ver-
bindung mit den dreizehn vereinigten Colonien aufheben ließ. Seitdem
ward For der furchtbarste Gegner der Minister. Er ängstigte sie, als
er eine Untersuchung verlangte, warum die brittischen Waffen in Ame-
rika so wenig Glück hätten; als er den Menschenhandel der Minister
mit den „fürstlichen Schlächtern" in Deutschland (princely butchers),
von welchen Großbrittannien 18,000 Mann für den amerikanischen Krieg
erkaufte, eine Schande der Britten und der kleinen deutschen Fürsten
nannte; als er ihnen die Hartnäckigkeit zum Vorwurf machte, mit wel-
cher sie „unbedingte Unterwerfung" von Amerika, statt gegenseitiger
Verständigung, verlangten, und die Blindheit, mit welcher sie versicher-
ten, daß Frankreich keinen Antheil an dem Streite nehmen, und daß
Amerika unterliegen würde. Dessenungeachtet blieb die Stimmenmehr-
heit auf Seiten des Ministers. Der König selbst hing zu hartnäckig
an dem System der Unterdrückung, als das er auf Gründe der Ver-
nunft und Billigkeit gehört hätte. Desto nachdrücklicher ward für die
Sache der Freiheit in London und in ganz England gesprochen und ge-
schrieben; und unter den Schriften, welche Lord North, indem er
das Gegentheil wollte, selbst veranlaßte, hat keine so tiefen Eindruck
auf die Nation gemacht, als des Dr. Richard Price Observations on
the Justice and Policy of the War with America. So ermuthigten
Georg III. und sein Minister wider ihren Willen den Freiheitssinn der
Völker. Sie weckten zwar den schlummernden Löwen, der späterhin in
Frankreich alle Schranken zertrümmerte. Amerika erklärte, da jede
Ausgleichung unmöglich war, seine Unabhängigkeit den 4ten Juli
1776. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brittische Re-
gierung ihren amerikanischen Unterthanen das freie Bürgerrecht entrei-
ßen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens
im J. 1773 ohne Widerspruch von Seiten Englands erfolgen konnte.
So befleckte das ungerechte System des Lords North die Jahrbücher
seiner Nation und die Regierung seines Königs. Jede Rede, die der
König vom Throne bei Eröffnung der Parlamentssitzungen hielt, ward
als ein Werk des Ministers, mit Verachtung und bitterer Strenge beur-
theilt. Vierzehn Pairs des Oberhauses ließen die von ihnen vorgeschla-

ne, von der Mehrheit aber nicht angenommene Abänderung einer
ankadresse an den König im November 1776 wörtlich zum Protokolle
hmen. Ein Theil der Opposition verließ sogar das Haus, als der
orschlag nicht durchging, daß vom Parlamente ein Comité mit der
ntersuchung aller Parlamentsacten, durch welche die brittischen Unter-
nen in Amerika sich bedrückt glaubten, beauftragt werden möchte.
ie nahmen jedoch an den Unterhandlungen wieder Antheil, als der
inister die Suspension der Habeas-Corpusacte in Vorschlag brachte.
ei dieser Gelegenheit sah man, daß der Minister selbst mit der Partei
r eifrigen Vertheidiger der königlichen Vorrechte nicht allemal über-
stimmte, ja daß er nicht einmal in alle Geheimnisse des königlichen
abinets eingeweiht war; denn zum großen Verdrusse dieser Partei
hm er die von der Opposition für nöthig gehaltenen Beschränkungen
er Bill an, indem er offen gestand, er habe an die gefährliche Aus-
hnung, die man ihr geben könne, nicht gedacht. Dieser Umstand läßt
gar argwohnen, daß Lord North, mehr um sich in seiner Stelle zu
haupten, als aus Ueberzeugung, die strengen und harten Maßregeln
s königlichen Cabinets zu den seinigen machte. Als er bald darauf
e Geldhülfe des Hauses zur Bezahlung der Kronschulden und Ver-
ehrung des jährlichen Kroneinkommens verlangte, mußte er hören,
ß dieses Bedürfniß eine Folge des vom Hofe getriebenen Bestechungs-
wesens und des Mißbrauchs in Ertheilung von Pensionen sey; ja
s man dem Könige die Bewilligung des Hauses zur Genehmigung an-
gte, sagte der Sprecher des Unterhauses zum Könige: „Sire, Ihre
treuen Gemeinen haben trotz der großen Lasten des Volks Ihnen eine
trächtliche Unterstützung bewilligt; einzig in dem wohlbegründeten Ver-
auen, daß Sie, was jene so freigebig darbieten, weise anwenden wer-
n." Indeß ward der Krieg mit abwechselndem Glück geführt. Unter
n Mitgliedern, welche stets zur Aussöhnung riethen, zeichnete sich vor-
glich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht ab-
elt, noch Krankheit hinderte, im Oberhause die Unmöglichkeit, Ame-
ka zu erobern, selbst wenn man Söldner in den Fleischbänken jedes
utschen Despoten erhandle (You may extend your traffic to the
hambles of every German despot; your attempts will be
r ever vain and impotent) zu beweisen, und gegen die Abscheulich-
it, daß Großbritanniens Minister den Tomahawk und das Skalpei-
n der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung seiner Brüder brauch-
n, seine Stimme nachdrucksvoll zu erheben. Der siebzigjährige Greis
rach mit erschütternder Beredsamkeit; auch Burke rief den Fluch
r Nachwelt auf gegen diese unselige, schändliche Verbindung mit Ca-
balen. Vergebens! — Als nun die Kunde kam von dem Tage bei
Saratoga, wo ein brittisches Heer unter Bourgoyne (16ten
ctober 1777) die Waffen streckte, da brach der Zorn des Hauses ge-
n den Minister los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte
ord North, er sey unglücklich aber seine Absicht sey gut und recht-
ch gewesen; man habe ihm anfangs seine Stelle gewissermaßen aufge-
rungen, er wolle gern sie niederlegen, wenn er dadurch Friede und
ussöhnung, die er stets gewünscht, bewirken könne. Doch die mächti-
e Partei der Tories stimmte für die Fortsetzung des Kriegs mit ver-
doppelter Anstrengung. Endlich schlug Lord North den 17ten Februar
778 Unterhandlung mit Amerika vor, und gestand, er habe stets ein-
sehn, die Besteurung Amerika's würde nie die Staatseinkünfte ver-
ehren, auch sey es nicht seine Politik gewesen, die Besteurung einzu-
ühren, sondern er habe dieses System schon befolgt gefunden, als er

unglücklicher Weise in die Verwaltung eingetreten; er selbst aber [illegible] nicht argwöhnen können, daß die von ihm in Ansehung des [illegible] genommene Maßregeln so unglückliche Folgen haben würde, [illegible] Dieses Geständniß bewaffnete seine Gegner. „Warum" riefen sie, [illegible] he er vor zwei Jahren denselben Vorschlag zur Ausgleichung, [illegible] Herzog von Grafton gethan, hintertrieben? Jetzt stehe Alles [illegible] Amerika habe seine Unabhängigkeit erklärt, und wisse, es könne nicht [illegible] siegt werden! Großbrittannien habe nunmehr nichts zu thun, als [illegible] zu schließen." Bald darauf zeigte Lord North dem Hause an, Frankreich stehe im Bunde mit Amerika. Da ließ sich Lord Chatam, schon dem Tode nahe, in das Haus führen, um seinen [illegible] zu bezeugen, daß man den Gedanken haben könne, Amerika's Unabhängigkeit anzuerkennen, und vor dem Hause Bourbon zu zittern! [illegible] aber, aufgefodert vom Herzog von Richmond, die Mittel [illegible] wollte, dies zu verhindern, sank er erschöpft in die Arme seiner Freunde. Er starb den 11ten Mai 1778. Der Plan des Ministers, den Krieg fortzusetzen und mit Amerika zu unterhandeln, ward genehmigt. Die brittischen Bevollmächtigten wollten jetzt den Amerikanern mehr [illegible] einräumen, als jene je selbst verlangt hatten; allein es war zu [illegible] Der Congreß bestand auf der Unabhängigkeit der Staaten, und [illegible] sich nur unter dieser Bedingung zum Frieden. So zerschlug sich [illegible] Unterhandlung und die Erbitterung war größer als je. Die brittischen Befehlshaber gestatteten das wildeste Verfahren. Alles übertraf [illegible] Abscheulichkeit die Zerstörung von Wyoming. Mehrere Umstände [illegible] ten außerdem noch allgemeinen Tadel gegen die Minister, [illegible] Krieg mit Frankreich und Spanien die Veranlassung gab. Fox [illegible] stürmte sie mit Anklagen, und die Opposition ward immer stärker. [illegible] North war oft uneins mit dem königlichen Cabinet; widersprach [illegible] selbst, indem er mit dem amerikanischen Congreß wie mit einer [illegible] hängigen Macht einen Waffenstillstand einzugehn bereitwillig schien, [illegible] dennoch auf die Dauer des Waffenstillstandes die Unabhängigkeit Amerika's nicht anerkennen wollte. Indeß trafen die Vorwürfe nicht [illegible] die Unfähigkeit der Minister, auch der König ward des Mißbrauchs der Civilliste beschuldigt; er wolle sein eigner Minister seyn, und [illegible] durch seine Unverantwortlichkeit gesichert, das Land unglücklich! [illegible] die Festigkeit, mit welcher der König den von Lord Gordon durch [illegible] Losung No Popery (kein Papstthum)! gegen die Catholiken und [illegible] lerant gesinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, gab den Ministern ein neues Gewicht. Um diese Zeit [illegible] anlaßte der Seekrieg Streit mit den neutralen Mächten. Da Holland sich weigerte, den vertragsmäßigen Beistand zu leisten, so hob England das mit den Niederlanden bestehende Bündniß auf. Dagegen schlossen die nordischen Mächte i. J. 1780 einen Bund, den man die bewaffnete Neutralität nannte. Großbrittannien erklärte hierauf [illegible] die Republik der vereinigten Niederlande, welche jener Neutralität [illegible] anschließen wollte, den Krieg, weil Amsterdam mit Amerika [illegible] Verbindungen gehabt, die Generalstaaten aber die verlangte Genugthuung nicht gegeben hätten. Nur wenige Stimmen tadelten den Minister wegen dieses stolzen Schrittes. Das Glück schien damals den [illegible] tischen Waffen in Amerika günstig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um diese Zeit trat ein neuer Gegner gegen den Minister auf. In dem funfzehnten Parlamente, das unter Georg III (am 31sten October 1780) sich versammelte, sprach William Pitt, Lord Chatams zweiter Sohn, für die von Burke vorgeschlagne [illegible]

inkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einfluß-
der Krone. Am heftigsten aber griff Fox den Anleiheplan des Lords
rth an. „Der Minister habe als Agent der Nation, die er mit
n neuen Taxen belastet, den unüberlegtesten, ärgerlichsten und
chtesten Handel gemacht, für welchen er öffentliche Verwünschungen
eine exemplarische Strafe verdiene." Die Minister mußten jetzt
n ganzen Einfluß aufbieten, um zu verhindern, daß das Parlament
t von ihrem System sich ganz lossagte. Nur eine kleine Stimmen-
rheit rettete sie vor der verlangten strengen Untersuchung ihres Ver-
ens. Bei dieser Gelegenheit drückte Pitt seinen vollen Abscheu
r den amerikanischen Krieg aus. Er nannte ihn unternommen von
Ungerechtigkeit, geführt von der Thorheit; jeden Schritt desselben
ichne Mord und Verwüstung. Er enthülle die tiefste sittliche Ver-
enheit und jede Schändlichkeit des Menschen. — Der indische
g ward ebenfalls ein Gegenstand des öffentlichen Unwillens. In
Berichte, den der geheime Ausschuß darüber i. J. 1782 erstattete,
billigte man das ganze politische Verfahren des Generalgouverneurs
stings in den stärksten Ausdrücken. Allein die strengen Beschlüsse
Hauses der Gemeinen, den königlichen Oberrichter in Indien, den
eralgouverneur Hastings und andre hohe Beamte, wegen verletz-
Amtspflicht und Verraths der Nationalehre zurückzurufen und zur
antwortung zu ziehn, blieben ohne Folgen. Der kühne, herrschsüch-
Hastings, ein Mann von außerordentlicher Geisteskraft, setzte sein
tem offner und geheimer Unterdrückung fort, bis er in Indien und
England Achtung und Schutz für sich verloren sah, und durch frei-
ige Niederlegung seiner Würde der Absetzung zuvorkam. Dies ge-
h aber erst nach der Veränderung des brittischen Ministeriums, wel-
bisher alles strengere Verfahren gegen ihn zu hintertreiben gewußt
e. Ein Theil der gegen Hastings gerichteten Anklage fiel daher, in
öffentlichen Meinung wenigstens, auf Lord North zurück. Eben
venig wußte der Minister die Rechte des Königs und des Parlaments
Irland zu behaupten. So sehr er auch die irische Nation bei meh-
Anlässen begünstigt hatte, so strebte diese immer zuversichtlicher
einer Art von Unabhängigkeit von dem brittischen Parlamente.
h hier war es Pitt vorbehalten, nicht nur die Fehler seines Vor-
gers wieder gut zu machen, sondern jeder Trennung für die Zukunft
egenzuwirken. Das Unglück der brittischen Armee unter Lord Corn-
llis, welcher bei Yorktown (19. Octbr. 1781) mit 7000 Mann
gefangen wurde, schien die Opposition zu den härtesten Anklagen
Minister zu berechtigen, nachdem der König im Vertrauen „auf
t und die Gerechtigkeit seiner Sache" die Nation zur angestrengte-
Fortsetzung des Krieges aufgefodert hatte. Jetzt schien auch der
Adel, der bisher dem Minister angehangen hatte, sich gegen den
g zu erklären, der bereits über 100,000 Britten das Leben gekostet
eine Ausgabe von 100 Millionen Pfund Sterling verursacht hatte;
der Minister konnte nur durch die eifrigsten Tories und die Partei
königlichen Gewalt eine schwache Stimmenmehrheit erhalten. In-
bewilligte das Haus für d. J. 1782, außer 100,000 Seeleuten,
000 Mann Soldaten. Lord North aber theilte den Haß des ame-
nischen Krieges vorzüglich mit dem ersten Lord der Admiralität,
Sandwich, und mit dem Staatssecretär für Amerika, Lord
rge Germaine. Letzterer gab daher seine Stelle auf, und ward
König, ungeachtet des Widerspruchs der Minorität, die im Ober-
e sogar eine schriftliche Protestation einlegte, zum Pair mit dem

Titel Lord Viscount Sackville erhoben. Endlich fiel die Majorität der Minister bis auf eine Stimme herab. Jetzt drang General Conway, derselbe, der sechzehn Jahre früher die Zurücknahme der Stempelakte bewirkt hatte, mit seinem Vorschlage vom 27sten Februar 1782 durch, daß die Kammer erklären solle, die Fortsetzung des amerikanischen Kriegs sey dem brittischen Staatsinteresse entgegen. Der Vorschlag aber, zu erklären, daß die Hauptursache des Nationalunglücks die Unfähigkeit der Minister sey, bei welchem Anlaß man Lord North an seine Versicherung erinnerte, daß er, wenn das Parlament ihm sein Vertrauen entzöge, seine Stelle niederlegen wolle, wurde mehrmals erneuert, als der Minister den 19ten März dem Hause den Willen des Königs bekannt machte, daß er die Administration gänzlich zu verändern entschlossen sey. So ward endlich, nach Belshams Ausdruck, „diese infame Administration, die so lange der Fluch des brittischen Reichs gewesen, zur unaussprechlichen Freude aller Stände des Volks gänzlich aufgelöst." — Der Marquis von Rockingham kam jetzt zum zweiten Male an die Spitze der Administration, Graf Shelburne aber und Herr Fox wurden zu Staatssecretären ernannt. Lord Thurlow blieb allein vom alten Ministerium in seiner Stelle. So siegten die Whigs, und die Tories entzogen sich nur durch freiwillige Abdankung dem unmittelbaren Tadel (Censure) des Hauses der Gemeinen. Allein der Tod des Marquis von Rockingham (1sten Juli 1782), und die Ernennung des Lords Shelburne an dessen Stelle löste den bisherigen Verein der Whiggs auf. Fox, Burke u. s. w. legten ihre Stellen nieder. Unter den neu ernannten Ministern zog William Pitt, der in einem Alter von 23 Jahren Kanzler der Schatzkammer wurde, die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Jetzt wurden endlich, nachdem der Krieg die Nationalschuld um 121 Millionen Pfund Sterling vermehrt hatte, den 30sten November 1782 die vorläufigen Friedensartikel zwischen Großbritannien und Amerika unterzeichnet, und die dreizehn Staaten als frei und unabhängig anerkannt. Gegen die Präliminarartikel des Friedens mit Frankreich und Spanien aber (2. Januar 1783) erhob sich im Unterhause Lord North, er behauptete, diesen Frieden als nachtheilig und der brittischen Ehre zuwider. Man erstaunte über die Kühnheit, mit welcher er gegen einen Frieden sich erklärte, dessen Nachtheile er doch selbst verschuldet hatte. Noch mehr erstaunte man, als Fox dasselbe äußerte, und hinzufügte, er sey, da der Grund ihres vorigen Zwistes, der amerikanische Krieg, nicht mehr vorhanden wäre, mit Lord North versöhnt. Er nannte ihn sogar seinen Freund. Diese „monströse Coalition" *) ward heftig angegriffen

*) In Canzlers und Meißners Journal für ältere Litteratur und neuere Lectüre, II. 227, wird, freilich unverbürgt, folgender Aufschluß über die Entstehung der sogenannten monströsen Coalition gegeben. Als Lord North erfuhr, daß er nicht der Gnade des Königs, sondern den Vorstellungen eines von ihm gehaßten und gefürchteten Mannes, des Großkanzlers Lord Thurlow, die Stelle eines Gouverneurs der fünf Häfen, welche ihm der König, nach seinem Abgange aus dem Ministerium, mittelst eines sehr verbindlichen Schreibens übertragen, zu verdanken, so änderte er plötzlich sein Betragen im Parlamente. Er hielt sich vom König für beleidigt, da dieser erst von seinem Todfeinde erinnert werden mußte, gegen ihn dankbar zu seyn. Daher entwarf er den Plan, Haupt einer Partei, unabhängig vom Monarchen und diesem selbst furchtbar zu werden. Noch jetzt hatte er im Unterhause einen gro-

r, der Vertheidiger der Volksrechte und jener, der stolze Anwald königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinstimmen. Allein es r so; und sie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihm e sein Verhalten als Minister auf keine Weise; seiner Unschuld sich ußt, biete er dem Tadel und der Strafe Trotz, er fürchte keine Anje, und erwarte furchtlos seine Feinde; da er übrigens zu dieser Verdung eingeladen worden, könne man wohl vermuthen, daß er keinen er öffentlichen Grundsätze aufzugeben Willens sey." Der König sah endlich durch das Verlangen des Unterhauses bewogen, eine andre ninistration zu bilden; und Pitt legte seine Stelle als Kanzler der atzkammer nieder. Jetzt ward der Herzog von Portland an die ze der Verwaltung gestellt; Lord Cavendish zum Kanzler der atzkammer, Lord North aber und Fox zu Staatssecretären, jefür das Innere, dieser für die auswärtigen Verhältnisse, ernannt. h Burke ward wieder angestellt. Die Mehrheit dieses Ministeums gehörte zu den alten Whiggs; Lord Stormont, Lord North und Carlisle waren Tories: diese sonderbare Zusammensetzung hinderas öffentliche Vertrauen. Allgemein ward die Coalition r getadelt. Man erinnerte sich, daß Fox einst gegen Lord North ärt hatte, er wolle die Urheber des allgemeinen Unglücks bis zum affot verfolgen; und von Burke wiederholte man sich dessen Beptung, er habe die Anklagepunkte zu einem Impeachment gegen Lord th, den er als einen Staatsverbrecher bezeichnete, bereits geet. Was die öffentliche Meinung gegen Lord North am meisten mmte, ward Lord Cathams bekannte Aeußerung, es sey ihm unlich, weder mit Lord Bute, noch mit Lord North vereinigt, dem ige und dem Vaterlande zu dienen. Indeß setzte das neue Miniunm mehrere Vorschläge durch, unter andern die Entsagung des tischen Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Ansehung Irs. Dagegen unternahm Pitt, im Unterhause die Finanzplane der nister in ihrer Blöße zu zeigen, und auf eine Parlamentsreform anagen. Gegen diese setzte sich zwar Lord North mit vieler Beredeit, und behauptete den Sieg. Aber nun trat Fox mit seiner diabill im Unterhause auf, nach welcher die Verwaltung der ostchen Compagnie sieben Commissarien übertragen werden sollte. er kühne Vorschlag, der die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, de von dem einen Theile eben so sehr bewundert, als von dem anverschrien. Pitt gab zu, daß der Zustand von Indien einer lichen Reform bedürfe, aber dieser Plan sey tyrannisch. Das Un-

ßen Anhang. Lord Shelburne, der sich in seinem Ministerposten nicht sicher hielt, schlug eine Aussöhnung mit Lord North vor, um durch dessen Anhang die Zahl seiner Freunde zu vermehren. Aber Pitt erklärte, daß er sich bei Norths Rückkehr, aus dem Ministerium, ohne doch sein Feind zu seyn, entfernen würde, und fügte hinzu, daß, wenn ja die Vereinigung mit irgend einer Partei unumgänglich nöthig sey, er noch eher für Fox stimmen, und zur Unterhandlung deßfalls bereit seyn würde. Der König willigte ein; aber der stolze, unversöhnliche Fox wies mit Verachtung Pitts billige Vorschläge zurück. Jetzt näherte sich Lord North seinem ehemaligen Feinde Fox. Da beiden eine Verbindung gegen den König und die königliche Partei gleich wünschenswerth schien, so war es ihrem gemeinschaftlichen Freunde, Hrn. Eden, leicht, das Werk zu vollenden. Bei ihm sahen sich Fox und North, und der Grund zur Coalition ward noch an diesem Tage gelegt.

terhaus nahm ihn an. Das Oberhaus verwarf ihn. Der König erklärte sich dagegen mit dem größten Unwillen; „er sey damit hintergangen und getäuscht worden." Dies zog die Auflösung der bisherigen Administration nach sich, worüber die Nation laut ihre Freude bezeigte. Der König sandte den 19. Dec. 1783 den beiden Staatssecretairs ihre Entlassung; und wenig Tage darauf ward Pitt zum ersten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Zwar behauptete die Opposition noch eine Zeitlang im Unterhause die Mehrheit, und verlangte vom König die Entfernung seiner Minister; allein der König hatte den Beifall der Nation und des Oberhauses für sich. Die Opposition verlor täglich mehr Anhänger. Endlich löste der König das bisherige Parlament gänzlich auf; ein neues ward gewählt; Pitt siegte, und sein unversöhnlicher Feind, Lord North, wandte vergebens sein Rednertalent an, um der Regierung unter einem von ihm gehaßten Minister entgegenzuarbeiten. Einige Jahre vor seinem Tode ward Lord North, der seit dem Tode seines Vaters auch Graf von Guilford hieß, blind. Er starb den 5ten August 1792 im 61sten Jahre seines Alters, ohne große Reichthümer zu hinterlassen, indem er die großen Schätze, welche er in seiner langen Administration zusammengebracht, größtentheils auf Bestechungen verwandt hatte, um sich in seinem Posten zu behaupten. Am demselben Tage starb auch General Burgoyne, zu dessen Schmach bei der Nation Lord North so viel mitgewirkt hatte. Wenige Monate vor ihm war Lord Sandwich gestorben, der einst als Seeminister mit ihm die Leitung und das Unglück des amerikanischen Krieges theilte. Ueber die Geschichte der Administration des Lords North, in welcher die ersten Redner der Nation auftraten, und während welcher der brittische Staats- und Nationalcharakter, gegenseitig bald sich abstoßend, bald sich anziehend, immer inniger sich durchdrangen, vergleiche man Histoire de l'administration de Lord North P. I. II. London 1784. 8. K.

Norwegen, im schwedischen Norrige, im Dänischen Norge, ein jetzt mit Schweden vereinigtes Königreich auf der skandinavischen Halbinsel, wird gegen Osten von Schweden und nach den übrigen Weltgegenden zu von der Nordsee begränzt. Dieses Land, welches ehemals seine eignen Könige hatte, war seit 1387 mit Dänemark vereinigt, indem in diesem Jahre Margaretha, Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark und Wittwe Hakons VIII., Königs von Norwegen, nachdem ihr von den Dänen schon im Jahr 1376 zum König von Dänemark erwählter Sohn Olav gestorben war, als Königin in beiden Reichen anerkannt wurde. Die Vereinigung von Dänemark und Norwegen dauerte bis zum Jahre 1814. Als Preis des Beitritts zur Allianz gegen Frankreich war nämlich, wie versichert wird, schon im J. 1812 von einigen alliirten Mächten der Krone Schweden das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entrissen werden sollte, zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 wandte sich der Kronprinz von Schweden mit seinem Armeecorps gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Auftritten im Holsteinischen wurde in den letzten Tagen des Decembers 1813 der Friede zu Kiel geschlossen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch der dänische Prinz Christian, welcher Gouverneur von Norwegen war, von den Ständen dieses Landes, welche die im Kieler Frieden geschehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war, so drang der Kronprinz von Schweden im Sommer 1814 mit einer Armee

e in Norwegen ein, und nach einigen Gefechten wurde eine Conven-
tion geschlossen, vermöge welcher Norwegen als selbstständiges König-
reich mit einer besondern Constitution mit Schweden vereinigt wurde.
Die Verhältnisse des Lands zu Schweden sind in der Reichsacte
ausgesprochen, welche zwischen dem Storthing (Landtag) des norwegi-
schen Reichs und den Ständen des schwedischen Reichs errichtet, und
am 31. Jul. 1815 zu Christiania, und am 6ten August in Stockholm
unterzeichnet wurde. — Der Flächeninhalt von Norwegen beträgt 7558
Quadratmeilen. Das Clima ist besonders im östlichen Theile äußerst
rauh, und bloß an der Küste etwas gemäßigter. Die Luft ist indessen
sehr gesund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und bren-
nend heiß. Moräste, Wälder, Berge und Wüsteneien beurkunden die
noch schwache Bevölkerung, (man rechnet auf Norwegen gewöhnlich 8-
bis 900,000 Einwohner) und legen der Cultur des Bodens große Hin-
dernisse in den Weg. Die Einwohner müssen sich daher außerordentlich
behelfen, und sind oft, wenn die Getraidezufuhr fehlt, der Hungersnoth
ausgesetzt. Die Ausfuhr des norwegischen Handels besteht in Holz,
vorzüglich zu Mastbäumen, Eisen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, But-
ter, Pelzwerk, Asche, trocknen Fischen, und vorzüglich Heringen. Die
Einfuhr besteht in Gewürzen, Salz, Wein, Getraide, Weinessig, Brannt-
wein, Tuch, Käse, Tabak und Krammwaaren. Die Einwohner, eigent-
liche Norweger und Finnlappen, sind lutherischer Religion, und ihre
Sprache ist von der dänischen sehr wenig verschieden. Das Land wird
in vier Stiftsämter eingetheilt: Christiania oder Aggerhuus, Christian-
sand, Bergen und Drontheim.

Norwich, Hauptstadt von Norfolk (siehe d. Art.) am Zusam-
menfluß der beiden kleinen Flüsse Winster und Yare, ist der Sitz ei-
nes englischen Bischofsthums, welches zu dem Erzbischofsthum von Can-
terbury gehört. Die Stadt enthält viele schöne Gebäude, und zwischen
3- bis 37,000 Einwohner. Wallonen, welche, durch die Verfolgun-
gen des Herzogs von Alba vertrieben, hier unter Begünstigung der Kö-
nigin Elisabeth einen Zufluchtsort fanden, haben ursprünglich sehr viel
zur Aufnahme der Stadt, vorzüglich in merkantilischer Hinsicht beige-
tragen. Die Wollenzeuge, welche in den Manufacturen von Norwich
verfertigt werden, bilden den beträchtlichsten Theil der Ausfuhr dieser
Stadt.

Nosairier heißt eine mahomedanische Secte von der Partei der
Schiiten, die sich um das Jahr 270 der Hedschra bildete und ihren
Namen von Nosraya im Gebiete Cufa, dem Geburtsorte ihres ersten
Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Nosai-
rier in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet und wetteiferten an
Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden sie
jedoch auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmack
beschränkt, den sie jetzt noch als eine den Türken zinsbare, sonst aber
selbstständige Völkerschaft inne haben. Ihr Hauptort **Safita**, acht
Stunden von Tripolis (Tarabliis), ist eine alte Festung mit einem Fle-
cken von 250 Häusern und die Residenz ihres weltlichen Scheikhs, der
sie als erblicher Fürst und Vasall der hohen Pforte regiert. Das Ge-
biet der 800 Dörfer, in denen ihre starke Bevölkerung unter den Statt-
halterschaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, ist wenig frucht-
bar, aber sehr fleißig mit Getraide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeer-
bäumen, Pomeranzen und Wein, den sie selbst trinken dürfen, angebaut.
Auch erzeugen sie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andere
Droguereiwaaren, und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel.

Ihre Sitten sind roh und durch Ueberreste heidnischer Gebräuche, di
in den Lingamdienst erinnern, verderbt; denn ob sie wohl die Viel
verei für unerlaubt halten, gestatten sie doch an gewissen Festtagen
fürliche Vermischung der Geschlechter, und theilen sich nach Art
Hindu in mehrere Casten, von denen eine die andere drückt. Die
sen, denen sie tapfern Widerstand leisten, und die Ismaeliten, ihr
ten Nachbarn, verabscheuen sie, obgleich ihr Glaube von der
nsicht der letztern wenig abweicht. Sie sind, wie diese (s. d. Art. Is
maeliten), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung
ne Hölle und kein Paradies an. Die Christen lieben sie und
en auch christliche Feste und Gebräuche, ohne jedoch ihre
anz zu kennen. Uebrigens zeigen sich in ihrem Cultus noch
en des Naturdienstes der alten Vorder-Asiaten. Gewisse
Pflanzen sind ihnen heilig und die weiblichen Geschlechtstheile, als
ol aller Zeugung, ein Gegenstand der Verehrung. Mit den
aben sie aber eine Menge von Wallfahrtsörtern und Capellen
n denen ihr Gottesdienst mit großem Geräusch geübt wird.
iches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufsicht darüber
andert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Mei
aß die Nosairier die syrischen Sabier oder Johannischristen
urch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des
hen Consuls Rousseau in Aleppo vollkommen widerlegt.

Nosologie (aus dem Griechischen), nennt man in der Medi
ie Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich beschäf
Man vergleiche Semiotik und Therapie.

Nösselt (Johann August). Dieser um die Universität Halle
m die theologischen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte
Halle am 2ten Mai 1734 geboren, fing im J. 1753 als Magister
Vorlesungen zu halten, und hatte schon als außerordentlicher Prof
J. 1762 einen solchen Beifall, daß er den großen Hörsaal der Uni
rsität zu seinem Auditorium wählen mußte. Dieser Beifall
h bis zum October 1806, wo die Unfälle, welche das Vaterland
n, auch seiner Thätigkeit ein Ziel setzten. Er verdankte ihn
ten Fortschreiten mit der Aufklärung des Zeitalters; denn seiner
Gelehrsamkeit ungeachtet blieb er noch in seinem hohen Alter
ue Ansichten empfänglich. Ihm war das theologische System
schloßnes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre.
ig widersetzte er sich allen Eingriffen, die man in Glaubens-
ewissensfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die
nscommission unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige
n Preußen legte dem verdienstvollen Greise den Character eines
en Raths bei und zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle
lich als denjenigen Mann aus, dem die meisten und vorzüglichsten
en in seinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um so
er traf ihn das Schicksal Preußens im J. 1806, das er nur
t überlebte. Er starb als Senior der Universität am 10. März
on seinen Schriften sind die vorzüglichsten seine Anweisung zur
ng angehender Theologen, 3 Bände, und seine Anweisung zur Kenn
der besten theologischen Bücher. Die übrigen sind exegetischen,
ischen und religiösen Inhalts.

Nostradamus. Michel Notre Dame wurde im Jahr 1503
. Remy in Provence geboren. Er stammte aus einer ehemals
en Familie, studirte Medicin, legte sich etwas auf Quacksalberei
' fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit seines Jahrhunderts, die

te. Die Prophezeiungen, die er in seiner Abgeschiedenheit zu Salon genannten Quatrains zu ganzen Hunderten der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit selbst großes Aufsehn. nrich II., König von Frankreich, ließ den Verfasser zu sich kommen, beschenkte ihn königlich. Als dieser Monarch in einem Turnier ch Ungeschicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte n die Prophezeiung dieses Todesfalls in dem 35sten Quatrain der en Centurie des Nostradamus zu finden, welches folgendermaßen tete:

> Le lion jeune le vieux surmontera
> En champ bellique par singulier duel
> Dans cage d'or les yeux lui crevera
> Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

angesehensten Personen seiner Zeit besuchten ihn zu Salon. Carl ernannte ihn zu seinem Leibarzt. Indessen fehlte es doch auch t an solchen, die seiner Prophezeiungen spotteten. Jodelle machte er andern folgendes Wortspiel auf diesen Propheten:

> Nostra damus, cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
> Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.

stradamus starb zu Salon im J. 1566. Merkwürdig ist es übrigs, daß an demselben Orte im siebzehnten Jahrhundert ein ähnlicher Kunstverkündiger geboren wurde, ein gewisser François Michel, seiGewerbes ein Hufschmid. Dieser Mann reis'te im J. 1697 an den f Ludwigs XIV. und wurde hier mit großen Gnadenbezeugungen, man sagt, wieder entlassen. Auch dieser Mann machte zu seiner t großes Aufsehn.

Notabeln. Wenn man das Wort **Notabeln** (französisch les tables) durch die Umschreibung: **die bedeutendsten aller Stände**, übersetzt, so hat man es nicht nur buchstäblich verdeutscht, dern zugleich den richtigen Begriff, der damit zu verbinden ist, ins lle gebracht. Obgleich in mehrern europäischen Staaten die verschied. Stände derselben sich versammeln, um sich über das Wohl derselzu berathschlagen, wie z. B. in England das Parlament, in Schweder Reichsrath, in Holland die Generalstaaten und in Spanien die tes, so findet doch nur in Frankreich die Benennung von **Notan** Statt. Ihrer geschieht in den ältern Annalen dieses Staates ermals, zuerst aber einer Zusammenkunft derselben, die von einiger deutung war, im J. 1613 Erwähnung. Nachdem **Heinrich IV.** er den Dolchstichen **Ravaillacs** gefallen war, bemächtigte sich en Witwe, **Maria von Medicis**, der Regentschaft für ihren ründigen Sohn, **Ludwig XIII.** An ihrem Hofe bildete sich ein vergnügter Bund, an dessen Spitze der Prinz **Heinrich von** **ndé** stand. Nachdem man sich mit ihm in Vergleichsunterhandgen eingelassen hatte, erklärte er in einem Schreiben an die Königin, aber mehr das Ansehn eines Manifestes hatte, daß er zu den Schritdie er gethan, durch die Verwirrung der Finanzen, durch die Beung unwürdiger Menschen zu den ersten Stellen im Staate, durch den Ministern eingeräumte übermäßige Gewicht, durch die Geringtzung der Prinzen und Pairs, durch die Hindernisse, die man den rlamenten bei der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit in den Weg lege, ch den Verfall des Adels, durch den hohen Preis, um welchen die ichtsstellen verkauft wurden, durch die Unterdrückung des Volks, rch die **Nachlässigkeit in Versammlung der Stände**, durch die Uebereilung, mit der man die Heirath des Königs vor

seiner Volljährigkeit geschlossen habe, veranlaßt sey. Er drang [illegible] Schlusse darauf, daß binnen drei Monaten eine Reichsversa[illegible] lung veranstaltet, und bis dahin die Doppelheirath und Ver[illegible] des Königs mit der spanischen Prinzessin Anna Maria, [illegible] Prinzen von Asturien, Philipp, mit der ältesten französischen [illegible] zessin, Elisabeth, ausgesetzt werde. Die verlangte Zusammen[illegible] der Angesehensten des Reichs ward bewilligt, und in einem zu St. [illegible] nehoud zwischen der Regentschaft und den Mißvergnügten [illegible] Mai abgeschlossenen Vergleiche noch näher bestimmt, daß die [illegible] Zusammenkunft spätestens bis zum 25sten August ausgeschrieben [illegible] solle. Die Regentin verschob den von ihr bewilligten Aufru[illegible] Etats generaux bis zum October, und theilte endlich, als [illegible] länger ausweichen konnte, sie in drei Kammern ein. Die erste [illegible] aus 140 Deputirten der Geistlichkeit, worunter fünf Cardinäle, [illegible] Erzbischöfe und 47 Bischöfe waren; die zweite aus 132 Abge[illegible] des Adels, und die dritte aus 182 Repräsentanten der Städte. [illegible] versammelten sich in drei besondern Sälen des Augustinerklosters [illegible] ris, und bereiteten sich durch ein dreitägiges Fasten und einen [illegible] nen sehr feierlichen Umgang zu ihren Arbeiten vor. Dieser [illegible] Einleitung ungeachtet, war diese Versammlung von keinem [illegible] folge, als daß nach einer Menge von Foderungen, Vorschlägen und [illegible] cussionen (deren hier keine Erwähnung geschehen kann), die zwischen [illegible] Mitgliedern derselben obwaltenden Mißhelligkeiten, deren Feuer [illegible] Hofe angeschürt wurde, immer heller aufloderten. Indessen verdient [illegible] hier bemerkt zu werden, daß an den Berathschlagungen derselben [illegible] nahm: Armand Jean du Plessis, jüngster Sohn Fran[illegible] du Plessis, Herrn von Richelieu, Freund der Marquise [illegible] Guercheville, einer Ehrendame der Königin, und deren Haus[illegible] meisters und geheimen Rathgebers Barbin, in der Folge als Car[illegible] nal von Richelieu, d. h., als ein hohes Ideal eines schlauen [illegible] fes und intriguanten Ministers bekannt. Eben er war es, der im [illegible] 1626, da er schon die Höhe erstiegen hatte, auf der er im hellsten [illegible] nenlichte menschlicher Ehre und Größe glänzte, eine zweite, zugleich [illegible] in der ältern Periode der Geschichte Frankreichs die letzte Versamm[illegible] lung der Großen des Reichs veranlaßte, die unter der (wie wir [illegible] sehen werden) in neuern Zeiten wieder angenommenen Benennung As[illegible] semblee des Notables den Schauplatz betrat und der Gegenstand [illegible] einer allgemeinen Aufmerksamkeit war. Sie wurde im großen Saal [illegible] der Tuilerien vom Könige Ludwig XIII. mit einer Anrede eröff[illegible] in der er versicherte, daß er sie berufen habe, um den eingerissenen [illegible] ordnungen abzuhelfen, und sich in dieser Absicht mit ihrem Rath [illegible] versehen. Sie fing am 7ten Januar 1627 ihre Berathschlagungen [illegible] Richelieu legte ihr 13 Punkte vor, und verlangte im Namen [illegible] Königs, sie in Untersuchung zu nehmen. Am 24sten Februar, [illegible] nach 48 Tagen, wurde sie wieder aufgelöst, nachdem sie mehrere [illegible] schlüsse gefaßt hatte, deren Werth nicht verkannt worden ist. Seit [illegible] ser Zeit fand kein König von Frankreich es seinem Interesse angemessen, [illegible] und kein Minister es mit der Politik vereinbar, eine solche Zusammen[illegible] kunft wieder zu veranstalten, bis endlich im J. 1786 der Minister [illegible] General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, [illegible] mehrern Abänderungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen [illegible] Gewicht zu ertheilen, wozu ihm das schon im Sinken begriffene [illegible] liche Ansehn nicht schwer genug schien, etwas anderes, als das Parla[illegible] ment, nothwendig sey, von dem er annahm, daß es kein schick[illegible]

rkzeug zur Einführung einer neuen Ordnung der öffentlichen Ange-
nheiten seyn, auch wohl es sich nicht gefallen lassen werde, sich bloß
Maschine brauchen zu lassen, um die Steinmassen, die er zu sei-
n im Baurisse fertigen Gebäude bedurfte, dahin zu schaffen, wo
sie nothwendig fand. Er glaubte, man müsse etwas Neues erfinden,
m aber zugleich durch den Anstrich eines ehrwürdigen Alterthums ei-
gewisse Würde und Feierlichkeit zu ertheilen sey, die dem großen
aufen gefallen werde und die Beistimmung der Nation zu bewirken,
mehrern Hinsichten geeignet sey. So entstand die Assemblee des
otables. Um ihr denjenigen Beifall, den er ihr wünschte, um so
hter zu verschaffen, entwarf er den Plan, keinen Stand unbeachtet
lassen, alle Volksklassen einzuladen, sich durch ihre Repräsentanten
rzustellen und durch sie dafür zu sorgen, daß jeder ihrer Wünsche an-
racht, keines ihrer Rechte vernachlässigt, Alles eingeleitet, erwogen
d genehmigt werde, was längst von ihnen und ihren Vorfahren ge-
fft worden war. Am 29sten December 1786 wurde in des Königs
udwigs XVI.) Conseil beschlossen, die Idee zu verwirklichen, die
s Werk des Ministers Calonne, und wie man wohl merken konn-
, nach seinem Glauben ein feines Meisterstück war. Der 29ste Januar
s folgenden Jahres wurde zur Organisirung der Versammlung be-
immt. Der König wollte ihr, wie er in seinem Decrete sagte, wichti-
Absichten mittheilen, die er zur Erleichterung seiner lieben und ge-
euen Unterthanen für nothwendig halte. Sie sollte aus 7 Erzbischö-
n, eben so vielen Bischöfen, 36 Individuen aus dem Adelstande (nach
rigen Geschichtschreibern Frankreichs aus dem hohen Adel, 26 Herzo-
n), dem ersten Präsidenten und General-Procurator aller Parlamen-
im Reiche, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeistern, den Deputirten aus
er Provinzen und den ersten Mitgliedern der Stadtmagistrate von
Städten, überhaupt aus 136 Personen bestehen. So wurde es in
en pariser Zeitungen angekündigt. (Nach einer neuern, allen Glauben
rdienenden, Geschichte Frankreichs waren die vom 29sten December
786 datirten Versammlungsschreiben gerichtet: an 7 Prinzen vom Ge-
üte, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edel-
ute, 8 Staatsräthe, vier Maitres des Requetes, 11 Erzbischöfe und
Bischöfe, 37 Oberrichter, zwölf Deputirte der Pays d'Etats, den Civil-
eutenant und 25 obrigkeitliche Personen aus den verschiednen Städten
es Königreichs. Die Anzahl der Glieder war 144.) Alles sah mit
ngeduld der Morgenröthe des festlichen Tages entgegen, der allen Kla-
en, jeder Unzufriedenheit auf immer ein Ende machen, und das gold-
e Zeitalter wieder nach Frankreich zurückführen werde, das, wie Einer
em Andern gestand, lange genug sich unter dem drückenden Joche der
isernen Aere in einer mißbehaglichen Lage befand. Einige wenige, die
durch Erfahrung belehrt) es wohl wußten, daß nicht alles Gold sey,
was glänzt, meinten, daß wenn man denn nun einmal im Ernste die
Erleichterung der die Nation drückenden Lasten beabsichtige, diese nach
ichtigern Berechnungen repräsentirt werden müsse, und daß diejenige,
ie dem obigen Plane zur Grundlage diene, nach willkürlichen Grund-
ätzen angenommen, und also ein fester Vorsatz des Hofes möglich,
aber auch nicht ganz unmöglich das Gegentheil sey. Die
Erwartung des Volks wurde durch verschiedene Flugschriften, die
man in Paris verbreitete, immer höher gespannt. In selbigen war
von nichts Geringerem die Rede, als von der Abschaffung von mehr
als 150 Millionen Auflagen, die größtentheils den ärmeren Volks-
klassen zur Last fielen, von einer größern Gleichheit in der Contribu-
tion, von einer großen Verminderung der Einhebungskosten, von den

Abschaffung einer Menge Zwangsrechte, von der Verbesserung mehrerer andrer lästigen Einrichtungen, namentlich einer großen Verbesserung der Salzsteuer und einer National-Sanction der öffentlichen Schuld. Schon etwas sank den Hoffenden der Muth, als der zur Eröffnung der Versammlung bestimmte Tag bis zum 7ten Februar verschoben wurde, und zwar, wie es hieß, weil die zu ihren Berathschlagungen bestimmten Säle des Menus nicht eher eingerichtet werden konnten, wie aber besser Unterrichtete behaupten wollten, weil der Minister sich noch nicht vorbereitet genug gefunden, sein System vor das Auge der öffentlichen Untersuchung zu bringen. Da doch Hr. von Calonne schon, als er am 13ten November 1783 den Eid als Generalcontroleur in der Rechnungskammer ablegte, auf dieses sein System anspielte, so wäre es um so mehr zu bewundern, wenn es im J. 1787 noch nicht zu der gehörigen Reife gediehen gewesen wäre. Endlich war das zu diesem großen Reichstage bestimmte Local in die gehörige Ordnung gebracht. Der Versammlungssaal hatte 120 Fuß Länge und 100 Fuß Breite. Neben ihm befanden sich noch 12 andere Zimmer, jedes mit einem besondern Abzeichen, Vorzimmer für die Bedienten, ein Zimmer für die Schweizer, eines für die Leibgarde, ein Vorzimmer, Zimmer und Cabinet für den König, ein Cabinet für die Königin, ein Saal zum Schreiben, ein Zimmer für das Secretariat, eines für die Ausschüsse und eins zum Ankleiden der Mitglieder. Die Notabeln hatten einen besondern Eingang, durch welchen sie in den untern Theil des Saals gelangten. Der obere, um 3 Fuß erhabnere Theil war für den König, die Prinzen und Pairs bestimmt. In der Mitte stand der Thron mit einem Baldachin, und an beiden Seiten befanden sich 2 Armstühle für die beiden königlichen Brüder. In einiger Entfernung waren 2 Banquets für die Prinzen vom Geblüte und andere für die Pairs angebracht. Der 7te Februar erschien; aber die Versammlung versammelte sich nicht. Am 11ten wurde ihr angedeutet, daß es damit bis zum 22sten selbigen Monats Zeit habe, und diese Andeutung nahm das ungeduldige Publikum unfreundlich auf. Von den Pairs wurde indessen (vielleicht um sich unterdessen die Zeit zu vertreiben) ein dem Könige einzureichender Vorschlag beschlossen, in welchem sie ihn ersuchten, daß ihre geistlichen Mitglieder gleichwohl in der Versammlung ihre Stellen nach dem Range ihrer Pairschaften nehmen möchten. In einer Commission, die sich bei dem Siegelbewahrer versammelte, verlas man die Propositionen, die der Versammlung vorgetragen werden sollten, und den ersten Theil des Reformationsplans, den der König, um sich darüber zu berathschlagen, an sie gelangen zu lassen, gewilligt war. Dieser Plan bestand in drei großen geschriebnen Heften, von welchen der erste an einem Tage vorgelesen wurde; und die beiden andern bis auf die folgenden Tage verschoben werden mußten. Endlich war der 22ste Februar da. Der König hörte die Messe des heiligen Geistes in der Schloßcapelle an, und begab sich nach Beendigung dieser religiösen Ceremonie, unter dem Gefolge seiner Brüder, der Prinzen vom Geblüte, der Herren vom Cabinet, der hohen Kronbeamten und zahlreicher Detaschements von der Leibgarde, der Chevauxlegers und Gensd'armes der Garde, in den Saal der Assemblée des Notables. Er eröffnete die Sitzung mit einer Rede. Nach ihm sprach der Siegelbewahrer mit Würde und Anstand. Ihm folgte der Generalcontroleur, Herr von Calonne, der von seiner Verwaltung und dem Zustande der Finanzen, von dem Anfang seiner Administration bis auf die gegenwärtige Zeit, Rechnung ablegte, sodann aber einen Abriß von dem Plan mittheilte, den der König zur Erleichterung

ner Unterthanen und zur Abhelfung der Mißbräuche entworfen hatte.
eser Plan berechtigte allerdings zu den schönsten Erwartungen. Es
llten Provinzialversammlungen errichtet, und diesen die Versammlun-
n der Kirchspiele und Districte untergeordnet seyn; es sollten Territo-
ialauflagen eingeführt, und von diesen keine Ländereien, selbst nicht die
ominialgüter und die Ländereien der Geistlichen befreiet seyn; die
ohndienste sollten abgeschaft, die inländischen Barrieren aufgehoben,
Zölle an die Gränzen verlegt werden. Diese Aeußerungen waren
ilich eines Dankes werth, den der König auch von dem ersten Prä-
enten des pariser Parlaments, und demnächst von dem Erzbischof von
arbonne und dem Siegelbewahrer erhielt. Die angegebnen Punkte
urden in den folgenden Sitzungen und Berathschlagungen näher zer-
edert und aus einander gelegt. So wurden z. B. die oben erwähn-
n Provinzialadministrationen, jedoch mit Einschränkungen und Abän-
rungen, schon in der zweiten Session einmüthig angenommen. Ob-
eich der König in seiner Instruction, die er am 28sten Februar 1787
n Notabeln ertheilt hatte, geradezu erklärt hatte: „wie es schlech-
rdings sein Wille sey, daß die in seinem Reiche sich befindenden
ndereien, ohne Ausnahme, einer Territorialabgabe unterworfen
rden sollen, daß diese Territorialsubvention dem Ertrag der Ländereien
gemessen und wie dieselbe veränderlich, reel, und nicht abonnirt seyn
le, daß er diese Grundsätze festgesetzt habe, und der Versammlung
chts übrig lasse, als über die Mittel der Vollziehung sich zu berath-
hlagen;" so gaben dennoch die Bureaux (vielleicht, weil ihnen der ent-
eidende, eingreifende Ton des Königs mißfiel) in Hinsicht dieses Ge-
nstandes am 9ten März ihr Gutachten dahin ab: „daß die Territo-
ialabgaben vermittelst einer Einhebung in Natura nicht thunlich,
d daß man über die Erhebung im Gelde nicht eher berathschlagen
nne, bis Alles, was man, um eine vollständige Uebersicht der Sache
erhalten, verlangt habe, mitgetheilt sey." Am nämlichen Tage wur-
n die Schulden der Geistlichkeit den Operationen der Provinzialadmi-
strationen unterworfen, die in Ansehung des Getraidehandels gemach-
n Vorschläge in ihrem ganzen Umfange angenommen, die neuen Ein-
chtungen der Steuern als die größte Wohlthat anerkannt, die der Kö-
g seinem Volke erweisen könne, und die wegen Aufhebung der Frohn-
enste und deren Umwandlung in Geld angegebnen Grundsätze gebil-
gt. Am 12ten März 1787 wurden durch Monsieur die Mémoires
n der zweiten (die Handlung betreffenden) Section mitgetheilt. Sie
trafen den Tabak, (dessen Bau), das Salz (die Aufhebung der Salz-
kerey, der Salzcomtoire und aller Beamten der Salzböden), die
usfuhren, (Zölle und Barrieren), den Transito, die Beförderung der
üstenfischerei, des Oelschlagens und der Saifensiedereien. Sämmtli-
e Vorschläge wurden mit einigen Milderungen und leichten Abände-
ungen angenommen. Am 31sten März 1787 erschien eine Sammlung
r den Notabeln übergebnen Mémoires, vor welcher sich ein Avertisse-
ent des Generalcontroleurs (Calonne) befand, in welchem das Volk
n den wahren Absichten des Königs und von Wohlthaten, die er ihm
gedacht habe, benachrichtigt wurde. Die Notabeln befürchteten, daß
durch die Nation gegen sie eingenommen werde, und namentlich den
iderstand mißbilligen möge, den sie in Ansehung einiger ihnen zur
erathschlagung vorgelegten Gegenstände zu erkennen zu geben sich be-
ogen gesehn. Sie glaubten, daß ihre Ehre angegriffen sey, die jedem
rivatmann noch lieber seyn müsse, als selbst das Interesse des Staats.
urch diese Besorgniß, sie möge nun begründet oder unbegründet seyn,

entstand eine Spannung zwischen den Notabeln und Herrn von Calonne, die für den letzten nicht von den angenehmsten Wirkungen war. Am 8ten April, am späten Abend, begab sich der Graf von Montmorin zu ihm, verlangte von ihm, im Namen des Königs, daß er seine Stelle niederlegen solle, und foderte von ihm das Portefeuille der Finanzen. Am folgenden Tage wurde auch der Siegelbewahrer (Herr von Miromesnil) seiner Stelle entsetzt. Einige Vorschläge des Hofes, die in der Folge an die Notabeln gelangten (die Veräußerung der Domainen und die neue Verwaltung der Wälder), von denen man glauben oder wissen mochte, daß sie ein Nachlaß des Exgeneralcontrolleurs seyen, fanden die gute Aufnahme nicht, die man sich von ihnen versprach. Am 23sten April trat der König in einer Rede, die er in der Generalversammlung hielt, mit einem Antrag hervor, der manchem unerwartet und keinem angenehm war. Er gestand, daß Einnahme und Ausgabe des Staates nicht in Uebereinstimmung seyen, daß letztere die erstere überwiege, und daß es nothwendig sey, diesen Defect, der, wie man nachher erfuhr, 127, wie Andere und wohl richtiger, annahmen, nicht weniger als 140 Millionen betrug, durch neue Auflagen und durch Einschränkungen zu decken. Er schlug eine Auflage auf den Stempel, Maßregeln, um die Verbindungen in Ansehung der Rückzahlungen auf eine gewisse Zeit zu erfüllen, und in der Folge eine Einziehung von 8 Millionen vom Kriegsetat, und von zwei Drittheilen der Pensionen, die über 1000 Livres, und verhältnißmäßig von denen, die weniger und bis zu 1000 Livres betrugen, ferner die Abschaffung der Schweinsjagd und vieler Pferde in den königlichen Ställen, die Entrichtung aller Pensionen der geistlichen ..., die bisher vom königlichen Schatze entrichtet worden, von den Oekonomaten, die Bestimmung der Pensionssumme auf 18 Millionen, die nicht übersteigen werden sollte, und die Verkaufung der königlichen Schlösser zu Choisi und la Muette, von welchen Reformen der König eine jährliche Ersparniß von 29 Millionen, die er bis auf 40 Millionen zu bringen meinte, versprach. Wenn oben bemerkt worden, daß der Defect der Staatscasse 140 Millionen Livres betrug, so wird die Richtigkeit dieser Angabe um so wahrscheinlicher, da gerade diese Summe nach einem mit Beistimmung und selbst unter Anleitung des Königs gefaßten Beschlusse der Notabeln nachfolgendermaßen gedeckt werden sollte:

Einschränkungen und Bonificationen	40 M.
Neue, von jedermann zu gebende Auflage auf Ländereien	25 —
Stempelauflage	25 —
Jährliche Anleihe	50 —
	140 M.

Die Bureaux verwarfen aber einmüthig alle neuen Auflagen auf Ländereien. Einige glaubten sogar, daß die Ausdehnung des Stempelrechts eine etwas zu schwere Last für das Volk seyn werde. Alle überließen der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Königs die Entscheidung, in dieser Rücksicht dasjenige zu verordnen, was er für das dienlichste halten werde. Endlich wurde am 25sten Mai 1787 die Versammlung als beendigt angesehn, die der König mit einer Rede beschloß. Nach ihm redeten der (neue) Siegelbewahrer und der Erzbischof von Toulouse. Als definitive Resultate ihrer Arbeiten ließen sich nachfolgende ansehen: 1. Die Provincialversammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeschlagenen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde so, wie sie es gewünscht hatten, eingerichtet, und folglich sollten die Berechnungen

e Einnahme und Ausgabe, und die Anschläge der Gnadenbezeigun-
n und Pensionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Ab-
affung der Frohndienste. 4. Abschaffung der Abgaben von der Ein-
d Ausfuhr, von einer Provinz in die andere, und Aufhebung der
arrieren zwischen selbigen. 5. Aufhebung der Salzsteuer, die nach
d nach geschehen sollte, wie der Ertrag durch Ersparungen und Bo-
ficationen zu ersetzen seyn werde. 6. Freiheit des Getraidehandels,
d des Handels überhaupt von einer Provinz in die andere. 7. Bo-
ficationen in allen Departements und sorgfältige, jährlich wenigstens
r Millionen betragende Ersparungen. 8. Ersparungen im Hofstaate
r Königin und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Mil-
nen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf solche Gegenstände, die
m Volke am wenigsten zur Last fallen würden. 11. Die Provincial-
rsammlungen sollen keine neue Auflage ertheilen, ehe die Ersparungen
s auf 40 Millionen gebracht seyen. So endigte sich die Versamm-
ng von Männern, denen man einen guten Willen so wenig, als den
eist und die Kraft, manche treffliche Ideen zu realisiren, absprechen
nn. Sie macht in der neuern Geschichte Frankreichs Epoche. DH.

Notarien. Notarii, (von nota das Zeichen) hießen anfangs
i den Römern diejenigen Sclaven oder Freigelassenen, welche sich
wisser Abbreviaturen (Abkürzungen) zur Geschwindschreibekunst (Ta-
ygraphie) bedienten, und die vorzüglich bei den Senatsversamm-
ngen gebraucht wurden. Während des Verfalls des römischen Reichs
zeichnete man mit dem Worte notarii die Schreiber oder Secre-
re der öffentlichen Behörden. Nachdem Europa seine veränderte
estalt angenommen und sich in die verschiednen neuern Hauptnatio-
n getrennt hatte, gebrauchte man das Wort notarii, um damit
e vom Staat bestellten öffentlichen Zeugen zu bezeichnen, deren sich
e Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubi-
ng bedienen konnten und in gewissen Fällen bedienen mußten, und
e einen bald mehr, bald minder starken Zusammenhang mit der
istizverfassung hatten. Nichts ist daher von Anfang an verschied-
r gewesen, als die Verfassung der Notarien in den verschiednen
ropäischen Ländern. Unbedeutend waren die Notarien in Eng-
nd und Holland. In Deutschland gehörte das Notariat zu den
iserlichen Reservaten und konnte schon deßwegen nie bedeutend wer-
n, indem die Justizverfassung jedes Landes die Wirksamkeit eines
iserlichen Notarien (Notarius publicus S. Caesareae majestatis) na-
rlich zu beschränken suchte. Am bedeutendsten waren die Notarien in
ankreich schon vor der Revolution. Diese Wirksamkeit haben sie
ch in der neuen französischen Gerichtsverfassung unter genau bestimm-
n Modificationen behalten. Die praktische Organisation der neuern
anzösischen Civilgesetzgebung beruht theils auf nicht rechtsprechenden,
eils auf rechtsprechenden Anstalten. Unter den nicht rechtsprechenden
nstalten steht das Notariatsinstitut oben an. Der französische Notar
ein öffentlicher Zeuge in subjectivem und objectivem Sinn. Durch
n bezeugt der Staat und sein Zeugniß wird für den Staat und für
e ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Contracte,
chuldverschreibungen und Vergleiche und alle andren, die willkürliche
erichtsbarkeit betreffenden Acten auf, die die Summe von 150 Frank
cht übersteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und
wird kein Zeugenbeweis gegen sie zugelassen. Ihr Inhalt ist der
echtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommenen
andlungen eine Registratur und ist für die Verwahrung derselben und

Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Expedition seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein [illegible] wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich sie nach einem Sterbfall die Versiegelung des Nachlasses nicht vornehmen, indem dieß dem Friedensrichter obliegt, so verfertigen sie doch die Inventarien, leiten das ganze Erbtheilungsgeschäft ein und berichtigen es. — Die Notarien in dem Arrondissement eines Gerichtshofes erster Instanz machen ein Corps aus, welches ein Collegium (chambre des Notaires) erwählt, das aus 1 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) besteht und einen Präsidenten, einen Syndikus, einen Berichterstatter, einen Secretär und einen Einnehmer hat. Dieses Collegium besorgt nicht nur die innere Polizei, sondern schlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten. In der Musik versteht man unter Noten die Zeichen der Töne. Man bediente sich als solcher schon im höchsten Alterthum gewöhnlich gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen sich, nach der Behauptung einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Noten genannt werden, so ist dieses vielleicht nur aus dem in der Geschichte der alten Künste so gewöhnlichen Irrthum geschehen, daß man denjenigen, der eine Erfindung zuerst aus einem Lande in das andre verpflanzte, oder der sie verbesserte, oder der sie aus der Verborgenheit des Geheimnisses, worin sich die Künste anfangs in geschlossenen Familien fortpflanzten, ans Licht zog, für den ersten Erfinder derselben ansah. Da die Griechen für die Töne der Vocalmusik andre Zeichen wählten, als für die Töne der Instrumentalmusik und da sie noch nicht auf die Idee gekommen waren, sich der Octave zu bedienen, um vermittelst der vorgesetzten Schlüssel eine Menge von den verschiedenartigsten Tönen auf eine analoge Weise zu bezeichnen; so sieht man leicht ein, daß sie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief sich die Anzahl derselben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal-, die andre für die Instrumentalmusik bestimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung einer solchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieses dadurch, daß man den Buchstaben eine verschiedne Stellung und Form gab, sie bald liegend, bald stehend, bald verkehrt u. s. w. vorstellte. So diente allein das T durch verschiedne Lage und Gestaltung dazu, sieben verschiedne Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue Noten bildete. War ein Lied dazu bestimmt, in Begleitung von Instrumentalmusik gesungen zu werden, so standen oben die Noten der Vocalmusik, unter diesen die Noten der Instrumentalmusik und dann erst der Text selbst. Da die Sylben der griechischen Sprache größtentheils auf einer fest bestimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinsicht der Zeit) beruhen, so hatten die griechischen Noten nicht nöthig, immer die Dauer des Tons zu bezeichnen, welche durch die Kürze oder Länge der Sylbe von selbst gegeben war, und sie konnten sich daher nur in der Regel auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einschränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannt

Musiker hätte mißverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die fünfzehn Haupttöne des griechischen Tonsystems (die sich von unserm großen A bis zum eingestrichnen a erstreckten) wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6ten Jahrhunderts auf sieben zurückgebracht und mit den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet, so daß die Uncialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die überschlagende Stimme und die doppelten Buchstaben für die doppelt überschlagende Stimme gebraucht wurden. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommne Notensystem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo, dem alten Aretium in Hetrurien), ein Benedictinerabt, im J. 1022 auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit fünf Linien zu bedienen, indem er die Punkte sowohl zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der Noten selbst bedient hatte, wurden nun Schlüssel, claves, (siehe den Artikel Schlüssel). Da indessen diese neuerfundnen Linienpunkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondre Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von einigen einem Deutschen aus Cöln, mit Namen Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts lebte. Andre schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwischen den Jahren 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in 2 Achtel oder 4 Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten ist zuerst von Jean Mouton, Kapellmeister Königs Franz I. von Frankreich, im 16ten Jahrhundert erfunden worden.

Notendruck, Notenstich. Man muß in der Geschichte des Notendrucks zwei Perioden unterscheiden: die erste, in welcher man sich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf eine ähnliche Weise setzte, wie man Bücher mit beweglichen Lettern setzt. In der ersten Zeit bediente man sich dazu der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, sind vom J. 1473. Hierauf folgte der Notenstich und Notendruck mit Kupferplatten und Zinnplatten, welcher letztere zuerst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gewöhnlich wurde. — Was die zweite Periode dieser Kunst betrifft, so ist man ungewiß über den Erfinder der ersten gegossenen Musiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanlecque (geboren zu Caulen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daselbst im J. 1648 starb. Die Kunst, mit solchen Noten zu drucken, blieb indessen sehr unvollkommen, so daß man sich gewöhnlich lieber der Methode bediente, Noten in Zinnplatten zu schlagen und sie mit einer Kupferpresse abzuziehen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunst, sich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, auf einen solchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den ersten Erfinder derselben gehalten werden kann. — Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht einmal ganz vervollkomm-

net war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkom-
menden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet worden zu seyn scheinen.

Notensetzer. Da es Musiker gibt, welche in gewissen Augen-
blicken der Begeisterung oft glücklicher auf dem Piano phantasiren, als
sie mit Absicht und Bewußtseyn zu componiren im Stande sind, so
hatte man schon längst gewünscht, eine Maschine erfunden zu sehen,
welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantasie
des Künstlers sogleich auf Noten setzte und so fest hielte. Die erste Idee
eines solchen Instruments wurde der Welt in den philosophischen Trans-
actionen (philosophical transactions) der londner Akademie der Wissen-
schaften vom J. 1747 (Nr. 483) als Erfindung eines englischen Geist-
lichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die nähere Art
der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewiesen war. Um das J. 1752
gerieth Hr. Unger, damals Landsyndikus und Bürgermeister zu Ein-
beck, nachher braunschweig-lüneburgischer Hofrath und erster Stifts-
secretär, ohne von Creeds Abhandlung Kenntniß zu haben, auf diese
Idee, und seine Vorschläge zur Ausführung wurden im J. 1752 von
der berliner Akademie der Wissenschaften gebilligt, jedoch nicht bekannt
gemacht. Ein Mitglied dieser Akademie, Hr. Sulzer, veranlaßte durch
die Mittheilung einer unvollständigen Beschreibung dieser ungerschen
Idee, den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachsen (geb. zu Hennersdorf
1711, gest. 1771) sogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In
den Nouveaux Mémoires de l'académie royale des sciences et des belles
lettres à Berlin vom J. 1771 findet sich eine vollständige und mit
zwei Kupfertafeln versehene Beschreibung der von Hrn. Hohlfeld erfunde-
nen Maschine von Sulzer. Auch Unger gab im J. 1774 eine Beschrei-
bung eines Notensetzers, wie er nach seiner Idee gemacht werden sollte,
heraus, ohne daß jedoch dieser Vorschlag von irgend einem Künstler
ausgeführt worden wäre. Die hohlfeldische Maschine enthält zwei Cy-
linder; um den einen dieser Cylinder ist das mit Notenlinien bezogene
Papier gerollt, welcher sich während des Spielens durch ein Triebwerk
von der Rolle löst, durch die angebrachten kleinen Bleistifte mit den
Noten, deren Töne das Fortepiano angibt, bezeichnet wird und sich
beschrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder auf-
rollt. Die Akademie der Wissenschaften hat diese hohlfeldische Maschine
durch Kauf an sich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein so
nützliches Instrument seit jener Zeit nicht vervielfacht, und von allen
großen Künstlern benutzt worden ist.

Nothfall, Nothrecht, Nothwehr. Es gibt Fälle im mensch-
lichen Leben, in welchen Handlungen, welche durch ein Gesetz verboten
sind, durch besondre Umstände erlaubt oder wenigstens straflos werden.
Einen solchen Fall nennt man im Allgemeinen einen Nothfall. Ein
Fall dieser Art ist z. B. der, wo die eigentlich sogenannte Nothlüge
eintritt, d. i. der Fall, in welchem man, um sich selbst oder Andere
vor gewaltsamen und widerrechtlichen Verletzungen zu schützen, eine Un-
wahrheit sagt. Im engern Sinne nannten die Lehrer des Naturrechts
also einen Fall, in welchem die Natur oder die Umstände Handlungen,
welche sonst strafbar und rechtswidrig seyn würden, straflos machen,
oder ihre Strafbarkeit wenigstens mildern. Hieher rechnete man das be-
rühmte Beispiel von dem Brete, oder den Fall, daß zwei auf einem
Brete, das nur einen retten kann, auf dem Meere schwimmen, und
der eine den andern herunterstößt. Zu diesen Handlungen gehört auch
der Nothgebrauch, d. i. ein Gebrauch, den man von fremdem Ei-
genthum zu machen genöthigt ist, um seine angebornen und unveräu-

lichen Rechte zu erhalten (wobei jedoch Ersatz möglich ist), der Nothdiebstahl (z. B. in der Gefahr zu verhungern), endlich die Nothwehr. Letztere kann nur in der bürgerlichen Vereinigung gemacht werden, und ist die Abwendung dringender Lebensgefahr, in welche jemanden der ungerechte Angriff eines andern setzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie ist auch meistens in allen Staaten, als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgesetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß sie dem Angriff angemessen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken seyn. Denn jeder hat ein Recht, seine Person und sein Leben zu vertheidigen, und keiner ein Recht, des Andern Leben und Freiheit zu stören, welches nicht der Fall wäre, wenn der hülflos Angegriffene, dessen Rechte der Staat in der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann, sich, selbst mit des andern Schaden nicht vertheidigen dürfte. Zwischen dem letztern und den übrigen Fällen findet aber der Unterschied Statt, daß durch Sanction des Staats die Nothwehr zum Rechte erhoben wird, und daß hier wirklich ein Recht vorhanden ist, welches der Staat nur modificirt, um die Unordnungen der Selbsthülfe aufzuheben. In jenen Fällen aber ist zu jenen Handlungen um deßwillen kein Recht vorhanden, weil die Bedingung des Rechtsverhältnisses, das naturgemäße Nebeneinanderbestehen (die physische Coexistenz) nicht vorhanden ist oder aufgehoben wird. Es ist daher auch der Begriff des Nothrechts nur ein erdichteter oder falscher Begriff, denn es kann kein Recht geben, in der Noth das Recht aufzuheben, und es tritt also in einem solchen Falle entweder ein außerordentlicher Zustand ein (dies ist vielleicht der Sinn des alten Sprüchworts: „Noth kennt kein Gebot"), oder es ist, wie Hugo sich erklärt, auch wirklich eine unrechtliche Handlung vorhanden, die aber nicht bestraft werden kann, weil die Mangelhaftigkeit der Staaten (z. B. die ungleiche Vertheilung des Besitzes) sie selbst veranlaßt. Die Strafbarkeit wird aber geringer, je geringer die äußere Freiheit des Handelnden, und je mehr die Einrichtung des bürgerlichen Vereins dergleichen Handlungen erzeugt hat, je weniger mithin die Handlung zugerechnet werden kann. Die positiven Gesetze erkannten daher auch in solchen Fällen gewöhnlich Milderung der gesetzlichen Strafen an.

Nothlüge ist eine Unwahrheit, welche man sich zur Erreichung eines guten Zweks in einem dringenden Falle, wo man keinen andern Ausweg zu sehen glaubt, erlaubt. Schon die Moralphilosophen des Alterthums haben darüber gestritten, ob die Nothlüge erlaubt sey. Diejenigen, welche sie gestatteten, ersannen die sonderbarsten Fälle, in welchen das Leben und Wohl einzelner oder mehrerer Individuen, ja ganzer Staaten von einer niemanden schadenden Nothlüge abhängen sollte. Die Vertheidiger einer strengen Moralphilosophie, besonders die Stoiker, setzten jenem Fall immer den reinen Begriff der Tugend, als des höchsten Guts, welche jede Lüge ausschließe, entgegen. Die Casuistiker der neuern Zeit haben die alte Streitfrage mit vielem Scharfsinn und Spitzfündigkeit wieder erneuert. Am lebhaftesten wurde sie in der neusten Zeit durch das kantische Moralsystem wieder in Anregung gebracht. Diese ewig wiederkehrenden Streitigkeiten beweisen aufs neue, daß es noch keinem Philosophen gelungen ist, die höchsten Grundsätze der Moral zur mathematischen Evidenz eines geschloßnen Systems zu bringen.

Nothtaufe ist diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können scheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen christ-

lichen Person mit Aussprechung der Tauffornel und des christlichen Glaubens verrichtet werden kann. Diese Erlaubniß hat die Kirche schon im 2ten Jahrhunderte in der Meinung gegeben, daß ungetauft verstorbne Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Hat man nun auch in neuern Zeiten über das Schicksal ungetaufter Kinder liberaler denken gelernt hat, so ist doch in den Kirchenordnungen zur Beruhigung der Aeltern die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hause von dem ordinirten Pfarrer zur Bestätigung seiner Taufe abermals eingesegnet werden soll. Die catholische Kirche befiehlt auch Kindern, die noch nicht völlig geboren sind, wenn zu fürchten steht, daß sie nicht lebendig ans Licht der Welt kommen möchten, sobald nur ihr Körper mit Wasser erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. L.

Notiren. Einen Wechsel notiren, heißt, sich die Aufnahme des förmlichen Protestes noch vorbehalten. S. Wechsel.

Notre (André le), geboren zu Paris im J. 1613, folgte seinem Vater in dem Amte eines Intendanten der Gärten in den Tuilerien. Er war der erste, der die Gartenkunst in Frankreich auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachte. Als der König die schönen Anlagen sah, welche le Notre auf Foucquets Befehl bei dessen Schlosse Vaux le-Vicomte gemacht hatte, übergab er ihm die Direction aller königlichen Parks. Jetzt hatte le Notre ein weites Feld, um seine Talente zu zeigen. Er verschönerte Versailles, Trianon, und legte zu St. Germain jene berühmte Terrasse an, die man mit stets erneuerter Bewunderung wieder sieht. Die Gärten von Clagny, Chantilly, St. Cloud, Meudon, Sceaux und tausend andre Verschönerungen waren sein Werk. Er reis'te nach Italien in der Absicht, sich daselbst weiter auszubilden; aber er sah, daß sein schöpferisches Genie schon in Frankreich den Gipfel der Vollendung erreicht hatte. In Rom wurde er dem Papst Innocenz XI. vorgestellt, den er umarmte, weil er, wie Einige behaupten, dieses mit allen denen that, welche seinen König (Ludwig XIV.) bewunderten; ja sogar diesen König selbst soll er, so oft er von einem Feldzuge zurückkehrte, umarmt haben. Im J. 1675 erhob ihn Ludwig XIV. in den Adelstand. Le Notre besaß auch Talente für die Mahlerei. Er hat das königliche Cabinet mit einigen Stücken bereichert, welche außerordentlich geschätzt werden. Er starb zu Paris im September 1700. Sein Neffe Desgots hat seine Lebensbeschreibung herausgegeben.

Notre-Dame (bekanntlich der alte Ausdruck für die Jungfrau Maria) ist der Name der großen Kathedralkirche von Paris, deren zwei hohe viereckige Thürme eben so berühmt sind wegen der herrlichen Aussicht, die man daselbst hat, als wegen des feierlichen Klanges ihrer großen Glocken. Die Kirche selbst enthält vier Reihen von Pfeilern, 45 Capellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge der ausgezeichnetsten Denkmäler und Gemählde. Gleich neben dieser Kirche befindet sich der Palast des Erzbischofs von Paris, der vor der Revolution über 200,000 Livres Einkünfte hatte und mit dessen Stelle die Pairwürde verbunden war.

Nottinghamshire ist eine der angenehmsten und fruchtbarsten Grafschaften des eigentlichen Englands, welche vom Flusse Trent durchströmt wird, und zwischen Linkolnshire, Leicestershire, Derbyshire und Yorkshire liegt. Sie enthält auf einem Flächenraum von 35 Quadratmeilen über 140,000 Einwohner. Der westliche Theil war ehemals ein

aldig. Jetzt finden sich indessen selbst von dem großen Walde Sherwod nur wenige Ueberbleibsel. Das Land ist vorzüglich reich an Getraide, Hopfen, Futterkräutern, Süßholz, Steinkohlengruben. — Die Hauptstadt heißt ebenfalls Nottingham. Sie liegt am Trent und enthält beinahe 30,000 Einwohner. Hier ist der Hauptsitz der englischen Wollen- und Seidenstrumpfmanufacturen, welche vorzüglich seit der Einführung von Arkwrights Spinnmaschinen sehr zugenommen haben. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu 1/2 Guinee verfertigen. Diese Strumpfwaaren gehen in großen Quantitäten nach Amerika, Ost- und Westindien, Deutschland, Spanien und Rußland, auch nach Frankreich, wo man doch der einheimischen Fabriken wegen keine seidnen Strümpfe zuläßt. Unter den übrigen Handelsanstalten dieser Stadt verdient insbesondre noch die Bleiweißfabrik bemerkt zu werden.

Notturnos oder Nokturnen sind musikalische Stücke, welche einfach besetzt und dazu bestimmt sind, des Abends oder des Nachts im Zimmer oder unter freiem Himmel aufgeführt zu werden. Dahin gehören z. B. die in Spanien und Italien so häufigen Serenaden. In Italien gibt es Componisten, welche in dieser Gattung ausschließlich arbeiten. Auch unter den Parisern haben die Nokturnen in den neuesten Zeiten viel Liebhaber gefunden, die sie indessen als eine Art von Conversationsn zu behandeln; und man versteht zuweilen unter Notturnos gesellschaftliche Gesänge ohne Instrumentalbegleitung, die bei oder nach der Abendtafel gesungen werden.

Novalis, s. Hardenberg.

Nova-Zembla, oder Nowaja-Semlja (Neuland) besteht aus zwei großen Inseln, welche durch die Straße Waigaz im Eismeer vom festen Lande getrennt werden und ungeachtet sie unbewohnt sind, unter das russische Gouvernement gehören. Bloß im Sommer wird dieses Land von russischen Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchse und Wallrosse fangen. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 4256 Quadratmeilen. Das Land ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate lang ununterbrochnen Nacht umhüllt, welche bloß durch die am Nordpol häufigen Nordlichter zuweilen erhellt wird. Auf der Nordküste finden sich sehr hohe Berge, von denen einige weit über die Wolken hinausragen. Das Innere des Landes ist noch unbekannt; so weit man es kennt, hat man darin weder Gras noch Baum, sondern bloß Moos und einige Weidensträuche ohne Blätter gefunden. In den vorigen Jahrhunderten haben die Holländer zuweilen nach der nordöstlichen Küste des Landes einige gefährliche Seereisen gemacht.

Novatianer, s. Secten.

Novellen nennt man im römischen Recht die neuern oder nachträglichen Gesetze, welche dem justinianeischen Codex angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. d.) Im Fache der bildenden Künste bedeuten Novellen kleine Erzählungen oder Romane. Sonst verstand man unter Novellen auch wohl Zeitungen.

Noverre (Jean Georges), wurde zu Paris den 29sten April 1727 geboren. Sein Vater, Louis Noverre, welcher Adjutant Carls XII. gewesen war, bestimmte ihn für die militärische Laufbahn; allein die entschiedene Neigung des jungen Noverre für die Künste und insbesondre für den Tanz führten ihn zu einer andern Bestimmung. Im

Tanz bildete er sich unter dem grossen Dupré, und brachte es
dahin, daß er schon im J. 1740 mit dem größten Beifall sich auf
Hoftheater zu Fontainebleau zeigen konnte. Bald darauf ging er
einige Zeit nach Berlin, wo er von Friedrich dem Grossen und
Prinzen Heinrich außerordentlich geschätzt wurde. Nachdem er sich
dem J. 1749 an abwechselnd zu Paris und Lyon aufgehalten hatte,
er im J. 1760 die berühmten Lettres sur la danse heraus, welche
sein Ansehn als Schriftsteller in der Kunst, in deren Ausübung er
groß war, begründeten und von Voltaire sehr gerühmt wurden. Der
würtembergische Hof zeichnete sich damals, wie schon unter dem
„Nardini“ bemerkt ist, durch außerordentliche Kunst- und Pracht
aus. Auch Noverre wurde an diesen Hof berufen und verschönerte
seine Ballets einige Jahre lang die Feste, die zu den ausgezeichnet
und feinsten gehörten, welche man an europäischen Höfen feierte.
Sein immer wachsender Ruf zog ihm eine Einladung nach Wien.
Die Kaiserin Maria Theresia überhäufte Noverre mit Gunstbezeugungen
und die Aeußerungen ihrer Gnade erstreckten sich auch auf
Familie. Von Wien aus machte er eine Reise nach Mailand,
die Feste verherrlichte, die der Erzherzog Ferdinand nach seiner
rathung gab. Einen Antrag, den man ihm machte, nach London
gehen, schlug er aus, und nahm dagegen in Paris die Stelle des
sten Maître des ballets bei der Académie Royale de Musique
Bloß während der stürmischsten Zeiten der Revolution hielt er sich
London auf. Durch diese Revolution hatte er den größten Theil
Vermögens verloren. Indessen ertrug er diesen Verlust mit Stand-
tigkeit. Im J. 1807 gab er die Lettres sur les arts imitateurs en
ral et sur la danse en particulier heraus, die er der damaligen Kaiserin
dedicirte. Noch vor seinem Tode, der am Ende des Octobers 1810
St. Germain-en-Laye erfolgte, arbeitete er an einem Dictionnaire
la danse. — Wie groß Noverre sich in seiner Kunst fühlte,
sowohl sein Ausspruch, „daß das 18te Jahrhundert nur drei
Männer aufzuweisen habe, Friedrich den Großen, Voltaire und
verre,“ als auch die Antwort, die er einem Minister gab, der
gesagt hatte: Vous n'êtes qu'un Maître à danser. — Oui,
antwortete ihm Noverre, je suis maître à danser, comme Voltaire
maître à écrire.

Noviciat ist der Zustand, in dem sich die Candidaten geistlicher
Orden während des Probejahres befinden, das sie vor förmlicher
gung der Ordensgelübde bestehen müssen. Es wird nach der Regel
heiligen Benedicts in Mönchs- und Nonnenklöstern beobachtet
pflegt für die Novizen (so heißen die im Noviciat stehenden
ge) sehr beschwerlich zu seyn. Sie müssen die geistlichen Uebungen
den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten
für das Kloster verrichten, sich außer gewissen dazu festgesetzten
den des Sprechens enthalten, dem Novizenmeister, einem Ordens-
lichen, unter dessen besondrer Aufsicht sie stehen, von den unbedeutend-
sten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten
sehn harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöster
sich in Rücksicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich,
und in Fällen, wo entweder die Besorgniß, sie könnten dadurch von der
Ablegung des Ordensgelübdes abgeschreckt werden, oder gewisse Fami-
lienrücksichten eintreten, hat man ihnen das Klosterleben
zu machen gewußt. K.

Nubien, ein grosses Land in Afrika zwischen dem

sten Grad östlicher Länge und dem 12ten und 24sten Grad nördlicher
reite, wird gegen Osten von dem arabischen Meerbusen und der Küste
bex, gegen Norden von Aegypten, gegen Westen von Darfur, gegen
üden von Abyssinien begränzt, und enthält gegen 9000 Quadratmei-
n. Es wird vom Nil durchströmt, der hier den Takaze aufnimmt.
m Norden des Landes befinden sich ungeheure Sandwüsten, in wel-
en räuberische Nomaden den Caravanen auflauern. Nur der Theil
s Landes, welcher zunächst an Aegypten gränzt, mit der Küste Ha-
sch oder Neu-Arabien ist den Türken unterworfen. Im Innern
s Landes befinden sich eigne Reiche, unter denen Dongola und
ennaar die beträchtlichsten sind. In Dongola oder Dungala
die Hauptstadt gleiches Namens. Sie liegt am Nil und soll über
,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar wird von einem
egerstamm beherrscht, und hat sich die benachbarten arabischen Horden
ibutpflichtig gemacht. Der König von Sennaar soll eine stehende Ar-
ee von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptstadt des Landes, wel-
e ebenfalls Sennaar heißt, unterhält einen sehr lebhaften Handelsver-
hr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu
00,000 angegeben. — Im allgemeinen ist das Clima von Nubien
nerträglich heiß und bloß in den östlichen Gebirgen etwas gemäßigt.
as Land enthält einen Ueberfluß von Producten, unter denen Ele-
hanten, Cameele, Pferde, Zibethkatzen, Sclaven, Papageyen, Giraffen,
öwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Crocodille, Sen-
esblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getraide, Ta-
ak, Zucker, Reiß, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwer-
en und Flüssen) die vorzüglichsten sind.

Nukahiwa, die ansehnlichste unter den Washingtons-Inseln im
roßen Südmeer, welche von dem nordamerikanischen Schiffscapitain
ngraham am Bord des Kauffahrteischiffs Hope auf der Fahrt von
en Marquesas-Inseln *) nach den Küsten von Nordwestamerika im
. 1791 entdeckt und nach dem berühmten Präsidenten Washington be-
annt wurden, welchen Namen sie auch behalten haben, ungeachtet der
ranzösische Schiffahrer Marchand, welcher einige Wochen später hieher
am und sich für den ersten Entdecker hielt, sie Revolutions-Inseln,
nd der englische Schiffscapitain Vancouver, dem der Lieutenant Her-
st im Mai 1792 hier Proviant zugeführt hatte, sie Hergestsinseln
annte. Indessen lernten wir diese Inselgruppe und besonders Nukahi-
a erst vollkommen durch die Reisebeschreibung des Hrn. von Krusen-
ern kennen, der im Monat Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Die
nsel Nukahiwa wurde von dem oben erwähnten Ingraham Federat-
sland, dann von Marchand nach dem Namen eines der Eigenthümer
iner Schiffe Isle Baux, von Hergest Sir-Henry-Martins-Island, und
on Roberts, einem amerikanischen Schiffscapitain, Adams Island
nannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geschätzt, von
elchen 5900 Krieger sind. Die größte Länge der Insel von der Süd-
st- bis zur Westspitze beträgt 17 Meilen. Das Clima ist, wie über-
aupt unter diesem Himmelsstrich, zwar sehr heiß, indessen doch nicht

*) Diese Inseln, von welchen die Washington-Inseln eigentlich ein Theil sind, wurden größtentheils im J. 1595 von dem spanischen Seefahrer Alvaro Medaña de Neyra entdeckt, der sie zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Peru, des Don Garcia Hartado de Mendoza, der die Unternehmung veranstaltet hatte, las Marqueses — oder auch Mandozus-Inseln nannte.

ungesund. Da der Mangel an Bewässerung, welche hier nur durch die tropischen Regen bewirkt wird, ohnehin, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Ueberfluß an Lebensmitteln verhindert, so entsteht leicht, zumal wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, eine große Hungersnoth. Fische, Schweine, Cocosnüsse, Brotfruchtbaum, [illegible] und Zuckerrohr sind die Hauptproducte und Nahrungsmittel. Die Tahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südseeinsulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie sind die schönsten unter allen Australiern. Kein Volk scheint die Kunst des Tattowirens weiter gebracht zu haben als dieses. So [illegible] sie scheinen, so heimtückisch und grausam zeigen sie sich. Sie führen oft Kriege, bloß um Menschenfleisch zu fressen, wonach sie sehr lüstern sind. Die Könige haben hier nicht so großes Ansehn als anderwärts. Die Priester sind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man [illegible] nichts. Die Polygamie findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch ist so gewöhnlich, daß er die Stelle derselben vertritt.

Nullität (aus dem lateinischen), die Nichtigkeit. So nennt man Nullitätsklage die Klage, die man gegen die Gültigkeit eines Rechtsactes anstellt. In dem neuern französischen Recht ist der Begriff der Nullität überaus streng und scharf gefaßt. Eine Menge von Formen sind vorgeschrieben, deren Nichtbeobachtung sogleich die Nullität oder Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach sich zieht, und wenn der Procurator, wie dieses in den rheinischen Bundesstaaten, die den Code Napoleon angenommen hatten, häufig der Fall war, mit jenen Formen nicht vertraut genug war, so gab dieses oft der Chikane der Gegenpartei einen großen Spielraum. Daher gaben bisweilen die Präsidenten deutscher Appellationshöfe nicht undeutlich zu verstehen, daß sie das Urgiren der Nullitäten nicht gern sähen, und schreckten dadurch manche junge Procuratoren ab, die Blößen zu benutzen, die ihnen die Unkunde oder Unachtsamkeit ihrer Gegner von dieser Seite gegeben hatte.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, soll vom J. vor Christo 714 — 672 (oder nach Erbauung der Stadt 39 — 81) regiert haben. In Hinsicht dieser Zeitangabe sowohl als alles folgenden nehmen wir indessen auf dasjenige Bezug, was unter dem Artikel „Römische Geschichte“ über die Ungewißheit und Unzuverläßigkeit der Angaben, die ersten fünf Jahrhunderte Roms betreffend, bemerkt worden wird. Numa war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeitlang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er [illegible] Jahre mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er sich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einsames Leben führte, dem ihn seine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegerischen Charakter des Romulus, besaß aber dagegen alle Eigenschaften eines großen Gesetzgebers und befestigte die entstehende Verfassung von Rom vorzüglich dadurch, daß er sie mit religiösen Einrichtungen in genaueren Zusammenhang brachte. Ihm wird die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Vestalen, die bessere Verfassung des Calenders, die Bestimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Gränzsteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abschaffung der Menschenopfer zugeschrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum ersten Mal geschlossen. Die Sage machte die Nymphe Egeria im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. — Einige [illegible]

ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide
nigstens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt sind.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile von Spanien,
lcher von den Römern Hispania Tarraconensis genannt wurde, deren
nwohner sich durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen die ganze rö-
sche Macht einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Der Wider-
nd, welchen die Römer von Seiten der Spanier von ihrem ersten
ftreten in diesem Lande an gefunden hatten, dauerte selbst nach dem
ll Carthago's, welches diese Stimmung der Einwohner unterhalten
tte, fort. Viriathus (s. d. Art.) hatte den Plan zu einem allgemei-
n Aufstand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme
ran bewogen. Dieser Plan verunglückte indessen in der Ausführung,
d während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte,
schlossen die zum Stamm der celtiberischen Arevacer gehörenden Be-
hner der Stadt Numantia eine standhafte Vertheidigung. Die Lage
ser Stadt auf einer steilen Anhöhe, am Duero, da, wo ein andrer
uß (der Punto) sich in diesen ergießt, machte, daß sie nur auf einer
eite angegriffen ward, welche durch die Kunst befestigt war. Die er-
n Versuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im Jahr
ch Erbauung der Stadt Rom 616 waren eben so vergeblich, als mit
oßem Verluste verknüpft. Noch schimpflicher endigte sich im folgenden
ahre der Angriff des Consuls Hostilius Mancinus, welcher zu einer
apitulation gezwungen, und da der Senat diese nicht ratificirte, den
umantinern ausgeliefert, von diesen aber wieder freigelassen wurde.
inige folgende Feldherrn der Römer vermieden es lieber, sich mit die-
m Volk, das nur 8000 streitbare Männer aufstellen konnte, in einen
ampf einzulassen. Endlich wurde der zweite berühmte Scipio Afrika-
us, der sich diesen letztern Beinamen so eben durch die Zerstörung von
arthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen
Numantia geschickt. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, welche noch
mmer auf dem Duero Zufuhr bekam und auf einen Entsatz von Sei-
n der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rech-
ete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeschnit-
n und sie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert theils
r äußersten Verzweiflung gebracht hatte, übergab sich endlich der Ue-
rest dem Sieger. Viele tödteten vor der Uebergabe sich und die Ih-
gen oder kamen freiwillig in den Flammen um. So fiel Numantia,
achdem es vierzehn Jahre lang der ganzen römischen Macht widerstan-
n hatte. Die Stadt wurde zerstört, und diejenige, welche später an
erselben Stelle erbaut wurde, ist nie bedeutend geworden.

Numidien, ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges
önigreich in Afrika. Als Landschaft und Reich betrachtet, hatte es
oppelte Gränzen und begriff 1. das Land zwischen den Flüssen Tusca
Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia); oder 2. die Gegenden vom
lusse Ampsage bis zum Molochath. Letztere, auch Massäsylia genannt,
aren das eigentliche Land des Syphax. Späterhin kam es zu Mau-
tanien und war das sehr fruchtbare Mauritania Cäsariensis. Das
stere hieß eigentlich Massylia und gehörte dem Masinissa (s. d.), wel-
er ihm zuerst eine historische Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war
Micipsa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieser hinterließ das Reich
inen Söhnen Adherbal und Hiempsal, und dem Jugurtha, einem na-
irlichen Sohne seines Bruders. Der letztre ermordete seine Miterben
nd bemächtigte sich, wider Willen der Römer, des ganzen Reichs,
tging aber der Kriegserklärung durch Bestechung der römischen Gro-

ſen bis 112 und ſeiner Niederlage bis 116. Cäſar machte Mauritanien zur römiſchen Provinz, doch behielt es anfangs noch ſeine Könige. Im J. 41 nach Chr. empörten ſich die Mauritanier, um den Tod ihres von Caligula ermordeten Königs zu rächen, wurden aber beſiegt, worauf durch das römiſche Gebiet bis an den Niger erweitert ward. Die Römer theilten das Land in Mauritania Tingitana und Cäſarienſis. (S. Mauritanien.)

Numismatik, ſ. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Geſandten des Papſtes. Seit dem 4ten Jahrhundert hatten die römiſchen Biſchöfe angefangen, am kaiſerl. Hofe Geſchäftsführer unter dem Namen von Apocriſiarien und Reſponſalen zu unterhalten, ohne ihnen einen directen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reichs verſchaffen zu können. Die anwachſende Macht des römiſchen Stuhles gab jedoch ſchon im 9ten Jahrhundert Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialſynoden und an die Höfe, wenn etwas Beſondres mit ihnen zu verhandeln war, und im 11ten Jahrhundert ſchickten Nicolaus II. und Alexander II. dergleichen Stellvertreter der päpſtlichen Gewalt, wie es hieß ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeſchränkter Vollmacht in die chriſtlichen Staaten; eine Maßregel, die Gregor VII. und ſeine Nachfolger mit Nachdruck und Conſequenz zur Begründung der päpſtlichen Univerſalmonarchie anwendeten. Diese Legaten führten auf den Synoden, die ſie ſelbſt zuſammenberiefen, den Vorſitz und entſchieden nicht nur in Appellationsſachen, ſondern auch Dispenſationsgeſuche und geiſtliche Streitigkeiten aller Art in erſter und letzter Inſtanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo ſie reſidirten, vor ihr Tribunal. Um ſich vor dieſen immer weiter ſchreitenden Eingriffen in die geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ſchützen und die Sendung päpſtlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen ſich mehrere Biſchöfe und Erzbiſchöfe ſelbſt zu dieſer Würde ernennen. Doch weder dieſer Mittelweg, noch der offne Widerſtand der deutſchen Biſchöfe, die im 11ten Jahrhundert einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortſchritte einer Anmaßung hemmen, durch die der Papſt ſich allmählich als einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Chriſtenheit conſtituirte. Unter neuen Vorwänden fanden ſich ſeine Bevollmächtigten ſelbſt wieder in ſolchen Provinzen ein, deren Biſchöfe ſich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin ſie kamen, die wichtigſten erzbiſchöflichen Rechte aus und erlaubten ſich unter der Form von Diäten und Procurationen die unverſchämteſten Gelderpreſſungen, ja einige beraubten ſogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meiſt waren es ſeine Günſtlinge und Hofprälaten, denen der Papſt durch ſolche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, ſich zu bereichern. Die Könige bemühten ſich daher, dieſe Beſuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte ſich im 12ten Jahrhundert davon frei, indem es den Erzbiſchof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es ſogar, im Anfange des 14ten Jahrhunderts einen päpſtlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papſt die Perſonen dieſer Geſandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie ſeine eigne. In Deutſchland hatten die Erzbiſchöfe zwar die Anlegung beſtändiger päpſtlichen Tribunale bis in das 16te Jahrhundert verhindert und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreiſende Bittſteller geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation

tion erwuchsen, durfte der Papst sich endlich auch diesen Schritt als
e zur Aufrechterhaltung der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums
d zur Gegenwirkung gegen den Protestantismus nothwendige Maßre-
erlauben. So entstanden vier neue bleibende päpstliche Gesandtschaf-
unter dem Titel von Nuntiaturen 1583 zu Wien für das öst-
he Deutschland und zu Cöln für die Rheinlande, 1586 zu Lucern
die Schweiz und 1588 zu Brüssel für die Niederlande. Die da-
bst angestellten Nuntien wurden geistliche Oberrichter in ihren Bezir-
und übten in päpstlicher Machtvollkommenheit den deutschen Me-
polen zum Trotz, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfliche
chte aus. Weder die wiederholten Beschwerden der Reichsbehörden
d Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabschieden
d Wahlcapitulationen deßhalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden,
rmochten etwas in dieser die Freiheit der deutschen Kirche unterdrücken-
n Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. sogar eine
ue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatis-
us und die überhandnehmende Aufklärung. Joseph II. sprach dage-
n in einem Rescripte an die deutschen Erzbischöfe vom 12ten Oct.
85 den päpstlichen Nuntien alle und jede Jurisdiction in kirchlichen
achen ab und erklärte sie für bloße politische Gesandte des Papstes;
nd der in Folge dieses kaiserlichen Ausspruchs von den Erzbischöfen
Maynz, Trier, Cöln und Salzburg im August 1786 unternommne
mser Congreß beschloß in seinen Punctationen das gänzliche
ufhören der Nuntiaturen in Deutschland, und, obwohl mit Anerken-
ung des Primats der Päpste, die Reduction ihrer Gewalt auf die
echte, die sie in den ersten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer
om ausgeübt hatten. Inzwischen fing der neue Nuntius Zoglio zu
ünchen unter Begünstigung des Churfürsten von Pfalzbayern an, sein
Wesen zu treiben, der Nuntius Pacca zu Cöln protestirte förmlich ge-
en den Verlust seiner Dispensationsrechte, die Partei des anfangs ver-
iebnen Nuntius zu Brüssel trug in den Unruhen der Niederländer
egen Joseph II. den Sieg davon und in Deutschland selbst bildeten
ie päpstlich gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und
ttrich eine Opposition, die die Emser Punctationen nicht zur Ausfüh-
ung kommen ließ. Joseph II. konnte die Erzbischöfe wegen der Unzu-
iedenheit seiner eignen Unterthanen nicht mehr unterstützen, und da
ach seinem Tode 1790 der Papst eine förmliche Rectificationsschrift an
ie Theilnehmer des Emser Vertrags erließ und Trier selbst davon ab-
rat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in sein Nichts und die Nun-
ien blieben im Besitze ihrer Gewalt, bis die französische Revolution
it ihren Folgen den Nuntiaturen zu Cöln und Brüssel ein Ende
achte. Die zu Wien und München residirenden Nuntien vermögen
ichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der in der schweizerischen
Revolution zwar vertriebene aber 1803 zurückgerufne Nuntius zu Lu-
ern genießt noch die meisten Ueberreste einer Macht, die gegen die Fort-
schritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbischöfe von
Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner
Legaten des Papstes, ohne darum wesentliche Vorrechte vor andern Erz-
bischöfen zu haben. Uebrigens sind die Legaten, die der Papst von Zeit
u Zeit an fremde Höfe schickt, nichts mehr als politische Agenten. E.

Nürnberg, diese vormalige durch ihren ausgebreiteten Handel
und ihren Gewerbfleiß, durch ihre interessanten Denkmale aus dem Al-
terthum und durch den Kunstsinn ihrer Einwohner berühmte Reichs-
stadt hatte im J. 1802, als die Selbstständigkeit ihrer meisten Schwe-

unterging, das Glück, die ihrige zu erhalten, ob sie gleich durch die schlechte Staatsadministration ihrer Aristokraten, durch die Ansprüche, die das Haus Brandenburg auf ihr Gebiet und auf ihre Freiheit gemacht hatte, und durch die Kriegsdrangsale der neuesten Zeiten in großen Verfall gekommen war. Aber nur kurz währte die Fortsetzung ihres selbstständigen Lebens, indem schon 1806 die rheinische Bundesacte sie mit dem Königreiche Baiern vereinigte, in welchem sie anfangs die Hauptstadt des Pegnitz-Kreises war, nun aber exemt ist. Sie liegt in einer, wenn gleich sandigen, doch durch Cultur fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend und wird durch die Pegnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche zu St. Sebald, die sebalder Seite, die südliche größere von der Kirche St. Lorenz die lorenzer Seite genannt wird. Sie enthält auf einem Flächeninhalt von 17,686,858 Quadratschuhen in 200 meistens winkligen Gassen 3284 Häuser von größtentheils alter Bauart mit 27,000 Einwohnern. Unter den Gebäuden bemerkt man das Rathhaus als eins der ansehnlichsten in Deutschland, von 2 Stockwerken, jedes zu 30 Fenstern, einer 275 Fuß langen Façade und vielen schönen und seltnen Gemählden besonders von Albrecht Dürer; ferner die in den Jahren 1711 bis 1718 nach italienischem Geschmack wieder aufgebaute Aegydienkirche, das alte Schloß oder die Veste auf einem Berge; das Zeughaus und andre mehr. Ehe der ostindische Handel durch die Entdeckung des Seewegs eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutschland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten ostindischen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlstand der Stadt war damals außerordentlich. Der veränderte Weg des ostindischen Handels, die Aufmerksamkeit anderer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs, und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von jener Höhe wieder heruntergebracht. Indessen ist der Handel von Nürnberg auch noch jetzt vorzüglich wegen der einheimischen Manufacturwaaren nicht unwichtig. Der wohlfeile Preis der nürnberger Waaren, vorzüglich der Drechslerarbeiten, Holzarbeiten und Spielsachen, welche durch ganz Europa verführt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der für die hiesigen Häuser arbeitenden Bauern auf dem Schwarzwalde her, deren Kinder während des Winters sich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielsachen beschäftigen. Man rechnet den Betrag der jährlichen Einkünfte der Stadt zu 1 Mill. Gulden, welches zu 4 p. C. berechnet, einen Capitalwerth von 25 Mill. Gulden voraussetzt.

Nymphen. So nannte der Grieche die weiblichen Wesen, die durch nährende und belebende Feuchtigkeit einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Natur ausüben. Erzeugt von Stromgöttern, Söhnen des Oceans oder vom Zeus und Andern mit Oceaninnen, sind sie selbst eigentlich landwässernde Oceaniden, welche Wälder, Flüsse, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verschiedenheit dieser Gegenstände rührt die Verschiedenheit der Nymphen selbst her. Leimoniaden z. B. waren Wiesennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Najaden Quellnymphen, Oreaden oder Orestiaden Bergnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Napäen Nymphen der Wunderthäler u. s. w. (s. die genauere Bestimmung mehrerer dieser Untergattungen an ihrem Ort). So werden sie ebenfalls wieder besonders benannt oder zubenannt

n Orten, wo sie sich aufhalten. So gibt es dodonische, korycische, psäische, diktäische Nymphen. Sie alle bilden eine Gattung von weiblichen Mittelwesen zwischen den Göttern und den Sterblichen, und, ohne lbst unsterblich zu seyn, ist ihr Leben doch länger als das irgend eines Menschen. Denn neun Mal länger als der Mensch, sagt Hesiodus, lebt ie Krähe, vier Mal länger als die Krähe der Hirsch, drei Mal länger ls dieser der Rabe, neun Mal länger als Raben der Phönix und zehn Mal länger als der Phönix die Nymphen. Mit ihnen zugleich stirbt das Wesen, dem sie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haen. Dieser erste Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen egt, scheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß sie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargestellt erden. So erzogen sie den Bacchus, den Aeneas und selbst den Zeus. Ihre Beschäftigungen und Belustigungen sind die Jagd, der Tanz und eibliche Arbeiten, zu denen sie sich zuweilen in Höhlen versammeln. Gleich andern Elementargeistern besitzen sie die Gabe der Weissagung. Die Quellen gewisser Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft er Begeisterung, die mehr und minder zu den Attributen der Nymphen überhaupt gehört zu haben scheint. Dichter und Künstler des Alterthums stellen sie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, ald in Gesellschaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Wassernymphen erschienen oft bloß mit einer Urne oder inem Wasserkrug. Bei dem großen Ansehn, das die Nymphen als Localgottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man pferte ihnen Oel, Milch, Schafe, Lämmer, Wein und Blumen.

Verzeichniß

der

im sechsten Bande enthaltenen Artikel.

Ueber Büchernachdruck

von

Ch. G. Krause,
kön. baier. Regierungsrathe
im Obermainkreise.

That's wormwood.

HAMLET.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.

Dem Herrn

Ludwig Heinrich von Jakob

der Philosophie und beider Rechte Doktor, russisch-kaiserlichem Statsrate und Ritter, ordentlichem Professor der Statswissenschaften auf der Friedrichsuniversität zu Halle, der kaiserlichen Gesetzkommission und Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, wie auch der Universität zu Charkow Ehrenmitgliede und Korrespondenten.

Als wir neulich zusammen berechneten, mein geliebtester Jakob! daß wir fast ein halbes Jahrhundert lang ununterbrochen Freunde sind; als ich bedachte, wie frei wir stets unsere Ansichten und Ueberzeugungen erhalten haben, indessen unsere Herzen mit unzerreislichen Fesseln an einander geknüpft waren; da fiel es mir ärgerlich auf, daß ich noch keine Gelegenheit benutzt hatte, der Welt zu sagen, wie glücklich ich durch, wie stolz ich auf Deine Freundschaft bin. So geschehe es denn hier! Dir, mein teurer Jakob! sei eine Schrift gewidmet, mit deren Hauptinhalte Du übereinstimmest, und welche ich, wie das geringste Blättchen, blos aus der Absicht schrieb, irgend auf eine Art dadurch nützlich zu werden.

Es bedarf, wie ich wohl weis, keiner Bitte, daß Du dieses Denkmal unserer Freundschaft mit Wohlwollen aufnehmest; aber vielleicht des Wunsches, daß die Bearbeitung des Gegenstandes Deine Zufriedenheit verdiene.

So lebe denn noch lange gesund und glücklich, mein guter Jakob! und vergiß unsern Vertrag nicht, dem Einsamen, wenn er über lang oder vielleicht kurz aus seiner heitern Einsiedelei in das dunkle Kämmerlein hinabgestiegen ist, ein Vergißmeinnicht an die Pforte zu legen.

C. S. Krause.

Vorerinnerung.

Die folgende Abhandlung ist gewißermasen die Fortsetzung des Aufsatzes

> Ueber den Büchernachdruck; im teutschen Museum. Leipzig. 1783. B. 1. S. 400;

und des:

> Schreiben an Hrn. Rat Becker in Gotha über seine Abhandlung: Das Eigentum an Geisteswerken. Frft. und Leipz. 1789, okt. — im: Neuen teutschen Museum. Lpzg. 1790. B. 3. S. 934 bis 962.

daher ich auch gewünscht hätte, Zeit und Umstände möchten erlaubt haben, alle drei Abhandlungen, deren iede ihr Eigentümliches hat, zusammen zu drucken.

Die ietzige Schrift war schon ausgearbeitet, als ich durch Gefälligkeit zwei Schriften erhielt, deren Anzeige man vergebens in den freisinnigen und unparteilschen Lite-

raturblättern sucht, deren Anschaffung man vergebens in den orthodoxen Buchläden fordert:

Denkschrift gegen den BN. Den am wiener Kongreße versammelten Gesanden von einer Deputazion der leipziger Buchhändler überreicht, mit Berichtigungen der darin aufgestellten irrigen Ansichten, von einem Oestreicher. 1815. okt. 46 S.

und:

Die Krisis des teutschen Buchhandels, herbeigeführt durch teutsche Buchhändler. Oder eine gedrungene Beleuchtung der Denkschrift über den BN. Auri sacra fames! Virgil. Reutlingen 1815. okt. 39 S.

Beide enthalten brauchbare Anmerkungen besonders über das Kaufmännische des Gegenstandes.

G. S. K.

Der Büchernachdruck ist so alt wie der Druck, 1) und noch etwas älter. Denn wer sich auf das Auslegen versteht, kann ihn schon im alten Testamente finden, als Rebekka dem blinden Isaak statt der Original-Ausgabe Esau den Nachdruck Jakob unterschiebt, welches in der ganzen Bibel mit keinem Worte getadelt wird. Freilich stellte sich Esau auch, wie unsere Urverleger, etwas ungeberdig an (1. Mose 27, 41) und wollte den Nachdruck konfisziren; lies aber doch hernach mit sich reden. (Kap. 33) Dazu scheinen seine Nachfolger eben nicht geneigt zu seyn, welches wohl daran liegen mag, daß die Nachdrucker ihnen nicht 200 Ziegen, 20 Böcke, 200 Schaafe, 20 Widder u. s. w. (Kap. 32, 14) entgegen schicken.

Im Gegentheile kann man von den Urverlegern und von ihrer Partheyen, welche aus ganz natürlichen Ursachen sehr groß ist, sagen: ihr Wurm stirbt nicht. Und nachdem schon 1803 ein letztes Wort über den Büchernachdruck erschienen war, 2) folgten ihm erst neuerlich noch sieben letzte, 3) welche aber auch nicht die letzten geblieben sind. Aber das Wunder! Ist denn, seitdem es Gedanken, oder Surrogate von ihnen giebt, auch nur eine einzige spekulative Frage fest und bleibend und unwiderruflich entschieden worden? Und eine, welche das gemeine, ganz gemeine praktische Leben, den alltäglichen Eigennutz unmittelbar betrifft, sollte es sein oder werden?

Der Mann von Erfahrung erwartet das nicht, verwundert, ärgert, betrübt sich auch nicht darüber. Nur wenn eine einseitige, und gar die schlechteste Entscheidung erzwungen, wenn freies entgegengesetztes Urtheil gewaltsam unterdrückt werden soll, dann ist es des freisinnigen Denkers Pflicht, das allgemeine Beste seiner Ruhe vorzuziehen, und Nachbar mit Rath! zu rufen.

Die Herren, von welchen der große und gute Joseph II. schon vor mehr als 30 Jahren schrieb:

1) Eine auffallende Unrichtigkeit darüber findet sich in einer sonst mit viel Sachkenntniß geschriebenen Abhandlung, wo gesagt wird: „Es sei wohl „geschichtlich anzunehmen, daß bis jetzt noch in keinem geschlossenen „Staate, dessen Gesetzgebung zu einiger Ausbildung gekommen war, der „Nachdruck gestattet wurde. Auch in Teutschland nicht, so lange wir „Kaiser und Reich hatten." (Perthes über den teutschen Buchhandel rc. S. 13.) Das englische Gesetz ist von 1710, das französische, welches Linguet noch nicht zureichend fand, von 1777, und beide Staaten waren lange vor diesen Jahren geschlossen, und konnten sich doch wohl auch einer ausgebildeten Gesetzgebung rühmen. In Teutschland vollends gab gerade der Kaiser im „Reiche" Privilegien für den Büchernachdruck, und der Herr von Oesterreich band seine Unterthanen nicht an die Privilegien, welche der Kaiser Nordteutschen für ausschließenden Verlag gegeben hatte.

2) Letztes Wort über den Büchernachdruck v. A. Drumann in: Eunomia 1803. B. 1. S. 485.

3) Sieben letzte oder Nachworte gegen den Nachdruck von J. P. Fr. Richter in: Morgenblatt 1815. S. 361.

„Um von Journalisten gepriesen, und von Dichtern besungen
„zu werden, will ich mein Volk dem Eigennutz gewinnsüchti-
„ger Buchhändler nicht länger Preiß geben" 4)

ruhen nicht. Nicht iedermann ist fest und groß genug, um wie Joseph II. dem „Preisen und dem Besingen" widerstehen zu können. Daher wußten die besagten Herren ihre Angelegenheit selbst in kaiserliche Wahlkapitulazionen und in die Verhandlungen des Wiener Kongresses einzuschieben. Es ist aber merkwürdig, und hoch zu rühmen, mit welcher weisen Vorsicht dort und hier verfahren wurde. „Wir wollen" (sagt die Wahlkapitulazion Kaisers Leopold II. vom Jahre 1790) „ein Reichs-„gutachten auch darüber erstatten lassen, wiefern der Buchhan-„del durch die völlige Unterdrückung des Nachdrucks „und durch die Herstellung billiger Druckpreise von „dem ietzigen Verfalle zu retten sei." Man sieht, wie gefährlich dem Kaiser die Sache dargestellt worden ist zu einer Zeit, wo das Bücherschreiben mit iedem Tage zunahm, und die Honorarien auf bis dahin unerhörte Weise zu steigen anfingen. Darum fuhren denn auch die Verfasser der Wahlkapitulazion nicht mit Unterdrückung des Büchernachdrucks zu, sondern liesen den Kaiser nur Untersuchung des Gegenstandes versprechen.

Nicht ganz so vorsichtig, vielleicht weniger standhaft gegen das „Preisen und Besingen", wovon freilich gerade neuerlich einige Regierungen ihre guten Vortheile gezogen hatten, sagte ein Entwurf einer Verfassung des teutschen Staatenbundes: „Im teutschen Bunde wird das „Eigenthum gegen iede Beeinträchtigung gesichert, also auch gegen den „Nachdruck" 5); und ein anderer: „Die Bundesversammlung wird „sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung zweckmäßiger Ge-„setze über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger „gegen den Nachdruck beschäftigen." 6) Blos ein Staat, welcher sich allenthalben durch weise Umsicht und reife Prüfung auszeichnet, stimmte in den Konferenzen für Weglassung des Wortes ersten, und für Verwandlung der: Gesetze in Vorschläge. 7)

Nicht mit „Preisen und Besingen", sondern auf eine andere Manier versucht es ein ungenannter Privatschriftsteller, welcher ein wenig maiestätsverbrecherisch und plump, wie das so in dieser Angelegenheit herkömmlich ist, dem teutschen Bunde unter die Nase sagt: „Noch trei-„ben die anerkannten Diebe und Räuber, die Nachdrucker, unter „dem Schutze der Fürsten ihr ehrloses Gewerbe fort, und al-„lein gegen sie ist keine Gerechtigkeit zu finden," 8) und ein wenig lächerlich mit der Frage endet: „Will man Gelehrte und „Buchhändler zur Selbsthülfe verleiten?" 9) In ähnlichem Geiste, nur unendlich feiner ist auch ein Vorschlag zur Errichtung einiger teutschen literarischen Barbareskenstaaten geschrieben. 10) Kurz seit der Leipziger Schlacht, welche überhaupt weniger Köpfe gekostet, als verdreht

4) T. Merkur 1785. 3. S. 177.

5) Klübers Akten des Wiener Kongresses. B. 2 S. 46.

6) das. S. 322.

7) das. S. 368 und 388.

8) Teutschlands Forderungen an den teutschen Bund. Mainz. 1816. S. 60.

9) das. S. 68.

10) in: Fr. Buchholz Journal für Teutschland 1815. B. S. 414.

ſt mit andern Sündenſtoffen auch der Büchernachdruck erſt wieder recht
n Anregung gekommen.

Erlaubt oder nicht erlaubt, das iſt noch immer die Frage.

Wir wollen ſehen, ob wir ihrer Beantwortung nicht durch recht einfache Sätze beikommen können.

„Jeder, welcher Gedanken, oder ſo etwas hat, iſt Herr und Ei-
„genthümer davon!“ — Zugegeben.

„Wenn er ſie aufſchreibt, iſt er Eigenthümer der Handſchrift.“ — Allerdings.

„Wenn er von der Handſchrift andere Abſchriften macht, oder für
„ſeine Rechnung machen läßt, ſind alle dieſe Abſchriften ſein Eigen-
„thum.“ — Ohne Zweifel.

„Eben ſo iſt er Eigenthümer von den Abdrücken, welche er von ſeiner
„Handſchrift macht, oder machen läßt!“ — Ganz gewiß.

„Dieſe Abſchriften oder Abdrücke kann er einzeln oder alle zuſam-
„men verſchenken oder verkaufen!“ — Unfehlbar.

„Wer ihm alle, oder einige, oder eine heimlich nimmt, iſt ein
„Dieb!“ — So ſagen die Geſetze.

„Wer ſich von einer rechtmäßig erlangten Abſchrift andere Abſchrif-
„ten, von einem erkauften Abdrucke andere Abdrücke macht, und ſie
„gleichfalls verſchenkt oder verkauft, iſt auch ein Dieb.“ — Das ſagt kein Geſetz.

Wie ſollte und könnte es auch! Der zweite, dritte, u. ſ. w. Vervielfältiger (Nachdrucker genannt) nimmt dem Urheber

a) nicht Ehre und Namen. Er nennt ſeine Abſchriften oder Abdrücke auch: Kunzens Gedanken;

b) nicht Kunzens eigene Abſchriften oder Abdrücke,

c) nicht das Recht, dieſe eignen Abdrücke ferner zu verkaufen, wie er ihm einen verkauft hat,

d) nicht die Fähigkeit dazu, denn er hindert niemanden, bei Kunzen ſelbſt zu kaufen, wenn es ihm beliebt.

„Aber es wird niemanden belieben. Der Nachdrucker Hinz kann wohlfeiler verkaufen, als Kunz!“ — Wenn er das kann, ſo wäre es ein Glück, aber keine Beleidigung von ihm, ein Unglück, aber kein Unrecht für Kunz. Allein warum könnte er es?

Hinz, wie Kunz, muß auf ſeine Abſchriften oder Abdrücke Arbeit, oder Arbeitslohn verwenden.

Hinz, wie Kunz, will für ſeine Arbeit oder für ſeinen Aufwand entſchädigt ſeyn, und gewinnen.

„Aber Kunz will mehr gewinnen.“ — Das will jeder Kaufmann, ja, er will, wo möglich, allein gewinnen. Hat darum jeder Kaufmann ein Recht, andere vom Handel auszuſchließen?

„Allerdings vom Handel mit ſeinen Waaren!“ — Sind die Abſchriften oder Abdrücke, welche Hinz auf ſeine Koſten machen ließ, Kunzens Waaren?

„Die Abdrüke nicht, aber das, was abgedruckt wurde: Kunzens Gedanken!“ — Die bleiben ja Kunzen, wie ich ſchon geſagt habe. Auch Hinz verkauft nur Kunzens Gedanken.

„Das iſt es eben! Er verkauft ſie, hat ſie aber nicht bezahlt!“ — Was denn ſonſt? Makulatur wollte doch Hinz nicht kaufen! Ganz gewiß hat er Kunzens Gedanken ſchwarz auf weis gekauft, ließ Kunzens Gedanken abſchreiben oder abdrucken, und verkauft wieder Kunzens Gedanken, weil ſie, ſchwarz auf weiß, ſein ſind.

„Sein ſind ſie wohl, ſchwarz auf weiß, in allerlei Rückſichten. Er

„kann das Papier verschenken, verkaufen, zerreißen, verbrennen; „kann die Gedanken auswendig lernen, erzählen, rezensiren, widerlegen, „verspotten, verachten; aber er soll ihre Abdrücke nicht vervielfältigen „und nicht verkaufen. Das hat sich der Verfasser Kunz vorbehalten."

Wollen. Ja. Wie jeder Kaufmann. Aber ob er konnte, ob er durfte, das ist ja eben die Frage!

„Kann ein Eigenthümer nicht mit der Bedingung verkaufen, daß „der Käufer seine Waare nicht nachmache?" — Er kann es wollen, aber der Käufer wird es nicht wollen, selbst der nicht, welcher in Person gar nicht gesonnen ist, seine natürliche Freiheit zu gebrauchen. Das hat der orthodoxe Kant nachgewiesen. 11) Auch eine [illegible] Regierung kann eine so unnatürliche Einschränkung der natürlichen Freiheit nicht wollen; kann ein sehr drückendes Monopol nicht unterstützen, kann „ihr ganzes Volk nicht dem Eigennutz einiger Gewinnsüchtigen „Preiß geben!" —

Aber im schlimmsten Falle, d. h. wenn der Verkäufer die Bedingung machen könnte und dürfte, müßte er sie doch wenigstens machen: jeder Verkäufer bei jedem Käufer für jede Art und für jedes Stück Waare. Eine stillschweigende gegen eine so natürliche Freiheit kann gar nicht angenommen, kann willkührlich anzunehmen gar nicht gestattet werden. Würde sie aber ausdrücklich gemacht, so würde er (wegen der von Kant bemerkten Unannehmlichkeiten) finden, daß wenig oder gar keine Käufer Lust haben würden, sie einzugehen. Da nun des Verkäufers Zweck und Bedürfniß ist, zu verkaufen, so würde er unstreitig eine eben so willkührliche, als entbehrliche und drückende Bedingung lieber aufgeben, als seine Waare behalten.

Er würde also nicht einmal ausdrücklich machen wollen, was er stillschweigend und einseitig gemacht haben soll.

Eine Einschränkung des Eigenthums und der natürlichen Freiheit kann aber nur entstehen durch allgemeine Gesetze, oder durch besondern Vertrag. Daß ich mit den Stiefeln, welche ich kaufe, nicht zugleich das Recht bekomme, auch Stiefel zu machen, dem ist Bürgerrecht, Zunftverfassung, Gewerbswesen entgegen. Daß ich mit dem Messer, welches ich kaufe, niemanden todt stechen darf, lehrt das fünfte Gebot. Aber kein Gebot lehrt, daß ich mit einem rechtmäßig gekauften Eigenthume, z. B. einem Buche, nicht alles machen dürfte, was nicht verboten ist. Und es abzuschreiben oder abzudrucken, ist noch nicht allenthalben verboten, und sollte es vielleicht nirgends seyn.

Bisher war nur die Rede von Kunz und Hinz.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß sich das Verhältniß in Rücksicht auf das Publikum um gar nichts ändert, wenn zwischen beiden Martin eintritt, ein Mann, welcher statt Kunzens dessen Gedanken abschreibt oder abdruckt und verkauft: ein Urverleger. [illegible] dieser auch mit Kunzen für Verträge geschlossen haben mag, dem Publikum können sie gleichgültig sein, so lange er sich nicht anmaßt, [illegible] Rechte haben zu wollen, als Kunz selbst hatte.

Eben so versteht es sich, daß Hinz überhaupt das Recht, Bücher zu drucken und zu verkaufen, haben muß. Denn wenn ein Geheimerath oder ein Schneider Kunzens Gedanken drucken und die Abdrücke verkaufen wollte, so würde ihm das freilich verboten werden können, nicht, weil es ein Nachdruck, sondern weil er kein Bürger, oder [illegible] mäßiger oder konzessionirter Buchdrucker und Buchhändler wäre.

11) Berliner Monatsschrift. B. 5. S. 403.

mit fällt ein gar feiner Einfall Müllers, 12) welcher meint: „wenn „der Verlagsvertrag das ganze Publikum in Mitbesitz setzt, also auch „den Verfasser, so kann der Verfasser selbst seinem Verleger nachdru„cken.“ Wie subtil die abderitischen Gelehrten sind! dachte Demokrit in einem ähnlichen Falle. 13)

Wenn das Recht fällt, (Luden selbst, obgleich — desto sonderbarer — ein grimmiger Feind des Büchernachdrucks, gibt es, „von der „Seite des Rechts“ auf, den Büchernachdruck zu widerlegen), 14) so müssen an sich schon die Gründe dazu nicht viel taugen. Doch wollen wir sie hören, oder vielmehr ihn.

Denn das Eins und Alles ist: der Büchernachdruck schadet dem Urverleger, und niemand soll durch den Schaden eines andern reicher werden.

Allein ein eben so alter Grundsatz ist, wer sich seines Rechts bedient, thut niemanden Unrecht. Es ist aber ein unstreitiges Recht, von seinem Eigenthum jeden Gebrauch zu machen, welcher nicht ausdrücklich verboten ist. Und selbst in einem solchen Falle bleibt es noch in jedem freien, menschlichen Staate ein unverlierbares Recht zu untersuchen, ob der verbotene Gebrauch mit Recht verboten, ob das allgemeine, grössere Wohl der Gesellschaft dem „Preisen und Besingen“ weniger aufzuopfern sey.

Und nun ferner, wenn der Grundsatz des Schadens für Schriftsteller und Urverleger entscheiden soll, was folgt?

Es folgt, daß, wenn der Büchernachdruck deswegen ein Diebstahl, ein Verbrechen sein soll, weil er dem Schriftsteller schaden kann, aus demselben Grunde unrecht und verboten sein müsse:

1) der Nachdruck ausländischer Schriften. Das behauptet auch der vortrefliche Verfasser eines der besten Aufsätze, welche je gegen den Büchernachdruck geschrieben sind, 15) Prof. Ehlers, 16) Prof. Luden 17) und mehre. Geradezu erlaubt hingegen wird er im Preuß. allgemeinen Landrechte, in dem nassauischen Gesetze über Buchhandel und Preßfreiheit, in der Verordnung über Buchdruckerei und Buchhandel des Königreichs Niederlande, 18) und (aus sehr verfänglichen und gefährlichen Gründen) vertheidigt von Wieland, 19) Pütter, 20) Dyk 21) und andern; geübt aber ohne Gram und Scham ganz allgemein. 22)

12) Ueber den Verlagsraub. Leipz. 1792 S. 40.
13) Wielands sämmtliche Werke. kl. Okt. B. 19. S. 55.
14) Nemesis B. 2. S. 348.
15) Landrentmeister Schneider in Dresden. Teutsches Museum 1784. 1. S. 138.
16) Ehlers über die Unzulässigkeit des Büchernachdrucks. Dessau und Leipzig 1784. S. 90.
17) Nemesis B. 2. S. 376 und sein Rezensent in der ienaischen Litztg. 1814. 4. S. 373.
18) Th. 1. Tit. 11. §. 1026. — Nemesis B. 2. S. 269. ff. §. 5. — Allgem. Anz. der Teutschen 1814. 2. S. 2937.
19) Teutsch. Merkur 1785. 3. S. 96.
20) Pütters Beiträge zum teutschen Staats- und Fürstenrecht. B. 1. S. 276. 277.
21) Dyk über Bücherprivilegien und Büchernachdruck. Literatur und Völkerk. 1784. Okt.
22) So erzählt uns das Morgenblatt 1814. S. 1024. ohne alle Mißbilli-

zahlen anbot; das behauptet Gräff 32) und eine Menge der Bestim-
mungen, welche er anführt. 33)

Auch dürfen nicht Statt finden

4) Uebersetzungen, nach Ehlers 34) und Luden, 35) und Zachariä. 36)

5) Sammlungen einzelner gedruckter Aufsätze verschiedener noch lebender Schriftsteller, nach Ehlers. 37)

Die Auswahl der besten prosaischen Aufsätze der Teutschen, die Blumenlesen, Anthologien, Beispielsammlungen, Sammlungen für Deklamazionsübungen u. dgl. wären also größtentheils unerlaubte Nachdrücke. Eben das

6) alle Schriften und Journale, welche Auszüge aus andern Schriften liefern, wie Ehlers will, 38) welcher gleichwohl trotz seiner sonst großen Folgerichtigkeit in Rezensionen Angabe des Inhalts einer Schrift, und Anführung von Stellen, um sie zu beurtheilen, erlaubt, 39) obgleich keinem wissenschaftlich beschäftigten Manne die Beispiele und Erfahrungen fehlen werden, daß er sich bei gar manchem Buche, welches er auserdem nicht hätte entbehren können, mit der Inhaltsangabe eines Rezensenten begnügte, und begnügen konnte.

Um dem möglichen Absatze eines Buchs nicht zu schaden, darf ferner

7) weder ein Privatmann ein Buch für Geld verleihen, 40) noch dürfen

8) Leihbibliotheken von den Regierungen geduldet werden, 41) und darf man

9) ein Buch auch nur unentgeldlich verleihen, wenn man dabei die Absicht hat, dem Verfasser zu schaden, 42) ja selbst

10) öffentliche Landesbibliotheken sind ungerecht, weil sie den Schriftstellern den Markt verderben. 43) Doch will sie Luden nicht gerade vernichtet wissen, nur sollen sie Verfasser oder Verleger für deren Bücher, welche sie aufstellen, hinlänglich entschädigen. 44)

Dabei läßt sich nun freilich fragen: 1) was heißt hinlänglich bei Büchern, welche Jahrhunderte da stehen, und von Tausenden benutzt werden? 2) Was soll die Bibliothek thun, wenn sie Bücher vom Antiquar, in Versteigerungen und sonst aus der zweiten, dritten Hand kauft oder erhält?

Folgerichtig darf

32) Gräff's Versuch, S. 28. 51.

33) das. S. 81. bis 184.

34) Ehlers S. 91.

35) Nemesis B. 2. S. 376.

36) De dominio, quod est auctori in libros, quos scripsit, m. s. C. S. Zachariae opuscula academica, T. 1. Lips. 1805; und sogar das niederländische Gesetz vom 24 Jan. 1814. m. s. Korresp. für Teutschland 1814. S. 1209.

37) Ehlers S. 73.

38) das. S. 75.

39) das. S. 75.

40) Nemesis B. 2. S. 360.

41) das.

42) das.

43) das. S. 361.

44) Nemesis B. 2. S. 362. Damit stimmt auch der Rezensent in der ienaischen Littztg. 1814. 4. S. 372 überein.

11) sie und niemand alte Bücher kaufen; so wie aus den Gesetzen 7, 8 und 9 folgt, daß

12) auch niemand alte Bücher verkaufen, verschenken, im Testamente vermachen u. s. w. darf. Denn wenn die Herren A B bis Z alle ein gewisses Buch brauchen, oder es zu brauchen sich einbilden, aber doch Geduld genug haben, zu warten bis B es alt von A, C von B u. s. w bis Z von Y bekommen kann, so entgehen dem Urverleger offenbar 23 Käufer. Gegen das neunte Gesetz erlaubt indessen der sonst strenge und vielfordernde Ehlers Bücher zu verleihen, und geliehene zu lesen „wegen der sicher zu wagenden Voraussetzung, daß der Schriftsteller diesen Theil seines Eigenthumsrechts nicht handhaben wolle;" 45) ein Grund, welcher häufig auch von andern besonders für Uebersetzungen, auch für das Nachdrucken ausländischer Bücher vorgebracht wird. Der gewissenhafte Mann „kann aber doch nicht umhin, „für Gewissenhafte die Anmerkung zu machen, daß ein Mann von hin„länglichem (?) Vermögen seinem Gewissen nach ein Buch, von dessen „Lesung er vielen Nutzen oder viel erlaubtes Vergnügen hat, zu kau„fen verpflichtet ist." 46)

Noch gelinder ist der Verfasser der sieben Nachworte, welcher geradezu erklärt: „theure Werke, welche man nicht bezahlen kann, kann „man ja borgen, in öffentlichen Büchersammlungen nützen, alt in Ver„steigerungen kaufen." 47)

Indessen sind alle zwölf Folgerungen aus dem Grundsatze des möglichen Schadens für den Urverleger unwidersprechlich richtig, haben auch ihre zum Theile sehr wichtigen und achtungswürdigen Vertheidiger, und die meisten Arten dieser Schmählerungen der Vortheile des Verlegers bringen ihm einen offenbaren, grosen, gar nicht zu berechnenden Schaden. Allein groß oder nicht; wenn der Büchernachdruck Diebstahl ist, weil er schadet, so sind jene Benutzungen des Eigenthums auch Diebstahl, weil sie schaden. Wenn man aber, herausgehend aus dem strengen Rechte zu einer politisch-ökonomischen Ansicht, die richtigen Folgerungen auf Uebersetzungen, Auszüge, Verleihen, Verkaufen u. s. w. verwirft, weil sie weniger schaden, welches nicht einmal bewiesen werden kann; warum sollen denn die Gründe für den Büchernachdruck nicht gelten, weil er viel nützt, welches sich sehr leicht beweisen läßt?

Wenn die strengen, starkgläubigen Vertheidiger eines ausschließenden Verlagseigenthums der Schriftsteller es auch für ein ewiges erklären, so muß man das folgerichtig finden. Und so erklärt Luden alle Zeiteinschränkungen, wie im Gesetze der Nazionalversammlung von Frankreich, im kaiserlich-französischen Dekrete, in den englischen Gesetzen, in dem badenschen Landrechte, in der nassauischen und niederländischen Verordnung, im preußischen Landrechte, 48) für „abscheu-

45) Ehlers S. 78.
46) das. S. 80.
47) Morgenblatt 1815. S. 874.
48) Im ersten (v. 19. July 1793) wird der Nachdruck 10 Jahre nach dem Tode des Verfassers; im zweiten (v. 5. Febr. 1810) nach dem Tode des Verfassers und seiner Wittwe, und nach zwanzigjährigem Genusse des Verlagsrechts von den Kindern; in den englischen, sowohl von der Königin Anna (v. 10. April 1710) als in der neuen Parlamentsakte (v. 29. July 1814) nach dem Tode des Verfassers oder nach 28 Jahren; im dem badenschen Landrechte §. 577 gleichfalls nach dem Tode dessen, welcher

lich und unsinnig. Wenn man dem Verfasser das Eigenthumsrecht an seinem Buche einräumen muß, so muß dies Eigenthum auch so [...] sein, wie jedes Taglöhners." 49) So läßt auch Ehlers das Druckeigenthum erst dann aufhören, „wann es keinen Erben eines Schriftstel„lers oder des Verlegers, dem er seine Rechte ganz überträgt, mehr giebt." 50) Ohne Zweifel, ob er es gleich nicht ausdrücklich sagt, ist von dieser Parthey auch der Regierungsrath Sack, welcher den Büchernachdruck auf's strengste verboten wissen will. Folgewidrig ist es ihnen, welcher dieses will, „weil das Gewerbe unedel sey," scheint es dessen doch, daß die Reichsversammlung Privilegien ertheilen soll, wie er diese „Ausschluß-Verlagsrechte" übersetzt; (es gäbe also ohne Privilegien doch keinen Ausschluß, folglich könnte ja auch das Nachdrucken nicht unrechtlich und unerlaubt seyn) und daß „diese Einrichtung auf „den Druck von Büchern in fremden Sprachen nicht Anwendung finden „soll. 51) (Folglich könnten, selbst in Teutschland, selbst in Berlin Friedrichs d. G. Werke, Villers Schriften, kurz, alle nicht teutsche Bücher nachgedruckt werden. Das ist von einem Gegner des Büchernachdrucks viel erlaubt!)

Dagegen soll nach Keyser 52) das Verlagsrecht, wenn es der Verleger zehn Jahre lang ausschließend genossen hat, wieder an den Verfasser zurück fallen, oder sonst frei werden. Georgius, der freylich schlägt die Dauer der ausschließenden Schriftsteller- und Verlagsrechte für jedes Buch auf ein Menschenalter oder 40 Jahre vor. 53) Ein Ungenannter (von R. im Allg. Anz. der Teutschen 1816. 2. S. 2769) will den Verlag in ganz Teutschland auf 50 Jahre gesichert haben. Der neueste Schriftsteller über Buchhandel, selbst ein Buchhändler und einer der gebildetsten, wünscht vom Bundestage „ein positives Gesetz über das Eigenthumsrecht der Autoren und Verleger, und zwar nur auf eine gewisse Zeit, ausschließend, nach welcher das Buch Nazionalgut werden soll." 54) Und Gräff, welchem es oft geht, wie dem Paulus, nur nicht aus gleicher Ursache, 55) erklärt die Bestimmungen des preußischen Landrechts, den Erben eines Schriftstellers Rechtsansprüche an neue Auflagen zu geben, 56) das Verlagsrecht [...]

eine Schrift in Verlag gab; im nassauischen (v. 4. und 5. May 1814) nach dem Tode des Verfassers; im niederländischen (v. 22. Sept. 1814) nach dem Tode des Verfassers, seiner Wittwe und seiner nächsten Erben erlaubt; im preußischen Landrecht (Thl. 1. Tit. 11. §. 1020) geht nach dem Tode des Verfassers sein Recht nicht an seine Erben, sondern an seinen Verleger über, wie denn überhaupt die preußischen Gesetze über Buchhandel sehr augenscheinlich ein Buchhändler entworfen hat.

49) Nemesis B. 2. S. 366 367.

50) Ehlers S. 87.

51) Der teutsche Bund nach seinem ganzen Umfange. Ansichten eines Geschäftsmannes. Züllichau und Leipzig 181[.] Okt. S. 31.

52) m. s. Anm. 28. Keysers Schrift S. 10.

53) Georgius über den Büchernachdruck, in: Journal für Teutschland von Buchholz 1815 B. 2. S. 596. Soll das oder erweiternd sein, wie es scheint, so gibt es wenigstens eine ungewöhnliche Bestimmung eines Menschenalters.

54) Perthes, der teutsche Buchhandel u. s. w. S. 11.

55) Apostelgesch. 26, 24.

56) Th. 1. Tit. 11. §. 1014.

Buchhändler in der Regel nur auf die erste Ausgabe zuzuerkennen, 57) für unschicklich, 58) ja höchst unbillig, 59) da er, und eine Menge seiner Genossen es vielmehr so natürlich und nothwendig finden, daß ein Verleger, wenn er einem Wieland für den Bogen seines Shakespeare zwei Laubthaler bezahlt hat, 60) dadurch so unumschränkter ewiger Herr des Verlags geworden ist, um dem Verfasser nicht blos jede neue, verbesserte, umgearbeitete Ausgabe verbieten, 61) sondern sogar, wie einer von ihnen ohne Mißbilligung der andern erzählt, 62) eine ohne Bedingung, aber doch für den Druck! gekaufte Handschrift, weil sie ihm nicht gefiel, verbrennen zu können!

O Schriftsteller! Schriftsteller! fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töden, und die Seele nicht mögen töden, den Nachdruckern, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele, Druck und Handschrift, verderben mag, dem Verlagszwingherrn! Ihr ahnet und begreift gewöhnlich gar nicht, welchem gräulichen, empörenden Despotismus ihr in die Hände fallen würdet, wenn die Buchhändler Lehnsaristokraten über euch werden sollten! Studirt nur wenigstens Gräffs Buch, welches, obgleich recht schlecht, doch äuserst merkwürdig ist! Es läßt, eben aus Dummheit und Anmasung, sehr in die Karten sehen. Aber bei einiger Bekanntschaft mit der Sache, bei einiger Welt- und Menschenkenntniß, und bei eigner Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit konnte man das immer, wie es Joseph II. konnte.

Nun nur noch ein paar Gegenstände! Denn ich werde es müde, alle die Gegensätze, Widersprüche, Verschiedenheiten, welche in Sachen des Verlags und Büchernachdrucks vorkommen, aufzustellen. Dieser letzten einer aber ist die Wurzel alles Uebels: der Buchmacherlohn. Ohne ihn gäbe es keinen Streit über den Büchernachdruck, und vielleicht den Büchernachdruck selbst nicht. Seine blose Möglichkeit würde dann größtentheils hinreichen, ihn entbehrlich zu machen. Der Urverleger würde dann, wie bei blosen Abdrücken der alten Klassiker, keinen Anspruch auf ausschliessenden Druck verlangen, keinen Vorwand zu unbilligen Ladenpreisen haben. Papier und Arbeitslohn machen nirgends einen sehr bedeutenden Unterschied, und der Wetteifer bestände in ein paar Gegenständen, um welche sich leider wenig teutsche Buchhändler bekümmern; äuser: Schönheit und richtiger Druck des Buchs, beide, zumal der letzte, werden meistens unglaublich und unverantwortlich vernachlässiget, auch von den bessern Verlegern. 63)

57) Th. 1. Tit. 11. §. 1016.

58) Gräff S. 191.

59) das. S. 192.

60) Ausgewählte Briefe von Wieland, Zürich, B. 2. S. 208. Dafür konnte aber der Verleger so viel Auflagen machen, als er wollte.

61) m. s. die Anmerkungen 29 bis 83.

62) Gräff S. 95.

63) So liegt eben vor mir Rau's Preisschrift über das Zunftwesen, bei Göschen, 178 S. mit zwei Seiten angegebener Druckfehler: — Das Fichtelgebirge von Goldfuß und Bischof; Nürnberg bei Stein; 598 S. mit sechs vollen Seiten voll Druckfehler, welches aber noch nicht alle sind: — Allgemeine Stats-korrespondenz. Aschaffenburg bei Dessauer; 496 S. mit zwei vollen Seiten Druckfehler. Selbst in den sämmtlichen Werken Wielands habe ich eine Menge angemerkt, welche vom Verfasser oder Verleger nicht einmal angezeigt sind. Denn daß sie das hier und da werden

Ueber jenen Buchmacherlohn nun, für welchen wohl nicht, wie Geor-gius meint 64), die Dankbarkeit und Zartheit des Publikums den Namen Honorar, Ehrensold erfunden hat, sondern wohl eher die Scham und Eitelkeit der Lohnschreiber, gibt es ebenfalls wieder die entgegengesetztesten Ansichten.

Der schon angeführte vortreffliche Gegner des Büchernachdrucks vertheidigt die Arbeit um Belohnung mit eben so viel Ernst als [illegible] gennützigkeit; 65) der Verfasser der sieben letzten Worte mit viel [illegible] das versteht sich von selbst; 66) Wieland fast mit Leidenschaft; 67) Georgius ruhig und rechtlich; 68) auch Lessing war dafür. 69) Nach einer der neuesten Abhandlungen gegen den Büchernachdruck, welche übrigens mit einer in diesem Fache sonst ganz ungewöhnlichen Ruhe, Billigkeit und Anständigkeit geschrieben ist, „läßt es sich ge-„schichtlich und an Beispielen anderer Länder erweisen, daß es ohne „Honorar um die geistige Würde und Freiheit der Autoren geschehen „wäre.“ (??) 70) Und: „verwünscht sei die Hand, welche für die „Menschen schreibt, wenn das Manuskript nicht gut und baar vom „Buchführer bezahlt wird!“ sagt Galiani, 71) meint es aber wohl nicht so schlimm. Vielmehr kann seine offenbare Ironie mit der vielleicht umgekehrten von Weisser: „es wird eine Zeit kommen, wo „man keine Bücher mehr für Geld schreibt, und dann werden wir Bü-„cher erhalten, die — nicht mit Gelde zu bezahlen sind.“ 72) den Uebergang zu der Ansicht der Gegenparten recht schicklich machen.

Unter dieser, welche aus sehr begreiflichen Ursachen der Zahl nach die kleinere ist, drückt sich niemand stärker aus als Luden. „Der Handel mit Ideen hat etwas Widersprechendes,“ sagt er, 73) und [illegible]

muß man noch für ein besonderes Glück schätzen, so lästig es auch ist, erst Stunden lang Druckfehler verbessern zu müssen, ehe man ein solches Buch zu lesen anfangen kann. Alles sonst Gewöhnliche von Druckunsinn übersteigt aber nach eigenem Geständnisse des Verfassers „das infusorische Chaos“ auf S. 13 bis 22 im ersten Bändchen von Richters Herbstblumine, welches 1810 heraus kam. Aber weder Verfasser noch Verleger fand es der Mühe werth, fand sich verpflichtet, und das bezahlende Publikum würdig, diese schändliche Liederlichkeit durch umgedruckte Blätter wieder gut zu machen. Alles was geschehen ist, besteht darin, daß der Verfasser im zweiten Bändchen, welches 1815 heraus kam, also ganzer fünf Jahre später den Unsinn (S. 3) anzeigt und einigen Spas darüber macht. Da hatten doch ehemals Schriftsteller und Buchhändler mehr Achtung für das Publikum.

64) M. s. Anmerk. 53. S. 593. Kampe übersetzt Honorar Ehrensold. Ein Rezensent (Allg. t. Bibl. 110. S. 548.) bemerkt sehr gut: „In unsern Tagen hieße es in den meisten Fällen besser: Sündengeld.“

65) Teutsches Museum 1784. 1. S. 143 bis 150.

66) Morgenblatt 1815. S. 366.

67) T. Merkur 1777. 4. S. 282.

68) M. s. Anmerk. 53. S. 590. 592. u. s. w.

69) Analekten für die Literatur, Bern und Leipzig, 1786. B. 1. S. 279.

70) Der teutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer teutschen Literatur (von Perthes). 1816. Okt. S. [illegible]

71) Galiani's Dialogen übersetzt von Welcker. B. 2. S. 172.

72) Morgenblatt 1815. S. 546.

73) Nemesis B. 2. S. 329.

„das Unedle, Gemeine, Gehässige und Unwürdige, welches den Handel mit Ideen, vielleicht nothwendig begleitet," von der Schriftstellerei zu entfernen. 74) In demselben Sinne spricht schon der Kanzler von Ludwig von dem „unedeln Gewinne des Bücherschreibens." 75) In demselben sagt Isidorus: „Das Honorar für Manuskripte ist eigentlich eben so anstößig, als daß man die protestantischen Beichtväter für „Beichte und Taufen, und so weiter bezahlt." 76) In demselben drückt sich ein Rezensent aus: „Wegen der Büchermacherei haben wir so viele „gefertigte und so wenig gedachte Schriften, so manche Männer „von schriftstellerischem Rufe, so wenige von schriftstellerischem Werthe. Dies rührt daher, daß die meisten Bücher mehr „oder weniger des Honorars wegen geschrieben werden. So lange, als „dieses geschieht, und so lange nicht unter den Reichen mehre sich der „Schriftstellerei widmen, wird es uns an Werken, wie sie vorzüglich die „englische Literatur aufzuweisen hat, und welche dem menschlichen Geiste wahrhafte Ehre machen, und das Gebiet des Denkens erweitern, „fehlen." 77) In demselben Geiste äusert sich besonders gegen den „unwürdigen Handel mit Gedanken" eine ganze, wohl geschriebne und wohlgesinnte Abhandlung in dem schleswigischen Journale 1793 B. 3 S. 314 — 348. Auch der Rezensent von Ehlers in der gothaischen gelehrten Zeitung 1785 S. 579 führt besonders gut aus, daß Gedanken kein Gegenstand des Eigenthumsrechts sein können. In demselben Geiste singen die Sänger:

„Für Gaben habet Dank, — —
— — — — — —
Das Geld bringt Neid und Sorge mancher Art,
und Freude nur bezahlt mir meine Kunst." 78)

der:

„Die goldne Kette gib mir nicht.
— — — — — —
— — — — — —
Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet. 79)

Sie singen, aber sagen nicht so!!)

In demselben Geiste handelte z. B. Buffon, welcher seine Naturgeschichte einem Buchhändler unentgeldlich überlies, dessen Wittwe, da er vor

74) Nemesis B. 2. S. 353. So sagt auch Jagemann gegen Archenholz: „Es gab damals (im sechszehnten Jahrhunderte) „keine so unglückliche Zunft von Gelehrten, die vom Bucherschreiben ihre Nahrung erwarteten. Ein so verächtliches und vom Hunger erfundenes Handwerk, welches Künste und Wissenschaften zu Sklaven des Buchhandels und zu „Buhlerinnen des Gewinns macht, giebt es in Italien bis auf den „heutigen Tag nicht. Man schreibt daselbst um des Ruhms willen" u. s. w. Teutsches Museum 1786. B. 1. S. 520.

75) J. P. de Ludewig reliquiae manuscript. Praef. §. 42.

76) Lotosblätter von Isidorus. B. 1. S. 92.

77) Jena. Litztg. 1808. 3. S. 408.

78) Der Sänger in Eginhard und Emma von Helmina von Chezy. Urania fur 1817. S. 124.

79) Göthe's Werke B. 2. Tubingen 1806. S. 206.

„wissen; denn der Künstler, der Gelehrte und der Dichter sollen
„müssen mit ihren Erzeugnissen auf einer freien Höhe stehen.“ 94)
(Sie singen, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet?)

Die armen prosaischen Statsmänner, welche immer gern feste Bo-
den unter sich haben, meinen das nun freilich nicht. Da sie nicht
für zwei bis dreihundert Buchhändler allein, welche nur zu gut fü
zu sorgen wissen, sondern für Millionen sorgen müssen, um deren B
dung und Belehrung es zu thun ist; so können sie diese nicht m
einem vornehmen: „wer der Schriftsteller Arbeiten nicht bezahlen
„der muß sich bescheiden, sie zu entbehren,“ 95) abweisen. Sch
hat sich Kaiser Leopold II. ausdrücklich verbindlich gemacht, ein
Reichsgutachten über Herstellung billiger Druckpreiße bei
ger Unterdrückung des Nachdruckes erstatten zu lassen, 96) und auch
Bevollmächtigten in Wien, wo so viel Kenntniß, Geist, Erfah
und Umsicht vereinigt war, hielten eine zweckmäßige Bestimmung
Herstellung billiger Bücherpreiße für genau mit der Frage über
Büchernachdruck verbunden. 97) Dieses ist ganz gewiß
Aber die zweckmäßige Bestimmung wird gleich von vornher so unge
re Schwierigkeiten zeigen, und zugleich die sichere Aussicht auf so
Undank, Unzufriedenheit, Vorwürfe, Verdacht, und auch wohl Ge
fahr der Parteilichkeit eröffnen, daß man vermuthlich das Unterne
men ganz aufgeben, und auf einen völlig neuen Ausweg gerathen
Die Verfasser der Denkschrift über den Büchernachdruck, an den Ko
greß zu Wien (Leipzig 1814 quart) deuten S. 31 selbst dahin.
„der Nachdruck unrechtmäßig, so werde er allgemein verboten, ist
„aber rechtmäßig, so werde er allgemein erlaubt.“

Der Zweifel, ob der Büchernachdruck unrechtmäßig sei, liegt al
offenbar in allen, welche denken können, oder wenigstens in den al
meisten. Woher sonst die Ausnahmen (bei ausländischen Schriften,
bersetzungen u. s. w.)? Woher die Beschränkungen auf bestim
Dauer des Verlagsrechtes? Woher die Vorschläge von Taxen?
Wann hört das Eigenthum am tokaier Weine auf; und wer bestim
seinen Preiß? Wo ist wirklicher Diebstahl nicht Diebstahl? und wel
gesittete Regierung straft ihn nicht von selbst, oder bietet wenigstens
Hände dazu, außer daß etwa hier und da ein anmassender und lei
schaftlicher Provinzenpräfekt einem durch Steckbriefe verfolgten, „m
„schen edlen Manne,“ welcher König und Volk bestahl, seinen
Schutz versichert? (Allemannia B. 2. S. 271.)

Woher die Privilegien? ist schon oft gefragt worden, aber nie
nugthuend beantwortet. Man hat Karls V. peinlicher Gerichtsordn
nie zu große Sparsamkeit in Aufzählung und Bestrafung von Ver
chen vorgeworfen, und 1530 gab es schon Büchernachdruck und Kla
darüber genug. Allein dieses merkwürdige Gesetz enthält kein W
von Büchernachdruck, und ist selbst „cum gratia et privilegio im
„riali“ gedruckt und in dem Privilegium (vom 31. July 1532) f
daß, weil dem Verleger der Druck vom Kaiser befohlen, weil er

94) Die teutschen Schriftsteller; von A. G. Eberhard.
1814. S. 49.

95) Eberhard. S. 49.

96) Wahlkapitulazion von 1790. m. s. Hamburger polit
sches Journal. 1791. B. 1. S. 251. Art. 7. §. 1.

97) Akten des Wiener Kongresses. B. 4. S. 28.

urch in einige ökonomische Verlegenheit gerathen sey, und damit r dafür, wie billig, „zimlich ergetzlicheyt empfahe," der Nachdruck in wei Jahren, „den nechsten noch eynander volgend," verboten sein soll. Was darin für den ganzen Gegenstand liegt, wird durch keinen witzigen Einfall weggehoben. Der Kaiser und seine Räthe wußten doch wohl so iemlich, was Rechtens war, und was Recht!

Eine andere Seite ist diese. Pütter schien Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Gründlichkeit und Deutlichkeit erschöpft zu haben, als er seine Prüfung 1774 herausgab. Dennoch fand Feder 1780, daß sie doch nicht völlig einleuchtend sein müsse, weil sie „noch viele, bei welchen doch nicht der Wille, die Wahrheit anzunehmen, sich in Zweifel ziehen läßt," nicht überzeugt habe. 98) Er machte also einen neuen Versuch einer einleuchtenden Darstellung u. s. w. Vier Jahre später gestand der vortreffliche, denkgeübte, höchstmoralische, gewissenhafte Ehlers: „Selbst Pütters und Feders Schriften über den Büchernachdruck liesen noch so starke Zweifel über einige zu dieser Materie gehörige Rechtsideen in meiner Seele zurück, daß ich nicht ganz zu einer gewissen Entscheidung kommen konnte." 99) Ein Jahr nacher verwarf Kant alle frühere Versuche, 100) und glaubte auf eine ganz neue Art die Unrechtmäßigkeit des Bücher-Nachdrucks zeigen zu können, u. s. w. u. s. w.

Kann wohl von einem habsüchtigen Buchhändler, von einem eigennützigen Buchmacher so leicht weg und so absprechend eine Frage entschieden werden, über welche solche Männer zweifeln, und sich gegenseitig nicht befriedigen?

Man übersehe das ganze Feld noch einmal. Alle Ansichten, Ausdrücke, Meinungen, Wünsche, welche ich angeführt habe, habe ich absichtlich blos von Gegnern des Büchernachdrucks angeführt, ein paar Ungenannte ausgenommen, deren Glauben ich nicht kenne, welche aber in den angeführten Punkten mit den Rechtgläubigen übereinstimmen.

Bei so zum Theile unerhörten, zum Theile lächerlichen Forderungen, bei so vielen Widersprüchen unter den Orthodoxen selbst, bei dem Geständnisse der besten, gelehrtesten, scharfsinnigsten und verständigsten unter ihnen, daß die Sache allerdings ihre großen Schwierigkeiten habe, bei den verschiedenartigen, aber immer vorsichtigen Schritten der Gesetzgeber, wovon, so viel ich weiß, noch nicht ein einziger iemals den Büchernachdruck unbedingt auf ewige Zeiten verboten hat, wie ieder den Diebstahl, den Raub, den Mord u. s. w., — bei allem diesem sollte es ein Verbrechen sein, noch immer zu zweifeln, und zu wünschen, daß auch die ietzigen Areopagiten Teutschlands sich durch „Preisen und Besingen" nicht bestechen lassen mögen? bei allem diesem sollten es nur Sophisten sein, welche für den Büchernachdruck gesprochen haben, wie die Denkschriftler behaupten? 101) Schlettwein, Reimarus, Hoffbauer, Jakob, Rüdiger, Knigge, Krause, von Al-

98) Götting. Magazin der Wissenschaften und Litteratur von Lichtenberg und Forster. B. 1. S. 2.

99) Ehlers. Vorrede S. XIIII.

100) Berliner Monatsschrift B. 5. S. 403.

101) Denkschrift über den Büchernachdruck an den Wiener Kongreß. S. 5.

mendingen, 102) Lessing 103) nur Sophisten? bei allen de[n] müßte man „zu vielen Gewinn von dem Nachdrucke erlangt haben, a[ls] „daß man nicht allen Beruf haben sollte, ihn bestmöglichst zu ve[r-] „theidigen?" 104)

Es geht den Vertheidigern des ausschließenden Verlagsrechts, wi[e] ehemals den Anhängern Kants. Diese konnten aus Eitelkeit, jene wol[-] len aus Eigennutz nicht begreifen, daß jemand anders, als sie, [illegible] urtheilen, und dennoch ein ehrlicher Mann sein könne. 105) Und do[ch] sind sie unter einander selbst so sehr uneinig! Doch handeln sie [illegible] gen einander gerade so, wie sie es an den erklärten Nachdruckern m[it] allen Schimpfwörtern der Fischmärkte tadeln, nur mit dem Unter[-] schiede, daß sie allein diese Schimpfwörter verdienen.

Denn der Nachdrucker handelt aus Ueberzeugung, mit Erlaubniß u[nd] mit ausdrücklicher Genehmigung seiner Obrigkeit. Er kann höchstens irren. Aber die Hamburge, die Göschen, die Kotta können nicht irren. Wenn sie fehlen, so fehlen sie wissentlich und vorsetzlich. Nun aber ist öffentlich gesagt, 106) und nicht widersprochen worden, daß Göthens sämmtliche Schriften, drei Auflagen, Berlin 1775, 1777 und 17[illegible] ohne Vorwissen des Verfassers gedruckt sind. Also noch [illegible] gewisser ohne Einwilligung der sämmtlichen einzelnen Verleger. Al[so] ein förmlicher Nachdruck, und zwar von einem norddeutschen Verleger gegen meistens norddeutsche, selbst leipziger Genossen! — Darauf gab Göschen sämmtliche Werke Göthens heraus; zwar vom Verfasser [illegible]

102) Politische Ansichten über Teutschland u. s. w. Der von Aimendingen hält den Büchernachdruck für rechtlich erlaubt, und für den Verfasser für ehrenvoll.

103) Lessing glaubte, daß der Nachdruck zwar unbillig sein könne, aber nicht ungerecht; m. s. Nebenstunden von Fülleborn [illegible] Breslau 1800. S. 37. bis 48.

104) Wie der erbärmliche Gräff sagt. S. 335. Er sagt dieses von dem Verfasser der Abhandlung über den Büchernachdruck im teutschen Museum 1783. I. S. 400, welche er S. 356 anführt, welche Eh[lers] (nach Gräff S. 299) eine „treffliche Vertheidigung" des Büchernachdrucks nennt, welche Seidenstücker'n „vorzüglich gefallen ha[t]" (nach Gräff S. 255) welche Ehlers nach Vollendung seines Buchs noch einer besondern langen Widerlegung würdig fand, (Gräff S. 217) und von deren Verfasser sowohl Ehlers, als sein ungenannter Gegner (T. Museum 1784. 1. S. 125) mit Achtung sprechen, so wie er in seinem Schreiben an Becker (Gräff S. 3[illegible]) freundschaftliche Verhältnisse mit diesem sehen läßt, welches alles [illegible] wenigstens mit Gräffs beschränkten Ansichten nicht verträgt, ihn [illegible] von einer Aeußerung, welche er wenigstens für Schimpf hält, hätte [ab]halten sollen. Und nur seinem bösen Willen, seiner Beschränktheit und seiner blinden Partheilichkeit gilt diese Anmerkung.

105) So sagt ein Rezensent von Hoffbauers Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts, seine Einwendungen gegen Hoffbauer seien so klar, „daß man es in der That nicht begreifen kann, wie „nachdenkende Männer sich zu Vertheidigern der schändlichen Dieberei „des Büchernachdrucks aufwerfen können." (Allgemeine Litt. [illegible] 1798. 4. S. 299.)

106) Von einem Rezensenten in der A. T. Bibl. Anhang zu B. 25. bis 36. S. 754, ingleichen in Meusels gel. Teutschl. B. 1. 17[illegible] S. 576.

kauft, aber nicht von den einzelnen Verlegern, nicht von Himburg! Also ein angeblicher Nachdruck. 107) Und ein eben solcher in allem, was schon gedruckt war, ist die neue Sammlung sämmtlicher Werke bei Kotta, und eine echte Sudlerwaare dazu. Denn, um das beiläufig zu sagen, kann man dem teutschen Publikum in der Art eine größere Verachtung bezeugen, als durch so eine eigentlich sinnlose Ausgabe der Werke des für den ersten deutschen Schöngeist gehaltenen Verfassers? Da ist vergebens irgend eine denkbare Ordnung in der Anordnung zu finden, aber dennoch viel Wahrscheinlichkeit, daß das Publikum abermals in der Hoffnung, endlich wirklich sämmtliche Werke zu bekommen, betrogen wird! Da sind die gemeinsten, stumpfen Lettern auf grauem Löschpapiere! 108) Selbst das Format ist geschmacklos. Und solche Sudeleien sollen das Recht bekommen, die niedlichen, zierlichen, schönen Wiener Ausgaben zu verdrängen?

Den Modeschriftstellern, sprechen und schreiben sie sonst noch so ästhetisch, ist das aber ganz gleichgültig. Er bezahlt uns gut! sagen sie; und — so mag er das Publikum so verächtlich behandeln, wie er will, und selbst ihre himmlischen Werke auf irdisches Löschpapier drucken. 109) Lucri bonus odor!

Das sind die ätherischen Geister, welche sich für jede bestimmte Wirksamkeit für zu gut halten; die stolzen Seelen, welche sich zu dem kleinsten bürgerlichen Geschäfte zuweilen noch linkischer anstellen, als sie sind, was gewiß viel sagen will, (aber sich doch auf vollwichtige Luisdor, Aufgeld und Wechselkurs recht gut verstehen, und recht sorgfältig darum bekümmern) die erhabenen Menschen, welche sich lieber für vogelfrei, für vaterlandslos erklären, als mit ihren armen gequälten Mitbürgern bürgerliche und Kriegslasten theilen; die edeln Naturen, welche alles Thun gemein nennen, und nur zahlen wollen mit dem, was sie sind! 110)

Und was sind sie? — Stille! Stille!

107) Man sehe Anmerk. 25 und 26.

108) Es ist natürlich von der sogenannten wohlfeilsten Ausgabe die Rede, also von der für den allergrößten Theil des Publikums, von der für die meisten Käufer. Ich freue mich, daß endlich auch andere Stimmen über diese freche Mishandlung des Publikums laut werden. Eben finde ich in der jena. Litztg. 1816. 4. S. 299 auch eine Erwähnung „der „jetzigen enormen Bücherpreise bei zum Theile sehr schlechtem Drucke, „wie z. B. die Cottaischen sind." Eine noch bedeutendere Rüge über die unmäßigen Bücherpreise bei der schändlichsten Vernachlässigung der Richtigkeit des Drucks, der Tauglichkeit der Kupfer, also nicht blos des Publikums, sondern sogar des Verfassers, von demselben grosen Mann „groser Schriftsteller" enthält die hallische Litztg. 1816. 3. S. 164 bis 166. Im Allgemeinen ist schon früher (Journal von und für Teutschland 1785. 2. S. 544) über den schlechten Bücherdruck in Teutschland, besonders über das schlechte Papier der Bücher sehr nachdrücklich und gegründet geklagt worden. Ferner wird über teutsche hohe Preise bei den stümpfsten Lettern und dem schwärzesten Papiere in Vergleichung mit französischer Schönheit und Wohlfeilheit geklagt in: Jena. Litztg. 1817. 1. S. 456.

109) „Das ist aber nicht fein!" sagt der verständige Ungenannte im Journal v. u. f. T. 1785. 2. S. 547.

110) — — Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind. Schiller.

Zwar erhebt Eberhard in den Himmel die große Wirksam[illegible] und Wirkung der Schriftsteller auf die Elektrisirung der Völker zu[m] Befreiungskriege.

Nun dann, obgleich die Wirksamkeit vom Zucker und Kaff[ee] [illegible] lischen Westen und Musselin nicht zu vergessen und zu veracht[en ist], diese große Wirksamkeit hinderte ja bisher der Büchernachdruck [nicht]; warum sollte er sie künftig hindern? Ja, er beförderte sie [illegible]. Denn, es waren ja viele Nachdrücke, und, wie Eberhard selbst sa[gt], unzählige Abschriften dabei wirksam!

Auch könnte man in einem gewissen Gesichtspunkte sagen: [die] Schriftsteller schrieben damals gerade, wie es seyn soll und m[illegible]. Denn entweder schrieben sie für baare Bezahlung der Regierun[gen] [illegible] es Luden verlangt, 112) oder aus selbsteigner menschenfreun[dlicher] Begeisterung, welche ihren Lohn in sich hat.

Glaube doch nur niemand, es sei den Buchhändlern bei [ihrem] Grimme gegen den Büchernachdruck um die Schriftsteller zu th[un]! Noch mehr würden sie diese drücken, diese und das Publikum [illegible] wenn der Büchernachdruck ihnen keine Furcht mehr machte; [illegible] völliger Alleinhandel zur uneingeschränkten Despotie über die ganze [Lite]ratur würde. Man überlege doch, was die Gräffe für Forderun[gen] äusern! Wie schnöde sind manche wissenschaftliche Werke zurückge[wie]sen, wie armselig höchstens bezahlt worden!

Und diese sind doch dem Büchernachdrucke am wenigsten ausge[setzt], und werden nach halben Jahrhunderten noch gekauft, wenn die [illegible] honorirten, unsterblichen Kunstwerke oder Werkkünste längst den [Weg] aller Makulatur gegangen sind, bis eins und das andere zufällig [wieder] aufgegriffen wird, etwa von einem Professor, welcher die veraltete S[pra]che studiert, und um sich seine Mühe und die Anschaffung literari[scher] Hülfsmittel bezahlen zu lassen, der Welt weis macht, das Nibelung[en]lied sei eine Iliade, und wohl noch mehr.

„Welcher Buchhändler," fragt der gute Feder, 113) „würde [sich] „bei erlaubtem Büchernachdrucke entschließen, ein Werk, wie Bruck[ers] „historia crit. philosophiae zu belohnen, wie eine solche Arbeit es [ver]„dient, die nicht aus dem Drange des Genies oder au[s] „unwiderstehlichem Kitzel des Witzes entsteht, sondern [illegible] „Fleis wenigstens von einem halben Leben erfordert?" Aber was [hat] denn wohl Brucker erhalten, ich will nicht sagen, gegen Göthe, [son]dern nur gegen — Kramer? In Frankreich ist der Büchernachdr[uck] verboten, und es fehlt bekanntlich Frankreich nicht an Gelehrten [und] Reichen, welche Bücher kaufen aus Bedürfniß oder Eitelkeit. Der[noch] schreibt man aus Paris: „Zu blos gelehrten Werken lassen sich [schwer]„lich Verleger in Paris finden. Herr Millin hat deswegen seine [letz]„ten Schriften auf eigene Kosten müssen drucken lassen." 114)

Was thun denn die Verleger in Teutschland für das Publi[kum], auch wenn sie durch ungeheure Vorauszahlungen vollkommen und [über]flüssig gedeckt sind?

Die Ausgabe der Werke Friedrichs des Einzigen, wobei [man] sich nicht einmal die Mühe nahm, die Briefe kronologisch zu ord[nen], ohne Uebersicht, ohne Hauptregister, ohne Sinn und Verstand [illegible]

111) Die teutschen Schriftsteller, v. Eberhard S. 24.
112) Nemesis. B. 2. S. 353.
113) Göttinger Magazin, B. 1. S. 224.
114) Morgenblatt 1816. S. 804.

engewürfelt, wird ewig ein Schandmahl sein für Voß und Decker, elche von den (man kann denken, wie zahlreichen!) Unterzeichnern 3 riedrichsd'or nahmen, und bald darauf das ganze Werk dem übrigen ublikum für die Hälfte verkauften. 115)

Wielands Werke, noch nicht geendigt, bestehen iezt aus mehr ls 40 Bänden. Darin liegt Poesie und Prose, Ernst und Scherz, olitik und Satire, Lehre und Unterhaltung, Altes und Neues wild urcheinander, wie vom Sturmwinde zusammengeworfen, und keine Uebersicht, kein Register hilft, was man schnell sucht, aus 40 Bänden erauszufinden.

Bei Klingers Werken wurden die Bände wenigstens nicht nach er Ordnung der Lieferungen, sondern nach einer andern, zum Theile ronologischen, gezählt. (R. Anzeiger 1809. 1. S. 556.) Aber bei erders sämmtlichen Werken klagt ein Rezensent (Leipz. Litztg. 807. 2. S. 1203 und 1206) mit Rechte über die Unordnung, Planlosgkeit, über den Mangel an äuserer Würde, und die Verfehlung der dee eines Ehrendenkmals.

Und wenn nun ein Freund der Ordnung und Brauchbarkeit der ücher die Mühe übernähme, solche Werke, wie Friedrichs, Wielands, Göthens, Schillers u. dgl. vernünftiger zu ordnen (es ann aber keine vernünftige Ordnung für sämmtliche Werke geben, als ie kronologische), sie mit nützlichen Nachweisungen, und brauchbaren Registern zu versehen; so sollte das unter dem Vorwande, es sei Nachruck, gehindert, dem Publikum auf ewige Zeiten eine täglich nöthiger erdende Erleichterung des Gebrauches der Bücher entzogen werden ürfen? 116)

Selbst das egoistisch-strenge England ist so streng nicht, wie die espotisch-eigennützigen teutschen Gräffe gern sein möchten. Hier ill dem Verfasser, dem Erfinder, dem Schöpfer der Waare, der Krämer damit verwehren, seine Schöpfung, seine Erfindung zu verändern, 17) zu verbessern, 118) sei das noch so bedeutend und wesentlich. Dort ann vermöge einer Parlamentsakte iedes in England erschienene, auswärts nachgedruckte Buch wieder eingeführt werden, wenn es über inen Bogen Zusäze erhalten hat. 119) Selbst der leicht zu findende Mißbrauch dieses Gesetzes beweißt, wie freisinnig es abgefaßt ist, und ie auch solche Regierungen, welche sich „vom Preisen der Journalisten und Besingen der Dichter" einmal haben übertölpeln lassen, immer und unwillkürlich wieder zu dem leisen Gefühl zurückkehren, daß

115) Wider und für den Büchernachdruck. 1790. S. 52. — „Ein blindes Schicksal hat die Anordnung gemacht;" sagt der Rezensent in: Allgem. Litztg. 1789. B. 1. S. 401 und noch stärker S. 403.

116) M. s. Beilage A.

117) Gräff S. 190. Anmerkung.

118) Das. S. 29 ff.

119) Jena. Litztg. 1808. 4. S. 145. Ueberhaupt muß man auch in England das „Preisen und Besingen" richtiger haben schätzen lernen, als die Buchhandelsmonopolisten gern sehen. Denn der Buchhändler Murray erklärt sich für den einzigen rechtmäßigen Verleger von Byrons Werken, und alle andere Ausgaben für unecht. Man erzählt, daß Byrons neue Gedichte troz den vielen Nachdrücken schon die 17te Auflage erlebt hätten. (Jena. Litztg 1817. Intllzbl. S. 50.) Also gibt es ia doch in England auch Nachdrücke, und viele, und öffentlich bekannte, also unbestrafte!

ihre Einschränkungen einer augenscheinlich natürlichen Gebrauchs... unnatürlich sind, und daher zu gemeinschädlichen Folgen führen.

Ein ähnlicher sprechender Fall ist folgender. In den Jahrbüchern der Gerechtigkeitspflege in Baiern (Neuburg 1813) ist S. 90 ein Erkenntniß gegen einen Nachdrucker abgedruckt. Der Nachdrucker ist zum „Ersatz des durch den Nachdruck verursachten Schadens verurtheilt." Allein „das Quantum des zugefügten Schadens unterliegt noch „einem nähern Beweise, indem zwar erwiesen vorliegt, „daß 1000 Exemplare des nachgedruckten Buches von einem ... „umgesetzt wurden, nicht aber, daß der Klägerin der ... an „1000 Exemplaren durch den Nachdruck entzogen worden sei."

Nun möchte ich doch wissen, wie dieses irgend ein Kläger auch nur von einem einzigen Exemplare jemals nachweisen wollte oder könnte! Hr. Eberhard entscheidet, wie schon früher erwähnt wurde: „Wer theure Bücher nicht bezahlen kann, der muß sich bescheiden, sie zu „entbehren." Wenn nun jemand sagt: gut! ich kann Göschens Ausgabe von Thümmels Reise, über deren ungeheuern Preis selbst der hyperorthodoxe Müller klagt, 120) nicht bezahlen. Ich bescheide mich also, sie zu entbehren. Sie kann und werde ich nie kaufen. Wenn es aber einen wohlfeilen Nachdruck von ihr gibt, so will ich mir diesen anschaffen. — Was kann denn Hr. Eberhard einem so ... men Manne antworten? Hat der Kaffeehändler ein Recht, sich über den Zichorienfabrikanten zu beklagen? Bücher sind jetzt eine Art von Luxus und da hilft man sich mit Surrogaten, um nicht zu entbehren.

Es wäre unbegreiflich, (wenn der unersättliche und unzubelehrende kaufmännische Eigennutz nicht zu begreiflich wäre,) wie dieser einzige Umstand nicht schon lange alle Deklamazionen gegen den Büchernachdruck hätte zum Schweigen bringen können. Denn man könnte (wenigstens aus Uebermuth der Vortheile, worin sich die Vertheidiger des Büchernachdrucks befinden) sogar zugeben, es sei nicht erlaubt, den Urverleger durch Nachdruck zu schaden, und dieser hat doch noch nichts gewonnen, weil er den Schaden nie behaupten und beweisen kann 121)

Ihm aber kann der Schaden sehr augenscheinlich nachgewiesen werden, in welchen er das Publikum durch allerlei Krämerkniffe bringt, welche immer mehr überhand nehmen, immer lautere und häufigere Klagen erregen, und ganz unstreitige Betrügereien sind. Dahin gehört: „wenn die Herren Verleger, welche so viel über Nachdruck schreien, „sich nicht schämen, ihren alten Ladenhütern neue Titel vordrucken zu „lassen" wie z. B. im literar. Anzeiger des alten Freimüthigen ... Nro. 2. geklagt wird;

wenn sie, oft kurz nach Erscheinung eines Buchs und ohne durch einen Nachdruck scheinbar genöthigt oder entschuldigt zu sein, den Preis herunter setzen, welches ein Ungenannter (wahrscheinlich Georgii) mit Rechte ungerecht findet, 122) und welches ganz unverzeiblich ist, wenn sie umgekehrt, um Unterzeichner zu locken, angekündigt und versprochen haben, wer nicht unterzeichne, solle es bedeutend theurer bezahlen müssen;

120) Ueber den Verlagsraub u. s. w. S. 107.

121) Zumal wenn man Bücherverleiher, öffentliche Bibliotheken, Privatlesegesellschaften u. dgl. gelten läßt, ist nie zu beweisen, daß der Käufer eines Nachdrucks ohne dessen Dasein den Urdruck gekauft haben würde.

122) Allgemeine Staatskorrespondenz, B. 3. S. 64.

wenn sie wesentliche Bestandtheile eines brauchbaren Buches, wie gute Register, entweder gar nicht liefern (oft nicht einmal die flüchtigste Inhaltsanzeige) oder mehre Jahre hinterher, und gegen besondere Bezahlung;

wenn sie schon einmal, auch wohl zweimal gedruckte und bezahlte Aufsätze unter dem Titel neu in Sammlungen herausgeben, ohne jenen Umstand anzuzeigen, wobei ein Herr Y 123) ausruft: „Wozu hilft „alles Geschrei über die Nachdruckerei, wenn die Schriftsteller" (und Verleger) „durch solches Unwesen selbst dazu Anlaß geben?"

wenn sie dulden, (und dadurch sich fremder Sünden theilhaftig machen) daß Schriftsteller Werke von mehren Bänden, zumal Werke der schönen Redekünste nicht auf einmal herausgeben, und daher herauszugeben anfangen, ehe die Werke fertig sind; woraus etwas entsteht, was, wenn nicht Betrug, doch dem Betruge ziemlich nahe und ähnlich ist. So hat ein Käufer den größten Theil von Allwills Papieren vielleicht zuerst in der Iris und dem teutschen Merkur 1775 und 1776 bezahlt. Dann wurde der ganze erste Band Königsberg 1792 wieder bezahlt, und noch einigermassen willig, weil die Vorrede das Versprechen enthielt, die übrigen 2 Bände sollten unverzüglich folgen. Endlich bezahlt man in Jakobis Werken B. 1. Lpzg. 1812 den Anfang Allwills noch einmal, und zwar nun mit der Versicherung, daß er nie werde vollendet werden! Eben so werden Richters Flegeljahre, so wie seine Mumien sicher nie geendet. Der Kenner kann es sogar kaum wünschen. Denn sie in dem Geiste, in dem Tone zu endigen, worin sie angefangen sind, ist geradezu unmöglich. Wie viel Käufer hätten aber wohl diese Bücher gekauft, wenn ihnen ehrlich wäre angekündigt worden, daß die Fortsetzungen, ich will gar nicht einmal sagen, nie, sondern nur, daß sie nicht schleunigst nachfolgen würden? Es gehört ferner dahin,

wenn sie die Abdrücke auf besserm Papiere auf ganz unverschämte Preiße setzen; 124)

wenn sie zweite Auflagen auf Vorausbezahlung ankündigen, worin sich nachher auser einem neuen Titel ein ganz unverändertes altes Buch findet; 125)

wenn sie ein und dasselbe Buch unter zwei völlig verschiedenen Titeln ankündigen und verkaufen, so daß man in Gefahr ist, einerlei zweimal bezahlen zu müssen; 126) auch gehört wenigstens zum Theile hierher die seit einiger Zeit den albernen Musikalienverlegern nachgeahmte, der Literaturgeschichte sehr beschwerliche Albernheit,

wenn sie auf den Titeln der Bücher die Jahrzahl nicht mehr angeben. Denn welche vernünftige und gerechte Ursache kann das haben? 127) Ueber die Inkunabeln ohne Jahrzahl sind Quartanten voll

123) Allgemeiner Anz. der Teutschen 1816. 2. S. 3176, wogegen Hr. Lampadius sich zu vertheidigen sucht: Oppositionsblatt 1817, Beilage S. 38.

124) Ich finde eben eine Anzeige, nach welcher das, was auf „ordinairem Druckpapiere" (d. h. bei diesem Verleger gemeiniglich extraordinaires Löschpapier) 6 Gulden kostet, „auf weissem Druckpapier" 9 Gulden, auf Schreibpapier 10 4/5 Gulden, auf Velin 16 4/5 Gulden kosten soll.

125) Allgemeiner Anzeiger der Teutschen 1816. 2. S. 3679.

126) Das. S. 3680.

127) Wie, um nur ein Beispiel anzuführen: Numancia, Trauer-

Untersuchungen geschrieben, um ihre Geburtsstunde herauszubringen. Und jetzt thut man wieder vorsetzlich, was im funfzehnten Jahrhunderte nur aus Unachtsamkeit geschah? Ach Gott! was sind die Menschen kindisch!

Das sind Dinge, worüber das ganze Publikum klagen sollte, und das ganze Publikum darunter leidet, und welche eben darum die Aufmerksamkeit der Gewerbspolizei verdienen. Aber darüber klagen die Sprecher des Volks, die Schriftsteller, gar wenig! Sie denken bei Urverlegern: leben und leben lassen, aus demselben Grunde, aus dem sie es bei den Nachdruckern nicht denken wollen.

Es ist wohl nicht zu viel vorausgesetzt, wenn man annimmt, daß durch die Darstellung der Lage der Sache, welche ich bisher ganz rein aus den Akten, und ohne meine Ansicht, oder Widerlegung der Gegner mit einzumischen, gab, die letzte Entscheidung ganz verborgen [illegible] liegt.

Diebstahl ist ewig Diebstahl, und es gibt kein gesittetes Volk, dessen Gesetzgebung darüber zweifelhaft wäre. Man braucht kein Rechtsgelehrter zu seyn, um zu begreifen, daß der Bücher-Nachdruck [illegible] er auch unbillig, ja gar ungerecht, doch nie darunter gehoren [illegible]. Es haben aber auch sehr strenge und dem Büchernachdruck [illegible] Rechtsgelehrte ausdrücklich entschieden, daß er nicht Diebstahl oder Raub genennt werden dürfe. 128) In keiner mir bekannten, gerichtlichen Entscheidung ist er Diebstahl genannt, und als Diebstahl [illegible]. Aber ganze juristische Fakultäten und Schöppenstühle, ja selbst der Reichshofrath, haben für den Büchernachdruck gesprochen 129).

spiel von Cervantes, übersetzt u. s. w. Berlin bei [illegible]. Bei der Gelegenheit, wenn gleich nicht eigentlich hierher gehörig, sey [illegible] erlaubt, eine andere viel wesentlichere, ja jedem wahren Bücher[illegible] unerträgliche neuerlich überhand nehmende Mode zu erwähnen und [illegible] gen. Das ist die Einrichtung, Anmerkungen nicht an die Stelle, [illegible] sie gemacht, und also auch gesucht werden, sondern abgesondert hinter den Text zusammen zu drucken, wie das besonders bei Prachtausgaben bei Wieland, Klopstock, Neubecks Gesundbrunnen u. dergl. geschieht. Bei den beiden letzten sogar so, daß die Stelle, zu welcher gleichwol der Verfasser eine Anmerkung nöthig fand, nicht einmal durch ein Stern, eine Ziffer oder dergl. angedeutet wird. Es bedarf für [illegible] den, welcher, ungestört durch Aeuserlichkeiten, mit Sinn, in der gehörigen Stimmung zu lesen wünscht und gewohnt ist, keiner Erinnerung, wie ganz zweckwidrig und abscheulich die getadelte Einrichtung [illegible]. Ihre Entschuldigung soll in einer vermeintlichen Schönheit des Drucks und seines Aussehens liegen. Aber wenn das auch wäre; Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit und leichte Brauchbarkeit geht über Schönheit. [illegible] schneller Blick unter den Text stört wenig im Genusse einer [illegible]schen Ode; wie sehr aber das Nachsuchen am Ende des Bandes!

128) z. B. sagt Schott in der Bibliothek der neuesten jur. Literatur für 1784 S. 134.: „So (nämlich von Diebstahl, [illegible] und dergl.) „sollten unsere Schriftsteller nicht schreiben: ich fürchte, [illegible] „geben vielleicht dadurch, ihrer gerechten Sache ungeachtet, den Gegnern einige Blöse."

129) Sie sind in dem Unparteischen Bedenken u. s. w. [illegible] ausführlich, in Pütters Schrift, in Mosers Abhandlung verschiedener Rechtsmaterien, zu finden.

Wer führt ein einziges Beispiel an, wo wahrer, eigentlicher Dieb-
ahl von Fakultäten, Schöppenstühlen, ja nur von einzelnen Rechts-
lehrten für Nichtdiebstahl erklärt worden wäre!

Und wer wagt es, allen diesen gelehrten, angesehenen, offen vor
er Welt dastehenden Männern Kenntniß des Rechts, oder Gefühl der
Billigkeit abzusprechen? Wer wagt es vollends (etwa der elende Gr.
usgenommen) ihnen bösen Willen, Parteilichkeit, Bestechung oder an-
ere Vortheilchen nachzusagen oder zuzutrauen?

„Aber sie konnten doch irren!"

Das konnten sie. Wenn sich aber so viele und so gelehrte Män-
er in einer doch eigentlich (die Verwirrungen der Schriftsteller und
lrverleger abgerechnet) nicht sehr verwickelten Rechtsfrage so oft und
ange irren konnten; wenn eben das auch so manchen gründlichen und
harfsinnigen Philosophen widerfuhr; so ist der Streit zum Vortheile
es Büchernachdruks dadurch allein schon halb entschieden.

Eine Sache muß nicht sehr klar seyn, über welche so geirret wer-
en kann. Und für klar und handgreiflich wird ja doch das Schrift-
tellerrecht ausgegeben!

Wenn man nun weiter die bisherige Darstellung übersieht, diesen
Krieg Aller gegen Alle, wie der eine verwirft, was der andere billigt,
er eine grenzenlose, der andre sehr bescheidne Forderungen macht, der
ine sich heimlich erlaubt, was er an andern öffentlich verabscheut, der
ine verweigert, was er im gleichen Falle von andern verlangt; und
enn das alles nur zu sichtbar auf einen unersättlichen Eigennutz, und
eiterhin und versteckter auf einen nicht blos lächerlichen Despotismus
es Buchhandels oder der Buchhändler hinausläuft: so scheint der Bü-
hernachdruck auch die andere Hälfte der Entscheidung zu gewinnen.

„Aber die Schriftsteller! die armen Schriftsteller! Was will aus
ihrem doch nicht unerlaubten Geldgewinne von ihren Geistesarbeiten
werden?"

Was da kann! Ich will mich mit der kitzlichen Frage, ob man
om Bücherschreiben solle leben wollen, nicht abgeben, ob ich gleich
Luden in seiner Aeußerung über das Unedle, Gemeine und Unwürdige
es Handels mit Ideen beistimmen muß, und nicht leugnen kann, daß
ch in Beziehung auf die Allerweltsmenschen, welche nur um den Baum
witschern und naschen, aber keinen pflanzen wollen, Friedlieb's Meinung
in; 130)

„Ist wem der Sang verliehn,
der soll ihn tüchtig üben;
doch Kohl auch baun und Rüben
ist nicht zu schlecht für ihn."

Wer dabei aber dazwischen singt, wird wohl meistens denken, wie
Göthens Harfenspieler:

„Das Lied, das aus der Kehle dringt,
„ist Lohn, der reichlich lohnet."

Wer ohne diesen selbstlohnenden Enthusiasmus singt, verdient
nichts zu verdienen. Will aber doch jemand seinen Geist als Waare
erbrauchen, nun, so unterwerfe er sich den Handelsgesetzen, dem Han-
elsschicksale, und verlange kein Monopol, was ihm gerechte Fürsten
nur selten und ungern bewilligen können. Denn gewiß wird es mehre
eben, welche zu denken und zu handeln wünschen, wie die Königin

130) Fouqué's Rheinfarth. Frauentaschenbuch für 1817.
S. 162.

Elisabeth. Als diese einige Monopole bewilligt hatte, und damals vom Parlamente belehrt wurde, hob sie sie sogleich wieder auf, und sagte: „Plutôt mourir, que d'accorder d'affreux privilèges, dont mon peuple serait la victime." 131)

Muß sich aber der Schriftsteller, welcher seinen Geist feil hat, dem Handelsschicksale unterwerfen; wie viel mehr sein Gehülfe, der Zwischenträger, welcher ihn verhandelt! Der Verlagsvertrag ist überhaupt ein Lotterieloos. Ob das Buch gehen wird, muß der Verleger wagen; eben so, ob es nachgedruckt werden wird. Es ist dabei immer noch der große Unterschied, daß er den Nachdruck durch Billigkeit vermeiden kann, wenigstens größtentheils; das Liegenbleiben aber nicht: und dieses ihm unfehlbar schadet, indessen er nicht einmal für sich überzeugt seyn kann, daß jener es that.

„Also kein Verbot? Kein allgemeines Privilegium? kein ausschließendes Verlagsrecht?"

Je n'en vois pas la nécessité; sagte ein französischer Minister in einem ähnlichen Falle. In allem Ernste! Man versuche es doch einmal mit völliger Herstellung der natürlichen Druckfreiheit, und erwarte die Folgen! Nur spiele man nicht damit, wie so oft mit wirthschaftlichen, statswirthschaftlichen, politischen, pädagogischen Versuchen gespielt wird! Hat man den Muth, den Büchernachdruck allgemein zu erlauben (was ja selbst die Denkschrifteler gewissermassen wünschen), 132) so habe man auch den, den Erfolg wenigstens 20 bis 30 Jahre lang ganz ruhig und unerschütterlich abzuwarten, ohne sich von Schein-Vorspiegelungen, allerlei Kriegslisten, welche nicht aussen bleiben werden, und selbst scheinbaren Unbequemlichkeiten, welche sich anfangs zeigen könnten, irre machen zu lassen. Denn eine Erlaubniß auf nur kurze Zeit kann, wie etwa eine kurze oder unvollkommene Getreidesperre, die Aufgabe nicht lösen, sondern nur noch mehr verwirren.

„Dann muß der Bücherverlag gänzlich aufhören! Dann müssen die herrlichsten Handschriften vermodern. An verbesserte Werke und Ausgaben ist nicht mehr zu denken!" sagen die Denkschrifteler. 133)

„Mit nichten!" meint Georgius. 134) „Diese allgemeine Erlaubniß des Büchernachdrucks würde seinen Untergang nach sich ziehen, da er nur geheim und verstohlen leben und bestehen kann." Nun denn, Leser! Sind wir nicht wunderliche und vernagelte Menschen! [illegible] und streiten, schimpfen und wehklagen über den Büchernachdruck seit Jahrhunderten, und haben auf der Welt nichts zu thun, um ihn gänzlich zu vernichten, als — ihn allgemein einzuführen!

Beiläufig abermals ein Beweis, wie das Reich unter einander uneinig ist. Aber nicht blos das Reich, sondern sogar die einzelnen Glieder! Denn derselbe Georgius, so scharfsinnig, ernst und gründlich er im Ganzen denkt, sagt früher, der angeführten Stelle gerade widersprechend: „Hätte man nach Entstehung der Buchdruckerei den Nachdruck für rechtlich und erlaubt angesehen, so wäre durch übertriebene Bücher-Wohlfeilheit die Buchdruckerei untergegangen." 135) Und an einer andern Stelle: „Die Gefahr des Büchernachdrucks ist

131) Mercure surveillant 1816. Nr. 203. S. 4.

132) Denkschrift an den Wiener Kongreß S. 31.

133) Das. S. 29.

134) Buchholz, Journal für Deutschland 1815. B. 2. S. 6[illegible]

135) Das. B. 2. S. 610.

anfangs grösser für den Buchhandel, aber später wird sie für die Literatur selbst verderblich!" 136)

Das leite uns zu einem andern neualten Vorwurfe für den Büchernachdruck, und einem der gefährlichsten. „Es ist nicht etwa blos um einen entbehrten Gewinn eines Buchmachers, oder um einen offenbaren Schaden eines Buchführers zu thun. Nein! Durch Duldung des Büchernachdrucks wird und muss allgemeine Barbarei einreissen. Er macht grosse Unternehmungen des Buchhandels unmöglich. Niemand wird so mühsame und unsterbliche Werke, wie Wahrheit und Dichtung" (d. h. nicht Fisch nicht Fleisch) „mit Gold aufwägen können. Die Verleger werden sich anfangs bloss auf Mittelgut einschränken müssen. Darüber wird bei dem Publikum die Leselust verloren gehen, denn jeder Bücherverleiher weiss, dass kein Teufel etwas geringeres lesen will, als Meisterstücke. Wenn aber das Publikum nichts mehr lesen will, so kann der Verleger nichts mehr drucken lassen, und mit Schriftstellerei, Buchhandel, Literatur, Aufklärung ist es aus." 137)

Oder auch nicht. Denn die herrlichen, romantischen Mediumä-umsteutschen, die Römer, die Griechen, ach! die göttlichen Griechen, welche unsere meisten Aesthetiker aus *Wielands*, *Vossens*, *Welker's* und anderer Uebersetzungen so gut kennen, hatten ja doch auch weder Druck noch Nachdruck, ja nicht einmal Geschmack, 138) und stehen doch so unendlich, so unerreichbar hoch über uns!

Voltaire, däucht mir, sagt irgendwo: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müsste man ihn erfinden." Das lässt sich hier anwenden. Man müsste ihn erfinden, wenn der Büchernachdruck noch nicht erfunden wäre, blos jener glänzenden Barbarei wegen, welche er verursachen soll.

Würde die Vernichtung des Büchernachdrucks, wie es jeder Kenner des Weltlaufes wahrscheinlich finden muss, die dann ganz sichern Buchhändler eben darum auch noch übermüthiger, spröder, anmasender, despotischer 139) machen; so wäre für die armen Lohnbuchschreiber

136) *Buchholz* B. 3. S. 61.

137) *Vorschlag zu literar. Barbareskenstaten*; m. s. Anmerkung 10. Auch *Ganz* (*Uebersicht der Gründe wegen des Strafbaren des Büchernachdrucks*, u. s. w. Regensburg 1790) und *Heyser* (*Die Abstellung des Büchernachdrucks* … *ein* u. s. w. Regensburg 1790.) verkündigen aus dem Büchernachdruck Barbarei, und schreiben ihm die jetzige (1790) Seichtigkeit unserer Literatur zu.

138) nämlich das Wort.

139) Wenn ein Statszensor eine Handschrift, oder eine Polizei ein Buch wegnimmt, oder ein Fürst den Tadel eines Gesetzes, einer Verordnung, einer Einrichtung, das Schreiben über geheime Gesellschaften, wenn es nicht mehr in seinen Kram dienet, verbietet; so wird das von allen Freisinnigen höchlich getadelt, und mit Rechte. Aber ein Buchhändler darf sich unterstehen, eine zum Drucke erhaltene Handschrift zu verbrennen, und doch von *bedingtem* Verkaufe der Bücher zu sprechen! Ein Buchhändler darf sich unterstehen, seine Meinungen in seinen Handel zu mischen, und z. B. weil er preussisch gesinnt ist, seinen Kunden nur die Schriften *gegen* Sachsen, *gegen* Baiern, *gegen* Napoleon zu verschreiben, nicht die *für*! Ein Buchhändler, welcher *selbst nachdruckt*, darf sich unterstehen, einen andern zu *verklagen*, dass er in einer Zeitschrift seines Verlags eine Vertheidigung des Büchernachdrucks

nichts gewonnen. Sollte das Unwahrscheinliche geschehen, daß die Her-
ren allen hungrigen Hündlein Brosamen vom Tische zuwürfen, ach
uns! Wie wollte dann vollends Meusel dem bellenden (gelehrten)
Teutschlande nachkommen! Nein! Es haben sehr verständige Männer
sehr ernsthaft gewünscht, es möchte einmal 20 Jahre lang kein
gedruckt werden, als etwa Kalender und Weinfrachtbriefe. Und in der
That, nachzuhohlen und aufzuräumen bliebe noch immer genug.
noch ernsthafter: Ihr behieltet ja Mosen und die Propheten,
und Griechen, und würdet dann nicht blos von ihnen schwatzen,
sie lesen, studieren, geniessen.

> Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
> Musa loqui, praeter laudem nullius 140) avaris.

Es hat mit der Barbarei keine Noth, so lange Griechen und
mer gelesen werden können, so wie, wenn diese auf einmal verloren
gen, alles unser Geschreibe uns schwerlich auf die Länge davor
würde. Das ist eben der hohe, unschätzbare Werth der Alten, daß
immerfort als Leuchtthürme, als Polarsterne dastehen für alle
um sich wieder orientiren zu können, wenn Stürme sie verschlagen,
lichter verlockt, Finsternisse zerstreut haben. Was wir etwa vor ihnen
voraus haben, Mathematik, Physik, Chemie, u. s. w., das bleibt
und gibt einen hübschen, soliden Verlag, welcher so leicht nicht
gedruckt wird. 141) Aber auch Dichter, und überhaupt Künstler aller
Art gehen nicht aus, das hat keine Gefahr. Und geschähe es
o! die Welt könnte sich an den vorhandenen, an den Homeren, Hora-
zen, Ariosten, Shakespearen, Rousseauen, Klopstocken u. s. w.
Thätige, praktische Männer muß ein Volk immer haben, welches
stehen will. Kommt ihm aber das Singen an, so ist ihm auch ein
tes Lied recht, wenn gerade kein neues da ist. Die Römer
Bewunderung der Welt, und die Welt selbst dazu erobert, haben
Gesetze, reine Sitten, edle Gesinnungen, große, erhabene Gefühle,
Thätigkeit und frohen Lebensgenuß gehabt, in einer Zeit, da sie
wußten, was Dichter und Künstler waren. Als beide auftraten,
sie gerade an, unmoralisch, verderbt und schlecht zu werden, und
Horaz, kein Juvenal und Tacitus hielt ihren völligen Untergang
Seit es nicht mehr Mode ist, daß Bäume und Felsen den Dichtern
nachlaufen, hat noch kein Dichter einen verfallenen Staat durch
füße wieder auf die Beine geholfen. Es geht halt nicht. Träte aber
solcher Wunderthäter auf, so singt er sicher nicht für Buchhändler.

Zwar meint der scharfsinnige Verfasser der sehr lesenswürdigen
handlung über den Buchhandel: 142) „Der Umstand, daß zum Bei-

einrücken läßt! Da dieser Fall äuserst merkwürdig ist, indem er
die Freisinnigkeit dieser „Hebammen der Literatur," als ihre doch
blos lächerliche Anmasung beweißt, dem gelehrten Herausgeber einer
schrift vorschreiben zu wollen, was er aufnehmen oder verwerfen soll:
werden dem Leser gewiß die Aktenstücke darüber in der Beilage B
kommen sein. Der Buchhändler Weigand hat seine Sache aber
trefflich geführt.

140) Also auch auf kein Honorar.

141) Indessen schimpft doch der Prof. Metternich in Mainz auf „
„ehrlose Nachdruckerrotte," auf „den schändlichen Nachdruck" in
Ankündigung seiner — Parallelentheorie! Jena. Litztg. 1814. Intel-
ligenzbl. S. 515.

142) Allgemeine Staatskorrespondenz B. 3. S. 77.

n Italien den Manuscripten des Schriftstellers meistentheils gar kein
Handelswerth beigelegt werde, habe den schlimmen Erfolg, daß die
Anhänglichkeit der italienischen Völker an ihre großen Schriftsteller
der Vorzeit eben so groß, als die Fortbildung jener Völker schwierig,
und daß es eben so schwierig und fast unmöglich geworden ist, jenen
großen Vorbildern gleiche oder ähnliche Nachfolger und neue große
Schriftsteller zu erwecken." Allein ich denke, in dem Lande, wo die
itronen blühen, wo, wie alle Reisebeschreiber erzählen, die gemeinsten
ondelführer ganze Stücke aus Tasso und Ariost auswendig wissen;
was wissen denn in Teutschland die, welche sich gondeln lassen?) wo
an in den armseligsten Hütten Tasso, Metastasio, Goldoni u. dergl.
ndet; 143) (was findet man denn in unsern Pallästen, das wirklich
elesen würde?) wo, fast einzig, Improvisatoren gefunden werden,
ie Lust des Volks, und das Erstaunen der Fremden; 144) wo sich die
lfieri, Metastasio, Galiani, Beccaria, Spallanzani, Volta, Filangieri,
iazzi u. s. w. bilden konnten: da muß die Fortbildung überhaupt
icht so gar sehr schwierig seyn. Gewiß aber liegt das, was von
Schwierigkeit übrig bleibt, an ganz andern Ursachen, als am mangeln-
en Buchmacherlohne.

Wenn wir indessen auch dieses auf einen Augenblick von seinem
nstößigen gereinigt annehmen wollen; wenn wir es auch, wie man al-
erdings kann, als rechtmäßige und sogar rühmliche Bezahlung für un-
estellte, auf den Kauf verfertigte Arbeit (nach Becker) 145) betrach-
en; so müssen uns doch wieder neue Verkehrtheiten und Misverhält-
isse dieses Lohns in die Augen fallen, sowohl zur Arbeit als zum Ar-
eiter.

Feder hat schon angedeutet, 146) was bezahlt werden sollte.
Aber was wird bezahlt? Werke, welche halbe Lebensalter, welche un-
ndliche Anstrengung, große Vorschüsse, zahllose Aufopferungen, eiserne
Ausdauer, und am Ende Gesundheit und Leben kosten; welche, wie
Bayle's Wörterbuch, Jahrhunderte lang die Zuflucht aller sind, welche
ich gründlich belehren wollen; welche sogar größtentheils die sonst so
rseufzte Sicherheit vor dem Büchernachdruck geniesen, werden von den
uchhändlerischen Krämerseelen mit kalter Gleichgültigkeit verschmähet,
öchstens taglöhnerisch bezahlt. Leichte Spiele des Witzes, fantastische
Hirngespinste, Märchen und Romänchen, im Bette zwischen Schlafen
und Wachen, oder auf Spatziergängen erdacht, tändelnd hingeworfen,
wobei die ganze Auslage in einigen Flaschen Wein oder Schnaps be-
steht, ausposaunt in allen Intelligenzblättern, gelesen einige Monate lang
bei allen Bücherverleihern, und nach einem halben Jahre vergessen auf
ewig, werden mit Golde aufgewogen. Ist das vor der Vernunft das
Wahre? ist das das Rechte? Kann dieser Unsinn geneigt machen, ein
Aehnliches zu thun? eine eingerissene Gewohnheit durch Gesetze zu hei-
ligen? Oder würde dieses anders und besser werden, wenn Gesetze den

143) Elisens von der Recke Reise nach Italien, B. 1. S. 129.

144) Ein dreiundzwanzigjähriger Improvisatore in Rom improvisirte sogar dramatisch, und mit so erstaunenswürdigem Genie, daß selbst ein Dichter ausrief: è un Nume! Morgenblatt 1816. S. 1068., auch: Zschokke's Ueberlieferungen 1817. S. 101.

145) Das Eigenthum an Geisteswerken, v. Becker. Frankfurt u. Lpzg. 1789. S. 24.

146) Man sehe Anmerkung 113, und den Text dazu.

Urverlag allgemein und auf immer monopolisirten, und das gewünschte Handschriftenschauamt 147) einsetzten? Credat Judaeus Appella!

Diese Verkehrtheit ist die empörendste, weil sie das Spiel über den Ernst, das Unwesentliche über das Wesentliche, das Entbehrliche über das Nothwendige, die Verzierung über den Stoff setzt; weil sie [illegible] unrichtige Schätzung der Dinge pflegt und fortpflanzt; und [illegible] nicht blos von den eigentlichen Kaufmannsseelen, welchen, als [illegible] sie zu verzeihen wäre, ausgeht, sondern unterstützt, genährt, [illegible] wird von den schönen Geistern, welche zwar klüglich von den [illegible] Werken die Blumen pflücken, und den Rahm abschöpfen, sie [illegible] undankbar tief unter ihre leichten Leistungen und Kunstwerke [illegible]

Dasselbe Mißverhältniß, wie bei der Arbeit, besteht auch in dem Arbeiter. Wo gibt es in Teutschland Schriftsteller, welche durch ihre Werke reich geworden wären? ist gefragt worden. Desto schlimmer, wenn darauf geantwortet werden muß: nirgends.

Denn Buchhändler, welche reich geworden sind, sind doch nicht so selten zu finden! 148) Gellerts Schriften machten Wendlern reich, 149) aber Wendler nicht ihren Verfasser. Er bezahlte z. B. für Gellerts Gedichte 45 Thaler (was noch dazu damals recht viel war), verkaufte das Exemplar für 8 Groschen netto, und machte eine Auflage von [illegible] Exemplaren, welche also 1500 Thaler einbrachte. 150) Für seine Fabeln, diese herrlichen, noch nicht übertroffenen Fabeln, welche ganz Teutschland kaufte, las und auswendig wußte, wie nie wieder ein Buch; für diese Fabeln, welche viele Tausende eingebracht haben müssen, erhielt Gellert von Wendlern ein und dreißig Gulden „Trinkgeld", wie er es Gleim nennt. 151) Gleichwohl wenn die Rede von der Unrechtlichkeit des Büchernachdrucks ist, heißt immer der Hauptvorwand: er raubt den rechtmäßigen, verdienten Lohn der Arbeit. Ist denn aber der Erfinder, der Verfasser eines Geisteswerks der Arbeiter, oder ist es der mechanische Drucker, welcher es vervielfältiget; oder der noch mechanischere Krämer, welcher es verkauft? Und doch hat nur dieser einen ganz unverhältnißmäßigen Gewinn. Daraus erklärt sich auch die Zunahme und die Menge der Buchhandlungen in Teutschland. Nach einem gedruckten Verzeichnisse 152) gab es 1782 in Leipzig 36 Buchhändler; eine ganz neue Zeitungsnachricht 153) gibt 54 an. Man kann wol auf das wenigste eben dieses Verhältniß für ganz Teutschland an[illegible]

147) Allgemeine Statskorrespondenz B. 3. S. 48.

148) „Troz allem Nachdruck" (sagt ein Feind des Büchernachdrucks) „gibt es mehr als 100 Verleger in Teutschland, welche durch den Buch„handel von 10000 bis zu 100000 Thaler und darüber erworben haben, „unter etwa 350 bis 400. Sollten aber wohl 10 Schriftsteller in ganz „Teutschland sein, welche 10000 Thaler und darüber, während ihrem gan„zen Leben, durch ihre Schriften verdient hätten? Und ihrer sind 3000 „bis 4000." Man sieht gleich, daß dieses vor 30 Jahren geschrieben ist. Journal von und für Teutschland 1785. 2. S. 546.

149) Wendler war der Sohn eines armen nürnberger Schusters, und besaß wenigstens 60000 Thaler. Dessauer Berichte 1784. S. 113.

150) Das.

151) Briefwechsel teutscher Gelehrten aus Gleims Nachlasse, von Körte. B. 2. S. 172.

152) Verzeichniß derer Herren Buchhändler, so die Leipziger Messen besuchen u. s. w. Lpz. Ostermesse 1782 bei [illegible]

153) Vossische Berliner Zeitung 1816. No. 104.

en. In der That, der Büchernachdruck muß nicht so entsetzlich wir-
n, wie vorgegeben wird, wenn in 34 Jahren bei immer und uner-
hörte wachsenden Honorarien für einzelne Zugschriften die Buchhand-
ngen sich gerade um die Hälfte vermehren konnten, und wahrscheinlich
das ausländische Verhältniß weit übertreffen. Denn nach derselben
eitung gibt es in Paris nur 320 Buchhändler, also bei einer Bevölke-
ung von 580000 einen unter 1822, da hingegen in Leipzig (bei
000 Bevölkerung) auf 620 einer kommt. Und wie wenige Buch-
andlungen sind in Frankreich und England auser Paris und London,
gen die Menge, welche in Teutschland auser Leipzig sind.

So wie man Darstellungen des mannigfaltigen, ökonomischen, po-
tischen, wissenschaftlichen Nutzens des Büchernachdrucks, Nachweisun-
n, wie offenbar und viel er zur allgemeinen Volksbildung beitragen
ann, und beigetragen hat, damit zurückweisen zu können glaubte, daß
an sage, kein Vortheil könne Unrecht zu Recht machen; so kann man
ne Darstellungen entbehren, sobald anerkannt werden muß, daß es kein
sschließendes Recht gegen den Büchernachdruck gebe. Aus eben dem
runde will ich mich und den Leser nicht mit dem Streite der Gleich-
isse aufhalten, dessen die Sache des Büchernachdrucks gar nicht mehr
darf, obgleich die meisten und treffendsten Gleichnisse, so wie Privile-
en und Patentwesen augenscheinlich für den Büchernachdruck sprechen.

Nur eines werde im Vorbeigehen verworfen, weil die neuesten Geg-
er des Büchernachdrucks ein ganz besonderes Gewicht darauf legen.
r soll nämlich die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Falschmünzen
aben. 154) Nicht die geringste! muß jeder unparteiische und besonne-
e Denker einwenden. Die Münze ist privilegirt, und wird nicht „mit
der stillschweigenden Bedingung, sie nicht nachzuprägen,“ ausgege-
en, 155) sondern mit dem lauten Gesetz des Galgens u. dgl. gegen
alschmünzer. (Indessen druckt bekanntlich doch das edle, großmüthige
ngland auch Münzen nach, um gelegentlich dummes, teutsches Blut
amit zu bezahlen.) Aber wer würde es denn wehren, eine von einem
rivatmanne erfundene Medaille nachzumachen? Die goldene sogar in
inn und Blei? (also Nachdruck auf Löschpapier.) Selbst wirkliche
old- und Silbermünzen in Blei und Zinn nachzumachen, wenn
an es sagte, daß es Zinn und Blei sey, ist an sich nicht
rboten. Hat man doch Spielmarken von Blech oder Messing mit
arolingepräge, und sie sind neuerlich hier und da, nur des möglichen
Misbrauchs wegen, nicht an sich als unerlaubt verboten worden. Schwe-
labgüsse (ein sehr leichtes und mechanisches Produkt) sind bekanntlich
n ganz ehrlicher Handelsgegenstand geword., obgleich der Medailleur
it gleicher Wahrscheinlichkeit, wie der Urverleger, behaupten kann,
enn nicht 500 Schwefelabgüsse verkauft wären, so hätte ich 500 Sil-
ermedaillen mehr abgesetzt.

Das alles übrigens nur gleichnißweise und ohne Nachtheil des Bü-
chernachdrucks gesagt! Denn der Nachdrucker ist kein Falschmünzer.
Cotta's Herder, Göschen's Wieland, Himburg's Göthe sind
icht verfälscht; einige, namentlich die wiener Abdrücke, sogar in ein
ineres Metall abgegossen. Ein verfälschtes Buch wäre auf alle Fälle

154) Denkschrift über den Büchernachdruck an den Kon-
gress zu Wien. S. 10. — Teutschlands Forderungen an
den teutschen Bund. S. 66.

155) Denkschrift. S. 19.

etwas anders, als ein nachgedrucktes. Aber was verwechseln die Ironieen nicht alles, um — schwindlicht zu machen!

Es ist noch übrig, einige der neuesten und besten Schriften, welche bisher gar nicht, oder nur gelegentlich erwähnt worden sind, etwas näher zu betrachten, um den Vorwand der Gegner, als hätte man sie ihrer Unbeantwortlichkeit wegen umgehen müssen, aus dem Wege zu räumen. Zwei davon sind entgegengesetzte Ironieen, eine aber [illegible] und an Geist und Sinn, welcher durch Irrthum nichts an seiner [illegible] verliert, sehr achtungswürdiger Ernst.

Literaturkennern, welche nicht von gestern her sind, ist bekannt, daß 1780 eine sehr witzige und scharfsinnige Vertheidigung des Büchernachdrucks erschien, 156) welche deren Verfasser, Wieland, [illegible] Jahre später zum Erstaunen aller Teutschen für Ironie erklärte, [illegible] worüber Herr Gräff heute noch böse ist, und es [illegible] nennt. 158) Gerade so hat kürzlich Hans Paul, nicht das [illegible] listische Nachahmeroriginal, sondern einer unserer geistvollsten Originalnachahmer, einen Angriff auf den Büchernachdruck gemacht, [illegible] welchen unser, wie noch neuerlich bespöttelt wurde, 160) an Ironie [illegible] gewöhntes Publikum leicht auch für Ernst halten könnte. Ihm [illegible] stellt sich, und zwar mit verständlicherer Satire, eines Ungenannten [illegible] schlag zur Errichtung einiger teutschen literarischen Barbareskenstaaten 161) Die beiden Verfasser verhalten sich, wie ein Mars in Musselin zu [illegible] Venus in Pfundleder, so leicht witzelnd und oberflächlich (versteht [illegible] absichtlich!) greift jener scheinbar den Büchernachdruck an, und [illegible] schwer und „breit“ (wie das Morgenblatt sagt) 162) vertheidigt und [illegible] pfiehlt ihn dieser scheinbar. Da dieser verständlich ist, und wenig [illegible] sen werden wird, zumal weil ihm der erwähnte vortreffliche ernste [illegible] eines Schriftstellers, dessen ganze Natur teutsch, also antiironisch [illegible] zu nahe steht; 163) so ist blos nöthig, in usum delphinorum, [illegible] nicht etwa Gräffe auf ihn als ihren Patron berufen, des ersten [illegible] satzes Ironie ein wenig aufzudecken.

Wenn sich der lose Spötter von Verfasser Lesern, qui nasum [illegible] bent, durch irgend etwas verrathen hat, so ist es dadurch, daß er [illegible] Büchernachdrucke nur theils abgedroschene, theils ganz unwahre [illegible] würfe macht, und in dieser Rücksicht wäre in der That seiner [illegible] mehr Schein zu wünschen. Von der ersten Art ist gleich der [illegible] worin sich Hans Paul über den Ehrmangel der Nachdrucker [illegible] zu machen scheint. Sie allein, sagt er, lassen sich Spitzbuben [illegible] ohne Injurienklage, und drucken sogar die Schimpfwörter auf [illegible] nach. 164) Aber Ihr Seligarmen, oder Armseligen, von welchen dieses [illegible] oft im Ernste gesagt, geschrieben und gedruckt wird: wie? wenn [illegible]

156) T. Merkur 1780. 2. S. 258.
157) T. Merkur 1785. 2. S. 158.
158) Gräff S. 277. ff.
159) Sieben letzte oder Nachworte gegen den Nachdruck im Morgenblatte 1815. S. 361.
160) Morgenblatt 1815. S. 66.
161) Buchholz Jounal für Teutschland 1815. B. 2. S. [illegible] bis 458.
162) Morgenblatt 1815. S. 764.
163) Buchholz Journal 1815. B. 2. S. 581.
164) Morgenblatt 1815. S. 361.

drucker nun dächten, wie die edeln Lohnschriftsteller: lucri bonus odor? der wie jener griechische Held: schlage mich immer, nur höre mich? der wie die gleichfalls geschimpften Fürsten, welche sich, Joseph II. rer Spitze, durch „Preisen und Besingen" nicht wollen bestechen ? — oder wie das Sprichwort: wer schimpft, hat unrecht? — wie Friedrich der Einzige, welcher, weil er kein Buchdrucker war, Pasquille auf sich zwar nicht nachdruckte, aber doch niedriger hän- ließ, damit man sie bequemer lesen könne? — oder wie die Ver- en, welche ein: Herzensdieb! ohne Umstände auf sich sitzen lassen? — wenn sie die Dichter in der Noth 165) betrachteten, wie Ra- Starmätze, Papageien und ähnliche redende Künstler, deren Spitz- ! Spitzbube! kein vernünftiger und reiner Mensch übel nimmt?

Wer hat denn nicht in Zungenturnieren auf Strassen, Märkten, in rhäusern, in Handwerkerwohnungen Broddieb, Nahrungsdieb u. dgl. mfliegen hören! Und wer wüßte das nicht nach seinem Werthe zu zen! Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen.

Ueber einen Injurienprozeß wegen eines in einen Schweinstall ge- ten Zeitungsschreibers, entstanden in Oxford eigene Lebkuchen mit m Bilde von der Geschichte. Ein anderer Bäcker lies die Platte hstechen, und machte so Lebkuchennachdrücke, wurde aber deswegen lich verklagt. 166)

Ein Schreiber Mylius in Dresden nährte sich damit, daß er Rein- d's Predigten nachschrieb, und die Abschriften für Geld lesen lies h ganz verkaufte. Nun schrieben wieder andere von seinen Abschrif- ab, und machten es damit eben so, wie er. Diese nannte er Bro- e, und ereiferte sich schrecklich über sie. 167)

Und wie will man das nennen, daß der englische Dichter Holcroft mit den Ohren nachdruckte? Als Beaumarchais's berühmte Hochzeit Figaro noch nicht gedruckt war, wurde Holcroft nach Paris ge- ickt, um eine Uebersetzung davon zu liefern. Er hörte sie daher so aufführen, bis er sie stückweise im Gedächtnisse nach Hause tragen, schreiben, und ganz zusammensetzen konnte; wie das Intelligenzblatt jenaischen Literaturzeitung 1817 S. 4 erzählt.

So hat kürzlich ein Herr Duchâteau einem Herrn Déchemant gar Zähne nachgedruckt, welches dieser äußerst undankbar (aber doch ht diebisch) findet. 168)

Gewiß ist wohl kaum Jemand so unwissend in den Rechten, um im nste zweifeln zu können, ob die Nachdrucker, wenn sie es der Mühe rth fänden, die Müller und ihres gleichen wegen der „Diebe, Schurken, Erzschurken, Räuber" u. s. w. bei deren Obrigkeiten inju- rum zu belangen, ihren Prozeß gewinnen würden; es müßte denn r und da ein Civilgouverneur aus der Gerechtigkeit einen Spas ma- n. Aber sie können um so mehr ruhig bei den pöbelhaften Ausbrü-

165) Man sehe Lichtenbergs Erklärung der Hogarth. Kupferstiche, Heft 7, jedoch nicht Lichtenbergs eigne, ganz schiefe, leidenschaftliche Ansicht S. 51, sondern die viel richtigere des Herausgebers S. 58.

166) Justiz- und Polizeiblätter 1810. I. S. 25.

167) Zeitung für die elegante Welt 1813. S. 1940.

168) Il paraît, que Monsieur Duchâteau après avoir reçu de Mons. Déchemant la faveur d'une mâchoire minérale au lieu de sa mâchoire animale, s'est approprié jusqu'à l'invention des dents, que son confrère lui avait mises dans la bouche, et servi de ces dents pour le déchirer. Le Libéral 1816. No. 45. S. 1.

Uebertreibungen, um die Lächerlichkeit der Orthodoxen ins Licht zu ste
„Im State, worin keine geschriebene Zeile, kein Postschein, und kei
„ders kein Weinfrachtbrief umsonst zu haben ist, geschweige der W
„da soll ein Wörterbuch von Bayle umsonst zu haben sein?“ fragt
und führt damit von selbst auf die Frage, was denn wohl Bayle
sein unsäglich mühsames und gelehrtes Werk mag bekommen ha
und noch heute bekommen würde, in Vergleichung mit zusammenge
felten Romänchen oder Taschenbuchsaufsätzleinchen?

Ferner: „Jedes innere Schaffen aller Statsdiener wird
„Goldwage bezahlt; die Predigt auf der Kanzel, warum nicht die
„digt auf dem Druckpapiere?“ 176) Die Regierungen mögen das
legentlichen Seitenhieb immer mitnehmen, daß sie die Statsdienste
der Goldwage bezahlten. Uebrigens weis der lose Vogel gar wohl
die Statsdienste, die Predigt auf der Kanzel bestellte und
Arbeit sind. Wenn ein tüchtiger Schwimmer vom State an
wird, Acht zu haben, daß niemand beim Baden ertrinke, so hat
Mensch etwas dagegen, daß er Besoldung bekommt und nimmt.
aber jemand einen Ertrinkenden freiwillig und unberufen rettet,
Prämie ausschlägt, so findet das jedermann schön! 177) Wer
wenn sie ihm nicht geboten wird, erinnert und fordert, wird we
stens bedauert, nach den Umständen auch wohl verachtet.

Wie schlimm geht daher der böse Mann mit den Schriftst
um, daß er sie nicht blos des niedrigsten Eigennutzes beschuldigt,
dern ihnen auch fast alle Wirksamkeit abspricht! Das erste dadurch,
er behauptet: Wo der Schriftsteller nicht bezahlt wird, gibt es we
nig Bücher und Buchhandel, wie in Italien, Spanien, Portugal.
zweite durch den Schluß, welchen er anregt. Denn da gleichwohl
diese Völker nach den neuesten ästhetischphilosophischen Edikten an
Gemüth, Poesie, Kunst und Romantik so weit über uns sind; was
uns denn unser Ueberfluß, was schadet ihnen denn ihr Mangel
Büchern?

Um die Schriftsteller ums Brod, „die Oktobergesellschaft der
„nies, die jede Statsbedienung ausschlagen,“ wie er sie an einem
dern Orte nennt, 178) noch mehr zu kränken, führt er an, Sch
sage, die Schriftsteller von Profession sein immer die besten. Nun
es zwar allerdings viel zu bedeuten, wenn ein Schlegel etwas
Indessen möchte es doch nöthig sein, sich ein wenig nach dem U
Cur? quomodo? quando? zu erkundigen. Der Statsmann von
spricht schwerlich, wie der Professionist von gestern. Und dann
der Statsmann (denn warum sollte ein Schlegel nicht auch einmal
was Rechtes und Richtiges vorbringen können?) wohl im Ganzen R
haben, und die kläglichen, wo nicht schändlichen Betrachtungen
das Kontinentalsistem und über die Politik der dänischen Regierung
weisen nichts dagegen, denn damals war er ja eben erst in der
pung. Der nun völlig ausgekrochene Statsschmetterling würde es
ungnädig aufnehmen, wenn ein Legazionsrath als ein Rad am S
wagen im Ernste sagen wollte: „Montesquieu legte die Präsiden
„nieder, um als Professionsschriftsteller den Geist der Gesetze

176) Morgenblatt 1815. S. 866.

177) Gottlob! (singe dann wohl irgend ein Dichter)
Gottlob! daß ich singen und preisen kann
Für Honorar den braven Mann!

178) Der Jubelsenior S. 24. u. f. auch Beilage C.

schreiben. Hingegen mußten Herder und Joh. von Müller über Arbeiten, welche Vor- und Nachfahrer auch machen konnten, Schöpfungen versäumen, welche nun niemand zu ersetzen vermag." 179)

Den Geist der Gesetze zu *schreiben*, ließe sich bemerken, ist so [v]iel eben nicht. Das konnte wohl mancher nur nicht gar zu leere Schöngeist. Ihn aber sammeln, durchdenken, verarbeiten, das konnte [n]ur der praktische Rechtsgelehrte, der erfahrne Geschäftsmann, der Präsident. Wo sind die Stuben- und Buchladengelehrten, welche kleine Aufsätze schreiben können, wie Franklin, oder patriotische Fantasien, [w]ie Möser? Was Joh. von Müller über seinen kurzen und ziemlich [u]nbedeutenden, auch ihm nicht aufgedrungenen, sondern von ihm ja [s]elbst gesuchten Statsdiensten für große Schöpfungen versäumt habe, [i]st nicht sonderlich klar. Und Herder? Nun, er hat doch eine ziemliche Reihe Bände oder Schöpfungen hinterlassen, und siehe da, sie [s]ind nicht alle sehr gut; aber warum *mußte* er denn mehre versäumen? Er konnte ja Schreiber, oder Wundarzt, oder Schulmann, oder [g]ar nichts bleiben. Er konnte ja auch seine Präsidentenstelle niederlegen, wie Montesquieu, welcher es wenigstens nicht des Honorars wegen gethan hat, weder, daß er es eigennützig gesucht, noch, daß es [i]hm den nöthigen Unterhalt verschafft hätte. Allein Herder befand sich [g]ar zu wohl in dem Glanze, welchen ihm sein Amt gab, von welchem [s]eine übrige Lage abhing. Warum ging er sonst nicht nach Göttingen, [w]o er ja die Geniemuße bekommen hätte, welche so noth thun soll, [u]nd wo auch Leibesnahrung und Nothdurft gedeckt gewesen wäre?

Oder war es etwa ein verächtliches Amt, Lehrer der Religion und [o]berster Aufseher und Leiter der Kirchen und Schulen einer ganzen [P]rovinz zu seyn? Man sollte es fast glauben, da seine Amtsarbeiten [j]eder „Vor- und Nachfahrer *auch* machen konnte."

Was sich nicht die Bücherschreiber einbilden! Wer in der wirklichen Welt kein Fremdling ist, und weis, wie wenig am Ende Bücher [w]irken, möchte wohl schwerlich den Beweis übernehmen wollen, daß die Welt merklich schlechter bestehen würde, wenn die Hälfte oder auch alle [h]erderische Schriften, so vortrefflich ich übrigens viele finde, ungeschrieben geblieben wären.

Das aber wird niemand sich einfallen lassen zu läugnen, daß die [h]errlichsten Folgen gar nicht zu messen und zu berechnen wären, wenn [e]in Mann, wie Herder, mit diesem Geiste, diesen Kenntnissen, diesem Ansehen, und, was so selten mit allem dem verbunden ist, dieser Freiheit zu handeln, die Pflicht, welche er *freiwillig* übernommen hatte, prosaischer erfüllt, und, statt ins Unendliche Blaue hinein zu schreiben, für die Geistlichen, für die Schulen seines Landes fünfundzwanzig Jahre lang kräftig und unermüdet gehandelt hätte. Man denke, [e]ine ganze Generazion einer ganzen ansehnlichen Provinz mit lauter rekan[i]schen, pestalozzischen oder hofwylischen Schulen versehen, dazu Prediger, wie sie seyn sollen, von einem Herder gewählt und geleitet; wäre denn so ein Weizenwald wieder auszurotten? Welche unübersehliche Wirkungen müßte das, nicht auf das Land allein, auf alle benachbarten, und wegen des allgemeinen Zusammenhangs auf die ganze Welt gehabt haben! Und das wäre nichts? Die Einwirkung der höhern Geschäftsmänner, wenn sie sind, was sie seyn sollen, der thätigen, nicht blos handlangenden Statsdiener in die Welt wäre nur eine verächtliche

179) *Morgenblatt* 1815. S. 367.

„Sportelthätigkeit“ gegen die — Honorariumsthätigkeit der Schrift-
ler von Handwerke?

Das sind die Hauptansichten, auf welche der Schalk unter der
frommen Maske eines geschwornen Feindes des Büchernachdrucks hin-
leiten will. Aus ihnen erklärt sich alles übrige, selbst die als Gründe
vorgetragenen Unwahrheiten, z. B. daß der Nachdrucker auf schlechtem
Papiere schlecht drucken dürfe, ob der Schalk gleich recht gut weiß,
daß nicht leicht ein Nachdruck so schlecht ist, wie Kotta's löschpapiern
Klassiker. Ferner: daß kein Buch unembehrlich sei; was die Gegner
des Büchernachdrucks gar doppelt schlägt. Denn hat er Recht, so
kann nie bewiesen werden, daß jemand einen Urdruck gekauft haben
würde. Sein Verleger ist also durch den Kauf eines Nachdrucks nicht
verletzt, wie das schon früher gezeigt worden ist. Gäbe es aber unent-
behrliche Bücher, wie auser den Abeschnitzen er selbst als Erz-
und Witzschütze am besten wissen muß, so ist seine Behauptung falsch,
welches auch von echten Freunden echter Literatur zu allen Zeiten ge-
glaubt worden ist. So führte ein Parlementsadvokat Marion schon
1587 die Verhandlung der Universität zu Paris gegen den Vorschlag
der Generalpachter, eine Auflage auf Bücher zu machen, und ent-
wickelte darin, „daß man gute Bücher unter die nothwendig-
„sten Bedürfnisse zählen, und dem Volke alle nur mögliche Er-
„leichterungen verschaffen müsse, sich damit zu versehen.“ 180). Der
hätte also 200 Jahre später schwerlich für ausschliessenden Verlag ge-
Büchernachdruck gesprochen.

Eine besondere Bescheidenheit und Feinheit des Verfassers ent-
het — (ich Glücklicher! daß sich endlich auch mir dieses herrliche W
anbietet!) 181) entfaltet sich nun aus seiner Behauptung, daß noch
kein groser Schriftsteller des Büchernachdrucks Anwald gewesen
Denn er selbst ist doch gewiß gros in der einen, und wenigstens
klein in der andern Bedeutung.

Dem ernsten und braven Gegner des Nachdrucks, welchen er
so vielem Nachdrucke angreift, habe ich schon mehrmal meine aus-
zeichnete Achtung bezeugt. Wäre der Büchernachdruck ein Lindwurm,
so gönnte ich vor andern diesem St. Georg die Ehre, ihn zu erlegen.
Da er aber nun doch einmal kein Lindwurm ist, so bleibe ich bei
sings leben und leben lassen, 182) und zeige dem wackern Fechter
ge, wie es mir scheint, fehlerhafte Ausfälle und unrichtige Parad[en]

Eine solche ist wohl gleich ein Satz, welcher als Hauptsatz an der
Spitze stehen sollte, sich aber erst S. 592 (Buchholz B. 2.) zeigt. „W[enn]
„man für oder wider vorhandene positive Verhältnisse sprechen will

180) Literatur und Völkerkunde 1783. Mai.

181) Die Wahrheit ist, daß mir in der Schriftstellerei nicht leicht
ein grösserer Eckel und Greuel seyn kan, als die erbärmliche [illegible]
armer einmal vielleicht glücklich und überraschend angebrachter [illegible]
So habe ich nach der Reihe bitterlich gehaßt das: entsprechen, [illegible]
teutsche: grandlos, das: sich aussprechen, das (unbestimmte) Der[illegible]
ner Sängerin, wobei mir immer eine Zote einfällt, und das [illegible]
liche, jetzt in allen Theater- und Konzertnachrichten oft in 20 [illegible]
dreimal vorkommende: entwickeln und entfalten der Stimme, der [illegible]
der Talente, der Fülle, der Rundung, der Lieblichkeit des Tons, [illegible]
Gewandtheit in einer Bravurarie, Stimme u. s. w. Das [illegible]
Nachahmervieh!

182) man sehe Anmerkung 103.

man sie nehmen, wie man sie findet. Daher dürfen die Sach-
ter des Nachdrucks keinesweges den Satz aufstellen, daß Schrift-
er auf keine Bezahlung Anspruch machen dürfen." Eines der wun-
hsten Daher, ziemlich nahe verwandt mit Basedow's, Baculus stat in
lo, ergo pluit! Eben weil sie wider das Honorar sprechen, dür-
s es! Was würde der Verfasser der Lizenzengeschichte 183) zu der
die sagen: Wenn man für oder wider vorhandene positive See-
rechte sprechen will, so muß man sie nehmen, wie man sie findet.
er dürfen die Feinde des Kaperwesens keinesweges den Satz auf-
, daß kriegsführende Mächte auf keine Seekaperei Anspruch ma-
dürfen?

Eigenthümlich und neu ist es, daß ein Vertheidiger des ausschließ-
n Verlagsrechtes die Ableitung aus älteren positiven Rechten nicht
aufgibt, sondern verwirft. „Die Buchdruckerei und der Buch-
del (sagt er) sind neue Erscheinungen. Es ist gar nicht nöthig,
die einer durch sie ganz neuen Ausbildung der Buchmacherei
rechenden positiven Rechte mit früher vorhandenen zusammentref-
müssen. — Warum soll das Recht des Schriftstellers gerade ein
ntumsrecht heißen? Das Recht des Schriftstellers ist eben das
riftstellerrecht." 184) Er hat eben so scharfsinnig die Schwierigkei-
nes Eigenthums, welches man in eben verkaufen will (Schil-
Gedichte, Herder's Gedanken, Kants Sistem), welches man
gar nicht zurückhalten oder zurücknehmen kann, (nescit vox mis-
verti), welches man noch überdies durch Mittheilung gar nicht
iert, (jeder Leser genießt und denkt Wielands Ideen, und sie
n dennoch Wielands!) eingesehen, als er ihnen sinnreich auszuwei-
sucht. Indessen stellt sich doch die Frage gleich vorn keck in den
, wenn ganz neue Rechte positiv festgesetzt werden sollen: ob es
emein gut sei, sie festzusetzen? Denn wo kein Nutzen des All-
nen ist, da ist eben auch kein Recht. Daher es bei diesem Ver-
auffällt zu lesen, daß die Lehnsrechte, mit welchen er die Buch-
lsrechte in Ansehung ihres nicht aus dem Naturrechte abzuleiten-
rsprungs vergleicht, jetzt mehr aus Gründen des Nutzens, als
lechts zu vertilgen gesucht würden. 185)

Und welches ist denn nun das Recht des Schriftstellers, „welches
das Schriftstellerrecht ist?" Seine Handschrift zu verkaufen? oder
riften, Abdrücke davon nach allgemeinen Handelsrechten, auf Ge-
und Verlust, auf Glück und Unglück? Dem widerspricht kein
drucker.

Nein! „Das Schriftstellerrecht ist das Recht, das in Ländern,
welchen die Literatur etwas gilt, entstanden ist durch ein freiwilli-
Einverständniß der meisten Menschen, zu welchem diese sich be-
en fanden, theils aus Dankbarkeit gegen den Schriftsteller, theils
Ueberzeugung, daß dazu sowohl ihr eigenes, als das Bedürfniß
Wohl der Wissenschaften nöthige." 186)

183) Versuch einer Darstellung der Lizenzengeschichte.
Eine Bittschrift an die zum Wohl Europas verbünde-
en Monarchen um Abstellung der Seekaperei: von Geor-
gius. 1814.

184) Georgius über Büchernachdruck in Buchholzens
Journal für Teutschland 1815. B. 2. S. 589.

185) Das. S. 588.

186) Das. S. 590.

Diese Erklärung, muß man gestehen, ist nicht die klarste; … nicht die richtigste will sie mir scheinen. Sie ist, was — heraus m… es doch einmal — größtentheils der ganze Aufsatz ist: petitio princi… Wie könnte denn der Büchernachdruck entstanden seyn, wenn die … sten Menschen freiwillig gegen ihn einverstanden wä… Wie könnte denn der Büchernachdruck in diesem Falle schaden, … eben so viele Käufer braucht und wünscht, wie der Vordruck? … Nachdruck in der Welt kann ja Dankbarkeit und Ueberzeugung … und ändern. Im Gegentheile werden beide durch das Dasein des Bü-chernachdrucks erst recht sichtbar und glänzend hervorgehoben; … vernunftmäßige, rechtliche, echtvaterländische Gesinnung sich … zeigen kann, wo ausländische Fabrikate verboten sind, sondern … inländisches Tuch u.s.w. kauft, ob sie gleich englisches haben …

Gleich voraussetzend das Zubeweisende, wird behauptet, … Rechtmäßigkeit des den Büchernachdruck ausschließ… Verlags- und Buchhandels sei anerkannt, und: wegen der … Erscheinung der Buchdruckerei habe man anfangs furchtsam, her… mit einer verblendenden Hartnäckigkeit Vergleichungen für den … nachdruck angewendet. 188) Gerade umgekehrt hat man anfangs … sam, hernach immer anmassender das Monopol einzuschwärzen … Das Bücherabschreiben war frei. Das Bücherdrucken hatte di… schreiber gegen sich, wie noch in der Türkei. Daher hatte es ein … felsbanner erfunden! Wie bescheiden fragt Luther: „Sollte nich… „Drucker dem andern aus christlicher Liebe einen Monden … „zween zu gute harren, ehe er ihm nachdruckte?“ Das hat aber … jemand für Ironie ausgegeben. Nun, war es denn etwa auch … daß Wolrab, als Luther ein Verbot seines Nachdrucks der luther… Bibel zu Stande gebracht hatte, nicht allein den Widerruf dieses … botes, sondern sogar vom Herzog Heinrich einen Befehl erlangte, … sein Werk in allen Kirchen der herzoglichen Lande eingeführt … damit der Schaden Wolrabens nicht allzugros sei? … Darum sagt ja auch der Verfasser selbst ganz richtig: „Der Nach… „entstand mit dem Drucke zugleich, und wurde ursprünglich für … „unrechtlich angesehen.“ 190) Freilich widerspricht er an … dern Orten sich selbst und der Wahrheit, wenn er sagt: „Der … „druck wurde von seinem Ursprunge an immer für ehrl… „achtet; 191) wird und wurde von jeher von der öffentlichen … „nung verworfen; 192) ist bald nach seinem Ursprunge für … „werflich erachtet worden.“ 193) Wie könnte er denn aber al… bestehen? Vielmehr ist die öffentliche Meinung durch das Geschrei … Eigennützes und der Habsucht irre geworden. Auch ist die öffen… Meinung nicht immer ein sicherer Führer des moralischen Urt… Im Preussischen war es wenigstens sonst öffentliche Meinung, … cise zu betrügen sei nicht unrecht. In der guten Gesellschaft … öffentliche Meinung, es sei Recht gegen die Gesetze des Stats, der …

187) Buchholz S. 585.
188) Das. S. 582.
189) Knauthen Geschichte der oberlausitzer Buchdru… reien u. s. w. Lauban 1740.
190) Buchholz S. 610.
191) Daselbst S. 609.
192) Daselbst B. 3. S. 48.
193) Das. B. 3. S. 44.

t und Religion: nicht — sich, zu rächen, sondern, wegen einer abge-
ackten, eingebildeten Beleidigung zum Mörder zu werden, oder
morden zu lassen; es sei anständig, ehrliche Gläubiger um ihr Ver-
:n, hungernde Handwerker um ihren sauer verdienten Arbeitslohn
etrügen, zweideutige Spielschulden aber mit ängstlicher Gewissen-
gkeit zu bezahlen. Indessen wird gesunde Vernunft und Rechtlich-
:wig diese öffentlichen Meinungen verwerfen. Warum nicht noch
ehr die gegen den Büchernachdruck, wenn sie vorhanden wäre,
gstens prüfen? Und Entschuldigungen, oder Erklärungen ihres Vor-
enseins gäbe es genug. Für eine Menge Menschen hat alles Ge-
'te noch immer viel Ansehen und Glauben. Sie finden die schreck-
en Verwünschungen, die schneidendsten Ausfälle, die schimpflichsten
lächerlichsten Darstellungen über Nachdrucker in Büchern, 194)
ran muß doch etwas seyn!" — Künstler, Handwerker, Kaufleute,
, welcher etwas gewinnen, und, wo möglich, allein gewinnen will,
wie viele gehören in diese Klasse!) hat eine sympathetische Nei-
, jeden Nebenbuhler um Gewinn für einen Nahrungs- und Brod-
zu halten. Wäre es ein Wunder, wenn wirklich die öffentliche
iung überwiegend gegen den Büchernachdruck wäre? Aber wäre sie
ein Grund gegen ihn? 195) Der Landwirth will freie Ausfuhr
: rohen Wolle, seines Flachses, seines Getreides, aus Gewinn-
. Der Bürger, der Fabrikant will Verbot dieser Ausfuhr, Ver-
er Einfuhr fremder Fabrikate, aus Gewinnsucht. Ueber beiden
die Vernunft, die Einsicht, die Regierung schweben und ab-
n, was Recht ist, und was dem Allgemeinen frommt. Daher
sie zuweilen Patente 196), Privilegien,
damit jemand für einige ökonomische Verlegenheit ziemlich ergetz-
ht empfahe;

4) Seit einiger Zeit findet besonders Langbein viel Vergnügen daran, in seinen kleinen komischen Erzählungen Nachdrucker einzuweben. So in der Reise nach der Löwenburg (in Beckers Taschenbuche zum geselligen Vergnügen für 1817) und im Turnier (Komus, für 1817). Indessen wird in der Reise der Nachdrucker nur geschimpft und geprügelt, der Urverleger aber als ein eigennütziger, gemeiner Schufft, übrigens sehr nach dem Leben, dargestellt.

5) „Die öffentliche Meinung gegen den Büchernachdruck" (sagt der Verfasser S. 66) „ist so lange positiv rechtlich, bis der Nachdruck durch „ein förmliches Gesetz für erlaubt erklärt ist." Allein das bedarf er nicht. Er ist Sache der natürlichen Freiheit. Wo er nicht durch ein allgemeines Gesetz oder durch ein Privilegium verboten ist, da ist er erlaubt. Das ist an sich klar — das ist sogar von unserm Verfasser selbst zugegeben. Er selbst sagt (Buchholz B. 2. S. 589): „die „Buchmacherei ist etwas Neues, dessen Rechte mit früher vorhande„nen positiven gar nicht nothwendig zusammentreffen müssen". Neue Erscheinungen aber, für welche es noch keine Gesetze gibt, sind gesetzlos, bis sie deren erhalten. Ob sie sie nun erhalten sollen und dürfen, das ist eben die Frage.

6) Gelegentlich sei doch auch, ich weiß nicht, ob ein Rechnungsfehler, oder was sonst? angemerkt. Georgius erzählt (Buchholz B. 3 S. 56) von des Buchdruckers König zu London patentirter Druckmaschine, „sie liefere in jeder Stunde 800 Drucke, (die gewöhnlichen „Pressen nur 300) und habe in zwei Jahren schon 160,000 Bogen ge„druckt." Das gibt auf jeden Tag 220 Bogen, also weniger, als eine

D

damit der Schaden Wolrabens nicht allzugros sei,

damit iemand für eine Erfindung, welche übrigens nach einig Jahren allgemein nachgemacht werden muß, wenn sie wirklich nü werden soll, vorher für die Erfindungsversuche und Kosten entschä und belohnt werde.

Darum klagt der Billige über dergleichen seltene Privilegi nicht, als „über unverantwortliches Unrecht.“ 197) Er würde könnte aber klagen, wenn die Dauer solcher Privilegien zu lang, ihre Ertheilung zu allgemein und gemein würde.

Auch scheint der Satz nicht richtig, „daß ieder Erfinder auf Begünstigung der Patente als auf sein eignes Recht Anspr zu machen habe.“ 198) Es ist wohl nie ein Patent als ein Recht fordert worden, welches auch sehr ungehörig wäre. Es wird als Gnade eines Patents bewilliget des allgemeinen Vortheils wegen, weil der Erfinder ein äuserliches Recht hat, seine Erfindung sich zu behalten. Nur ein äuserliches! Denn iedes moralische verdammt die Menschen, welche angeblich sichere Mittel gegen die Hunds wuth und ähnliche schreckliche Krankheiten hatten, und sie mit ins nahmen; Prof. Reich, damals in Erlangen, mußte viel moralisch theologische Angriffe und Herzensrührungen aushalten, als er sein bermittel nicht gleich bekannt machen wollte; 199) und es ist allgemein gemißbilligt, zuweilen entschuldigt, nie gerechtfertiget daß Chladni durch Verbergung des innern Baues seines Euphon aus der Klasse der Gelehrten, welchen die Fortschritte und Ausbreit der Wissenschaft alles sind, in die Klasse der Taschenspieler und numshändler erniedrigte.

In einer Vertheidigung des Rechts der Patente, und des schliesenden Verlagsrechts nimmt sich die Behauptung sonderbar, komisch aus, daß „der Nachdrucker nur um seines eignen, nicht „des allgemeinen Nutzens willen drucke.“ 200) Aber der Verleger Urdrucks?

Nicht viel besser auch die, daß „der Nachdrucker unter ieden „dern mechanischen und geistlosen Nachahmer und Nachmacher „sinke.“ 201) Ist denn der Nachdrucker als solcher geistloser, der Vordrucker? Beide drucken ab, was sie von Handschrift oder Dr schrift gesetzt haben. Wo ist da mehr oder weniger Geist? Wie man doch so parteiisch seyn! Doch wird dasselbe noch einmal wie holt: „Von den Buchhändlern drucken gröstentheils blos die Un „senden, Talentlosen, minder unternehmenden und minder ehrlichen 202) Und dieses im Angesichte der grösten und unternehmendsten Nac drucker, der Himburg, Göschen, Richter, Kotta, Trattner!

gewöhnliche in einer Stunde geliefert hätte. S. 57 wird hinzugesetzt „Das konnte König nur in England, nicht in Teutschland.“ Warum nicht? Man patentirt ja auch in Teutschland. Und wer durch ih Erfindung so viel wohlfeiler drucken konnte, konnte ja auch desto e den Nachdrucker abhalten.

197) Buchholz B. 3. S. 52.

198) Daselbst S. 50.

199) z. B. Reichsanzeiger 1799. 2. S. 2218; 2219.

200) Buchholz B. 3. S. 65.

201) Das. S. 60.

202) Das. S. 229.

Die Behauptung: „daß der Nachdruck Wohlfeilheit hervorbringe, ist durchaus unrichtig;" 203) ist wohl nur ein Wortspiel. Dadurch freilich, daß es Nachdruck überhaupt gibt, und daß es insbesondere Nachdruck z. B. von Thümmels Reise geben wird, wurde diese unmittelbar nicht wohlfeil; vielmehr entschuldigt die Nachdrucksfurie Müller ihren ungeheuern Preis gerade durch den Nachdruck. 204) Allein kein Buch ist unentbehrlich, wie uns Hans Paul belehrt hat, welcher so viele braucht. Man entbehrt also (was bei Lesegesellschaften, Leihbibliotheken, u. dgl. noch leichter wird) wie es Eberhard vorschreibt, bis entweder ein Nachdruck kommt;

oder der Urverleger, weil seine theure Waare nicht abgeht, sie von selbst heruntersetzt.

Ueberhaupt aber gibt es kein sichreres und gerechteres Mittel gegen Nachdruck, als — möglichst billige Preise, und auch kein leichteres. Denn da nach Müller, welcher dieses ja wohl verstehen muß, Papier und Druckerlohn eigentlich die Taxe der Bücher bestimmt, und das Honorar keinen Unterschied macht, „wenn der Nachdrucker aus dem Spiele bleibt;" 205) so ergibt sich, daß der Nachsatz ganz leer und überflüssig ist. Papier und Druckerlohn braucht der Nachdrucker auch. Ein paar Kreutzer mehr oder weniger nach Orts- und Landesverhältnissen bedeuten nichts. Da das Honorar „keinen Unterschied macht," so kann der Urverleger sein Buch ungefähr gerade so wohlfeil geben, wie der Nachdrucker, und dieser muß neunundneunzig Mal unter hunderten von selbst aus dem Spiele bleiben. Also ist nach Müller auch das Honorar gedeckt. Was will man weiter?

„Aber es sind ja sogar spottwohlfeile Bücher nachgedruckt, und theurer verkauft worden, als der Urdruck!"

Das ist geschehen, obgleich sehr selten; es beweißt aber auch, daß es noch andere Ursachen des Büchernachdrucks geben muß, als blos die gemeiniglich dem Nachdrucker vorgeworfene einfache Berechnung, dadurch Käufer anzulocken, daß er wohlfeiler verkauft. Es muß besondere Schwierigkeiten haben, den Urdruck da bekommen zu können, wo der Nachdruck sogar theurer verkauft wird; oder dieser muß trotz dem Scheine eines höhern Preises doch wohlfeiler seyn, als jener durch Fracht und andere Kosten werden würde. Sonst, sollte man denken, würde der Urverleger in einem solchen Falle, wo nur ganz ungewöhnlicher Absatz den geringen Preis decken kann, wohl dafür gesorgt haben, jede Gegend mit Ueberfluß von Exemplaren zu versehen.

Das gewöhnliche Paradepferd, welches wegen dieses Punktes vorgeritten wird, ist Beckers Noth- und Hülfsbüchlein. Es war schon 1789 fünfmal nachgedruckt 206), und jeder Nachdruck war theurer als der Vordruck. 207) Es müssen also nothwendig eine oder die andere, oder alle vorhin angedeutete Ursachen dabei eingetreten seyn. Uebrigens — ich gönne gewiß dem guten, braven Becker, welcher sich ganz unstreitig unendlich mehr wahre Verdienste erworben hat, als fünfhundert Schöngeister durch ihre unsterblichen Spielwerke, jeden auch körperlichen Lohn seiner ungemeinen, immer klugen, wohl berechneten, und dem Allgemeinen nützlichen Thätigkeit, — aber, er hat ihn doch auch,

203) Buchholz B. 3. S. 202.
204) man sehe Anmerkung 120.
205) man sehe Anmerkung 90.
206) Das Eigenthum an Geisteswerken, u. s. w. v. Becker. Beilage.
207) Das. S. 78.

den äußerlichen Wohlstand, welchen er verdient! Er hat doch eine glückliche Familien gegründet! Er gibt doch gleichfalls ein Beisp. und ein glänzendes, daß der Büchernachdruck zuweilen ein lucrum cessans, aber selten, und ohne eigne Schuld des Verlegers wohl nie ein damnum emergens verursachen kann!

Haec ubi locutus foenerator Alfius,
jamjam futurus rusticus,
omnem redegit Idibus pecuniam,
quaerit Kalendis ponere.

Ich erwarte daher nächstens von den Urverlegern, welchen ich zu vom Honorar, wenigstens vom unmäßigen, helfen möchte, eine geschmackvolle silberne Bonbonnière (Tabak schnupfe ich nicht) von weniger Inhaltsfähigkeit zu erhalten, gefüllt von den Nachdruckern, deren rechtmäßiges Gewerbe ich vertheidige, mit schönen goldnen Louisen, Friedrich Wilhelmen, Jeromen, Karlen, Augusten, Napoleons u. s. w. In Golde nehmen sich alle gut aus, wenn auch manche in der Haut nichts taugen.

Noch ernstlicher aber erwarte und wünsche ich, daß, wer diesen Aufsatz einzeln drucken will, sich vorher an mich wende, da ich ihm manche Zusätze und Verbesserungen mittheilen kann, die mir jetzt schon eingefallen sind, und noch einfallen können.

Beilage A.

Zu S. 21 Anmerkung 116.

Ueber die Ausgaben sämmtlicher Werke.

Man muß sich weniger über die große und schimpfliche Unzierlichkeit der Kottaischen Ausgaben sämmtlicher Werke, besonders der Göthe'schen, als über heillose, unverantwortliche Liederlichkeit ihrer Anordnung ereifern. Ueber Herders Werke habe ich mich schon im Reichsanz. 1805, 1. S. 680 geäusert. Die leipziger Litztg. 1807. 1. S. 1203 wiederhohlt meine Klagen. Und doch ist die Unordnung in Göthens Werken noch viel größer, und die Vernachläßigung des Publikums von Verleger und Verfasser in der That empörend, wie in der halleschen Litztg. 1807. 2. S. 553 noch viel zu schonend ausgeführt ist. Wenn Herr v. Göthe sich nicht zu vornehm dünkt, seinen Geist recht kaufmännisch in Geld umzusetzen, so sollte er doch auch nicht zu vornehm seyn, sich ein wenig darum zu bekümmern, wie seine Waaren ausgelegt werden.

Diese allem Begriffe widersprechende Unordnung ist leider auch der Fehler des übrigens so schönen göschenschen Klopstocks und Wielands, wo auch, wie bei Göthe, nicht einmal eine kurze Hauptnachweisung das Aufsinden erleichtert. Wer kann denn aber, zumal bei dem Ozean voll Bücher, welchen ein belesener Mann heut zu Tage durchschwimmen muß, gesezt auch, er hätte den ganzen Wieland von Wort zu Wort durchgelesen, behalten, in welchem von sechs und vierzig Bänden er z. B. das Wintermärchen oder die Bunklitade suchen soll? Und ist es denn artig von Verfassern und Verlegern in einer Zeit, wo man den schnellen Gebrauch aller Bücher durch die sorgfältigsten Register und Nachweisungen bequemer machen sollte, uns unendlich

äftigten Menschen, wenn wir eben mit dem Sommermährchen oder usarion spazieren gehen wollen, zuzumuthen, daß wir die Spazier- nde versäumen, um unsere Begleitung in sechs und vierzig Bänden zu hen?

Wäre die einzige vernünftige, zweckmäsige Ordnung, in welcher mmtliche Werke gedruckt werden sollten, Gesetz, so liese sich ohne deutende Schwierigkeiten das Verzeichniß und die Folge der Werke ich im ersten Bande geben, wenn auch noch 99 Bände ungedruckt ren. Diese einzige vernünftige Ordnung ist aber die kronologische, man gleichsam äuserlich schon sieht, wie der Schriftsteller sich fort- ildet, wie er fortgeschritten, wie er links oder rechts ausgewichen, er einen ganz neuen Lauf begonnen hat. Gegen jede andere mögli- Ordnung ist, zumal bei Schriftstellern, welche so mannigfaltige Werke iefert haben, wie Wieland, Göthe, Herder, Joh. Müller, edrich d. G., tausenderlei einzuwenden; gegen die kronologische lechterdings nichts vernünftiges. *) Wem sie nichts werth ist, dem ist wenigstens nicht im Wege. Er kann bei dieser, wie bei jeder andern Hülfe eines Registers sich aufsuchen, was er nach Lust und Laune n will. Der Theoretiker und Lehrer kann die einzelnen Werke ord- nach jedem Kompendium oder Sisteme, welches ihm beliebt. Aber , welcher psychologisch die Entwickelung des grosen Mannes studiren, cher ihn aus sich selbst verstehen und erklären lernen will, welcher also schlechterdings kronologisch lesen muß, kann es unmöglich be- m und gleichgültig sein, wenn er Wielands: Erdenglück, und Idris, de 1766 geschrieben, das erste im neunten, das zweite im siebzehnten nde, — Danischmend und die Titanomachie, beide 1775 geschrieben, achten Bande, und im sechsten der Suplemente — Werters Leiden d Klavigo, beide 1774 geschrieben, im elften und fünften Bande von thens Werken zusammensuchen soll.

Die Verdammlichkeit dieser liederlichen Verachtung vernünftiger ecke wird desto grösser, weil der Fehler, wenn die Anmasung und Ansprüche teutscher Schriftsteller und Buchhändler allgemeine Ge- skraft erhielten, äuserst schwer, ja fast unmöglich durch andere ver- digere Unternehmer verbessert werden könnte. Denn eine neue Aus- e Schillers oder Göthens in vernünftiger Ordnung, und letzter mit igstens 3 Bänden vergessener oder ohne allen Grund ausgeschlossener riften vermehrt, würde gewiß ein ungeheures Geschrei verursachen, sie gleich selbst in Ansehung der Mühe und Kenntniß, welche sie vor- setzte, kein gewöhnlicher, bloser Nachdruck wäre.

Es versteht sich von selbst, daß die Forderung einer kronologischen llung nicht pedantisch übertrieben werden müßte, so daß z. B. ein gramm von zwei Zeilen, welches etwa während der Ausarbeitung Wilh. Meisters Lehrjahren gemacht worden wäre, auch mitten zwi- n dessen Theile hineingedruckt werden sollte. Aber kurze Gedichte, ne Aufsätze, abgerissene Gedanken, Bruchstückchen sollten doch im- wenigstens Jahrweis beisammen stehen, und einzeln die möglichst ue Bestimmung der Zeit ihrer Entstehung erhalten.

Mit dem Einfalle: „die Mehrzahl der Leser verlangt die Schrift,

*) Mit ihr wäre keine solche Verkehrtheit möglich, wie z. B. in Göthens Werken B. 12 S. 44: „Unsere Leser erinnern sich, daß an andern Orten davon gehandelt worden." Der andere Ort folgt aber erst S. 53 in einem andern Aufsatze, welcher ursprünglich freilich eher geschrie- ben und gedruckt war, als der erste.

und nicht den Schriftsteller; *) ist gar nichts beantwortet. Denn die Mehrzahl behält ihre Schrift bei jeder An- und Unordnung. Sie darf also keine Rücksicht, wenn sie sie auch verdiente.

Kaufmännische Zwecke, etwa das Beste, oder Berühmteste, das Neueste eines Schriftstellers voranzustellen, kommen bei sämmtlichen Werken ebenfalls nicht in Betrachtung, weil der Freund sämmtlicher Werke von Wieland sie doch kaufen würde, wenn auch, wie es seyn sollte, die Natur der Dinge, den Anfang gemacht hätte. Es ist für die gemeine Neugierde wäre besser gesorgt. Denn es gibt gewiß schon eine Menge Menschen, welche Göthens, Wielands, Klopstocks, Herders erste und älteste Schriften noch gar nie gelesen haben, aber die neuesten; welchen es daher lieber seyn würde, die in ihren ersten Ausgaben kaum mehr zu habenden Schriften zur Hände zu bekommen.

Beilage B.

Zu Seite 28. Anmerkung 139.

Pr. den 26. Juli 1783.

Ergebenstes Pro Memoria.

Ew. Hochedelgebohrnen können nicht unangezeigt lassen, daß der hiesige Buchhändler Weygand in dem sogenannten deutschen Museo und zwar in den Monaten May und Junius dieses Jahres eine, zwar ungegründete, alleine wegen der Folgen gefährliche Vertheidigung des Büchernachdrucks, einrücken lassen. Daß dieses Verfahren gegen die höchsten Orts ertheilten Gesetze laufe, **) und zugleich Ansehen der löbl. Commission über den Haufen werfe, dürfen wir nur erst berühren, um die Hülfe zu erlangen, wodurch einem solchen Unfug gesteuert werden möge. Leipzig den 26. Juli 1783.

Philipp Erasmus Reich,
Caspar Fritsch.

An
eine Chursächs. löbl. Bücher-
Commission
in Leipzig.

Von der Churfürstl. Sächs. gnädigst verordneten Bücher-Commission allhier, wird Herrn Friedrich Weyganden, Buchhändlern hieselbst, dasjenige, was die hiesigen Buchhändler Hr. Philipp Erasmus Reich und Hr. Caspar Fritsch, wegen einer in den Monaten May und Junius d. J. in das deutsche Museum eingerückten Vertheidigung des Büchernachdrucks, wider ihn beschwerend angebracht, und dabei gebeten, hierbei in Abschrift zugefertiget, und demselben zugleich hiermit aufgegeben, daß er binnen 8 Tagen, von Insinuation dieses an, seine Erklärung darauf, bei wohlgedachter Bücher-Commission übergeben, und sodann fernerer Verfügung gewärtig seyn solle. Wornach sich derselbe zu achten hat.

Sign. Leipzig den 26. Juli 1783.

Churfürstl. Sächs. Bücher-Commission
allhier.

August Wilhelm Ernesti Pp. Der Rath zu Leipzig.

*) Morgenblatt 1816 S. 402.

**) Wie? Gegen die Gesetze? Der Büchernachdruck war in Sachsen verboten; aber auch die Untersuchung, und selbst Vertheidigung des Büchernachdrucks? Diese Herren würden also keine Zweifel über Gesetze, keine

Gehorsames Pro Memoria.

Die von den hiesigen Buchhändlern Reich und Fritsch bei einer löbl. [...]cher-Commission wider mich eingegebene Klage wegen einer in dem [...]seo befindlichen Vertheidigung des Büchernachdrucks ist mir aus mehr [...] einer Ursache höchst befremdlich gewesen. Beide Kläger wissen selbst, [...]ß durch unbefugten Nachdruck mir zeither mehr Nachtheil zugewach[sen] [...]ist, als ihnen beiden zusammengenommen, da mir erweislich an 24 [...]r gute Verlagsbücher binnen wenigen Jahren leider! nachgedruckt wor[den] [...], und daß von mir mehr als einmal gegen die Ungerechtigkeit dieses [...]ternehmens öffentlich und nachdrücklich geeifert worden, daher es von [...]r wohl am wenigsten zu vermuthen ist, daß ich an der Vertheidigung [...]es Beginnens Theil nehmen sollte, wodurch mir bereits der größte [Sc]haden zugefügt worden.

Eben so wenig kann ihnen unbekannt seyn, daß ein Verleger kein [Ri]chter seines Schriftstellers und Herausgebers, am wenigsten aber des [hö]chsten Orts verordneten Censoris ist oder seyn kann. *) Da nun auch [die]ser leztere wider den erwähnten Aufsatz nichts einzuwenden gehabt, [so] würde Beklagter sich einer strafbaren Vermessenheit schuldig zu ma[che]n geglaubt haben, wenn er der von Sr. Churfürstl. Durchl. höchst [ver]ordneten Censur hätte vorgreifen, und sich ihre Vorrechte anmassen [wo]llen, dahero dessen unbegränzter Gehorsam gegen die weisen Fügun[gen] seines Landesherrn, in einer Sache, welche ihn selbst so nahe be[trif]ft, ihm vielmehr zu einem Verdienste angerechnet, und Klägern zum [Mu]ster der Nachahmung empfohlen zu werden verdient.

Sollte aber dem Verleger in Ansehung des gedachten Aufsatzes [etw]as beygemessen werden können, so hätte derselbe sich besonders vom Hrn. [Re]ich vielmehr Dank, als Vorwürfe zu versprechen, indem demselben [d]urch wenigstens ein Vorwand an die Hand gegeben wird, sein un[befu]gtes Beginnen in Ansehung der von ihm nochmal aus dem Muse[um] ohne meine Einwilligung, wie in dergleichen Fällen gehörig und schick[lich] ist, nachgedruckten und von mir theuer bezahlten Sturzischen Bei[trä]ge auf einige Art zu beschönigen. Da auch das deutsche Museum [bek]anntlich ein Journal ist, das von jeher die gröste Unparteilichkeit be[oba]chtet, und nie dem in nüzlichen, gelehrten und dahin einschlagen[den] —zur Ergründung der Zweifel abzielenden Streitigkeiten angegriffenen [Th]eil verweigert hat, eine Antwort und Vertheidigung, falls sie ver[nun]ftmäsig und lesbar abgefaßt gewesen ist, zum gleichen Abdruck im [Mu]seum einzureichen, wie hier alle 8 Jahrgänge desselben beweisen; **) [so] stehet es auch beiden unbefugten Klägern frei, eine Widerlegung der [qu]estionirten Abhandlung, die jedoch obberührte Eigenschaften haben,

Vorschläge besserer, noch weniger Bemerkungen über Stat und Stats-verfassung, und wohl am allerwenigsten über Kanon, symbolische Bücher, Orthodoxie u. dgl. erlauben! Die Freisinnigen!

**) Das möchten sie aber eben gern, und sind es auch neuerlich nicht selten. Ein vollkommen verdientes Lob des an Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit, und selbst (zur Ehre der damaligen leipziger Zensur sei es gesagt) an Frei-müthigkeit noch bis heute nie wieder erreichten teutschen Museums. Ich wüßte leider nicht, wo jezt eine ähnliche Zeitschrift gedruckt werden dürfte. Aber dafür ist auch jezt die edle teutsche Freiheit errungen, wovon man damals freilich nichts wußte, als dieses Museum, der teut-sche Merkur, Schlözers Statsanzeigen, das Journal von und für Teutsch-land u. s. w. über alles laut dachten, was denkenden Männern wichtig, unterhaltend, belehrend und angenehm sein kann.

und nicht cautius recocta enthalten muß, mir zum Abdruck, [illegible]
ter ihren Namen einzureichen, und kann also hierdurch die [illegible]
Unpartheilichkeit unsers Journals abermals nicht kräftiger bestätigen [illegible]

Aus diesen und manchen andern Gründen, welche der Kürze [illegible]
hier übergehe, habe zu der Gerechtigkeitsliebe einer Churfürstl. [illegible]
Bücher-Commission, das gegründete Vertrauen, daß diese Kläger [illegible]
ihrer unbefugten Klage abgewiesen, mich ferner so ungegründet [illegible]
unruhigen, bedeutet, und sie zur Erstattung der dadurch verursachten
Kosten verurtheilt werden.

Leipzig, den 5ten August 1783.

Mit diesen gewiß äußerst merkwürdigen Aktenstücken [illegible]
die belustigende Nachricht von meinen neuesten Erfahrungen über [illegible]
Unparteilichkeit, Freisinnigkeit, Bescheidenheit dieser Handlanger der Li-
teratur, sich nicht in die Literatur selbst zu mischen.

Ich bot den Verlag dieser Abhandlung über Büchernachdruck [illegible]
guten Zahl von Buchhändlern an, und theilte ihnen Proben [illegible]
mit, und zwar mit der Bitte, mir diese Proben schleunigst zurück[illegible]
schicken. Das durfte ich bitten, und jeder gerechte Mann mußte [illegible]
füllen. Dennoch wurden alle diese Zurücksendungen so über alles [illegible]
verzögert, daß ich mich in einem Falle sogar an die Obrigkeit [illegible]
mußte, und so allgemein, als hätten sich alle deswegen verabredet. [illegible]
streitig wirkte dabei ein gewisser Instinkt, den Druck einer gefährli[illegible]
Gegenschrift wo möglich so lange zu verhindern, bis man „durch [illegible]
„sen und Besingen" ꝛc. ꝛc. einen übereilten Schritt des Bundestages [illegible]
wonnen hätte, wie man wenigstens zu gewinnen hofft.

Ich war auf alle Fälle gedeckt, weil ich im Nothfalle die Abhand-
lung auf eigne Kosten drucken lassen wollte; und erwartete keinen [illegible]
dern Erfolg. Es war mir aber um bestimmte Erfahrungen zu [illegible]
Daher machte ich mir das Vergnügen, den eingeladenen Buchhändlern
bemerklich zu machen, daß man ja nach der so sehr geforderten [illegible]
freiheit, Verfassungen, Regierungen, Fürsten, Religion, Gott, [illegible]
Minister angreifen, und selbst den Teufel und seine Grosmutter [illegible]
digen dürfe. Es würde also wohl kaum erlaubt sein, zu zweifeln, [illegible]
einen so liberalen, uneigennützigen Buchhändler gebe, welcher einen [illegible]
ernstlichen Angriff auf den Buchhandel, eine sehr ernstliche Verthei-
gung des Büchernachdruckes zu verlegen, Unparteilichkeit und Muth [illegible]
nug hätte. Aber siehe da! Es gab keinen!

Gleichwohl ging z. B. die Verlagshandlung des Sarsena bei die-
sem Werke „von der Ansicht aus, daß in einer mündig gewordenen
„Zeit, wo alles dem Menschen Wichtige von allen Seiten [illegible]
„leuchtet, wo selbst die grose Frage von Stat und Regierung der [illegible]
„müthigsten Diskussion unterworfen wird, auch wohl ein noch in [illegible]
„ches Dunkel gehüllter Gegenstand der Theilnahme näher gerückt [illegible]
„den dürfe." So, wörtlich so erklärt sich diese ehrenfeste, frei[illegible]
Buchhandlung im Allg. Anz. der Teutschen 1817. 1. S. 406.

Aber was soll die Welt vollends dazu sagen, daß Buchhändler, [illegible]
bildete, wohl gar schriftstellernde Buchhändler den Studenten [illegible]
verbrecherischer Ausübung von Volksjustiz gegen einen Käufer von [illegible]
drücken aufhetzten, welche schöner und bequemer, als unsere meisten [illegible]
ausgaben, übrigens aber um nichts mehr Nachdrücke sind, als [illegible]

r Matthissons Blumenlesen, oder irgend eine andere Auswahl!! *)
auri sacra fames! — Die Drohung der Selbsthülfe ist also doch so
erlich nicht, wie sie früher erscheinen mußte! **)

Beilage C.

Zu Seite 36. Anmerkung 178.

Es ist erfreulich, den Herrn Legazionsrath Richter, ob er gleich
seinen diplomatischen Titel zur Zeit nur noch in Verhandlungen
Planeten und ihren Trabanten geltend gemacht hat, sich in Schimpf
Ernst gegen die Brodschreiberei erklären zu sehen, welche eben die
iche der Honorarienjagd, und mit dieser der einzige Grund des Ge-
eis der Schriftsteller gegen den Büchernachdruck ist, wie er auch un-
andern in der Herbstblumine B. 2 S. 209 ganz geradezu eingesteht. ***)
in auserdem ist es gar nicht zu bezweifeln, daß Weissers Frage:
it es wohl jemals einen Schriftsteller gegeben, der es im Ernste übel
hm, wenn man seine Werke nachdruckte?" ****) von jedem ehrdegie-
n Schriftsteller verneint werden müßte und würde. Wie denn auch
von Almendingen den Büchernachdruck nicht blos für recht-
erlaubt, sondern auch für ehrenvoll für den Verfasser hält. †)

Jene Brodschreiberei ist hauptsächlich Schuld, daß die Buchma-
ei zum Handwerke geworden ist; daß es so viele Buchmacher gibt,
he weiter nichts sind; daß so viele herrliche Kräfte, welche denn doch
einem festen Punkte in der wirklichen Welt ganz anders wirken könn-
und würden, verzehrt werden in Schwindelei für's Unendliche, wo
das Endliche leider wenig abkriegt.

In ihr liegt gewiß ein Hauptgrund des Widerspruchs, welcher sich
), oder vielmehr erst neuerlich zwischen den Ansprüchen der „reinen"
hen Geister und Dichter, ihrer Selbstvergötterung der Genialität
Verachtung des Materiellen, und zwischen der wirklichen Zweckmä-
eit, allseitigen Ausbildung und Vollkommenheit des Menschen zeigt.
will nicht rügen, daß diese hohen Geister, welche sich zu keinem
gerlichen Amte erniedrigen wollen, und affektiren, weltliche Geschäfte
nicht begreifen zu können, gleichwohl mit Buchhändlerkontrakten,
orarwechseln, Geldanweisungen, Bogen- und Zeilenberechnungen recht
umzugehen wissen. Ich will nur der schönen Geister eigne Dich-
gen für mich beweisen lassen, indem nicht leicht ein Dichter einen
nan von Umfange gibt, worin er nicht theoretisch (durch Urteile,
tenzen, Maximen u. dgl.) und praktisch (durch Aufstellung ines
en, tätigen, praktischen Mannes) dessen Vorzüge vor dem blosen
öngeist schilderte. So gehen Werter und Tasso zu Grunde, weil sie
Geschäftsleben in ihren Träumereien verschmähen; und Antonio
neben dem fast kindischen Menschen wie ein Gott, von allen, zulezt

) Korrespondent für Teutschland 1817 S. 424.
*) M. s. den Text zu Anmerk. 9 der Abhandl. S. 2.
**) „Was Unsterblichkeit! Wollen denn nicht die meisten Schriftsteller
„schon zufrieden sein, wenn sie nur in dieser Welt ein wenig ewig le-
„ben mit Mägen und Ruhm?"
***) Morgenblatt 1815 S. 546.
) M. s. Politische Ansichten über Teutschland u. s. w.

selbst von Tasso so angesehen. *) Indessen hebt sich doch der [illegible] Tasso noch über eine Menge wirklicher Dichter dadurch, daß er [illegible] stens wünscht, auch bürgerlich tätig zu sein, **) indessen [illegible] verschmähen.

So steht Lothario zwar überhaupt im Nebel, und eine [illegible] Frau bemerkte einmal sehr richtig, daß man von dem Lothario [illegible] eigentlich nicht viel erführe, als daß er viele Geliebten und viele [illegible] der habe. Indessen wenn ihn der Dichter gleich wenig darstellt, [illegible] sagt er uns doch bei jeder Gelegenheit, daß er der größte, [illegible] beste Mensch unter allen mitspielenden sei, und daß er dies [illegible] durch seine bürgerliche Tätigkeit sei. Auch arbeiten alle [illegible] geschäftigen Leute des Romans nur dahin, dem Wilhelm aus seinem Fantasieleben zu ziehen, und erklären ihn erst, als das gelungen zu [illegible] scheint, für einen Meister.

Wie können denn nun die Herren Dichter das tätig verachten [illegible] versäumen, was sie dichtend über alles erheben? ***)

Sie fallen darüber noch in einen zweiten Widerspruch, und [illegible] ten, was für ein windiges, leeres Ding ihre Anbetung der Alten [illegible] niglich ist. Denn die Alten waren mit Leib und Sele wirkliche [illegible] schen, und der Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber stand in [illegible] Regel dem Bürger und Geschäftsmanne nach. Erst taten Xenophon [illegible] Cäsar ihre Taten, dann beschrieben sie sie; und man hat eben nicht [illegible] hauptet, daß Cicero ein schlechter Schriftsteller sei, weil er ein guter [illegible] schäftsmann war.

Und so waren zu allen Zeiten die recht tüchtigen, recht achtungs- würdigen, allseitig ausgebildeten Männer solche, welche nach Horazens Vorschrift das Utile dulci mischten, und tätig und teilnehmend in [illegible] wirkliche Leben eingriffen. So war ja selbst recht ehrenwert

unser alter Hans Sachs Schuh-
macher und Poet dazu.

Und Schiller klagt in einer schönen und wichtigen Stelle seiner [illegible] nig verstandenen und nachher zu viel vergessenen vortrefflichen [illegible] über die ästhetische Erziehung, rührend über das unnatürliche Los [illegible] neuern Dichter, sich zum Besten der Kunst nur einseitig ausbilden [illegible] dürfen, und so eigene Vollkommenheit einer fremden, die allgemeine [illegible] ner besondern aufopfern zu müssen. Er konnte in dem Müssen [illegible] aber er fühlte richtig in Ansehung des Unnatürlichen.

Dem entgegengesetzt behauptete ein neuerer Dichter in einem [illegible] spräche über diesen Gegenstand die Allumfassung (oder wie er jetzt [illegible] schreiben würde, den Allumfaß) der Dichter. „Der Dichter (sagt [illegible] „kann, wie Cervantes, Petrarca und andere, den Statsmann [illegible] „aber der Statsmann nicht den alle umfassenden Dichter.“ — [illegible] ja! Spielen kann der Dichter den Statsmann, und allerlei. [illegible] haben noch Beispiele; und sie spielen recht gern so etwas. De [illegible]

*) M. s. seine letzte Rede: O edler Mann! Du stehest fest und still u. s. [illegible]

**) „Hat er (der Fürst) von seinem State je ein Wort,
„ein ernstes Wort mit mir gesprochen?“
klagt er einmal gegen Leonoren.

***) Edler und schöner sang und übte ein sehr ehrenwerter Dichter:
„Freund, einem Armen Recht zu sprechen,
„und, wenn die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen,
„ist göttlicher, als ein Gedicht.“
(Poet. Werke von [illegible] Wien 1804. B. 1 S. [illegible])

r Dichter in der Regel blühe, wann er noch nicht viel anderes seyn kann, der Statsmann aber sein πᾶ στῆ hat, und so gewöhnlich wenig Zeit noch Lust, den Dichter zu spielen, so scheint auch das letzte wahr. Das scheint aber nur so. Es hat zu allen Zeiten achtungswürdige Dichter gegeben, welche zugleich geschickte und gewissenhafte Geschäftsmänner, oder tüchtige Geschäftsmänner, welche zugleich ehrenwerte Dichter waren. Unsere Schöpfer der neuen teutschen Literatur gehören fast alle dahin: Gellert, Kramer, Rabener, Weise, Uz u. s. f. Göckingk war von jeher Geschäftsmann; aber ich denke und hoffe, man wird den Dichter der herrlichen Lieder von Amarant und Nantchen, und der geistreichsten poetischen Episteln, welche wir besitzen, noch kennen und ehren, wann grose Legionen unserer Göttlichen längst vergessen seyn werden.

Will und kann indessen so ein

> poeta, qui uno minor est Jove; dives,
> liber, honoratus, pulcher, rex denique regum,
> praecipue sanus,

des Müssiggangs, dieses einzigen Fragments von Gottähnlichkeit," *) „dieses eigentlichen Prinzips des Adels" **) pflegen; wohl, so sei es auf seine Gefahr und Verantwortung. Aber Beförderung, Erleichterung von Statswegen wäre eine grose Verkehrtheit. Gesetzt also, das gänzliche Verbot des Büchernachdrucks würde die goldne Zeit hervorbringen, daß jeder Topf (auch der leere) seinen Deckel, jede Handschrift ihren Verleger fände; und daß so jeder, welcher eine Schreibfeder halten könnte, nicht mehr seinem Städtchen, oder seinem Vaterlande, sondern der Welt, dem All, besonders aber seiner — „Gottähnlichkeit" lebte; so müßte schon darum allein der Büchernachdruck aufrecht erhalten, ja sorgsam befördert werden, um so groses Unheil zu verhüten. Das Beste des Stats, die Tauglichkeit und Würde seiner Bürger, und selbst die Erhöhung ihres wahren Lebensgenusses durch Zurückziehung aus der Papier- und Traumwelt des Schreibens und Lesens macht die Sorge wichtig und dringend, das Lohnschriftstellern eher zu erschweren, als zu erleichtern.

*) Luzinde. T. 1. Berlin 1799. S. 78.
**) Das. S. 86.

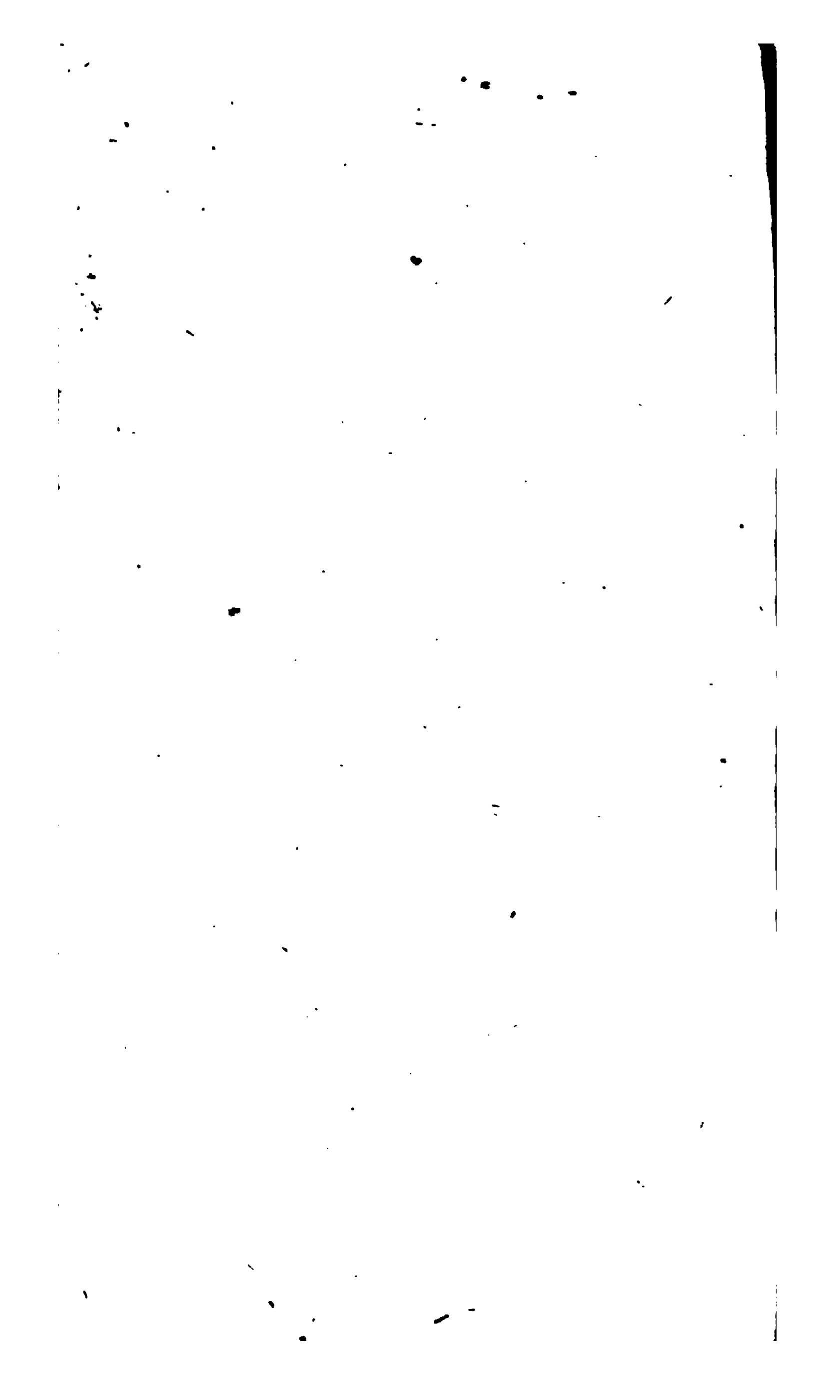
Druckfehler.

S. 11. Z. 4 von unten (im Text) ist nach bekümmern statt des ; [illegible]
und Z. 3 nach Buchs statt des , ein . zu setzen.

In einigen Abdrücken lese man ferner:

S. 6. Z. 4 v. u. (im Text) statt einmal: obgleich; Dann in bei-
ben und in der folgenden Zeile statt nicht eine mäßige: [illegible]
einmal eine mäßige.

S. 13. Z. 26 v. o. statt Geld: Gold.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06392 7852